Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

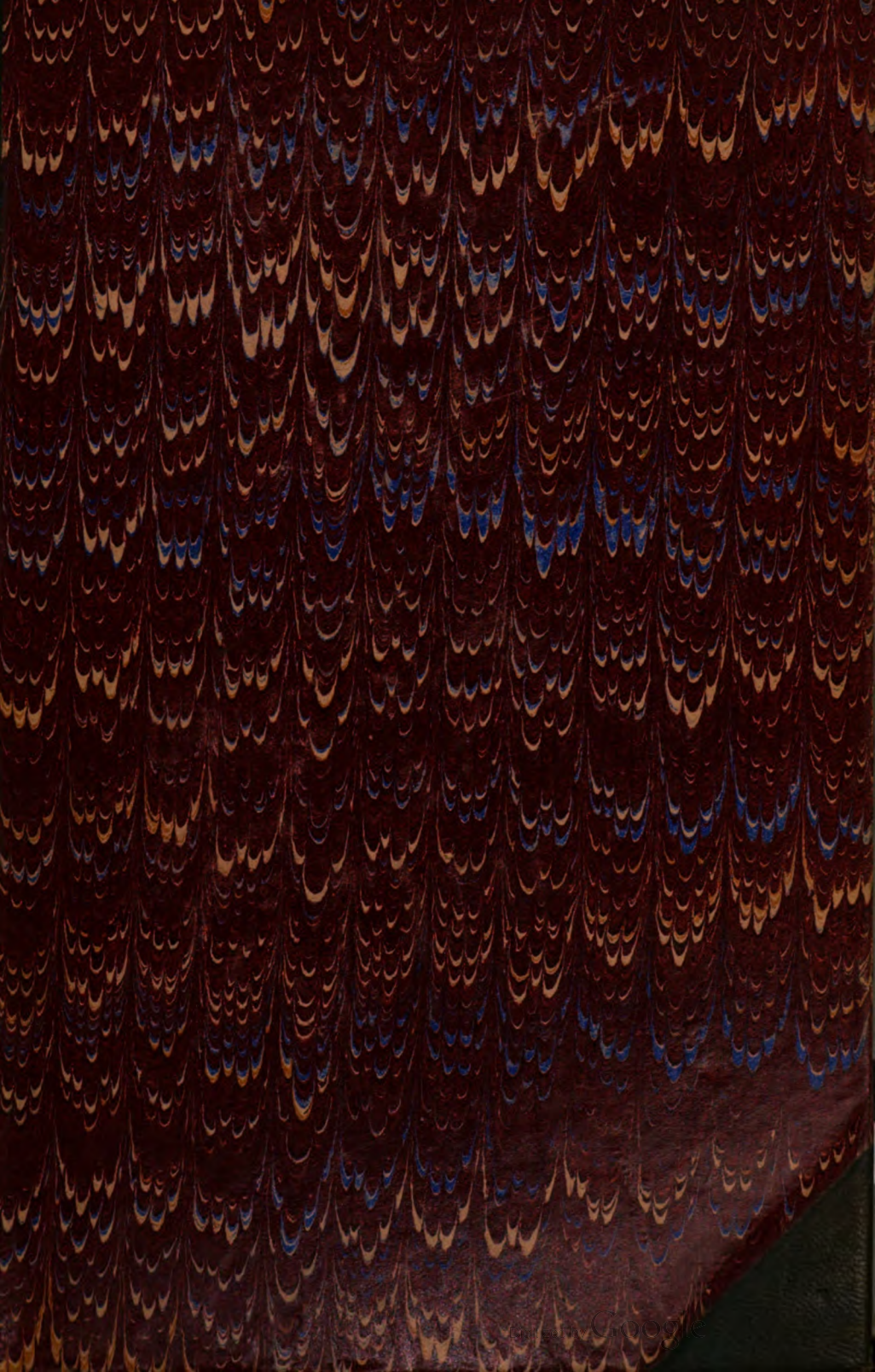
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



AP
30
D486

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE

SAGE ENDOWMENT FUND

THE GIFT OF

Henry W. Sage

1891

A.354995. 28/III/16.

9366

Digitized by Google

The date shows when this volume was taken.
To renew this book copy the call No. and give to the librarian.

HOME USE RULES.

All Books subject to Recall

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Books needed by more than one person are held on the reserve list.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

3 1924 087 701 318

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Vierzigster Jahrgang. Dritter Band
Juli bis September 1915

Stuttgart und Leipzig 1915 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

A.354995

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XL

(Juli bis September 1915)

Seite

Reinliche Scheidung 1

Dr. **Freiherr v. Jettel**: Italiens „heiliger Krieg" 2

Prof. Dr. **Siegm. Günther** (München): Englands Aufstieg und Niedergang 9

Archivrat Dr. **Lulvès** (Hannover): Die Wechselbeziehungen zwischen Italien und Rußland in der Geschichte II. 25

A. v. Kirchenheim: Der Seekodex der Ozeanokraten. Dritter völkerrechtlicher Brief 36

Prof. **Lammasch**: Erinnerungen an die Haager Friedenskonferenzen (Schluß) 40

Generalleutnant z. D. v. **Görtz**: Der fünftägige Feldzug in Belgien vor hundert Jahren 46

Geh. Sanitätsrat Prof. J. **Schwalbe** (Berlin): Zur Organisation der weiblichen Kriegskrankenpflege 63

Oberhofprediger D. **Ernst Dryander**: Die Stellung Jesu zum Kriege . 66

Freiherr **v. Hengelmüller**: Graf Alois Károlyi. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie (Fortsetzung) 76

Prof. Dr. **Eugen Oberhummer** (Wien): Amerikanische und europäische Städte (Schluß) 85

Paul v. Ebart (Coburg): Jugendbriefe des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha aus Bonn (Schluß) 93

Geh. Bergrat Dr. **Branca**, Universitätsprofessor für Geologie und Paläontologie in Berlin: Der Krieg in seinen Folgen für die Internationalität der Wissenschaft 102

Dr. jur. **Kurt Ed. Imberg**: Englands Reue über Japan 108

Woran erinnert die deutsche Front in Ost und West? 121

Europa und die Zeitungsdemagogie 126

Dr. **H. v. Langermann**: Ueber Abrüstung und Völkerfriedenskongreß 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. 134

Universitätsprofessor Dr. **Hatschek** (Göttingen): Die Wandlungen der Monroedoktrin 142

Wilhelm Biernatzki-Voorde: Friedrich v. Martin 149

K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Fürst Karl Anton von Hohenzollern in seiner Politik. Aus Briefen an ihn und von ihm . . 158. 301

Ueber die russische Armee im Jahre 1850. Nach Aufzeichnungen des Majors v. Schlegell, bearbeitet von M. Conrad 168

Dr. **Wolfgang Windelband** (Heidelberg): Habsburg und Hohenzollern . 176

Digitized by Google

Seite

Prof. Dr. **Hugo Ribbert** (Bonn): Anpassung und Krankheit 189
Prof. Dr. **Budde** (Hannover): Neuidealismus und Pädagogik 197
Theodor v. Sosnosky: Aus vergangenen Tagen. Kriegsbriefe aus dem Jahre 1859 204
Strobl v. Ravelsberg (Wien): Gablenz vor Oeversee. In Briefen aus dem Jahre 1864 212
F. v. Mantoch-Rekowski: Italienische Erinnerungen. Friedrich Krupp . 225
Brief eines Gewesenen. Von einem früheren Minister 228
Dr. Freiherr **v. Jettel**: Albanien 241
Scheich Abdul-Asis Tschawisch: Der Islam und Deutschland. Wie soll man sich die Zukunft des Islams denken? 249
W. Reiche (Wiesbaden): Der französische General Champion, ein Anhänger Kaiser Wilhelms I. 253
Prof. Dr. **H. Guthe** (Leipzig): Französische und englische Pläne im vorderen Orient 258
Dr. phil. **W. Koester** (Münster): E. M. Arndt über die deutsche Einigung. Ungedruckte Briefe Arndts 267
Prof. Dr. **Bernhard Fehr**: Der englische Machtbegriff 282
Professor **Karl B. Hofmann** (Graz): Die sakrale Rolle des Wassers . 287
Karl Mollenhauer: Dorpat-Jurjew. Erinnerungen aus der Studienzeit 311
Dr. **Max B. Weinstein**: Die Zusammenhanglosigkeit und Verbindung in der Welt 318
Robert Albert (Klein-Zschachwitz bei Dresden): Einer der letzten Frühdeutschen 324
Dr. **Heinr. Schierbaum** (Burgsteinfurt): Lenaus Geistesumnachtung. Sein Aufenthalt in Winnenthal. Mit unveröffentlichten Briefen des Hofrats Dr. med. Zeller 328
Dr. **Maximilian Lewels**: Buchara 340

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte. **Raimund Friedrich Kaindl** (Czernowitz-Wien): Deutsches Leben in Galizien und in der Bukowina 114
Geschichte. **Ernst Lennhoff**: Ein Fürstenbundplan des Freiherrn Hans v. Gagern aus dem Jahre 1794 230
Geschichte. **Raimund Friedrich Kaindl** (Wien): Die Deutschen in Ungarn 350

Kleine Revuen

Literarische Berichte 117. 234. 353
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 120. 239. 356

Digitized by Google

Reinliche Scheidung

„Wo das Wasser salzig schmeckt, da ist Englands Reich," so hieß es im vorigen Jahrhundert. Heute will auch das deutsche Volk Salzwasser schmecken. Das ist der Grund des Krieges, nichts andres, alles übrige ist Beiwerk und Gerede.

Auf dem Lande hat England gegen zivilisierte Völker nie allein gefochten, es mußte Verbündete haben. Das lehrt die Geschichte seit der Königin Elisabeth. Heute kämpft es um seine Existenz, es sucht seine Verbündeten da, wo man Deutschland haßt, und da, wo man Geld nimmt.

Zu dieser Zeit tritt die reinliche Scheidung der Völker ein, derer, welche vornehm und anständig denken, und derer, welche hassen, Geld nehmen oder nach gebrochenem Bündnis Verrat üben. Belgien spielte doppelt, Frankreich haßte, Rußland tat beides und nimmt Geld; am verächtlichsten ist Italien, das mit Geld gespickt dem Verbündeten vom Rücken her den Dolch in den Körper stößt.

Ein Völkerrecht gibt es nicht mehr, aber es gibt ein Urteil und eine Verurteilung in der Weltgeschichte.

Eine Partei, welche Lüge und gemeinen Haß auf ihre Fahne schreibt, ist eines Fortschreitens in der Kultur nicht würdig. — Gewiß sind bei Beginn des Krieges in Belgien und im nordöstlichen Frankreich schwere Strafen an Zivilpersonen verübt worden. Aber wer hieß diese in Belgien und in der Umgegend von Longwy die Waffen hinterrücks ergreifen? Wer drückte selbst dem Pfarrer die Waffen in die Hand? Wer lehrte die Einwohner, den Sieger am Abend freundlich empfangen, um ihn am nächsten Morgen verräterisch niederzuschießen? Es war die gemeine Gesinnung der feindlichen Zivil- und Militärbehörden, denen jedes Mittel, Falschheit und Verrat recht war, um uns, den Deutschen, zu schaden.

England leidet unter dem Unterseebootkrieg. Sofort heißt es, das ist Piraterie. Wie konnte die mit Kriegsmunition gefüllte „Lusitania" Frauen und Kinder als Passagiere mitnehmen? Das ist Gemeinheit und Heuchelei. Des schnöden Gewinnes wegen hat der Kapitän unschuldige Menschen ins Unglück gelockt. Wenn Amerika das nicht einsieht, ist es blind.

Italien konnte alles bekommen, was ihm irgendwie zukam. Es benutzt die Notlage eines ehemaligen Freundes, um sich, wenn es geht, zu bereichern.

Wenn es ein Weltgericht gibt, steht England mit seinen Verbündeten, dem mit blinden Haß erfüllten Frankreich, dem undankbaren Rußland, dem König-

Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

mordenden Serbien und dem treulosen Italien, aller Moral bar und jeder Sympathie anständiger Menschen entblößt da. Japan mag man verzeihen, denn es kennt keine sittlichen Grundsätze. Amerika wird aufwachen und allmählich erkennen, wo Kultur und wahrhaft vornehme Gesinnung sich befindet.

Die reinliche Scheidung zwischen Germanen, im Bunde mit den wieder erwachten Osmanen, kam vielleicht früher, als es wünschenswert und geplant war.

Aber ein Gottesgericht wird entscheiden, und die Deutschen können versichert sein, daß, wenn auch Feinde ringsum, ihnen der Sieg bleiben wird.

Italiens „heiliger Krieg"

Von

Dr. Freiherr v. Jettel

Eure Rede sei: Ja, ja, nein, nein;
Was darüber ist, das ist von Uebel.
Matth. 5, 45.

Gerade vor hundert Jahren, am 9. Juni 1815, hat man in Wien die Schlußakte des Kongresses unterzeichnet, durch die das alte, von Napoleon über den Haufen geworfene Europa wieder auf die Füße gestellt wurde. Es war die Periode der Restaurationen. Auch für Italien sollte die „gute alte Zeit" wieder aufleben. Die Sekundo- und Tertiogenituren der früheren Rivalen auf der apenninischen Halbinsel, der Häuser Habsburg und Bourbon, kehrten in ihre Residenzen zurück und Lombardo-Venetien kam wieder an Oesterreich, dem es durch den Frieden von Campoformio zugefallen war. Sie alle sollten sich nicht lange ihres Besitzes erfreuen. Eine revolutionäre Bewegung, geleitet von geheimen Gesellschaften, den Carbonari, später der „Giovine Italia" Mazzinis, ließ schon in den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz Italien in seinen Grundfesten erzittern. Schutz und Hort fand sie bei der einzigen nationalen Dynastie im damaligen Italien, den Königen von Sardinien, die selbst erst durch den Wiener Kongreß wieder auf ihren angestammten Thron gelangt waren. In weitaus kürzerer Zeit, als man sich je wohl träumen ließ, sah sich das Königreich Sardinien, unterstützt von Napoleon, dem Schutzpatron aller unterdrückten Nationen, und begünstigt durch die allgemeine internationale Konstellation als Herrn von ganz Italien, als Großmacht, die in allen Fragen der europäischen Politik ein Wort mitzusprechen hatte. Statt aber mit diesem Erfolge zufrieden zu sein und die Geschichte der Vergangenheit abzuschließen, lebt Italien, was sein Verhältnis zu Oesterreich anbelangt, vielfach auch heute noch in dem Gedankenkreise eines Silvio Pellico und glüht dort heute noch der ewige Haß des Dieners gegen den Herrn.

Digitized by Google

Das Schlagwort von der „Befreiung der unerlösten Provinzen" ist für die Entschließungen der italienischen Regierung bis heute mitbestimmend geblieben, wie erst neulich Sonnino auf dem Kapitol verkündete. Die Irredenta ist ein Schmerzenskind der österreichisch-italienischen Beziehungen. Man will in Rom nicht begreifen, daß das Herumtragen von Fahnen unter dem Rufe: „Evviva Trento e Trieste", die Erhebung eines österreichischen Unteroffiziers, der seinem Kaiser und obersten Kriegsherrn nach dem Leben trachtet, zum italienischen Nationalhelden und ähnliche Dinge in Oesterreich reizen müssen. Sie führen zu Repressionen, die oft über das nötige Maß hinausgehen und dann wieder in Italien als Beweise der Unterdrückung der Italiener in Oesterreich ins Treffen geführt werden. So bewegt man sich in einem Circulus vitiosus. Es ist übrigens sehr fraglich, ob eine volle Befriedigung der nationalen Wünsche der österreichischen Italiener in Italien selbst erwünscht wäre. Es gäbe dann keine „Schmerzensschreie" mehr, die für die italienische Befreiungsaktion ein unentbehrliches Requisit sind. Einsichtige italienische Staatsmänner haben selbst das Unsinnige dieses Schlagwortes von den unerlösten Provinzen eingesehen. So sagte einmal Mancini in einer Kammerrede: „Darum, weil einige Gebietsteile Oesterreichs italienisch sind, sollen wir sie von Oesterreich verlangen! Dann müßten wir in Frankreich und England wegen Nizza, Korsika und Malta dasselbe tun. Deutschland müßte von Oesterreich und Rußland deren deutsche Provinzen fordern und ganz Europa würde in einen entsetzlichen Krieg hineingerissen. Was die Bannerträger der Irredenta fordern, ist nicht Trient oder Triest, sondern der Untergang von Oesterreich-Ungarn." Hier sei noch ein offenes Bekenntnis des Generals La Marmora erwähnt, gewiß eines unverdächtigen Zeugen. In seinem Buche „Un pò più di luce sugli eventi politici e militari dell' anno 1866" heißt es: „Il giogo dell' Austria non era così ferreo, crudele, come tutti, più o meno esagerando, abbiamo affermato, ma era pur sempre un giogo e per ciò solo insopportabile." (Das österreichische Joch war keineswegs so eisern, so grausam als wir alle mit mehr oder weniger Uebertreibung behaupteten; allein es war immerhin ein Joch und deshalb unerträglich.)

Die „Einheit" Italiens blieb also und bleibt bis zum heutigen Tage ein Glaubensartikel, auf den jeder anständige Italiener eingeschworen sein muß. Was alles zu Italien gehöre, darüber war man nicht immer derselben Ansicht. Der große italienische Dichter nennt sein Vaterland „il bel paese che il mar circonda e le Alpi". Danach würden also Istrien und Dalmatien nicht zu Italien gehören. Vom Fürsten Metternich stammt das Wort, Italien sei nur ein geographischer Begriff. Trifft dies auch heute nicht mehr zu, wird man doch nicht leugnen können, daß Italien *auch* ein geographischer Begriff sei. Kein Schuljunge wird im Zweifel sein, wohin er auf der Karte von Europa zu zeigen hat, wenn er gefragt wird, wo Italien liegt. Die Bestrebungen zur Herstellung der Einheit Italiens, d. h. zur Erwerbung jener Gebiete, die von einer Italienisch sprechenden Bevölkerung bewohnt sind, aber *noch nicht* zum Königreiche Italien gehören, ziehen sich wie ein roter Faden durch die neuere Geschichte des Landes.

Digitized by Google

Es war eine Enttäuschung für die königliche Regierung, daß der Krieg von 1859 ihr nur die Lombardei und nicht auch Venetien einbrachte. Schon das Jahr darauf drohte der Ausbruch eines neuen Krieges zwischen Oesterreich und Italien. Schleinitz schrieb damals an Bismarck nach Petersburg: „Daß Deutschland bei der Erhaltung dieses österreichisch-italienischen Besitztumes (Venedig) nicht bloß aus Gründen der militärischen Sicherheit, sondern auch wegen der unausbleiblichen Folgen der Lostrennung wesentlich beteiligt ist, darüber bin ich mir immer weniger zweifelhaft ... Durch die Lostrennung von Venetien wird die Revolution nicht geschlossen werden, sondern einen neuen und gefährlichen Durchbruch erhalten ... Ihre Erwartungen von dem künftigen einheitlichen Italien vermag ich nicht zu teilen. Ich will zugeben, daß es unter Umständen wohl einmal unser Alliierter werden könne, glaube aber, daß wir es viel konstanter in den Reihen unsrer Gegner, namentlich im Gefolge Frankreichs, erblicken werden."

Fürwahr, ein prophetischer Geist! Die italienische Regierung wollte vorerst versuchen, mit friedlichen Mitteln an ihr Ziel zu gelangen. La Marmora schickte im Jahre 1865 einen Vertrauensmann nach Wien, um wegen einer freiwilligen Abtretung Venetiens zu verhandeln. Er schreibt darüber, unter den italienischen Besitzungen Oesterreichs habe er nie etwas andres als den rein italienischen Teil Tirols verstanden. An Triest habe er nie gedacht, da es seine Handelsinteressen auf Deutschland weise. Zudem sei die Stadt von einer slawischen und deutschen Bevölkerung umgeben, die von den Triestinern nichts wissen wolle. Der Versuch blieb ohne Erfolg, es kam zum Krieg, Italien wurde zu Land und zur See geschlagen, aber — es erhielt Venetien. Damit war es aber keineswegs zufrieden, einerseits, wie La Marmora an Nigra schreibt: „Recevoir la Vénétie en cadeau de la France est humiliant pour nous", und dann, weil es nicht bloß Venetien in jenen administrativen Grenzen haben wollte, die es unter der österreichischen Herrschaft besessen hatte, sondern mit Inbegriff der Provinz Alto Adige des Napoleonischen Königreiches. Diesen Wunsch hatte die italienische Regierung bereits während der Verhandlungen über das Bündnis mit Preußen geäußert, war aber bei Bismarck auf Widerspruch gestoßen. Es liegt der Text einer Denkschrift Moltkes über diesen Gegenstand vom 5. März 1866 vor, worin es heißt, Preußen könne der endgültigen Abtretung eines zum Deutschen Bunde gehörigen Territoriums nicht zustimmen. In diesem Sinne sprach sich dann Bismarck wenige Tage später auch dem italienischen Gesandten in Berlin, Barral, gegenüber aus, und am 26. Juli berichtete General Govone an La Marmora auf Grund einer Unterredung mit Bismarck, nach den von Oesterreich und Preußen im Prinzip angenommenen Friedensvorschlägen Frankreichs könne das italienische Verlangen nach Tirol und noch weniger jenes nach andern österreichischen Provinzen unmöglich unterstützt werden. Noch während der Friedensverhandlungen beauftragte Visconti-Venosta den Gesandten Nigra, er möge der französischen Regierung gegenüber geltend machen, daß der wichtigste Gegenstand die Berichtigung der Grenzen Venetiens sei, dieses

Digitized by Google

müsse bis zum Isonzo und bis zu einer Linie reichen, die das Etschtal südlich von Bozen und nördlich von Trient zu durchschneiden hätte. Napoleon war für die Sache nicht zu gewinnen, und auch die Bemühungen Menabreas, diese Forderung in Wien durchzusetzen, blieben erfolglos.

In Italien ließ man aber die Hoffnung, doch noch seine Wünsche erfüllt zu sehen, nicht sinken. Im Jahre 1868 schickte König Viktor Emanuel den General Türr nach Wien, um wegen eines gegen Preußen gerichteten Bündnisses zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien zu verhandeln. Als Angabe verlangte Italien das Trentino. Nach dem unglücklichen Ausgange des Deutsch-Französischen Krieges machte man in Frankreich den Heißhunger Italiens nach einer Gebietserweiterung für den Mißerfolg des Bündnisgedankens verantwortlich. Italien hatte nämlich Rom, Nizza und ganz Tirol verlangt, erst auf die Weigerung Frankreichs und Oesterreichs, auf diese Bedingungen einzugehen, wollte es sich mit dem Trentino begnügen.

Einige Jahre waren ruhig hingegangen. Der Deutsch-Französische Krieg hatte die Luft gereinigt. Da ließ sich ein neuer Schmerzensschrei aus Italien vernehmen. Unter dem Vorwande einer Mission, um mit den Großmächten über die Gleichstellung der beiderseitigen Staatsangehörigen zu verhandeln, begab sich der damalige Präsident der italienischen Kammer, Francesco Crispi, im Herbst 1877 auf eine Rundreise durch die Hauptstädte Europas. Das Verhältnis zwischen Oesterreich und Italien war zu jener Zeit sehr gespannt. Die italienische Regierung hatte allerlei auffallende militärische Maßregeln getroffen. Der Irredentismus machte sich lebhafter geltend, man bereitete eine Expedition italienischer Freiwilliger nach Dalmatien vor. Die österreichische Regierung ergriff Gegenmaßregeln. Anderseits hatte man in Rom wohl von den Abmachungen Oesterreichs mit Rußland über die Balkanfragen gehört und wollte nicht „uninteressiert“ bleiben. In der Instruktion des Ministerpräsidenten Depretis wird als Hauptzweck der Mission bezeichnet die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Italien zum Schutze gemeinsamer Interessen. Die italienischen Interessen, heißt es dann, können nicht allein durch die Vorherrschaft der ultramontanen Partei (in Frankreich) verletzt werden, sondern auch durch die Vergrößerung Oesterreichs infolge der Annexion einiger ottomanischer Provinzen. Am 17. September 1877 hatte Crispi in Gastein eine Unterredung mit Bismarck. Er schüttete ihm sein Herz aus. „Wenn Rußland, um sich die Freundschaft Oesterreichs zu sichern, diesem Bosnien anbietet, kann Italien dies nicht zugeben ... Sie wissen, im Jahre 1866 blieb Italien ohne Grenzen nach den Ostalpen zu. Wenn Oesterreich neue Provinzen erhielte, die es im Adriatischen Meere verstärkten, bliebe unser Land, so oft es dem Nachbarreiche gefiele, einer Invasion ausgesetzt.“ Ohne auf die Grenzfrage einzugehen, antwortete Bismarck: „Bosnien und die ganze Orientfrage berührt deutsche Interessen nicht. Es würde uns leid tun, wenn zwei Freunde sich bekämpften. Wenn sich Oesterreich Bosnien nimmt, mag sich Italien Albanien oder ein andres türkisches Gebiet am Adriatischen Meere nehmen.“

Digitized by Google

Im übrigen wies ihn Bismarck an Andrássy. In Wien hatte man wohl Kenntnis von dieser Unterredung und nahm zu den italienischen Wünschen sofort Stellung. In einem Artikel des offiziösen „Fremdenblatt" hieß es, wenn Crispi Bismarck von Trient und Triest gesprochen hat, wird dieser ihm gewiß keine Hoffnung auf Unterstützung Deutschlands zur Verwirklichung dieser Wünsche gemacht haben. Am 16. Oktober sah Crispi den Sektionschef im Auswärtigen Amte, v. Orczy. Die Antwort, die er erhielt, läßt sich dahin zusammenfassen, daß die rückhaltlose Anerkennung dessen, was Oesterreich gegenwärtig sein nennt, die unerläßliche Vorbedingung einer österreichisch-italienischen Allianz sei. Folgenden Tages erschien im „Fremdenblatt" ein Artikel, in dem es hieß, von einer Ausdehnung der italienischen Grenzen auf Kosten unsrer Monarchie, unter was immer für einem Vorwande, könne absolut keine Rede sein. Es sollte verhütet werden, daß jenseits der Alpen der Wahn Platz greife, Oesterreich werde auf friedlichem Wege seine Zustimmung zu weiteren Gebietsabtretungen an Italien erteilen. Am 20. Oktober war Crispi bei Andrássy, der ihm auf seine Ausführungen über „nationale Aspirationen" erwiderte, die Sprache sei nicht die einzige Norm für die Feststellung der Nationalität, es kämen auch andre Momente in Betracht; mit der Grammatik mache man keine Politik. „Nehmen Sie zum Beispiel Triest, wenn wir es Ihnen auch geben wollten, Sie würden nicht einen Tag dort bleiben können, Sie würden verwünscht." — Nun brachte Crispi das Gespräch auf Fiume. Es sei eine lächerliche Bezichtigung, daß Italien nach dessen Besitz strebe. Häfen seien für den Handel notwendige Tore, wer sie hat, müsse auch das Gebiet besitzen, aus dem die zu verschiffenden Produkte kommen.

Crispis Reise und die dadurch gewonnene politische Orientierung blieben ohne praktische Folgen. Es kam das franzosenfreundliche Ministerium Cairoli, und damit schwand für den Augenblick jede Hoffnung auf ein intimeres Verhältnis zwischen den drei Mächten. Die Umstände, welche Italien schließlich doch veranlaßten, sich an das deutsch-österreichische Bündnis anzuschließen, sind allgemein bekannt. Es galt damals als selbstverständlich, daß Italien dadurch implizite auf die Verwirklichung seiner Träume bezüglich der italienisch sprechenden Grenzländer verzichtete. In der „Nuova Antologia" vom 1. September 1881 veröffentlichte ein Exdiplomat einen Artikel „Le alleanze dell'Italia", in dem in überzeugender Weise dargelegt war, daß die Aufrechterhaltung der nationalen Aspiration Italiens mit dem eingegangenen Bundesverhältnis unvereinbar wäre. Man konnte sich, heißt es, wohl ein Italien nicht ohne Venedig und Rom denken, man könne es sich aber wohl denken ohne Trient und Istrien. Indessen dauerte die Ruhe nicht lange. Mit der von Oesterreich-Ungarn und Rußland eingeleiteten mazedonischen Reformaktion kam in die österreichisch-italienischen Beziehungen ein neues störendes Element: das Mißtrauen, daß sich die Donaumonarchie auf dem Balkan „au delà de Mitrowitza" ausdehnen könnte. Dieses schon zur Zeit Crispis angeschlagene Motiv, das dann wieder auftauchte, als die Annäherung greifbare Formen annahm, beherrschte in den nächsten Zeiten das Verhältnis zwischen den beiden nunmehr verbündeten Nachbarstaaten. Gelegentlich der ersten Er-

Digitized by Google

neuerung des Bündnisses 1887 wurde die Erklärung Oesterreich-Ungarns, über die Grenzen Bosniens nicht hinausgehen zu wollen, mit Bürgschaften umgeben, die geeignet gewesen wären, den Beängstigungen Italiens ein für allemal ein Ende zu machen. Im Artikel 7 des neuen Vertrages wurde festgesetzt, daß für den Fall, als eine der beiden Mächte genötigt wäre, den Statusquo auf dem Balkan durch eine zeitweilige oder dauernde Besetzung zu ändern, der andre Teil Anspruch auf eine Kompensation haben solle. Worin diese Kompensation bestünde, wurde nie gesagt. Einen Fingerzeig gab aber schon die früher erwähnte Antwort Bismarcks, Italien könne sich ein Stück der Türkei nehmen. Man lese ferner die Reden Guicciardinis und Tittonis aus jener Zeit nach. Von einer Kompensation durch österreichische Gebietsteile war nie die Rede. Wohl hat der irredentistische Abgeordnete Barzilai einmal in einer Kammerrede die Behauptung aufgestellt, zur Zeit des Abschlusses des Bündnisses habe zwischen dem damaligen österreichisch-ungarischen Botschafter Grafen Wimpffen und dem Unterstaatssekretär Maffei ein Briefwechsel stattgefunden, in dem sich Oesterreich-Ungarn verpflichtete, Italien als Kompensation für die Annexion Bosniens das Trentino abzutreten. Tittoni leugnete aber die Existenz einer solchen Korrespondenz in aller Form ab und wies ebenso die Behauptung zurück, daß der Dreibund eine Bestimmung über Trient enthalte. Ungeachtet dieser Ergänzung des Bündnisvertrages und obwohl die hinsichtlich eines beiderseitigen Desinteressements bezüglich Albaniens getroffenen besonderen Verabredungen Italien vor den Gefahren eines Handstreiches Oesterreichs in jenen Gegenden schützte, verfolgte man in Rom voll Mißtrauen jeden Schritt Oesterreich-Ungarns auf dem Balkan. Wie empört war man über das Projekt der Sandschakbahn und gar, als bald darauf Oesterreich-Ungarn die Annexion Bosniens aussprach. Damals soll das Verlangen nach der bewußten „Grenzregulierung" neuerdings aufgetaucht sein, ohne aber in Wien auf Verständnis zu stoßen. Italien näherte sich so immer mehr der Politik Rußlands, wozu auch manche persönliche Momente beigetragen haben mögen. Die Königin Elena, die Tochter des „einzigen Freundes" des Zaren, war in St. Petersburg erzogen worden, und an dem dortigen Hofe hatte der König nach der Thronbesteigung seinen ersten Antrittsbesuch gemacht. Schon in den 70er Jahren war, wie Crispi erzählt, in Wien der Verdacht aufgetaucht, zwischen Ignatiew und Robilant wären Abmachungen über den Balkan getroffen worden. Seit der Zusammenkunft des Zaren mit dem König von Italien in Racconigi 1908 zeigte sich ein zunehmender Parallelismus ihrer politischen Ziele. Beiden ist darum zu tun, Oesterreich-Ungarn an einer weiteren Ausdehnung seiner Macht- und Einflußsphären auf dem Balkan zu hindern, wenn auch aus verschiedenen Motiven. Italien möchte sich an den östlichen Küsten der Adria, des Mare nostro, in Albanien und Dalmatien festsetzen und sieht deshalb das Hinterland nicht gerne in Oesterreichs Händen. Rußland aber hat dieselben Gebiete seinen Schutzbefohlenen, den Serben, zugedacht. Es hat wenigstens den Anschein, als ob sich daraus gewisse Dissonanzen ergeben sollten. Die italienische Presse spricht sich einstimmig gegen

Digitized by Google

eine Festsetzung der Serben an der Adria aus und Rußland scheint für Italien optiert zu haben, dessen es im Augenblicke dringender bedarf als Serbiens. Der neue russische Botschafter, Giers, soll auch erklärt haben, Serbien möge sich keinen unrealisierbaren Hoffnungen hingeben, Italien habe in der Adria alte Traditionen zu schützen. Allerdings sagte er das in Rom.

Dieser kurze historische Rückblick läßt erkennen, daß Italiens Politik seit langem durch unersättliche Ländergier, vor allem durch das Verlangen nach den letzten Resten italienischer Gebiete die sich im Besitze Oesterreichs befinden, diktiert ist. Was Italien am 10. April verlangt hat, setzt freilich allen seinen bisherigen Anmaßungen die Krone auf und war wohl darauf berechnet, zum Bruch zu führen. Damit hat Italien die Maske abgeworfen und einem Verhältnisse ein Ende gemacht, das schon längst an innerer Verlogenheit hätte zugrunde gehen müssen. Diesen eigentlichen Beweggrund seines Handelns, den „sacro egoismo", ließ Salandra in seiner Rede am Kapitol nur zum Teil durchleuchten, wenn er sagte, Italien müsse seine militärischen Grenzen sichern und eine minder gefährliche strategische Lage in der Adria erzielen. Das ist die Logik eines Banditen, Oesterreich-Ungarn soll auf jene natürlichen Vorteile, die ihm seine geographische Lage bietet, freiwillig verzichten und sie Italien ausliefern, um dann selbst in jene „gefährliche strategische Lage" zu gelangen, über die sich Italien heute beschwert! Daß diese egoistischen Motive bei der italienischen Regierung von Anfang an überwiegend waren, unterliegt wohl keinem Zweifel, wenn auch das Telegramm des Königs an Kaiser Franz Joseph die Versicherung enthielt, Italien werde seinem Verbündeten gegenüber eine herzlich freundschaftliche Haltung bewahren, entsprechend dem Dreibundvertrage, seinen aufrichtigen Gefühlen und — den großen Interessen, die es wahren muß. So klang ja auch das Communiqué über den Beschluß des italienischen Ministerrates vom 1. August aus: „Italien müsse sich die Entschließung vorbehalten, wie es die italienischen Interessen am besten vertritt, ohne zugleich seine freundliche Haltung gegen seinen Verbündeten aufzugeben." Man sieht, zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust, und die Interessen haben die Gefühle totgeschlagen.

So war die Haltung Italiens schon von Anfang an doppelzüngig, zweideutig, um schließlich nur mehr eine Deutung zuzulassen. Daß für Italiens Erklärung, es betrachte den Casus foederis nicht für gegeben, Frankreich ihm zu großem Danke verpflichtet war und bleibt, liegt auf der Hand. Selbst der „Temps" sagte erst unlängst, diese Haltung kam für Frankreich einem Siege gleich, sie machte Armeen frei, deren Frankreich dringend bedurfte. Daß man in Paris begierig war zu erfahren, was Italien tun würde, ist begreiflich. Als Barrère am 27. Juli anfragte, ob es wahr sei, was einige Blätter behaupten, Italien billige die österreichische Aktion und werde seine Bündnispflichten erfüllen, beruhigte ihn San Giuliano mit der Versicherung, dies sei keineswegs der Fall, Italien sei nicht gefragt worden, es habe also in Wien keinerlei Mitteilung zu machen (französisches Gelbbuch Nr. 72). Erst in einem späteren Zeitpunkte scheint man in Rom zu der Einsicht gelangt zu sein, daß Italien als Großmacht sich auf die eine oder

Digitized by Google

andre Seite schlagen müsse, um nicht zwischen zwei Stühlen auf der Erde zu sitzen. Aus einer allgemeinen europäischen Konflagration durfte es nicht mit leeren Händen hervorgehen. Der Ausgang des Berliner Kongresses hatte in Rom kaum geringeren Groll zurückgelassen als in St. Petersburg. Auch fürchtete man wohl in Rom die Rache Oesterreichs für die italienische Treulosigkeit. Schließlich mögen klingende Argumente, zur rechten Zeit und am rechten Orte angebracht, dazu beigetragen haben, zunächst die Straße und mit ihr die Regierung und den König für ein offenes Abschwenken zum Dreiverband zu gewinnen. Wie weit die Verhandlungen mit diesem zeitlich zurückreichen und welche Verpflichtungen der Vertrag den einzelnen Teilnehmern auferlegt, ist, wenigstens vorläufig, ein tiefes Geheimnis; keine der seither veröffentlichten Sammlungen diplomatischer Aktenstücke verrät davon ein Sterbenswörtchen. Und doch wären die Peripetien dieses Handels von großem Interesse. Daß aber Italien gleichzeitig mit seinen damaligen Verbündeten und mit ihren Feinden verhandelt hat, charakterisiert die italienische Politik zur Genüge. Ob es nicht auf das falsche Pferd gewettet hat, als es sich dem Dreiverband in die Arme warf, wird der Ausgang des Krieges erweisen.

Englands Aufstieg und Niedergang

Von

Prof. Dr. Siegm. Günther (München)

Es hat für viele Deutsche, zu denen auch der Schreiber dieser Zeilen gehört, einiger Ueberwindung bedurft, die Rolle, welche Großbritannien bei der Heraufbeschwörung des uns in seinem Banne haltenden Frivolitätskrieges gespielt hat, richtig zu verstehen und zu würdigen. Denn mochte man auch noch so häufig unerfreuliche Züge in der Politik und im ganzen Verhalten des Inselstaates wahrnehmen, mochte man noch so sehr davon überzeugt sein, daß König Eduards VII. Streben danach ging, dem Deutschen Reiche Schwierigkeiten zu bereiten, so hegte man vielfach doch ehrliche Achtung gegen ein Land, dessen Entwicklung recht eigentlich allen konstitutionell regierten Ländern des Erdkreises die Bahn vorgezeichnet hatte, dessen Bürger dem Fremden, von gewissen Aeußerlichkeiten abgesehen, immerhin in respektablem Lichte erschienen. Zwar hat bereits der kluge alte Kant gemeint, die trefflichen Eigenschaften des einzelnen Briten verwandelten sich in ihr Gegenteil, wenn man es mit dem ganzen Volk zu tun habe, und Schillers Wort von den „Polypenarmen", die „das ganze Reich der Amphitrite" umklammern, hat in den mehr als hundert Jahren, die inzwischen verflossen sind, gewiß keine Abschwächung erfahren. Allein man war doch vielfach der Ansicht, jene Annäherungsversuche, die von schätzbarer englischer Seite in Szene gesetzt wurden und auf der unsrigen einen nur allzu bereitwilligen

Digitized by Google

Widerhall fanden, müßten wahr und ernst gemeint sein, und als im vergangenen Sommer die englische Kriegsflotte „zu freundlichem Besuche“ in Kiel eintraf, hielt es schwer, zu glauben, daß höchst unlautere Beweggründe — nunmehr kennen wir sie ja — diese Episode veranlaßt haben sollten. Und sollten sich wirklich unsre Staatsmänner durch diese gleißnerische Freundlichkeit haben täuschen lassen, so würden wir ihnen daraus keinen Vorwurf machen. Es ist nun einmal deutsche Art, dieselbe Ehrlichkeit der Gesinnung, in deren Besitz man sich selber weiß, auch bei andern vorauszusetzen. Ueberdies, so fragen wir, hätte ein stärkeres Mißtrauen den Gang der Ereignisse verändern, aufhalten können? Das wird sich schwerlich behaupten lassen, und nur dann wäre ein Tadel am Platze, wenn irgendeine militärische oder maritime Vorsichtsmaßregel versäumt worden wäre, und daß dies nicht der Fall, das dürfte durch den bisherigen Verlauf des Weltkrieges zur Genüge dargetan worden sein.

Gewisse unerfreuliche Merkmale des englischen Verhaltens gegen andre Völker treten selbstverständlich auch in der älteren Geschichte der Nation hervor, aber es steht ihnen als Gegengewicht fast immer eine Reihe von sozusagen positiven Tatsachen gegenüber, die versöhnend wirken können. Die Gegenwart weiß von solchen nichts mehr zu berichten. So ist es denn jedenfalls von Wert, einen Blick auf die Geschichte zu werfen und einen Werdegang zu erörtern, der von schwachen Anfängen zu einer gewaltigen Höhe hinaufführte und jetzt bereits wieder in der entschiedensten Weise rückläufig geworden ist. Natürlich können wir diese Betrachtung erst da ihren Anfang nehmen lassen, wo sich Beziehungen nicht ausschließlich kriegerischer Art zwischen der Insel und dem Festlande anzubahnen beginnen, denn unter den Plantagenets war ja das von Wilhelm dem Eroberer gegründete Königreich zuerst in stete Fehden mit der halben Welt verwickelt, bei denen jedoch, sehr im Gegensatze zur Jetztzeit, wirtschaftliche Interessen gar nicht oder nur in untergeordnetem Maße sich geltend machten. Eduard I., Eduard III., Heinrich IV. und Heinrich V. verschwendeten die Volkskraft ihres Landes in den Bemühungen, Frankreich zu erobern, aber man bemerkt doch auch schon ein Gefühl für die Notwendigkeit, den Handel staatlich zu regeln, wie das ja auch schon dem Unterhause in seiner ältesten, noch sehr rudimentären Gestalt zugestanden war. Gewiß tragen diese ersten Versuche noch oft ein recht sonderbares, ja täppisches Gepräge, und der Erfolg war denn auch kein großer, zumal wenn die neuen Maßregeln auf den mittel- oder unmittelbaren Widerstand der Kaufleute stießen, auf die ein noch so wenig handelskräftiges Volk angewiesen war. Zunächst kamen hier die Vertreter der deutschen Hansa in Betracht, und diese kümmerten sich so wenig um die Ausfuhrzölle, daß in ihren Kreisen der Spruch entstand: „Wir kaufen vom Engländer den Fuchsbalg um einen Groschen und verkaufen ihm wieder den Fuchsschwanz um einen Gulden.“ Als dann freilich England auch kommerziell erstarkt war, nahm es seine Rache, und Königin Elisabeth nahm, als die Gefahr der „Armada“ vorüber war, der Hansa ihr Londoner Kontor, den berühmten „Stahlhof“. Der später so einschneidend gewordene Grundsatz, fremden Handel

Digitized by Google

möglichst auszuschalten, war übrigens schon zuvor im Kopfe des ebenso klugen wie rücksichtslosen Heinrich VII. entstanden, der nach seinem Siege über Richard III. eine Verfügung erließ, daß die beiden wichtigsten Artikel, die man aus Frankreich bezog, nämlich Wein und Farbwaren, ausschließlich auf englischen Schiffen eingeführt werden dürften.

Das war die erste Andeutung der berüchtigten Navigationsakte, mittels deren der Protektor Oliver Cromwell die Handelsmacht der allein konkurrenzfähigen Niederlande zu brechen hoffte und teilweise auch wirklich brach. Dadurch wurde erstmalig die Devise in Kraft gesetzt, daß Britannien die unumschränkte Seeherrschaft zukomme. Unter den beiden erbärmlichen Stuart-Königen, die dem genialen Diktator folgten, nahm freilich diese Beherrschung der Wogen ein rasches Ende, und London konnte, als De Ruyter mit eisernem Besen den Kanal fegte, zum ersten Male den Donner feindlicher Kanonen vernehmen, wozu ihm aufs neue erst wieder im Spätherbst 1914 Gelegenheit gegeben ward. Die Not hat dann aber später, unter König Wilhelm III. und Königin Anna, England und Holland wieder zusammengeführt, als es galt, der Tyrannei Ludwigs XIV. Widerstand zu leisten. Und nun bildet sich, ohne daß jenes ältere Prinzip verlassen worden wäre, eine neue Auffassung der Dinge heraus, dieselbe, als deren kümmerlichen Anwalt wir jetzt Herrn Grey auftreten sehen: England habe die Pflicht, für das staatliche Gleichgewicht auf dem Festlande einzutreten und das Aufkommen eines einzigen, an Machtfülle alle Nachbarn überragenden Staatswesens zu verhindern.

Allein weit mehr denn hundert Jahre lang hat es, indem es diesen an sich gewiß sehr egoistischen Satz verteidigte, der Welt große Dienste geleistet. Es schob, so wenig Nutzen auch dem schwachen Deutschen Reiche daraus erwuchs, der Eroberungsgier des Sonnenkönigs einen Riegel vor, und es trug wesentlich dazu bei, Napoleon I. von seinem Throne zu stürzen. Das waren zweifellos Verdienste, mochten die dazu führenden Beweggründe wie immer beschaffen sein, und es ist immerhin merkwürdig, daß sie erworben wurden in einer Zeit, welche vier ungewöhnlich schlechte Herrscher am Ruder sah, die vier George, deren jeder ein so wenig gutes Andenken in der Geschichte zurückließ, daß man fast den Mut des gegenwärtigen Herrschers bewundern muß, sich als Georg V. zu bezeichnen. Es war Englands Glück, daß es in diesem Zeitraum tatkräftige Minister wie Walpole, die beiden Pitt und Fox besaß, die ja in der inneren Politik gelegentlich eine zweideutige Rolle spielten, wie denn gerade im achtzehnten Jahrhundert die parlamentarische Korruption zur stehenden Einrichtung erhoben wurde. Dem angenommenen System diente auch die leider recht unzureichende Unterstützung, die man dem mit sechs Feinden im Kampfe liegenden Friedrich II. zuteil werden ließ. Auch die Hilfe, welche Preußen während der Befreiungskriege jenseits des Kanales fand, war nichts weniger als großzügig und großherzig; das gelieferte Uniformtuch war schlecht, die herübergesandten Gewehre gingen großenteils nicht los, was aber insofern weniger schadete, weil der Landwehrmann an sich nicht viel aufs Schießen hielt und lieber die Flinte

Digitized by Google

— „es flutscht so besser" — als Keule verwendete. Mag auch mancher preußische Patriot damals ungehalten darüber gewesen sein, daß es nicht ohne diese zweifelhaften Freunde ging, so mußte man sich eben doch an sie wenden, wenn man nicht wollte, daß das erste Glied des neugebildeten Fußvolkes auf die Dauer mit Lanzen den Kerntruppen Napoleons gegenüberstand. Wie der wahre Sinn solcher Bundesgenossen war, das ließ am deutlichsten die Schlacht von Waterloo hervortreten, die ohne Blüchers Eingreifen eine furchtbare Niederlage der Engländer geworden wäre; wie jedoch der wahre Sachverhalt gewesen, das hat man drüben eigentlich nie erfahren. Ja, es war für Deutschland gewiß sehr unerfreulich, daß es auf den Beistand eines Marlborough, dieses ebenso schlechten Menschen wie genialen Feldherrn, und eines Wellington, dieses kieselherzigen Hochtorys, angewiesen war, allein das Schicksal hat es so gewollt, und besser als französische Zwingherrschaft war doch unter allen Umständen das Zusammengehen mit einem lauen Bundesgenossen, der sich zunächst noch nicht in einen grimmigen Feind verwandeln konnte.

Auch das nächste Jahrhundert änderte nicht viel an dem hergebrachten Zustande. Deutschland fühlte sehr wohl, welche Gefühle das Inselreich jedem Entwicklungsfortschritte des festländischen Nachbars entgegenbrachte; man war eingedenk des Wortes von Lord Palmerston, er werde gegen die im Jahre 1849 sich schüchtern hervorwagenden deutschen Farben Schwarz-Rot-Gold seine Schiffe als gegen eine „Piratenflagge" einschreiten lassen. Allein wieder brachten es die Umstände mit sich, daß man in einem Lande, das nach der Revolution vielen Verbannten eine Freistätte bot, eine Art von Vorkämpfer für die Völkerfreiheit anerkennen mußte. Zar Nikolaus I. fühlte sich als Despot Europas, seitdem er nach der Kapitulation von Vilagos die Nachricht erhalten hatte, „Ungarn liegt zu Eurer Majestät Füßen", ungemein behaglich, und der Deutsche Bund tat, da dazumal Preußen noch sehr von dem Glauben an „russische Erbfreundschaft" befangen war, wahrlich nichts, um dem Beherrscher Halbasiens die Zirkel zu stören. Da taten denn England und Frankreich tatsächlich ein gutes Werk, als sie im Krimkriege 1854/55 den Nachweis führten, Rußland sei in Wirklichkeit nichts als ein Koloß auf tönernen Füßen. Widerwillig war diese Zurückführung zarischer Suprematie auf ein erträglicheres Maß als ein Nutzen für Gesamteuropa zuzugestehen. Und so kam Großbritannien dahin, sich nach und nach als den Schiedsrichter nicht nur des Erdteiles, sondern der ganzen bewohnten Erde zu betrachten und — betrachten zu lassen. Es mußte sich unangenehm berührt fühlen durch das Aufsteigen eines neuen Gestirnes, das man bisher nur als einen ziemlich untergeordneten Planeten hatte gelten lassen wollen, und das sich plötzlich als Fixstern erster Größe darstellte. Vom Jahre 1871 datiert die Eifersucht auf das neue Deutsche Reich, das sich erlaubt hatte, ohne Befragung der Londoner Zentralinstanz in die Welt zu treten. Wir wissen jetzt, weshalb Bismarck damals auf Belfort verzichtete; nicht wegen der schönen Augen Jules Favres, auch nicht aus zarter Rücksicht auf den besiegten Feind, der solcher nicht würdig gewesen wäre, sondern einzig und allein aus gegrün-

Digitized by Google

deter Besorgnis, es könnten Rußlands und vor allem Englands Einreden dem Abschlusse des Frankfurter Friedens gefährlich werden. Letzterem „Neutralen" danken wir es folglich in erster Linie, daß jener Pfahl im elsässischen Fleische stecken blieb und nach 44 Jahren recht unangenehme Krankheitserscheinungen verursachte.

Vor einem Halbjahrhundert war indessen auch Englands Bedeutung und Weltstellung eine andre als heute. Was es auf dem Gebiete der Wissenschaft bis dahin geleistet, wird allezeit als hervorragend dastehen, und allein der Name Newton genügt, um in der Erinnerung des Sachkenners zusammen mit den Namen Galilei, Copernicus und Kepler die theoretische Naturwissenschaft erstehen zu lassen. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war die Chemie, unbeschadet der gewaltigen Verdienste eines Scheele und Lavoisier, durch Black, Priestley und Cavendish wesentlich eine britische Wissenschaft geworden, während Deutschland bescheiden zurückstand. Aerzte von der überragenden Größe eines Harvey und Sydenham besaß etwas früher das übrige Europa nicht. Besonders glänzend aber stand England, dem wir hier das ernste und vielfach selbständige Schottland zurechnen, durch zwei Jahrhunderte da als die hohe Schule der Ingenieurtechnik, die jeder Weiterstrebende aufzusuchen gehalten war. Hier erfand Arkwight die Baumwollspinnmaschine; hier brachte Wedgwood die Tonwarenfabrikation zu ungeahnter Höhe; von hier gingen alle Verbesserungen der schon lange in den Bergwerken verwendeten Dampfmaschine aus, bis James Watt die letzte Hand daran legte. Und im ersten Halbscheid des neunzehnten Säkulums blieb dieser Vorrang voll erhalten. Stephenson brachte die erste ihren Namen mit Recht tragende Lokomotive zustande, und sein Freund Brunel schuf in den Röhrenbrücken und im Themsetunnel Neuerungen, die das gerechte Staunen aller Fachmänner hervorriefen. Allein auch im Bereiche der biologischen Wissenschaften mußte ein Land an der Spitze bleiben, das einem Darwin das Leben gab, einem Manne, der nach dem übereinstimmenden Urteile begeisterter Anhänger und entschiedener Gegner der Lehre vom tierischen Leben einen durch unermeßliche Zeiträume nachwirkenden Anstoß erteilte. Und gleichzeitig schufen geistesgewaltige Geologen an der Hand der im eignen Vaterlande gesammelten Erfahrungen einen selbständigen neuen Wissenszweig, der die Lebewesen grauester Vergangenheit erforschen ließ. Die Dichtung hat ja wohl keinen ganz ebenbürtigen Nachfolger William Shakespeares mehr erlebt, aber doch, wie der einzige Byron beweisen mag, Nacheiferer vom ersten Range.

Das alles ist seit sechzig, siebzig Jahren langsam anders geworden. Die Behauptung wäre ja lächerlich, es fehle jetzt England an führenden Geistern, aber man möchte allerdings Zweifel hegen, ob den Männern der Gegenwart noch jene schöne Unbefangenheit eignet, die früheren Generationen unbedingt zuzubilligen war. Ein Michael Faraday, dieser bescheidene und ehrliche „Großmeister der Experimentalphysik", hätte es gewiß abgelehnt, ein die deutsche Nation in den Schmutz ziehendes Schriftstück zu unterzeichnen, wie dies leider die großen

Digitized by Google

Physiker Lodge und Ramsay nicht unter ihrer Würde hielten. Als Spezialforscher werden die Engländer zu allen Zeiten Namhaftes leisten, allein schon ihre nationale Engherzigkeit,[1]) ihre Unlust, fremde Sprache und Eigenart kennen zu lernen, werden sie mehr und mehr dazu verurteilen, von vielen geistigen Bewegungen ausgeschlossen zu bleiben. Zwar bleibt nach dem Kriege vielleicht auch noch ein geistiges Bündnis mit Frankreich und Rußland bestehen, aber auf wie lange? Sehen die höheren Schichten beider Länder erst ein, was den unteren gefühlsmäßig längst klar geworden, daß nämlich ihre Heere nur die Rolle von Landsknechten und Kanonenfutter zugunsten eines seine Menschen vorsichtig sparenden Dritten zu übernehmen hatten, so wird sich die Freundschaft bald abkühlen. Wahrscheinlich bemerkt dann auch der geschichtskundige Franzose, daß Calais wieder das werden soll, was es zu Eduards I. Zeiten gewesen war.

Den gewaltigen Rückgang der britischen Technik, dieses Wort im weitesten Sinne genommen, haben auch unvoreingenommene Volksgenossen so deutlich wahrgenommen, daß sie auch die Ursachen zu prüfen unternahmen, welche an einer für das stolze Old England so unerfreulichen Erscheinung die Schuld tragen. Man ist auch hier und da hinter das Geheimnis gekommen, ohne doch Mittel zur Abhilfe vorschlagen zu können. Zwei Momente sind da vor allem von Einfluß: England entbehrt der Lehranstalten, in denen Techniker herangebildet werden, und ein anderes Volk hat seinen Wettbewerb angemeldet, das über solche Schulen in höchster Vollkommenheit verfügt. Vor Zeiten waren dieselben minder notwendig; ein Genie setzte sich auch ohne große wissenschaftliche Vorbildung von selbst durch. Das trifft auch jetzt noch bis zu einem gewissen Grade zu, allein die Fälle, in denen das geschieht, nehmen doch mehr und mehr ab, und an die Stelle der Geistesblitze, die der geschichtlichen Untersuchung zufolge auch mit zahlreichen Fehlgriffen abwechseln, ist die strenge methodische Schulung getreten, durch welche sich der Einfluß des Zufalls auf seinen kleinsten Wert herabdrücken läßt. Ueberhaupt hat britisches Unterrichtswesen nicht mehr jener Wertschätzung sich zu erfreuen, die ihm vor Jahrzehnten allgemein zuteil ward. Man fragt, was denn der Student in Oxford und Cambridge, in Edinburgh und Aberdeen eigentlich lernt, und wundert sich, wenn man hört, welche Unsumme von Allotria dort die Zeit tötet. Gewiß, auch der deutsche Student ist im großen und ganzen kein Muster-

[1]) Eines ganz besonders treffenden Einzelbeispieles entsinnt sich Schreiber dieser Zeilen aus dem Jahre 1899. Es war der Internationale Geographische Kongreß in Berlin zusammengetreten, und in einer der Abteilungen unterhielt man sich darüber, wie wünschenswert es doch wäre, klimatologische Angaben nach einer einheitlichen Skala ausgedrückt zu erhalten, um sofort an Vergleichungen herantreten zu können und des mühsamen Umrechnens überhoben zu sein. Selbstredend konnte nur das von der ganzen Welt, Großbritannien ausgenommen, angenommene hundertteilige Celsiusthermometer in Betracht kommen. Mit reizender Naivität meinte dagegen ein englischer Vertreter, die ganze Schwierigkeit sei ja sofort aus der Welt geschafft, wenn man sich über die Fahrenheitskala einige — eine nach heutigen Begriffen vollkommen sinnlose Thermometerteilung, deren Beliebtheit jenseits des Kanals um so auffälliger ist, weil Fahrenheit ein Germane (Danziger) war.

Digitized by Google

knabe, und Gott wolle uns davor behüten, daß auf unseren altbewährten Hochschulen eine Zucht jugendlicher Mustermenschen eingerichtet werde. Der Unterschied ist nur der, daß Bruder Studio dies bei uns auf eigene Rechnung tut, keineswegs aber unter wohlwollender Zustimmung der akademischen Behörden, wogegen in den „Colleges" die Geistesarbeit eine Art Nebensache werden zu wollen scheint. Den Mangel technischer Bildungsmöglichkeiten hat man neuerdings zu empfinden angefangen, und es sind in London, Manchester, Liverpool Unterrichtsanstalten entstanden, welche sich einigermaßen dem deutschen Beispiel anschließen; vorläufig ist gleichwohl deren Einwirkung noch gering. Und es fehlt auch allenthalben am Unterbau. Von der Real- und Oberrealschule und dem Realgymnasium kann der deutsche Jüngling, wenn er höchsten Zielen zustrebt, auf eine der Technischen Hochschulen oder der stets mehr zu Ansehen gelangenden Handelshochschulen übergehen, aber auch wenn er rascher in die Praxis eintreten will, findet er sicherlich ein seinen Wünschen und Ansprüchen entsprechendes „Technikum", das ihm ein recht stattliches Quantum von Wissen und Können vermittelt. War es noch in den Jugendjahren des Verfassers keine Seltenheit, daß Fabrikbetriebe und Eisenbahndirektionen sich Ingenieure und Mechaniker aus der Heimat der technischen Vollkommenheit herüberkommen ließen, weil es hier ihresgleichen nicht zu geben schien, so ist das nunmehr ganz anders geworden; jetzt können wir den „Vettern" mit Kräften aller Art reichlich aushelfen. Das tritt gleicherweise zutage auf dem nahe verwandten Gebiete der technischen Chemie, auf dem die überlieferte Vorzugsstellung des Briten allgemach zur Sage wird. Ist man doch so gänzlich außerstande, gewisse der Heilkunde unentbehrliche Präparate der organischen Chemie selbst herzustellen, daß man großmütig genug war, deren Einfuhr aus dem „belagerten" Deutschland gestatten zu wollen; nur schade, daß das freundliche Anerbieten auf der andern Seite so gar keine Gegenliebe findet!

Die hier kurz angedeutete Veränderung wird wohl als eine gewisse Degeneration hingenommen werden müssen. Der Engländer der Vergangenheit war zu allererst ein fleißiger Arbeiter, und das ist der Engländer der Gegenwart nicht mehr. Mannigfache ehrenvolle Ausnahmen bestätigen die Regel. Was ist auf der meerumschlungenen Insel z. B. auf dem parlamentarischen Boden schöpferisch geleistet worden, als es galt, um mit Dahlmann zu sprechen, den von der Königsfamilie der Tudor „aufgehäuften Schutt" zu entfernen und Gesetze zu schaffen, deren Ausführung zwar mitunter viel zu wünschen übrig ließ, die uns aber in ihrer schönen Sprache und echt menschlichen Würde — man denke nur an die „Bitte um Recht" — als Vorbilder konstitutioneller Volksbetätigung erscheinen müssen. Wie tief ist solchen Vorfahren gegenüber das gegenwärtige Unterhaus gesunken, vom Oberhause gar nicht zu reden, dem unlängst der Vizekönig von Indien wegen seiner Verzopftheit und Philisterhaftigkeit ein so wenig schmeichelhaftes Zeugnis ausgestellt hat! Mit Gladstone sank die gute Tradition ins Grab. Er war es auch, der aus innerster, ehrlicher Ueberzeugung sich für die Rechte der geknech-

Digitized by Google

teten Irländer einsetzte, die, seitdem Cromwell sie — nur „zur Ehre Gottes“ — in unmenschlichster Weise auszurotten begonnen hatte, stets nur als die „Holzfäller und Wasserträger“ der „Sassenach“, der verhaßten „Sachsen“, angesehen worden waren. Wenn Asquith und Genossen Irland ein freundlicheres Gesicht zeigten, so wissen wir genau, daß man lediglich Parteirücksichten walten ließ, weil man das — Gott sei's geklagt, „liberale“ — Regiment ohne die irischen Stimmen nicht aufrecht zu erhalten vermochte. Welches die wahren Gefühle gewesen, die auch die angeblich freiheitlichen Engländer beseelen, wenn von der Grünen Insel und den Menschenrechten ihrer Bevölkerung die Rede ist, das hat der „Fall Casement“ wohl zur Genüge dargetan. Nicht wenige huldigen auch der Ansicht, die hibernische Frage habe unter den Motiven, die den Weltbrand entzündeten, keine ganz geringfügige Rolle gespielt. Asquith und Grey sahen, als sich Ulster und die katholische Mehrheit mit Waffen offen zu bekämpfen anschickten, kein anderes Mittel mehr zur Hintanhaltung des Bürgerkrieges vor sich, als die Ablenkung des Gesamtvolkes nach außen. Geradeso wie jene Vabanquespieler, die Napoleon III. seine Minister nannte, nur noch in einer Fehde mit Preußen ein Mittel zur Stützung ihrer schwankenden Stellung erblickten, so hofften auch die englischen Staatsmänner, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, durch die Einigung der Herren Redmond und Carson im Deutschenhasse um eine augenblickliche Schwierigkeit herumzukommen. Niemand wird dafürhalten, daß ohne Irland das Geschick sich nicht erfüllt haben würde, das uns drohte, aber eine angenehme Nebenwirkung war es für das „liberale“ Ministerium doch, eine momentane Gefahr vermeiden zu können. Und wer kümmert sich, wenn es gegen die „damned Germans“ geht, um die Tatsache, daß jene einstweilen auf die lange Bank geschobene Rechnung später doch zur Zahlung eingereicht werden wird?

Eine Hauptursache war nach Urteil aller Kenner auch die Zurückdrängung des allbritischen Handels, desjenigen des Mutterlandes und desjenigen der Dominions, durch die unbequeme deutsche Konkurrenz. In allen möglichen Richtungen übte sie ihren Einfluß aus, namentlich auch hinsichtlich der Kräfte, mit denen der wohlhabende Kaufmann zu rechnen gezwungen war. Der deutsche „Clerk“ war billiger als der englische; er ging keiner Arbeit aus dem Wege; er machte nicht die üblichen langen Feiertagspausen; er verstand es endlich weit besser, die geschäftliche Korrespondenz in fremden Sprachen zu führen, zu deren Erlernung der richtige Engländer sich nur selten hingezogen fühlte. So wurden die großen Industriestädte durch junge deutsche Hilfskräfte überschwemmt, und selbst in der City faßten sie immer fester Fuß. Man grollte über die „deutsche Invasion“, sah sich aber nicht imstande, sich ihrer zu erwehren, wenn nicht die Arbeit und der aus ihr entspringende Gewinn eine Schädigung erfahren sollten. Auch in andern Erwerbszweigen stand es nicht besser; Friseure, Kellner und alle, die etwas leisten zu können vermeinten, schmälerten den einheimischen Kollegen das Brot. Das einzige Gegenmittel, das Abhilfe versprochen hätte, ließ sich nicht anwenden, denn das bestand eben in

Digitized by Google

einer gründlichen Umgestaltung der herrschenden Sitten und Gewohnheiten, und das war zuviel verlangt. Ein tiefgründiger Haß fraß sich schon zu einer Zeit ein, als die Spionenfurcht noch nicht jenen schaudererregenden Umfang angenommen hatte, der die letzten Friedensjahre kennzeichnete.

Und nicht bloß die über den Kanal gekommenen Deutschen gaben ein Aergernis, sondern auch die deutsche Arbeit als solche konnte nur mit Sorge und Mißtrauen ins Auge gefaßt werden. Eine große Anzahl von Manufakturwaren und Industrieprodukten wurde besser geliefert, als man es selbst fertigbrachte, und sogar in manchen Zweigen, die dereinst einmal insulares Monopol gewesen waren, mußte die Durchbrechung des angestammten Vorrechtes hingenommen werden. Es ist schon eine Reihe von Jahren her, da hatte sich der Kriegsminister vor der Volksvertretung zu verantworten, weil er eine Lieferung Bajonette nicht in der altberühmten Eisenstadt Birmingham, sondern in Deutschland bestellt hatte; es war freilich fatal, daß er darauf verweisen konnte, die autochthonen Mordwerkzeuge hätten immer die Eigentümlichkeit gehabt, sich leicht zu verbiegen, und das sei doch in solchem Falle am wenigsten wünschenswert. Dagegen war nun kaum etwas zu sagen, denn verbogene Bajonette sind nicht mehr wert als krumme Flintenläufe. Immerhin verlangte ganz allgemein der Genius des britischen Volkes eine Sühne für die Gleichgültigkeit, mit der man bislang fremde Erzeugnisse ins Land hereingelassen hatte, und so verfiel man auf den ruhmreichen Gedanken, allen aus Deutschland bezogenen Waren durch die drei Buchstaben M. i. G. („Made in Germany") einen Makel anzuheften, der, so hoffte man, die nationalstolzen Volksgenossen abhalten würde, solches Zeug zu kaufen. „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein"; eine treffendere Bekräftigung dieses Sprichwortes ist selten erlebt worden. Denn der, dem man die fremde Ware zu verekeln gedachte, ist nicht bloß stolz, sondern auch praktisch — and business is business. So wurde der schlaue Plan in sein Gegenteil verkehrt, und das geheimnisvolle Sigill M. i. G. galt bald als Empfehlung. Zudem gibt's viele Gegenstände, die man in England den deutschen Fabrikanten überhaupt nicht nachmachen kann. Wie froh wäre man dort, wenn man gewisse Arzneimittel, darunter das trotz der hohen Sittlichkeit der frommen Briten so wünschenswerte Salvarsan, in den eigenen Laboratorien herzustellen in der Lage wäre, allein das hat leider nicht glücken wollen! Als „isolierter Wirtschaftsstaat" scheint sich eben Deutschland doch besser als sein Nachbar und Nebenbuhler durch die schlimmste Verkettung von Umständen hindurchretten zu können.

So stand vor dem Blicke denkender Engländer immer ein Menetekel: Deutschland hat uns bereits auf manchen Gebieten im Weltverkehr überholt, und es steht zu befürchten, daß dieser Prozeß in unaufhaltsamem Fortschreiten begriffen ist. Auch da ist es lehrreich, die Zustände aus der Zeit der großen Vergangenheit mit denen der Gegenwart in Parallele zu stellen, und zwar sei London als Typus gewählt. Man lese in Macaulays glänzendem Geschichtswerke nach, wie vor zwei- und dreihundert Jahren der wohlhabende Kaufmann

Digitized by Google

die City als seine wahre Heimat betrachtete, wie er dort in seinem Schaffen aufging und mit äußerster Tatkraft sein Arbeitsziel verfolgte. Daß er heute weit draußen in der Vorstadt oder gar auf dem Lande wohnt, ist am Ende natürlich, denn die ausgezeichneten Verkehrsmittel gewähren die Möglichkeit, rasch in die Schreibstube, ins Magazin den Weg zu machen. Das geschieht auch, jedoch in Wirklichkeit nur an fünf Tagen, die sich recht oft auf viereinhalb zusammenziehen. Denn „Week End", dieses Schlagwort des modernen Engländers, verlangt gebieterisch, daß spätestens am Samstag um die Mittagszeit vom Geschäft Abschied genommen wird, und erst ziemlich spät am Montag nimmt die Tätigkeit wieder die richtige Gestalt an. Der Sonntag muß teilweise nach den bekannten puritanischen, auch von der anglikanischen Kirche angenommenen Vorschriften gefeiert werden, und neben der Frömmigkeit macht der Sport sein Recht geltend, worüber noch besonders zu handeln sein wird. Auch ist diese lange Arbeitsunterbrechung nicht etwa ein Vorrecht exklusiver höherer Kreise, sondern auch die minder hochgestellten Schichten stehen auf dem Standpunkte, daß nicht zu viel geschafft werden soll. Wir erleben es ja jetzt, wie sich Kitchener und Lloyd George die äußerste Mühe geben, die arbeitende Klasse zu regelrechter Einhaltung der vorgeschriebenen Zeiten anzuhalten, und man scheut sich nicht, vor dem befreundeten, neutralen und feindlichen Auslande das eigne Volk als eine Horde von Trunkenbolden hinzustellen, was in dieser Allgemeinheit wahrscheinlich stark übertrieben ist. Würde „oben" ein besseres Beispiel gegeben, so würde auch „unten" ein regerer Arbeitsgeist herrschen. Auf alle Fälle steht so viel fest, daß das Engländertum in jenem rastlosen Eifer, der die lange Periode seines Aufstiegs kennzeichnete, ganz beträchtlich nachgelassen hat und infolgedessen vom Deutschtum seit einer Reihe von Dezennien überflügelt worden ist.

Der Sport ist an sich gewiß eine schöne Sache, allein man pflegt ihn mit einer maßlosen Uebertreibung, die sicher den Spott jenes „merry old England" erregen würde, das es einmal gegeben hat und gegenwärtig nicht mehr gibt. Von der feinen Lady bis zum Schusterjungen hat sich jedermann, in dessen Adern britisches Blut rollt, dafür zu interessieren, ob die dunkelblauen Oxforder oder die hellblauen Cambridger beim großen Universitätswettrudern gewinnen — eine Sache, die doch bei näherem Zusehen so gleichgültig wie nur irgend möglich ist. Daß jeder Derbytag eine nationale Feier darstellt, versteht sich ganz von selbst, und neuerdings hat auch wieder der Wettkampf von Preisboxern Boden gewonnen. Der Jüngling aber hat für seine Studien weder so viel Zeit noch so viel Neigung, daß er um ihretwillen die geliebten Sportfreuden zurücksetzen dürfte. Den guten und berechtigten Kern einer Unterhaltung, welche dem „sana mens in corpore sano" zu dienen bestimmt ist, hat man auch in Deutschland nicht unbeachtet gelassen, wo ja wenigstens der Student durch seine Turn- und Fechtübungen von jeher auch die Ausbildung der Körperkräfte hoch zu schätzen gewohnt war, indessen gewann man in neuerer Zeit den Eindruck, als beginne man bei uns allzu sklavisch das angelsächsische Beispiel nachzuahmen und allen

Digitized by Google

den Spielen, die in ihrer Gewaltsamkeit ganz gewiß vor einer deutschen Schlägermensur nichts voraus haben, eine Wichtigkeit beizulegen, die innerlich gar keine Berechtigung beanspruchen kann. Wir sind der Meinung, daß jene ungesunde Ueberschätzung gewisser körperlicher Fertigkeiten, die sich jenseits des Kanales eingebürgert hat, einen besonders starken Beitrag zum Zurückgehen der englischen Leistungsfähigkeit im friedlichen Konkurrenzkampfe der Nationen wesentlich geliefert hat, und freuen uns, daß der furchtbare Ernst des Krieges die deutsche Männerwelt endgültig verhindert, in den gleichen Fehler zu verfallen.

Eine Summe von Einzelvorgängen hat es bewirkt, daß England seines Niederganges nicht mehr Herr zu werden vermocht hat, und so war die Mißstimmung gegen das glücklichere Deutschland als vollzogene Tatsache zu betrachten. Den Rat seines hervorragendsten Blattes zu befolgen, fehlte es den Briten an Gleichmut. „Die Germans," so war in den „Times" vor nicht allzulanger Zeit zu lesen, „haben für uns immer etwas Lächerliches gehabt, und so wollen wir versuchen, auch über ihre Anstrengungen, uns zu schaden, mit Lachen hinwegzukommen." Gut, hätte man das getan, so wäre es nicht zum Kriege gekommen, denn das Lächeln der Inselbewohner würde uns schwerlich abgehalten haben, ihnen immer von neuem zu zeigen, daß man für reelle Geschäfte den Deutschen eben doch besser brauchen kann. Den Industriellen und Kaufleuten war aber längst das Lachen vergangen, und finsterer Neid flößte ihnen den Wunsch ein, sich dieses Wettbewerbes um jeden Preis zu entschlagen. Das konnte, so hat kürzlich Großadmiral v. Tirpitz überaus zutreffend bemerkt, in zweifacher Weise geschehen; entweder man spannte alle Kräfte an, um im friedlichen Ringen obzusiegen, oder man warf den unangenehmen Gegner im Kriege nieder. Der erstbezeichnete Weg war mühsam, vielleicht nicht einmal hoffnungsvoll, während der andre schneller zum Endziele zu führen schien. Wäre mit einem Schlage, so orakelte schon vor mehreren Jahren ein angesehenes Organ, die deutsche Flotte beseitigt, so wäre jeder einzelne Engländer um soundso viel reicher. Weshalb soll man ihm diese Bereicherungschance vorenthalten?

So bohrte sich der Plan, einen Krieg aus Geschäftsrücksichten vom Zaune zu brechen, in das Gehirn vieler tausend Engländer als unausrottbare fixe Idee ein. Und da man bekanntlich die eignen schlimmen Neigungen auch beim Nebenmenschen voraussetzt, so brach sich auch die Ueberzeugung Bahn, Deutschland sinne Tag und Nacht darauf, das ihm feindlich gesinnte Inselreich heimtückisch zu überfallen und zu zertrümmern. Eine böse Seuche brach drüben aus, die Spionitis, die Furcht, jeder Deutsche, er möge sich so harmlos wie immer geben, sei im Grunde nichts als ein Kundschafter, der darauf aus sei, Lage und Zahl der Küstenbatterien zu ergründen und Oertlichkeiten auszumitteln, die zur Aufstellung schwerer Geschütze geeignet wären. Spuren dieser Krankheit lassen sich durch Jahrhunderte zurückverfolgen. Im Juli 1914 beging man in Schottland feierlich das Jubiläum des berühmten Napier of Merchiston, der dreihundert Jahre vorher das wertvollste aller Rechnungshilfsmittel, die Logarithmen, der gelehrten Welt übergeben hatte, und bei dieser Gelegenheit stellte sich heraus,

Digitized by Google

daß dieser wirklich bahnbrechende Forscher einen namhaften Teil seiner Muße darauf verwendet hatte, Mechanismen zu ersinnen, durch die ein landender Feind von der Verfolgung seiner bösen Absichten abgeschreckt werden sollte. Seit etwa zehn Jahren vergiftete die Spionenfurcht die Beziehungen zwischen England und Deutschland in unheilvollster Weise. Sie ist als einer der gewichtigsten Faktoren bei der Vorbereitung des von unsern Gegnern gewollten Weltkrieges in Rechnung zu stellen.

Warum jedoch, so reiht sich die nächste Frage an, wähnte man den Erfolg der deutschen Minierarbeit für möglich halten zu müssen? Daß den Deutschen alles Schlechte zuzutrauen sei, war nun einmal nicht zu bezweifeln, das stand dogmatisch fest, aber wo sollte denn die Kraft herkommen, um das zur Tat werden zu lassen, was man an gefährlichen Plänen im Schilde führte? Das lehrte, so behaupteten die Weisen, das Bestreben des Nachbarvolkes, Kolonien zu erwerben und eine Flotte zu bauen. Beides war nach der übereinstimmenden Anschauung der englischen Staats- und Marinefachmänner durchaus überflüssig, und wenn es doch geschah, so konnte nur böser Wille die Triebfeder sein. War es nicht genug, daß man den berüchtigten „deutschen Militarismus" duldete, mußte man nun auch noch die Seeherrschaft mit einer neu aufstrebenden Macht teilen? Das war zu viel. Jetzt mußte wieder die Theorie vom europäischen Gleichgewicht aushelfen. Man übersah nur, daß das aufstrebende England diese Lehre bisher nur gegen Mächte verfochten hatte, die nicht nur vermeintliche, sondern in furchtbarer Realität wahre Feinde gewesen waren, vorab gegen das Frankreich von 1670 bis 1815; war doch auch in der Zwischenzeit, unter Ludwig XV., das Verhältnis der beiden Kanaluferstaaten ein sehr gespanntes gewesen. Sogar Cromwells tyrannisches Vorgehen gegen die Niederlande wird entschuldbarer, wenn man bedenkt, daß dieser Staat — es sei nur an die Jagdgründe auf Spitzbergen erinnert — zum öfteren mit Großbritannien in die schärfsten Mißhelligkeiten geraten war. Nichts von alledem traf für das Deutsche Reich zu, einen Hort des Friedens seit dreiundvierzig Jahren und immer, vielleicht allzu sehr, geneigt, sich mit dem „germanischen Vetter", der so wenig verwandtschaftliche Empfindungen bekundete, auf freundschaftlichen Fuß zu stellen. Ehedem hatte man Rußland als den Störer des idealen Gleichgewichtszustandes bezeichnet, und wohl auch mit Recht, da die schrankenlose Ländergier dieses asiatischen Staates eine furchtbare Gefahr für den gesamten Westen darstellte. Jetzt reichte man ihm die Bruderhand, und Deutschland mußte den Platz ausfüllen, der durch den neuen Bund leer geworden war.

Natürlich glaubte in England selbst kein denkender Mensch an die vorgeschützten Gründe; wohl aber war es auch einfachen Leuten klarzumachen, daß ein aufstrebendes Nachbarland die britische See- und Weltgeltung bedrohe, und daß die Zerschmetterung des deutschen Handels die angenehmsten Folgen für den Wohlstand des Ganzen und jedes Einzelnen nach sich ziehen müsse. Damit war die Grundlage für die gelegentlich verhüllte, seit Jahren jedoch um sich greifende Kriegsstimmung geschaffen, deren eifrigster Schürer und Förderer

Digitized by Google

bekanntlich Eduard VII. gewesen ist — ein Fürst, der seiner Abstammung nach weit mehr ein Deutscher als ein Engländer war. Ein sehr bekannter und im allgemeinen gut unterrichteter Schriftsteller äußerte jüngst die Vermutung, gewisse persönliche Verstimmungen hätten den König zu allererst geleitet, als er sich zum Commis voyageur der antideutschen Liga ernannte, und nach allem, was man von dem Charakter dieses merkwürdigen Monarchen weiß, dünkt wohl manchem diese Annahme nicht unwahrscheinlich. Daß er seine Aufgabe gut gelöst und Drachenzähne in überreicher Zahl ausgesäet hat, ist der Welt bekannt genug, aber er würde ein grausames Fiasko gemacht haben, hätte er noch über das England einer besseren Vorzeit und nicht über das herabgekommene der Gegenwart geherrscht. Vormals hätte es sich schon das Parlament sehr entschieden verbeten, daß ohne sein Vor- und Mitwissen die gesamte äußere Politik des Vereinigten Königreiches in eine bestimmte Richtung gelenkt werde. Diesmal durfte der König es wagen, weil er wußte, daß der Haß gegen Kaiser und Reich, der sein ganzes Tun und Treiben bestimmte, nicht nur ihn, sondern traurigerweise einen Großteil seines Volkes durchdrang. Als er vorzeitig starb, war gleichwohl das Netz bereits gesponnen, und britischer Geschäftsneid, französische Rachgier und russische Vergrößerungssucht hatten sich glücklich zusammengefunden. Daß gerade Serbien den Anstoß zum Auffliegen der Mine geben und damit die Aufnahme in den Bund ertrotzen würde, hat Eduard wohl nicht geahnt, denn von seiner Mutter her, die noch etwas auf das „fair play“ Altenglands hielt, hatte er den Boykott gegen König Peter und die berufsmäßigen Fürstenmörder als Erbschaft überkommen. Diesem Ehrenmanne den Bruderkuß zu geben, möchte ihm vielleicht schwer gefallen sein, aber wir dürfen das Vertrauen hegen: er hätte es fertiggebracht. Denn es ging ja nicht nur wider das Deutsche Reich, sondern noch mehr wider Oesterreich-Ungarn, und gegen die Donaumonarchie hegte er bittersten Groll im Herzen, nachdem er sich auf einer seiner dorthin unternommenen Badereisen eine so gründliche Abfuhr geholt hatte. Kaiser Franz Joseph war in seiner Treue gegen den Bundesgenossen nicht wankend zu machen — gut, so sollten Oesterreich und Ungarn das Los desselben teilen. England brach mit einer zweihundertjährigen Ueberlieferung, denn in sämtlichen Kontinentalkriegen hatten seine Fahnen auf derselben Seite wie das Banner des Kaiserstaates geweht.

Und so kam der Krieg. England hat ihn bisher mit seinem Hauptinstrument, der Flotte, nur lau geführt, aber es hat ein verhältnismäßig stattliches Heer nach Frankreich geschickt, und dieses hat sich mit der zähen Tapferkeit geschlagen, die man von Waterloo und Balaklawa her an ihm gewöhnt ist. Die Nobility und Gentry werden später die Lücken verspüren, welche die geradezu ungeheuerlichen Offiziersverluste in ihre Reihen gerissen haben. Doch schien ehrlicher Kampf, wenn man die beliebte Verwendung verpönter Gewehrgeschosse noch als ehrlich bezeichnen kann, für die hohen Zwecke, denen es galt, noch nicht auszureichen, und so mobilisierte man zwei Bundesgenossen, die immer bereit

Digitized by Google

standen, nicht viel kosteten und wenigstens im Anfang ihre Schuldigkeit getan haben. Man rief die Lüge und die Prahlerei auf den Plan.

Herr v. Tirpitz hat einem deutsch-amerikanischen Berichterstatter sein Erstaunen darüber zu erkennen gegeben, daß es möglich sei, die Unwahrheit in so großartiger Weise zu organisieren, wie es jenseits des Kanals gelungen ist. Und wir alle, die wir die dummen deutschen Moralbegriffe nicht losbekommen können, ohne aus unsrer Haut zu schlüpfen, teilen vollauf diese Verwunderung. Das Reuterbureau, das die Regierung in Sold genommen, versieht die ganze Welt mit den Produkten einer großzügigen Lügenfabrik; erfuhr man doch zu Anfang April, daß Rußland noch nicht über 5 Prozent seines neuen Rekrutenmaterials an die Front gebracht habe! Was die offizielle Mache als Stamm hinstellt, versieht die Zeitungswelt, an der Spitze die „gelbe Presse" des sog. Lords Northcliffe, mit den erforderlichen Arabesken. Nur wenige Blätter machen den Lügenfeldzug, der einem der Hauptorgane sogar im eignen Lande den Ehrennamen „Daily Liar" eingetragen hat, unwillig oder gar nicht mit; „Daily News", „Manchester Guardian", „Labour Leader" suchen noch einen Rest der Erinnerung an eine Zeit zu wahren, da Wahrhaftigkeit für eine britische Tugend gegolten hat. Ihre Einwirkung auf das Volksbewußtsein ist freilich gering. Und da man noch am Tage der Kriegserklärung, wozu selbstredend die Vorbereitungen längst getroffen waren, alle Kabel zerstörte, die Deutschland mit der überseeischen Welt verbinden, so konnte man ohne Scheu vor Widerlegung zumal Amerika mit Tatarennachrichten der schlimmsten Art überschwemmen. Heute werden sie auch in den blutsverwandten Neuenglandstaaten nicht mehr so unbedingt geglaubt, denn selbst der unwissendste Amerikaner versteht nicht recht, weshalb die Rückeroberung Belgiens so oft erst als bevorstehend angekündigt wird, da doch das deutsche Heer so viele und furchtbare Niederlagen erlitten habe. Die englischen Lügen haben verhältnismäßig lange Beine, aber im Laufe der Zeiten erweisen sich jene doch nicht lange genug im Wettlaufe mit der Wahrheit. Selbst die oberste und wichtigste aller Täuschungen, die man dem Publikum vorsetzte, hielt nicht auf die Dauer vor. Wer hält es noch für wahr, daß man lediglich zum Schutze der „edlen, geknechteten" belgischen Nation die Waffen ergriffen habe; einer Nation beiläufig, die man in den letzten Jahren, als man mit ihr wegen des Kongostaates unzufrieden war, mit den derbsten Schimpfworten überhäuft hatte? Die „Times" haben es ausgeplaudert, daß es doch zum Waffengange gekommen wäre, auch wenn wir nicht den uns aufgezwungenen Einmarsch in Belgien vollzogen hätten, und Lord Haldane hat es bestätigt. Dieses Kabinettsmitglied, wohl die unerfreulichste Erscheinung unter unsern Gegnern, weil es sich mit Vorliebe als Deutschenfreund hatte feiern lassen, erklärte ausdrücklich, England habe den Angriff auf Frankreich auch dann nicht dulden können, wenn er nicht den Weg durch Belgien genommen hätte. Als wenn dieser Angriff von Deutschland ausgegangen wäre, dessen Herrscher sich um dieselbe Zeit ahnungslos auf seiner üblichen Nordlandreise befand, da Poincaré und der Zar in traulichem Tete-a-Tete zu Peterhof die letzten Abmachungen zu raschem Losschlagen getroffen hatten!

Digitized by Google

Der Miles gloriosus ist eine uralte Kriegsfigur, und wenn gelegentlich der Mund etwas voll genommen wird, so braucht man darin zunächst noch keine Unsittlichkeit zu erblicken. Napoleons I. berühmte „Bulletins" geben uns ein klassisches Beispiel von der Möglichkeit, die eignen Taten ohne allzu erkennbare Konflikte mit den tatsächlichen Hergängen herauszustreichen, und an die knappen, rein sachlichen Tagesberichte unsrer Obersten Heeresleitung muß sich vorzugsweise das Ausland erst allmählich gewöhnen, weil sie vom hergebrachten Stile der „Agence Havas" gar zu sehr abweichen. Doch, wie bemerkt, eine gewisse Renommisterei braucht man noch nicht allzu herb zu nehmen. Was aber soll man von verantwortlichen Staatsmännern sagen, die es mit ihrer senatorischen Würde für vereinbar halten, Aussprüche zu tun, die ihnen in späteren Stadien der Entwicklung als aller Scham widersprechend auf der Seele brennen müssen! Lloyd George, den man dereinst auch in Deutschland achtete, will uns „mit silbernen Kugeln" erschießen; Lord Curzon, der beste Kenner Asiens, hofft den Tag zu erleben, an dem „bengalische Lanzenreiter und dunkelhäutige Gurkhas" sich mit den Kosaken ein Stelldichein in den Parks von Potsdam geben; der Ministerpräsident endlich, der Jurist Asquith, spricht sein Verlangen aus, Deutschland von der Karte Europas verschwinden zu sehen. Die unwürdige Manier Churchills, der die „deutschen Ratten" ausgraben lassen wollte, zurzeit aber seine Schiffe ängstlich in ihren Schlupfwinkeln verborgen hält, wird kaum im eignen Lande, das doch so viel verträgt, noch ernstlich als Kampfmittel gewertet. Und mit all diesen Unglaublichkeiten vergleiche man, was von deutschen, österreichischen und ungarischen Ministern und Heerführern, vor allem von unserm Kaiser selbst, in die Oeffentlichkeit gedrungen ist! Ein Volk jedoch, dessen leitende Persönlichkeiten mit solch schamlosen Redewendungen um sich werfen, hat es verscherzt, als ein auf der Höhe stehendes betrachtet zu werden; es ist dem Verfalle geweiht.

Einen „Staatsmann" hat unsre Auslese zunächst noch nicht berücksichtigt, und das mit Fug, denn er hat zwar auch gewiß viele typische Eigenschaften, aber er ist doch auch ein echtes Individuum, eine vollkräftige Ausprägung jenes Geistes, der sein Volk langsam, aber sicher von der früher eingenommenen Höhe herabführt. Sir Edward Grey hat die Leitung der auswärtigen Politik in Händen, und damit verträgt es sich offenbar ganz gut, daß er keine fremde Sprache spricht und seine Ministerlaufbahn nur einmal, im Gefolge seines Königs, für eine Woche durch einen Aufenthalt in Paris unterbrochen hat. Wenn es also richtig ist, daß er im Parlament beteuert habe, er wolle bei ungünstigem Kriegsausgang entweder sterben oder nie mehr auf den Kontinent gehen, so kann ihm dieser Verzicht keine allzu große Selbstüberwindung kosten. Es gefällt ihm daheim viel besser, denn er ist ein echter Angelsachse, und seine berühmte Schrift „Fischen mit der Fliege" wird ihm vielleicht bei seinen Landsleuten ein dauernderes Andenken sichern, als dies seine diplomatischen Leistungen zuwege bringen. Denn diese zeichnen sich doch nur durch gewundene Sprache

Digitized by Google

und Abneigung gegen ehrliche Darlegung des eignen Standpunktes aus. Aber auch durch einen seltenen Mangel an Sinn für Gerechtigkeit.

Und damit ist wohl das Wesen des niedergehenden Staates England am deutlichsten gekennzeichnet; alle übrigen Fehler entspringen letzten Endes aus dem Grundirrtum, daß es kein objektives Recht gäbe. Right or Wrong, my Country; dieser teuflische Grundsatz rechtfertigt alles; er deckte die Niederträchtigkeiten, die sich ein Warren Hastings in Indien zu schulden kommen ließ; er entschuldigte, daß in den Konzentrationslagern des großen Schlächters Kitchener 26 000 Burenfrauen und Burenkinder ihren Tod fanden. Vorhanden war die Maxime also immer, aber sie wurde nicht so allgemein als selbstverständlich hingenommen wie gegenwärtig, denn ein Burke und Gladstone sind leuchtende Beispiele dafür, daß es ehemals auch gerechte Engländer gab. Wie schwer es selbst wohlmeinenden Menschen wird, in solcher Umgebung sich ein unbefangenes Urteil zu erhalten, das trat uns mit voller Klarheit entgegen, als der Direktor der Etonschule, Littleton, seinen Volksgenossen ins Gewissen redete und sie aufforderte, auch den Nichtbriten gewisse Menschenrechte zuzugestehen. Und wie begründete er seinen Appell? Wenn der Nordostseekanal „internationalisiert" werden solle, so könne ein gleiches auch von der Meerenge von Gibraltar verlangt werden, und dem hätten eifrige Engländer widersprochen, weil es den Interessen des Weltreiches zuwiderlaufe. Nun beachte man diesen Vergleich! Die erwähnte Straße ist ausschließlich durch das Recht der Eroberung englisch geworden, und den Kaiser-Wilhelm-Kanal hat Deutschland auf eignem Gebiete mit eigner Geldaufwendung von Deutschen herstellen lassen. Kann man sich einen schrofferen Gegensatz vorstellen? Vom Suezkanal war wohlweislich nicht die Rede.

Auch das aufsteigende England hat den nationalen Egoismus wohl gekannt, allein indem es gegen weit gefährlichere, weit mehr das Unrecht liebende Kräfte im Felde lag, konnten ihm auch die nicht unrecht geben, die an und für sich ganz andern Gefühlen und Ansichten huldigten. Ludwig XIV., Napoleon I., Nikolaus I. waren Widersacher, die niederzuwerfen eine heilige Pflicht aller Freunde wahrer Völkerfreiheit war. Erstmalig jetzt suchte sich England, getrieben von jenem unseligen Geiste, den die alten Griechen als dämonische Hybris wirkiam dachten, willkürlich einen Feind, der ihm nichts zu leide getan hatte, auch niemals etwas zu leide tun wollte. Der Frivolitätskrieg Greys, Delcassés, Iswolskis ließ das Erdenrund in Flammen entbrennen. Doch hielten die Hellenen auch dafür, daß die Hybris eine das Gegengewicht bildende Gottheit, die Nemesis, zur Tätigkeit veranlaßte, und eben diese Ueberzeugung beseelt gleichmäßig Deutsche, Oesterreicher, Ungarn und Türken. Die Verwerflichkeit der von England angewandten Methoden würde die Zukunft sogar dann nach Verdienst würdigen, wenn ihm der Erfolg zufiele. Allein es wird nicht siegen.

Digitized by Google

Die Wechselbeziehungen zwischen Italien und Rußland in der Geschichte

Von

Archivrat Dr. Lulvès (Hannover)

II

Den Grundsätzen seines Bruders Alexander I. gegenüber Italien, dem eignen Verhalten, das er bei der Thronbesteigung Karl Alberts von Sardinien gezeigt hatte,[1]) blieb Zar Nikolaus I. auch weiterhin treu. Er fand mehrfach Gelegenheit, seine für die Bestrebungen der Italiener nach Einheit und Unabhängigkeit verständnislose Gesinnung zu beweisen! Vor allem anläßlich der freiheitlichen Bewegungen, die ganz Italien durchzogen und in Piemont dann zum Erlaß einer Konstitution führten, mit welcher dieser Staat Fundament und Ausgang für Italiens Risorgimento werden sollte.

Der 1846 gewählte Papst Pius IX. hatte sein Pontifikat mit liberalen Maßregeln und Reformen eingeleitet. Als er sich weigerte, der Aufforderung Metternichs zur Zurücknahme nachzukommen, ließ der Staatskanzler der habsburgischen Monarchie plötzlich im August 1847 die Stadt Ferrara besetzen. Hier hatte bis dahin nur eine kleine österreichische Besatzung gestanden. Diese provozierende Maßregel erregte, wie überall in Italien, so auch in Piemont Erbitterung. Dem Papste ließ König Karl Albert Hilfsbereitschaft, im Notfall Gastfreundschaft anbieten. Ein Schreiben von ihm an den Grafen Castagnetto mit dem Gelöbnis: „Wenn Gott uns jemals die Gnade verleiht, einen Unabhängigkeitskrieg zu unternehmen, so werde ich allein das Heer befehligen, und ich bin entschlossen, für die guelfische Sache dasselbe zu leisten wie Schamyl[2]) im Kampf mit dem ungeheuren russischen Reich," ward bekannt und erregte überall großen Jubel.

Aber gleichzeitig ward Metternichs Vorgehen in Ferrara, dessen Uebereinstimmung mit den Bestimmungen des Wiener Kongresses dieser in einem Rundschreiben für die vier andern Großmächte nachzuweisen sich bemüht hatte, u. a. von Rußland vollständig gebilligt. Jedoch ließ sich Metternich bald zu einem Ausgleich in der Angelegenheit bewegen.

Für die Weiterentwicklung der freiheitlichen Bewegungen gegen die Vorherrschaft des Absolutismus in Italien war das aber ohne Bedeutung. Metternich mußte sich damit trösten, daß er den alten Verbündeten aus der einstigen Heiligen Allianz auf seiner Seite hatte.

Die Gunst des russischen Herrschers war stets unentbehrlich für den Fall neuer revolutionärer Ausbrüche in Italien und neuer Gefahren eines allgemeinen Krieges.[3])

---

[1]) Vgl. Preußische Jahrbücher, II, S. 279.

[2]) Tscherkesse und Haupt der Sufiten (1797—1871), berühmt durch seine kühnen Kämpfe gegen die Russen.

[3]) So hatte am 7. April 1834 eine russische Note starke vorbeugende Maßregeln gegen die damaligen Unruhen in Italien sowie die Auflösung der Komitees revolutionärer Propaganda verlangt. Vgl. A. Stern, Geschichte Europas 1815—1871, Bd. IV, S. 387, 397.

Digitized by Google

Energisch wenigstens in Worten und Noten zeigte sich auch jetzt Zar Nikolaus I. Er ließ König Karl Albert bedeuten, daß er eine Bedrohung der Lombardei durch die Waffen als Kriegsfall betrachten müsse. Das Londoner Kabinett verschonte er nicht mit Vorwürfen, weil „Sizilianer und Lombarden durch Englands Haltung in ihren Unabhängigkeitsträumen ermutigt würden", weil England „überall für das konstitutionelle System auf dem Festland Propaganda mache". Würde etwa „eine fremde Macht" Angreifer Oesterreichs unterstützen, so werde der Zar mit seiner ganzen verfügbaren Streitkraft Oesterreich verteidigen.

Der Anspruch des Zaren auf das Protektorat über alle griechischen Christen des Osmanischen Reiches, mit dem er seine Eroberungspläne gegen dieses zu verwirklichen beginnen wollte, war im Mai 1853 abgelehnt worden. Im November darauf brach der Krieg zwischen Rußland und der Türkei aus. Er gab die Veranlassung zur Vereinbarung eines Bündnisses zwischen Frankreich und England mit der Türkei (12. März 1854), demzufolge die Westmächte den Krieg an Rußland erklärten. Am 10. April schlossen sie dann eine Konvention zu gegenseitigem Schutz und Trutz miteinander ab.

Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit war die Frage, welche Stellung Sardinien, die von Camillo Cavour geleitete Regierung Viktor Emanuels II. zu diesen Ereignissen einnehmen würde. Während im Dezember 1853, gelegentlich der sondierenden Anfrage eines französischen Diplomaten in Turin, König und Regierung sich vorläufig noch vorsichtiger Zurückhaltung befleißigt hatten, gewann der Plan einer Beteiligung an dem Kriege in den nächsten Monaten bei König und Ministerpräsident immer mehr Form.

Die Bemühungen Englands, gleich nach Abschluß jener Konvention Sardinien zum Beitritt zu bewegen, hatten vorerst keinen Erfolg; der Versuch, auf diese Weise sardinische Soldaten als Hilfstruppen in Sold zu nehmen, mißglückte.

Im Verlaufe des Krieges, dessen Hauptschauplatz die Krim war, stellte sich nun heraus, daß die beiden Westmächte ihren russischen Gegner unterschätzt hatten, daß ihre eignen Machtmittel ungenügend waren. Zudem griff Oesterreich nicht in den Kampf ein, und Preußen bewahrte Neutralität.

Als dann von den verbündeten Mächten im Dezember die Aufforderung zum Anschluß wiederholt worden war, kam auf Grund eingehender Verhandlungen am 26. Januar 1855 ein Vertrag zustande, nach welchem Sardinien dem Bündnis beitrat und sich zur Mithilfe mit 15000 Mann verpflichtete. Dafür wurde die Unverletzlichkeit des Staates garantiert und ihm eine Anleihe von einer Million Pfund in England bewilligt.

„Cavour rechnete damit, daß Napoleons Sympathien für die Sache Italiens unendlich wichtig waren, während das ferne Rußland der heißersehnten Einheit der Halbinsel nicht gefährlich werden konnte." [1])

[1]) H. Friedjung, Der Krimkrieg und die österreichische Politik (1911), S. 134.

Digitized by Google

Sardinien sollte nun, nach des genialen Staatsmanns kühner Idee, seine Lebenskraft, seine Befähigung erweisen, sich an die Spitze der italienischen Sache stellen zu können, um sie zur Einheit zu führen. Sardinien trat jetzt in die Reihe der europäischen Großmächte, welche das sog. europäische Konzert bildeten.

Piemontesen und Russen, erstere 9100 Mann stark, mit 36 Kanonen, standen einander am Flusse Tschernaïa gegenüber. In der Schlacht vom 16. Juli 1855 hatten die Italiener neben Türken und englischer Kavallerie einen so heftigen Angriff der Russen auszuhalten, daß sie zuerst zurückweichen mußten. Als sich aber dann auf der Seite, wo die Franzosen standen, das Schlachtenglück gewendet hatte, konnten sie an ihrer siegreichen Beendigung in hervorragender Weise teilnehmen. Der General Montevecchio fiel gegen die Russen.

Der Krimkrieg ward abgeschlossen durch den Pariser Kongreß; an diesem nahm, als anerkannte selbständige Macht, auch Sardinien teil, vertreten durch Cavour. Daß sein Plan, Parma und Modena zu annektieren und deren Souveräne durch die Donaufürstentümer zu entschädigen, die dadurch Ausläufer von Oesterreich geworden wären, mißglückte, war für Italiens Zukunft von geringer Bedeutung.

Viel wichtiger mußte es dagegen sein, daß es dem gewandten Staatsmann gelang, mit Zustimmung und Hilfe Kaiser Napoleons III. sowie im Einvernehmen mit dem Kongreßvorsitzenden Grafen Walewski und dem Vertreter Englands, Lord Clarendon, die Mißstände in Neapel, im Kirchenstaat und in den österreichischen Staaten Italiens zur Sprache zu bringen. Das geschah in der Sitzung vom 8. April 1856, nachdem er bereits im Februar durch eine eingehende Denkschrift die Regierungen Frankreichs und Englands für seine Zwecke vorbereitet hatte.

Es waren bittere Anklagen, die Cavour als Sprecher Italiens vorbrachte, in denen er auch der von Rußland gebilligten, nunmehr sieben Jahre währenden Okkupation des Kirchenstaates gedachte. Die großen Hoffnungen, welche er hinsichtlich eines zukünftigen Beistandes aus den Ausführungen Clarendons schöpfte, sollten sich sehr bald als trügerisch erweisen. Oesterreichs Vertreter, Buol und Baron v. Hübner, suchten nach Möglichkeit die Maßnahmen ihrer Regierung zu verteidigen.

Charakteristisch war das Benehmen des russischen Bevollmächtigten Grafen Orlow. Für das beargwöhnte Oesterreich wollte er keine Lanze brechen. Wohl hatte das Königreich Neapel seinem Vaterlande während des Krieges alle seine Sympathien zugewandt. Aber die Anklagen gegen seine Mißwirtschaft konnte er nicht entkräften. Für Piemonts Pläne und Absichten einzutreten, war ihm unmöglich. Also — beteiligte er sich nicht an der Diskussion und schwieg. Eine Politik des offenkundigen Egoismus!

Hatte Rußland in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts auf das italienische Volk einen schweren Druck zugunsten der zumeist nicht nationalen Monarchen, die der Wiener Kongreß eingesetzt bzw. bestätigt hatte, sehr häufig

Digitized by Google

ausgeübt, so bewies es, seitdem die italienischen Einheitsbestrebungen sich zu verwirklichen begannen, eine unverhohlene Abneigung, wenn nicht einen unzweideutigen Widerstand gegen diese.

Für Rußland bezeichnete der Pariser Kongreß und der auf ihm vereinbarte Friedensvertrag vom 30. März 1856 eine der tiefsten Demütigungen in dem laufenden Jahrhundert. Daß der Krimkrieg für Rußland ungünstig abgelaufen war, hatte nicht zuletzt der Beitritt Piemonts zu der Zahl der Gegner verschuldet.

Rußlands Erfolge gegen die Türken waren dort zunichte gemacht worden. Es verlor das Protektorat über die Donaufürstentümer. Unter türkischer Hoheit verblieben Moldau und Walachei, vermehrt um Beßarabien, das seit 1812 Rußland gehört hatte, sowie Serbien.

Die seit 1841 bestehende Dardanellensperre wurde aufrechterhalten, das Schwarze Meer neutralisiert, die Anlage von Seearsenalen verboten. Die Türkei, deren Integrität von allen Souveränen garantiert ward, wurde in das europäische Konzert aufgenommen. Die Zahl der Kriegsschiffe durfte bei jedem der beiden Staaten nur sechs Dampfer von je 800 Tonnen und vier Dampfer von je 200 Tonnen betragen. Dadurch war Rußland der Ausbau einer Mittelmeerflotte unterbunden. Der russischen Eroberungspolitik, welche seit dem Wiener Kongreß Europa bedroht und in Atem gehalten hatte, ward nach dieser Richtung von den Westmächten ein Riegel vorgeschoben. Rußland mußte von nun an darauf verzichten, einzelne Gebietsstücke der Türkei zu annektieren; es begann jetzt, solche als selbständige Staaten der türkischen Oberhoheit zu entziehen und sie unter die eigne Abhängigkeit zu bringen.

Die Bildung derartiger von Rußland beeinflußter und beaufsichtigter, aus dem Türkenreich herausgeschnittener Vasallenreiche durfte, sobald sie an das Mittelmeer, vornehmlich an das Adriatische Meer, reichten, König Viktor Emanuels II. Staat nicht mehr gleichgültig sein; er gestaltete sich nach dem lombardischen Kriege und den darauf folgenden Annexionen in der Mitte und im Süden der Apenninhalbinsel zum geeinten Königreich Italien (1861) aus.

Italien war eine Hauptmacht an dem Adriatischen Meere geworden, dessen eine Küstenhälfte ihm von 1866 an vollständig zugehören sollte. Bei einer Aufteilung der Türkei konnte es sich zu Hoffnungen auf weitere Gebietserwerbungen berechtigt glauben. Daß da seine Interessen mit denen Rußlands einmal zusammenstoßen könnten, war leicht möglich!

Der sich nunmehr nach und nach vollziehenden Bildung von slawischen Einzelstaaten auf dem Balkan mußte Italien seine volle Aufmerksamkeit zuwenden.

Wie die Großmächte, hatte auch Sardinien seinen Vertreter in der europäischen Kommission für die Donaufürstentümer; für deren Einigung trat es entschieden ein. In Rücksicht auf die schwankende Stellung Englands betonte Cavour in einer Depesche an den sardinischen Geschäftsträger in London, Grafen Corti, vom 4. September 1856: „Die rumänische Nationalität ist ein Gegengewicht, welches sich zum Nutzen der Pforte, zum Nutzen Europas der gefährlichen Entwicklung des Panslawismus entgegenstellt. Man werfe einen Blick auf

Digitized by Google

die Karte und man wird sich überzeugen, daß die slawische Rasse sich vom Ural und der Nordsee, ohne andre Unterbrechung, als die von der rumänischen Rasse bewohnten Länder, bis zum Adriatischen Meere ausdehnt. Da nun der Panslawismus nicht bloß für die Türkei, sondern auch für den ganzen Westen eine Gefahr ausmacht, ist es da nicht von höchstem Interesse, inmitten der slawischen Länder eine Nationalität einzurichten, welche ausschließlich mit dem Westen sympathisiert und welche der Vereinigung der Völker, die einen so mächtigen Zug zur Einheit haben, daß sie vielleicht den Rest der zivilisierten Welt unterjochen werden, ein ernstes Hindernis bereitet?"

Das waren Worte, die gegen Rußland und seine Aspirationen auf den Balkan und auf die Adria gerichtet waren. Die zu Paris tagenden Konferenzen bereiteten die Vereinigung der Fürstentümer Moldau und Walachei unter der Oberhoheit des Sultans vor; sie ward am 19. August 1858 zu Paris proklamiert. Aus den Wahlen ging der Oberst Alexander Cuza als Prätendent für beide Fürstentümer hervor. Die Wahl wurde an den Höfen zu Paris und Turin günstig aufgenommen. Davon konnte sich der zu weiteren Verhandlungen von Cuza dorthin entsandte Minister Alecsandri überzeugen; sie erhielt in einer Pariser Konferenz am 6. September 1859 ihre Bestätigung.

Dem Grolle entsprechend, den Rußland gegen Sardinien-Piemont seit dem Krimkrieg noch nicht verwunden hatte, verhielt es sich gegenüber dessen Annexionsplänen über die Lombardei, Toskana und die Legationen hinaus im Herbste 1860 vollständig ablehnend und mißbilligend. Die damals befürchtete Unterstützung Napoleons III. für Sardinien bei einer Eroberung Venetiens, bei der Erfüllung seines noch nicht ausgeführten Versprechens, „Italien frei bis zur Adria", wollte es auf keinen Fall zulassen. In erster Linie waren es Rücksichten auf seine Interessen im Adriatischen Meere, welche Rußland geboten, der weiteren Ausbildung und Vollendung der Einheit Italiens hemmend entgegenzutreten.

Der im September 1860 erfolgte Einmarsch der Piemontesen in den Kirchenstaat und in Neapel, die Drohung Garibaldis, nach der vollständigen Eroberung Neapels auf Rom und Venedig loszugehen, führte zu einer Annäherung zwischen den Höfen von Petersburg und Wien, die ihren Ausdruck in der Warschauer Zusammenkunft (vom 22. bis 26. Oktober 1860) fand, an der außer dem Zaren Alexander II. und Kaiser Franz Joseph auch der Prinzregent Wilhelm von Preußen teilnahm. Sie hatte, in Uebereinstimmung mit den Wünschen Englands, vor allem das Ergebnis, daß Napoleon die kategorische Erklärung abgeben mußte, Piemont keinen Beistand zu leisten, falls es Oesterreich und Venetien angreifen würde. Die Idee eines Kongresses zur Regelung der italienischen Angelegenheiten scheiterte an Napoleons Widerstand.

In Erinnerung an diese Vorgänge mußte Italien gegenüber den Absichten Rußlands mißtrauisch sein, als es sich sechs Jahre später wieder um die Erwerbung Venetiens handelte, diesmal mit Unterstützung preußischer Waffenerfolge. Nach der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz war von Alexander II. dem

Digitized by Google

Kaiser Napoleon, welchem Oesterreich Venetien abgetreten hatte und die Friedensvermittlung überlassen wollte, der Vorschlag einer Verständigung der drei neutralen Großmächte „zur Regelung der schwebenden Fragen" gemacht worden. Auf diesen Vorschlag war der französische Minister des Aeußern Drouyn de Lhuys, weil er einer Drohung gleiche, nicht eingegangen.

Immer stärkere Bedenken und Befürchtungen mußte Rußlands wiederholt und stets energischer vorgetragene Plan einer europäischen Konferenz erregen, ohne welche der Zar die beabsichtigten Gebietsveränderungen, besonders die preußischen, nicht anerkennen würde. Dadurch ward nicht bloß der Abschluß der Nikolsburger Präliminarfriedens-Verhandlungen, sondern auch der Beitritt des anfangs noch mißtrauischen und zögernden Italien zu diesen beschleunigt (30. Juli 1866).

Bereits am 25. Juli hatte Visconti-Venosta zugeben müssen, daß die Haltung Rußlands zur Nachgiebigkeit zwinge. Italien mußte auf die Vermittlung Napoleons eingehen, sonst blieb nur die Rußlands übrig, von der für Italien nicht viel Gutes zu erhoffen war.

Dem russischen Plane eines europäischen Kongresses war diesmal, trotz seiner sonstigen Vorliebe für einen solchen, auch Napoleon abgeneigt; er meinte, durch direkte Verhandlungen mit Preußen bessere Ergebnisse für seine Kompensationsabsichten gewinnen zu können. Eine Hoffnung, in der er sich schließlich sehr täuschen sollte!

War 1866 eine Einmischung Rußlands zu eignen Gunsten in die politischen Verhältnisse, wie sie sich nach den preußischen Siegen ergaben, mißglückt, so gelang hingegen eine solche während des Deutsch-Französischen Krieges.

Die Macht Frankreichs, welche in erster Linie der russischen Diplomatie 1856 den Pariser Frieden aufgezwungen hatte, war für das erste gebrochen, das Kaisertum gestürzt. Jetzt nahm der leitende Minister des Zaren, Fürst Gortschakow, die Gelegenheit wahr, die demütigendsten Bestimmungen jenes Vertrages zu beseitigen. Mit Bismarcks Unterstützung glückte es ihm auf der von jenem angeregten Konferenz in London, durch Artikel 1 des sog. Pontusvertrages vom 13. März 1871 die Aufhebung der Artikel 11, 13 und 14 des Pariser Vertrages und des Artikels 14 der russisch-türkischen Konvention von 1856 durchzusetzen. Damit war die Neutralität des Schwarzen Meeres, das Verbot der Anlage von Militärarsenalen an den Küsten und die Beschränkung auf sechs Kriegsschiffe aufgehoben. Rußland hatte nunmehr, neben gewissen Erleichterungen für die Friedenszeit, freiere Hand nach dem Balkan bekommen. Sewastopol ward zu einem Kriegshafen ersten Ranges ausgebaut.

Noch stärker wollte Rußland seinen Einfluß nach dieser Seite hin ausdehnen durch den Vorfrieden von St. Stefano (3. März 1878); er schloß den Russisch-Türkischen Krieg ab, den Zar Alexander II. unternommen hatte zur „Befreiung der slawischen Brüder", nicht wie einst sein Vater zur „Befreiung der Christen".

Digitized by Google

Dem Friedensvertrage gemäß sollte sich das bislang von russischem Einfluß beherrschte Bulgarien als selbständiges Reich im Westen bis zur Schwarzen Drin, also fast bis zur Küste der Adria, im Süden bis zur Küste des Aegäischen Meeres, unter Ausschluß der Halbinsel Chalcidice, erstrecken. Rußlands Einflußsphäre hätte dadurch, seinen alten Aspirationen gemäß, bis zum Mittelmeere, bis weit in Albanien hinein gereicht, also bis fast an die Küste des Adriatischen Meeres.

Das konnte, wie den Engländern und Oesterreichern, so auch den Italienern nicht gleichgültig sein, die sich bereits mehr und mehr für die gegenüberliegende Küste der Adria zu interessieren begannen. Es kam zu einer gründlichen Revidierung des vielseitig angefochtenen Friedensvertrages durch einen Kongreß der Mächte des Pariser Vertrages unter Fürst Bismarcks Vorsitz in Berlin zum Zwecke der Aufrechterhaltung der Integrität des Osmanischen Reiches (13. Juni bis 13. Juli 1878) mit folgenden hier in Betracht kommenden Ergebnissen:

Zwischen Rußland und dem Mittelmeer blieb im Süden türkisches Gebiet, im Westen ein Teil unter österreichischer Verwaltung: Bosnien und Herzegowina. Montenegro, das mit dem Hafen von Antivari den Zugang zum Adriatischen Meere erhielt, Serbien und Rumänien wurden unabhängig; das, gegenüber dem Frieden von St. Stefano, besonders nach der Adriarichtung hin stark geschmälerte Bulgarien ward selbständig unter gewisser formeller Souveränität der Pforte.

Somit war Rußland vom Mittelmeer hinweggedrängt, diese auch Italiens Interessen bedrohende Gefahr vorläufig beseitigt. Der größere Teil der bisherigen europäischen Türkei wurde vom Sultan unabhängig. Rußlands Bestreben, die autonom gewordenen slawischen Balkanstaaten von sich abhängig zu erhalten bzw. erst zu machen, ein Prinzip, das es bereits nach dem Pariser Frieden von 1856 in den Vordergrund seiner Politik gerückt hatte, sollte von nun an in noch verschärfterer Form zur Geltung kommen.

Dieses Bestreben Rußlands zeitigte eine stark anschwellende slawische Bewegung. Wider eine Einigung der slawischen Welt unter russischem Zepter hatten sich indirekt die Beschlüsse des Berliner Kongresses gewandt.

Gegen dieselbe Bewegung war der Zweibundsvertrag vom 7. Oktober 1879 zwischen Oesterreich und Deutschland gerichtet; gerade damals drohte Rußland durch starke Rüstungen, ohne selbst bedroht zu sein. Gegen die gleiche panslawistische bzw. altrussische Bewegung sollte dann später auch Italien, das, wenigstens grundsätzlich, die Adria von russischem Einflusse freigehalten wissen wollte, gewissermaßen Stellung nehmen — durch seinen unten zu erwähnenden Anschluß an den Zweibund.

Daß Albanien nun ungeschmälert der Türkei verblieb, lag in den Wünschen der italienischen Politik. Um es dem russischen Einflusse zu entziehen, hatte sie das Zustandekommen des Vertrags von Prizrend begünstigt; durch diesen verständigten sich am 5. Juni 1878 die türkischen und christlichen Beis Albaniens dahin, daß sie keine andre Regierung über sich dulden wollten, als die der Hohen Pforte. Dem entsprach dann auch eine Bestimmung des Berliner Ver-

Digitized by Google

trages; sie war, wie gegen Bulgarien und Montenegro, so auch gegen Oesterreich gerichtet.

Als der Ausbruch jenes Russisch-Türkischen Krieges drohte, hatte Crispi im Herbst 1877 eine Rundreise durch Mitteleuropa gemacht; ihr Zweck war, die Stimmung der Kabinette zu erkunden hinsichtlich der Frage nach Kompensationen für Italien, falls das Ergebnis des Krieges zu Besitzveränderungen am Adriatischen Meere führen würde.

Im Verlauf dieser übrigens ergebnislosen Rundreise soll bei den diplomatischen Besprechungen angeblich auch Albanien im Hinblick auf Italien erwähnt worden sein.[1])

Mittlerweile hatte zwischen Rußland und Italien eine gewisse Annäherung stattgefunden. Trotz allen Gegenversicherungen der italienischen Regierung trat damals immer wieder das Gerücht auf, daß hinsichtlich Albaniens Italien bestimmte Absichten habe, daß ein Spezialübereinkommen zwischen Rußland und Italien bestehe.

In einer 1878 gegen den österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Andrássy erschienenen Flugschrift[2]) wurde ihm vorgehalten, er habe davon Kenntnis gehabt, „daß Italien seine aktive Freundschaft gegen einen Kaufpreis dem Zarenreiche förmlich aufdrängte".

An Unruhen, die in Albanien entstanden, ward Italien, wie auch an späteren, die Schuld gegeben. Die gleichzeitige Agitation der Irredenta in Südtirol und Triest führte zu einer Spannung zwischen Oesterreich und Italien, trotz allen entgegenkommenden Erklärungen der Regierung des letzteren.

Aber schon begannen bald darauf im Jahre 1880 die ersten anfangs noch ergebnislosen Annäherungen Italiens an die Zentralmächte; die erschütternde Enttäuschung, welche es von seinen bisherigen, nur scheinbar so selbstlosen Gönnern, den Franzosen, durch deren heimtückische Besetzung von Tunis erdulden mußte,[3]) der Sturz des allzu franzosenfreundlichen Ministerpräsidenten Benedetto Cairoli führten Italien endgültig zum Anschluß an die bereits verbündeten Mächte Deutschland und Oesterreich, zur Stiftung des Dreibundes (20. Mai 1882). Italien suchte Ersatz für Tunis in Aegypten und Abessinien.

Der Mißerfolg des abessinischen Feldzugs, in welchem der Negus Menelik außer durch englische und französische Unterstützung auch durch russische[4]) gefördert worden war, ließ den Italienern nur noch eine Möglichkeit zur Festsetzung an der afrikanischen Küste des Mittelmeeres: Tripolis. Erst nachdem

[1]) Wenigstens nach dem unkontrollierbaren Berichte Crispis. Gegen Wiedergabe und Wert seines Gesprächs mit Bismarck in diesem Zusammenhange hat bereits wenig später R. Bonghi schwerwiegende Bedenken erhoben.

[2]) „Graf Andrássy auf der Anklagebank der Delegationen", S. 18.

[3]) Vgl. darüber meinen Aufsatz: „Auf welche Weise machte sich Frankreich zum Herrn von Tunis?" in der „Deutschen Revue", Februar 1915.

[4]) Crispi hatte sich als Ministerpräsident 1889 der Entsendung einer russisch-orthodoxen Mission nach Abessinien sehr feindselig gezeigt, weil er von ihr politische Nachteile für Italiens Interessen befürchtete.

Digitized by Google

sie sich wirtschaftlich wieder erholt hatten, konnten sie daran denken, sich zu dieser Eroberung langsam zu rüsten.

Inzwischen bereitete sich eine andre Orientierung der italienischen Politik vor. Mit dem Herrschergeschlechte eines der Balkanstaaten, über die Rußland seinen Einfluß ausgedehnt hatte, und zwar des Staates, der wenigstens mit einer kurzen Strecke an das Adriatische Meer grenzte, ging das italienische Königshaus eine Familienverbindung ein: Am 24. Oktober 1896 vermählte sich der Kronprinz Italiens, Viktor Emanuel, mit der Prinzessin Helene, der Tochter König Nikolaus' I. von Montenegro.

Inwieweit und ob überhaupt politische Beweggründe bei dieser Verbindung mitspielten, die zuerst nicht den vollen Beifall König Humberts und Crispis gefunden hatte, ist natürlich unbekannt. Eine Verstärkung der politischen Verbindung Italiens mit den Zentralmächten konnte von ihr jedenfalls nicht erwartet werden. Daß sie hingegen eines Tages die italienische Politik im Sinne Rußlands entscheidend beeinflussen könnte — die Möglichkeit war nicht ausgeschlossen.

Tatsächlich ist wenigstens unter Viktor Emanuel III., der im Jahre 1900 seinem ermordeten Vater gefolgt war, Italien immer stärker zu einer intensiveren Adria-Politik gedrängt worden, und zwar vornehmlich durch die Franzosen und Engländer, um seine Absichten von Tripolis, seine Aspirationen vom südlichen Mittelmeere überhaupt abzulenken.

Der eine Zweck wurde allerdings dabei nicht erreicht. Die Italiener haben sich von Tripolis nicht abbringen lassen, und die Annexion ist im Herbst und Winter 1912 vorerst wenigstens glücklich ausgeführt worden.

Aber gleichzeitig war auch Albanien immer stärker in den Vordergrund des politischen Interesses für Italien gerückt — wie hier, ohne ein Eingehen auf die Details der neuesten Ereignisse, kurz dargelegt sei. Für diese Richtung der italienischen Politik bildete nunmehr Montenegro, das inzwischen in mehrfacher Hinsicht auch von Italien wirtschaftlich abhängig geworden ist, einen wertvollen Stützpunkt.

Nur 75 Kilometer vom italienischen Otranto ist Albaniens Küste entfernt, ihre Häfen würden den Italienern einen wertvollen Ersatz für die versandenden der Westküste bieten.

Die Erinnerung, daß jene Küste einst, allerdings mit starken Unterbrechungen, der Herrschaft Venedigs untertan gewesen, daß die Adria von alters her für ein spezifisch italienisches Meer gegolten hat, daß sie mit zahlreichen blühenden Hafenstädten, auch an der im Kerne slawischen Küste Istriens und Dalmatiens, ehemals zu den belebtesten und wichtigsten Seestraßen gehört hatte, zeitweilig sogar Mittelpunkt des Weltverkehrs gewesen war — in der lebhaften Phantasie der Südländer mit einem glänzenden Scheine umstrahlte, aber nicht ganz exakte Traditionen —, dazu die Beziehungen zu jenem Gebiete durch starke albanesische Ansiedlungen in Süditalien[1]) — das alles soll künstlich eine Berechti-

[1]) Einer solchen entstammte z. B. der Staatsmann Francesco Crispi.

Digitized by Google

gung[1]) der sehr realen Wünsche der Italiener nach dem Besitz von Albanien, den sie durch Verbreitung der italienischen Sprache und italienischer Schulen, Verwaltungs- und Verkehrseinrichtungen seit Jahren systematisch vorbereiten, nach der damit angestrebten Alleinherrschaft über die Adria erweisen, zu der Albanien für sie gewissermaßen den Schlüssel bildet. Gehören die beiden sich gegenüberliegenden Küsten, markiert durch die Städte Otranto und Valona, Italien, so könnte es einmal die Adria zu einem italienischen See zusammenschließen unter Verdrängung von Oesterreich.

Die Interessen beider Staaten kollidieren hier. Einer solchen Kollisionsgefahr sollten die Verträge und Sonderabkommen entgegenwirken, die zwischen ihnen 1894 zu Monza abgeschlossen und 1899 erneuert wurden; sie bestimmten die gegenseitig zugestandene Nichteinmischung in die Angelegenheiten Albaniens, den Verzicht auf jegliche Besetzung des Landes im Falle der Störung des Statusquo, d. h. des gegenwärtigen Besitzstandes der Türkei.

Der Antagonismus gegen Oesterreich nimmt die Aufmerksamkeit der Italiener so stark in Anspruch, daß sie die wohl zeitweilig erkannte und berücksichtigte Gefahr,[2]) die von einer andern Seite droht, zumeist zu gering achten.

Auf Albanien, mindestens auf Teile des Landes, erhebt außerdem noch Serbien Ansprüche; dessen Machtträume gehen ja auf die Wiederherstellung eines großserbischen Reiches, das vom Panslawismus getragen werden würde. Hinter diesem Vorposten, der energisch der Adria zustrebt, stände — Rußland!

Einer Verständigung mit Rußland, einer freundschaftlichen Annäherung an den Zarenhof hat die italienische Politik bereits deshalb Rechnung getragen, noch ehe die Verbindung des Hauses Savoyen mit der Familie Nikolais' von Montenegro zustande kam, den Zar Alexander III. einst als seinen „einzigen Freund" bezeichnete.

Rußlands Mittelmeeraspirationen kommen immer wieder zum Vorschein, so gelegentlich des russischen Flottenbesuchs in Toulon (Herbst 1893), als es hieß, Rußland wolle sich einen festen Stützpunkt im mittelländischen Becken schaffen, etwa in einem Hafen des verbündeten Frankreich, etwa Philippeville in Algerien oder vielleicht durch Ankauf der griechischen Insel Poros an der nordöstlichen Ecke des Peloponnes.[3])

[1]) Wollen die Italiener als Erben der Republik Venedigs alles beanspruchen, was diese früher im Adriatischen Meer besessen hat, dann liegt es nahe, daß sie auch auf Venedigs einstige sonstige Besitzungen übergehen und ebenso auf die andrer italienischer Handelsstädte wie Genua, Pisa und Amalfi usw.

Das ergäbe einen Panitalianismus, für dessen Ausbau, weit über das Bereich des Mittelmeeres hinaus, die Kräfte Italiens in keiner Weise ausreichen, und der es mit mehr als Halbeuropa in die gefährlichsten Konflikte bringen würde.

Mit bei weitem größeren Rechte müßte dann Italien Nizza, Savoyen, Korsika und Malta für sich beanspruchen und seine früheren Ansprüche auf Tunis zur Geltung bringen (vgl. meine Ausführungen in der „Deutschen Revue" Dezember 1914, Februar u. März 1915).

[2]) So vom späteren Minister Marchese di San Giuliano, der bereits 1902 auf eine Freundschaft mit den Griechen, Rumänen, Albaniern und Magyaren hinwies, die den Italienern „einmal als Wehr gegen das auf die Balkanhalbinsel eindringende Slawentum dienen" könnte.

[3]) Dehn, Weltwirtschaftliche Neubildungen, S. 177.

Digitized by Google

So sucht es auch in der Adria den lange ersehnten Flottenstützpunkt zu gewinnen, wenn nicht anders, dann durch Serbien als abhängige Vermittlung.

Anfang 1887 ward es bekannt, daß der Dreibundsvertrag Italien im Falle eines russischen Angriffs auf Oesterreich zu keiner Hilfeleistung verpflichte.[1])

Dem dabei vermutlich zugrunde liegenden Rückversicherungsvertrage Italiens mit Rußland muß 1891 ein zwischen Giers und Rudini vereinbartes Abkommen gefolgt sein, das sich gegen Oesterreich-Ungarns Expansionsgelüste auf dem Balkan richtete.

Hingegen hatte Crispi 1889 eine Militärkonvention zwischen Rumänien, Bulgarien und Serbien anzuregen gesucht, um den auf den Balkan gerichteten Absichten Rußlands hemmenden Widerstand entgegenzusetzen. —

Bald nach seiner Thronbesteigung machte der Schwiegersohn Nikolaus' von Montenegro dem Zarenhofe seinen Antrittsbesuch (1902). Politisch wichtiger war sicher die Zusammenkunft zu Racconigi im Oktober 1909 zwischen Viktor Emanuel und Zar Nikolaus II.; auf der Reise hatte letzterer ostentativ den Weg durch Oesterreich-Ungarn vermieden.

Die Annektierung Bosniens und der Herzegowina durch diesen Staat hatte im Jahr zuvor (September 1908) so heftige Angriffe in der Presse Rußlands und in der Italiens gezeitigt, daß ein politisches Einvernehmen zwischen ihren Regierungen gegenüber dem habsburgischen Kaiserstaate angenommen werden mußte, den in der Balkanpolitik scharfe Interessengegensätze von Rußland trennten.

Noch steht Italien in freundschaftlichem Verhältnis zu Rußland. Sollte es diesem aber gelingen, mit seiner serbischen Vorhut bis zur Adria durchzudringen, dann hätte Italien mit einem ganz andern Gegner zu tun.

Ein Vorrücken bis in Albanien hinein, durch Vermittlung des ihm damals gehorsamen Bulgarien, hatte Rußland, wie erwähnt, bereits 1878 durch den Vertrag von St. Stefano durchsetzen wollen.

Gewänne Rußland, nach einer Zurückdrängung Oesterreich-Ungarns, das jenes bislang von der Adria ferngehalten hat, die Vorherrschaft auf dem Balkan, so würde eine Interessenkollision mit Italien unvermeidlich werden, die bis jetzt nur ängstlich vermieden bzw. verhüllt worden ist.

Zudem ist Italien teilweise von Rußland wirtschaftlich abhängig: Fast 90 Prozent seiner Getreideeinfuhr pflegt es aus dem russischen Reiche und aus Rumänien über die Häfen des Schwarzen Meeres zu beziehen.

Daß Rußland seit den Tagen Peters des Großen und Katharinas II. unentwegt nach dem Mittelmeer gestrebt, für die Wünsche und Interessen der Italiener nie selbstloses Verständnis, geschweige denn Sympathien gezeigt hat, das wird, wie ein klares, bis auf unsre Tage unentwegt beobachtetes politisches Prinzip, durch die Geschichte der Wechselbeziehungen zwischen beiden Ländern bewiesen.

---

[1]) „Kölnische Zeitung" vom 27. Februar 1887.

Digitized by Google

Rußlands Hauptziel ist und bleibt die Oeffnung der Dardanellen, die ihm seit dem Londoner Meerengenvertrag von 1841 und besonders seit dem Krimkriege, vornehmlich auf Englands Betreiben, trotz wiederholter diplomatischer Bemühungen (hauptsächlich in den Jahren 1876, 1878, 1910) verschlossen sind. Für Italien würde die Erreichung jenes Ziels durch Rußland einen schweren Schlag bedeuten. Denn die Einrichtung zum mindesten eines Hafens an der montenegrinisch-albanesischen Küste für die russische Kriegsflotte dürfte sehr bald folgen.

Das hatte bereits zu Beginn jenes Krimkrieges erkannt und mit noch heute zutreffender Richtigkeit ausgedrückt Camillo Cavour. Auf Angriffe wegen der, vielen seiner Landsleute unverständlichen, Teilnahme der sardinischen Armee am Kriege erwiderte er seinen Gegnern im Parlament am 6. Februar 1855 u. a. folgendes: „Nehmen wir an, daß der gegenwärtige Krieg für Rußland erfolgreich wäre und die siegreichen Adler des Zaren nach Konstantinopel führen würde. Es ist klar, daß Rußland dadurch die absolute Vorherrschaft über das Mittelländische Meer und ein unwiderstehliches Uebergewicht im Rate Europas erlangen würde. Dies würde zu ganz fatalen Folgen für die Interessen Piemonts und Italiens führen. In der Tat, nimmt Rußland Konstantinopel, so wird es der Beherrscher des Mittelländischen Meeres und des bedeutendsten Binnenmeeres der Erde, des Schwarzen Meeres ...

Man wird uns entgegnen: Was geht uns die Vorherrschaft auf dem Mittelländischen Meere an? Diese Vorherrschaft gehört ja doch nicht Italien, gehört nicht Sardinien; sie ist heute zwischen England und Frankreich geteilt; an Stelle zweier Herren wird das Mittelländische Meer drei haben. Ich glaube nicht, daß ähnliche Gedanken in dieser Kammer einen Widerhall finden werden, denn das hieße auf all unsre zukünftigen Aspirationen verzichten!“

Der Seekodex der Ozeanokraten

Dritter völkerrechtlicher Brief

Von

A. v. Kirchenheim

Ueber das englische Seerecht wollte ich Ihnen einiges schreiben. Da entdecke ich bei meinen Studien in einer alten Zeitschrift eine Abhandlung über „Handelssystem und Seekodex der Ozeanokraten“, die so viel Lehrreiches für die Gegenwart enthält, daß man sie am liebsten ganz zum Neudruck brächte. Aber das wäre vielleicht manchem zuviel, und so soll heute statt einer brieflichen Auseinandersetzung eine Mitteilung der Hauptstelle jenes Aufsatzes hier folgen, die manchen in Erstaunen setzen, allen aber zu denken geben wird. Der Aufsatz des ungenannten Verfassers erschien 1813 (III. Vierteljahr, S. 52—94) in den

Digitized by Google

von dem 1804 verstorbenen Historiker Posselt begründeten „Europäischen Annalen", die Cotta in Tübingen verlegte, einer Zeitschrift, die in mancher Beziehung die Stelle einnahm wie etwa gegenwärtig die „Deutsche Revue".

Wir wollen ohne Kommentierung[1]) die Zusammenfassung des Verfassers, der jedenfalls ein großer Kenner der britischen Seerechtspraxis war, der Vergessenheit entreißen und nur alle diejenigen, die so gern mit ungleichem Maß messen, wenn es sich um englische und deutsche Seemaßregeln handelt, an die Worte Napoleons I. aus seinem Erlaß über die Kontinentalsperre (d. d. Berlin, 21. November 1806, unter Nr. 8) erinnern, wo es heißt: „In Erwägung, daß es im Naturrecht liegt, die Waffen zu gebrauchen, die der Feind gebraucht, und gegen ihn auf gleiche Weise wie er zu streiten, wenn er alle Grundsätze und Gefühle der Gerechtigkeit und des gebildeten Zustands der menschlichen Gesellschaft verleugnet, ist beschlossen, es sollen gegen England die Maßregeln ergriffen werden, die es in seinem Seerecht angenommen."

Diese Grundzüge sind nach dem Kennzeichner des „Seekodex der Ozeanokraten" folgende:

„Wenn man den Sinn der sämtlichen englischen Orders durchgeht und damit die Gewaltstreiche zusammenhält, die England sich ohne vorläufige Orders erlaubte, so wird man daraus beiläufig folgende Hauptgrundsätze des englischen Seerechts abziehen können:

1. Sobald England es seinem Vorteil gemäß findet, eine Nation mit Krieg zu überziehen, so kann es die Schiffe und Kolonien dieser Nation ohne vorläufige Kriegserklärung wegnehmen oder doch wenigstens in dem Augenblicke, wo die Erklärung in Downingstreet statthat.

2. Es kann, ohne nötig zu haben, Kreuzer aufzustellen, durch einen Federzug so viel Küstenlandes in Blockadestand erklären, als ihm gutdünkt; dieser Erklärung rückwirkende Kraft von dem Tage der Bekanntmachung in England an erteilen; endlich, statt die Häfen der feindlichen Macht zu blockieren, kann es die Reeden und Häfen der Neutralen blockieren, wenn dies leichter und einträglicher als jenes ist (so gegen Amerika nach dem Bericht des amerikanischen Ausschusses vom 1. Juni 1812).

3. Das Eigentum der Untertanen feindlicher Mächte ist es befugt, nicht nur unter feindlicher, sondern selbst unter neutraler Flagge wegzunehmen; die feindlichen Untertanen auf genommenen Schiffen sind Kriegsgefangene, sie mögen zum Kriegsstande gehören oder nicht; ob auf feindlichen oder neutralen Schiffen gefunden, gilt gleich.

4. In Seekriegen wird England keine Neutralität in dem Sinne des Utrechter Friedens oder des nordischen Vertrags von 1780 anerkennen; da es aber gleichwohl der Neutralen zur Ausleerung seiner überfüllten Warenmagazine bedarf,

---

[1]) Näheres in Peez und Dehn, Englands Vorherrschaft (1912), der auch obiges mitteilt und vor allem das englische Seerecht der früheren Zeit kennzeichnet, und für die Gegenwart: Schultze, E., England als Seeräuberstaat. Stuttgart, Enke, 1915.

Digitized by Google

so will es ihnen gestatten, als Englands Mäkler sich einigen Frachtlohn zu verdienen, wenn sie folgenden Bedingnissen sich unterziehen:

a) Sie werden alle Häfen, Küsten und Kolonien als streng blockiert ansehen, die England ihnen schriftlich als blockiert notifiziert, sollte gleich kein englisches Segel sich vor ihnen befinden.

b) Das Wort Konterbande werden die Neutralen in dem Sinne nehmen, in dem es England jedesmal genommen haben will, und also darunter nach Umständen bald alle Lebensmittel überhaupt, bald Salpeter, bald auch Chinarinde und Pfeffer begreifen.

c) Keine Erzeugnisse feindlicher Kolonien, wären sie gleich durch Verkauf neutrales Eigentum geworden, dürfen die Neutralen dem Feinde zuführen, es sei denn, daß jene Produkte auf englischen Märkten gekauft worden wären.

d) Benötigen die Neutralen europäische Waren, so werden sie selbe nur von England kaufen, wollen sie sich des Ueberflusses ihrer rohen Landesprodukte entladen, so dürfen sie selbe nur an England verkaufen. Fände England aber, um die Transportkosten zu ersparen, geratener, in den Wäldern der Neutralen selbst das nötige Schiffsbauholz zu fällen, auf den Werften der Neutralen selbst seine Kriegsschiffe zu erbauen (siehe § 6 des Vertrags mit Brasilien vom 19. Februar 1810), so dürfen sich die Neutralen einem so billigen Ansinnen nicht widersetzen.

e) Da es geschehen könnte, daß die Neutralen Landeserzeugnisse zu verkaufen hätten, von denen England keinen Gebrauch machen könnte oder wollte, so sei ihnen gestattet, selbe zu verkaufen an wen sie wollten, nur nicht an den Feind und seine Bundesgenossen; auch nicht an Länder, die unter seinem Einflusse ständen; endlich überhaupt nicht an Völker, die, wären sie gleich neutral, doch dem englischen Handel irgend Beschränkungen gesetzt hätten.

f) Sollte es den Neutralen beifallen, daß sie gleiche Rechte mit England auf die große Heerstraße der Völker hätten, so mögen sie der Ausübung derselben sich erfreuen, wenn sie bei jedesmaliger Ausfahrt vorläufig in einen englischen Hafen sich verfügen, daselbst ihre Ladung nach dem Vorteil des englischen Handels ganz oder teilweise gegen englische austauschen und die Erlaubnis, ihre Fahrt fortzusetzen, durch Erlegung einer gewissen Abgabe erkaufen. Sollte dies Verfahren mit der Zeit England nicht mehr vorteilhaft scheinen, so werden die Neutralen doch nimmer die Meere mit Sicherheit befahren können, wenn sie nicht vorläufig englische Lizenzen zu diesem Behufe werden gelöst haben.

5. Um über Befolgung dieser Vorschriften zu wachen und den Völkern Zeichen seiner Oberherrlichkeit über die Meere zu geben, wird England alle

Digitized by Google

neutralen Schiffe, sie mögen unter dem Schutz von Kriegsschiffen segeln oder nicht, durch Abfeuerung einer Kugel zwingen, vor seiner Flagge die ihrige zu streichen; es wird mit gewaffneter Hand sie betreten und die Vorzeigung ihrer Papiere heischen; ihre Ladungen selbst im Angesichte ihrer Häfen und Küsten durchsuchen; Schiff und Ladung wegnehmen, wenn der geringste Verdacht obwaltet, daß sie die Bedingungen nicht erfüllten, unter denen England den Neutralen zu handeln gestattet; endlich von ihren Matrosen diejenigen pressen, die es als seine Untertanen ansehen will, wenn sie gleich seit langen Jahren in neutralen Staaten nationalisiert worden sind.

6. Jede Auflehnung gegen diese Anordnungen, jeden Versuch der Neutralen, ihren Handel auszudehnen, ihre Flotte aufzurichten, ihre angeborenen Rechte auf das Weltmeer zu revindizieren, wird England als eine Kriegserklärung ansehen und als einen Angriff auf seine Seeherrschaft ohne vorläufige Kriegserklärung bestrafen, entweder durch die Wegnahme ihrer Schiffe und Kolonien oder durch Verbrennung ihrer Werfte oder durch Bombardierung ihrer Hauptstädte oder auf jede andre ihm gefällige Weise.

7. Wenn England im Bunde mit andern Völkern gegen mehrere verbündete Völker Krieg führt, so werden diese bei Auswechselung der Kriegsgefangenen gehalten sein, zuerst die Gefangenen, die sie über England gemacht haben, zur Auswechselung zu stellen; die kriegsgefangenen Verbündeten Großbritanniens mögen dann an die Reihe kommen, wenn England anders noch für gut findet, die Auswechselung fortdauern zu lassen."

Das sind die Hauptgrundsätze des neuen englischen Seevölkerrechts! Der Verfasser stellt ihnen dann die ehrenhafteren des französischen Seerechts gegenüber und schließt seine Ausführungen etwa wie folgt: Eine Idee hob England auf den Gipfel der Macht und des Reichtums, eine Idee wird sie davon herabstürzen. Die Idee der politischen Freiheit Europas brachte alle Völker für England in Waffen — dieselbe Idee, nur zur Idee der Freiheit der Meere erhöht, wird die Fahnen der Völker gegen dasselbe vereinigen. Was man auch sagen mag, von der Idee geht der Impuls aus, der die Masse bewegt: Mens agitat molem!

Auch heute — nach 102 Jahren — braucht man wohl nichts hinzuzufügen.

Digitized by Google

Erinnerungen an die Haager Friedenskonferenzen

Von

Professor Lammasch

(Schluß)

II. Konferenz

15. Juni bis 18. Oktober 1907

Während die erste Friedenskonferenz sich im großen und ganzen in aufsteigender Linie entwickelte, kann das gleiche leider nicht von ihrer Nachfolgerin gesagt werden. Zu ihrer Entschuldigung mag vor allem gelten, daß sie berufen wurde, jene Probleme zu lösen, an die sich die erste gar nicht gewagt hatte oder deren Lösung ihr nicht gelungen war, daß ihr also von vornherein eine weit schwierigere Aufgabe gestellt gewesen. Die größere Zahl der beteiligten Staaten — 45 statt 26 — und die fast verdoppelte Zahl der Delegierten, über 200, von denen allerdings kaum die Hälfte an den Debatten teilnahm, erleichterte ihr nicht die Erfüllung ihrer Mission. Von den bewährten Kräften der ersten Konferenz fehlten vor allem Staal, Pauncefote, Nigra, die bereits dahingegangen waren; Martens war nicht mehr von der Frische und Elastizität des Geistes wie vor acht Jahren und trug vielleicht schon den Keim der Krankheit in sich, der er bald nachher erlag; Beernaert war bei seinem König wegen dessen unglücklichen Familienverhältnissen in Ungnade und konnte deshalb für das obligatorische Schiedsgericht nicht eintreten, während er dem Gedanken eines wirklich ständigen Schiedsgerichtshofes abhold war, Descamps war nicht mehr Professor in Löwen, sondern war Minister geworden und deshalb abwesend; Zorn wurde von jeder wirklichen Tätigkeit ferngehalten, zum Leidwesen aller, die nicht der deutschen Delegation angehörten und wohl auch einiger Mitglieder dieser selbst. Admiral Siegel kannte ihn und seine Verdienste von der ersten Konferenz her, und General Gündell schätzte ihn ebenfalls sehr hoch.

Von den Mitgliedern des schiedsgerichtlichen Komitees der ersten Konferenz waren nur Bourgeois, d'Estournelles, Asser, Martens und der Verfasser dieses Berichtes wieder in ihm tätig. Ein großer Gewinn für die Konferenz war es, daß Renault diesmal mehr in den Vordergrund trat als 1899. Auf ihn und auf die beiden Bevollmächtigten des Deutschen Reiches, den Botschafter in Konstantinopel, Freiherrn von Marschall-Bieberstein, und den Geheimrat Kriege, war vor allem die Aufmerksamkeit gelenkt. Namentlich Marschall war im Anfang wegen seines liebenswürdigen Gehabens und wegen der Hoffnungen, die er in der fortwährenden Betonung seiner „prinzipiellen" Zuneigung zum schiedsgerichtlichen Verfahren zu erwecken verstand, der allgemeine Liebling, während Kriege in seinem eckigen, mitunter etwas rauhen Wesen viel weniger Freunde zählte. Im Verlauf der Konferenz hat sich dies allerdings gründlich geändert. Kriege gewann zunächst durch die

Digitized by Google

trotz einem schweren Augenleiden aufopfernde Hingabe für seine Mission, durch seine große, wenn auch einseitige juristische Begabung und durch die dialektische Gewandtheit, mit der er trotz einiger Schwierigkeit in der Beherrschung des Französischen die ihm gewordene Aufgabe erfüllte, die allgemeine Achtung, dazu aber bald auch das Vertrauen in die unbedingte Verläßlichkeit seines Wortes, da er nie etwas in Aussicht stellte, das er nicht zu halten gewillt und imstande war. Trotz ihrem häufig entgegengesetzten Standpunkte arbeiteten Renault und Kriege, die von den Konferenzen über internationales Privatrecht her befreundet waren, oft zusammen, und war Renault seinem Kollegen mitunter in der französischen Formulierung seiner Anträge behilflich. Marschall, der anfangs nicht bloß durch seine herkulische Bismarckgestalt in der Konferenz dominiert hatte, trat allmählich hinter Kriege und auch hinter dem Chef der österreichisch-ungarischen Mission, v. Mérey, zurück. Schon auf der ersten Konferenz hatte Mérey als einer der schärfsten Beobachter und klarsten und sichersten, freilich mitunter etwas schwarzseherischen Beurteiler von Menschen und Verhältnissen großen Einfluß, zunächst hinter den Kulissen, gewonnen. Jetzt trat er, unterstützt von Baron Macchio, in die Reihe der Protagonisten und wurde gegen den Schluß der Konferenz geradezu der allgemein anerkannte Wortführer der deutsch-österreichischen Gruppe.

Von neuen Mitgliedern der Schiedsgerichtskommission sind ferner außer einigen später noch zu Erwähnenden zunächst noch hervorzuheben die Amerikaner Choate und J. Brown Scott, der Schwede Hammarskjöld (jetzt Minister des Aeußern), die Norweger Hagerup und Lange, der seither verstorbene Italiener Fusinato und der ebenfalls verstorbene Serbe Milovanovitch, der Schweizer Professor Max Huber, die Engländer Lord Reay, Eyre Crowe und Cecil Hurst, der Portugiese Oliveira, der Grieche Streit (später Minister des Aeußern), der Niederländer Loeff, der Belgier van den Heuvel. Den sehr eingehenden, zuverlässigen und übersichtlichen Bericht erstattete für die Frage des permanenten Schiedsgerichtes J. Brown Scott, für alle übrigen Fragen der Belgier Guillaume. Ich selbst war durch Umstände, deren öffentliche Darstellung noch verfrüht wäre, veranlaßt, in den letzten Wochen mich der Tätigkeit im Komitee und in dieser Kommission zu enthalten.

Präsident der Konferenz war der russische Botschafter in Paris, Nelidoff. War er vielleicht auch an Begabung und jedenfalls an Gewandtheit im Sprechen seinem Vorgänger Staal überlegen, so war er doch wegen seines nervösen, fahrigen Wesens, das ihn in seinen Entschlüssen wankelmütig machte und ihn hier und da veranlaßte, sich sogar in derselben Rede zu widersprechen, kaum der richtige Mann für diese schwierige Aufgabe.

Der einzige Staat, der, abgesehen von den Militärs, durch dieselben Personen vertreten war wie das erstemal, war Frankreich. Bessere Kräfte als Bourgeois, Renault und d'Estournelles hätte man ja für diesen Zweck in der Tat nicht finden können; sie erhielten noch eine wertvolle Ergänzung

Digitized by Google

durch Fromageot. Das Deutsche Reich war, wie gesagt, durch Marschall und Kriege sowohl für das, was es erreichen, als für das, was es verhindern wollte, in der zweckdienlichsten Weise repräsentiert. Trotz ihrer höheren juristischen Bildung und hohen Begabung waren doch weder der italienische Botschafter Tornielli noch Sir Edward Fry ein voller Ersatz für Nigra oder für Lord Pauncefote. Hingegen war der amerikanische Botschafter in London, Choate, ein würdiger, vollwertiger Nachfolger Whites, allerdings mit dem großen Nachteil, daß er den Verhandlungen nicht unmittelbar folgen konnte, da er nicht Französisch verstand. Ihm zur Seite stand außer J. Brown Scott der Gesandte im Haag, nachherige Botschafter in Berlin, D. Jayne Hill, der ausgezeichnete Geschichtschreiber der modernen Diplomatie. Die Niederlande waren außer durch Asser und Loeff in hervorragender Weise durch den früheren Minister des Aeußern Beaufort vertreten. Der portugiesische Botschafter in London, Marquis Soveral, wurde nicht bloß wegen seiner bekannten Freundschaft mit König Edward, sondern bald auch wegen seiner Gewandtheit in der Debatte viel beachtet und umworben.

Das Gesamtbild der zweiten Konferenz wurde dadurch mitbestimmt, daß in ihr sämtliche 18 Staaten des lateinischen Amerika, mit einziger Ausnahme Kostarikas, vertreten waren, und daß deren Delegierte sich sehr lebhaft an den Verhandlungen beteiligten. Anfangs begegneten die europäischen Diplomaten ihren Kollegen aus Südamerika und Zentralamerika mit einer gewissen ostensiblen Herablassung. Binnen kurzem aber gelang es zunächst dem Brasilianer Ruy Barbosa, und bald auch einer stattlichen Anzahl andrer, sich die Anerkennung der Gleichwertigkeit zu erringen. Mit wenigen Ausnahmen waren sie alle mit hohem oratorischem Schwung begabt; allerdings sprachen manche nach europäischem Geschmacke zu rhetorisch und pathetisch, einige aber auch durchaus sachlich. Am öftesten und am längsten unter allen Konferenzmitgliedern sprach wohl Barbosa; wenn er auch dadurch den starken Eindruck seiner ersten Reden abschwächte, so konnte ihm doch niemand Sachkenntnis, juristische Bildung und dialektische Gewandtheit abstreiten. Der Argentinier Drago hatte vor andern den Vorzug, daß sein Name durch seine geräuschvolle, wenn auch kurze Tätigkeit als Minister des Aeußern der diplomatischen Welt geläufig war. Den Mitgliedern des Institut de droit international war der treffliche Völkerrechtslehrer der Universität Habana, Bustamante, bereits vorteilhaft bekannt. Ihm stand als Kollege der jetzige Gesandte in Berlin, Quesada, ebenbürtig zur Seite. Als feuriger Redner tat sich der hochgebildete, als Schriftsteller bedeutende Perez Triana aus Kolumbia hervor. Auch der Argentinier Laretta und die Mexikaner La Barra und Esteva trugen dazu bei, daß die intellektuelle Bedeutung des lateinischen Amerika, man kann sagen, auf dieser Konferenz entdeckt wurde.

Wenden wir uns nun der Frage zu, was das Zusammenwirken all dieser hervorragenden Kräfte in den Fragen der friedlichen Schlichtung völkerrechtlicher Differenzen leistete. Wenn wir uns erinnern, mit welchem Widerstreben und

Digitized by Google

unter welchen Bedingungen das Deutsche Reich 1899 der Errichtung eines dem Namen nach ständigen Schiedsgerichtshofes zugestimmt hatte, so mag es zunächst überraschen, daß Freiherr v. Marschall den amerikanischen Plan der Errichtung eines tatsächlich permanenten Schiedsgerichtshofes sofort mit Freude begrüßte, „mit aller Kraft" zu fördern sich bereit erklärte und auch wirklich in allen Stadien der darauf bezüglichen Verhandlungen unterstützte. Noch mehr Aufsehen erregte es, daß die deutsche Delegation ebenso wie die englische, von der man dies am allerwenigsten erwartet hätte, die Einsetzung eines internationalen Oberprisengerichtes vorschlug, das im Wesen auf ein obligatorisches Schiedsgericht für diese allerdings begrenzte Materie hinauslief, von der man aber am ehesten hätte sagen können, daß sie unter Umständen die nationale Ehre berühre. Was die Frage der Verpflichtung zur schiedsgerichtlichen Austragung völkerrechtlicher Differenzen im allgemeinen betraf, so blieb die Haltung des Deutschen Reiches in diesem Betreff infolge der verschiedenen, zwischen ihnen gewiß vereinbarten Taktik Marschalls und Krieges längere Zeit in ein gewisses clair-obscur gehüllt. Allmählich aber trat die entschiedene Ablehnung aller dahin zielenden Projekte zutage. Offenbar sollten dafür der permanente Schiedsgerichtshof und das Oberprisengericht die Kompensation bieten. Ob die deutsche Politik dabei die Schwierigkeiten, die diesen bisher auf dem Papier verbliebenen Reformen entgegenstanden, richtig einschätzte, mag dahingestellt bleiben. Die Haltung des Deutschen Reiches konnte natürlich nicht ganz ohne Rückwirkung auf seine Verbündeten bleiben.

Außerdem waren einige Staaten von vornherein gegen jede Fortbildung und Erweiterung des schiedsgerichtlichen Gedankens. So wurde dies gleich anfangs von Japan behauptet und damit begründet, daß es 1905 im Prozesse wegen der Hauszinssteuer der dort angesiedelten Europäer vor dem Schiedsgerichtshof sachfällig geworden. Keiroku Tsudzuki erklärt sich zwar später als prinzipieller Freund des Schiedsgerichtes, enthielt sich aber jedes Eingehens in die Verhandlungen und in den meisten Fällen auch der Abstimmung. Leider war der tüchtige Jurist Nagao Ariga diesmal nicht, wie 1899, Mitglied der Konferenz. Auch König Leopold von Belgien war wegen einzelner Grenzfragen, die den Kongostaat betrafen, ein Gegner; ebenso Rumänien, vielleicht mit Rücksicht auf die Millionenerbschaft nach dem in Rumänien reich begüterten Griechen Zappa. Sir Edward Fry war lange Zeit völlig verschlossen und, wie es schien, nicht ganz entschieden; erst nach einer Reise Soverals zu seinem königlichen Freunde wurden ihm bestimmtere, dem Schiedsgericht günstige Instruktionen zuteil. Sein eignes Interesse war vorwiegend auf die doch von vornherein aussichtslose Abrüstungsfrage gerichtet. Nelidoff entfernte sich immer mehr von Martens und näherte sich dem „Politiker" Tscharykoff. Beernaert, der nach seiner großen Rede vom 3. August gegen einen wirklich ständigen Schiedsgerichtshof bei Mérey — nicht so bei Marschall — persona gratissima geworden, mußte wegen seines Dissenses von der königlichen Politik den Haag vorübergehend verlassen. So verschlimmerten sich die Aussichten auf

Digitized by Google

eine Weiterentwicklung des vor acht Jahren geschaffenen Werkes von Woche zu Woche.

Nur ein Staat änderte seine Haltung zum Vorteil des Schiedsgerichtes: China. Nachdem ein von England hartnäckig verteidigter Antrag auf Ausschaltung der die Exterritorialität betreffenden Streitfragen von der Schiedsgerichtspflicht nahezu einstimmig abgelehnt worden war, erklärte Lu-Tseng-Tsiang, der schon auf der ersten Konferenz durch eine glänzende Rede Aufsehen erregt hatte, seine Zustimmung. Im übrigen hatte sich China wie Japan sehr reserviert verhalten, wahrscheinlich weil seine autochthonen Delegierten mit dem ihnen beigegebenen ehemaligen amerikanischen Staatssekretär Foster nicht völlig übereinstimmten, so daß diese gerade auf dem Gebiete der Schiedsgerichtsbarkeit bewährte Kraft leider bald den Haag verließ. Im Gegensatz zu diesen beiden ostasiatischen Staaten stimmten das durch den Schweizer Corragioni d'Orelli repräsentierte Siam und Persien, dessen Missionschef Samad Khan sowie sein Vorgänger Mirza-Rhiza Khan, der „schönste Mann" der ersten Konferenz, ganz unter dem persönlichen Einfluß des Zaren stand, für das obligatorische Schiedsgericht, wie es durch einen kombinierten amerikanisch-portugiesisch-englischen Entwurf beantragt wurde, für den außer den Delegierten dieser Mächte insbesondere Martens, Bourgeois, Renault, Hammarskjöld, Fusinato, Asser, Milovanovitch eintraten, während Max Huber sehr beachtenswerte Vermittlungsvorschläge machte. Obwohl dieser Entwurf in der Kommission von 32 Staaten gegen 9 angenommen worden, fehlte ihm doch jene „Quasiunanimität", die man für einen Konferenzbeschluß als nötig erachtete.

Außer den Gegensätzen in der grundsätzlichen Auffassung des Völkerrechts und den Bedenken gegen manche Details jenes Entwurfes standen seiner ruhigen und sachlichen Erwägung und seiner Annahme mancherlei äußere Schwierigkeiten und Hindernisse im Wege. Zwischen den Führern verschiedener Delegationen war es zu persönlichen Verstimmungen gekommen, aber auch innere Unstimmigkeiten lähmten die Tätigkeit mancher Delegation; bekannt waren die Zerwürfnisse zwischen Nelidoff und Martens, Beernaert und Guillaume, die Eifersucht zwischen Tornielli und Fusinato, zwischen Drago und Saenz Peña, die Rivalität zwischen Brasilien (Barbosa) und Argentinien (Drago).

Geradezu als Sprengmittel für die Konferenz wirkte der unglückliche Gedanke, in den geplanten, wirklich ständigen Schiedsgerichtshof zwar alle Staaten zu berufen, ihnen aber nur eine ungleiche Vertretung in ihm zu gewähren, statt, völlig absehend von der Staatszugehörigkeit, die ihren Fähigkeiten nach geeignetsten Persönlichkeiten zu wählen, ein Vorschlag, den Choate erst machte, nachdem schon alles verfahren war.

Auch die gleichzeitige Behandlung so vieler miteinander innerlich nicht zusammenhängender Materien war nachteilig. Interessengegensätze, die sich in den Fragen des Seekriegsrechts ergeben hatten, wurden dadurch höchst unnötigerweise auf das Gebiet des Schiedsgerichts übertragen. Der Gegensatz einzelner Staaten gegen Frankreich wurde dadurch verschärft, daß Bourgeois, zwar

Digitized by Google

nicht wider eine formelle Abrede, aber wider Erwarten in der Plenarsitzung vom 17. August ein paar Worte für den Resolutionsantrag Sir Edward Frys sprach, der das neuerliche Studium der Abrüstungsfrage betraf, während jenen Staaten alles daran gelegen war, daß diese Resolution so lautlos als möglich verschwinde.

Eine Unzukömmlichkeit war das Ablesen vieler, langer Reden, zwar nicht in den Komitees, wohl aber in den Kommissionen. Allerdings konnte man denjenigen, die der französischen Sprache minder mächtig waren, das Lesen nicht untersagen; aber die Zeitgrenze von 10 Minuten, die Nelidoff gleich zu Anfang der Konferenz aufgestellt hatte, hätte auch wirklich eingehalten werden sollen. Denn die langen Reden und Exposés verschuldeten die mehr als viermonatliche Dauer der Konferenz, die Abspannung und Ungeduld der in den Komitees vielbeschäftigten Mitglieder und waren dadurch einer der Faktoren, die jene nervöse Reizbarkeit verursachten, als deren Folge man in den letzten Wochen geradezu eine Explosion besorgen konnte. Ein weiterer Unfug war das immer häufiger werdende Applaudieren nach Reden, die entweder der Sache oder der Form oder auch nur der Person des Sprechers wegen Aufsehen erregten, wodurch ein gewisses Haschen nach dem Effekt, eine unsachliche Behandlung in der Kommission — im Gegensatz zu den Beratungen in den kleineren Komitees — gefördert wurde. Der Uebelstand wurde dadurch noch ärger, daß der Applaus völlig parteimäßig gespendet wurde, so zwar, daß man es demjenigen übelnahm, der nicht oder auf der unrechten Seite mittat. Das „Weltparlament", von dem manche träumten, warf eben seine Schatten voraus.

Die Hauptursache davon, daß in der Schiedsgerichtssache eigentlich nichts, und auch in anderen Materien nicht viel erreicht wurde, war aber jener Geist der Subtilität und Spitzfindigkeit, der namentlich durch ein juristisch hervorragend begabtes Mitglied in die Konferenz hereingetragen wurde, jener Geist der „Ziviljurisprudenz", den Zorn in seinen kritischen Erörterungen wiederholt beklagt hat. Darüber verlor man leider die großen Gesichtspunkte aus dem Auge.

Der Gegensatz der politischen Bündnisse, den manche unter den Hindernissen für die Tätigkeit der zweiten Konferenz anführen, war meines Erachtens nicht von sehr großem Einflusse, vor allem nicht auf die militärischen und maritimen Fragen, in denen jede Macht den Weg ging, der ihren Interessen am entsprechendsten schien. In den Schiedsgerichtsfragen war er insofern allerdings von negativer Einwirkung, als er manche Regierung hinderte, sich frei nach ihrer eigenen Ueberzeugung, vielleicht für das bedingte Obligatorium und gegen das permanente Tribunal oder umgekehrt zu entscheiden. So wurde, wie bereits gesagt, z. B. Japan, das von vornherein dem Schiedsgericht wenig geneigt war, dadurch bewogen, sich der Abstimmung über die Anträge seines englischen Bundesgenossen zu enthalten.

Vom Uebel waren auch die zahllosen Festlichkeiten, in denen sich die einzelnen Staaten an Luxus zu überbieten suchten. Abgesehen von dem üblen Eindruck,

Digitized by Google

den sie in der Oeffentlichkeit machten, nahmen sie Zeit und Kraft jener Minderzahl der Delegierten, auf denen die eigentliche Arbeitslast ruhte, allzusehr in Anspruch; Festlichkeiten, bei denen nicht immer Geist und Witz so die Herrschaft führten, wie bei dem von Beldiman veranstalteten dîner de récidivistes, d. h. jener Mitglieder, die schon an der ersten Konferenz teilgenommen hatten, denen Bourgeois zurief: „Ne soyez pas seulement récidivistes, soyez incorrigibles!", unverbesserlich, unermüdlich in der Arbeit für den Frieden, zum Wohle der Menschheit. Hat er selbst und haben wir alle, denen diese Mahnung galt, sie stets in unseren Handlungen und Unterlassungen beherzigt?

Der fünftägige Feldzug in Belgien vor hundert Jahren

Von

Generalleutnant z. D. v. Görtz

Die Operationen in Belgien Mitte Juni 1815 berührten ein Gelände in südnördlicher Richtung, in welchem sich die Ereignisse vom August 1914 zum großen Teil abspielten. Lüttich—Namur—Charleroy—Brüssel bezeichnen den Raum.

Am 14. Juni 1815 nachmittags erteilte Napoleon aus seinem Hauptquartier Beaumont, das östlich Maubeuge liegt und damals noch zu Frankreich gehörte, den Befehl zum Vormarsch in drei Kolonnen in der allgemeinen Richtung auf Charleroy, also gegen die Sambre. Die linke Kolonne (Korps Reille, dann Korps Erlon) hatte auf Marchienne-au-Pont zu marschieren. Die mittlere Kolonne bestand aus der Kavalleriedivision Domon, dem I. Kavalleriekorps Pajol von der Kavallerieresерve, dem Korps Vandamme, den Garden, dem Korps Lobau. Diese Heeresteile benützten die große Straße Beaumont—Charleroy. Den andern zugehörigen drei Korps der Kavallerieresерve Grouchy waren Seitenwege zugewiesen. Als rechte Kolonne folgte dem Korps Gérard die Kavalleriedivision Delort, bei Charleroy hatte letztere zum IV. Kavalleriekorps Milhaud, also unter Grouchy zu treten. Es war für Napoleon wünschenswert, am 15. die Straße Namur—Nivelles, also die Hauptverbindungslinie der verbündeten Heere, zu erreichen.

Der Kaiser kannte die Aufstellung des preußischen I. Korps (Zieten) nördlich und südlich der Sambre. Der erste Zusammenstoß der Kolonne Vandamme mit den Vorposten der Brigade Pirch II überraschte also nicht, bereitete aber Aufenthalt. Einen weiteren solchen bewirkte die Besatzung von Charleroy dem Kavalleriekorps Pajol. Wie noch 1870 war die Bewaffnung der Kavallerie nicht für das Feuergefecht so eingerichtet, wie sie es heute ist. Man mußte also bei bevorstehendem Ortsgefecht erst das Eintreffen eigner Infanterie ab-

Digitized by Google

warten. Nach Einnahme von Charleroy wurde Vandamme auf Gilly weitergeschickt, wohin die rechte Kolonne Gérard direkt zu marschieren hatte. Beide Korps wurden dem Marschall Grouchy unterstellt. Dem überlegenen Angriff (6 Uhr abends) wich General v. Pirch II aus und ging über Fleurus nach Ligny zurück, wo er aufgenommen wurde. Rechts, westlich der Brigade Pirch, stand die Brigade Steinmetz, gleichfalls vom I. Korps, auf Vorposten bei Lobbes. Das Zurückgehen der Brigade Pirch veranlaßte auch die Brigade Steinmetz, und zwar auf Gosselies, zurückzumarschieren, wo sie gleichfalls Aufnahme fand. Auch sie wich nachmittags 5 Uhr dem überlegenen Angriff aus, mit dem das Korps Reille sie bedrohte, und ging nach St. Amand nördlich Fleury zurück. Dort vereinigten sich beide Vorpostenbrigaden (Pirch und Steinmetz) mit den Brigaden Jagow und Henckel und den andern Teilen des I. Korps.

Vom Korps Reille war eine Division der Brigade Steinmetz östlich gefolgt, die gesamte übrige linke französische Kolonne, deren Befehl Marschall Ney übernommen hatte, ging auf der Straße Charleroy—Brüssel weiter, und die am Anfang befindliche Kavalleriedivision Piré stieß auf ein Bataillon der Nassauer von Wellingtons Armee, welches Frasnes besetzt hatte. Auch hier gelang es, ähnlich wie bei Charleroy, erst nach Eintreffen der Division Bachelu vom Korps Reille das Bataillon zu vertreiben, das bei Quatre-Bras am Wegekreuz Namur—Nivelles mit Charleroy—Brüssel von der niederländischen Brigade Prinz Weimar aufgenommen wurde.

Die französische Armee ruhte vom 15. zum 16. mit der linken Kolonne an ihrer Vormarschstraße zwischen dem Straßenkreuz mit der Römerstraße südlich bis über die Sambre bei Thuin. Die mittlere Kolonne rastete zwischen Fleurus und dem südlichen Sambreufer bei Charleroy, und die rechte Kolonne (Gérard) stand mit den Hauptkräften noch gänzlich auf dem rechten Sambreufer bei Châtelet.

Auf preußischer Seite befanden sich am 15. abends die Korps Pirch I und Thielmann (II. und III.) noch auf dem Marsche von Namur und nördlich bzw. von Ciney—Dinant zum Armeesammelplatz Sombreffe. Das Korps Bülow war infolge gewisser Mißverständnisse, auf welche ich nicht näher eingehe, am 15. in seinem Unterbringungsraum nordwestlich Lüttich verblieben. Erst für den 16. war die Versammlung an der Römerstraße bei Hannut angeordnet.

Die Armee Wellingtons stand am 15. Juni weit verstreut. Ich erwähnte schon im Märzheft, daß der Herzog auf eine Offensive Napoleons über Braine le Comte (Straße Maubeuge—Brüssel) rechnete. Für diesen Fall hatte er seine Heeresteile untergebracht. Sie standen mit der Hauptmacht um Brüssel, im übrigen in der Tiefe von der vorderen Linie Mons—Quatre-Bras bis zur Schelde bei Gent und in der Breite von der Straße Charleroy—Quatre-Bras—Brüssel bis aufs linke Scheldeufer auf 6400 Quadratkilometer verteilt. Die Auffassung in Wellingtons Armee äußerte sich auch darin, daß der Erbprinz von Oranien, dessen Korps westlich des Korps Zieten in vorderer Linie stand (das oben erwähnte Bataillon Nassau gehörte zu ihm) am 15. zum Mittagessen bei Wellington in Brüssel war. Dort erhielt der Erbprinz 3 Uhr nachmittags

Digitized by Google

von seinem Generalstabschef Oberst Constant-Rebeque die Meldung von den Vorgängen an der Sambre, die ich schilderte. Durch den Erbprinzen erfuhr auch Wellington, was sich zugetragen hatte. Er hielt das alles für Scheinmanöver zur Verschleierung der Absicht des Kaisers, weiter westlich vorzustoßen. Erst zwischen 5 und 6 Uhr ging Zietens Meldung vom feindlichen Vormarsche gegen die Sambre ein. An diese Verspätung knüpft sich eine echt englische Geschichtsherrichtung. In dem von mir schon im Märzhefte erwähnten Buche „Waterloo" des englischen Generals Robinson werden zwei Fälle verunglückter Nachrichtenübermittlung erwähnt. Von dem einen heißt es dort: „Eine frühzeitig (am 15. Juni) von Zieten abgeschickte Dragonerstafette, welche Wellington den Beginn der Feindseligkeiten melden sollte, verirrte sich ... Zieten selber war nach Absendung der Mitteilung durch den Kampf so in Anspruch genommen, daß er völlig vergaß, das englische Hauptquartier von der weiteren Entwicklung der Dinge zu unterrichten. Was wäre geschehen, wenn die Dragoner sich nicht verirrt hätten? Wäre Ney nicht am folgenden Tage bei Quatre-Bras durch Wellington vernichtet worden, der sich sicherlich zwölf Stunden früher in dieser Richtung in Marsch gesetzt hätte?" General Robinson „vergißt" ganz, daß man im britischen Hauptquartier in der vorgefaßten Meinung vom zu erwartenden Vormarsche des Kaisers über Braine le Comte befangen war, daß man bei dieser falschen Erwartung nach der Meldung des Obersten Constant blieb, daß auch nach Eingang von Zietens Mitteilung erst zwischen $6^1/_2$ und $7^1/_2$ Uhr nachmittags lediglich Befehle zur Versammlung der „verkleckerten" Divisionen in sich gegeben wurden. Ich meine, die einfache Tatsache, daß Wellington nach verspätetem Eingange der Zietenschen Meldung nur dies befahl, genügt, um zu schließen, daß er keine größere Bereitschaft angeordnet, keinen Vormarschbefehl auf Quatre-Bras gegeben haben würde, wenn jene Zietensche Meldung früher in seine Hand gekommen wäre. Die Wendung des Generals Robinson von den „zwölf Stunden" ist natürlich ganz unzutreffend, denn dann hätte die Mitteilung von des Kaisers Vormarsch früher beim Herzog von Wellington gewesen sein müssen, als jener überhaupt sich in Marsch gesetzt hatte. So leichtfertig schreibt man Geschichte! Der Gipfel bei dieser Sache ist, daß Herzog und Erbprinz trotz dieser Nachrichten sich am Abend noch zu einem Ballfest bei der Herzogin von Richmond begaben. Doch das ist ja natürlich lediglich ein Beweis für die ruhige Kaltblütigkeit des „eisernen Herzogs". Ich komme bei Schilderung der Vorgänge des 16. hierauf noch zurück.

Der Kaiser, der den Eindruck hatte, durch Art und Richtung des Vorgehens am 15. seine Gegner in auseinandergehende (divergierende) Richtungen gedrängt zu haben (Lüttich bzw. Brüssel), glaubte sich am 16. nicht sonderlich beeilen zu brauchen und befahl zunächst nur Grouchy, sich am Morgen in Besitz von Sombreffe zu setzen, während Ney (linke Kolonne) Stellung vorwärts Quatre-Bras nehmen sollte. Dem Marschall Grouchy unterstand — wie ich schon früher sagte — die rechte und mittlere Kolonne. Eine Aenderung in der Heeresgliederung (gegen den 15.) bestand nur in Ueberweisung des Korps Keller-

Digitized by Google

mann aus dem Gros der Kavallerieresерve von der mittleren Kolonne zur linken und in Zurückverweisung der Gardekavalleriebrigade Lefèbvre, die im Laufe des 15. zur linken Kolonne gekommen war, ans Gardekorps. Die Garden und das Korps Lobau ferner bildeten des Kaisers Reserven zur Verwendung an der Straße nach Fleurus oder bei der linken Kolonne. Daß Napoleon bestimmt auf baldige Einnahme Brüssels rechnete, erhellt daraus, daß in seinem Reisewagen außer den bekannten Kostbarkeiten Proklamationen an die Belgier vorgefunden sind, die aus Schloß Laeken nördlich Brüssel vom 17. Juni datiert waren. In bezug auf die Lage an der Brüsseler Straße täuschte sich der Kaiser, und auch bei Sombreffe dachte Blücher trotz Bülows Ausbleiben an keinen Rückzug. Das I. Korps hatte der Verbindung mit Wellington wegen St. Amand, Ligny, Bussy (Windmühlenberg) besetzt. Das III. Korps besetzte die Gegend von Sombreffe bis Balâtre, das II. stand hinter dem I. Die fast rechtwinklige Front war die Folge der Berücksichtigung des erwarteten Eingreifens Wellingtons bzw. Bülows, denen man den Anmarsch erleichtern wollte.

Auf jenem Ballfeste der Herzogin von Richmond erhielt der Prinz von Oranien nachts 1 Uhr die Meldung seines Generalstabschefs, daß die Franzosen schon vor Quatre-Bras stünden. Solche Nachricht brachte die hohen Herren noch nicht in Gang. Der Herzog erteilte zwar Befehl zum Marsche der noch westlich der Straße Brüssel—Mons stehenden Heeresteile an diese heran. Für Festhaltung von Quatre-Bras aber tat er nichts, blieb auch mit dem Erbprinzen bis nachts zwischen 2 und 3 Uhr auf dem Feste. Letzterer hatte am Abend vorher schon die Versammlung seiner Division Perponcher bei Nivelles, also an der Straße Brüssel—Bavay, befohlen. 6 Uhr morgens erreichte er Quatre-Bras. Dort erfuhr er, daß der Divisionskommandeur Perponcher zum Glück nicht dem Befehle vom vorhergegangenen Abende gehorcht, sondern im Einverständnis mit dem nachgeordneten Brigadekommandeur Prinz Weimar die Truppen bei Quatre-Bras anstatt bei Nivelles versammelt hatte; poussant jusqu'au bout la logique de son intelligente désobéissance (Charras). So waren 7800 Mann mit 16 Geschützen am Morgen des 16. bei Quatre-Bras versammelt. Am Abend vorher waren es noch weniger gewesen, und so ist es nicht Verdienst Wellingtons oder des Erbprinzen, daß Ney am 15. abends nicht schon in Quatre-Bras gewesen ist. Am 16., 10 Uhr vormittags, traf der Herzog in Quatre-Bras ein, die von ihm inzwischen getroffenen Anordnungen ermöglichten bis 4 Uhr nachmittags der Division Picton, dem braunschweigischen Korps und der Division Alten das Eintreffen bei Quatre-Bras. Einem Angriffe Neys mit der linken Kolonne am Vormittage oder auch noch später, bis gegen 4 Uhr, hätten die 7800 Mann der Division Perponcher auf die Dauer nicht standhalten können. Zum Glück begann der Angriff der Divisionen Bachelu und Jérôme Bonaparte vom Korps Reille erst um 2 Uhr nachmittags und glückte auch, bis am späteren Nachmittag das Eintreffen der englischen Heeresteile die Schlacht so wiederherstellte, daß Quatre-Bras in den Händen der Engländer blieb. Die Stellungen der Gegner waren am Abend des 16. dieselben wie am 15.

Digitized by Google

Wir wissen, daß Blücher Wellingtons Hilfe für den 16. erwartete, daher — wie ich schon sagte — die Ausdehnung des rechten preußischen Flügels bis zur Römerstraße. Es lag in des Herzogs dringendem Interesse, dem Fürsten Blücher diese Hoffnung nicht zu rauben, ihn zum Aushalten bei Sombreffe zu veranlassen. General v. Lettow weist in seinem Werke „Napoleons Untergang" genauer die Gründe nach, die Wellington veranlaßt haben, dem Feldmarschall Blücher „bewußt falsche Angaben" über sein beabsichtigtes Eingreifen in einen Kampf der Preußen zu machen. Das hat er zweimal getan. Einmal in einem Schreiben (nach seiner Ankunft bei Quatre-Bras) „auf den Höhen hinter Frasnes, 16. Juni 1815, $10^1/_2$ Uhr", in welchem er falsche Angaben über die Aufstellung seiner Truppen macht, und ein zweites Mal gelegentlich des Zusammentreffens der Heerführer an der Mühle von Bussy, von wo der Herzog mit den Worten sich verabschiedete: „Um 4 Uhr werde ich hier sein." Er wußte aber schon damals, wie wir es heute wissen, daß die Anfänge seines Gros zu dieser Zeit erst Quatre-Bras zu erreichen vermochten, dessen Verteidigung die Truppen Perponchers allein gegen die französische Uebermacht nicht führen konnten. Der Zweck dieser Schauspielerei war lediglich der, „die gemachten eignen Versäumnisse zu verdecken und Blücher zum Stehenbleiben (am 16.) zu veranlassen".

Während dieses Kampfes entbrannte die Schlacht von Ligny. Das Korps Vandamme, die abgezweigte Division Girard vom Korps Reille der linken Kolonne und die Korps Pajol und Exelmans von der Kavallerieresерve wandten sich gegen St. Amand und Wagnelée, die rechte Kolonne (Korps Gérard) gegen die Südostfront von Ligny und gegen Tongrenelle, also zwischen Vandamme und den Kavalleriekorps Exelmans und Pajol. Vandamme stieß — wie wir wissen — aufs I., Gérard aufs III. preußische Korps. Den Verlauf der Schlacht von Ligny kann ich hier nicht eingehend schildern. Die Dörfer St. Amand, Wagnelée, Ligny wechselten wiederholt den Besitzer. Sombreffe wurde von Teilen des Korps Thielmann gehalten. Auf dem preußischen linken Flügel wurden die Orte Boignée und Balâtre von den Franzosen dem Korps Thielmann (III.) abgenommen.

Napoleon hatte der linken Kolonne (Ney) befohlen, nach Erledigung des Gegners bei Quatre-Bras gegen den rechten preußischen Flügel einzuschwenken und diesen zu umfassen. Infolge des Widerstandes der Nassauer und des Eintreffens der andern Heeresteile von Wellingtons Heer kam Ney hierzu nicht. Der Kaiser beauftragte infolge des Ausbleibens von Ney, dessen Korps Erlon mit diesem Manöver. „Begeben Sie sich sofort mit allen Ihren Kräften auf die Höhen von St. Amand und stürzen Sie sich auf Ligny; Sie werden Frankreich retten und sich mit Ruhm bedecken." Im Zusammenhange mit dieser umfassend angesetzten Bewegung Erlons leitete der Kaiser den Angriff auf Ligny mit den Garden ein. Da kam die Meldung Vandammes, eine feindliche Kolonne aller Waffen umgehe von Villers Perwin her seine linke Flanke. Die Kolonne war eben das Korps Erlon! Sie verschwand bald wieder, denn Ney rief sie

Digitized by Google

zur linken Kolonne zurück. Ihm war nichts mitgeteilt worden. Nur die Division Durutte und die Kavalleriedivision Jacquinot blieben in der Richtung auf Fleurus. So rächte sich die Unterlassung der Mitteilung von der Verfügung über das Korps Erlon an Ney durch den Kaiser. Es pendelte in einer Zeit, in welcher es bei Sombreffe wie Quatre-Bras nötig und nützlich gewesen wäre, hin und her.

Infolge des bekannten Unfalles Blüchers gelegentlich der Kavallerieattacke von Ligny, nach welcher er zunächst nicht zu finden war, gab Gneisenau die Befehle für den Rückzug der in der Mitte durchbrochenen, aber ihren „heroischen Akt waffenbrüderlicher Bündnistreue" durchfechtenden preußischen Armee! Um sich mit Wellington vereinigen zu können, ordnete er den Rückzug nicht auf Lüttich, sondern in nördlicher Richtung an. Dieser in seinen Folgen so folgenreiche und glückliche Entschluß war um so schwerer, ist um so bewundernswerter, als über den Ausgang des Kampfes bei Quatre-Bras noch jede Nachricht fehlte. Dieser Entschluß aber kostete Napoleon die Krone, wie General v. Friederich richtig bemerkt. Die Straße nach Lüttich wurde durch Offiziere gesperrt, welche die dort Zurückgehenden auf Lauzelle südlich Wavre wiesen. Schon in Mellery traf Gneisenau mit Blücher zusammen. Durch Leitung des IV. Korps (Bülow) auf Dion le Mont (für Gembloux) war die Vereinigung der Armee am 17. angebahnt.

Wellington entschloß sich, trotz seiner Behauptung bei Quatre-Bras am 16., um 10 Uhr am 17. nach der Hochfläche von Mont St. Jean zurückzugehen. Als daher an diesem Tage etwa um 1 Uhr mittags Napoleon und Ney gegen Quatre-Bras anrückten, fanden sie die Stellung von den Engländern geräumt. Man folgte bei strömendem Regen. Um $7^1/_2$ Uhr abends erreichte Napoleon mit der Kavallerie die Höhen am Gasthause von La Belle Alliance. Auf den Höhen von Mont St. Jean glaubte der Kaiser die englische Armee zu erkennen. Man hat Napoleon den Vorwurf gemacht, er habe am 17. zu lange auf den Lorbeeren von Ligny geruht, habe nicht energisch Blücher verfolgt. „Dadurch schenkte Napoleon den Preußen die erste Hälfte des 17., Grouchy — zu spät mit der Verfolgung beauftragt — konnte ihnen die zweite Hälfte nicht streitig machen. Er begab sich nicht auf die Verfolgung der, sondern auf die Suche nach den Preußen, was nicht ganz dasselbe ist." (Charras.)

Zu dieser „Suche" standen Grouchy die Korps Vandamme und Gérard, die Division Teste vom VI. Korps (Lobau), die Kavalleriekorps Pajol und Exelmans — im ganzen 33000 Mann — zur Verfügung. Die Teile waren aus den drei Kolonnen des vorhergegangenen Tages entnommen. Solchen Wechsel in der Truppeneinteilung ließ der Kaiser leicht und oft eintreten. Man konnte das unter den damaligen einfachen Verhältnissen tun. Heute sind derartige Schiebungen schon der „Impedimente" (Trains, Kolonnen, Fuhrparkkolonnen, Feldlazarette) wegen schwieriger. Die Infanterie kam am 17. abends nur bis Gembloux, hatte bei sehr schlechtem Wetter 6 Stunden für 8 Kilometer gebraucht. Die Kavallerie gelangte nach Mazy—Baudeset, also an die Straßen

Digitized by Google

auf Namur bzw. Maastricht. Auf letzterer war am 16. das Korps Bülow anmarschiert, aber — wie ich früher sagte — von Baudeset auf Dion le Mont abgebogen, während von Gembloux das Korps Pirch am frühen Nachmittag abgerückt war. Die französischen Anordnungen lassen so recht das „Suchen nach den Preußen" im Gegensatze zu deren Verfolgung erkennen.

Die Preußen erreichten am 17. mit dem I. und II. Korps unbehelligt Wavre a. Dyle, mit dem III. La Bavette nördlich davon und mit dem IV. Dion le Mont. Auf Befragen teilte Blücher am 17. Wellington mit, daß er am 18. „mit allem" bei Mont St. Jean helfen werde. Er vergalt Böses mit Gutem. Zu dem Ende befahl er für den 18., daß das noch südlich der Dyle befindliche Korps Bülow, mit Tagesanbruch von Dion aufbrechend, sich durch Wavre hindurchziehend nach Chapelle St. Lambert marschieren solle, das Korps Pirch schloß sich an. Die Korps Zieten (Bierges) und Thielmann (Bavette) hatten sich bereitzuhalten, gleichfalls zu folgen. Von 11½ Uhr vormittags war Kanonendonner aus Westen hörbar. Das IV. Korps erhielt Befehl, das westlich vorliegende „Bois de Paris" zu besetzen, das II. dem IV. zu folgen, das I. über Froidemont auf Ohain zu marschieren, also links, d. h. südlich des IV. Dem III. Korps ward die Aufgabe, einem etwaigen Nachdrängen des gegenüber befindlichen Gegners (Grouchy) entgegenzutreten oder als Reserve gleichfalls zu folgen, falls kein Angriff erfolge.

Grouchy, dessen Marschziel für den 18. tatsächlich Wavre war, vernahm den Kanonendonner natürlich auch. Der Kommandierende Gérard, machte den Vorschlag, mit der ganzen Kolonne auf den Kanonendonner zu marschieren oder ihm allein das zu gestatten. Er wurde unter Hinweis auf des Kaisers Befehl, die Preußen nicht aus den Augen zu verlieren, abgewiesen. Ich komme damit auf Grouchys Verhalten am 18., das oft bemängelt und oft verteidigt worden ist. Zu dieser Angelegenheit sagt General Robinson in seinem schon erwähnten „Waterloo": „Er (Grouchy) wäre wahrscheinlich rechtzeitig auf dem Schlachtfelde von Waterloo erschienen, wenn der Befehl, den Napoleon um 1 Uhr an ihn sandte, nicht 5 bis 6 Stunden gebraucht hätte, um den Marschall zu erreichen. Und wenn Grouchy rechtzeitig eingetroffen wäre, dann wäre Waterloo kein „Waterloo" geworden, wie in einer ganz anderen Weise Marengo kein „Marengo" gewesen wäre, wenn nämlich Desaix dem Schlachtfelde ferngeblieben wäre." Ohne auf Marengo einzugehen, bemerke ich nur, daß auch hier — wie im vorher erwähnten Falle Wellington oder Oranien-Ney — der englische General „irrt". Er stellt die Bedeutung des unverhältnismäßigen Zeitaufwandes, dessen des Kaisers Befehl in Wirklichkeit bedurft hat, um den Empfänger Grouchy zu erreichen, falsch dar. Grouchys Korps Vandamme kämpfte bei Wavre von 4 Uhr nachmittags an gegen Thielmann (III. preußisches Korps). Dort erhielt Grouchy den von General Robinson angezogenen Befehl Napoleons von 1 Uhr, welcher lautete: „Verlieren Sie keinen Augenblick, sich uns zu nähern und sich mit uns zu vereinigen, um Bülow zu vernichten, den Sie auf frischer Tat antreffen werden." Da Grouchy bei Eingang des Befehls vor

Digitized by Google

Wavre 13 Kilometer von La Belle-Alliance entfernt war, wäre er zu spät gekommen, denn dort begann der Schlußakt um $7^1/_2$ Uhr abends. Aber auch wenn der Befehl von 1 Uhr ihn um 4 Uhr erreicht hätte, wäre das nicht am Kampfe von Wavre beteiligte Korps Gérard zu spät gekommen, denn es befand sich erst zwischen 6 und 7 Uhr bei La Baraque, also 5 Kilometer südlich Wavre und der Dyle, mithin in der Luftlinie gleichfalls 13 Kilometer vom westlichen Schlachtfeld entfernt. Das Korps Vandamme aber hatte sich im Kampfe gegen Thielmann seit 4 Uhr festgelegt. Es ist eben nicht wegzuleugnen, daß Grouchys Armeeteil am 18. sich nach zu spätem Aufbruche infolge von Ungewißheit über den Gegner und wegen schlechten Wetters außerordentlich verspätet hat. Daran ändert auch Herrn Robinsons Geschichtsschreibung nichts.

Auch bei Napoleons Heeresflügel machten sich am 18. Aufenthalte geltend. Der Aufmarsch zur Schlacht verzögerte sich durch die Entfernung, welche diejenigen Truppen (44000 Mann, 168 Geschütze) zunächst zurückzulegen hatten, die am 17. abends zwischen Caillou und Genappes zurückgelassen waren, während nur 22200 Mann und 86 Geschütze am Schlachtfeld sich befanden. Eines solchen Aufmarsches bedurfte man aber schon vor hundert Jahren, wie heute, dem in Stellung befindlichen Gegner gegenüber. Lettow berechnet in „Napoleons Untergang 1815" die Marschtiefenzeit für jene 44000 Mann und 168 Geschütze auf $4^1/_2$ Stunden, rechnet für Zurücklegen der Entfernung von deren Lagerplätzen bis in die vorgeschriebene Aufstellung Frichermont — La Belle-Alliance — südlich Hougoumont bis Chaussee nach Nivelles weitere $1^1/_2$ bis 2 Stunden. Napoleon hatte seinen Aufmarschbefehl $3^1/_2$ Uhr morgens aus dem Hauptquartier Le Caillou abgeschickt. Hinsichtlich des im Befehl vorgeschriebenen Abkochens rechnet Lettow bis zum Aufbruch der Truppen aus den Biwaks $2^1/_2$ Stunden. Wenn man sich 6 Uhr morgens in Bewegung setzte, wurde es also $12^1/_2$ Uhr nachmittags, bis der Aufmarsch beendet war. Deshalb beginnt Napoleons Angriffsbefehl von 11 Uhr vormittags mit den Worten: „A peu près une heure après midi l'attaque commencera." Zur Zeit des Angriffsbeginnes erst erging der oben erwähnte Befehl an Grouchy.

Auch von den Kämpfen am Nachmittag des 18. kann ich im Rahmen dieses Aufsatzes keine eingehende Darstellung liefern. Wellingtons Heer stand, 68000 Mann, 184 Geschütze stark, in etwa 5 Kilometer breiter Front größtenteils auf dem Höhenrücken, welcher von der Chausseegabel bei Mont St. Jean (Nivelles bzw. Quatre-Bras) nach La Haye führt. Die Hauptlinie der Verteidigung bildete der auf dem Höhenrücken führende Weg Braine l'Alleud—Ohain—Wavre. Als vorgeschobene Stellungen waren Schloß Hougoumont, der Pachthof La Haye-Sainte mit Papelotte und Frichermont besetzt. Für deren Verteidigungseinrichtung war nur wenig geschehen. Den rechten Flügel westlich der Straße Mont St. Jean—Nivelles bildeten Niederländer und Engländer, die Mitte wurde von der englisch-hannoverschen Division Alten, von einer Brigade der Division Cole, gleicher Zusammensetzung, den Nassauern unter General Kruse und den Braunschweigern des Obersten Olfermann zwischen den Chausseen nach Nivelles und

Digitized by Google

Quatre-Bras ausgefüllt. Der linke Flügel östlich letzterer bestand aus Engländern, Hannoveranern und Niederländern. Den rechten Flügel befehligte Lord Hill, die Mitte der Erbprinz von Oranien, den linken Flügel Generalleutnant Picton. Zwei Gardebrigaden bildeten Wellingtons Reserve hinter dem rechten Flügel der Mitte, östlich der Chaussee nach Nivelles, und endlich stand das Kavalleriekorps Uxbridge im Winkel beider Chausseen, während die braunschweigische Reiterei westlich derjenigen nach Nivelles aufgestellt war. Die Hälfte der Armee bestand aus Deutschen, die andre aus Engländern und Holländern bzw. Belgiern.

Der Kaiser hatte seinen Angriff dahin geordnet, daß nach beendetem Aufmarsch (etwa 1 Uhr) ein Artilleriebukett von 80 Geschützen aus den Korps Reille und Erlon (II. und I.) die vorbereitende Beschießung der feindlichen Mitte bei Mont St. Jean beginnen sollte, General Reille hatte sich des Schlosses Hougoumont zu bemächtigen (Division Jérôme). Das II. Korps kämpfte mit dem linken Flügel an der Chaussee nach Nivelles südlich Hougoumont, also westlich, das I. östlich der Chaussee nach Quatre-Bras, mit dem rechten Flügel südlich La Haye-Papelotte. Die Flanken waren durch die den Korps zugehörigen Kavalleriedivisionen gedeckt. Hinter der Mitte jener beiden Korps erster Linie standen das Korps Lobau (VI.) westlich, die Kavalleriedivisionen Domon (vom III. Korps) und Subervie (I. Kavalleriekorps) östlich der Chaussee bereit. Noch östlicher als Subervie, hinter der Mitte des I. Korps, stand das IV. Kavalleriekorps (Milhaud), hinter ihm die Gardekavallerie. Westlich des Korps Lobau befand sich das III. Kavalleriekorps (Kellermann), also hinter dem Korps Reille, und fünf Regimenter Gardekavallerie. Noch weiter rückwärts, also südlicher, in Höhe von Plancenoit, stand die Garde in Reserve. 73000 Mann und 254 Geschütze hatte Napoleon zur Stelle, war also etwas stärker als die Verteidiger.

Die französische Schlachtordnung wurde geändert, als bald nach 1 Uhr das Auftreten Bülows, von dem ich berichtete, bemerkt wurde. Das Korps Lobau und die Kavalleriedivisionen Domon und Subervie wurden zu seiner Abwehr nach der rechten Flanke beordert. Gegen 2 Uhr befahl der Kaiser Ney, mit dem Korps Erlon Mont St. Jean zu nehmen. Nachdem der Angriff bis an die Hauptstellung des rechten englischen Flügels geführt hatte, wurde er in einem Vorstoß im Bajonettkampf unter des Generalleutnants Picton persönlicher Führung abgewiesen. Das Kavalleriekorps Uxbridge griff ein, gelangte in ungestümem Vorwärts bis in die französische Artillerie, wurde dann aber von dem Kavalleriekorps Milhaud, das, wie ich sagte, hinter dem Korps Erlon gestanden hatte, zurückgenötigt. Die rechte Flügeldivision des Korps Erlon hatte inzwischen Papelotte und La Haye genommen, gab es aber infolge des Mißerfolges der linken Nachbarn wieder auf.

Auch der Angriff auf Schloß Hougoumont, den auf dem entgegengesetzten Flügel die Division Jérôme vom II. Korps unternahm, scheiterte. „Man wollte die Oertlichkeit nehmen, ohne den Weg durch Artillerie bahnen zu lassen." Der Kampf um Hougoumont ist in der Kriegsgeschichte fünfzig Jahre lang ein Schulbeispiel dafür gewesen, wie man eine solche Oertlichkeit nicht angreifen soll. Der

Digitized by Google

Kampf um diejenige des „Geisberg" (4. September 1870) lieferte dann ein modernes Beispiel ähnlicher Art.

Der erste Angriff der Franzosen war von dem deutsch-englischen Heere Wellingtons abgewiesen. Es trat eine Pause zum Vorbereiten weiteren Kampfes ein, die beiderseitiges Artilleriefeuer ausfüllte. Lange durfte der Kaiser mit Rücksicht auf das Erscheinen der Preußen in der rechten Flanke nicht zögern. Entweder konnte er sich noch dem Kampfe durch Zurückgehen entziehen oder es mußte ein baldiger Erfolg gegen die Engländer gesucht werden. Das geschah 3½ Uhr schon. Die Versuche gegen Hougoumont und La Haye-Sainte wurden erneuert, die große Geschützlinie verstärkt, auch gegen den englischen linken Flügel erneut vorgegangen. Ney, der den Angriff wiederum befehligte, hatte Bewegungen in der englischen Stellung für solche eines Rückzuges des Verteidigers gehalten und wollte ihn mit der Kavallerie des rechten Flügels (Milhaud und Garde) beschleunigen. Ney führte persönlich die französische Attacke, welche bis in die englische Hauptstellung führt, schließlich aber an der Haltung der in Karrees hinter dem Höhenkamm aufgestellten englisch-deutschen Infanterie scheitert. Wiederum erfaßt Lord Uxbridge den richtigen Moment und wirft zwei deutsche und zwei englische Kavalleriebrigaden auf die ermattenden Reiter Milhauds, welche weichen müssen. Doch wurden sie von der Gardekavallerie aufgenommen. Die Franzosen machen Front, werfen die englischen Reiterbrigaden und stürzen sich erneut auf die englische Infanterie. Schließlich aber muß Neys Angriff zurück. Er wird vom englischen Kartätschfeuer verfolgt. Weder Hougoumont noch La Haye-Sainte haben die Franzosen nehmen können. Der an sich heldenmütige Angriff bewies, daß frontaler, keineswegs überraschender Kavallerieangriff gegen nicht erschütterte Infanterie schon vor hundert Jahren an deren Feuer scheiterte.

Ein dritter französischer Angriff erfolgte zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags. Ney kommandierte ihn wieder. Er richtete sich gegen die englische Mitte, also in den Raum zwischen den beiden oftgenannten Chausseen. Länger als eine Stunde haben sich, nach General v. Friederich, Neys Reiterangriffe wiederholt. Er selbst ritt das vierte Pferd. Drei waren ihm unter dem Leibe erschossen. Alle Aufopferung scheitert an der Haltung der deutsch-englischen Infanterie. Inzwischen war in der französischen rechten Flanke das preußische IV. Korps (Bülow) durch das Bois de Paris bei Frichermont in den Kampf getreten. Der Kaiser erkannte, daß es die höchste Zeit war, mit Wellington fertig zu werden. Er ließ deshalb während Neys Angriffes noch einmal vorgehen, was an Infanterie der eigentlichen Kampffront gefechtsfähig war. La Haye-Sainte, Papelotte, La Haye werden von den Franzosen genommen. Nördlich La Haye-Sainte wird in die Hauptstellung eingebrochen. Es fehlen aber die Reserven zur Ausnutzung des Erfolges, und unter persönlicher Führung Wellingtons werfen einige deutsche Bataillone Kielmannsegge die Franzosen in der Richtung auf La Haye-Sainte zurück, ohne dieses aber nehmen zu können.

Des Kaisers Aufmerksamkeit war zu dieser Zeit durch die Vorgänge in seiner rechten Flanke in Anspruch genommen. Dort befahl Blücher um 4½ Uhr

Digitized by Google

nachmittags, „um den Engländern Luft zu machen", dem General Bülow, anzugreifen, obgleich erst die Hälfte des IV. Korps zur Stelle war. Marschrichtungspunkt war das rote Dach der „Belle-Alliance", des Gehöftes an der Straße Mont St. Jean—Quatre-Bras. Die früher erwähnten Kavalleriedivisionen Domon vom III. Korps, Subervie (I. Kavalleriekorps) und das Korps Lobau (VI.) standen gegenüber. Plancenoit mußte genommen werden. Die Brigade Hiller vom IV. Korps tat dies. Im Kasino des Kaiser-Alexander-Regiments hängt General Hillers Degen in einem Kasten. Ein Zettel des verstorbenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen enthält die Begleitzeile seines Geschenkes: „Dieser Degen hat Plancenoit genommen." Zehn Bataillone von Napoleons Reserve (Garde) nahmen das Dorf wieder. Rechts von Bülow greift nun auch Zieten mit seinem I. Korps ein. Die Brigade Steinmetz nimmt La Haye und Papelotte.

Der Kaiser hatte von seinen 23 Gardebataillonen noch 13 zur Verfügung, von ihnen wies er Ney 10 zu einem vierten Angriffe zu. Er wurde gegen die englische Mitte unternommen. Wie „auf der Parade", Ney, dem ein fünftes Pferd unter dem Leibe erschossen war, an der Spitze, unter dem Feuer der französischen Batterien, wurde vorgegangen. Auch Wellington hat alle verfügbaren Truppen eingesetzt. Ihr aufgespartes wirkungsvolles Feuer macht den Angreifer stutzen. Ein Gegenangriff der englischen Garden bewirkt der Franzosen Weichen. „Die Garde geht zurück." Durch die vorher erwähnte Einnahme von La Haye und Papelotte durch das I. preußische Korps und das Weichen der Garde wird die französische Entwicklung östlich der Straße nach Quatre-Bras auf beiden Flügeln gefährdet. Alles flieht, „sauve qui peut", und der Kaiser verläßt unter dem Schutze der drei allein zurückbehaltenen Gardebataillone in Richtung auf Genappe das Schlachtfeld. Wellingtons Heeresreste folgen ihnen. Damit „war der Herzog in der Lage, seinem amtlichen Berichte die irreführende Fassung geben zu können: Die Bewegung des Generals v. Bülow auf des Feindes Flanke war höchst entscheidend, und wenn ich mich nicht selbst in dem Falle befunden hätte, einen Angriff zu machen, welcher das Endresultat herbeiführte, so würde dies den Feind gezwungen haben, sich zurückzuziehen, wenn seine Angriffe mißglückten, oder es würde ihn verhindert haben, Vorteile davon zu ziehen, wenn sie unglücklicherweise gelungen wären". Ist diese geschraubte, verklausulierte, unaufrichtige Form der Darstellung — halb wahr, halb erlogen — nicht die gleiche, deren sich englische offizielle Berichterstattung und Darstellung auch heute — hundert Jahre später — bedient?

Bei Plancenoit war inzwischen auch das II. preußische Korps (Pirch I) eingetroffen. Schnell geht auch dort der Angriff vorwärts. An der Chaussee von Quatre-Bras drängen Wellingtons und Blüchers Scharen zusammen. Ersterer kann sich an der weiteren Verfolgung nicht beteiligen. Sein Heer war hierzu nicht mehr fähig. Bei Belle-Alliance treffen die beiden Heerführer zusammen. Ihre Quartiere waren in der folgenden Nacht Waterloo (Wellington) und Genappe (Blücher). Gneisenau setzte die bekannte Treibjagd bis in die

Digitized by Google

Höhe von Mellet (halbwegs Quatre-Bras—Charleroy) fort. Der französische Verlust betrug 25 000 Tote und Verwundete, unter beiden 21 Generale, 7000 Gefangene, über 200 Geschütze. 13 000 Mann verloren die Engländer, 7000 die Preußen, von ihnen 6350 das Korps Bülow.

Gneisenaus Verfolgung ist hundert Jahre lang das Schulbeispiel für diese Aeußerung soldatischer Energie gewesen. Feldmarschall Moltke äußert sich in seiner „Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71" wie folgt:

„Nach der Theorie soll dem Siege die Verfolgung sich unmittelbar anschließen, eine Forderung, der alle, besonders auch die Laien zustimmen, und doch wird derselben in der Praxis selten entsprochen. Die Kriegsgeschichte weist wenige Beispiele auf, wie das berühmte von Belle-Alliance. Es gehört ein sehr starker, mitleidsloser Wille dazu, einer Truppe, welche zehn oder zwölf Stunden marschiert, gefochten und gehungert hat, statt der erhofften Ruhe und Sättigung aufs neue Anstrengung und Gefahren aufzuerlegen."

Soweit sich die Verhältnisse schon jetzt übersehen lassen, haben die Heerführer Kluck, Bülow, Hindenburg im gegenwärtigen Kriege diesen mitleidslosen Willen gehabt.

30 Kilometer mußten am 19. Juni 1814 die preußischen Verfolgungstruppen trotz der vorhergegangenen dreitägigen riesigen Anstrengungen marschieren. Diese Leistung hat einem Goeben wohl vorgeschwebt, als er für den 20. Januar 1871 seinen Truppen durchweg die Aufgabe stellte, in der Verfolgung fünf Meilen zu marschieren, weil er am Abend des 19. (Schlacht von St. Quentin) mangels frischer Truppen von sofortiger nächtlicher Verfolgung abgesehen hatte. Der Unterschied zwischen der Tageslänge am 19. Juni und 19. Januar hat natürlich auch mitgesprochen.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zur Darstellung zurück.

Der Kaiser erreichte auf seiner Flucht am 19. 10 Uhr vormittags Philippeville, das vor 100 Jahren noch zu Frankreich gehörte. Von dort schickte er Grouchy Befehl, über Reims nach Soissons zurückzugehen. Die Truppen im Elsaß und in der Vendée beorderte er nach Paris. Die Festungskommandanten an der Ost- und Nordgrenze wurden zur Beschleunigung bei Armierung der ihnen anvertrauten Plätze aufgefordert. An seinen Bruder Joseph in Paris schickte der Kaiser zwei Schreiben. Das eine, optimistisch und knapp gehaltene, sollte der Regentschaft mitgeteilt werden, das andre, für den Bruder bestimmte, enthielt die Wahrheit. Immerhin suchte sich Napoleon in der an ihm bekannten Art über seine Mittel selbst zu täuschen und rechnete in letzterem Briefe schon wieder mit einer demnächst zu vereinigenden Armee von 300 000 Mann. Den Marschall Soult wies er zur Sammlung der Armeetrümmer an und reiste am Nachmittag nach Laon weiter, wo er am 20. früh eintraf. Von dort ernannte er Soult zum Kommandierenden der bei Laon zu sammelnden Armee und reiste selbst nach Paris.

Gneisenaus Verfolgung wurde am 19. früh bei Frasnes (Mellet) für kurze Zeit der Ruhe unterbrochen, dann ging's mit Teilen der Reservekavallerie (jedes

Digitized by Google

der vier preußischen Korps hatte eine solche) weiter. Von der Armee hatte am 20. das I. Korps die Sambre bei Charleroy, Teile des II. bei Thuin oder Lobbes zu überschreiten und das IV. bis Fontaine l'Evêque zu gelangen.

Wellingtons Armee erreichte am 19. Nivelles und Gegend, während der Herzog an diesem Tage nach Brüssel zurückgekehrt war und von dort den schon erwähnten ausführlichen Bericht über die Schlacht nach England schickte, nach welchem seiner Armee allein das Verdienst zukommt, bei Belle-Alliance oder, wie er sagt, bei Waterloo, denn das war ja sein Hauptquartier gewesen, gesiegt zu haben. Man muß diesen Lügenbericht lesen, um den „Wert" desselben richtig zu erfassen. Der Herzog rückte am 20. mit der Armee in die Linie Mons-Binche, also in Höhe der Preußen.

Der Kampf von Wavre am 18. und 19. bleibt nachzutragen. Vor diesem Orte war am 18. nachmittags gegen 3 Uhr Grouchys Avantgarde erschienen. Das III. Armeekorps (Thielmann) hielt das linke Ufer der Dyle von Bierges bis Wavre besetzt. Vandamme griff hier an, während Limal vom I. Kavalleriekorps (Pajol) als Brückenkopf für einen Uebergang des IV. Korps (Gérard) besetzt wurde. Zu dem Entschluß, auf Limal zu gehen, bewog Grouchy der Eingang von des Kaisers Befehl (ab 1 Uhr mittags). Grouchy wie Thielmann erkannten am Schweigen des Feuers aus westlicher Richtung (9 Uhr abends), „daß die Entscheidung auch ihres Kampfes inzwischen bei Mont St. Jean ausgefochten war". Wie jene ausgefallen war, wußte noch keiner von beiden. Um ein Vorgehen Vandammes von Limal aus in den Rücken Blüchers zu hindern, stellte Thielmann in der Nacht vom 18. bis 19. zwei Infanteriebrigaden mit Front gegen Limal in die Linie Südrand des Ostzipfels vom Bois de Rixensart-Bierges, eine dritte dahinter in Reserve, die Reservekavallerie vor den rechten Flügel, die Artillerie hinter der vorderen Infanterielinie verteilt auf. Eine vierte Infanteriebrigade war irrtümlich am 18. mit den andern Korps nach Westen marschiert. Thielmann verfügte über nur 15000 Mann und 31 Geschütze gegen Grouchys 33000 Mann und 81 Geschütze. Den Franzosen gelang es, in das Bois de Rixensart am Morgen einzudringen. Um 9 Uhr erhielt Thielmann, um 11 Uhr vormittags Grouchy die Nachricht vom Ausgang der Schlacht bei Belle-Alliance. Nun ging ersterer vor der Uebermacht nach Achtenrode, Richtung auf Löwen, zurück, während letzterer auf Gembloux-Namur abzog. Jeder der Gegner hatte 2500 Mann verloren. Thielmann, zu dessen Verstärkung das II. Korps von Plancenoit heranrückte, folgte erst am 20. Um Namur kam es noch zum Kampfe, der den Preußen einen Verlust von 1646 Mann einbrachte. Grouchy marschierte in der Folge ungestört über Dinant—Givet—Rethel (bzw. Reims)—Soissons. Dort wurde Grouchy Oberbefehlshaber der Nordarmee.

Preußischerseits entschloß man sich, nicht dem noch kampffähigen Grouchy zu folgen, sondern direkt auf Paris zu marschieren. Unter Einschließung von Maubeuge, Landrecies und Philippeville durch das II. Korps und Einnahme von Avesnes durch das I., erreichte man über St. Quentin am 26. Noyon und

Digitized by Google

die Oise. Wellingtons Armee erreichte an demselben Tage die Gegend von Vermand. Es ist bemerkenswert, wie fast 100 Jahre später, im August-September 1914, der rechte Flügel des deutschen Heeres einen ähnlichen Weg nahm! Auf französischer Seite hatte Soult — wie erwähnt befehlsgemäß — um Laon 20—30 000 Flüchtige gesammelt. Diese glaubten sich, wie auch 1870, verraten. Soult hielt es für besser, alsbald hinter die Aisne, unter Sicherung der linken Flanke durch Besetzung der Oiseübergänge, zurückzugehen. So wurde Ende Juni die Wiedervereinigung der seit dem 17. Juni getrennt gewesenen Armee erreicht.

Am 21. war der Kaiser in Paris eingetroffen, am 22. bereits dankte er, von der Kammer gedrängt, ab. „Ich sehe nur einen Mann zwischen uns und dem Frieden. Er gehe fort, und die Ruhe ist gesichert," hatte ein Abgeordneter gesagt. Die Abdankung wurde mit Befriedigung aufgenommen. Napoleon hatte gleichzeitig seinen Sohn zum Kaiser der Franzosen ausgerufen. Die Kammer erkannte ihn an, setzte aber keine Regentschaft, sondern eine napoleonfeindliche Regierung mit dem Chamäleon Fouché provisorisch ein. Ludwig XVIII. kehrte, von Wellington gerufen, nach Cambrai zurück (26. Juni).

Preußischerseits versuchte man, den an der Aisne befindlichen feindlichen Kräften den Weg auf Paris zu verlegen. Daher wurde das I. Korps von Noyon am 27. nach Compiègne — dorthin ging auch Blücher — und auf Crépy—Villers—Cotterets (beide Orte an der Straße Soissons—Paris) vorgeschoben, während das IV. bei Creil und Pont-St.-Maxence aufs linke Oiseufer trat. Auch das III. Korps war bei Compiègne über den Fluß gegangen und in Richtung Soissons bis Breuil vorgerückt. Das französische Korps Erlon sollte (gleichfalls am 27.) durch einen Vorstoß in die linke Flanke der Preußen über Compiègne deren Vorgehen auf dem rechten Oiseufer aufhalten, um so die Zeit für den Rückzug der andern Korps zu gewinnen. So stieß Erlon mit der Avantgarde des I. Korps bei Compiègne zusammen und wich über Gilocourt aus. Es kam noch zu einem Nachhutgefecht bei Crépy mit andern Teilen des I. Korps. Für den 28. erhielt Erlon von Grouchy Befehl, die Brücken bei Verberie und Pont-St.-Maxence zu zerstören und nach Senlis abzurücken, um den Abmarsch der andern Korps zu sichern. Dort stieß er nun aber auf das IV., wie wir wissen, in Creil eingetroffene und von dort vorgegangene Korps, von dem er abgewiesen wurde. Inzwischen hatten die Teile des I. preußischen Korps, welche auf Villers—Cotterets vorgegangen waren, nach anfänglichen Erfolgen vor sehr überlegenen französischen Kräften unter Vandamme an das Gros des I. Korps bei Nanteuil sich herangezogen. Dieses hatte bei diesem Orte ein Nachhutgefecht mit Franzosen gehabt, die auf Paris abzogen, aber bei Dammartin von Kavallerie eingeholt und auf Claye, also ins Marnetal, abgedrängt wurden. Das IV. Korps kam am 28. mit der Kavallerie schon bis Bonneuil, lag also dicht vor Paris; das III. war bis Crépy gekommen. So konnten die Reste der französischen Korps, zwar stark beschädigt, am 28. und 29. Paris erreichen. Daß es in erheblich verminderter Widerstandskraft geschah,

Digitized by Google

war Blüchers zehntägiger rastloser Verfolgung zu danken. Die Armee Wellingtons stand zwei Tagemärsche hinter dem III. preußischen Korps zurück.

Paris wurde am 28. Juni in Belagerungszustand erklärt. Verfügbar waren unter Davout 75000 Mann. Sie waren zum Teil unbewaffnet und unausgebildet, zum Teil infolge des Vorhergegangenen demoralisiert und unzuverlässig. General v. Friederich berichtet, daß 600 Geschütze nebst der nötigen Munition vorhanden gewesen seien. Zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in der Stadt waren 30000 nur zum Teil eingekleidete und bewaffnete Nationalgardisten bestimmt.

Das preußische Hauptquartier befand sich am 28. in Senlis. Am 29. sollte das IV. Korps gegen St. Denis vorgehen. Das I. sollte nach Blanc Mesnil und Aulnay vorrücken, das III. hatte bis Tremblay zu folgen. Das IV. Korps besetzte Le Bourget, mit Vorposten von St. Denis bis Drancy. Um Napoleon in Malmaison aufzuheben, wurde Major v. Colomb mit einem Detachement abgeschickt. Der Versuch mißlang. Anschließend an das IV., hatte das I. Korps seine Vorposten von Drancy bis Livry. Das III. erreichte Tremblay und Dammartin. Blüchers Hauptquartier kam nach Goneſſe. Dort wurde der Plan gefaßt, nicht die Befestigungen des rechten Seineufers anzugreifen, sondern sich gegen die völlig ungeschützte Südfront zu wenden und zu dem Ende aufs linke Seineufer überzutreten. Mit Wellington, der in Goneſſe zur Verabredung ankam, wurde vereinbart, daß dessen Armee die Einschließung auf dem rechten Ufer übernehmen sollte. Der preußische Rechtsabmarsch im Bereiche der französischen Verteidigung konnte am 30. nur von dem in zweiter Linie stehenden III. Korps ausgeführt werden. Es erreichte am 1. Juli die Gegend zwischen St. Germain und Mareil. Inzwischen hatte am 30. das IV. Korps Aubervilliers genommen. Das I. zog unter Belassen der Vorposten in der Nacht vom 30. zum 1. Juli ab, überschritt bei Maisons die Seine und ging bis Carrières-sous-Bois. Beim IV. Korps wurde am 30. ein feindlicher Angriff auf Stains und Pierrefitte abgewiesen und am 1. Juli um Aubervilliers noch einmal, schließlich mit Erfolg, gekämpft. An diesem Tage endlich trafen die Engländer zur Ablösung ein. Das IV. Korps marschierte noch bis Argenteuil. Unter wiederholten Kämpfen kam am 2. Juli das III. Korps um Châtillon und Sceaux, das I. um Moulineaux und Sèvres zu stehen, das IV. kam nach Versailles, wohin auch Blüchers Hauptquartier ging. Nach einem letzten Effort Vandammes am 3. bei Issy gegen das I. Korps wurden in St. Cloud Uebergabeverhandlungen eingeleitet.

In bezug auf den Entschluß Blüchers bzw. Gneisenaus, mit einer Art Parallelverfolgung auf dem rechten Oiseufer sich zu bewegen, also nicht unmittelbar gegen die Aisne zu folgen, bemerkt General v. Friederich, daß dieser Entschluß etwas gekünstelt gewesen sei. Er bezweckte Ueberholung der Franzosen und deren Trennung von Paris. Die Sache ist tatsächlich nicht geglückt, weil der Verfolgte schließlich meist schneller als der Verfolger ist. Eine andre interessante Frage ist diejenige, ob ein Rechtsabmarsch dicht vor der feindlichen

Digitized by Google

Front, wie er von Blüchers Armee am 30. Juni und 1. Juli ausgeführt wurde, nicht sehr bedenklich sei. Das ist gewiß der Fall. Richtige Schätzung der verminderten französischen Offensivkraft rechtfertigte das preußische Verfahren, das auf kürzestem Wege zum Angriff auf die schlecht befestigte Südfront führen und die Zufuhr aus dem Hinterlande nach Paris abschneiden mußte.

Die Uebergabeverhandlungen in St. Cloud führten am 4. Juli zum Ziele. Bis zum 6. war Paris zu räumen. Innerhalb acht Tagen hatte die französische Armee hinter die Loire zu gehen, und am 7. rückte das I. preußische Korps (Zieten) in Paris ein. Am 8. bzw. 9. folgten Thielmann (III.) bzw. Bülow (IV.), rückten aber unmittelbar darauf zur Ueberwachung der abgerückten Franzosen in südlicher Richtung wieder aus. Am 8. Juli kehrte Ludwig XVIII. nach Paris zurück.

Napoleon hatte sich am 29. Juni auf Wunsch der provisorischen Regierung nach Rochefort begeben, um von dort sich nach den Vereinigten Staaten einzuschiffen. Zwei englische Schiffe, „Bellerophon" und „Northumberland", sollten ihm zur Verfügung stehen. In einem Schreiben vom 13. Juli bat er den König von England, sich in den Vereinigten Staaten oder bei London niederlassen zu dürfen, stellte sich unter des Königs Schutz und begab sich an Bord des „Bellerophon", um nicht den Kommissaren Ludwigs XVIII. in die Hände zu fallen.

Im März-Hefte erwähnte ich, daß Schwarzenberg mit Rücksicht auf die verspätete Versammlung der Hauptarmee (Russen, Oesterreicher, preußische Garde) den Operationsbeginn auf den 27. Juni festgesetzt hatte. Als nun die Entscheidung von Belle-Alliance schon am 18. fiel, wollte man die Entscheidung des ganzen Feldzuges nicht Preußen, den Norddeutschen und Engländern überlassen. Mißgunst war die Triebfeder, welche am 22. die Sache in Gang brachte. Auf der ganzen Front von Mannheim bis Basel begann am 25. Juni der Vormarsch. Um einen solchen handelte es sich eigentlich nur, denn auf ein Hindernis durch französische Truppen war bei der riesigen Ueberlegenheit der Verbündeten eigentlich nicht zu rechnen. Am Suffelbach stieß am 28. der Kronprinz von Württemberg von der österreichischen Haupt- oder Oberrheinarmee auf des Generals Rapp Rheinarmee (23000 Mann, 60 Geschütze) vor Straßburg und nötigte die Franzosen, zu weichen. Die Einschließung der Festung übernahm sodann Prinz Hohenzollern mit Oesterreichern und Badensern, während der Kronprinz nach der obern Seine abrückte. Auch vor Belfort hatte das Korps Colloredo noch einen Kampf zu bestehen, ehe zur Einschließung geschritten werden konnte. Endlich bereitete die Alpenarmee unter Suchet der österreichischen Armee von Oberitalien unter General Frimont, bei ihr eine sardinische Division, Widerstand, in denen die Oesterreicher an Marschfähigkeit, Ausdauer und Tapferkeit „das denkbar Beste" geleistet haben. Eine royalistische, also gegen Napoleon gerichtete Bewegung in der Vendee ist nur deshalb erwähnenswert, weil auch ihr, wie den Franzosen 1870 und gegenwärtig, Waffen und Munition aus England geliefert wurden.

Digitized by Google

Ludwig XVIII. waren bereits am 10. die verbündeten Monarchen nach Paris gefolgt. Der Diplomatie war die Sache zu schnell gegangen, und man machte Blücher den Vorwurf, daß er zu sehr nach Paris gedrängt und nicht die anderen Heere abgewartet hatte. Ist es zu glauben? Nun war man in Verlegenheit und sollte sich trotz der Gegensätze der Interessen einigen! Ein Ministerrat hatte das zu besorgen. Inzwischen ging der Kampf um die Festungen weiter. Außer den schon früher genannten, die Verbindung Brüssel—Paris sichernden, wurden noch Marienburg und Givet-Charlemont an der Maas von den Preußen genommen, während von dem Korps Oranien von Wellingtons Armee Le Quesnoy beschossen wurde. Der Kommandant, ebenso wie diejenigen von Valenciennes, Lille, Douai erkannten Ludwig XVIII. an. Damit war der Fall erledigt.

In den Ministerberatungen trafen die alten Gegensätze aufeinander. Die Deutschen forderten Jura, Vogesen und anschließend das Gebiet bis zur Nordsee als Grenze. England und Rußland besorgten Frankreichs Geschäfte und waren gegen die deutsche Forderung. Eine solche vertrat auch Oesterreich nicht mehr, als zur Gegenleistung für den Anfall von Elsaß-Lothringen an Deutschland Galizien von Rußland beansprucht wurde. Ueber die großen politischen Fragen wurde erst vom 28. Juli an verhandelt. Sie bezogen sich zunächst auf Napoleon, der nach englischem Vorschlag nach St. Helena abgeschoben wurde. Dieser protestierte, er habe sich nur als Gast auf den „Bellerophon" begeben. Es half aber nichts. Am 7. August wurde er auf den „Northumberland" übergeführt, und am 10. erfolgte die Ausreise des Gefangenen der vier Großmächte, den England zu bewachen hatte.

Nachdem der „große Mann" unschädlich gemacht war, forderte Rußland im Einvernehmen mit Ludwig XVIII., daß des Königs Rückkehr und Wiedereinsetzung nicht unter Bedingungen geschehen dürften, welche den Franzosen jene als nationales Unglück erscheinen lassen könnten. Dem französischen Lande sei lediglich eine Kriegssteuer aufzuerlegen.

Humboldt und Hardenberg forderten in Denkschriften Dünkirchen, Lille, Givet für Belgien, Metz und Straßburg für Deutschland, Nizza und Savoyen für Sardinien, das Fort L'Ecluse und das Dappental für die Schweiz. Bis Mitte September dauerte das Feilschen, und das Ergebnis war die Bestätigung des ersten Pariser Friedens, Abtretung zweier fester Plätze und des Herzogtums Bouillon an Belgien, von Saarlouis und Saarbrücken an Preußen, des linken Lauterufers mit Landau an Oesterreich zum Austausch gegen Tirol an Bayern, eines Teiles von Savoyen an Sardinien, zweier Forts an die Schweiz; ferner Zahlung von 700 Millionen Franken Kriegskosten und Besetzung von 17 Grenzfestungen durch nicht mehr als 150000 Mann verbündeter Truppen. Erst am 20. November wurde der Friede unterzeichnet. Er befriedigte nirgends. Das Nachspiel des Ganzen aber war auf Kaiser Alexanders Vorschlag die Heilige Allianz, die sich als nicht sehr haltbar erwiesen hat.

Digitized by Google

Zur Organisation der weiblichen Kriegskrankenpflege

Von

Geh. Sanitätsrat Prof. J. Schwalbe (Berlin)

Seit der Veröffentlichung meines Aufsatzes über die Organisation der weiblichen Kriegskrankenpflege im März-Heft dieser Zeitschrift sind einige dort beleuchtete Mängel abgestellt worden, und ich folge deshalb gern dem Wunsche eines Mitglieds des Zentralkomitees der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz, wenn ich hierüber und über einige weitere Aenderungen, die in der Ausbildung und Verwendung der Kriegskrankenpflegerinnen getroffen sind, kurz zusammenfassend berichte.

Hinsichtlich der Helferinnen vom Roten Kreuz macht sich in den neuen „Bestimmungen" die Tendenz geltend, sie grundsätzlich zum Personal der freiwilligen Krankenpflege hinzuzurechnen. Maßgeblich für diese Entschließung war die ausdrücklich in den neuen „Bestimmungen" anerkannte Tatsache, daß die Helferin „durch ihre bisherige Betätigung im Sanitätsdienst dieses Krieges in Ausbildung und Leistungen den auf sie gesetzten Erwartungen entsprochen und sich als brauchbares Glied der weiblichen Kriegskrankenpflege des Heimatsgebietes erwiesen hat". Gemäß dieser Würdigung ist vorgesehen, daß die Helferinnen bei Mangel von Hilfsschwestern in deren Stellen einrücken. Sie erhalten dann bis zur Beförderung zu Hilfsschwestern freie Unterkunft und Beköstigung. Im übrigen haben die Helferinnen nach wie vor ihre Arbeit ohne Entgelt zu leisten. Ihr Dienst ist so zu regeln, daß sie ihre Hauptmahlzeit zu Hause einnehmen können. Indes wird ihnen grundsätzlich gestattet, sich im Lazarett gegen Bezahlung beköstigen zu lassen. In besonderen Fällen wird Helferinnen auf ihren Antrag auch freie Beköstigung und nötigenfalls freie Unterkunft gewährt, und zwar wenn sie aus dienstlichen Gründen von auswärts herangezogen werden, wenn besondere Bedürftigkeit vorliegt (z. B. Kriegsnotstand), wenn sie in Seuchenlazaretten tätig sind, endlich wenn sie wegen großer Entfernung oder ungünstiger Verkehrsverbindungen zur Einnahme der Hauptmahlzeit dem Dienste auf unverhältnismäßig lange Zeit fernbleiben müßten. Schließlich kann diese Vergünstigung vom Chefarzt auch angeordnet werden, „sofern und solange sie aus dienstlichen Gründen unerläßlich ist". Damit ist ein von mir seinerzeit besonders gerügter Mißstand beseitigt.

Bei Nachweis von Bedürftigkeit kann den Helferinnen ferner unentgeltliche militärärztliche Behandlung, freie Verband- und Arzneimittel, eventuell auch unentgeltliche Lazarettbehandlung gewährt werden. Bei Urlaubsreisen haben die Helferinnen Anspruch auf Militärfahrkarten.

Staatliche Versorgung im Invaliditätsfalle steht den Helferinnen nicht zu. Dagegen ist für sie — was ich schon in meinem früheren Aufsatz kurz erwähnen konnte — auf Kosten des Roten Kreuzes und des Vaterländischen Frauenvereins

Digitized by Google

eine Kollektivunfallversicherung abgeschlossen, die außer Unfällen auch die Erkrankung an Infektionskrankheiten umschließt (für den Todesfall 200 Mark, für bleibende Invalidität eine Rente, die unter Zugrundelegung einer Versicherungssumme von 9000 Mark sich nach dem Grade der Invalidität und dem Alter der Versicherten richtet; bei vorübergehender Arbeitsunfähigkeit täglich 3 Mark).

Daß den erweiterten Rechten auch vermehrte Anforderungen entsprechen, erscheint billig. Die Verpflichtung der Helferinnen zur Dienstleistung ist grundsätzlich auf eine Mindestdauer von sechs Monaten ausgedehnt, erstreckt sich aber in der Regel auf die ganze Kriegszeit. Als Arbeitsbereich ist von vornherein nicht nur die Krankenpflege, sondern auch die Wohlfahrtspflege anzusehen. Helferinschülerinnen, die bei der theoretischen Ausbildung nach ihrer Persönlichkeit, Charaktereigenschaften, körperlicher Brauchbarkeit, Fleiß und Auffassungsvermögen nicht volle Aussicht für erfolgreiche Verwendung im Krankenpflegedienst bieten, sind zur praktischen Unterweisung nicht erst zuzulassen. Von den so ausgeschiedenen Schülerinnen können einzelne — bei besonderer Eignung — im Verwaltungs- und Wirtschaftsdienst der freiwilligen Krankenpflege oder bei Wohlfahrtsorganisationen Verwendung finden, selbstverständlich „ohne Anspruch auf Ernennung zur Helferin".

Die Kosten für ihren Unterhalt während der — unentgeltlichen — Ausbildung tragen die Helferinnen selbst; doch werden Beihilfen im Notfall von den ausbildenden Vereinen usw. geleistet.

Die Zugehörigkeit zu einem der anerkannten Vereine ist fortan Vorbedingung für die Zulassung der Helferinnen zur Pflege in Reservelazaretten.

Der Uebergang von Helferinnen zu Hilfsschwestern vom Roten Kreuz wird dadurch erleichtert, daß zur Beschleunigung der Ausbildung von Hilfsschwestern und zur Erleichterung der Auswahl der zuzulassenden Persönlichkeiten in erster Linie auf erprobte Helferinnen zurückgegriffen werden soll. Deren Ausbildungszeit wird dann auf die Hilfsschwesternlehrzeit mit sechs Wochen angerechnet. Die Beförderung von Helferinnen zu Hilfsschwestern darf aber seit dem 1. April nur auf Grund einer Hilfsschwesternprüfung stattfinden. Die Ausbildung der Hilfsschwesternschülerinnen dauert sechs Monate. Sie ist kostenfrei. Als erwünscht wird angesehen, daß die Schülerinnen in der Ausbildungsstätte wohnen und daß ihr Unterhalt entweder kostenfrei gewährt oder doch möglichst gering berechnet wird. Als Ausbildungsstellen kommen für die Hilfsschwestern (wie für die Helferinnen) nur in Betracht: staatliche Reservelazarette, Vereinslazarette vom Roten Kreuz, geeignete staatliche und kommunale Krankenanstalten und geeignete private Krankenanstalten und Sanatorien. Das Mindestalter für Schülerinnen (Hilfsschwestern wie Helferinnen) beträgt zwanzig Jahre, das Mindestalter für die Ablegung der Hilfsschwesternprüfung einundzwanzig Jahre. Die für jedes Reservelazarett vorgesehene Stellenzahl von acht besoldungsfähigen Vollschwestern auf hundert Kranke kann bei Mangel an ersteren auch durch Hilfsschwestern eingenommen werden; in diesem Falle

Digitized by Google

stehen ihnen die Gebührnisse der Vollschwestern zu, d. h. außer freier Unterkunft und Verpflegung noch monatlich 33,30 Mark.

Werden die Vollschwestern auf dem Kriegsschauplatz und in armierten Festungen verwandt, so haben sie neben diesen Gebührnissen noch Anspruch im Erkrankungsfall auf unentgeltliche ärztliche Behandlung usw., bei Invalidität auf eine Rente nach dem Militärversorgungsgesetz. Den zum Schwesternversorgungsfonds vom Roten Kreuz zugelassenen Schwestern steht im Invaliditätsfalle noch eine Zulagerente von jährlich 200 Mark zu.

Die ethischen Anforderungen, die an alle Mitglieder der weiblichen Kriegskrankenpflege nachdrücklich immer wieder gestellt werden, finden ihre schärfste Betonung bei den Vollschwestern: der Nachweis der fachtechnischen Leistungsfähigkeit darf niemals allein zur Erlangung der Stellung als Schwester vom Roten Kreuz genügen, vielmehr kann diese nur erworben werden durch Aufnahme in eine Schwesternschaft vom Roten Kreuz, welche die volle Verantwortung für die Persönlichkeit zu übernehmen hat. Daß man nach dieser Richtung unter dem Einfluß des gesteigerten Kriegsbedarfs zeitweilig etwas weniger streng verfahren ist und demgemäß unangenehme Erfahrungen gemacht hat, scheint der Erlaß vom 6. März zu beweisen, wonach in der Genesung begriffene Verwundete (Offiziere und Mannschaften) durch weibliches Pflegepersonal bei Ausgängen nicht mehr begleitet werden dürfen. (Im Hinblick auf die in meinem früheren Artikel beleuchtete Streitfrage „Helferin — Schwester" ist es bemerkenswert, daß das Begleitverbot zuerst nur für „junge Helferinnen" ausgesprochen, später aber auf das ganze weibliche Personal ausgedehnt worden ist.) Auch sonst sind über Charakterschwächen von Pflegerinnen Klagen erhoben worden, namentlich aus dem Etappengebiet. Anderseits sind mit der weiblichen Krankenpflege in den Lazaretten so gute Erfahrungen gewonnen, daß selbst ein strenger und kritischer Beobachter wie Geheimrat Körte ihr hohes Lob zuteil werden läßt. Wie er berichtet, waren in seinem Amtsbereich zweimal sogar in Feldlazaretten, wo Pflegerinnen grundsätzlich nicht verwandt werden dürfen, Schwestern eingestellt, welche eine überaus segensreiche Tätigkeit ausübten und sich durch die Schrecken des Krieges niemals beirren ließen. Zum mindesten in den stehenden Kriegslazaretten sollte erprobtes weibliches Pflegepersonal bestimmungsgemäß Verwendung finden.

Der Prüfung wert scheint mir u. a. auch die Frage, ob der bisherige Lehrgang für die Pflegerinnen, insbesondere für die Helferinnen, beizubehalten sei. Meiner Erfahrung nach wäre es zweckmäßiger, wenn die Ausbildung der Helferinnen — zwanzig theoretische Doppelstunden und (mindestens) vierwöchige praktische Unterweisung — zugunsten der letzteren verstärkt würde, d. h. wenn die Schülerinnen mehr Zeit auf den Unterricht am Krankenbett als auf die Erlernung von theoretischem Halbwissen verwenden würden.

Eine ähnliche Auffassung finde ich in einem vortrefflichen Aufsatz, in dem der berühmte Berner Chirurg Professor Kocher über seine in deutschen Lazaretten gewonnenen Eindrücke berichtet. Nach seiner allgemeinen Beobachtung kommen die Schülerinnen „nicht selten vollgepfropft mit Theorien und theoretischen

Digitized by Google

Kenntnissen in die Krankenpflege, kommen aber in Verlegenheit, wenn sie ein Zimmer richtig in Ordnung halten oder ein Bett so machen sollen, daß ein Kranker wohlgebettet darin liegen kann, oder wenn sie einem Leidenden die richtige Nahrung zubereiten oder reichen sollen". Das bei uns Deutschen mit Recht geltende Prinzip, eine genügende theoretische Bildung zur Grundlage der praktischen Schulung zu machen, überschreitet eben in der Krankenpflege wie auch auf manchen andern Gebieten nicht selten die zulässigen Grenzen.

Die Stellung Jesu zum Kriege

Von

Oberhofprediger D. Ernst Dryander

Die Frage nach der Stellung Jesu zum Kriege ist so häufig behandelt, daß es schwer möglich ist, etwas darüber zu sagen, was nicht jeder schon einmal ausgesprochen. Indessen nach Goethe ist „alles Gescheite schon einmal gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken". Dies namentlich dann, wenn es unablässig die Gemüter beschäftigt. Die Frage, schreibt mir ein Unteroffizier, bildet das unerschöpfliche Thema der Unterhaltung in den Schützengräben. Sie wird nicht nur unter den Pazifisten verhandelt. Sie bleibt auch in unzähligen frommen Menschenkindern der geheime Zwiespalt, über den ihr Denken nicht hinauskommt, und bei dem jedesmal ihr Christentum und ihr Patriotismus in Konflikt geraten. Sehr natürlich! Denn an sich kann man schwerlich herbere Gegensätze denken, als Christentum und Krieg. Das Christentum predigt die Liebe, der Krieg entfesselt den Haß. Das Christentum gebietet die Erhaltung des Lebens, der Krieg organisiert auf das Raffinierteste seine Zerstörung. Das Christentum will im Menschen das Gotteskind wecken, an dessen Dasein es glaubt, der Krieg entfaltet die Bestie in ihm. Entweder das Christentum macht restlos Front gegen den Krieg oder der Krieg wird das Christentum bis in die Wurzel vernichten.

Wäre diese landläufige Gegenüberstellung richtig, so könnte unsre Stellungnahme nicht zweifelhaft sein. Aber so einfach ist die Sache nicht. Die beiden Worte Christentum und Krieg enthalten nicht einen einfachen und unwidersprechlichen Gegensatz. Sie bieten ein überaus schwieriges Problem dar, das jedesmal aus einer gewissen theoretischen Beschaulichkeit in die volle Aktualität der erregten Geister hineintritt, wenn ein furchtbares Kriegswetter über die Völker ergeht oder im Ringen der Nationen um ihre Existenz jener Widerspruch in schroffster Gestalt in das Bewußtsein tritt. Tatsächlich hat das Christentum nicht vermocht, den Krieg auszurotten, vielmehr seinerseits die erbittertsten Kämpfe, die Religionskriege, entzündet. Das wäre unmöglich, wenn jener Gegensatz ohne

Digitized by Google

weiteres zu Recht bestände. Es wird unerläßlich sein, hierüber zu voller Klarheit zu gelangen.

Wie hat Jesus selbst, der Stifter des Christentums, das personifizierte Gewissen der Menschheit, über den Krieg gedacht?

Wir sind dabei merkwürdigerweise auf wenige Worte angewiesen. Fast könnte man zweifeln, ob die Frage des Krieges und seiner Vereinbarkeit mit seiner Lehre eingehender sein Nachdenken beschäftigt habe. Er nimmt anscheinend die Dinge, wie sie sind. Er exemplifiziert auf den König, der in den Krieg zieht. Er sieht in seinen Endreden Kriege und Kriegsgeschrei voraus. Er redet von der Zerstörung der heiligen Stadt. Aber er fordert nicht etwa, daß der römische Zenturio in Kapernaum seinen Dienst quittiere, wenn er sein Jünger werden wolle, so wenig als späterhin Petrus das dem Hauptmann Kornelius gegenüber getan hat.

Aber doch würde das schwerlich den Sinn Jesu erschöpfen. Er lebt in einem unruhigen und kriegerischen Volke; die Galiläer namentlich waren immer zum Aufstand geneigt. Als der Zwölfjährige zum ersten Male in Jerusalem, an der einen Seite des Tempelplatzes die Zinnen der römischen Zitadelle, der Arx Antonia, aufragen, mitten unter den Pilgerscharen Israels die Helme der römischen Tempelwache blitzen sieht, da werden ihm die Eltern zugeflüstert haben: Sieh da, den eigentlichen Feind unsres Volkes und unsres Glaubens — Rom! In dieser Anschauung wächst er auf. Schwerlich sind die gärenden Bewegungen im Volke, die Spannung der Pharisäer ihm verborgen geblieben. Er achtet so sorgsam auf die Zeichen der Zeit, wie einer, der aus Morgenröte und Abendröte das Wetter des kommenden Tages bestimmt. Er hat auch auf diese Zeichen geachtet. Und er hat seine Entscheidung getroffen, als die Stunde des öffentlichen Auftretens für ihn schlägt. Sie lautet: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Er hat mit der Politik der Völker und ihren verschlungenen Irrwegen sowenig etwas zu tun wie mit der Erbteilung zwischen den Brüdern, auf deren Bitte er die Erwiderung hat: Mensch, wer hat mich zum Erbschichter zwischen euch gesetzt!? — So entzieht er sich auch der aufwallenden Begeisterung der Galiläer, die einen Usurpator in ihm sehen. Selbst die öffentliche Annahme des Messiasnamens, den er doch tatsächlich beansprucht, lehnt er bis auf ein einziges Mal ab. Und noch vor dem Richtstuhl des Pilatus läßt er keinen Zweifel, daß das Reich, von dem er redet, nicht von dieser Welt sei, so daß seine Diener darob kämpfen würden.

So finden sich denn eigentlich kaum Worte aus seinem Munde, die auf die Kriegsfrage deuten.

Wohl spricht er gelegentlich aus, daß er „nicht gekommen sei, Frieden auf Erden zu bringen, sondern das Schwert". Aber der Zusammenhang Lukas 12 zeigt, daß hier von häuslichem Zwiespalt die Rede ist, den das Bekenntnis zu ihm mit sich bringen wird — wenngleich der Gedanke nahe genug liegt, daß, was den Kreis des Hauses spaltet, auch die Kreise der Völker sprengen und ihre Herzen in die Tiefe bewegen werde.

Digitized by Google

Auch noch ein andres Wort findet sich, nach dem das Himmelreich „Gewalt leide und die Gewalttätigen", die Stürmer, „es an sich reißen" — aber es redet nicht von äußerem Kriege, sondern zeichnet nur unter dem Bilde des Kampfes die Art, wie man sich des Himmelreiches bemächtigen solle.

Jedenfalls werden diese Aussprüche weit aufgewogen durch die starken Worte, die den Herrn als den Bringer des Friedens kennzeichnen. Mit voller Klarheit, der orientalischen Art prophetischer Darstellung folgend, nimmt er bei dem Einzuge in Jerusalem die messianische Würde und den israelitischen Königsgruß im Sinne des Friedensfürsten an, der nicht auf dem Kriegsroß, sondern auf dem friedlichen Maultier als „ein Gerechter und ein Helfer" in seine Stadt einzieht.

Vor allem — schlagen wir die Magna Charta seiner Verkündigung, die Bergpredigt, auf: Zu den Alten ist gesagt — — ich aber sage euch! Schon mit dem Bruder zürnen heißt töten! Nicht Auge um Auge, Zahn um Zahn heißt sein Jus talionis, sondern: nicht dem Uebel widerstreben, die rechte Backe dem bieten, der die Linke schlägt! — Bis hinan zur höchsten Stufe der Feindesliebe —, nicht: den Nächsten lieben und den Feind hassen! sondern: „Liebt eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel!"

So stehen die Worte da, kindlich schlicht und doch unermeßlich groß. Nicht etwa als ein neues Gesetz, das seine Anhänger, wie Mosis Jünger einst, in ihre Gebetsriemen knüpfen, an ihres Hauses Pforten schreiben sollten. Wie denn in der Tat eine Reihe christlicher Sekten, Quäker, Mennoniten u. a., aus der Vereinzelung dieser Gebote der Forderung entnahmen, Eid, Kriegsdienst und Rechtsweg abzulehnen. Hat doch auch schon in der alten Kirche Tertullian in der Schrift De corona militis die Stirn des Christen nur mit der Krone des Märtyrertums, nicht mit dem Lorbeer des Kriegers geschmückt sehen wollen. Der hier redet, hat doch mehr zu bringen als schärfere Gebote. Er richtet eine neue Lebensordnung auf Erden auf und pflanzt eine neue Gesinnung in die Menschenseelen hinein. Eben die großen ethischen Grundsätze und Grundforderungen dieser Gesinnung entfaltet er an den Beispielen der Bergrede. Nicht unter dem Schutze von Drohungen, sondern von Makarismen läßt er seine Worte ausgehen, die noch heute ihr letztes Ziel nicht erreicht haben. Gewiß aber ist — in dieser Welt, aus der und für die er redet, für die er lebt, die er aufrichtet, gibt es keinen Krieg, keinen Streit. — Wo die Gesinnungsgemeinschaft heiliger Liebe waltet, hört der Krieg von selbst auf.

Aber neben diese nach innen gewandte Seite dieser Gemeinschaft tritt eine andre, nach außen gekehrte. Das Reich, das Christus stiften will, tritt mit seiner Lebensordnung auch äußerlich in die Erscheinung. Es bildet einzelne Gemeinden, die auf Geheiß und im Namen seines Stifters zusammenkommen. Sie kennen sich untereinander am Bekenntnis und an der Uebung jener Gesinnung. Aber sie müssen sich auch gegen eine arge und feindselige Welt schützen. Christus selbst gibt dazu die Anweisung in einer Stufenfolge von Zuchtmaßregeln bis zur schärfsten des Ausschlusses: „Halte ihn für einen Heiden und Zöllner"

Digitized by Google

(Matth. 18). Solange das Gottesreich die Welt nicht überwunden hat — wann wird das geschehen? —, bedarf es in dieser Welt eines Schutzes. Es muß das Recht in Anspruch nehmen, das ihm diesen Schutz gewährt.

Denn es bedarf keines Beweises, daß Jesus seine großen Worte und Forderungen nicht auch ohne weiteres auf die Glieder einer gewalttätigen Welt angewandt wissen will. „Wenn das die Meinung wäre," sagt Luther in der Auslegung der Bergpredigt, „daß man zum Schläger sagen müsse: „Siehe, hier hast du diesen Backen auch; schlage mich zum andern Male ..., so muß man alles, zuletzt auch Haus und Hof, Weib und Kind hinnach werfen, und würde ein seltsam Wesen werden, und zuletzt kein Regiment bestehen bleiben." Wohl gab es und gibt es besondere Umstände, die dem Jünger des sanftmütigen Meisters anstatt des Widerstrebens das schweigende Dulden zur Pflicht machen. Ueberwältigender als alle Scheltworte würde ein sich selbst überwindender Petrus das zürnende Donnerskind Johannes niederzwingen. In solchem Falle kann auch noch heute die wörtliche Anwendung des Jesusspruchs zur Pflicht werden. Als Regel für alle würde er nicht nur zur Absurdität führen. Er würde auch eine neue, freilich sinnlose Rechtsforderung aufstellen und damit den Boden verlassen, auf den Jesus sich stellt. Denn seine symbolische Rede weist eben darauf hin, wie für seine Jünger das eigentlich Bestimmende nicht das äußerliche Rechtsgesetz sein soll, sondern die innerliche Gesinnung der Liebe, die noch andre Wege zur Ueberwindung des Bösen zu finden vermag als den der Wiedervergeltung. Aber selbst innerhalb dieser Liebe bleibt es dabei, daß kraft eines immanenten Gesetzes das verletzte Recht auf den Rechtsbrecher strafend oder beschämend zurückschnellt. Christus selbst deutet es an mit seinem verteidigenden Wort an den Knecht des Hohenpriesters: „Habe ich unrecht geredet, so beweise es; habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich?" Keine Gemeinschaft, auch kein Staat kann bestehen ohne diese Wahrung des Rechts. „Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst," sagt Paulus im Sinne seines Meisters. Gerechtigkeit und Liebe sind nicht widereinander, sondern füreinander. Auf ihrer Durchdringung ruht die Wohlfahrt der einzelnen wie der Staaten.

Bleibt aber das Recht der Verteidigung, dann bleibt es selbstredend auch da, wo die Obrigkeit mit ihrem „Schwertsamt", mit Luther zu reden, nicht in Tätigkeit treten kann. Sowenig mein Leben mir selbst gehört, sowenig jedem bösen Buben, der die Hand danach ausstreckt. So begründet sich der Begriff der Notwehr. In der Notwehr brauchen wir, mit dem Ethiker Harleß zu reden, „das Recht; um der Not willen von den geordneten Vollstreckern des Rechts Umgang zu nehmen und selbst Vollstrecker des Rechts zu sein. Geht dabei ein Menschenleben verloren, so geschieht es in Ausübung der Pflicht, sofern das Leben verloren geht, das schon von Rechts wegen verwirkt ist durch das Attentat seines Eigners auf die sittliche Ordnung der Dinge".

Allerdings ergibt sich nun bei dem Gebrauch dieses Notrechts ein wesentlicher Unterschied zwischen dem lediglich an die Autorität seines eignen Gewissens gebundenen Rechte des einzelnen und der Pflicht der Gesamtheit. Auch Jesus

Digitized by Google

hat an andrer Stelle von seinem Verteidigungsrecht keinen Gebrauch gemacht und dem Petrus das gezogene Schwert wieder in die Scheide zurückgestoßen. Nicht, um damit, wie Tertullian sagt, „alle zu entwaffnen", sondern weil ihm ein besonderer und nur ihm eigentümlicher Beruf zugewiesen ist, der nämlich des Messias Israels, ein Beruf, den er nicht mit äußeren Machtmitteln, sondern mit der innerlich überwindenden Macht seiner gekreuzigten Liebe ausrichten soll. Zu allen Zeiten sind unter gegebenen Verhältnissen als persönliche Fortsetzer seines Werkes auch seine Jünger seinem Beispiele gefolgt. Auch wo es nicht um das höchste Gut des Lebens selbst sich handelt, bleibt die Frage, inwieweit einer auf sein Recht verzichten und Unrecht leiden will, lediglich seinem Gewissen überlassen, dessen Entscheidung über der des formalen Rechts steht. „Wer beiden nicht helfen kann," sagt Luther, „der enthelfe dem Recht und helfe dem Gewissen."

Anders aber steht es auf dem Gebiet der Gemeinschaft. Ihr steht dieses Recht nicht zu. Jeder Rechtsverband hat die Pflicht, die Rechte derer zu wahren, die sich seinem Schutze anvertraut haben, und kann nicht um des Gewissens oder der Barmherzigkeit willen von der Verfolgung dieses Rechtes Umgang nehmen. Der Staat vor allem, die höchste und umfassendste Gemeinschaft zur fortschreitenden Realisierung des Rechts im umfassendsten Sinne, hat die Aufgabe, „das Recht zu schützen und das Unrecht zu kränken", wie seinerzeit der erste hohenzollernsche Markgraf sagte, wenn er nicht sich selbst aufgeben will. Mit Recht hat Johannes Müller in einer schönen Abhandlung über den „Krieg als Schicksal" ausgeführt, daß auch der Friedensstand der Staaten nur durch ein beständiges sorgsames Abwägen ihrer Rechte und Interessen und bei der dauernden und unvermeidlichen Kollision beider nur in fortwährender Spannung und Entladung aufrecht erhalten werden könne. Er stellt somit im Grunde einen latenten Kriegszustand dar, der um so schärfer sich geltend machen wird, je härter und unvereinbarer die beiderseitigen Interessen zusammenstoßen. Wir wissen von diesem latenten Kriegszustand zu reden, der nach Bismarcks bekanntem Ausspruch für ein Volk schwerer zu tragen ist als ein offener Krieg. Tritt letzterer ein, so ist er eben, nach dem viel zitierten Clausewitzschen Worte, eine Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln, das Heraustreten des latenten Prozesses an das Tageslicht der Oeffentlichkeit. Der Staat aber muß zur Aufrechterhaltung seines eigenen Wesens diesen „Völkerprozeß" mit dem Schwerte führen, weil keine andre Instanz da ist, die den Sieg des Rechts über das Unrecht verbürgt. Der Krieg ist für ihn nichts andres als die in Ermangelung eines andern Rechtssprechers ihm aufgenötigte Notwehr eines ganzen Volkes!

Die aufgenötigte Notwehr! Ein Raubzug zum Zwecke der Eroberung oder zur Befriedigung gewisser Volksinstinkte ist überhaupt nicht zu rechtfertigen und würde im Zusammenhange mit dem Gedanken der Notwehr ganz andre Vergleiche nahelegen, als sie hier gebraucht werden sollen. Wir geben dabei zu, daß unter den komplizierten Verhältnissen der Gegenwart auch der Verteidigungs-

Digitized by Google

krieg in Formen ausbrechen kann, die es dem einzelnen schwer, wenn nicht unmöglich machen, zu einem klaren sittlichen Urteil zu gelangen, und die ihn zwingen, das letzte Steinchen, das in die Wagschale geworfen wird, der furchtbaren Verantwortung der Berufenen zu überlassen. Es ist auch selbstverständlich zu scheiden, wie unzähligemal ausgeführt, zwischen den Ursachen und der Veranlassung eines Kriegs, und für letztere kann der Hieb die beste Verteidigung sein. Nicht die an sich vielleicht geringfügige Rechtsverletzung trägt den Zwang zum Kriege in sich, wohl aber die wohl vorbereitete, prinzipielle Versagung der Möglichkeiten, die einem Staate zur Entfaltung seiner Gaben, zur Lösung der ihm gestellten Aufgaben, zur Wahrung seiner Ehre, mit einem Worte Stahls zu reden, zur Ausführung seines „göttlichen Berufes" unentbehrlich sind. Immer wird es ein Krieg sein müssen, der als ein sittlich notwendiger Zwang von einem ganzen Volke empfunden wird und hierin zwar nicht eine unbedingte, aber doch starke Bürgschaft des Rechts in sich trägt — ein Krieg zudem, für dessen Führung die zum Volksheer umgewandelte Nation selbst sich erhebt, um pro aris et focis zu kämpfen. Eben diese allgemeine Wehrpflicht aller, aus der man den albernen Vorwurf des Militarismus begründet hat, ist die stärkste Sicherung gegen willkürliche Kriege. Das bezahlte Söldnerheer ist nicht nur eine politische Rückständigkeit gegenüber der modernen Staatsanschauung, sondern auch im Widerspruch mit jeder sittlichen Würdigung des Krieges und darum in sich selbst unsittlich. Zeigt doch auch Englands Geschichte deutlich genug, daß es lediglich dieser seiner Soldtruppe die Möglichkeit der Kette von Raubkriegen verdankt, mit denen es seine Weltmacht begründet und indirekt das gegenwärtige Völkerringen vorbereitet hat.

Und nun unser Krieg!? Immer wieder fassen wir uns an den Kopf, um eine Antwort auf die Frage zu finden, was denn eigentlich die ganze Welt wider uns in die Waffen ruft. Es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen. Aber wir dürfen nur dankbar sein, daß von einer Enthüllung zur andern, von einem Zugeständnis zum andern, mit unfreiwilliger Widerlegung ihrer eignen Aufstellungen unsre Gegner uns nicht den geringsten Zweifel darüber übrig gelassen haben, daß der uns aufgezwungene Krieg für uns die Verteidigung unsrer edelsten Güter, unsrer nationalen Existenz bedeutet. Selten wird in der Geschichte so einwandfrei sich beweisen lassen, wie Eroberungslust den Krieg wollte, die Rachsucht ihn vorbereiten half, der Konkurrenzneid die günstige Stunde zur Vernichtung des Nebenbuhlers ergriff, die Begehrlichkeit soviel als möglich zu erpressen, auch den Treubruch nicht scheute. Nicht erst die Archive der Geschichte, die Gegenwart liefert vollgültigen Beweis. Ließe er noch Lücken, so würde sie ausgefüllt durch eine Macht der Lüge, wie sie schwerlich jemals vorkam, die wie eine unheimliche Schlange mit ihren Windungen uns erstickt, durch einen Pesthauch von Verleumdung, der unsre Ehre, unsern guten Namen, unsre Kultur, kurz alles, was man zuvor an uns gelobt hat, in den Schmutz zieht. Nicht wir werden die Narben tragen. Aber unsre Feinde werden einst erfahren, daß auch von dieser Lüge Iphigenies Wort gilt:

Digitized by Google

„Sie kehrt, ein losgedrückter Pfeil, von einem Gott
Gewendet und versagend sich zurück und trifft den Schützen."

Ist aber in diesem Sinne der Krieg ein Akt der Notwehr, so ist er nicht nur sittlich *berechtigt*, sondern er ist eine *Pflicht*. Nicht nur nach innen übt der Staat pflichtmäßig seine Strafgewalt aus, sondern selbstverständlich auch nach außen. „Und diesem Kriegs- und Schwertsamt," sagt Luther, „muß man nicht mit sentimentalen, sondern mit männlichen Augen zusehen." Ich brauche nur anzudeuten, daß im Sinne Christi dieses Amt nur geführt werden kann nach den Gesetzen der Barmherzigkeit. Keiner kann schmerzlicher als wir empfinden, wenn das schmachvolle Verhalten der Gegner uns zu schweren und harten Gegenmaßregeln zwang. Sowenig dabei Ausnahmen in Abrede gestellt werden mögen — ich freue mich, daß dieser Tage wieder ein viel herumgekommener und völlig zuverlässiger Ordonnanzoffizier mir erklärt hat, er entsinne sich nicht, an der Front irgendeine Roheit unsrer Soldaten wahrgenommen zu haben. Ich deute ebenso nur an die selbstverständliche Pflicht der Schonung aller Kulturwerte, der Pflege der Verwundeten, Kranken, Gefangenen. Der Krieg selbst bleibt uns trotz alles dessen eine harte und schwere, aber dennoch eine *Pflicht* und als solche ein heiliges und erhabenes Tun, das erhabenste, dessen ein Volk als Ganzes fähig ist.

Gleichwohl aber bleibt hier noch ein ungelöster Rest, der weder in der Formel von der Notwehr im großen noch in irgendeiner andern ähnlichen völlig aufgeht, ein irrationaler Punkt, über den wir nicht zu voller Befriedigung gelangen.

Liegen sie denn nicht wie eine furchtbare, entsetzliche Anklage vor uns, diese blutgetränkten Schlachtfelder, diese von Winterschnee verhüllten Leichen, diese Lazarette voll stöhnender Menschen, das unwiederbringlich zerstörte Lebensglück, die Vernichtung unersetzlicher Seelenwerte? Mögen wir immerhin uns *vorstellen*, daß der Soldat, der Feldherr aus jenen idealen Gesichtspunkten heraus den Krieg führe mit einem Herzen voll Mitleid und voll Liebe, etwa wie der Richter in tiefstem Mitleid den Schuldigen der Strafe überliefert. Etwas von dieser Weihe lag auf den ersten Kriegswochen. Fordern wir vom Christen, der in den Krieg zieht, daß er mitten im Kampfe innerlich sich vom Haß befreie, die Barmherzigkeit übe, den Streit nicht um des Krieges, sondern um des Friedens willen führe. Halten wir ihm Luthers Wort vor, daß er „ein Gotteswerk", ja ein „Werk der Liebe" tue und „einen kleinern Unfrieden anhebe, um einem großen und unermeßlichen Unglück zu wehren". In Wirklichkeit bleibt es dabei — und unzählige Zeugnisse aus der Front bestätigen die Beobachtung —, daß das zartere Gewissen schwer über den inneren Widerspruch hinauskommt zwischen dem kategorischen Imperativ: Du sollst nicht töten! und der Tatsache: Du hast getötet, diesen ahnungslosen Menschen, getötet in den grausamen Formen des Nahkampfes! Das feinere Gewissen kommt nicht hinaus über die furchtbare Tatsache, daß die zu einem heiligen Wettstreit der Arbeit, der Kultur, der gegenseitigen Förderung und der Liebe aufeinander an-

Digitized by Google

gewiesene Menschheit in einem Hasse zertrennt ist, der zu wahrhaft diabolischer Grausamkeit, zu sinnlosester Raserei der Vernichtung, zu hirnverbrannter Verleumdung geführt hat. Und wo dieser Zwiespalt nicht empfunden wird, wie oft nur deshalb, weil unausbleiblich der Krieg ein gewisses Maß von Verwilderung entfesselt, der auch der ernste Mann sich nur unter der dauernden Zucht seines Willens entzieht, geschweige denn die braunen und schwarzen Halbbarbaren, die die christlichen Träger der Kultur in England und Frankreich wider uns bewaffnet haben und deren zynische Grausamkeit sie mit Behagen anerkennen. Ein *pflichtmäßiges* Tun aber, das doch mit unbedingter Notwendigkeit in solche Greuel der Sünde hineinführt, bildet eben ein im Sinne christlicher Weltanschauung noch ungelöstes Problem, das noch einer völligeren Klärung harrt.

Wie ist sie zu finden? — Fragen wir auch hier nach der Stellung Jesu, um an ihr die unsrige zu orientieren, so unterliegt es nach den großen eschatologischen Reden des Herrn bei Matthäus (Kap. 24), man mag im einzelnen über sie denken, wie man will, keinem Zweifel, daß Jesus „Krieg und Kriegsgeschrei", von dem er redet, als Anzeichen der bevorstehenden Endentscheidung und damit als ein göttliches Gericht betrachtet hat. So hat auch der Apokalyptiker (6, 8) ihn verstanden. Unter den Gottesgeißeln, deren furchtbare Schläge die Menschheit treffen, ist der vierte der Reiter auf dem gelben Pferde, „und der darauf saß, der hieß Tod, und der Höllengott folgte ihm, und es ward ihnen gegeben Macht über das Viertel der Erde zu töten mit dem Schwert und mit Hunger und Sterben". Mit genialster Künstlerkraft hat Cornelius sein Bild gezeichnet. Der Krieg ist die furchtbarste Gottesgeißel der Menschheit. Er bricht aus wie ein Naturereignis, wie Erdbeben oder Gewitter. Aus der Wolke, „groß wie eines Mannes Hand", entwickelt sich plötzlich das Unwetter, das zermalmend auf das große Völkergefilde niedersaust. Eben die ungeahnte Schnelligkeit, mit der es ausbricht, die grauenvolle Wucht, mit der es alles andre zermalmt, weckt am lebhaftesten die Empfindung, unter einer gewaltigen und unentrinnbaren überirdischen Macht zu stehen. Nicht von uns hängt es ab, ob wir den Sturm haben wollen, wir erleiden ihn. Wir können nur wie die zitternden Gräser unter seiner Macht uns beugen. Es gehört aber zu den ethischen Aufgaben dieser wunderbaren und gewaltigen Zeit, daß wir sie nicht nur als ein „elementares Naturereignis" durchleben, sondern in ihr wieder unmittelbar zu dem „religiösen Erlebnis" gelangen, kraft dessen wir das majestätische und heilige Walten eines unsichtbaren Gottes innewerden, dessen allmächtiger Fuß durch die Geschichte der Völker hindurchschreitet, wie er sonst leise durch die Welt unsres Hauses hindurchrauschte. Insofern hat Moltke recht, daß der Krieg ein Element der göttlichen Weltordnung sei. Gott nimmt auch das Furchtbare, Nichtseinsollende in seine Weltordnung auf, um dadurch *seine* Zwecke zu erreichen. Aus dem wüsten Getriebe menschlicher Leidenschaft dreht er die Fäden, aus denen er seine Geißel flicht, und macht in der wunderbaren Nemesis der Geschichte die Sünde, die Menschen begingen, zum Instrument, mit dem sie gestraft werden. Es ist kein schlechtes Zeichen für unser Volk, daß

Digitized by Google

diese Empfindung heute weite Kreise beherrscht. Es lassen doch merkwürdig wenig Spötter jetzt ihre Stimme laut werden.

Aber dieses Gottesgericht trifft nicht die einzelnen, sondern zunächst die Völker. Die einzelnen — wir erleben das täglich — haben leider noch recht viele Möglichkeiten, wenigstens relativ von diesem Verhängnis sich zu befreien und in der allgemeinen Not sich tunlichst behaglich einzurichten. Auch jenes ist ein klar ausgesprochener Gedanke Jesu. Er weist auf die Gewalttat des Pilatus hin, der während des Opfers im Tempel Galiläer hatte überfallen und morden lassen: „Meint ihr, daß diese Galiläer Sünder vor allen Galiläern gewesen seien, dieweil sie das erlitten haben? (Lukas 13.) Ich sage: nein, sondern so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle also umkommen." Und er fügt dem als zweites Beispiel den Hinweis auf den bekannten Unglücksfall in Jerusalem hinzu von den Achtzehn, auf die der Turm von Siloha fiel: „So ihr euch nicht bessert, werdet ihr auch alle also umkommen." Die relative Unschuld des einzelnen wird aufgewogen durch die Gesamtschuld, an der alle teilnehmen. Wenn wir so oft unter dem schmerzvollen Eindruck stehen, daß wir die Edelsten, Reinsten, Besten opfern müssen — der Herr sieht bei der Ankündigung der Zerstörung Jerusalems die Schuld aller darin, „daß du nicht erkannt hast die Zeit darinnen du heimgesucht bist". Ohne Zweifel gehört der Glaube an die Gerechtigkeit des in der Geschichte waltenden Gottes, die unerschütterliche Ueberzeugung: Recht muß doch Recht bleiben! zu den sichersten Kennzeichen für die sittliche Gesundheit der Völker. Wir stehen auf diesem Glauben wider die Welt. Aber wir haben deshalb keinen Vorsprung im Schuldkonto Gottes vor unsern Gegnern. Wir haben auf kein mittelalterliches Gottesurteil zu rechnen. „Gottes Gerichte sind unbegreiflich," schreibt Paulus am Schlusse seiner Theodicee Römer 11. Auch für uns bleibt der Krieg eine Gottesgeißel und ein Gericht.

Aber gerade aus diesem Gesichtspunkte erwächst uns der lichte Glanz, der über die Zukunft sich breitet. Gottes Gerichte sind nie zum Tode, sondern zum Leben. Wenn der Sturm über die Tenne fegt, fliegt die leichte Spreu davon, aber das Korn bleibt. Der milde Föhnhauch, der die zerstörende Lawine löst, weckt auch den Frühling. Aus dem Schmelztiegel des Krieges soll ein geläutertes und gereinigtes Volk hervorgehen. So wird wieder und wieder der Krieg nach der göttlichen Weltordnung „zum regulierenden Faktor im Getriebe der Weltgeschichte". Und hier darf wohl noch einmal mit dem großen Schweiger darauf hingewiesen werden, wie die edelsten Tugenden Mut, Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit sich im Kriege entfalten. Es ist, auch wenn sie zunächst nur als pädagogisches Mittel angewendet wird, etwas Gewaltiges um jene eiserne Disziplin, mit der der einzelne unbedingt nur als Glied des Ganzen sich weiß und fühlt, um diese „heroische Stellung zum Leben und zum Tode, die entschlossen ist, das Leben einzusetzen, um das Leben zu gewinnen". Alle die weibischen Gestalten, deren ausgehöhltes und blasiertes Gesicht den Genuß als ihren Lebenszweck predigt, sinken zusammen vor dem stillen Heldentum im Kämpfen wie im Leiden, mit oder ohne Eisernes Kreuz, dem Heldentum der pflegenden wie der trauernden

Digitized by Google

Liebe. Wie nahe strebt das alles hinan zu dem tiefsten Gedanken des Evangeliums, zu dem Geheimnis der erlösenden Liebe, die das Jesuswort enthält: „Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren; wer es aber verliert um meinetwillen, der wird es finden!“ Wir sprechen mit Freude und Stolz es aus, daß das Kapital, das von solchen Kräften in unserm Volke vorhanden war, sich größer gezeigt hat, als irgendeiner von uns auch nur ahnte.

Ob das heimkehrende Heer, ob das im Frieden sich selbst wiederfindende Volk diese Eindrücke bewahren und vertiefen wird? So brennend wir es wünschen, wer wagt zu prophezeien? Aber der 100. Geburtstag unsers großen Reichskanzlers, der so manches gewaltige Wort des Recken uns wieder lebendig gemacht hat, mahnt uns an sein Geständnis, wie nur der unerschütterliche Glaube, daß Gott mit dem deutschen Volke noch Großes vorhabe, der Grund sei, warum er das Diplomatengewerbe nicht an den Nagel hänge, oder warum er überhaupt es übernommen habe. Er würde uns heute dieselbe Zuversicht einprägen. Es wird weniges in unserm öffentlichen Leben geben, für das wir nicht aus diesem Kriege zu lernen hätten. Mir liegt hier die Betonung des Zentralen am nächsten, daß unser Volk aus den Kräften des Evangeliums in Christo erneuert, ein neues und tieferes Verhältnis zum Christentum und damit eine sittliche Kraft finden möge, die es in allen Kämpfen der kommenden Zeit siegreich machen wird. Ob es um nationale, soziale, persönliche Aufgaben sich handelt — keine kann dieser Geistestaufe entbehren.

Einen Wunsch aber vermag ich dabei nicht zu unterdrücken: möchte dieses neu erwachende religiös-christliche Leben *kirchlicher* werden. Die Landeskirchen haben, ohne damit irgendeiner der andern Kirchengemeinschaften zu nahe treten zu wollen, sich in dieser Zeit als das Gefäß erwiesen, das wohl imstande war, die religiöse Bewegung der Zeit aufzunehmen und zu gestalten. Um so mehr bedürfen sie in dieser Zeit des festen Zusammenschlusses aller, um in lebendigem geschichtlichen Zusammenhange mit den Bewegungen, aus denen sie einst hervorgingen, und doch frei und weit im Tragen auch verschiedenartiger Anschauung, an den nationalen Aufgaben, die ihnen gestellt sind, mitzuarbeiten. So wertvolle Anregungen der vielgestaltige religiöse Individualismus der Zeit geben mag, er wird doch nur einzelne erreichen und vom Strom der Zeit verschlungen werden; die Kirche aber bleibt, und ihr Anteil an der Weihe und Heiligung, der Erziehung und Hebung des gesamten Volkslebens wird in absehbarer Zeit durch keine andre Macht des Wissens und der Bildung ersetzt werden.

Aber indem sie so zum Sauerteige des nationalen Lebens wird, muß sie zu gleicher Zeit den Weltberuf wahren, den sie in sich trägt. Die Landeskirche ist doch nur *eine* Form der Kirche aller Zeiten, auch aller Orten. Wir erwarten von ihr eine Belebung des Missionsgedankens, und alle Schmach, die namentlich England der christlichen Mission angetan hat, soll nicht verhindern, daß eine neue Periode der Missionsarbeit anhebt, die auch die Welt des Islam mit umfaßt.

Wir erwarten endlich von unsrer Kirche auch, daß sie an ihrem Teile die unermeßliche Aufgabe der Versöhnung und Wiedervereinigung der getrennten

Digitized by Google

Völker zu gemeinsamer Kulturarbeit lösen helfe. Man weist wohl darauf hin, daß das besser durch Handel und Industrie und den durch sie gegebenen Austausch der Gaben und Kräfte geschehe. Ich stelle die Bedeutung beider nicht in Abrede. Aber auch Handel und Industrie, die auf Berechnungen der Selbstsucht und der Konkurrenz sich aufbauen, bedürfen einer Macht, die sie mit tieferem Gehalte füllt. Diese Macht ist in erster Linie die Kirche als die Gemeinschaft der fortschreitenden Realisierung der Liebe, des Wohlwollens, mit einem Wort, der Erlösung. Zunächst aber ist sie berufen zu einer innerlichen Ueberwindung des Hasses, der heute die Völker scheidet. Er gehört zu dem Entsetzlichsten, was uns aus dem Kriege zurückbleiben wird. Er zerstört alle zarteren und feineren Beziehungen, die Kultur und Wissenschaft, Freundschaft und Verwandtschaft gestiftet haben. Er ist, wie der Ethiker Rothe mit Recht sagt, die Grundsünde im gegenseitigen Verhältnis der Nationen. Er vergiftet die Seelen und macht sie unfähig zu allem, was ein neues Verhältnis heraufführen kann. Hier liegt für uns eine Aufgabe vor, heroischer als die äußere Niederzwingung der Gegner. Erkennen wir neidlos die Gaben andrer an, ohne die eignen gering zu achten und treten wir an die Spitze der neuen Geschichtsperiode, die eine neue und höhere christlich geweihte Kultur anhebt. Aber tun wir es bei allem Bewußtsein des eignen Werts, der uns aufging, mit dem Entschluß, nicht nur das namenlose Leid, das uns angetan ward, sondern auch die Flut der Schande, mit der wir übergossen wurden, zu vergessen und so eines neuen Morgens zu warten.

Graf Alois Károlyi

Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie

Von

Freiherr v. Hengelmüller

(Fortsetzung)

Entschieden unfreundlich war die Haltung Englands. Dessen Spezialgesandter, Lord Wodehouse, kam Anfang Dezember auf der Reise nach Kopenhagen nach Berlin, um sich hier über die Stellung und Absichten der beiden deutschen Vormächte zu unterrichten. Ueber die ihm gegenüber zu haltende Sprache führten Bismarck und Károlyi einen regen Meinungsaustausch, dessen Resultat in einem von beiden paraphierten Memorandum niedergelegt wurde. Danach bestünden Oesterreich und Preußen auf der Ausführung der Verpflichtungen von 1851/52, so daß, abgesehen von Holsteins Bundesverhältnis, Schleswig mit Dänemark in keine engere Verbindung gebracht werden solle als Holstein. Die Novemberverfassung sei eine Verletzung jener Verpflichtungen, und die beiden Mächte verlangten daher, daß dieselbe vor Januar für Schleswig

Digitized by Google

außer Kraft gesetzt werde und Dänemark ihnen sodann Vorschläge über die Art der Ausführung seiner Verpflichtungen machen solle.

Die Sprache, die Lord Wodehouse in Berlin führte, war nicht nur dem deutschen Standpunkt überhaupt, sondern auch der sehr gemäßigten Haltung der beiden Vormächte entschieden ungünstig. Manches war hierbei wohl seinen individuellen Anschauungen zuzuschreiben, aber im wesentlichen war seine Sprache ein getreuer Reflex der öffentlichen Meinung und der Stimmung des Kabinetts in England. Wodehouse beklagte insbesondere zwei Punkte, einmal den von uns und Preußen vorangestellten Zusammenhang der 1851/52er Vereinbarungen mit dem Londoner Vertrage und dann den Nichtempfang des Kommodore von Irminghen, welcher mit der Notifikation des Thronwechsels nach Wien und Berlin geschickt worden war. Bezüglich des ersteren Punktes ging er so weit, unsre Interpretation als eine nicht im guten Glauben aufgestellte zu bezeichnen. Zu Károlyi sagte er offen, wie sein schließlicher Eindruck dahin ginge, daß Deutschland durch sein Festhalten an der seit elf Jahren bestrittenen Interpretation zu erkennen gebe, daß es den Krieg wolle. Es war daher wenig Hoffnung vorhanden, daß er in Kopenhagen mit Nachdruck auf Mäßigung und Entgegenkommen wirken werde.

Frankreich ging in seiner Parteilichkeit für Dänemark lange nicht so weit wie England, immerhin war seine Haltung unklar und geeignet, Besorgnis zu erregen. In Wien wie in Berlin rechnete man damit, daß Kaiser Napoleon III. sich mit Plänen für eine weitere Umgestaltung der europäischen Landkarte trage und die dänische Frage ihm eine Handhabe zu deren Verwirklichung bieten könnte. Bismarck hatte Károlyi einen Bericht des Grafen von der Goltz aus Paris mitgeteilt, wonach der Kaiser für das nächste Frühjahr eine größere kriegerische Aktion braue. Wo und gegen wen? erscheine noch unbestimmt, eventuell dürfte er die Hebel in Galizien oder Ungarn einsetzen.

Vorläufig schlug noch die Kongreßfrage ihre Wellen. England hatte den Vorschlag Kaiser Napoleons Ende November abgelehnt, und vierzehn Tage später hatte Oesterreich das gleiche getan. Zufälligerweise hatte sich unsre Ablehnung mit einem neuen Vorschlage des Franzosenkaisers gekreuzt, welcher nach der englischen Weigerung den Zusammentritt eines engeren Kongresses der Kontinentalmächte zum Gegenstande hatte und nun die beiden Kabinette von Wien und Berlin einigermaßen in Verlegenheit setzte. Beiderseits war man darüber einig, daß ein Kongreß ohne England untunlich sei, in Wien hegte man überdies die schwersten Bedenken gegen einen Kongreß ohne bestimmtes Programm. Anderseits wünschten Rechberg wie Bismarck die Eigenliebe Kaiser Napoleons zu schonen und die Gefahr zu vermeiden, ihn durch eine sofortige neue Ablehnung auf die Seite Englands zu drängen.

In der Sache neigte Bismarck zur Ablehnung, wünschte aber zu temporisieren und sich mit uns zu verständigen. Dieser Wunsch wurde in Wien voll geteilt. Rechberg hatte Károlyi in einem vertraulichen Erlasse über unsre Auffassung in Kenntnis gesetzt, ihm den bezüglichen Depeschenwechsel mit Metternich

Digitized by Google

mitgeteilt und zum Schlusse hervorgehoben, daß die Ablehnung des kontinentalen Kongresses nicht der einzige Punkt wäre, über welchen wir ein praktisches Einvernehmen mit Preußen wünschten. Herr Drouyn de l'Huys habe den Fürsten Metternich durchblicken lassen, wie Frankreich von uns erwarte, daß wir einem Kongreß in Paris, der speziell die deutsch-dänische Frage behandeln solle, nicht entgegen sein würden, damit es der französischen Regierung wenigstens nicht ganz an der gehofften Genugtuung fehle. Da nun der Augenblick, wo der Deutsche Bund seine Forderungen wegen Schleswig geltend zu machen und sein Verhältnis zum Londoner Vertrage festzustellen haben wird, nicht mehr ferne sei, so erscheine eine europäische Intervention, welche die deutschen Mächte, solange es sich nur um Bundesexekutionen gegen Holstein handelte, in keiner Form zulassen durften, als eine im Prinzip nicht auszuschließende Eventualität.

Diese Anregung, welche den Keim der später zustande gekommenen Londoner Konferenz enthielt, entsprach ganz dem Gedankengange Bismarcks. Er erklärte Károlyi, wie auch er der französischen Eigenliebe nach dem Fiasko des Kongreßvorschlages eine Konzession zu machen wünsche, und die dänische Frage die einzige wäre, welche sich hierzu eigne. Die definitive Zustimmung hinge jedoch von England ab, und er habe bereits in London telegraphisch anfragen lassen, ob das englische Kabinett die Hand zu gemeinschaftlichen Konferenzen in der deutsch-dänischen Frage bieten wolle. Gleichzeitig ließ er durch Werther unter nochmaliger Hervorhebung der ihn leitenden Gesichtspunkte an Rechberg die Anfrage richten, ob dieser mit einer Pariser Ministerkonferenz unter Englands Beteiligung einverstanden sei, und versicherte hierbei, daß Preußen sich von Oesterreich nicht trennen wolle.

Rechberg erwiderte hierauf, daß er im Grunde nur das bereits vorhandene Einverständnis der beiden Kabinette konstatieren könne, und daß Metternich und Goltz ermächtigt werden sollten, die Zustimmung ihrer Höfe zur Konferenz in Aussicht zu stellen. Gleichzeitig ging er aber einen Schritt weiter, indem er auf die Notwendigkeit hinwies, die schleswigsche Frage nunmehr tatsächlich in Angriff zu nehmen.[1]) Die preußische Regierung hatte diesfalls einen Termin in Anregung gebracht, nach dessen fruchtlosem Ablauf die beiden Mächte sich vom Londoner Vertrage lossagen sollten. Hiergegen erhob der österreichische Minister Bedenken, weil 1. durch eine solche Lossagung zwischen Deutschland und den an der Integrität Dänemarks festhaltenden Mächte ein Kriegsfall begründet werden könnte, und 2. die bloße Lossagung keine Abhilfe gegen die rechtswidrigen Maßregeln der dänischen Regierung gewähre. Er schlug daher die militärische Besetzung Schleswigs vor und stützte sich hierbei auf die Erwägung, daß, wenn damit die Einwilligung zu einer europäischen Konferenz verbunden würde, die Kriegsgefahr nicht so groß wäre. Die tatsächliche Ergreifung der entscheidenden Maßnahmen sollte davon abhängig gemacht werden, ob Dänemark

[1]) Er tat dies mittels der bereits von Sybel im Anhang wiedergegebenen Erlasses an Károlyi vom 19. Dezember 1863, Bd. III, Seite 197 bis 198.

Digitized by Google

der eventuellen Einwirkung Lord Wodehouse folgend, die Novemberverfassung vor dem 1. Januar suspendieren würde.

Diese Vorschläge fanden sofort Bismarcks prinzipielle Zustimmung, der nur darin von Rechberg abwich, daß er die bloße Suspendierung der dänischen Verfassung nicht für genügend erachtete, sondern auf deren positiver Aufhebung bestehen wollte. Der Ausarbeitung einer positiven Vereinbarung auf dieser Grundlage galten nun die nächsten Verhandlungen zwischen ihm und Károlyi. Es vergingen indessen noch vier Wochen, bis es zur Unterzeichnung des bezüglichen Abkommens kam, da Bismarck neuerdings einen schweren Stand hatte, bevor er König Wilhelm für die von ihm empfohlene Politik gewinnen konnte.

Bismarck hatte seine Anschauung bezüglich des Vorgehens für Schleswig zu Károlyi wie zu Werther dahin zusammengefaßt, daß es diesfalls drei Wege gäbe, nämlich 1. Lossagung der beiden Mächte vom Londoner Vertrage mit sofortiger militärischer Aktion. Dies würde der Stimmung in Deutschland am besten entsprechen, wäre aber der Krieg, 2. Lossagung ohne sofortige Aktion und 3. keine Lossagung, aber Aktion zur Erzwingung der dänischen Verpflichtungen. Gleich Rechberg hielt auch er diesen Weg für den besten, König Wilhelm aber neigte zum ersten und wurde hierin durch den Einfluß der Königin, der Altliberalen und des Grafen von der Goltz unterstützt. Bismarck, der von den gegen ihn gerichteten Intrigen Károlyi offen unterrichtete, war indessen überzeugt, daß der König sich schließlich doch für die Modalität der Besetzung ohne Lossagung entscheiden werde.

In Deutschland hatte mittlerweile die Bewegung der Geister immer mehr zugenommen. In Volksversammlungen wie in Kammeradressen fand das allgemeine Verlangen nach Regelung der Erbfolgefrage, Einsetzung des Augustenburgers und definitiver Trennung der Herzogtümer von Dänemark leidenschaftlichen Ausdruck. Die Regierungen der Mittel- und Kleinstaaten förderten nach Kräften diese Bewegung. In Holstein war die Bundesexekution tatsächlich in eine Augustenburgsche Besitzergreifung übergegangen, da der Prätendent sich in Kiel niedergelassen und dort einen Hofhalt wie Ministerien eingerichtet hatte, deren Mitglieder mit den Bundeskommissären geschäftliche Beziehungen unterhielten. Am 21. Dezember hatte in Frankfurt die große Abgeordnetenversammlung stattgefunden, welche zur Einsetzung des Sechsunddreißiger Ausschusses führte, der als Mittelpunkt für die weitere Tätigkeit dienen sollte.[1])

In Wien sah man in allen diesen Vorgängen und Manifestationen ein Anzeichen dafür, daß die Umsturzparteien die Aufregung der Geister in Deutschland für ihre Zwecke ausbeuten wollten, während man in Berlin mit gleichem Unwillen dem Bestreben der Mittelstaaten, die Führung der nationalen Sache an sich zu reißen, gegenüberstand, wofür die bekannte Reise des Freiherrn v. Beust nach München und Stuttgart Ende Dezember einen weiteren Beleg bot. In dem Willen, die Führung in eigner Hand zu behalten, stimmten beide Mächte

[1]) Ueber diese Vorgänge siehe Sybel, Bd. III, Seite 194 bis 202.

Digitized by Google

voll überein, und am 24. Dezember telegraphierte Rechberg an Károlyi den Entwurf eines gemeinsam am Bunde zu stellenden Antrages, welcher nach Bismarcks Zustimmung von den beiden Bundestagsgesandten Kübeck und Sydow vier Tage später auch tatsächlich eingebracht wurde. Danach solle an Dänemark die Aufforderung gerichtet werden, das Verfassungsgesetz vom 18. November für das Herzogtum Schleswig nicht in Kraft zu setzen, sondern definitiv aufzuheben. Hiermit wäre weiter die Erklärung zu verbinden, daß im Weigerungsfalle der Deutsche Bund im Gefühle seines Rechtes und seiner Würde die erforderlichen Maßregeln ergreifen werde, um sich durch eine militärische Besetzung Schleswigs ein Pfand für die Erfüllung zu verschaffen. Gleichzeitig wurde darauf hingewiesen, daß durch die Annahme dieses Antrages an der Wirkung des am 7. Dezember ausgesprochenen Vorbehaltes rechtlicher Prüfung der Erbfolgefrage nichts geändert werde.

Wie die Dinge damals am Bunde lagen, war für die Annahme des Antrages wenig Aussicht vorhanden. Es drängte sich daher den beiden Mächten die Erwägung auf, über ihre Haltung für den Fall der Ablehnung im vorhinein klar zu werden.

Die entscheidenden Kabinettsberatungen fanden in Berlin unter Vorsitz des Königs am 2. und 3. Januar statt. Die von Bismarck aufgestellten Alternativen der drei Wege wurden mit deren Konsequenzen nach allen Richtungen erörtert. Der König neigte nach wie vor zur Lossagung, welche von Bismarck durch den Hinweis bekämpft wurde, daß eine solche Politik nur durch ein Bündnis mit Frankreich Aussicht auf Erfolg hätte. Dieses wollte Seine Majestät aber nicht. Bismarck vertrat auch mit Entschiedenheit den Standpunkt des Zusammengehens mit Oesterreich und sprach seine Zweifel aus, ob dieses sich zur Lossagungstheorie bekennen würde. Hierin war er von Károlyi, mit dem er in diesen Tagen in enger Fühlung blieb, bestärkt worden.

Am Abend des 2. versammelten sich die Minister nach der Konseilssitzung noch zu einer Konferenz, in welcher der Standpunkt der Lossagung einstimmig verworfen und die Fortsetzung der bisher in Gemeinschaft mit Oesterreich befolgten Politik beschlossen wurde. In diesem Sinne fiel auch am nächsten Tage die Entscheidung des Königs. Die Richtlinie der preußischen Politik wurde dahin festgesetzt, daß die beiden Mächte an ihrem Bundesantrage vom 28. Dezember festhalten, und wenn sie ungeachtet ihrer Bemühungen für dessen Durchbringung überstimmt würden, auf derselben Basis selbständig vorgehen sollten.

England hatte Bismarcks Anfrage bezüglich seiner Geneigtheit, an einer Ministerkonferenz über die deutsch-dänische Frage in Paris teilzunehmen, zustimmend beantwortet. Nach Einbringung des Bundesantrages der beiden Vormächte verlangte aber der englische Botschafter in Berlin, daß Dänemark weitere Zeit gegeben werde und wies darauf hin, daß eine sofortige Besetzung Schleswigs die Beziehungen zwischen England und Preußen gefährden würde. Lord Bloomfield ging in Wien noch weiter, indem er Rechberg erklärte, daß eine Besetzung Schleswigs zugunsten des Augustenburgers den Krieg herbeiführen würde und

Digitized by Google

die englische Regierung Frankreich, Rußland und Schweden zu einer Konferenz einzuladen wünsche, um dem Deutschen Bunde Einstellung der Feindseligkeiten und Eintritt in die Beratungen vorzuschlagen. Die erste Drohung schoß an dem Ziele vorüber, da nach den österreichisch-preußischen Absichten die Besetzung Schleswigs nicht wegen des Augustenburgers erfolgen sollte. Bezüglich der zweiten Ankündigung bemerkte Rechberg Bloomfield, daß eine Konferenz ohne Oesterreich, Preußen und den Bund gefährlich wäre. Bismarck hatte Sir Andrew Buchanan erklärt, daß eine Konferenz auf Grundlage des Statusquo untunlich wäre und die vorbereitete militärische Aktion in Schleswig derselben vorangehen müsse. Jetzt nach Feststellung der preußischen Haltung sprach er zu Karolyi die Ansicht aus, daß es genügen würde, sich den andern Großmächten gegenüber auf die Erklärung zu beschränken, daß die Okkupation auf Grund der 1851/52er Vereinbarungen erfolge. Dies schließe die gesamte Londoner Basis in sich. Mehr zu sagen wäre eine Prämie für die dänische Kriegführung.

In gleichem Sinne wie zu Buchanan sprach sich Bismarck zu dem aus Kopenhagen zurückgekehrten russischen Spezialgesandten Ewers aus. Uebrigens blieb Rußlands Haltung eine gemäßigte. Unklar und besorgniserregend blieb aber die Haltung Frankreichs, welches um diese Zeit die Mittelstaaten ermunterte, indem es ihnen von der Revisionsfähigkeit des Londoner Vertrages und der Zuziehung des Bundes zur Konferenz sprach,[1]) in Wien aber überdies durch den Aufenthalt des Generals Fleury in Berlin die Besorgnis erweckte, daß es sich um Preußens Allianz bewerbe.

In einem unmittelbar nach dem entscheidenden Kronrat nach Wien erstatteten Berichte faßte Károlyi sein Urteil über die Lage dahin zusammen, daß der preußischen Politik vornehmlich der Gedanke zugrunde liege, einen europäischen Krieg wegen der dänischen Differenz und Englands Feindschaft zu vermeiden. Bismarck blickte in letzter Instanz auf die von Frankreich drohenden Gefahren. Die dänische Verwicklung wäre allerdings ein wichtiges Glied in der Kette der bevorstehenden Ereignisse, doch der leitende Gesichtspunkt müsse die Betrachtung bleiben, welche Allianzgruppierung sich Frankreich gegenüberstellen ließe. Daher die Bedeutung Englands, und nichts wäre schlimmer als dessen Gegnerschaft. Des Königs Entschluß, auf der Londoner Basis zu bleiben, ist hauptsächlich durch die Hoffnung geleitet worden, sich nicht mit England zu überwerfen. Fände dies im Falle der bloßen Okkupation Schleswigs dennoch statt, so würde Seine Majestät wohl — schon um Frieden mit den eignen deutschen Landsleuten zu haben — sich mit dem Standpunkte der andern deutschen Regierungen versöhnen. Bismarck werde aber zu einer solchen Politik die Hand nicht reichen.

Károlyi hob nun weiter die fortdauernde Unsicherheit der Lage in Berlin und die Wichtigkeit der jetzt in Wien zu fassenden Beschlüsse hervor. Das soeben festgestellte preußische Programm beruhe auf der Voraussetzung des gesicherten Zusammengehens mit uns. Werther werde demnächst den Auftrag erhalten,

[1]) Vgl. Sybel, Bd. III, Seite 208 und 212.

Digitized by Google

die Festlegung des gemeinsamen Einverständnisses, sei es in Form eines Notenwechsels oder in der von Punktationen vorzuschlagen. Käme keine Einigung zustande, so stünde das Tor den gefährlichsten Komplikationen offen.

Károlyi erklärte schließlich, daß er Bismarcks jetzige Freundschaft für Oesterreich für eine aufrichtige halte, denn dieser fühle, daß das Gelingen der von ihm vertretenen Politik von der Einigkeit der beiden Mächte abhänge. Würde es sich darum handeln, die Herzogtümer an Preußen zu annektieren, so wäre Bismarck, wie jeder preußische Minister, schon längst in den revolutionär nationalen Strom hinübergeschwommen; für einen Augustenburger Prätendenten aber, so habe er sich selbst vor kurzem ausgedrückt, sofort gegen ganz Europa aufzutreten und sich den gefährlichsten Eventualitäten auszusetzen, erachte er nicht im preußischen Interesse gelegen. Károlyi schloß mit den Worten, daß, solange Preußen, vor den Gefahren einer andern Richtung zurückschreckend, seine jetzige Politik beibehalte, es auf die Allianz mit uns angewiesen sei.

Tags darauf ging der Erlaß an Werther ab. Bismarck erklärte in demselben, wie zwar Károlyis Aeußerungen die Zustimmung der kaiserlichen Regierung zu dem in Berlin festgesetzten Programm mit Sicherheit erhoffen ließen, dieselbe aber jetzt in bindender und jedes Zurückweichen ausschließender Form festgelegt werden sollte. Zugleich wies er auf die Notwendigkeit hin, allen der Sukzessionsfrage vorgreifenden Demonstrationen, wie sie in Holstein vorgekommen waren, in Schleswig Einhalt zu tun.

In Wien fand der entscheidende Kronrat am 10. statt. Das von Bismarck vorgeschlagene Programm der Aktion ohne Lossagung wurde in demselben angenommen und der Notwendigkeit bindender Vereinbarungen zwischen den beiden Regierungen beigestimmt. Noch am selben Tage schrieb Rechberg hierüber an Károlyi:

„Festhaltend an der Ueberzeugung, daß wichtige Rücksichten den deutschen Mächten ein Aufgeben des Grundsatzes der Erhaltung der dänischen Monarchie in ihrem seitherigen Bestande, wenigstens in der jetzigen Lage Europas, entschieden widerraten, und selbst über den Rechtsstandpunkt keineswegs vollkommen beruhigt, sind wir sehr befriedigt, daß das Berliner Kabinett sich nicht für Lossagen, sondern für Beharren entschieden hat. Wir sind bereit, auf schleunigste Annahme des Antrages vom 28. Dezember in Frankfurt zu dringen und im Falle der Ablehnung selbständig mit Preußen vorzugehen."

Gleichzeitig übersandte Rechberg an Károlyi den Entwurf der abzuschließenden Vereinbarung. Derselbe enthielt sechs Punkte, von denen die drei ersten das ungesäumte Vorgehen gegen Dänemark in den Fällen der Annahme wie der Nichtannahme des Bundesantrages vom 28. Dezember, der vierte die Nichtzulassung von Demonstrationen in Schleswig, der sechste die Eventualität der tatsächlichen Einmischung andrer Mächte betrafen, der fünfte aber, welcher allein zu einer Kontroverse Anlaß gab, die Konferenzfrage behandelte und dann für den Fall, daß es zu Feindseligkeiten in Schleswig und dadurch zur Aufhebung der bisher in Kraft stehenden Vertragsverhältnisse kommen sollte, die Abrede

Digitized by Google

traf, daß die beiden Mächte die Bedingungen für die künftigen Verhältnisse der Herzogtümer im gemeinsamen Einverständnis aufstellen und sich jedenfalls von dem Prinzip der Erhaltung der dänischen Monarchie in ihrem seitherigen Bestande und von der durch den Londoner Vertrag eingegangenen Verpflichtung zur Anerkennung der Erbfolge König Christians nicht anders als im gemeinsamen Einverständnis lossagen würden. [1])

Bismarck erklärte sich mit unserm Entwurfe Károlyi gegenüber — soweit es sich um seine persönliche Ansicht handle — ungeteilt einverstanden, sprach aber sofort seine Ueberzeugung aus, daß der König gegen den fünften Punkt Bedenken haben würde. Seine Majestät würde in der ausdrücklichen Stipulation, daß beide Mächte bloß im gegenseitigen Einverständnis sich vom Londoner Vertrage lossagen können, eine zu weitgehende Beschränkung Preußens erblicken. Er versprach dieser eventuellen Tendenz des Königs entgegenzuwirken und zum mindesten vorzuschlagen, daß jene Macht, welche sich vom Londoner Vertrage werde lossagen wollen, dies erst nach einer im voraus zu vereinbarenden Frist tun dürfe.

Károlyi beklagte die erhobenen Bedenken und wies darauf hin, daß eine Weigerung, sich uns gegenüber für den Fall der Hinfälligkeit der gegenwärtigen Verträge zu binden, gegen das entscheidende Moment der Allianz verstoßen würde. Von seiner Unterredung mit Bismarck nach Hause gekommen, schrieb er ihm folgenden Brief:

„Erlauben Sie mir, auf den wichtigen Passus der Punktationen, welcher ausspricht, daß die eventuelle Lossagung vom Londoner Vertrage bloß im gegenseitigen Einverständnis zu erfolgen hätte, mit einigen Worten zurückzukommen. Wie ich den unter den gegenwärtigen ernsten Verhältnissen eingenommenen Standpunkt des kaiserlichen Kabinetts beurteile, legt dasselbe gerade auf dieses politische Moment des Einverständnisses der beiden Mächte einen entscheidenden Wert. Ich vermag eine solche bindende Erklärung nicht anders als ein für die Zukunft ausgestelltes gegenseitiges Vertrauensvotum anzusehen. Das Gegenteil ließe ein latentes Mißtrauen vorhanden, welches auf die beiderseitigen Beziehungen nur lähmend einwirken könnte. Doch auch in praktischer Beziehung weit entfernt Bedenken in sich zu schließen, erscheint der beantragte Passus durch die Verhältnisse geboten zu sein. Denn wenn wir einmal zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß die gegenwärtige Richtung hauptsächlich durch das Zusammenhalten Oesterreichs und Preußens glücklich durchgeführt werden könne, so scheint der Erfolg einer auf Lossagung vom Londoner Vertrage gegründeten Politik um so mehr von einer festen Allianz abhängig zu sein. Jetzt ist es noch möglich, ja wahrscheinlich, daß der Krieg mit Dänemark lokalisiert bleibt, bei der andern Basis aber, namentlich wenn sich die Aktion auf Schleswig — in beiden Fällen das wesentliche Objekt der Differenz — erstrecken würde, wäre ein europäischer

---

[1]) Diese Punktationen sind bekannt und finden sich in Sybels Werke, Bd. III, Seite 209 bis 210, wiedergegeben.

Digitized by Google

Krieg fast unabwendbar. Jene der beiden Mächte, welche allein, ohne die andre, eine solche Politik befolgen wollte, würde sich den gefährlichsten Allianzgruppierungen ausgesetzt sehen, ohne alle Bürgschaft für das Gelingen eines solchen einseitigen Unternehmens. Diese Bürgschaft gewährt hingegen unter allen Eventualitäten die Sicherheit und Festigkeit des Einverständnisses zwischen den beiden Höfen." Károlyi bat Bismarck zugleich, diesen Brief dem König vorzulegen.

Allein die Skrupel König Wilhelms waren nicht zu überwinden. Er sah in seiner Bindung bezüglich der Lossagung die Gefahr, den Krieg im Grunde für die dänische Integrität zu führen, und diesem Bedenken mußte Rechnung getragen werden, wenn anders die auch von ihm gewünschte Solidarität mit Oesterreich erreicht und festgelegt werden sollte. Károlyi und Bismarck machten sich sohin an eine Umarbeitung des fünften Punktes und einigten sich schließlich über eine Fassung, in welcher von der Lossagung vom Londoner Vertrage und der Erhaltung der dänischen Integrität nicht mehr gesprochen und statt dessen stipuliert wurde, daß die beiden Mächte die künftigen Verhältnisse der Herzogtümer nur im gegenseitigen Einverständnis feststellen und über die Erbfolgefrage in denselben nicht anders als im gemeinsamen Einvernehmen entscheiden würden.[1]) Károlyi hob in seiner diesfälligen Meldung nach Wien hervor, daß durch die neue Fassung das Prinzip der Solidarität noch schärfer als in der früheren ausgesprochen werde, weil es sich auch auf das Stadium nach der eventuellen Lossagung erstrecke, anderseits würde allerdings der Ausgangspunkt der Allianz, nämlich das Beharren auf dem Londoner Vertrage, verdunkelt.

Dies geschah am 14. Januar. Am selben Tage erfolgte bekanntlich die Ablehnung des Antrages der beiden Großmächte in Frankfurt.[2])

Dem König gefiel indessen die neue Fassung auch nicht. Ihm schwebte die endliche Lossagung als bestimmtes Ziel vor Augen, und er hegte Zweifel, ob Oesterreich dieselbe nicht vereiteln und an der Integrität Dänemarks auch weiter festhalten wollen werde. Ob hierbei rein deutsche oder auch spezifisch preußische Vergrößerungsbestrebungen mitwirkten, schien Károlyi eine offene Frage. Er erwähnt, daß Gedanken in letzterer Richtung gewiß in die Zukunftsberechnungen vieler politischer Persönlichkeiten Berlins hineingezogen werden, und auch Bismarck ihm von denselben, allerdings nur leichthin, gesprochen, jedoch dieselben als unklug zurückgewiesen habe, denn wollte Preußen eine Annexionspolitik befolgen, so wären Mediatisierungen innerhalb der Mainlinie vorteilhafter und ungefährlicher. Sollten im Laufe der Ereignisse solche Erwägungen sich geltend machen, so könne Preußen auf die Waffengemeinschaft Oesterreichs füglich nur durch Gewährung von Gegenleistungen rechnen. Dieselben lägen eventuell in Italien.

Am 15. fand ein neuer Ministerkonseil unter Vorsitz des Königs statt, der äußerst bewegt verlief, aber zur schließlichen Gutheißung der zwischen Bismarck

---

[1]) Deren Text siehe Sybel, Bd. III, S. 211 bis 212.

[2]) Siehe diesfalls Sybel, Friedjung und Beust in den angeführten Werken.

Digitized by Google

und Károlyi verabredeten Punktationen führte. Großen Eindruck machten hierbei die Ausführungen des Justizministers Grafen zur Lippe, der die Annahme vom juridischen Standpunkt, wie von dem der Klugheit und Logik für geboten erklärte. Die Unterzeichnung erfolgte sodann in Form eines Protokolls seitens Bismarcks und Károlyis.

Amerikanische und europäische Städte

Von

Prof. Dr. Eugen Oberhummer (Wien)

(Schluß)

3. Grundriß und Aufriß

Die Mehrzahl der europäischen, besonders der deutschen Städte, zeigt in ihrem Grundriß ein augenfälliges Merkmal. Der alte Stadtkern, die einst ummauerte, mittelalterliche Stadt mit engen, oft krummen und winkeligen Gassen hebt sich deutlich aus dem Kranz der regelmäßig angelegten äußeren Stadtteile, der ehemaligen Vorstädte, heraus. Dazwischen liegt, soweit die Mauern nicht als historische Zierde noch erhalten sind, ein Gürtel von Parkanlagen oder ein breiter, baumbepflanzter Straßenzug (Boulevards in Paris, Ringstraße in Wien). Die Altstadt trägt stets ein individuelles Gepräge, das den Besuch solcher historischer Städte abwechslungsreich und reizvoll macht. In den äußeren Teilen verflacht sich das Stadtbild; trotz prunkvoller Bauten sind sie schablonenmäßig, einförmig und langweilig. Erst in neuester Zeit macht sich das Bestreben geltend, nicht nur einzelne Gebäude, sondern ganze Stadtteile nach einem künstlerisch durchdachten Plane anzulegen.

Junge europäische Städte oder solche, die wie Berlin zum größten Teil erst in neuerer Zeit entstanden sind, zeigen ebenfalls einen regelmäßigen Grundriß; doch ist er selten so schematisch, wie er bei amerikanischen, die spanischen miteingeschlossen, zu sein pflegt.

Man kann gelegentlich die Meinung äußern hören, wer eine amerikanische Stadt gesehen habe, habe alle gesehen. Das ist gewiß übertrieben, enthält aber einen Kern von Wahrheit. Schon die Einheit des Landes, seiner Sprache und Kultur bedingt eine Gleichförmigkeit gegenüber der Mannigfaltigkeit europäischer Völker und Kulturformen. Dazu kommt nun das Schablonenmäßige des Bauplanes. Man braucht nur im Baedeker, dem einzigen Buch, das gute Pläne amerikanischer Städte enthält, zu blättern, um sich von dieser Einförmigkeit zu überzeugen. Sofern nicht Küstenformen wie bei Neuyork, Boston, San Franzisko dem geometrischen Stadtbild eine besondere Signatur geben, kann man wirklich zweifelhaft sein, ob das zufällig aufgeschlagene Schachbrettmuster nach Denver, Chikago oder St. Louis gehört. Eine Scheidung von alten und neuen Stadt-

Digitized by Google

teilen ist nach dem Plane nur bei Boston (und Havanna) möglich. Auch ältere Städte wie Philadelphia (1682) sind von Anfang an so regelmäßig nach einem rechtwinkeligen Straßenkreuz angelegt, daß sich die Wachstumsperioden kaum abgrenzen lassen. Am weitesten geht die Gleichförmigkeit des Grundrisses bei Chikago, dessen ungeheure Ausdehnung immer neue Parallel- und Querstraßen zur Küstenlinie des Michigan erzeugt. Auch Manhattan ist von der 13. Straße nordwärts streng nach diesem System bebaut, und nirgends ist die Scheidung von Avenues und Streets so konsequent wie hier durchgeführt.

Außer bei Chikago läßt sich aber doch der gesamte Grundriß meist nicht auf ein einziges Koordinatensystem zurückführen. Das Terrain, Flußläufe, der Zug früherer Landstraßen bedingten die Entstehung von Stadtteilen mit verschieden gerichteten Achsen; der Plan von Baltimore gibt u. a. hierfür ein Beispiel. In Neuorleans folgt der Grundriß den halbmondförmigen Krümmungen des Mississippi (daher „Crescent City") und setzt sich aus Sektoren eines Kreises zusammen. Die im Bogen verlaufenden Straßenzüge sind aber nicht wirklich gekrümmt, sondern bestehen aus einzelnen gradlinigen Stücken. Eine wirkliche Ringstraße gibt es meines Wissens nirgends. Auch der Wiener Ring und die Pariser Boulevards bestehen aus gradlinigen Teilstücken. Die Vorliebe für das Grade und Eckige ist in Amerika so groß, daß man ohne Zwang nicht davon abweicht. In Cincinnati, San Franzisko, Seattle gehen die gradlinigen Straßen wie die römischen Landstraßen rücksichtslos bergauf, bergab, und die Straßenbahnen haben ganz unwahrscheinliche Steigungen zu überwinden, müßten die Wagen auch wie in Cincinnati auf eine Brücke gestellt und so hinaufgezogen werden. Schade, daß kein Stadtplan die merkwürdigen Bodenverhältnisse veranschaulicht!

Von hervorragender Bedeutung für die Erleichterung des Verkehrs sind die in einigen Großstädten zweckmäßig angelegten Diagonalstraßen. Der Broadway in Neuyork ist das bekannteste Beispiel; seine Wichtigkeit für den Durchgangsverkehr erhellt auch daraus, daß der gegenwärtig größte Verkehrsstrang, die Untergrundbahn, im wesentlichen seiner Richtung folgt. In San Franzisko ist Market Street ein ausgezeichnetes Beispiel für eine die anstoßenden Häusergevierte schief durchschneidende Hauptstraße. Auch Chikago hat eine Anzahl solcher gegen den Loopdistrikt konvergierender Radialstraßen.

Eine eigenartige Stellung im Grundriß nimmt wieder Washington ein. Keine andre Stadt ist nach einem so wohldurchdachten Plan angelegt. Man hat denselben treffend mit einem Rade über einem Rost verglichen. Das vollständige Durchdringen von rechtwinkligen und Radialstraßen eröffnet nicht nur dem Verkehr die mannigfaltigsten Richtungen, sondern gestattet auch dem Auge die vorteilhaftesten Durchblicke. Im Zusammenhang mit den monumentalen Bauten, dem Zurücktreten der Geschäftshäuser, den Baumreihen in den Avenues, den Parkanlagen in Squares und Circles ergibt sich für Washington ein Stadtbild, das ich als architektonische Anlage für das schönste der Union erklären möchte, wenn auch selbstverständlich an Großartigkeit der Naturlage und reizvoller Umgebung andre Städte Washington weit übertreffen.

Digitized by Google

In diesem Zusammenhang möchte ich auch der großartigen Parkanlagen amerikanischer Städte gedenken. Zwar hat auch in Europa seit Haußmanns Tätigkeit in Paris das Parksystem große Fortschritte gemacht, aber die Raumfülle in Amerika und die Möglichkeit, bei erst sich entwickelnden Städten von vornherein auf solche dem Großstadtbewohner unentbehrliche Luftquellen Rücksicht zu nehmen, führten hier zu noch weit großzügigeren Anlagen. Es war ein unschätzbares Verdienst um Neuyork, daß man rechtzeitig mitten in Manhattan den 4 Kilometer langen Zentralpark ausgespart hat, der an Längenausdehnung dem Bois de Boulogne und dem Wiener Prater gleichkommt und den Berliner Tiergarten erheblich übertrifft. Und doch bedeckt der berühmte Fairmountpark in Philadelphia das vierfache Areal des Zentralparkes. Chikago würde das Wort „Kulturwüste" rechtfertigen, wenn es nicht von einem Gürtel herrlicher Parks und Boulevards durchzogen wäre.

Anlage und Oertlichkeit verleihen also immerhin den einzelnen Großstädten eigenartige Züge. Dazu kommt der große Unterschied des Klimas, der in Los Angeles und Seattle ganz andre Lebensbedingungen schafft als in Boston oder in Neuorleans, die verschiedene Zusammensetzung der Bevölkerung, die geistige und soziale Atmosphäre usw. Im ganzen ist aber doch gegenüber der Vielgestaltigkeit europäischer Städte der Grundzug ein einheitlicher und gleichförmiger. Das gilt auch von der äußeren Erscheinung, dem Aufriß.

Auch in Europa ist mit wenigen Ausnahmen das in der Landschaft so scharf ausgeprägte Bild der mittelalterlichen Stadt mit ihren zinnengekrönten und turmbewehrten Mauern, mit Zugbrücken vor den nachts verschlossenen Toren verschwunden. Aber noch ragen, wenn auch nur als malerische Zierde, die alten Burgen über vielen Städten; sie charakterisieren das Profil scharf und bestimmt. Ein Stadtbild wie Edinburgh, Heidelberg, Salzburg, Budapest, mit ihren auf steiler Höhe thronenden Schlössern ist in Amerika schon nach der historischen Entwicklung nicht zu erwarten. Am meisten entspricht noch Quebec mit seiner dominierenden Zitadelle und dem schloßartigen Hotel Frontenac diesem Formenkreise. Auch die amphitheatralisch vom Meer ansteigenden Städte (Genua, Triest, Saloniki) kehren in dieser Form nicht wieder; wo ähnliche Bedingungen gegeben sind (Vancouver, Seattle, San Franzisko), verflacht das Bild durch die ungeheure Ausdehnung und den schematischen Grundriß.

Der größere Teil der europäischen Städte entbehrt freilich des Schmuckes hochragender Zitadellen und dominierender Schloßbauten. Fast niemals aber fehlt eine andre Gruppe von Bauwerken, die das Profil beherrschen, die Kirchen. Der Kölner Dom und das Straßburger Münster, die Wiener Stephanskirche und St. Peter in Rom, die französischen und spanischen Kathedralen, wie die Kuppeln russischer Kirchen sind gleich den Minaretts mohammedanischer Städte so charakteristische Wahrzeichen, daß man sie aus dem Stadtbild nicht hinwegdenken kann. In Amerika treten diese Kirchenbauten nur bei den alten spanischen Städten auffällig hervor. Ich kenne nur eine angloamerikanische Stadt, wo die Kirchen das Bild beherrschen: Montréal. Die französische Tradition erklärt

Digitized by Google

dies genügend. Auch in den Vereinigten Staaten hat die an Machtstellung alle andern Konfessionen überragende katholische Kirche die bedeutendsten Kultusbauten aufzuweisen; die Kathedrale von Neuyork steht hier in erster Linie. Ein Typus sui generis, wie die ganze Sekte der Mormonen, ist der Tempel und der Tabernakel in Saltlake City; ihnen verdankt die Stadt der Heiligen vom letzten Tage ein ganz individuelles Architekturbild.

Daß die kirchlichen Bauten relativ zurücktreten, mag bei dem bekannten Sinn für kirchliches Leben, den die Pilgerväter als englisches Erbstück nach Amerika verpflanzt haben, befremden. Man darf aber nicht vergessen, daß auch unsre Dome, den Berliner ausgenommen, nicht in den letzten Jahrhunderten erbaut wurden, und daß die Opferwilligkeit für Prunkbauten, wo einfachere demselben Zweck dienen, auch in Amerika eine begrenzte ist. Der Hauptgrund aber, warum die immerhin oft recht ansehnlichen kirchlichen Bauten in Amerika weniger hervortreten, liegt darin, daß sie von den modernen Profanbauten gewissermaßen erschlagen werden.

Noch vor etwa einem halben Jahrhundert sahen amerikanische Städte ungefähr so aus, wie auch anderwärts gewöhnliche Städte aussehen: ein paar Kirchen, einige öffentliche Gebäude von mehr monumentalem Stil, ein Bahnhof und Häuser mit gewöhnlichen Dächern. Das hat sich gründlich geändert, seitdem man zuerst in Manhattan gefunden hat, daß es billiger ist, in die Luft hinauf zu bauen, als unerschwinglich teuren Baugrund zu kaufen. Und man fing an zu bauen, erst 10, dann 20, 30, ja 40 Stockwerke hoch. Dank der soliden Eisentechnik fielen diese Turmhäuser nicht um, die zur Unmöglichkeit gewordene Benutzung der Treppen wurde durch Fahrstühle mit Lokal- und Expreßzügen ersetzt, und die Rente lohnte die Kosten. So ist ein neuer, Amerika durchaus eigentümlicher Bautypus entstanden, der viel bewundert und viel bespöttelt wurde. Die vom Volkswitz erfundene Bezeichnung Sky-scrapers klingt unschön und gewinnt im deutschen „Wolkenkratzer" nicht an ästhetischem Klang. Ich möchte daher die sachlich mehr entsprechende Benennung Turmhäuser vorschlagen.

Wenn man aus der Klamm des unteren Broadway nach dem schmalen Streifen blauen Himmels emporblickt, so wirkt der Anblick dieser Turmhäuser allerdings nicht befreiend. Aber man muß zugeben, daß sie für Manhattan, das in die Breite nicht mehr wachsen konnte, eine Notwendigkeit waren, und versteht auch, daß sie in Chikago entstehen mußten, wo trotz der riesigen Ausdehnung der Stadt der eigentliche Geschäftsverkehr auf den kleinen Loopdistrikt beschränkt ist. Auch kann man nicht leugnen, daß der anfangs nüchterne Stil dieser Bauten mehr und mehr dem Bestreben weicht, nach Möglichkeit auch ästhetisch zu befriedigen. Das eben vollendete Woolworth-Building in Neuyork oder Blackstone-Hotel in Chikago gewinnen auch diesem spröden Typus eine freundliche Seite ab.

Auf das Stadtbild wirkte der neue Baustil geradezu revolutionär, am meisten bei Neuyork. Die Ansicht der Westfront von Hoboken aus zeigt eines der eigenartigsten Profile der Erde. Freilich sind die Linien hart und unaus-

Digitized by Google

geglichen, das entspricht aber dem „Land of Contrasts", wie ein englischer Schriftsteller Amerika genannt hat. An Gegensätzen fehlt es ja in diesem Lande wahrlich nicht, nicht nur an solchen der Bodengestalt und des Klimas, der Rassen und des sozialen Lebens.

Ein solcher Gegensatz besteht auch vielfach noch zwischen den Siedelungen und der umgebenden Natur. In Europa sind sie seit Jahrhunderten damit verwachsen, sie gehören zu ihrer Umgebung und diese zu ihnen. Fabrikorte freilich mit rauchenden Schloten fallen auch bei uns aus dem Rahmen des Landschaftsbildes. Aber wer könnte das deutsche Dorf hinwegdenken aus seiner Feldflur mit den scheinbar naturgemäß verlaufenden Landstraßen und dem in der Ferne dämmernden Wald? Nirgends scheint der Uebergang unvermittelt, von der Ortschaft im Tale über die Bauernhöfe an der Berglehne durch den Forst hinauf zu den sommerlichen Almweiden bis zur unwirtlichen Hochregion.

Viel rascher vollzieht sich in Amerika der Wechsel von Stätten höchster Kultur zur unberührten Urlandschaft. Auch das hat seinen großen Reiz. Nicht bloß in Kanada führt eine Wanderung von wenigen Stunden aus einem Hotel mit modernstem Komfort in die unerforschte Wildnis. Man braucht gar nicht weit von Neuyork wegzufahren, um den Erdgeruch frisch gerodeten Urwaldes zu wittern, und oft führt uns der Expreßzug an Ortschaften vorbei, die wie aus einer Nürnberger Schachtel hineingestellt scheinen in die verwunderte Natur. Wir verstehen, daß der Amerikaner zu ihr in einem viel unmittelbareren Verhältnis steht, das tatsächlich weniger von Sentimentalität angekränkelt ist als bei uns, wenn auch die schönfärberischen Reklameschriften der Eisenbahngesellschaften und Sommerfrischen von sentimentalen Phrasen triefen. Denn so sehr der Durchschnittsamerikaner das Sentimentale auf dem Theater und in der Literatur liebt, so wenig beherrscht es sein Handeln. Wir verstehen es auch, daß er den Luxus der Großstädte so leicht mit der Einfachheit des Lagerlebens vertauscht, während bei uns die Ansprüche an Alpenhotels und Schutzhütten immer höher geschraubt werden.

4. Areal und Bevölkerung

Amerikanische Städte bedecken durchweg ein weit größeres Areal als europäische von gleicher Volkszahl. Das gilt auch, soviel ich beobachten konnte, von den spanischen Städten in Mexiko. Orte von 20- bis 30000 Einwohnern, bei denen in Europa die Entfernungen innerhalb der Stadt keine Rolle zu spielen pflegen, können schon eine recht ansehnliche Ausdehnung haben. Bei den großen und vollends bei den Millionenstädten wachsen diese Entfernungen ins Ungeheure.

Die offiziellen Angaben für Stadtareale sind schlecht vergleichbar. Ziffern wie 63 Quadratkilometer für Berlin oder 78 Quadratkilometer für Paris geben keine richtige Vorstellung, da sie nur die politische Gemeinde betreffen, und die wirkliche Großstadt bedeutend, bei Berlin um ein Vielfaches, größer ist. Die eigentliche oder geographische Stadtgrenze festzustellen, ist außerordentlich schwer

Digitized by Google

und erfordert in jedem Einzelfall eine sorgfältige Untersuchung, deren Ergebnis in wenigen Jahren überholt sein kann. Wien ist durch die Eingemeindung des linken Donauufers mit 273 Quadratkilometern die größte Stadt des Kontinents geworden, aber von dieser Fläche ist ein großer Teil noch ländlich und unbebaut. London County umfaßt 305 Quadratkilometer, enthält aber einerseits auch noch unbebaute Flächen, anderseits schließt es Ortschaften aus, die mit der Großstadt bereits verwachsen sind. Die Angabe von rund 1800 Quadratkilometern für den Londoner Polizeibezirk hinwiederum greift offenbar weit über die eigentliche Stadt hinaus. Immerhin ist es ein Anhaltspunkt zum Vergleich, wenn wir hören, daß Neuyork 226 Square Miles = rund 850 Quadratkilometer bedeckt. Damit sind aber große freie Flächen in der Bronx, Long Island und Staten Island eingeschlossen, während die wirtschaftlich und verkehrsgeographisch aufs engste mit Neuyork verbundenen Städte Hoboken und Jersey City, weil zu New Jersey gehörig, nicht dazu gerechnet sind. Auch in den 190 Square Miles = rund 500 Quadratkilometer von Chikago steckt noch viel unbebautes Terrain.

Anschaulicher wirkt der Vergleich linearer Distanzen. Wenn wir hören, daß Neuyork sich 35 Meilen = 56 Kilometer von Norden nach Süden erstreckt, Philadelphia ebenso 22 Meilen = 35 Kilometer, daß die Seefront von Chikago 26 Meilen = 42 Kilometer mißt, so nimmt es wunder, für die größte Ausdehnung Londons von Kew Bridge bis zum Arsenal von Woolwich in Luftlinie nur 24 Kilometer zu finden, den Durchmesser von Paris innerhalb der alten Festungslinie aber nur zu 8 bis 10 Kilometern. Wir erkennen, daß die Raumbedürftigkeit amerikanischer Städte mit dem Raumüberfluß in einem weiten und jungen Kulturland einhergeht.

Im Gegensatz zu den hoch aufstrebenden Bauten der Geschäftsviertel, die immer nur einen kleinen Teil des Areals einnehmen, herrscht in den viel ausgedehnteren Wohnvierteln die größtmögliche Auflösung in kleine Familienhäuser. Die Wohndichte ist hier, verglichen mit den Städten des kontinentalen Europa, außerordentlich gering und hat nur im englischen Familienhaussystem sein Gegenstück. Meile um Meile weit kann man in Chikago, St. Louis oder Philadelphia an solchen einstöckigen, meist aus Holz gebauten freundlichen Häusern mit kleinen Gärten entlang fahren. Dieses System hat den großen Vorzug, der Anhäufung der Bevölkerung in Mietskasernen entgegenzuwirken und auch bescheidenen Mitteln die Erwerbung eines eignen Heims zu gestatten. In Neuyork gestaltet sich die Sache schon viel schwieriger. Die kleinen Familienhäuser sind an die äußerste Peripherie hinausgedrängt; in der Stadt ist nur mehr Raum für Miethäuser mit schwindelnd hohen Wohnungspreisen und prunkvolle Villen der ganz reichen Leute.

Die gewaltigen Entfernungen erfordern natürlich auch besondere Maßnahmen für den Verkehr. Ich kann diesen wichtigen Punkt hier nur mehr kurz besprechen, wie auch andre Seiten des Großstadtlebens, um diese Skizze nicht zu weit auszudehnen, übergangen werden müssen. Die Notwendigkeit, große Entfernungen mit möglichster Zeitersparnis zu bewältigen einerseits, die hohe Ent-

Digitized by Google

wicklung aller technischen Hilfsmittel anderseits brachte es mit sich, daß Amerika im großstädtischen Massenverkehr den europäischen Städten vorangegangen ist. Mietwagen und Omnibusse mit Pferdekraft kommen dort schon seit langem kaum mehr in Betracht; sie sind teils zu teuer, teils den Entfernungen nicht gewachsen. Nur das Automobil, in Amerika bis in die kleinsten Orte verbreitet, kann diesen noch gerecht werden. Straßenbahnen sind das Hauptverkehrsmittel in mittleren und kleineren Städten. In den Millionenstädten genügen sie weder nach Fassungsraum noch nach Schnelligkeit den Bedürfnissen. So entstanden die städtischen Schnellbahnen, als erste die Neuyorker Elevated Railroad, früher mit Dampf, jetzt elektrisch betrieben. In Europa folgten als erste ähnliche Einrichtungen die Londoner Untergrundbahn und die Berliner Stadtbahn. Aehnliche Bahnen, teils Hoch-, teils Untergrundbauten, entstanden in Chikago, Philadelphia und Boston, hier in sinnreicher Weise mit der Straßenbahn verbunden.

Die Neuyorker Elevated, von den Einheimischen kurz „L" genannt, konnte schon nach ein paar Jahrzehnten dem Verkehr nicht mehr genügen. Es folgte die Untergrundbahn, kurz und treffend Subway genannt, ein Meisterwerk der Anlage, dem nur der Pariser Métropolitain und die neuen Londoner Untergrundbahnen zu vergleichen sind. Trotz der dreifachen Verkehrsmittel übereinander in der für Neuyork fast einzig in Betracht kommenden Nordsüdrichtung, der Subway, Straßenbahn und Hochbahn, ist der Verkehr zu gewissen Tagesstunden kaum mehr zu bewältigen. Die Ueberfüllung, welche durch keinerlei Polizeiverordnung eingeschränkt zu sein scheint, ist dann geradezu eine beängstigende, und man fragt sich, wie sich das weiter entwickeln will. Durch den weiteren Ausbau des Subwaynetzes ist dafür schon viel geschehen. Besonders die Unterführung des Hudson und des Eastriver muß als ein großer Fortschritt bezeichnet werden.

Neben den dem Lokalverkehr dienenden Schnellbahnen durchziehen auch die Fernbahnen das Stadtgebiet in einem Umfang, wie es in Europa nur bei London der Fall ist. Das größte Fernbahnnetz umschließt Chikago, das sich rühmt, anscheinend mit Recht, das größte Eisenbahnzentrum der Welt zu sein. Auch die Fernbahnen dienen hier teilweise dem Lokalverkehr (Illinois Central). Neuyork hat durch die Verlegung des Terminus der Pennsylvaniabahn von Jersey City nach Manhattan und deren Fortführung nach Long Island hinüber in dieser Beziehung seit kurzem einen weiteren Fortschritt gemacht und in der jüngst umgebauten Grand Central Station sowie der erwähnten Endstation der Pennsylvaniabahn wohl die größten Bahnhofanlagen der Welt aufzuweisen.

Nur einige Bemerkungen seien mir noch über den wichtigsten Teil der amerikanischen Städte gestattet, ihre Bevölkerung. Das rasche Wachstum amerikanischer Städte ist ja sprichwörtlich und braucht hier kaum an einzelnen Beispielen erläutert zu werden. In Europa findet man eine ähnliche Erscheinung nur bei jungen Industriestädten, unter den Millionenstädten nur bei Berlin.

Da in Amerika jede Stadt auf die Mehrung ihrer Volkszahl sehr stolz ist, so liegen Ueberschätzungen im Vergleich mit der Bewohnerzahl altweltlicher Städte

Digitized by Google

nahe. Man hält sich gewöhnlich einfach an die offiziellen Ziffern und übersieht, daß der geographische Stadtbegriff sich keineswegs mit dem offiziellen deckt. Auch manche amerikanische Städte würden bei Berücksichtigung der natürlichen Zusammengehörigkeit gewinnen, so Neuyork-Jersey City, Boston-Cambridge, Cincinnati-Covington, Kansas City, Kansas und Kansas, Missouri usw. Am meisten zu kurz kommt bei derartigen Vergleichen gewöhnlich Berlin, weil man im Ausland gewöhnlich keine Ahnung hat, daß das offizielle Berlin eigentlich nur die „City" (im Londoner Sinn) für eine große Zahl ausgedehnter Außenorte ist. Aehnlich ist es ja mit Prag und Brüssel. Nach den neuesten statistischen Daten stellt sich das Verhältnis wie folgt:

London County 4,5 Mill., Polizeibezirk 7,3 Mill., Neuyork 4,8 Mill., mit Jersey City und Hoboken 5,1 Mill., Paris 2,9 Mill., mit Vororten 3,5 Mill., Berlin 2,1 Mill., mit Vororten 3,9 Mill., Chikago und Tokio 2,2 Mill., Wien 2,1 Mill., St. Petersburg 1,9 Mill. (mit Vororten), Philadelphia 1,6 Mill., Moskau 1,5 Mill. (mit Vororten), Buenos Aires 1,4 Mill., Osaka und Kalkutta je 1,2 Mill., Hamburg 1 Mill. (mit Altona 1,2 Mill.), Konstantinopel mit Skutari usw. 1,1 Mill. (Schätzung).

Lockend wäre es, noch andern Problemen zu folgen, wie dem der Völkermischung in europäischen und amerikanischen Städten. Doch muß ich mich hier auf kurze Andeutungen beschränken. Fällt dem Amerikaner in Europa die Mannigfaltigkeit der Nationen und Sprachen gegenüber der Einheit seines großen Vaterlandes auf, so wird der Europäer drüben durch die Mischung der Rassen und der fremden Elemente unter den Einwanderern überrascht. Das Negerelement ist darunter zweifellos das auffälligste. Aber wer sich Zeit nimmt, in Neuyork, Chikago, San Franzisko nicht nur die chinesischen, sondern auch die von europäischen und orientalischen Nationen in geschlossenen Quartieren bewohnten Viertel aufzusuchen, steht hier vor einer Buntheit der Zusammensetzung, die er in Europa vergeblich sucht. Höchstens Konstantinopel kann dazu ein Gegenstück bilden.

Auf Einrichtungen amerikanischer Städte, wie Wasserversorgung, öffentliche Wohlfahrtsinstitute, die Stätten geistiger Bildung, unter denen ich neben den ausgezeichneten Schulen und zahlreichen Universitäten die großartigen Volksbibliotheken hervorheben möchte, einzugehen oder auch die in sozialer Beziehung interessanten dunklen Seiten des Großstadtlebens zu berühren, ist hier nicht mehr Raum. Meine kleine Skizze wollte in keiner Weise den Stoff erschöpfen, sondern nur zu tieferen Vergleichen anregen.

Digitized by Google

Jugendbriefe des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha aus Bonn

Mitgeteilt von

Paul v. Ebart (Coburg)

(Schluß)

„Bonn, 14. Januar 1838.

Lieber Papa! Ich schreibe Dir heute im vollsten, strengsten Winter bei 13 Grad Kälte, zu meiner Beruhigung aber aus meinem herrlichen warmen Stübchen. So lange Bonn besteht, soll es nicht so kalt gewesen sein; die Bonner frieren fürchterlich und sind verzweifelt. Die ungewohnte Kälte hat auch alle Arten von Wintervergnügungen hier ins Leben gerufen. Wo sich nur eine Pfütze sehen läßt, bemerkt man auch schon Schlittschuhläufer und eine Menge von Schlitten, die seit den kurfürstlichen Zeiten nicht in Bewegung waren. Ich konnte mich nicht enthalten, auch an diesem Vergnügen Theil zu nehmen, miethete mir zu dem Zweck einen Schlitten, in dem leider aber vor Verzierungen und Arabesken nur eine Person Platz hatte, setzte einen Bekannten von mir hinein, pflanzte mich auf die äußerst sinnreich angebrachte Pritsche und begann stolz meine Fahrt, mußte aber schon nach einer halben Stunde unser Haus wieder aufsuchen, das ich halb erfroren und nach mehrmals glücklich überstandener Gefahr, umzuwerfen, wieder erreichte. Unsere Studien haben sich noch durch ein neues Collegium, nämlich das des deutschen Privatrechtes, vermehrt. Wir haben den ganzen Tag über so viel zu thun, daß es uns sogar oft am Sonntage unmöglich ist, unsere Correspondenz mit dem Eifer zu betreiben, mit dem wir es doch gerne thun möchten. Du wirst uns vielleicht erwidern, daß wir die Zeit, welche wir auf Bällen oder sonstigen Abendvergnügungen zubringen, zum Schreiben verwenden möchten; wir sind aber durch die anhaltend geistig anstrengende Arbeit während des Tages meistens so abgespannt, daß es uns gänzlich unmöglich ist, noch an Briefschreiben zu denken. Wir wollten Dich daher bitten, wenn bei den gnädigsten Damen einige Unzufriedenheit über unser Schweigen eintreten sollte, uns doch gütigst in Schutz nehmen zu wollen. Die Ferien brachte ich mit der Ausführung eines lang ersehnten Wunsches zu. Ich benutzte mehrere Tage, um bei einem Edelmann, Herrn von Carnap, der unter Deinem Commando bei den Bergischen Husaren stand, einige Stunden von hier entfernt, zu jagen. Wir erlegten d. h. 52 Schützen incl. meiner in drei Tagen 210 Haasen, gegen 20 Kaninchen und mehrere Feldhühner. Du wirst Dich wundern, daß bei einer so unglaublichen Zahl von Schützen es mir dennoch gelang, 28 Haasen, 9 Kaninchen und ein Huhn zu erlegen. Die guten Gewehre von Künig bewährten sich dabei auf das Herrlichste . . ."

*

Digitized by Google

„Bonn, am 29. Januar 1838.

Lieber Papa! Mit der größten Betrübniß haben mich die wenigen Zeilen erfüllt, in denen uns Schnür[1]) auf Deinen Befehl den Brand des allerliebsten Friedrichspalais[2]) meldete. Ich schreibe Dir sogleich, um Dir in unser aller Namen unsere Trauer darüber zu erkennnen zu geben. Ich kann mich recht lebhaft in die unangenehme Lage versetzen, die sowohl Dich betroffen haben mag, als auch die arme Prinzessin und Alexander. Es muß ein schrecklicher Gedanke sein, sich sagen zu müssen, die Schuld an der Einäscherung eines Hauses zu sein, das man erst von einem anderen zum Bewohnen erhalten hat. Unstreitig hat Gotha für den Augenblick eine seiner größten Zierden verloren, und es ist zweifelhaft, ob Du in dem Augenblick bei Deinen vielen Bauten und anderweitigen Ausgaben in der Lage bist, unverzüglich an die Wiederaufbauung des Palais zu denken. Wie es bei hellem Tage unmöglich war, das Feuer in seiner Entstehung zu ersticken, oder wie es im Ganzen bei den guten Löschanstalten nicht gelingen konnte, vor der gänzlichen Vernichtung des Hauses Herr der Flammen zu werden, ist für uns ein Räthsel. Die Bewohner des Palais, fürchte ich, werden in dem ersten Schrecken gänzlich den Kopf verloren haben. Da wir noch nichts Näheres wissen, so schweben wir mehr oder weniger in der Furcht, daß jener herrliche Schatz von Gemälden und anderer Merkwürdigkeiten, die das Palais enthielt, von dem verheerenden Elemente möchte vernichtet, oder zertrümmert worden sein. Wie mag dieses traurige Ereigniß die Freude und das Glück des ganzen Zusammenlebens in Gotha stören und zu vielem Unangenehmen Grund geben. Habe die Güte, lieber Papa, der Prinzessin, wie auch Alexander unser Beileid auszusprechen. Mit der Bitte, uns bald Näheres über jenen traurigen Vorfall zukommen zu lassen, verbleibe ich Dein treuer Sohn Ernst" ...

*

„Bonn, am 5. Februar 1838.

Lieber Papa! Gestern Nachmittag sind wir glücklich und wohl von unserer Reise aus Brüssel hier wieder angelangt, und ich benutze die ersten freien Momente, um Dir über alles Gesehene, Gehörte und sonst Erfahrene genau Rechenschaft zu geben. Ich kann mit der größten Freude sagen, daß, so kurze Zeit wir auch in Brüssel zubrachten, dieser Aufenthalt dennoch für uns in vielen Beziehungen beglückend und angenehm war. Noch nie habe ich den Onkel so heiter, so liebevoll und so überaus gnädig gegen uns gesehen. Er zeigte dieses

---

[1]) Schnür, Albrecht Friedrich, Geheimer Finanzrat, Vorstand des Herzoglichen Privatbureaus.

[2]) Am 25. Januar 1838 brach im oberen Stock des Palais, das im Jahre 1776 im römischen Stile erbaut wurde, Feuer aus. Herzog Ernst I. hatte es seinem Schwager, dem Prinzen Alexander von Württemberg, und dessen Gemahlin Maria, Tochter des Königs Louis Philippe von Frankreich, zur Verfügung gestellt. Das Feuer, welches mit großer Schnelligkeit um sich griff, zerstörte nur die Zimmer des oberen Stockwerks, und nur durch die schleunigste Flucht vermochten sich die fürstlichen Personen zu retten.

Digitized by Google

Mal mehr als je, ein wie großes Interesse er an Allem nahm, was uns nur in den leisesten Beziehungen berühren könne, und drückte uns vielfältig aus, wie sein Hauptbestreben sein werde, gewissenhaft für Alles zu sorgen, was unsere zukünftige Stellung fest und glücklich begründen könne. Auch ließ er, was uns besonders freute, mehrmals erkennen, wie zufrieden er mit uns sey und wie zuversichtlich er hoffe, daß auch unser zukünftiges Leben seinen Wünschen entsprechen werde. Die gnädige Tante, die mir unendlich viel Schönes an Dich aufgetragen hat, haben wir vielfältig in ihrem Aeußeren noch zu ihren Gunsten verändert gefunden; sie ist lieblicher und schöner als je; sie überhäufte uns mit Beweisen ihrer Zuneigung und ihres Wohlwollens ... Beinahe täglich hatten wir Besprechungen mit dem lieben Onkel über alle unsere Wünsche, und ich erlaube mir nun, obgleich Dir derselbe wohl selbst ausführlich geschrieben haben wird, dennoch im allgemeinen die Ergebnisse unserer Gespräche mitzutheilen. Was meine Wünsche und Hoffnungen anbelangen, die im Anfange des vergangenen Jahres einen so schönen und günstigen Ausgang zu haben schienen, so habe ich leider auch erfahren, daß die französischen Herrschaften durch die große Unvorsichtigkeit von Seiten Alexanders sehr hartnäckig auf die Erfüllung jener so unvernünftigen Bedingung halten und in diesem Augenblick wohl schwerlich auf eine andere Idee zu bringen sind. Dennoch giebt der Onkel die Hoffnung für die Zukunft nicht auf und hofft, daß mit dem Verlaufe der Zeit, besonders wenn die ganzen Streitigkeiten mit den Katholiken wieder beseitigt sein werden, und hauptsächlich, wenn man meine Angelegenheit ganz unberührt und eine Zeit lang schlummern gelassen hat, von französischer Seite her mehr Nachgiebigkeit gezeigt werden möchte, da die Herrschaften der ganzen Parthie sehr günstig gestimmt zu sein scheinen. Von der Unmöglichkeit, von unserer Seite nachzugeben, habe ich mich jetzt gänzlich überzeugt, stimme daher ganz mit Dir überein. Was nun die Zeit anbelangt, in welcher man zu warten hat, so habe ich nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen, da ich dann älter und ganz ausgebildet sein werde, und ich warte gerne, da mir ja dadurch allein die Erreichung eines so ersehnten Zieles zu theil werden kann. Leider ist bei der einstweiligen Beseitigung der erwähnten Sache nur sehr zu befürchten, daß von den anderen Seiten her um die Hand der liebenswürdigen und so allgemein für vorzüglich anerkannten Prinzessin angehalten werden möchte. Es scheint, als ob der Kronprinz von Bayern erwähnt worden sei, und andererseits scheine ich mich nicht getäuscht zu haben, wenn ich in Ernst Württemberg ein Streben nach dem selben Ziele entdeckt zu haben glaube, worin mich nicht nur seine Bemerkungen, sondern auch einigermaßen die Besorgniß des Onkels bestärkt haben. Ich hänge mit so viel Liebe und Vertrauen an dem Gedanken, an der Erfüllung dieser Hoffnungen, daß ich nie der Idee an die sonstige Eingehung einer anderen Partie in mir habe Raum geben können, um so mehr, wenn ich erwäge, zu welcher man Dir vielleicht noch neuerdings zugeredet hat. Als Du mir schon vergangenen Herbst von der Möglichkeit einer einzugehenden Partie mit einer russischen Großfürstin sprachst, erschrak ich und tröstete mich mit der

Digitized by Google

Hoffnung, daß der Kaiser bei seiner grenzenlosen Abneigung gegen alles Constitutionelle und besonders gegen Frankreich und Belgien, mit denen wir doch so eng verbunden sind, irgend eine Annäherung von unserer Seite zurückweisen werde. Ich kann versichern, daß mir eben so unangenehm das Absolute, Einseitige und Willkürliche in dem russischen Wesen geworden ist, als vielleicht dem Kaiser die geläuterten und freieren Ideen in einem großen Theile Deutschlands und des Westens von Europa verhaßt sein mögen. Meinem Glauben nach paßt eine russische Großfürstin nur schlecht in einen kleinen deutschen Staat und würde sich in unserer Familie stets als ein fremdes Element ansehen müssen. Was nun die nächste Zukunft anbelangt, so war der Onkel ganz mit Deinen Plänen einverstanden, wünscht aber ausdrücklich nach Beendigung dieses nächsten Sommerhalbjahres meinen Eintritt in irgend ein Dienstverhältniß, und wenn es sich machen ließe, zöge er Oesterreich bei weitem allen übrigen Staaten vor. Die beiden Dekorationen, welche Du uns mitgabst, sind übergeben worden, dem Grafen Duval de Beaulieu händigte ich auf den Wunsch des Onkels jedoch nur das Commandeurkreuz zweiter Klasse ein, der auch durch diesen Beweis Deiner Gnade erstaunlich erfreut war. Wenn Du es mir nicht ungnädig aufnehmen wirst, so wage ich es zu bemerken, ob Du dem Major Baron de Lagotellerie, der bei vielen Gelegenheiten sich Dir verbunden gezeigt hat, nicht vielleicht das Ritterkreuz verleihen könntest. Ich weiß mit Gewißheit, daß er schon längst darauf hofft und daß Du ihm damit eine große Freude machen würdest. Der Onkel, mit dem wir darüber sprachen, hat sich dafür bereitwillig gezeigt, auf Deinen Wunsch auch mehreren der Coburger Herren den belgischen Orden zu verleihen. Wir befinden uns jetzt wieder in der vollsten Thätigkeit und hoffen, bis Ende März unsere Collegien beendigt zu haben ..."

*

„Bonn, den 18. Februar 1838.

Lieber Papa! Empfange den herzlichsten Dank für Deinen lieben Brief, den mir der eloquente Buchenroeder[1]) übergab und den ich auch mit derselben Gelegenheit wieder beantworte. Er enthielt nochmals eine ausführliche Beschreibung des unglücklichen Feuers, und ich bin Dir besonders verbunden dafür, da er gewiß der unparteiischte von allen Berichten ist, der uns in der letzten Zeit von Gotha aus zukam. Die Einen schieben das Unglück auf die gothaischen Löschanstalten, die Anderen darauf, daß nicht geschossen wurde, und Niemand denkt daran, die Kopflosigkeit von Alexanders Heer von Dienern zu erwähnen. Und ebenso beklagt man immer Alexander und seine Frau, während man Deinen Verlust mit keinem Worte berührt. Daß durch ähnliche Ereignisse, wie dieser Brand, Karls[2]) Krankheit, des armen Thümmels[3]) Selbstmord u. s. w. das gesellige Leben in Gotha einen harten Stoß erlitten haben mag, begreife ich und bedauere

[1]) Buchenroeder, Leibjäger Herzogs Ernst I.
[2]) Karl, Fürst zu Leiningen, der Neffe des Herzogs Ernst II.
[3]) Julius v. Thümmel, Kammerherr und Oberhofmeister.

Digitized by Google

Dich besonders, daß Du so selten Dank ernteſt für die vielen Annehmlichkeiten und Vergnügungen, die Du Deinen Gästen immer erweiſt. Von uns kann ich Dir nur wenig ſchreiben; wir haben, je näher das Ende des Semeſters heranrückt, mehr und mehr zu thun. Wenn ich bedenke, daß ſchon in ſo wenig Wochen unſere ganze Univerſitätszeit hinter uns liegt, ſo kann es mir ganz bange werden, einmal, ob wir auch alles das gelernt haben, was wir ſollten, und dann, wohin uns das Schickſal und Dein weiſer Wille den Weg für eine künftige Zeit zeigen wird. Um die Wahrheit zu geſtehen, hege ich die Hoffnung, daß Du ſchon über Alles beſtimmt und mit dem Onkel in Brüſſel conferirt haſt, und daß uns ſchon dort etwas Beſtimmteres mitgeteilt wird. Vor Allem aber hoffen und wünſchen wir, daß wir noch die Freude haben werden, ehe wir Bonn für immer verlaſſen, Dich, lieber Papa, noch auf einige Zeit hier zu ſehen, was ſich doch ſo herrlich bei dem Schluſſe unſerer Collegien in den erſten Tagen des April machen ließe. Wir würden uns ſehr darüber beglückt fühlen. Am 24ten werden wir nun nach Brüſſel abreiſen; ſollteſt Du uns noch etwas zu ſchicken oder aufzutragen haben, ſo haſt Du nur zu befehlen und kannſt gewiß ſein, daß wir Alles pünktlichſt beſorgen werden . . ."

*

„Bonn, den 18. Februar 1838.

Lieber Papa! Vor einigen Tagen erhielten wir aus Coburg den beiliegenden Brief, in welchem uns, wie Du auch durch die anderen Papiere erſehen wirſt, eine Aufforderung gemacht wird, als guten Coburgern, unſere Namen bei den zu eröffnenden Actien-Unternehmen[1]) nicht fehlen zu laſſen. Ich geſtehe, daß wir ſehr erſtaunt waren, als wir in dieſen Papieren eine Sache beinahe zur Reife gediehen ſahen, die wir bis jetzt zu den vielen Wünſchen rechneten, die man in dieſer Art in Coburg zu hören gewohnt iſt. Wir würden mit dem größten Vergnügen unterſchreiben, wenn wir erſtens wüßten, in wie weit dieſes ſchöne Projekt auch beim Publikum Glauben und Anhang hat, zweitens, wenn wir die Mittel dazu in den Händen hätten, neben unſerer Unterſchrift auch die pekuniären Forderungen zu befriedigen. In beiden Fällen haben wir uns nur an Dich zu wenden und ſtellen es Dir anheim, ob Du die Unterſchrift für uns für thunlich hältſt oder nicht; wäre erſteres der Fall, ſo würden wir Dich erſucht haben, durch Schnür die Sache abmachen zu laſſen und die nöthige Summe vielleicht von unſerem Vermögen zu geſtatten. Sollte Dir aber

[1]) Im Februar 1838 trat Joſeph Meyer, Chef des Bibliographiſchen Inſtituts zu Hildburghauſen, mit einem Programm zur Aktienzeichnung einer deutſchen Zentraleiſenbahn auf. Am 28. Februar fand von früh 8 Uhr bis Nachmittag 4 Uhr in der Regimentsſtube im Rathauſe eine ſtark beſuchte Verſammlung der Teilnehmer an der Aktienzeichnung zur zweiten Sektion der von der bayeriſchen Nordgrenze über Coburg durch das Werratal führenden hanſeatiſch-ſüddeutſchen Zentraleiſenbahn ſtatt. Da aber Hinderniſſe von verſchiedenen Regierungen dem Herzogtum Coburg in den Weg gelegt wurden, ſo mußten die Einlagen zurückgegeben werden. Der Vertrag wegen Erbauung einer Eiſenbahn kam erſt 1845 zuſtande.

Digitized by Google

die Sache für uns unnöthig scheinen, so könnte wohl Schnür dem Herrn Schraidt[1]) gleich in unserem Namen antworten. In beiden Fällen möchten wir jedoch bitten, baldigst darüber zu entscheiden, da der 28. Februar als der Tag der Unterschrift angegeben ist. Von uns speciell vermag ich Dir nur zu schreiben, daß wir uns wohl befinden, beinahe aber im Schnee vergraben sind, der endlos vom Himmel fällt. Das Einzige, wozu dieser Schnee nützt, wäre die Wolfsjagd. Da uns aber die Vorlesungen gänzlich daran hindern, so hilft er uns auch dazu nichts. Erst vorgestern zeigte man uns einen dieser ungebetenen Gäste, der von ungewöhnlicher Größe war; ein Jäger hatte ihn ganz in der Nähe von Bonn erlegt . . ."

*

„Bonn, am 19. März 1838.

Lieber Papa! Jetzt, da Alles in Ordnung ist und die Collegien morgen beginnen werden, schreibe ich Dir, um Dich von Allem in Kenntniß zu setzen. Unsere erste Beschäftigung bestand darin, daß Albert und ich zugleich zu den Professoren herumgingen, um uns mit ihnen zu besprechen. Das Resultat davon ist: Professor Gärtner wird Naturrecht lesen, wöchentlich vier Stunden, Professor Löbell die neueste Geschichte in zwei Stunden, Professor Fichte die Geschichte der Philosophie im Collegium, welche auf dem vom Ministerium entworfenen Studienplan gänzlich vergessen war, in wöchentlich zwei Stunden vortragen. Dem englischen und französischen Unterricht haben wir sieben Stunden in der Woche eingeräumt, und endlich wird Perthes, obgleich er schon noch eine Stunde Staatsrecht vorträgt, wöchentlich zwei Stunden Privatrecht lesen, da Walter sechs Stunden dafür verlangt. Wir werden also zusammen achtzehn Stunden die Woche haben, ausgenommen noch zwei Stunden, welche Schlegel in Anspruch nimmt. Die meisten Studenten sind schon hier, und der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz und der Erbprinz von Bückeburg sind gestern Abend angekommen, letzteren haben wir noch nicht gesehen. Die Prinzen von Hohenlohe-Schillingsfürst[2]) sind gleichfalls bei uns gewesen. Die übrigen Studenten bestehen dieses Mal besonders aus Fremden; es sind viele Hamburger, Lübecker, Hannoveraner und besonders Schweizer angekommen. Wir werden so unendlich mit Besuchen überlaufen und haben selbst so viele zu machen, daß Du mir gewiß verzeihst, wenn ich schließe. Habe doch die Güte, uns davon benachrichtigen zu lassen, wohin in der ersten Zeit die Briefe an Dich zu addressiren sind, wenn Du nämlich noch gesonnen bist, Leiningen zu besuchen . . ."

*

„Bonn, am 8. Juni 1838.

Liebe Mama! Ich hätte Dir eigentlich schon vor acht Tagen schreiben sollen, konnte dies aber nicht, weil wir nicht im Stande waren, Deine beiden

[1]) Philipp Christian Schraidt, Chef des Bankhauses Schraidt, coburgischer Finanzrat.

[2]) Siehe Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Bd. 1, S. 6 bis 7.

Digitized by Google

letzten Briefe zu entziffern. In unserer Verzweiflung riefen wir den Professor, den berühmten Orientalisten, der mit unglaublicher Geschicklichkeit indische und persische Handschriften liest, zu Hülfe, und auch diesem gelang es nur, die erste und einen kleinen Theil der vierten Seite zu lesen; das Uebrige ist uns bis auf diesen Augenblick noch dunkel. Unsere Pfingstfeiertage brachten wir auf das Angenehmste zu. Wir reisten nach Köln zum Musikfeste;[1]) ich kann mich noch nie eines größeren musikalischen Genusses erinnern. In dem alten, berühmten Gürzenich-Saale, einem der größten Deutschlands, waren auf einer Erhöhung ungefähr 640 Sänger, Sängerinnen und Musiker sehr passend aufgestellt. Mendelssohn in ihrer Mitte. Der übrige Saal faßte am ersten Tage nahe an 4000 Personen, die genaue Zahl konnte ich nicht erfahren. Sämmtliche Kompositionen wurden mit einer meisterhaften Praecision vorgetragen. Der Geist des großen Musikers und Komponisten, der die Werke dirigierte, waltete in einem jeden Mitwirkenden. Ich habe noch nie bei einer so großen Zahl von Musikern die Piano- und Forte-Stellen besser beobachten gehört. Wir wohnten auch der Generalprobe bei und waren erstaunt, mit welcher unglaublichen Energie Mendelssohn verfuhr. Unser Besuch in Düsseldorf galt der Malerschule und den Pferderennen. Ersterer bestärkte uns in dem schon zuvor gefaßten Urtheile: Die Düsseldorfer Maler stehen in der Komposition und der Zeichnung den Münchnern und in der Darstellung und Farbe, besonders bei ihren Genrebildern, den Niederländern und Franzosen nach. Ihre Landschaften sind gut, obgleich ihnen mehr oder weniger Wärme und Kraft in ihren Bildern fehlt. Die Perspektive ist meistens gut gehalten. Was die Rennen anbelangt, so will ich nur so viel sagen, daß der Platz sehr schön ist, daß wir einige sehr berühmte Pferde laufen sahen, daß aber die Einrichtungen unter aller Kritik schlecht sind, die dabei so nöthige Ordnung ganz fehlte und der ungeheuer zahlreiche Adel, der dabei versammelt war, sich durch die kolossalste Unhöflichkeit und markierte Unart gegen uns auszeichnete. Besonders trieb es Prinz Alexander Solms,[2]) den wir sowohl von Berlin als von Schwerin aus genau kannten,

---

[1]) Das Programm des 20. Musikfestes, das am 3. und 4. Juni 1838 in Köln stattfand, lautet:

„1. Tag. 1. Symphonie in C-moll Nr. 2 von Ferdinand Ries.
2. Josua, Oratorium von Händel, nach der Original-Partitur mit Orgelbegleitung.

2. Tag. 1. Symphonie in D-dur Nr. 1 von Mozart.
2. Cantate zum Himmelfahrtstage von Seb. Bach.
3. Ouverture zur Oper: „Die Abencerragen" von Cherubini.
4. Cantate: „Preis der Tonkunst" von Beethoven.

Dirigent: Musikdirektor Felix Mendelssohn-Bartholdy aus Leipzig. Chordirigent: Dom-Kapellmeister Leibl aus Köln. Orgel: Dom-Organist Weber. Solisten der Gesang-Partieen: Sopran: Frau Eschborn, Opernsängerin aus Amsterdam, Frl. Melly aus Köln. Alt: Frl. von Ribbentrop aus Coblenz. Tenor: Herr Michael Du Mont aus Köln."

[2]) Alexander Prinz Solms war im Jahre 1838 Rittmeister im 8. Husarenregiment.

Digitized by Google

so weit, daß ich ihn, nachdem wir ihm unsere Aufwartung gemacht und nicht angenommen worden waren, nachdem wir der Prinzessin Friedrich von Preußen [1]) in seiner Gegenwart vorgestellt worden waren und er uns immer noch nicht erkennen wollte, sehr unsanft anrannte und ihn beinahe umwarf. Erst nach einigen Stunden, als wir im Begriff waren, abzureisen, kam er, um sich zu entschuldigen. Er machte dies so ungeschickt, daß ich mir nicht die Freude versagen konnte, ihn von einer Verlegenheit zur anderen zu bringen, indem ich ihn mehrmals in seinen eigenen Worten fing. Uebrigens sind wir doch nicht die Einzigen gewesen, welche von dem dummstolzen Benehmen des dortigen Adels zu leiden hatten; wir hörten von allen Seiten Klagen . . ."

*

„Bonn, am 20. Juli 1838.

Lieber Papa! Soeben erhalte ich Deinen lieben Brief, für den ich Dir herzlich danke. Mein erstes Geschäft sey, Dir darauf zu antworten. Wenn Du meine Zeilen erhältst, wirst Du mit Onkel Leopold bereits zusammen getroffen sein. Ich habe Letzteren gebeten, meine Bitte nochmals bei Dir zu unterstützen und wo möglich den Gedanken, mich noch auf ein Semester nach Jena zu schicken, bei Dir rückgängig zu machen. Ich weiß wohl, wie sehr es Dich langweilen muß, jene Sache noch ein Mal berührt zu sehen, aber ich kann doch nicht umhin, Dich mit meinen Vorstellungen zu bestürmen. Nach allem Erwägen würde nur ein einziges Collegium herauskommen, was ich hören könnte, und hier ist noch die große Frage, ob es nur für mich von dem geringsten Nutzen sein würde; da wir jetzt deutsches Privat- und Privatfürstenrecht hören, so würde ich in Jena gerade dasselbe nur mit einigen Anwendungen auf Sachsen hören; letzteres könnte ich aber zu Hause viel vollständiger und gründlicher selbst studieren, da ich durch das gemeine deutsche Privatrecht bereits die Theorie und die ganze Eintheilung erhalten habe. In Jena würde ich dieses doppelt erhalten, was doch gänzlich unnöthig wäre. Das ganze übrige Rechtsgebiet haben wir bereits durchlaufen, desgleichen auch jene Theile der Philosophie, welche uns sowohl wegen der Wissenschaft, als auch wegen ihres reellen Nutzens ein Mal zu Statten kommen könnten. Wir sind mit unseren academischen Studien völlig zu Ende und können nur in der Praxis und durch Selbststudium unsere juristischen Kenntnisse erweitern; ersteres kann nur zu Hause geschehen, und letzteres kann ich dort eben so gut als in Jena thun. Da nun aber Dein Wille ist, ehe ich in Coburg eine bestimmte Thätigkeit erhielte, mich noch auswärts gründliche Kenntnisse des praktischen, wie des theoretischen Militärwesens erlangen zu lassen, so würde, wenn ich mich in Jena aufhielte, auch dieser Zweck für den Winter unerreichbar sein. Ich wage es, lieber Papa, Dir meine Gedanken mitzutheilen, welche vielleicht auch ganz Deinen Wünschen ent-

[1]) Prinzessin Friedrich von Preußen, die Gemahlin des Prinzen Friedrich von Preußen, eine geborene Prinzessin von Anhalt-Bernburg. Der Prinz stand als Generalleutnant im Jahre 1838 in Düsseldorf.

Digitized by Google

sprechen könnten. Sollte ich nicht eben so gut und mit weniger Schwierigkeiten als in Oesterreich in Sachsen jenen Zweck erreichen können? Ich bin überzeugt, daß der König von Sachsen mit der größten Bereitwilligkeit mir den Eintritt in seine Dienste gestatten und gewiß auch den Rang als Rittmeister zweiter Klasse nicht versagen wird. Das Garde-Reiter-Regiment steht in Dresden beisammen und genießt eines großen Rufes, ich könnte daselbst während des Winters mich eifrig mit der höheren Taktik, der Befestigungskunde etc., ferner auch mit den ökonomischen Theilen des Heerwesens bekannt machen und gründlich erlernen. Ich würde mit dem Regimente selbst genau bekannt und könnte im Frühjahr mit größerem Nutzen den praktischen Dienst erlernen, als wenn ich ganz fremd dort hin käme. Nach Borrmanns Urtheil zu schließen, ist man gerade im Wissenschaftlichen sehr ausgezeichnet.

Was die Gesellschaft in Dresden anbetrifft, so würde ich dort nur gewinnen können, da daselbst ein sehr guter Ton herrschen soll; ich könnte den Winter nützlich und zugleich angenehm zubringen. Ich habe Herrn Rath gebeten, Karlowitz darüber um seine Meinung zu bitten, die ich Dir dann nach Brüssel geschickt hätte; leider ist der Minister aber in Carlsbad, und ich habe noch keine Nachricht erhalten. Alles dieses lege ich Deiner gnädigsten Berücksichtigung anheim; solltest Du letzteren Plan für annehmbar halten, so würde es mir eine ungeheuere Freude bereiten, solltest Du aber bei Jena beharren, so werde ich mich gleichfalls mit Freuden Deinen Wünschen unterziehen, und da sie doch nur auf mein Bestes gerichtet sind, mich bemühen, auch ihnen gänzlich zu entsprechen.

Jetzt erlaube mir aber, daß ich mich der Freude überlasse, Dich nächstens wieder bei uns zu sehen. Wie viel Neues und Interessantes wirst Du nicht uns mitzutheilen haben? Ich will aber nicht länger Deine Zeit in Anspruch nehmen und bitte nur, mich dem Onkel und der Tante, sowie Karl und seiner Schwester zu empfehlen. Am Montag Mittag werden wir das Vergnügen haben, Dich zu bewillkommen. Mit innigster Liebe verbleibe ich Dein treuer Sohn Ernst."

*

Am 21. Juni 1839 trat Erbprinz Ernst in das 21. Lebensjahr und wurde nach hausgesetzlichen Bestimmungen für mündig erklärt. Infolge dieses Ereignisses fanden in Coburg große Feste statt, an welchen das ganze Land mit viel Herzlichkeit teilnahm. Am 13. Juli reiste Herzog Ernst I. mit seinen Söhnen nach Dresden; der Erbprinz trat in die sächsische Armee ein und wurde als Rittmeister bei dem Gardereiterregiment angestellt.

Wehmütig nahmen die beiden Brüder Ernst und Albert Abschied voneinander; am Tage der Trennung klagt der Erbprinz in seinen Aufzeichnungen:

„Gewichen ist die Luft,
Die sonst in meinem jungen Leben
Erfüllet hat die Brust;

Digitized by Google

Verstummet ist das Lied,
Das sonst zu jeder frohen Stunde
Nie meine Lippen mied.
Ich steh' in dieser Welt
Zum ersten Male ganz verlassen,
Der Herr allein mich hält ..."

Der Krieg in seinen Folgen für die Internationalität der Wissenschaft

Von

Geh. Bergrat Dr. Branca,
Universitätsprofessor für Geologie und Paläontologie in Berlin

Alle Wissenschaft ist notwendig international. Es gibt keine deutsche, keine französische, keine englische Wissenschaft, sondern nur die eine Wissenschaft. Wohl gibt es deutsche, französische, englische Forscher, gibt es deutschen, französischen, englischen Geist. Aber Wissenschaft ist nichts andres als das Forschen nach Wahrheit, und es gibt nur eine Wahrheit. Diese aber kann nur durch Objektivität der Forschung ergründet werden. Sowie daher Haß, Liebe oder irgendeine andre Voreingenommenheit sich in unser Forschen nach Wahrheit einmischen, trübt sich unser wissenschaftliches Auge im selben Maße. Ein jeder Mann der Wissenschaft, der irgendein Gebiet erforscht, muß sich dabei möglichst auf alle Arbeiten stützen, die auf diesem bestimmten Gebiete in allen Ländern bisher gemacht sind, weil auf solche Weise Haß, Liebe, Vorurteile, Mängel des Erkennens des Einzelnen am besten ausgeschaltet werden. Dazu gehören aber natürlich — außer der Schulung im richtigen Beobachten und Denken, in der Kritik andrer Arbeiten, in dem Willen zur Gründlichkeit und dem Fleiße — möglichst Sprachkenntnisse und der Besitz möglichst umfangreicher Bibliotheken.

So kommt es, daß dem deutschen Forscher es geradezu als Verbrechen gegen die Wissenschaft angerechnet wird, wenn sich herausstellt, daß er irgendeine in einer der Kultursprachen geschriebene wichtige Arbeit über dieses bestimmte Gebiet seiner Untersuchungen nicht gekannt, nicht benutzt hat. Nicht alle Völker bemühen sich, in gleicher Weise gründlich zu sein; namentlich ist das häufig nicht der Fall bei englischen Forschern; vielleicht weil diesen die Sprachkenntnisse fehlen. Jedenfalls setzen sie sich über diese Grundbedingung alles wissenschaftlichen Forschens nicht selten hinweg.

Es liegt also auf der Hand, daß durch den Krieg hervorgerufener Haß unter keinen Umständen den Forscher davon abhalten dürfte, die betreffenden Arbeiten der Forscher andrer Völker, mit denen das seine im Kriege steht, objektiv zu prüfen und zu benutzen. In dieser Beziehung ist für jeden echten Mann der Wissenschaft die Internationalität der wissenschaftlichen Forschung ein Nolimetangere; und wer dagegen etwa in kriegerischem Hasse sündigen wollte,

Digitized by Google

der würde seinen Ehrentitel eines Forschers mit eignen Füßen in den Schmutz treten. Ich glaube kaum, daß in irgendeinem andern Volke, das mit uns und unsern Verbündeten im Kriege liegt, von wirklichen Männern der Wissenschaft die Sache anders aufgefaßt werden könnte.

Also in der Forschung, in der wissenschaftlichen Beurteilung der Untersuchungen der augenblicklichen Gegner, in der Benutzung ihrer wissenschaftlichen Arbeiten wird und darf kein Forscher durch den Krieg sich beirren lassen, anders als international in seinen Arbeiten zu sein.

Aber es gibt noch eine zweite Form internationalen Zusammenhanges der Forscher, die jüngeren Datums ist als jene und doch schon überaus reiche Früchte getragen hat: Das ist die internationale Assoziation, die internationale Vergesellschaftung aller Forscher eines bestimmten Zweiges der Wissenschaft. Hier handelt es sich also darum, daß die Forscher aller Völker persönlich sich nahetreten; und das geschieht in zweifacher Weise:

Einmal dadurch, daß gewisse wissenschaftliche Aufgaben, die ein einzelnes Volk niemals allein durchführen könnte, nach vorheriger Verabredung gemeinsam von allen Kulturvölkern bearbeitet werden. Eine ganze Reihe solcher internationalen, gemeinschaftlichen Untersuchungen ist bereits im Gange, und ihre Zahl muß sich im Laufe der Zeiten immer mehr vergrößern. Ich will als Beispiel hier nur die photographische Aufnahme des Himmelsgewölbes anführen. Eine jede der betreffenden Sternwarten aller Kulturvölker hat die Aufgabe übernommen, einen bestimmten Teil des Fixsternhimmels photographisch aufzunehmen. Es wäre eine wissenschaftliche Ungeheuerlichkeit, wenn auch nur eines von diesen Völkern jetzt von dieser Aufgabe zurücktreten oder sich nach dem Kriege weigern wollte, die Ergebnisse dieser seiner Untersuchungen mit seinen kriegerischen Gegnern auszutauschen. Die Wissenschaft schwebt eben über den Wassern, über den Parteien, über den Völkern, über allem Haß und aller Liebe; und ihre Vertreter haben sich danach zu richten. Das gleiche gilt z. B. von der Gradmessung der Erde, von der Aufnahme altrömischer Inschriften und von zahlreichen andern Unternehmungen. Die Verabredung zu dieser Teilung der Arbeit läßt sich im Notfall schriftlich machen.

Aber viel schwieriger liegen die Dinge da, wo die internationale Assoziation persönlichen Verkehr nötig macht. In von Zeit zu Zeit wiederkehrenden internationalen Kongressen kommen die Vertreter irgendeiner Wissenschaft zusammen und suchen durch Vorträge und persönlichen Verkehr ihre oft sehr entgegengesetzten Ansichten zu klären und so zur Wahrheit durchzudringen. Sie suchen ferner die Wissenschaft international zu betreiben durch Gründung internationaler Zeitschriften, in denen jede der Hauptkultursprachen gebraucht werden kann.

Zahlreich sind die Wissensgebiete, die auf solche Weise international betrieben werden. Dicht vor dem Kriege waren wir auf dem besten Wege, auch internationale vulkanologische Forschung ins Leben zu rufen, die bei der außerordentlichen Schwierigkeit dieser Forschung so überaus not tut.

Digitized by Google

Diese zweite, auf persönlichem Verkehr beruhende Form internationalen Zusammenhanges der Forschung ist nun auf unbestimmte Zeit völlig zerstört. Wohl würden auf seiten des Siegers die Forscher imstande sein, um der Sache willen ihren Groll wenigstens gewissen Gegnern gegenüber schnell zu vergessen. Auf seiten der Besiegten aber wird der Groll sicher so nachhaltig sein, daß längere Zeit vergehen wird, bevor diese persönliche Form der internationalen Vergesellschaftung wieder voll ins Leben treten kann.

Natürlich habe ich mit den obigen Worten uns Deutsche als Sieger im Auge; denn es ist bei dem unauslöschlichen Feuer, welches das ganze deutsche Volk durchglüht, schlechterdings unmöglich, daß wir besiegt werden; es ist auch undenkbar, daß der heilige Geist, der in der Geschichte der Völker lebendig ist, mit Füßen getreten werden könnte dadurch, daß Deutschland und seine Verbündeten, die von ihren Gegnern mit Gewalt in diesen Krieg hineingezerrt worden sind, von diesen besiegt und in ihrem Dasein vernichtet würden; denn darauf ist es ja von unsern Gegnern schon seit langem abgesehen.

Ich sagte, „gewissen" Völkern gegenüber könne für uns als Sieger es wohl möglich sein, unsern Groll über die uns aufgezwungenen unsäglichen Opfer so schnell zu vergessen, daß wir — so viel an uns läge — mit ihnen in vielleicht schon kurzer Zeit wieder in persönlichen Verkehr treten könnten; denn ich rede hier natürlich nur von wissenschaftlichem Verkehr. Das könnte z. B. gegenüber den Franzosen der Fall sein. Daß das französische Volk als solches den Krieg nicht gewollt hat, ist wohl völlig sicher. Aber dieses gegenüber dem Feinde so tapfere Volk ist mutlos gegenüber einer kleinen Clique von Chauvinisten, die seit Jahrzehnten das Volk zum Kriege zu drängen gesucht hat — und nach dem jetzigen Kriege sicher genau ebenso wieder zu einem neuen Kriege drängen wird, was wir auch tun mögen, um dieses Volk zu versöhnen. Das friedliche französische Volk hat nun einmal nicht den moralischen Mut, den Hetzern den Mund zu stopfen, und wird ihn in Zukunft ebensowenig haben; und wo ein hervorragender Einzelner diesen Mut hatte, da ward er schließlich seelisch oder körperlich ermordet von der chauvinistischen Presse (Jaurès). Ich bin fest überzeugt, daß das französische Volk nach dem jetzigen Kriege noch viel weniger von einem neuen Kriege wird wissen wollen, als es bisher einen solchen sich gewünscht hat. Aber ebenso fest bin ich davon überzeugt, daß es ganz ebenso willenlos wie vorher gegenüber den Chauvinisten sein wird; und daß sich ebenso wie jetzt Poincaré, so einst ein andrer Präsident oder ein anders betitelter Herrscher finden wird, der den verderblichen Ehrgeiz hat, seinem Volke zwei Provinzen wieder erobern zu wollen, die wesentlich ja doch uralter deutscher Besitz sind.

Diese Frage ist von größter Wichtigkeit; denn in Deutschland haben wir eine kleine Partei, die den Franzosen goldene Brücken bauen, ihnen den Frieden angenehm machen möchte, eben in jener Hoffnung, damit das französische Volk zu versöhnen. Das französische Volk braucht man ja gar nicht zu versöhnen, denn es ist nicht kriegslustig. Jene französische Kriegspartei aber, der das Volk untertan ist, wird man nun und nimmer damit versöhnen, gleichviel, welches die

Digitized by Google

Regierungsform Frankreichs sei; selbst wenn dort eine sozialdemokratische Herrschaft sich Bahn brechen sollte.

Man wird auch nicht übersehen dürfen, daß sich in einem Teile des französischen Volkes ein Niedergang, eine Entartung zu vollziehen beginnt. Die ungerechten Verurteilungen Deutscher, gefangener Offiziere, Aerzte und Zivilpersonen, durch französische Richter sind ein deutliches Zeichen dafür, daß auch in geistig hochstehenden Kreisen einzelne davon ergriffen sind.

Die Entartung verrät sich aber auch in andern Klassen des französischen Volkes: Die unglaublichen Lügenberichte über alles, was das deutsche Heer und Volk betrifft, sowie die groben Beschimpfungen des Deutschtums, die sich gewisse Zeitungen leisten. Des ferneren gibt davon Zeugnis der Raub deutschen Eigentums, das dem französischen Volke für eine Ausstellung in selbstverständlichem Glauben an dessen Ehrlichkeit anvertraut war; die, wenn auch neuerdings wieder bemäntelte, Konfiskation des Privatvermögens Deutscher, die in Frankreich leben, die Beschimpfungen und Verhöhnungen, denen die deutschen Gefangenen und Verwundeten, wenigstens an manchen Orten, von seiten des französischen Volkes ausgesetzt sind, eine Erscheinung, die sich 1870 schon in ganz derselben Weise zeigte wie heute.

Das alles sind nicht mißzuverkennende Anzeichen eines langsamen Niederganges des französischen Volkes, von dem bereits die verschiedensten Kreise ergriffen sind. Selbstverständlich gilt das nicht von allen Mitgliedern des Volkes, es wäre unsinnig, so etwas sagen zu wollen. Ebenso wie sich ein Emporsteigen eines ganzen Volkes nicht gleichzeitig im ganzen Volke, sondern zunächst nur hier und da kundgibt, so vollzieht sich auch ein Abwärtssteigen eines Volkes zunächst nur hier, da und dort, und greift dann allmählich immer weiter um sich. Daß letzteres aber beim französischen Volke der Fall ist, daß dieses geist- und talentvolle, höfliche, liebenswürdige Volk wirklich in einer anfangenden sittlichen Entartung begriffen ist, das wird ja zweifellos bewiesen durch alle diese von den verschiedensten Volksklassen ausgegangenen Taten, für die es keinen andern richtigen objektiven Ausdruck gibt als den der Entartung.

Die französische Volksseele ist es, die sich uns in diesen Taten offenbart. Unser deutsches Volk wird diese Taten durch lange Zeiten hindurch dem französischen Volke nicht vergessen, und unsre Regierung darf sogar es ihm nicht vergessen, weil sie in ihren Maßnahmen sich darüber klar sein muß, daß sie es offenbar mit einem immer tiefer abwärts gleitenden Volke zu tun hat. Aber für unsre Männer der Wissenschaft wird es keine Veranlassung sein dürfen, im Interesse der Wissenschaft nicht bereit zu sein, selbst persönliche internationale Beziehungen wieder mit den französischen Forschern eingehen zu wollen, sobald diese es über sich gewinnen werden können, auch ihrerseits der Wissenschaft zu geben, was der Wissenschaft gehört.

Wie steht nun die Sache gegenüber den Russen? Wenn russische größere Heeresabteilungen ohne jede etwaige Spur von Berechtigung dadurch, daß etwa unsre friedlichen Land- und Stadtbewohner Ostpreußens sich hinterlistig als

Digitized by Google

Mörder erwiesen hätten, wie das die Belgier und Franzosen getan haben — ich sage, wenn ganze russische Heeresabteilungen mordend (ungefähr tausend unschuldige Menschen sind von ihnen ohne jede Ursache erschossen worden), marternd durch unsre friedlichen Dörfer und Städte ziehen, also schlimmer hausen, als vor Jahrhunderten der Krieg geführt wurde; und wenn das alles — wie ja tatsächlich erwiesen ist — durch russische Generale befohlen und von russischen Offizieren ruhig mit angesehen wurde, dann können wir so etwas nur als barbarisch, asiatisch bezeichnen.

Auch hier wird selbstverständlich unsre Regierung in ihrem Verhalten dem Rechnung tragen müssen, und unser Volk wird es auf lange, lange Zeit hinaus nicht vergessen können. Aber man darf sich doch nicht verhehlen, daß man von einem Menschen und von einem Volke unmöglich mehr verlangen kann, als sie zu leisten überhaupt imstande sind. Hier liegt der Fall offenbar derartig, daß große Teile des russischen Volkes abgrundtief uns gegenüber in der Zivilisation stehen. Für die Männer der Wissenschaft aber liegt wiederum die Sache so, daß sie um der Wissenschaft willen bereit sein werden müssen, mit russischen Forschern auch persönlich nach dem Kriege wissenschaftlich zu arbeiten; denn es ist ja klar, daß die Gelehrten, dieser verschwindend kleine Teil des russischen Volkes, an all diesen Greueltaten ebenso unschuldig sind wie wir.

Nun aber Japan, das von Deutschland nur endlose Wohltaten und Freundlichkeiten erfahren hat und seinen Dank damit betätigt, daß es, unter einem albernen Vorwande zur Kriegserklärung, seine Krallen in fast schutzlos dastehende weltenferne Teile unsers Reiches schlägt. Dem deutschen Volke ist es eine harte, aber nicht unverdiente Lehre, die hoffentlich dahin führen wird, die würdelose Verhimmelung des ausländischen Wesens, die endlosen Liebenswürdigkeiten gegen Ausländer zu unterlassen. Sie tragen uns nur Mißachtung ein. Die Wissenschaft wird jedenfalls nichts verlieren, wenn wir auch in wissenschaftlicher Beziehung diesem Volke nun kurz den Rücken kehren und ihm nichts mehr zu sagen haben.

Vollends aber England. Was soll man sagen über den Verrat, den England an der weißen Rasse begeht, indem es die gelbe, die braune und die schwarze Rasse gegen uns losläßt: Ein Verbrechen, nicht nur gegen uns Deutsche, sondern gegen die ganze weiße Rasse und ganz besonders auch gegen die eignen Bundesgenossen, die doch ebenfalls farbige Rassen beherrschen und schwer unter der Erregung derselben leiden müssen; ein Verbrechen, das am allermeisten doch England selbst bedroht.

Gewiß, der einzelne Engländer kann nichts dafür, daß seine Regierung so handelt; dieser oder jener billigt sogar nicht einmal den Krieg gegen uns. Aber das sind doch nur vereinzelte Ausnahmen, wie das bewiesen wird durch die in diesen Tagen von der englischen Gelehrtenwelt abgegebene öffentliche Erklärung, daß sie voll und ganz einverstanden sei mit dem Kriege, den ihre Regierung uns erklärt hat und den es ja freventlich seit Jahren heimlich vorbereitet hat. „Wir begannen den Krieg für uns selbst und für Belgien, um Freiheit und

Digitized by Google

Frieden zu verteidigen . . ., wir bedauern, daß diejenigen, die wir einmal ehrten, jetzt unter dem zerstörenden Einfluß des Militarismus als Feinde Europas und Gegner derjenigen Völker dastehen, die das Recht der Nationen respektieren." Man sollte es nicht für möglich halten, daß englische Männer der Wissenschaft derartig die Dinge auf den Kopf stellen können. Also England darf allein eine Flotte von riesigstem Umfang haben, die weit jede andre Flotte übertrifft; das ist nicht Militarismus. Wenn wir eine aber noch nicht halb so große Kriegsflotte uns anschaffen, dann ist das verderblicher Militarismus! Das ist die Logik englischer Männer der Wissenschaft; denn daß England in seiner rings durch das Meer geschützten Insellage nur eines kleinen Landheeres bedarf, um sich zu schützen, während Deutschland, im Herzen Europas gelegen und rings von Feinden bedroht, eines großen Landheeres bedarf, um sich zu schützen, das sollte doch ein Mann der Wissenschaft auch in England ohne weiteres einsehen können.

Gewiß, die Wissenschaft ist ein Heiliges, dem man nicht mit unheiligem Empfinden des Hasses nahen darf; aber unser deutsches Vaterland und Volk ist unser Allerheiligstes. Als ehrlicher Deutscher kann man unmöglich mit einem Manne des englischen Volkes wissenschaftlich persönlich verkehren, der diese Politik und diese Heuchelei seiner Regierung gutheißt; denn darin liegt natürlich das Entscheidende. Auf Engländer, die gleich uns das Unsittliche dieser ihrer Politik verurteilen, hat es keinen Bezug.

Seit jeher hat England soviel wie möglich die andern Völker für sich die Kastanien aus dem Feuer holen lassen. Es hat vor Jahren Japan gegen Rußland gehetzt, um auf diese Weise seinen Todfeind Rußland zu schwächen. Es hat jetzt umgekehrt Rußland, seinen Verbündeten, aber trotzdem seinen Todfeind, gegen Deutschland gehetzt, um Rußland abermals zu schwächen. Aber der dumme russische Bär merkt es nicht, daß England entzückt die Hände reibt, wenn der Bär aus tausend neuen Wunden blutet. Und das in seinem von England angestachelten Revanchedurst allmählich sinnlos gewordene Frankreich merkt es nicht, daß Frankreich in diesem Kriege sich verblutet, mehr und mehr zum willenlosen Trabanten Englands herabsinkt.

Und Belgiens König merkt es nicht — sonst schlösse er Frieden —, daß er sein Volk und sein Land auf die Schlachtbank geliefert hat, lediglich zum Vorteile Englands. Was ist das Größere: Die Torheit aller dieser oder Englands Schuld?

Nicht nur das unsägliche Unglück, die Ströme Blutes, die dieser Krieg fordert, fallen auf Englands Schultern zurück. Auch die schwere Schädigung des Besten, das der menschliche Geist hervorbringt, der Wissenschaft, hat England zu verantworten; denn ohne England hätten weder Frankreich, noch Rußland, noch Belgien, Serbien und Japan den Krieg begonnen.

Digitized by Google

Englands Reue über Japan

Von

Dr. jur. Kurt Ed. Imberg

„Der Knabe Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden." Das ist etwa der Grundton, der immer mehr und immer stärker aus der englischen Presse und aus den Berichten von Privatpersonen von jenseits des Kanals zu uns herüberklingt.

Am 19. August überreichte der japanische Geschäftsträger in Berlin der deutschen Regierung das japanische Ultimatum, in dem er unter Hinweis auf das englisch-japanische Bündnis die sofortige Zurückziehung oder Abrüstung des deutschen Kreuzergeschwaders und die bedingungslose Uebergabe des Pachtgebietes Kiautschau an Japan verlangte. Von außerordentlichem Interesse ist nun die amtliche Mitteilung, in der die englische Regierung dieses Ultimatum ihres Bundesgenossen bekannt gegeben hat, und die folgendermaßen lautet:

> „Die englische und japanische Regierung sind über die notwendigen Maßregeln zum Schutz ihrer Interessen im fernen Osten sowie auch betreffs ihrer Integrität des chinesischen Reiches übereingekommen. Japans Tätigkeit soll sich nicht über das chinesische Meer hinaus erstrecken, außer wenn der Schutz der japanischen Schiffahrt dies erfordert; auch nicht auf die japanischen Gewässer westlich des chinesischen Meeres und zu Lande auf kein andres als das von Deutschland besetzte Gebiet in Ostasien."

Man könnte geneigt sein, aus diesen Worten zu schließen, daß man in Dawning Street bereits von Anfang an befürchten zu müssen glaubte, der gelbe Bundesgenosse werde mit dem kleinen deutschen Pachtgebiet nicht zufrieden sein und unter der Gunst des Augenblicks sein Schäfchen auf dem asiatischen Festlande ins Trockene zu bringen suchen.

Der liberale „Manchester Guardian" hat bereits vor der Ueberreichung des japanischen Ultimatums seinen Befürchtungen gegenüber einer Eroberung Kiautschaus durch Japan Ausdruck gegeben, indem er ausführte, Japan würde unter dem Vorwande, seinem Bündnisvertrage mit England nachzukommen, sich da zum Herrn eines Gebietes machen, wo es sowohl für Großbritannien als auch für China eine Gefahr bilden könne. England könne auch ohne Japans Hilfe in den ostasiatischen Gewässern auskommen, und wenn man das deutsche Pachtgebiet erobern wolle, so brauche man dazu Japan nicht.

Inwieweit die englische Regierung in Tokio darauf hingewirkt hat, um die japanische Regierung zur Teilnahme am Kriege gegen Deutschland zu bewegen, und welche Versprechungen man von London aus gemacht hat, um die Bedingungen der Japaner zu befriedigen, läßt sich heute, wo das amtliche und nichtamtliche Material so gut wie gleich Null sind, natürlich nicht bestimmen.

Digitized by Google

Ebensowenig kann man jetzt schon sagen, aus welchem Grunde England Japans Teilnahme nachgesucht hat; denn der Bündnisfall war nach dem Vertrage von 1902 und seinen späteren Aenderungen von 1905 und 1911 nicht gegeben, da England an Deutschland den Krieg erklärt hatte und nicht — wie es im Vertrage vorgesehen war — den angegriffenen Teil bildete. Mußte man sich doch bei einiger Ueberlegung in London sagen, daß eine Teilnahme Japans an dem Kriege leicht von weitesttragender Bedeutung werden könnte und eine nicht geringe Stärkung des aufstrebenden Inselreiches zur Folge haben würde, was keinesfalls im Interesse Englands und seiner Dominien in Australien und Amerika lag.

Bereits seit Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts macht sich in der japanischen Politik immer stärker der Wunsch bemerkbar, auf dem ostasiatischen Festlande festen Fuß zu fassen und die Hauptrolle auf der ostasiatischen Bühne zu spielen, auf der alle Großmächte der Erde in der Kunst der Diplomatie wetteiferten. Durch den siegreichen Krieg gegen Rußland 1904/05 sah sich Japan seinem Ziele endlich einen bedeutenden Schritt nähergebracht: das Protektorat und die 1910 erfolgte Einverleibung Koreas war der erste Anfang zur Errichtung eines japanischen Kontinentalreiches im fernen Osten. Schrittweise, aber stets zielbewußt haben die Japaner seit jener Zeit an dem Weiterausbau dieser Stellung gearbeitet und ihre Fühler allmählich immer weiter nach China hinein ausgestreckt. Von Japan aus — wenn vielleicht auch nicht offiziell — wurden die Revolutionäre im Süden des „Himmlischen Reiches" unterstützt und mit Waffen und Munition versorgt, da es dem Reiche der aufgehenden Sonne nur angenehm sein konnte, wenn der Modernisierung und Stärkung des erwachenden chinesischen Riesenreiches die größtmöglichsten Schwierigkeiten bereitet wurden; denn nur bei einem uneinigen, finanziell und militärisch schwachen China war für Japan die Möglichkeit gegeben, an einen Erfolg seiner imperialistischen Pläne auf dem Festlande zu denken.

Diese imperialistische Politik dürfte für die japanische Regierung bestimmend gewesen sein, als sie sich entschloß, gegen den Willen der Militärpartei und breiter Volksschichten an dem Kriege gegen Deutschland teilzunehmen und die günstige Gelegenheit, wo alle in China interessierten europäischen Mächte beschäftigt waren, auszunutzen, um über die deutsche Kolonie in Schantung herzufallen und sich auf Chinas heiliger Erde einzunisten; denn nach der Einnahme Tsingtaus konnte man alsbald sehen, daß es mit der schönen Phrase des Ministerpräsidenten Okuma von der „eventuellen" Rückgabe des deutschen Pachtgebietes an China nicht allzu ernst gemeint war, daß Japan sich vielmehr nicht mit diesem Stückchen chinesischen Bodens zufriedengeben, sondern weitere Forderungen folgen lassen werde.

Diese ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Am 18. Januar 1915 überreichte der japanische Gesandte in Peking der chinesischen Regierung eine Note, die einundzwanzig Forderungen der japanischen Regierung enthielt. Es ist unmöglich, alle diese Forderungen einzeln hier zu besprechen, wir müssen uns

Digitized by Google

mit der Feststellung begnügen, daß ihre Annahme die von den Mächten so treu behüteten Grundsätze von der Integrität Chinas und von der „Offenen Tür" in diesem Reiche in die größte Gefahr bringen und geradezu eine Oberaufsicht Japans, d. h. eine Koreanisierung Chinas, zur Folge haben würde.

Schienen in den letzten Jahren die Interessen Japans mehr im Norden Chinas, hauptsächlich in der Mandschurei, zu liegen, so beweist die Note vom 18. Januar, daß Japan nicht daran denkt, sich auf einen bestimmten Teil des Riesenreiches festnageln zu lassen. Die Forderungen bezüglich Fukiens und des Jangtsebeckens zeigen, daß Japan die ganze chinesische Küste als sein „Interessengebiet" ansieht und sich nicht darum kümmert, ob etwa angemaßte Vorrechte einer dritten Macht an irgendeiner Stelle bereits bestehen, wenn es glaubt, daß dies für die Erreichung seiner Ziele notwendig ist. Man sieht, England kann auf seinen gelehrigen Schüler stolz sein!

Hier müssen die japanischen Interessen jedoch mit denen seines teuren englischen Bundesgenossen zusammenstoßen, denn dieser glaubte, für ihn sei auf das reiche Jangtsetal eine Vormerkung in dem Grundbuche von China eingetragen, da China sich in seinem Vertrage mit England von 1898 verpflichtet hatte, niemals irgendein Gebiet in den Provinzen, die im Jangtsebecken liegen, an eine andre Macht abzutreten. Gewiß, China wird gern bereit sein, diesen Vertragsbestimmungen in jeder Weise nachzukommen, solange es nicht von andrer Seite zu ihrer Preisgabe gewaltsam gezwungen wird; denn „ultra posse nemo obligatur".

Ganz abgesehen von den übrigen Forderungen, die den englischen Handel stark beeinflussen müssen, verlangt Japan in seiner Note an China für sich das Recht, eine Eisenbahn zwischen Wuschan, Kiukiang und Nantschan bauen zu dürfen, sowie eine zweite Linie zwischen Nantschan, Tschaotschaufu und Hangtschau. Mit diesen Eisenbahnlinien würde Japan mitten in dasjenige Gebiet hineinstoßen, welches England für sich reserviert zu haben meint. Da es eine allbekannte Erscheinung ist, daß Handel und Verkehr den Spuren der Eisenbahn folgen, so wird die Japanisierung der Eisenbahnen in diesem Gebiete Chinas auch bald eine Monopolisierung des dortigen Handels zur Folge haben, und bei dem außerordentlichen Zielbewußtsein und bei der bekannten Beharrlichkeit und Geschicklichkeit, die dem Japaner bei allen seinen Handlungen eigen sind, dürfte der bedeutende Handel Großbritanniens nach jenen Gegenden sich bald bedenklich dem Nullpunkte nähern. Denn daß durch die politische „Oberaufsicht" Japans über China — und die jetzigen Forderungen bedeuten nichts weniger als dies — die „offene Tür" bald für die Nichtjapaner geschlossen werden wird, dürfte wohl kaum einem Zweifel unterliegen, trotz den Versicherungen des Grafen Okuma, daß es Japan fernliege, durch seine Forderungen an China den Rechten irgendeiner andern Nation nahezutreten oder durch ungerechte Mittel den chinesischen Markt zu monopolisieren.

Diese Gefahr, die dem britischen Handel im fernen Osten droht, sowie die Gefahr, die ein allzu starkes Anwachsen Japans für die englischen Besitzungen

Digitized by Google

in Asien und Australien sehr leicht mit sich bringen kann, scheinen allmählich auch jenseits des Kanals vielen Leuten die Augen zu öffnen. Immer stärker tritt in letzter Zeit die Nervosität, die Besorgnis und Angst vor der Vernichtung des englischen Handels im fernen Osten, die sich in der englischen Presse bemerkbar macht, zutage, immer zahlreicher werden die Stimmen, die eine energische Wahrung der britischen Interessen im fernen Osten gegenüber dem anmaßenden Vorgehen des gelben Bundesgenossen fordern.

Fast täglich erscheinen in dem „Manchester Guardian", der — wie oben erwähnt — bereits zu Anfang des Krieges seine warnende Stimme erhoben hatte, Hinweise auf die großen Gefahren, die dem englischen Handel in Ostasien drohen, und die von der Regierung anscheinend unterschätzt werden. Der „Manchester Guardian"[1]) weist insbesondere auf die großen Verluste hin, die für die Textilindustrie von Lancashire entstehen würden, wenn es den Japanern gelänge, den chinesischen Markt ihrem Einflusse zu unterwerfen. Aber auch die übrigen Zeitungen, wie „Daily Telegraph", „Nation", „Daily News", „Morning Post"[2]) und „Times",[3]) fordern, daß die Regierung der Entwicklung der Dinge in Ostasien mehr Aufmerksamkeit schenken müsse, als bisher anscheinend geschehen, und daß die britischen Interessen in China, insbesondere im Jangtsebecken, gesichert würden, bevor es zu spät sei. Die Namhaftmachung dieser Blätter dürfte genügen, um darzutun, daß es nicht etwa ein oder zwei räudige Schafe in der englischen Presse sind, die mit der Haltung der Regierung unzufrieden sind, sondern daß die Besorgnis und die Entrüstung über das japanische Vorgehen — man kann wohl sagen — allgemein ist.

Diese Stimmung äußert sich auch in den zahlreichen Anfragen im englischen Unterhause. Die Antworten, die von den Regierungsvertretern auf all diese Anfragen gegeben worden sind, waren jedoch alles andre als befriedigend und gingen niemals über das Maß allgemeiner Redensarten hinaus. So erklärte Neil Primrose am 11. März auf die Anfrage des Parlamentsmitgliedes Molteno, die englischen Handelsinteressen in China seien sehr bedeutend, und er könne das Haus versichern, daß das Auswärtige Amt entschlossen sei, dafür zu sorgen, daß diese Interessen nicht verletzt würden:

> „Im allgemeinen hat Seiner Majestät Regierung nichts gegen die Erweiterung japanischer Interessen in China, vorausgesetzt, daß diese

---

[1]) Vgl. z. B. „Manchester Guardian" vom 13. März 1915.

[2]) Vgl. „Nation" vom 20. März und „Daily News" vom 7. März, wo ein höchst interessanter Brief aus Shanghai abgedruckt ist, der von außerordentlicher Schärfe gegen den japanischen Bundesbruder ist. — Vgl. auch den „Economist" vom 27. März und „Morning Post" vom 26. März 1915.

[3]) Vgl. z. B. neuerdings die „Times" vom 7. Mai, wo ein — anscheinend vom englischen Auswärtigen Amt inspirierter — Artikel Japan warnt, es werde sein Prestige und seinen Einfluß aufs Spiel setzen, wenn es kurzsichtig genug ist, die augenblickliche Verlegenheit der Großmächte zu benutzen, um private Interessen zu verfolgen. — Vgl. auch den Leitartikel in der „Times" vom 10. Mai.

Digitized by Google

Expansion in keiner Weise die englischen Interessen verletzt ... Wenn irgendein Grund zur Annahme vorhanden sein sollte, daß die Verhandlungen zwischen China und Japan nicht auf diplomatischem Wege beendet werden und die Dinge sich so entwickeln könnten, daß sie die Unabhängigkeit und Integrität Chinas bedrohen, so werden zweifellos Beratungen stattfinden, um Mittel und Wege zu finden, wie Japan ohne Verletzung der Integrität Chinas zu seinem Recht kommen kann, was eine der Bestimmungen des englisch-japanischen Bündnisses ist." [1])

Ebenso allgemein gehalten und nichtssagend war die Antwort, die Grey selbst am 20. April im Unterhause auf sechzehn an ihn gerichtete Fragen bezüglich der Vorgänge in China gab:[2])

„Im allgemeinen kann ich sagen, daß die Politik Seiner Majestät Regierung in China weiter von den Bestimmungen des bestehenden Vertrages zwischen dem Vereinigten Königreich und Japan geleitet sein wird, nämlich der Erhaltung der gemeinsamen Interessen aller Mächte in China durch Sicherung der Unabhängigkeit und Integrität der chinesischen Republik und des Grundsatzes gleicher Rechte für Handel und Industrie aller Nationen in China."

Diese allgemeine Erklärung des Ministers des Auswärtigen dürfte wohl ebensowenig zufriedenstellen wie die früheren ähnlichen Antworten von Primrose. Das einzige, was man aus all diesen Antworten der Regierungsvertreter immer wieder herauslesen kann, ist, daß die englische Regierung zurzeit jegliche Verstimmung des japanischen Verbündeten vermeiden möchte, vielleicht in der richtigen Erkenntnis, daß sie doch nicht in der Lage sein werde, dem Vorgehen der Japaner ein energisches „Halt!" zuzurufen.

Besonders drohend sind die Gefahren natürlich für die englischen Besitzungen in Ostasien und für Australien. In letzterem war man schon niemals über das englisch-japanische Freundschaftsbündnis sehr erfreut, da man die Gefahr zu schätzen wußte, die jegliche Stärkung der gelben Weltmacht für das dünnbevölkerte Australien mit sich bringen mußte, denn es dürfte nicht lange dauern, so wird Japan an England die Forderung stellen, daß seine Staatsangehörigen die gleichen Rechte auf Einwanderung nach Kanada und Australien erhalten wie die Einwanderer weißer Rassen. Beide Dominien sind nur sehr schwach bevölkert und weisen weite Landstrecken auf, die noch Millionen von Einwanderern aufzunehmen und zu ernähren imstande sind. Bisher haben sich beide Länder, ebenso wie die Vereinigten Staaten von Amerika, gegen die gelbe Einwanderung fest verschlossen aus Furcht vor der „gelben Gefahr". Wie wird sich England dazu stellen, wenn der jetzige Verbündete diesen Posten der Gleichberechtigung seiner Untertanen beim Friedensschluß auf die Rechnung

[1]) Vgl. „Manchester Guardian" vom 12. März 1915. — Vgl. auch die ebenso nichtssagenden Antworten Primroses in der Sitzung vom 15. März 1915.

[2]) Vgl. „Manchester Guardian" vom 21. März 1915.

Digitized by Google

setzt? Und wie werden sich die schon jetzt ziemlich selbständigen Dominien verhalten, wenn England ihren „Lebensinteressen" nicht Rechnung trägt? Doch diese Fragen sollen hier nicht entschieden werden.

Auch Indien dürfte nicht ganz außerhalb der Wünsche der japanischen Imperialisten liegen, jedenfalls läßt der in den letzten Jahren sehr gestiegene Handel Japans nach Indien sowie die mit staatlicher Unterstützung dorthin gehenden Dampferlinien die Annahme gerechtfertigt erscheinen, daß Japan auch auf jenes „Goldland" sein Augenmerk gerichtet hat. Daß die Stellung Großbritanniens in Indien so stark und rosig ist, ist trotz der beruhigenden offiziellen Nachrichten der englischen Regierung kaum anzunehmen. Jedenfalls werfen der Aufstand in Singapore, zu dessen Unterdrückung die Engländer japanische Hilfe in Anspruch nehmen mußten, sowie die Unruhen und politischen Attentate in andern Gegenden des indischen Reiches ein eigenartiges Licht auf die ruhige Lage in Indien. Ohne Zweifel beginnen die Japaner auch bereits in den Straits Settlements und auf der Malaiischen Halbinsel jenes System von politischen Spionen auszubreiten, mit dem sie so erfolgreich in Korea und China gearbeitet haben. Es dürfte dies nur die Vorbereitung für weitere, vielleicht in nicht allzu ferner Zukunft liegende Schritte sein, deren nächster die Festsetzung der Japaner in Singapore, dem „Gibraltar des Chinesischen Meeres", sein wird.

Und wie man in Japan über seinen Verbündeten denkt, geht allzu deutlich aus den Aeußerungen der japanischen Presse hervor, als daß man sich in England über die wahren Gefühle seiner asiatischen Freunde irgendeiner Täuschung hingeben könnte. So schrieb die „Asahi" bereits im November 1914: „Es wäre besser gewesen, den Vertrag zu kündigen, der durch das russisch-englische Bündnis unsre Lebensinteressen berührt, die Deutschland niemals angetastet hat." Ein ebenso scharfes Urteil über das englische Bündnis fällt der erste Schriftleiter der japanischen Zeitung „Kokuminszimbun", Tokutani, der gleichzeitig Mitglied der japanischen Ersten Kammer ist, in der Nummer seines Blattes vom 4. April 1915. Auch die „Chugat Shimpo" bedauert das Bündnis mit England und erklärt, Japan hätte lieber an Deutschland Anschluß suchen sollen. Gleichzeitig prophezeit diese Zeitung, daß die englische Freundschaft für Japan nicht von langer Dauer sein werde.

Allzu beliebt sind demnach die Engländer nicht im Lande der aufgehenden Sonne, und auf die Freundschaft der Japaner hat England in Zukunft kaum mehr zu rechnen. Japan wird in Ostasien seine Ziele verfolgen, ohne sich durch irgendwelche englischen Interessen darin stören zu lassen; es wird den Weg weiter gehen, den ihm England durch die Aufhetzung zur Eroberung Tsingtaus und durch die Beihilfe bei jener zweifelhaften Heldentat zugewiesen hat. In China zeigen sich jetzt bereits die Anfänge des englisch-japanischen Gegensatzes, und man sieht scheinbar in London bereits die „gelbe Gefahr" am Horizont auftauchen. Ohne Zweifel wird diese Gefahr immer mehr wachsen, und die leichtsinnige Heraufbeschwörung der gelben Rasse zum Kampfe gegen die verhaßten deutschen Bluts-

Digitized by Google

verwandten wird reichlich Früchte zeitigen, die in erster Linie England schaden werden.

Zu spät wird Albion dann erkennen, welchen Fehler es begangen hat, als es Japan zur Teilnahme am Kriege verleitete, nur um ein weiteres Glied in der Kette zur Erwürgung Deutschlands zu gewinnen, anstatt alles aufzubieten, um das Uebergreifen des Weltbrandes auf die Länder gelber und schwarzer Rasse zu vermeiden. Auch hier wird sich die Wahrheit des alten Dichterwortes zeigen: „Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang."

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Deutsches Leben in Galizien und in der Bukowina

Ueber das österreichische Karpathenvorland ist die Kriegsfurie dahingebraust. Zahlreiche Orte sind verwüstet, unzählige Bewohner haben die Flucht ergreifen müssen. Zu den schwer heimgesuchten zählen auch viele unsrer deutschen Ansiedler.

Germanen waren in die Karpathenländer schon in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung gekommen. Doch sie zogen wieder weg, ohne Bleibendes geschaffen zu haben.

Die erfolgreiche Besiedlung Galiziens mit Deutschen begann erst um 1200. Ueber das damals schon germanisierte Schlesien kamen die ersten Ansiedler. Bürger und Bauern wurden wohl gelitten, denn man schätzte ihre wertvolle Arbeitskraft. Aber auch zahlreiche deutsche Ritter, Geistliche und Mönche wanderten ein. So entstanden viele deutsche Städte und Dörfer; Burgen deutscher Geschlechter erhoben sich und viele Klöster wurden errichtet, in denen nur Deutsche Aufnahme fanden. Ein großer Teil der polnischen Adelsgeschlechter ist deutscher Herkunft, und noch im fünfzehnten Jahrhundert klagten die Polen, daß viele polnische Klöster den Einheimischen verschlossen seien. An das Kloster Tyniec bei Krakau knüpft eine Version der Walthariſage an. Wahrscheinlich haben sie die deutschen Klosterbrüder aus der Heimat mitgebracht. Selbstverständlich gab es in allen Orten deutsche Priester; selbst deutsche Bischöfe sind in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters in Galizien nicht selten gewesen.

Den Kern der deutschen Ansiedlung bildeten aber die deutschen Kaufleute und Handwerker. Sie brachten aus Deutschland ihre deutschen Rechtsgewohnheiten mit, deren Beibehaltung ihnen die Fürsten gestatteten. Durch ganz Polen begegnet uns daher deutsches Stadtrecht in der Form, wie es Magdeburg und dessen Tochterstädte (Breslau, Neumarkt) innehatten. Dieses Recht wurde auch den deutschen Dorfansiedlungen gewährt. Ueberall finden wir einen Vogt oder Schulzen an der Spitze des Gemeinwesens; ihm zur Seite Schöffen und Ratsherrn. Die Handwerker waren nach deutschem Muster in Zünften vereinigt. Etwa achthundert Orte kann man in Galizien nachweisen, die deutsches Recht hatten. In vielen derselben hatte man es freilich angenommen, obwohl keine Deutschen zu ihren Bewohnern zählten; doch war auch die Zahl der deutschen Orte sehr bedeutend. Alle größeren Orte Galiziens, die jetzt häufig genannt werden, waren deutsche Gemeinwesen.

Um dem Leser Einblicke in dieses deutsche Leben zu bieten, mag über Krakau ausführlicher gehandelt werden.

Neben dem polnischen Dorf an der Weichsel entstand schon bald nach 1200 eine deutsche Ansiedlung. Im Jahre 1225 erscheint hier bereits ein deutscher Schulz an der Spitze einer

Digitized by Google

wohlgeordneten Gemeinde. Als deren Mittelpunkt hat Bischof Iwo die Marienkirche erbaut. Dreißig Jahre später ist Krakau schon eine Stadt mit zahlreichen besonderen Vorrechten. Auch das Stapelrecht wurde den Bürgern verliehen. Die städtische Gerichtsbarkeit und Verwaltung lag fortan in den Händen eines Vogtes. Diese obersten Stadtrichter sind in den ersten Jahrhunderten fast durchaus Deutsche. Unter den mehr als achthundert bekannten Stadträten aus den Jahren 1289 bis 1507 ist nur ein ganz geringer Teil undeutsch. Dasselbe gilt von der großen Anzahl der Schöffen aus dieser Zeit. Schlägt man die ältesten Stadtbücher auf, so begegnen uns auf jeder Seite, bei allen Rechtsgeschäften, bei Käufen und Verkäufen, in den Verzeichnissen der neuaufgenommenen und verbannten Bürger, in den Aufzeichnungen der Zunftmitglieder unzählige Deutsche. Man gewinnt durchaus den Eindruck, daß die Stadt weitaus überwiegend von Deutschen bewohnt war. Dem entspricht auch der Umstand, daß die Krakauer und ebenso die Bürger andrer Städte Polens am Ende des dreizehnten und am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts deutschen Fürsten zuneigten.[1]) Der deutsche Charakter der Stadt offenbart sich auch auf Schritt und Tritt, wenn wir die Topographie in Betracht ziehen. Das Gebiet der Stadt wird durch „Kreuze" in Bezirke geteilt. Für einzelne Stadtteile war auch noch im sechzehnten Jahrhundert der Ausdruck „Viertel" üblich. Straßen, Plätze und Tore führten deutsche Namen, so Barwuzenbrudergasse, Spitelergasse, Sugasse (Saugasse), Wissergasse (Fischergasse), Spiglergasse, Burggasse, Breitegasse, Huenermarkt (Hühnermarkt), Wasserpforte usw. Für den deutschen Charakter der Stadt spricht auch die Verwendung der deutschen Sprache im öffentlichen Leben. Die Stadtbücher von 1300 bis 1312 sind überhaupt nur deutsch. Seither erfolgen die Eintragungen in lateinischer Sprache, doch finden wir auch deutsche Aufzeichnungen. Insbesondere sind zahlreiche Willküren, also Beschlüsse und Verordnungen des Stadtrates, ferner allerlei Rechtsurkunden, Zunftordnungen und Eidformeln in deutscher Sprache abgefaßt. Auch aus dem sechzehnten Jahrhundert sind zahlreiche Aufzeichnungen in deutscher Sprache bekannt; ja das Deutsche hat sich im Gebrauche der Krakauer Obrigkeit teilweise bis an die Wende des siebzehnten Jahrhunderts erhalten, vor allem beim Schöffengericht. In der Marienkirche wurde noch im ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts durchaus deutsch gepredigt. Das in der Krakauer Kathedralkirche im fünfzehnten Jahrhundert aufgeführte Auferstehungsspiel gleicht völlig jenem von Halberstadt und Magdeburg. Deutsch waren auch die Sitten und Bräuche, so die Hochzeitsordnung, das Treiben der Spielleute, allerlei Umzüge, Schützenfest u. dgl. Besonders bemerkenswert ist, daß auch ein dem Schembartlaufen ähnlicher Umzug stattfand. Bei den regen Beziehungen, die zwischen Krakau und Nürnberg bestanden, darf man annehmen, daß Krakau ebenso wie andre deutsche Städte im weltlichen Schauspiel von Nürnberg beeinflußt wurde.[2])

Gleichzeitig mit dieser Besiedlung Galiziens fanden sich auch viele Deutsche in der Bukowina, die damals zum Fürstentum Moldau gehörte, ein. Seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts sind vor allem in den zwei ältesten Städten dieses Gebiets, in Sereth und in Suczawa, zahlreiche deutsche Bürger nachweisbar. Mit ihnen kamen auch deutsche Bauern. Auch deutsche Söldner, später auch Vertreter gelehrter Berufe, z. B. Aerzte, sind nachweisbar. Selbstverständlich fehlt es auch hier nicht an deutschen Mönchen und Geistlichen. Diese deutschen Ansiedler kamen teils über Siebenbürgen, wo bekanntlich schon zahlreiche deutsche Kolonien bestanden, teils über Galizien. Die deutschen Orte in der Bukowina, wie übrigens auch die andern Städte der Moldau und Walachei, wiesen daher ebenfalls Einrichtungen nach deutschem Recht auf. So stand auch in Suczawa an der Spitze der

---

[1]) Dieser völkische Kampf bildet den Hintergrund meines historischen Romans „Die Tochter des Erbvogts" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

[2]) Diese und andre Bräuche findet man nach den Quellen geschildert in dem obengenannten Roman „Die Tochter des Erbvogts". Näheres über die deutschen Ansiedlungen und ihre Geschichte in „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern", 8 Bände (Gotha, Fr. A. Perthes).

Digitized by Google

Gemeinde ein „Richter" oder „Graf". Ihm zur Seite standen „geschworene Bwrger", die den „gesessenen Rat" bildeten. Für den Richter kommt auch die Bezeichnung „Vogt", für die Beisitzer der Ausdruck „Geschworene" vor. In deutschen Urkunden, die uns aus dieser Zeit erhalten sind, werden oft die deutschen Bürger der Stadt Suczawa genannt. So ist aus 1514 ein deutsches Schreiben des Suczawer „Groph mith seinen geschworenen Burgern" an die Bistritzer (in Siebenbürgen) zugunsten ihres „Mithwoner" Schneider erhalten, und 1526 und 1527 schreibt „Yanusch Tischler Groff myth sampt zaynen geschworn Burgern auff der Socza (Suczawa)" an dieselben Bistritzer wegen gewisser Rechtsstreitigkeiten.[1])

Sowohl in Galizien als in der Bukowina haben die Deutschen eine segensreiche Kulturarbeit geleistet. Handel und Gewerbe, aber auch Künste und Wissenschaften sind von ihnen gefördert worden. Ebenso wurde die Landwirtschaft verbessert, die Ausbeutung der Bergschätze und des Waldreichtums in Angriff genommen. Hunderte von deutschen Worten im Polnischen, Ruthenischen und Rumänischen beweisen, daß der Begriff mit der Sache von den Deutschen übernommen worden ist.

Dieses reiche deutsche Leben wurde aber seit dem fünfzehnten Jahrhundert durch ungünstige Einflüsse gestört. Der Haß des einheimischen Adels, der den Bürgerstand zu schwächen und die Bauern zu knechten suchte, Kriege, die Zerrüttung Deutschlands, Reformation und Gegenreformation und noch manche andre Einflüsse vernichteten die Blüte der Deutschorte. Im achtzehnten Jahrhundert erkannte man den großen Nachteil, der aus dieser Entwicklung dem polnischen und moldauischen Staate erwuchs; man versuchte wieder deutsche Ansiedler ins Land zu ziehen. Mit Erfolg führte dies aber erst die österreichische Regierung aus, die 1772 in den Besitz Galiziens gekommen war und 1774 auch die Bukowina erwarb. Unter Maria Theresia und Kaiser Josef II. begann eine neue deutsche Besiedlung. In alle größeren Orte zogen unzählige deutsche Bürger und Vertreter der Geistesarbeit. Viele Städte erhielten deutschen Charakter, der freilich in Galizien seither wieder geschwunden ist. In der Bukowina weisen aber auch jetzt noch Czernowitz, Sereth, Suczawa, Radautz, Gurahumora, Kimpolung u. a. ein durchaus deutsches Wesen auf, so daß der aus dem Westen kommende Fremde angenehm überrascht ist. Ebenso entstanden zahlreiche neue dörfliche Ansiedlungen. Durch ganz Galizien und durch das Buchenland — wie die Deutschen die Bukowina gern nennen — zieht ein reicher Kranz deutscher Bauernkolonien. An sie schließen sich die deutschen Bergwerksorte und Glashüttenniederlassungen. Es sei nur erwähnt, daß z. B. die zwei in den letzten Wochen oft genannten Dörfer Jakobeni und Kirlibaba in der südlichen Bukowina, bei denen die Kraft des russischen Vorstoßes kläglich zusammenbrach, deutsche Bergwerksansiedlungen aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts sind. Erwähnt sei noch, daß die deutschen Ansiedler verschiedener Herkunft sind: die Stadtbewohner kamen aus allen deutschen Gebieten, die Landleute sind meist Schwaben und Deutschböhmen, die Glasarbeiter und Holzhauer kamen ebenfalls aus Deutschböhmen, die Bergwerksarbeiter aus der Zips in Nordungarn. Die Zahl der Deutschen in Galizien beträgt etwa 100000, die der Bukowiner Deutschen rund 75000 Köpfe.

Durch diese neue Besiedlung ist die Kultur Galiziens und der Bukowina überaus gefördert worden. Handel und Gewerbe, alle Zweige der Landwirtschaft, ebenso die geistige Kultur haben nur unter deutschem Einfluß wesentliche Fortschritte gemacht. In Galizien ist infolge des starken Druckes der Polen besonders seit 1866 das deutsche Wesen freilich vielfach zurückgedrängt worden; doch bestehen hier auch jetzt noch etwa zweihundert lebensfähige deutsche Siedlungen. In der Bukowina ist das deutsche Leben weit kräftiger entwickelt. Das Deutsche herrscht hier noch im öffentlichen Leben, in Amt und Schule vor; die größeren Orte haben vorwiegend deutschen Charakter; die Universität in Czernowitz,

[1]) Näheres über Suczawa und Sereth in meiner „Geschichte der Bukowina" (Czernowitz, Pardini, 1903). Vgl. auch „Geschichte von Czernowitz" (ebenda 1908).

Digitized by Google

die 1875 gegründet wurde, ist deutsch; eine Reihe der blühendsten Dörfer ist von Deutschen bewohnt.

Mögen bald wieder ruhige Zeiten kommen, die diesen treuen Vorposten des deutschen Volkes die Wiederaufnahme ihrer ruhigen und erfolgreichen Arbeit ermöglichen![1])

Dr. Raimund Friedrich Kaindl (Czernowitz-Wien).

Literarische Berichte

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Heft 44—50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

Heft 44 dieser von uns schon öfter unsern Lesern warm empfohlenen Flugschriftenreihe hat den bekannten Historiker der Berliner Universität, Professor Dr. Otto Hoetzsch, zum Verfasser, zum Inhalt das Thema „Oesterreich-Ungarn und der Krieg". Hoetzsch betont einerseits die so überraschend bewiesene Lebensfähigkeit und Widerstandskraft der Habsburger Monarchie, anderseits die außerordentliche Wichtigkeit, die ihr als der Vormacht nach Südosten, dem Bindeglied zwischen Deutschland und der Türkei nebst dem vordern Asien zukommt. Vortrefflich wird diese geschichtlich-politische Betrachtung ergänzt durch die wirtschafts- und handelspolitische, die Professor W. Gerloff im 45. Heft bringt: „Der wirtschaftliche Imperialismus und die Frage der Zolleinigung zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn". Er befürwortet mit Beredsamkeit und Sachkenntnis, ohne die Schwierigkeiten zu übersehen, den Zusammenschluß der beiden Reiche zu „einem Wirtschaftsgebiet vom Eisernen Tor bis zur Yser oder bis zur Yssel, einer der schiffbaren Mündungen des Rheins". — „Der deutsche Volksgeist im Kriege" betitelt sich Heft 46, in dem der ausgezeichnete Berliner Rechtslehrer Otto v. Gierke ein erhebendes Bild der sittlichen Kräfte entwirft, mit denen das deutsche Volk in den Weltkrieg eintrat und die es bisher auch im „Durchhalten" so schön bewährt hat, daß darin auch die beste Verheißung für eine schöne glückliche Zukunft liegt. Auf ein Sondergebiet dieser Betätigung deutscher Tüchtigkeit führt uns Professor Dr. Kurt v. Rümker (Heft 47: „Mit Schwert und Pflug"). Als ausgezeichneter Kenner der deutschen Landwirtschaft zeigt er, wie diese sich den ungeheuren Anforderungen des Kriegszustandes gewachsen zeigte und den englischen Aushungerungsplan vereitelte; wie aber auch für die Zukunft die Unabhängigkeit vom Ausland ein Hauptgebot für die deutsche Volksernährung bleiben muß. — Mit den inneren Kräften des deutschen Volkes beschäftigt sich auch Hermann Muthesius (Heft 50), indem er, von den Gebieten ausgehend, auf denen er als eine unsrer führenden Autoritäten bekannt ist, „die Zukunft der deutschen Form", in einer gesunden, von snobistischem Uebermodern-Tun und von bequemem Kopieren des Alten gleichweit entfernten Entwicklung unsrer Architektur und unsres Kunstgewerbes erblickt und es als Aufgabe der deutschen Kultur bezeichnet, „der Welt das Gesicht zu geben". — Mit Fragen mehr der äußeren Politik beschäftigen sich Erich Meyer, Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinde in Alexandrien, der über „Deutschland und Aegypten" (Heft 48) handelt und auf gründlicher Kenntnis der ägyptischen Verhältnisse fußend, die Forderung erhebt, daß auch in Aegypten die Bahn für deutschen Einfluß freier als bisher werden muß, und der bekannte politische Publizist W. v. Massow, der die Frage: „Wie steht es mit Polen?" (Heft 49) in durchaus sachlicher, objektiver Weise beantwortet und zu eignem Nachdenken über dieses wichtige Problem den Leser anregt.

Eine Frage! Wie erhalten wir der Zukunft die erhebenden Kräfte dieses Krieges? Von Johannes Marbod. Verlag Julius Springer, Berlin. Preis 50 Pf.

Der Hochstand des deutschen Volksempfindens, wie er sich bei Ausbruch des Krieges geäußert hat, soll, nach Meinung des Verfassers dieser Kriegsflugschrift, dadurch zu einem dauernden gemacht werden, daß man dem Volk eine große nationale Aufgabe

[1]) Ueber die Bedeutung der Deutschen in den Karpathenländern für das deutsche Gesamtvolk vgl. man meine jüngst erschienene Schrift „Deutsche Ansiedlung im Osten" (Der Deutsche Krieg Nr. 34). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

auch nach dem Kriege zuweist. Diese Aufgabe soll darin bestehen, in den neuen Grenzgebieten in Ost und West eine Austauschsiedelung zu gründen, durch die die bisherigen Bewohner veranlaßt werden, auszuwandern, um so freien Raum für deutsche Ansiedler zu schaffen. Das Studium der Schrift sei jedem Vaterlandsfreunde warm empfohlen.

Mit dem Hauptquartier nach Westen. Aufzeichnungen eines Kriegsberichterstatters. Von Heinrich Binder. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Als Berichterstatter des „Berliner Tageblatts" hat der Verfasser die großen Tage mitgemacht, als die deutschen Heere im August unwiderstehlich in Belgien und Frankreich einrückten. Er begnügt sich aber keineswegs damit, etwa nur abgerissene Bilder und skizzenhafte Tagebuchschilderungen zu geben, er sucht vielmehr seine Erlebnisse stets mit dem großen Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse zu verknüpfen. Darum holt er aus bei den Julitagen, die alle Welt in Spannung hielten, und läßt uns die Tage der Kriegserklärung und Mobilmachung noch einmal durchleben. Wir folgen ihm auf seinem Wege nach dem Kriegsschauplatz, zum Großen Hauptquartier, nach Belgien, zur Armee des Deutschen Kronprinzen usw. Stets kann er — was bei der Fülle der schon veröffentlichten Schilderungen in Form von Feldpostbriefen und andern Berichten gewiß etwas heißen will — uns neue Einblicke in die großen Ereignisse geben, und er versteht es dabei ausgezeichnet, durch seine fesselnde Darstellung unser Interesse immer von neuem zu steigern. Die photographischen Aufnahmen des Verfassers bieten eine willkommene Ergänzung zu den Schilderungen. s.

Gegen Frankreich und Albion. Von Anton Fendrich. Stuttgart, Franckh. Geh. M. 1.80, geb. M. 2.80.

Nicht eine trockene chronologische Erzählung vom bisherigen Verlauf des großen Krieges, sondern wohlabgerundete Bilder voll echter Stimmungskraft und inneren Miterlebens, die sich zu einem lebendigen Ganzen zusammenschließen. Auch in dieser im besten Sinne volkstümlichen Kriegsgeschichte bewährt sich Fendrich als der warmherzige Patriot und aufrechte Mann, für den es keinen unlösbaren Widerspruch bedeutet, der Sozialdemokratie (freilich der Sozialdemokratie, wie Ludwig Frank sie meinte, nicht wie Liebknecht sie karikiert) anzugehören und dabei als guter Deutscher zu fühlen und sich als solcher offen zu bekennen. Niemand wird den kleinen Band, der sich so leicht liest und doch immer zum Nachdenken und Mitfühlen zwingt, aus der Hand legen ohne Dank und Sympathie für den Verfasser, der schon mit der Flugschrift „Der Krieg und die Sozialdemokratie" so gute Arbeit im Dienste der einigenden und versöhnenden Idee des großen gemeinsamen Vaterlands getan hat. —y—

Mein Leben. Von Richard Wagner. Neue billige Volksausgabe. München, F. Bruckmann A.-G. Preis gebunden M. 4.—, in Halbleder M. 5.—.

Ueber die Bedeutung Richard Wagners braucht heute ja nichts mehr gesagt zu werden. Auch seine Gegner müssen zugestehen, daß er der modernen Musik neue Wege gewiesen und den größten Einfluß auf seine Zeitgenossen sowohl als auch auf die neue Generation ausgeübt hat. Wie seine Werke von den breiteren Schichten des Volkes geschätzt werden, das bezeugen die stets gefüllten Opernhäuser, mag nun „Tannhäuser" oder „Lohengrin", „Rienzi", „der Ring" oder eines der andern Werke auf dem Programm stehen. Um nun auch Wagners Lebensbeichte in die weitesten Kreise seiner Verehrer zu tragen, hat die Verlagsbuchhandlung eine Volksausgabe veranstaltet und bietet sie zu einem so überaus billigen Preise an, daß sie auch Minderbemittelte zugänglich gemacht worden ist. Die Ausstattung des Bandes ist sehr gut. H-n.

Urkunden zur Geschichte des Suezkanals. Veröffentlicht von Geh. Rat Dr. Georgi, Oberbürgermeister a. D. von Leipzig, und Albert Dufour-Feronce. 199 Seiten. Leipzig, Th. Weicher. M. 5.— (6.—).

Das Buch enthält zahlreiche bisher unveröffentlichte Urkunden, besonders Briefe von Mitgliedern der deutsch-österreichischen Gruppe des Suezkanalunternehmens, dem österreichischen Ingenieur Negrelli, dem Leipziger Kaufmann Dufour-Feronce und dem Kaufmann und späteren sächsischen Finanzminister Robert Georgi. Die Entstehungsgeschichte des großen Kulturwerkes wird durch diese Veröffentlichungen mannigfach bereichert, vor allem der Anteil der Deutschen, der durch Lesseps verdunkelt worden ist, in neues Licht gerückt. Auch für die allgemeine Zeitgeschichte ist manch neuer Gewinn aus dem Werk zu verzeichnen. Es würde durch Erläuterungen und Register der Allgemeinheit zugänglicher gemacht worden sein. Br.

Der Don Juan der Bella Riva. Ein Geschichtenbuch. Von Rudolf Presber. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Auch in unsern ernsten Tagen wird ein neues Novellenbuch von Rudolf Presber seine Freunde finden, ja vielleicht erweckt gerade die Stimmung unsrer Zeit in vielen den Wunsch, durch heitere Schöpfungen für

Digitized by Google

Augenblicke der Spannung enthoben zu sein. In dem neuen Band finden wir alle guten Seiten der frischen Art des Dichters, der durch seine begeistert aufgenommenen Kriegslieder „Der Tag des Deutschen“ erst neuerdings wieder sich viele neue Verehrer gewonnen hat. Es ist nicht nur der Witz und der treffende Sarkasmus, der seine Erzählungen zu einer so unterhaltenden Lektüre macht, sondern auch das im besten Sinne versöhnende und gütige Element seines Humors, dem zugleich eine ethische Wirkung nicht abgeht. G.

Gesammelte Vorträge von Dr. E. v. Düring, ehem. Professor an der Universität Kiel. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 219 S.

Der Band vereinigt acht ausgezeichnete Vorträge aus dem Gebiet der Gesundheitslehre. Der Verfasser schöpft als Gelehrter und Arzt aus einem reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen und ist zugleich ein Meister des Vortrags. Das Buch, das in seiner philosophischen und ethischen Grundstimmung an Hufeland erinnert, gibt den Kranken Mut und den Gesunden vortreffliche Ratschläge für eine einfache und naturgemäße Lebensweise. Br.

Von Lieb' und Leid. Skizzen. Von Rosa Weibel. Verlag des Art. Institut Orell Füßli, Zürich. Preis geb. M. 3.—.

Die Verfasserin soll sich bisher durch lyrische Gedichte hervorgetan haben. Ich weiß es nicht, mir begegnet ihr Name zum erstenmal. Was sie uns aber in dem kleinen Bande an Prosaskizzen vorlegt, zeugt von einer schönen Begabung, daß man sich ihren Namen merken muß. Die siebzehn inhaltlich sehr verschiedenen kleinen Erzählungen sind mit merkwürdig sicherer Hand gezeichnet, knapp in der Sprache, beinahe wortkarg, aber dabei doch so anschaulich, daß man seine Freude daran hat.

Natur und Mensch. Von Prof. Dr. Max Georg Schmidt. Mit 19 Abbildungen („Aus Natur und Geisteswelt“, 458. Bändchen). Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Schmidt, einer der angesehensten Schüler Alfred Kirchhoffs und einer der bekanntesten neueren Wirtschafts- und Schulgeographen, hat sich seit fünfzehn Jahren für seine alljährliche Betätigung bei den Marburger Ferienkursen mit den anthropogeographischen Fragen beschäftigt, die er hier klar und fesselnd zur Sprache bringt. Er greift von den unendlichen Beziehungen zwischen Natur und Mensch die wichtigsten und eine Abhängigkeit des letzteren von der ersteren am schlagendsten beweisenden heraus und geht mit der gründlichen und anregenden Behandlung dieser Probleme selbständig und mit schönem Erfolge den Weg Alfred Kirchhoffs weiter zu neuen, eignen Ergebnissen. H. Z.

Bismarcks Glaube. Von Otto Baumgarten, Dr. und Professor der Theologie in Kiel. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Preis M. 2.80, geb. M. 4.—.

Wäre Bismarcks 100. Geburtstag in friedliche Zeiten gefallen, so hätte sich zweifellos eine unübersehbare Flut von Fest- und Gelegenheitsschriften über Deutschland ergossen. Der Ernst und die Schwere des Kriegsjahres hat auch hier für eine „Auslese des Tauglichsten“ gesorgt; die Bismarckliteratur ist zum 1. April 1915 nicht um Hunderte von Nummern vermehrt, wohl aber um einige gediegene und gehaltvolle Werke bereichert worden. Zu diesem wirklich wertvollen Zuwachs rechnen wir das vorliegende Werk. Es behandelt ein Kernproblem des inneren Lebens Bismarcks in der sachlich gründlichsten Weise, dabei mit jenem psychologischen Scharfblick, den nur Liebe und Verehrung, nicht Haß und Tadelsucht zu geben vermögen, und mit einem Takt der Empfindung, der für solche zarte Fragen unbedingt notwendig ist, den aber nur eine im besten Sinn christliche Gesinnung, nicht konfessionelle Beschränkung und moralisierende Splitterrichterei zu geben vermögen. Wie tief und zugleich wie weit Baumgarten sein Thema gefaßt hat, davon mögen die Ueberschriften der Kapitel eine Andeutung geben: „Bismarcks religiöse und kirchliche Entwicklung“; „Bismarcks Religiosität“; „Bismarcks Stellung zur evangelischen Kirche“; „Bismarcks Kampf mit der Papstkirche“. Nicht nur in Bismarcks Seelenleben und gewaltige Eigenart führt uns also der Verfasser ein, er behandelt auch zwei wichtige, viel umstrittene Punkte der inneren und Kulturpolitik des ersten Kanzlers. Es ist vielleicht nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß jeder, der den Menschen und Christen Bismarck kennen, ein wirklich begründetes Urteil über ihn sich bilden will, dies Buch von „Bismarcks Glauben“ gelesen haben muß. K.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Abraham a Santa Clara, Kriegsbrot für die Seele. Von Dr. Karl Bertsche. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.—.

Alten, v., Georg, Handbuch für Heer und Flotte. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Lieferung 73, 74 u. 75 à M. 2.—.

Auerbacher, L., Der Kriegszug der sieben Schwaben. Neu herausgegeben von Heinrich Mohr. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.—.

Bonner Vaterländische Reden und Vorträge während des Krieges. VI. Niepmann, Landmacht und Seemacht im Kampfe miteinander. 50 Pf. VIII. Schreuer, Die allgemeine Wehrpflicht, ihre Entwicklung und ihre gesellschaftliche Bedeutung. 40 Pf. IX. Imelmann, Der deutsche Krieg und die englische Literatur. 50 Pf. X. Thurneysen, Irland und England. 80 Pf. XI. Brüggemann, Die Einheit Europas. 60 Pf. Bonn, Friedrich Cohen.

Bratter, C. A., Im Krieg in Paris. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 1.—.

Chamberlain, Houston Stewart, England and Germany. München, F. Bruckmann A.-G.

Chamberlain, Houston Stewart, Neue Kriegsaufsätze. München, F. Bruckmann A.-G. M. 1.—.

Cornicelius, Max, Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Leipzig, B. G. Teubner. Jahrgang 9, Heft 10, à M. 1.—.

Doyle, A. Conan, Der Tauchbootkrieg. Wie Kapitän Sirius England niederzwang. Deutsch von Schanzer. Stuttgart, Robert Lutz. M. 1.—.

Dresdner, Albert, Die Entstehung der Kunstkritik im Zusammenhange der Geschichte des europäischen Kunstlebens. München, F. Bruckmann A.-G. Geh. M. 8.—, geb. M. 9.—.

Falke, Gustav, Wir und Oesterreich. Ausgewählte Kriegsdichtungen 1914/15. 3. Heft. Hamburg, Hanseatische Druck- und Verlags-Anstalt. 30 Pf.

Goebel, Dr. Julius, Der Kampf um deutsche Kultur in Amerika. Aufsätze und Vorträge zur deutsch-amerikanischen Bewegung. Leipzig, Türr'sche Buchhandlung. M. 3.—.

Hettner, Dr. Alfred, Geographische Zeitschrift. Leipzig, B. G. Teubner. Jahrgang 21, Heft 4, à M. 1.—.

Hie deutsches Reich für immer! Eine Geibelauswahl für Deutschlands Jugend und Volk. Herausgegeben vom Verein für das Deutschtum im Ausland. Berlin, Martin Warneck. Geb. M. 2.—.

Höffer, E., Sieger, Roman. Breslau, S. Schottlaender.

Horowitz, Prof. Dr. J., Der Toleranzgedanke in der deutschen Literatur zur Zeit Moses Mendelssohns. Stuttgart, W. Spemann. M. 1.50.

Horten, M., Die kulturelle Entwicklungsfähigkeit des Islam auf geistigem Gebiete. Bonn, Friedrich Cohen. M. 1.20.

Köhrer, Erich, Auf Hindenburgs Siegespfaden. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.—.

Künzelmann, Ferdinand, Spione. Berlin, Robert Markiewicz Verlag. M. 1.50.

Laboschin, Siegfried, Hindenburg-Nationalblatt. Leipzig, Wezel & Naumann A.-G. M. 1.—.

Litzmann, Berthold, Bismarck und wir. Bonn, Friedrich Cohen. 40 Pf.

Macke, Reinhold, Kaiser Wilhelm der Zweite. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung. 40 Pf.

Meinecke & Vigener, Historische Zeitschrift. München, R. Oldenbourg. 2. Heft, 18. Band.

Meyer, Eduard, England. Seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. Geh. M. 4.—, Lbd. M. 5.—.

Mohr, Heinrich, Kriegsschwänke aus alter Zeit. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.—.

Randglossen zum Französischen Gelbbuch. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. 50 Pf.

Schweder, Paul, Im Kaiserlichen Hauptquartier. Leipzig, Hesse & Becker. Kart. M. 2.50, Leinbd. M. 3.—.

Sieger, R., Die geographischen Grundlagen der öst.-ung. Monarchie und ihrer Außenpolitik. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 1.—.

Wilamowitz-Moellendorff, U. v., Reden aus der Kriegszeit. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 75 Pf.

Wolzogen, Hans v., Gedanken zur Kriegszeit. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 1.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Woran erinnert die deutsche Front in Ost und West?

Vor reichlich hundert Jahren bewegten sich deutsche und österreichische Truppen als Verbündete in den östlichen Grenzgebieten, die auch gegenwärtig erreicht sind, bzw. denen sie sich genähert haben. Freilich geschah dies 1812 insofern unter andern politischen Verhältnissen, als die deutschen Staaten ebenso wie Oesterreich als unfreiwillige Bundesgenossen Napoleons I. gegen Rußland in den Krieg zogen.

Der linke französische Flügel, Macdonalds X. Korps, überschritt damals im Vormarsche auf Riga in Tilsit den Njemen, war am 28. Juni in Tauroggen. Bei diesem Korps befand sich die preußische Division Grawart, dessen Nachfolger Yorck am 30. Dezember 1812 beim Rückmarsche die Konvention von Tauroggen mit den Russen abschloß. Auch der Ort Szawli, bei dem am 30. April 1915 gekämpft wurde, ist aus jener Zeit bekannt. Die Zentrumsarmee bestand aus des Kaisers und aus Jérômes Heeresgruppe.

Am 24. und 25. Juni 1812 (bereits am 23., 11 Uhr abends, beginnend) gingen von Napoleons Heeresgruppe vier Korps und zwei Kavalleriereservekorps auf drei Brücken bei Kowno über den Njemen, während zwei weitere Korps, dabei das VI. (Bayern) und ein Kavalleriereservekorps dieser Gruppe unter Vizekönig Eugen dasselbe bei Pilony am 29. und 30. taten und so zur Verbindung mit der Heeresgruppe Jérômes dienten. Dieser bewirkte mit drei Korps, dabei VII. (Sachsen) und VIII. (Westfalen), und einem Kavalleriereservekorps in den Tagen vom 29. Juni bis 2. Juli den Njemenübergang bei Grodno. Der Uferwechsel wurde von der Zentrumsarmee nicht gleichzeitig, sondern innerhalb eines Zeitraumes von einer Woche bewirkt, weil der Kaiser mit seiner Heeresgruppe als Scheitel eines spitzen Winkels einbrechen will, dessen linken Schenkel Macdonalds Korps und dessen rechten Eugens Truppen bilden sollen, an deren Ende Jérôme folgt. Dieser tut es erst, als Napoleon schon in Wilna ist. Während dieser selbst die erste russische Westarmee (Barklay) in sich trennt, sollen die andern Heereskörper nachdrängen und auseinanderhalten. „Ein strategisches Leuthen" nennt der verstorbene Oberst Graf Yorck das beabsichtigte Verfahren. Eugen hat die zweite Westarmee (Bagration) zu hindern, falls diese — hinter den aus Wilna weitergehenden Spitzen Napoleons weg —

Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

auf diesen Ort drängen will. Jérôme endlich soll Bagrations Armee, welche durch sein und Eugens späteren Njemenübergang zu längerem Verweilen verleitet werden soll, durch Angriffe so aufhalten, daß die von Wilna in seiner (Bagrations) Anmarschrichtung vormarschierende rechte Heeresspitze (Davout) Zeit behält, Bagrations rechte Flanke zu fassen.

Die in neuester Zeit oft genannten Orte Kalwarija, Suwalki, Augustow liegen im damaligen Anmarschgelände des linken Njemenufers.

Die Oesterreicher, unter Schwarzenberg aus Galizien anmarschiert, erreichten am 28. Juni Siedlce, nördlich Iwangorod.

Auf dem westlichen Schauplatze stehen die Deutschen etwa von Armentières ab auf französischem Gebiet, in dem Raume von Lille, Arras, Douai, Valenciennes, Cambrai, Le Cateau, Landrecies. Diese Gegend wurde im Jahre 1870/71, von Patrouillen abgesehen, nicht betreten.

Nach der Schlacht von St. Quentin (19. Januar 1871) gelangten Patrouillen der 12. Kavalleriedivision bis aufs Glacis von Landrecies, die 7. Kavalleriebrigade bis nahe an Cambrai heran. Im übrigen lag ein Vorgehen gegen die „Festungen des Nordens" nicht in der Absicht der deutschen Heeresleitung. Ein dauerndes Festhalten des nördlich der Somme gelegenen Landstriches war damals nicht beabsichtigt. Ganz anders heute! und zwar im unmittelbaren Zusammenhange mit der bisherigen Anmarschrichtung durch Belgien. Die gegenwärtige Lage erinnert mehr an diejenige vor hundert Jahren. Damals — nach Belle-Alliance — erfolgte der Vormarsch (Verfolgung) in ähnlicher Richtung, wie im gegenwärtigen Kriege. In Cattillon a. Sambre, am 23. Juni 1815, wurde zwischen Wellington und Blücher vereinbart, daß der englischen Armee die Eroberung der Festungen westlich der Sambre zufallen sollte. Le Quesnoy, Valenciennes, Condé, Lille, Douai, Bouvain fielen ohne oder mit nur geringen Anstrengungen den Engländern in die Hände. Preußischerseits hatte nach der Vereinbarung von Cattillon die Bewältigung der festen Plätze an Sambre und Maas zu erfolgen. Prinz August wurde mit der Leitung betraut. Maubeuge, Landrecies, die damals noch nicht belgischen Philippeville und Marienbourg, ferner Rocroi, Givet, Mézières, Sedan, Montmédy, Longwy wurden von den Deutschen genommen. Die Namen der Plätze kehren im Verlaufe des gegenwärtigen Krieges und desjenigen von 1870 wieder. —

In südlicher Richtung geht unsre Frontlinie von östlich Arras westlich an Bapaume vorbei. Am 3. Januar 1871 wurde hier der Entsatzversuch des Generals Faidherbe für Péronne durch General v. Goeben abgewiesen. Dieses ist heute ebenso wie St. Quentin, la Fère, Laon in unserm Besitze. Unsre Front schneidet die Verbindungen Noyon-Compiègne (Hauptquartier Blüchers Ende Juni 1815 und des Kronprinzen von Sachsen, Oberbefehlshabers der Maasarmee im Waffenstillstande 1871) und folgt von der Vereinigung der Aisne und Oise ersterer. Von Soissons bleibt sie nördlich. Die neuesten Kämpfe des III. Armeekorps bei diesem Orte sind noch in frischer Erinnerung. In Soissons übernahm Grouchy am 26. Juni 1815 den Oberbefehl über die „Nordarmee"

Digitized by Google

genannten Trümmer der Armee Napoleons I., und am 15. Oktober 1870 wurde die Festung den Deutschen nach etwa dreiwöchiger Belagerung übergeben. Das war für die Einschließungsarmee von Paris wichtig, weil Soissons die Eisenbahn Châlons—Reims—Mitry gesperrt hatte. Etwa 35 Kilometer östlich Soissons, bei Beauxrieux, tritt unsre Front aufs linke Aisneufer und geht nördlich an Reims vorbei. Dieses ist seit Mitte September wieder in französischem Besitz. Ueber die Kämpfe bei dieser Stadt wird oft berichtet. Auch vor hundert Jahren gab es ein Gefecht von Reims, als der russische Generalleutnant St. Priest mit seinem starken Detachement aller Waffen am 13./14. März durch Napoleon von dort vertrieben wurde.

Der Erfolg war für den Kaiser „das letzte Lächeln des Glücks".

1870 entschied sich am 22. August Marschall Mac Mahon in Reims dazu, der Bazaineschen Armee in Richtung Stenay entgegenzugehen. „Mit diesem Entschlusse war auf französischer Seite die entscheidende Wendung eingetreten, welche zehn Tage darauf in der Katastrophe von Sedan enden sollte", und am 5. September verlegte König Wilhelm I. sein Hauptquartier dorthin, wo es bis 14. blieb.

Das Lager von Châlons, nördlich dessen unsre Front bleibt, ist der alte Truppenübungsplatz der Franzosen aus Napoleons III. Zeiten. Dort sammelten sich in der zweiten Hälfte des August 1870 die Heeresteile, welche bei Weißenburg und Wörth geschlagen waren. Zu ihnen trat ein neu zusammengestelltes XII. Korps. Zu dieser Armee von Châlons hatte sich von Metz (ab 16. August 1870) Kaiser Napoleon begeben. Mac Mahon befehligte. In dem bekannten Zwiespalt der Meinungen: Paris—Metz, ging der Marschall am 21. August mit der Armee nach Reims, um einerseits der nordwestlichen Abmarschrichtung Bazaines näher zu sein, anderseits den Weg nach Paris einschlagen zu können.

Der Fortsetzung unsrer Front nach der Maas hin ist Valmy (westlich St. Ménehould) vorgelagert. Der Ort ist durch die Kanonade von 1792 bekannt. Von der Maas, etwa 12 Kilometer nördlich Verdun, geht unsre Front nach Fromezey an der Orne und folgt dem Fluß bis Goussainville, von wo sie in südlicher Richtung über Maizérey, Marchéville, Combres, Dompierre, Lamorville, Maizey a. Maas geht, die sie überschreitet. In weitem Bogen wird auf diese Weise Verdun östlich umgangen und erst unterhalb St. Mihiel das linke Maasufer für eine kurze Strecke überschritten.

Verdun, das gegenwärtig von uns auf rechtem Maasufer und teilweise auch auf linkem eingeschlossen ist, war 1870 noch nicht von der gleichen Bedeutung wie heute. Es kam Mitte August als wahrscheinliches Ziel eines Abmarsches der Bazaineschen Armee aus Metz in Betracht, und in den Anordnungen des deutschen Großen Hauptquartiers spielten in jenen Tagen die Straßen Metz—Verdun eine Rolle. An der südlicheren liegen Rezonville und Mars-la-Tour. Da beim Abmarsch der Armeeabteilung des Kronprinzen von Sachsen (Maasarmee) von Metz nach Westen, am 20. August, Verdun im Wege lag,

Digitized by Google

mußte es isoliert, aber nördlich und südlich umgangen werden. Ein Versuch, die Festung im Vorbeigehen zu nehmen, mit welchem das XII. Armeekorps beauftragt war, führte nicht zum Ziel. Erst Anfang Oktober schritt man zum artilleristischen Angriff vom westlichen Ufer der Maas aus, am 8. November kapitulierte die Festung, und die über sie führenden Straßen konnten als Etappenlinien der ersten Armee bei deren Weitermarsch eingerichtet werden.

Ganz anders liegen heute die Verhältnisse. Verdun ist seit 1871 zu einer großen modernen Festung mit detachierten Forts ausgebaut worden. Es wird nördlich beiderseits der Maas, östlich und südöstlich eingeschlossen, und gerade in neuerer Zeit hörte man viel von den Kämpfen an der Combreshöhe am Ostrande der Côtes Lorraines. Diese Höhe ist in unserm sicheren Besitze, während die französischen Berichte immer von einem für sie siegreichen Kampfe um die westliche Höhe von Eparges reden. Aus dieser „Festung" sollen die Deutschen „vertrieben" sein. Das ist ein Irrtum. Sie war nie in deutschen Händen und um ihren Besitz ist nie gekämpft worden. Das östlich vorliegende Gelände ist die vielgenannte Ebene von Woëvre. Hier sollte nach französischer Annahme in einem Kriege mit Deutschland die Entscheidungsschlacht zugunsten der Franzosen geschlagen werden. Vor etwa drei Jahren erschien das kleine Buch „Die Schlacht von Woëvre (1915)", Bericht des major-général Braccio di Montone, Flügeladjutant des Königs Viktor Emanuel von Italien, an diesen. Die Schlacht sollte am 8. Juni stattfinden. 600 000 Mann kämpfen gegeneinander. Wartensleben hat Pagny sur Meuse genommen, da erscheint 3 Uhr nachmittags der französische Generalissimus, von der oberen Mosel her anrückend, im Rücken der Deutschen, und Wartensleben muß mit 28 000 Mann, 80 Geschützen, 17 Fahnen und Standarten sich ergeben. „Das ist die Vergeltung für Sedan." Der italienische Offizier berichtet dann weiter seinem Könige: „Da Euer Majestät mir befohlen haben, nur in großen Zügen zu berichten, gehe ich in Einzelheiten nicht ein. Ohne Metz, Straßburg, Thionville zu beschießen, besetzten die Franzosen diese bewunderungswürdig befestigten Plätze, weil sie angedroht hatten, Köln, Koblenz, Mainz und alle Rheinfestungen würden aus der Luft angegriffen werden, wenn Elsaß-Lothringen nicht sofort von den Deutschen geräumt werde. Im Frieden von Karlsruhe erhielt Frankreich die Grenzen von 1815 und die Plätze, welche der Frieden von 1814 ihm gelassen hatte, Landau, Weißenburg usw." Ob Italien mit Frankreich oder nur nicht mit den Dreibundgenossen ins Feld gegangen ist, wird aus der Darstellung nicht klar. Darin hat der anonyme Verfasser freilich recht behalten, Italien hat sich von seinen Bundesgenossen durch die Tat getrennt. Alles andre kam freilich zum Glück anders. Der Maasübergang von St. Mihiel ist in unsern Händen und auf dem linken Ufer durch unsern Brückenkopf von Chauvoncourt geschützt. Unsre Front tritt dann aufs rechte Flußufer zurück. Aus dortiger Gegend sind die Namen Ailly, Camp des Romains, Aprémont in frischester Erinnerung. Die Ortsnamen Richécourt, Flirey, Regniéville und Fey en Haye, Priesterwald leiten nach der Mosel über. Dicht unterhalb Pont-à-Mousson wird diese überschritten. Der Ort diente in den

Digitized by Google

spannenden Tagen von Mitte August 1870 den obersten deutschen Kommandostellen als Unterkunft. Dorthin war am 14. August Prinz Friedrich Karl von Preußen mit dem Oberkommando der zweiten Armee gegangen. Von dort brach am 16. August, 2 Uhr nachmittags, der Prinz auf, legte den mehr als 3 Meilen betragenden Weg nach dem Schlachtfelde von Rezonville in „beschleunigtem Ritte" zurück und traf etwa um 4 Uhr im Gefechtsbereich der 5. Division ein. Am gleichen Tage nahm der Kronprinz von Sachsen als kommandierender General des XII. Armeekorps in Pont-à-Mousson Quartier, und am Nachmittage des 16. traf König Wilhelm mit dem Großen Hauptquartier gleichfalls dort ein. Am frühen Morgen des 17. begab sich der König von Pont-à-Mousson nach dem Schlachtfelde von Vionville. Dort wurden am 17., mittags, auf der Höhe von Flavigny die grundlegenden Anordnungen für die Schlacht am 18. (Gravelotte) gegeben und sodann nach Pont-à-Mousson zurückgekehrt, wo genächtigt wurde. Am 18., früh 6 Uhr, traf der König bereits wieder bei Flavigny ein. Die folgende Nacht verlebte der König in Rezonville, auf dem Schlachtfelde. Am 19. wurde dort der Befehl für die weitere Operation erlassen, dann kehrte das Hauptquartier nach Pont-à-Mousson zurück, welche Stadt am 23. mit Commercy vertauscht wurde. Von Pont-à-Mousson folgt die deutsche Front etwa der politischen Landesgrenze, ein Stück von Oberelsaß in Feindes Hand lassend. Embreménil (westlich Avricourt), Urbeis (15 Kilometer westnordwestlich Kolmar), Fechttal (westlich Kolmar) und Schnepfenrietkopf, Metzeral (Endpunkt der Bahn Kolmar—Münster), Stoßweier (nordwestlich letzteren Ortes), Sondernach (südlich desselben), Hartmannsweilerkopf, Reichsackerkopf, Largtal mit Pfeffershausen (südwestlich Altkirch) sind in neuester Zeit oft genannte Namen. Die Nähe der Festung Belfort, der Rückhalt, welchen sie den Franzosen gewährt, spielt beim Verbleiben der Eindringlinge natürlich eine Rolle. Zwischen Jura und Vogesen bleibt eine etwa 38 Kilometer lange Mulde, die „trouée de Belfort". Sie bildet von jeher die natürliche Verbindung zwischen Deutschland und Burgund, ist zu Kanal- und Eisenbahnanlagen benutzt und durch die Festung Belfort westlich gesperrt. Schon unterm 23. Oktober 1870 wurde General v. Werder mit Einschließung und demnächstiger Belagerung von Belfort beauftragt. Die Festung, zu deren Entsatz die Ostarmee Bourbakis die Schlacht an der Lisaine (15. bis 17. Januar 1871) schlug, kapitulierte nach tapferer Verteidigung unter Oberst Denfert, am 16. Februar 1871. Bekanntlich waren vom Waffenstillstande (29. Januar 1871) die Departements Doubs, Jura und Côte d'Or und die Belagerung Belforts ausgenommen. Die Kapitulation erfolgte auf Grund eines neuen Vertrages von Versailles (15. Februar 1871), durch welchen der Waffenstillstand auf jene drei Departements ausgedehnt wurde. Artikel I ordnete die Uebergabe Belforts an. Die Besatzung verließ mit Waffen und Fahrzeugen unter Zurücklassung des Festungsgeschützes den Platz und erreichte bei Bletterans und Beaurepaire das französischerseits besetzte Gebiet.

Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie wir in Le Bourget und in den andern im Nordosten von Paris gelegenen Orten im Herbst 1870 uns vergegenwärtigten,

Digitized by Google

daß sechsundfünfzig bzw. fünfundfünfzig Jahre früher, im März 1814 und Juni 1815, die Preußen und Russen, bzw. Blüchers Armee, denselben Weg gegangen waren. So mögen auch heute unsre Feldgrauen in ihren Schützengräben sich daran erinnern, wie gegenwärtig zum dritten Male innerhalb von hundert Jahren Deutsche die historisch gewordenen Gegenden an Sambre, Maas, Aisne und oberer Mosel betreten.

Europa und die Zeitungsdemagogie

Wer ist der eigentliche Anstifter dieses großen Krieges? Diese Frage wird vom Volksmund im allgemeinen mit dem Fingerzeig auf England beantwortet. Eine ganz andre Auslegung finden wir in einem von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten botschaftlichen Bericht, in welchem erzählt wird, daß es französischer List gelungen sei, die englische Staatsleitung in ihre Netze zu verstricken. Der Widerspruch zwischen beiden Auffassungen löst sich, wenn wir berücksichtigen, daß die Gefühle des deutschen Volks, welches seinen westlichen und östlichen Nachbarn nichts Besseres zutraute, durch Englands Verhalten schwerer verletzt worden sind. Solche Gefühle dürfen aber nicht zur Legendenbildung führen. Denn geschichtlich richtig ist nur, daß Frankreich und Rußland erst dann zum Angriff zu schreiten wagten, als sie wußten, daß England sein Gewicht zu ihren Gunsten in die Wagschale werfen werde. Das ist Grund genug, die Erbitterung über die Mitschuld des Inselvolks an den Hekatomben dieses furchtbaren Krieges zu erklären. Legendenbildung aber ist die Auffassung, als ob Großbritannien der Drahtzieher, die beiden andern die Puppen wären. Eine solche Entlastung von schwerer Mitschuld ist nur möglich, wenn man die Richtlinien der französischen Politik seit 1871 und der russischen seit 1878, endlich auch die jüngste Vorgeschichte des Kriegs bis zur Unkenntlichkeit verwischt.

Denn als die russische Staatsleitung sich zum Beschützer der Belgrader Verschwörer aufwarf und damit die Solidarität der Throne, ja die Solidarität aller Regierungen im Kampfe gegen den Anarchismus löste, vollzog sie nur die Konsequenzen eines von jeher bestehenden ununterbrochenen Zusammenhangs mit denjenigen Elementen, welche von langer Hand Mittel und Wege vorbereitet haben, um das Gebäude der österreichisch-ungarischen Monarchie in Brand zu stecken. Wenn auch die amtliche Welt nach dem echt russischen Grundsatz: „Si fecisti, nega", solchen Zusammenhang in Abrede stellt, wird es ihr doch nicht gelingen, die Spuren eines Hitrowo und eines Hartwig und so vieler andrer amtlicher Werkzeuge des Panslawismus zu verwischen, und das in Wien aufgehäufte Anklagematerial zu vernichten. Diese Versündigung an der Moral unsres europäischen Staatenverbands muß und wird sich an Rußland selbst über kurz oder lang schwer rächen, sie muß aber auch neutralen Staaten darüber

Digitized by Google

die Augen öffnen, wessen sie sich von seiten dieser Macht zu versehen haben. Nun, Schweden hat es in den letzten Jahren am eignen Leibe erfahren. Zeigt doch die plumpe Unverfrorenheit, mit welcher sich dort russische Gelüste offenbarten, daß der Slawe dumm wird, wenn er sich für überlegen hält.

Wir wissen sehr gut, daß man in St. Petersburg mit gewohntem Geschick den Spieß umkehrt und der österreichisch-ungarischen Kriegspartei die Schuld an der Verschlechterung des Verhältnisses und dem kriegerischen Ausgang zuschiebt. Ja ist denn je in der Welt eine Kriegspartei berechtigter gewesen als in Wien? Denn wenn eine fremde Großmacht Jahrzehnte hindurch Beziehungen zu Leuten unterhält, welche an den Grundmauern meines Staates rütteln, so bleibt mir schließlich keine andre Notwehr als die Ultima ratio. Und das wäre selbst ohne das Verbrechen von Serajewo noch richtig.

Von einer Mitschuld an hochverräterischen Umtrieben kann im Verhältnis Rußlands zu seinem deutschen Nachbarn zwar nicht die Rede sein. Aber von dem Zeitpunkt an, da jener latente Kriegszustand gegenüber Oesterreich-Ungarn erklärt ward, war auch die Frontstellung gegen den Bundesgenossen gegeben, waren auch das franko-russische Bündnis und der Feldzug von Gesetzgebung und Presse gegen das Deutschtum folgerichtige Erscheinungen. Das nannte man Rache für den Berliner Kongreß. Aber es war nicht der Gesichtspunkt des Staatsmanns, sondern die Einflüsterung der Demagogie, welche dem slawischen Dünkel schmeichelte und die tatsächlichen Verhältnisse verkennen lehrte. Bekanntlich war jener Kongreß ein verschwendeter Freundschaftsdienst an eine Macht, die, selbst erschöpft, vor den Toren Konstantinopels die ungeschwächten Kräfte Oesterreich-Ungarns und Englands gefunden hätte. Die russische Politik aber machte uns für die eignen Fehler verantwortlich. Sie ist diesen Richtlinien bis zum 1. August 1914 treu geblieben, und die Versicherungen von Interessengemeinschaft und monarchischer Solidarität, mit denen man uns bei Kaiserbegegnungen und anderen Anlässen zu unterhalten verstand, waren nur Täuschungen, darauf berechnet, uns hinzuhalten.

Was nun Frankreich anlangt, so ist *sein* Leitmotiv, Rache für Elsaß-Lothringen, wohl vom Standpunkte der politischen Moral weniger verwerflich als das panslawistische Programm, im Grunde aber doch die Wurzel alles europäischen Uebels, in der äußeren Politik der Kristallisationspunkt aller Intrigen, in der inneren der beste Trumpf in der Hand der jeweiligen Machthaber und der Zauberstab, der die Parteien einte. Mit unermüdlicher Zähigkeit haben Frankreichs Vertreter im Auslande an dem einen Ziel gearbeitet, Bundesgenossen gegen Deutschland zu gewinnen. Amtliche Kundgebungen, Tischreden u. dgl. verstanden zwar, solchem Werk ein defensives Mäntelchen umzuhängen: Es gälte, Frankreich gegen einen deutschen Angriff zu sichern. Indes hat, trotz Gambettas Mahnungen, die französische Redseligkeit das Wort Revanche viel zu oft in den Mund genommen, um über den wahren Wert und Zweck jener Bundesgenossenschaften täuschen zu können. Diese sonnenklare Tatsache sollte doch genügen, um auch in den neutralen Staaten die Lüge von der Bedrohung Europas durch

Digitized by Google

den deutschen Militarismus keinen Boden finden zu lassen. Aber was kann nicht alles fälschen, was nicht alles erreichen, wer die Mittel besitzt, auf die Zeitungen Einfluß zu gewinnen! In St. Petersburg hatten die französischen Bemühungen, wie wir bereits gesehen haben, verhältnismäßig leichtes Spiel, besonders nach der Kündigung des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages. In London war die Aufgabe unendlich schwieriger; alte Gegensätze, neue Streitfälle, Faschoda, der Burenkrieg, traten dazwischen. Da sah der Botschafter Cambon plötzlich das Ziel seines Lebenswerkes in ungeahnte Nähe gerückt, als er erfuhr, daß die Annäherungsversuche der Aera Chamberlain an Deutschland gescheitert seien. Wenn diese Annäherungsversuche Tatsache sind, so beweisen sie doch, daß die französische Einkreisungspolitik älter ist als die englische. Sie beweisen aber noch mehr, nämlich die Niedertracht der russischen Politik gegenüber Deutschland. Wir hören ja, daß der Ablehnung des englischen Werbens die Besorgnis zugrunde lag, in einen Krieg mit Rußland verwickelt zu werden. Nun, diesen Krieg haben wir jetzt auch, nur unter unendlich verschlechterten Bedingungen. Rußland hat uns diese weitgehende Rücksichtnahme bei dem denkbar schlechtesten Anlaß mit slawischer Dankbarkeit gelohnt.

Endlich beweisen die über die unmittelbare Vorgeschichte des Kriegs schon jetzt veröffentlichten amtlichen Schriftstücke, daß auch in dieser Phase nicht England, sondern Rußland die Führung hatte.

Wie kann man bei solcher Sachlage eine Darstellung gelten lassen, welche Frankreich und Rußland gewissermaßen als die Genasführten hinstellt, deren Willfährigkeit die englischen Kastanien aus dem Feuer holen solle? Abgesehen von der geschichtlichen Unrichtigkeit ist solche Auffassung für die Stoßkraft unsrer Truppen nicht einmal praktisch, da das englische Kontingent den russischen und französischen Heeresmassen gegenüber einen zu kleinen Bruchteil ausmacht.

Indes Gefühle berücksichtigen selten die geschichtliche Entwicklung, sondern haften an den augenblicklichen Ereignissen. Daraus erklärt sich die Erscheinung, daß die beiden älteren Partner in unsrer Aufmerksamkeit zurücktreten, ja sogar eine gewisse Nachsicht erfahren, weil die deutsche Volksseele durch die Art der englischen Kriegführung aufs tiefste erregt ist. Auch diese Kriegführung will geschichtlich, d. h. aus dem Werdegang des englischen Staatswesens verstanden, wenn auch nicht entschuldigt sein, eines Staatswesens, welches in der Unterjochung wilder Völkerschaften und Herstellung eines ebenso kunstvollen wie schwer zu regierenden Weltreiches seine Energie gestählt, aber auch seine Rücksichtslosigkeit entwickelt hat. Treitschke sagt: „Das Völkerrecht wird zur Phrase, wenn man dergleichen Grundsätze auf barbarische Völkerschaften anwenden will.“ Ueber Englands Seerecht sagt Treitschke zwar, „es zeige die unheilvolle Bedeutung der englischen Macht für die Kultur“, bemerkt aber gleich darauf: „Es ist ja nicht so, als ob die Engländer die schlechteren Menschen wären; in gleicher Lage würden wir vielleicht ebenso handeln wie sie.“ Und der jetzt so verrufene Grundsatz: „Right or wrong, my country,“ wie oft ist er von deutschen Federn gerühmt worden! Trägt doch jenes Buch die Jahreszahl 1914, in welchem

Digitized by Google

Fürst Bülow schreibt: „In Wirklichkeit ist diese angebliche Perfidie Albions nur ein gesunder und berechtigter nationaler Egoismus, an dem sich andre Völker ebenso wie an andern großen Eigenschaften des englischen Volkes ein Beispiel nehmen können." Heute wendet sich diese schroffe Außenseite Englands gegen uns selbst, und seine Kampfesweise hat obendrein eine noch nicht dagewesene Verstärkung erfahren durch die Waffen der internationalen antideutschen Demagogie, die Waffen der Lüge, mit andern Worten, England ist unter eine verhängnisvolle Fremdherrschaft geraten. Wer je in England geweilt und dort ein gesittetes Volk kennen gelernt hat, dessen Einrichtungen großenteils Anerkennung verdienen, und welches bisher den Fremden, auch den Deutschen, mit selbstbewußter und doch liebenswürdiger Haltung aufnahm, der stünde jetzt vor einem Rätsel, dürfte er sich nicht aus der Atmosphäre des Hasses in die tröstliche Gewißheit retten, daß derjenige, welcher die Lügen liest und glaubt, nicht verwechselt werden darf mit dem, welcher sie erfindet, und daß jene giftgeschwollene öffentliche Meinung keine organisch gewachsene Pflanze, sondern ein künstliches Erzeugnis ist.

Und das führt zu der Frage zurück: Wer sind die Anstifter dieses Krieges? Ja, sind es denn überhaupt die Völker, die Engländer, die Franzosen oder die Russen? Ganz gewiß, nein. Der englische Businessman, welcher in insularer Unkenntnis des Festlands dahinlebt und von Politik nur das erfaßt, was sein Geschäft berührt, hätte es auch gläubig hingenommen, wenn die tägliche Druckerschwärze ihm bewiesen hätte, wieviel sein Land am Handel mit Deutschland verdient, wie beide Länder, besonders im Handel, aufeinander angewiesen sind und sich gegenseitig ergänzen. Man hat ihm aber nicht dies, sondern etwas ganz anderes täglich vor Augen gemalt, nämlich die Gefahr einer Verarmung durch den deutschen Wettbewerb und eines Verlustes der englischen Seemacht und Kolonien durch die wachsende deutsche Flotte. Und Beharrlichkeit führt zum Ziel, er muß es schließlich glauben.

Der französische Rentner verlangte im Grunde nichts Besseres, als die Zinsen seiner Ersparnisse in Ruhe zu verzehren. Aber die jeweilig am Ruder befindliche Oligarchie, welche die Revanche als Spekulationsobjekt benutzte, beschloß es anders.

Der russische Muschik endlich, jene träge und gutmütige Masse, zum großen Teil aus Analphabeten zusammengesetzt, kennt keinen Nationalhaß. Er kommt zwar als Wahlmann und Zeitungsleser wenig in Betracht, da wir ihn aber doch als Vertreter der Gesamtheit eines konstitutionellen Staatswesens gelten lassen müssen, darf man wohl sagen: das russische Volk ist fremdenfreundlich und friedliebend.

Und so gelangen wir denn am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, im Zeitalter der Demokratie zu der ebenso unabweisbaren als erschütternden Erkenntnis, daß die Völker, welche sich glücklich priesen, heute nicht mehr in Kabinettskriege verwickelt zu werden, die absolute Monarchie mit einer viel schlimmeren und gefährlicheren Tyrannis vertauscht haben, derjenigen der

Digitized by Google

Zeitungsdemagogie. Oh, ihr Pazifisten, die ihr so unehrlich ward, dem Deutschen Kaiser die Entwaffnung Deutschlands, mit andern Worten die Preisgabe Deutschlands an seine Feinde, zuzumuten, warum finget ihr nicht lieber damit an, die Regierung in London, St. Petersburg und Paris aufzufordern, jeden Hetzartikel zu konfiszieren. Hier ist das Wort „Que messieurs les assassins commencent" mit veränderter Nutzanwendung am Platze.

Ein charakteristisches Merkmal dieser Aera der Demagogie liegt in der Harmonie der amtlichen Welt mit der Presse. Auch hier hat Paris die Führung. Der Geschichtschreibung wird es einst schwerfallen, zu entscheiden, wer hier der schiebende, wer der geschobene Teil ist. Und das ist ganz natürlich. Drückt doch die französische Diplomatie dieser Aera das Siegel des Advokaten und Journalisten auf. Wie oft haben wir uns gefallen lassen müssen, diese überlegene Diplomatie von deutschen Federn rühmen zu hören. War sie wirklich so überlegen? Waren sie wirklich Staatsmänner, diese Intriganten, deren Wirksamkeit das eigne Land jetzt an den Rand des Abgrunds bringt? Hat überhaupt Frankreich seit Jules Ferry je wieder einen Staatsmann besessen? Nur einer predigte im Jahre 1914 Vernunft und ward dafür ermordet.

Und dieselben Züge zeigt die russische Staatsleitung: Unterordnung der staatsmännischen Gesichtspunkte unter die Schlagworte der Demagogie. Es dürfte schwerlich einen russischen Minister des Aeußern gegeben haben, welcher nicht in seinem Innern die Ueberzeugung des „Graschdanin" geteilt hätte, daß Rußlands Interessen nur gewinnen könnten, wenn es bei einem Zusammenstoß montenegrinischer oder serbischer Pläne mit dem österreichisch-ungarischen Machtbereich Zuschauer bliebe. So sprach ein Staatsmann. Gleichwohl geschah das Gegenteil, der russische Staat gab seine Kriegsmacht zur Verwirklichung des allslawischen Programms her, zur Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns und Errichtung eines slawischen Staatenbundes, welcher über die Leiche der Donaumonarchie hinweg den Weg nach Konstantinopel ebnen soll. Das ist der Triumph der Demagogie über den Staatsmann, der Leidenschaft über die Vernunft. Denn auch wenn — was Gott verhüte — die russischen Waffen siegreich wären, vermöchten sie kein dauerhaftes Werk zu vollbringen. Das Geschöpf würde sich gegen seinen Schöpfer wenden. Und warum geschah das Unvernünftige? Weil die Regierung es aus Geringschätzung gegenüber dem Ausland für unbedenklich, aus Schwäche gegenüber den Militärpolitikern und Panslawisten für bequemer hielt, die Zügel so lange am Boden schleifen zu lassen, bis die Schlagworte der Demagogie zur öffentlichen Meinung wurden und auch die Regierung mit sich fortrissen. Jene Rücksichtnahme auf die slawische Volksseele, ihre Wünsche und Interessen, zu welcher die russischen Machthaber nicht nur sich selbst, sondern auch Europa für verpflichtet erklärten, war in Wahrheit nichts andres als die Unterwerfung unter die Demagogie, hervorgegangen aus der Unfähigkeit, die Zustände im Innern zu meistern.

Die Mitschuld an hochverräterischen Umtrieben draußen, die Mitschuld an den Hetzereien der Presse daheim, an dem ganzen Feldzug gegen das Deutschtum,

Digitized by Google

die Mitschuld an der Verwirklichung der Revanche, mit andern Worten die Ableitung aller bösen Instinkte vom Inland auf das Ausland, das ist das Schuldkonto der russischen Regierung gegenüber Deutschland und Europa, vor allem aber ihr Verbrechen am eignen Volk.

In ähnlicher Weise, wenn auch viel später, und unter dem Einfluß einer geheimnisvollen internationalen Solidarität hat die Demagogie in London ihre Herrschaft vorbereitet, angetreten und bis zum blutigen Ende durchgeführt. Bald nach dem Regierungsantritt König Eduards vollzog sich jener auffällige Wechsel in der Leitung der größten englischen Zeitungen, mit welchem sie aus unabhängigen Organen leitender englischer Kreise zu Werkzeugen einer internationalen Liga gemacht wurden, deren ausschließliche Aufgabe in der Verfolgung Deutschlands bestand. Daß dabei auch der Frank und der Rubel beteiligt waren, werden aufgeklärte Engländer selbst schwerlich leugnen. Wer waren die Hintermänner dieser Blätter? War es der mit dem internationalen Großkapital in Fühlung stehende König selbst, welcher, von gewissen Neigungen und Abneigungen geleitet, einen Einfluß auf die Politik zu gewinnen verstand, die das englische Gewohnheitsrecht längst nicht mehr kannte und das konservative Kabinett zu dem verhängnisvollsten Frontwechsel der äußeren Politik zu veranlassen vermochte? Waren es Vertreter der internationalen Börse, waren es amtliche und außeramtliche auswärtige Intriganten? Genug, das englische Volk war es sicherlich nicht, welches hinter jener Presse stand und der öffentlichen Meinung die Richtung gab. Und welch merkwürdigen internationalen Zusammenhang zeigt diese Zeitungsliga! Die Apostel der Freiheit an der Themse fanden kein Wort der Mißbilligung für die Knebelung Finnlands. Wohl aber galt ihnen und ihren Berichterstattern Preußen-Deutschland als Vertreter einer militärbureaukratischen Gewaltherrschaft und die Sozialdemokratie als ein notwendiges Produkt, die ganze deutsche Arbeiterwelt als ein Opfer dieses verwerflichen Systems, galten ihm endlich die Auslassungen alldeutscher Heißsporne, obwohl sie in scharfer Gegnerschaft zur Regierung standen, als die Stimme Deutschlands, weil es mit solchen Zeitungsstimmen ein leichtes werden mußte, England von der Feindseligkeit des Deutschen Reiches zu überzeugen. H. St. Chamberlain sagt mit Recht, daß der Berliner Berichterstatter der „Times" ein gut Teil der Verantwortung an diesem Kriege trage, beklagt die Machtlosigkeit der Obrigkeit gegen das Lügen und stellt die Forderung: „Lügner, welche den Frieden Europas gefährden, müssen gehängt werden." Indes war jener Zeitungsmann nur ein bezahltes Werkzeug, die Drahtzieher waren andre. Noch einmal, ihr Pazifisten, wenn ihr praktische Ergebnisse erreichen wollt, bestellt nach dem Kriege eine internationale Untersuchung, um festzustellen, wer die Artikel und Berichte der „Times", des „Temps", der „Nowoje Wremja" und vieler andrer Blätter aus den drei Reichen veranlaßt und wer in diesem Treiben Befriedigung einer Ranküne, seines Ehrgeizes oder seiner Habsucht gefunden hat.

Wir begrüßten seinerzeit den Sturz der Torys im Interesse des Freihandels. Mit Unrecht! Der Zusammenhang der Regierung mit der Demagogie wurde

Digitized by Google

nur fester, der Riß zwischen Deutschland und England nur größer. Denn während Balfour und Chamberlain zwar schon den Wettbewerb des deutschen Handels gefürchtet, aber zu seiner Bekämpfung das anständige Mittel des Zollkrieges empfohlen hatten, beschlossen ihre radikalen Nachfolger, den unbequemen Nebenbuhler zu erwürgen. Faßten sie diesen Entschluß aus freier Wahl oder wurden sie durch den Gang der Ereignisse fortgerissen? Das mag unentschieden bleiben; denn das gerade unterscheidet den Demagogen vom Staatsmann, daß er Geister ruft, welche zu bannen ihm versagt bleibt.

Weil hier nur von der unheilvollen Rolle der Demagogie die Rede war, blieb eine Persönlichkeit bisher unerwähnt, welche bei uns als Urheber des Krieges gilt und deshalb der bestgehaßte Mann in Deutschland ist. Sir Edward Grey hat nie ein leidenschaftliches Wort gesprochen, kann also schlechterdings nicht ein Demagoge gescholten werden. Wohl aber haftet an seiner Politik der Makel der tiefsten Unehrlichkeit und höchsten Frivolität. Die Geschichte, welche die Menschen und ihre Schuld aus dem Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu erklären sucht, wird ihm den mildernden Umstand zubilligen, daß er das Erbe eines Systems angetreten hat, welches an einem inneren Widerspruch krankte und damit zur Unwahrhaftigkeit verurteilt war. König Eduard VII. wollte Deutschland mit Hilfe Frankreichs und Rußlands in Schach halten, aber dennoch ewigen Frieden wahren — ein Ding der Unmöglichkeit; denn die Revanche und der Panslawismus, diese unruhigen Partner, welchen zuerst der kleine Finger geboten wurde, nahmen allmählich die ganze Hand. Eine Hand aber, die nicht mehr frei ist, kann auch nicht in jedem ihr beliebigen Augenblick den Frieden diktieren, ohne das Band zu lösen, welches sie eingegangen ist. Diese letztere Konsequenz wollte aber Grey nicht ziehen, denn auch er und das Kabinett, dem er angehörte, standen schon zu weit im Banne jenes von der Demagogie in der öffentlichen Meinung eingepflanzten Glaubenssatzes, daß Deutschlands Industrie den englischen Handel, Deutschlands Flotte die englischen Kolonien bedrohe, ein Sieg Deutschlands über seine kontinentalen Gegner daher beide Gefahren näherrücken würde. Er wollte daher nicht in St. Petersburg ein Machtwort sprechen, in der wohl nicht unrichtigen Erkenntnis, daß er damit der schon im Jahre 1913 schwer geschädigten Entente den Todesstoß versetze. Hat doch selbst eine so vorsichtige Feder wie die des Fürsten Bülow noch am Ende jenes Jahres von dem „Ende der Einkreisungspolitik“ gesprochen. Anderseits wollte Sir Edward auch nicht, als er den Krieg für unvermeidlich ansah, abseits bleiben, weil er von einem Sieg des deutschen Heeres die Befestigung der deutschen Hegemonie befürchtete. So glitt er von der Rolle eines leitenden Staatsmannes des großen unabhängigen Großbritanniens zum Werkzeug der franko-panslawistischen Angriffs- und Zerstörungspläne hinab. Wir können es getrost dem Urteil der Engländer überlassen, dereinst, wenn sich der Pulverdampf verzogen haben wird, die klägliche Rolle zu beleuchten, die ihr leitender Staatsmann seinem russischen Kollegen gegenüber gespielt hat. Sollte nicht schon jetzt angesichts der Leistungen unsrer Wehrmacht, für welche die Londoner Blätter nur Worte der Anerkennung finden,

Digitized by Google

die Erkenntnis Raum gewinnen, daß es ebenso unsittlich wie unvorsichtig war, die Wohlfahrt dieses von der Königin Viktoria in strahlender Macht hinterlassenen Reiches auf die franko-russische Karte zu setzen! Das Erwachen aus der Hypnose wird dann zwar zu spät erfolgen, um vor Schaden zu bewahren, aber nicht zu spät, um zu lehren, wie man durch Schaden klüger wird und lieber die Freundschaft als die Feindschaft Deutschlands sucht.

Freundschaft mit England! Dieses Wort verletzt deutsche Ohren und erscheint fast für alle Zukunft ausgeschlossen. Zehnmal lieber, heißt es, verständigen wir uns mit Frankreich. Das geht ohne Zweifel zu weit. Wir sehen heute nur die abstoßende Außenseite des englischen Staatswesens und vergessen darüber, daß die Innenseite noch recht gesunde Züge aufweist, mit denen die französische wahrhaftig nicht den Vergleich aushält. Wir weihen Großbritannien schon dem Untergang, wie ehemals die Griechen Ilion, schweigen aber von der Fäulnis der französischen Republik und von dem Tiefstand der politischen Moral Rußlands, schweigen auch davon, daß der Mammonsdienst nicht bloß eine englische Krankheit, sondern eine Krankheit des zwanzigsten Jahrhunderts ist. Aus alle dem sprechen mehr Vergeltungsgefühle gekränkter Herzen als vorausschauende Vernunft politischer Köpfe. Es ist nicht einzusehen, inwiefern Uebertreibungen die gute und gerechte Sache unsrer Waffen und unser Ziel, nämlich einen dauerhaften Frieden, fördern sollen. Auf einem Trümmerhaufen kann Europa sich nicht wieder aufrichten, der Dreibund reicht dazu nicht aus, obschon Oesterreich-Ungarn nach dem Triumph des schwarzgelben Einheitsgedankens — so Gott will — gekräftigt aus diesem Krieg hervorgehen wird. Es gilt aber auch, zu den Westmächten in ein Vertrauensverhältnis zu treten, denn die Worte Vernichtung oder Diktatur sind Großmächten gegenüber Hirngespinste.

Wohltätig ist die Mitwirkung der Presse im Kriege, wenn sie die Begeisterung wachhält und Verleumdungen widerlegt. Geht sie darüber hinaus, greift sie den Entschließungen der Regierung vor, dann gerät sie in Gefahr, demagogisch zu wirken; und die unheilvolle Rolle der Demagogie hat sich im Lager unsrer Feinde in entsetzlicher Stärke gezeigt. Man vermeide darum Ausdrücke wie: „Das können wir verlangen" oder „das deutsche Volk hat ein Recht" usw., und lege mehr Wert auf Fühlung mit der Leitung. Denn nicht der Zeitungsdemagoge ist berufen, im Namen des Volkes zu sprechen und das Volk zu führen, am allerwenigsten in schwerer Zeit, sondern diejenigen, welche am Ruder sind und die Verantwortung tragen. Die Autorität des Staatsmanns ist freilich nicht etwas mit dem Amt ohne weiteres Gegebenes. Sie will zum Teil auch erworben sein. Gewiß aber nicht durch Willfährigkeit. Als Fürst Bismarck im Jahre 1886, nachdem die bulgarische Krisis ausgebrochen war, den Grafen Kalnoky ermahnte, die Leidenschaften der Ungarn zu zügeln, entschuldigte sich dieser damit, daß er nicht die Autorität eines Bismarck besitze. Bismarck aber entgegnete: „Ich habe diese Autorität nicht mitgebracht, sondern sie erst im Widerstande gegen das Parlament erworben." Es wäre sehr bedenklich, wenn unsre öffentliche Meinung sich von unverantwortlichen Führern zu der Ansicht verleiten ließe, mangels

Digitized by Google

einer anerkannten Autorität sei es angezeigt, den Entschließungen der Regierung in Form von Ratschlägen, die mehr oder weniger versteckte Forderungen enthalten, vorzugreifen. Soll aber durchaus die Autorität der Lebenden angefochten werden, so sei es erlaubt, die Toten anzurufen. Das Testament Bismarcks, welches in den „Gedanken und Erinnerungen" niedergelegt ist, wird, soweit es noch bestehende Verhältnisse bespricht, auch heute noch als Wegweiser gelten dürfen. Er sagt: „Die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer unabhängigen Großmacht ist für Deutschland ein Bedürfnis des Gleichgewichts in Europa, für das der Friede des Landes - bei eintretender Notwendigkeit mit gutem Gewissen eingesetzt werden kann." Er sagt aber auch weiter an einer andern Stelle: „Die Achtung vor den Rechten andrer Staaten wird dem Deutschen Reiche und seiner Politik erleichtert einerseits durch die Objektivität des deutschen Charakters, anderseits durch die verdienstlose Tatsache, daß wir eine Vergrößerung unsers unmittelbaren Gebiets nicht brauchen, auch nicht herstellen könnten, ohne die zentrifugalen Elemente im eignen Gebiet zu stärken." Fürst Bismarck gab endlich dem Grafen Schuwaloff, als dieser bemerkte: „Vous avez le cauchemar des coalitions," zur Antwort: „Nécessairement." Diese Aussprüche wollen gewiß nicht der Zaghaftigkeit das Wort reden — das wäre gänzlich unbismarckisch, wohl aber der staatsmännischen Vorsicht im Gegensatz zu demagogischem Ungestüm, wollen auch nicht jede Gebietserweiterung grundsätzlich ablehnen, wohl aber betonen, daß des Deutschen Reiches Gedeihen weniger von der Erweiterung als von der Sicherung seiner Grenzen abhängt, diese Sicherung aber nicht bloß der bewaffneten Macht anvertraut sein will, sondern auch der politischen Kunst, nach außen Koalitionen fern, im Innern aber zentrifugale Bestrebungen niederzuhalten. Das sind Wahrheiten, welche auch nach dem jetzigen Weltkrieg nicht veralten, vielmehr erst recht wieder Geltung erlangen werden.

[Anm. d. Red. Die vorstehende Abhandlung ist geschrieben vor der Kriegserklärung Italiens an Oesterreich-Ungarn; sie ist aber durch dieses Ereignis nicht veraltet, das im Gegenteil für die unheilvolle Wirkung einer systematisch organisierten — in diesem Fall von der Regierung selbst geförderten — Zeitungsdemagogie ein klassisches Beispiel bildet.]

Ueber Abrüstung und Völkerfriedenskongreß 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt a. M.

Von

Dr. H. v. Langermann

Zur Zeit, in der das neue Deutsche Reich, gestützt auf eigne staatliche finanzielle und militärische Machtmittel, seinen ersten großen Krieg führt, ist es von besonderem Reiz, seine Blicke einmal rückwärts schweifen zu lassen bis ins Jahr 1848 und in der Paulskirche zu Frankfurt a. M., dem Tagungsort der konstituierenden Nationalversammlung, zu verweilen. Denn die Grundlage

Digitized by Google

dessen, was jene Männer, die Gagern, Vincke, Simson, Bassermann, Beckerath, Dahlmann, Döllinger, Ernst Moritz Arndt, Uhland usw., in hohem Fluge erstrebten, ein starkes Reich, das haben wir jetzt. Daher sollten wir ihre Gedanken und Worte heute zu uns sprechen lassen. Es ist ein hohes Lied deutschen Gemeingefühls, patriotischen Bewußtseins. Kein Zweifel mehr, die Männer der so oft arg verketzerten und verkannten ersten deutschen Volksvertretung waren trotz ihren politischen Irrtümern ganze Männer, die edelste Blüte der Nation, groß an glühender Begeisterung, sittlichem Empfinden und tiefstem Wissen. Der Tadel, daß Parlament und Staatenbund sich zu weite Ziele gesteckt habe, die zu erreichen die tatsächlichen Machtmittel versagen mußten, darf nicht übersehen, daß in allen Abgeordneten und ihren Reden und Beschlüssen einer der höchsten deutschen Schätze wirkte: Der deutsche Humanismus und Idealismus. So war die Versammlung der Paulskirche, trotz ihrer Schwäche, ein reiner Ausdruck der geistig-sittlichen Kraft des Deutschtums. Ihre Mitglieder waren von dessen hoher Mission tief durchdrungen, waren wahrhafte Deutsche, wahrhafte Menschen. Freilich opferten sie vielfach dem Kosmopolitismus. Aber Kosmopolitismus und Patriotismus war ihnen eins aus der edlen Ueberzeugung heraus: „Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung." Heute besonders sehen wir die Macht geistig-sittlicher Werte. Heute allerdings tritt zu ihnen die physische Kraft, die damals fehlte.

Nach diesen einleitenden Worten dürfte nun besonders die Tatsache interessieren, daß dieses Parlament bereits sich eingehend mit der Frage der allgemeinen Abrüstung, der Stabilisierung des ewigen Friedens und der Einberufung eines Völkerfriedenskongresses befaßt hat. Berta v. Suttner, der umgefallene oder umgeworfene Zar Nikolaus II., die Friedensligen und heutigen Pazifisten sind also nicht Schöpfer und erste Träger der Idee.

Ist nun an sich schon diese Tatsache heute von großem Interesse, so ist es ebenso der hohe Schwung unsrer Großväter, der aus den Verhandlungen spricht, und insbesondere die mit Beziehung auf den Weltkrieg außerordentliche Aktualität vieles von dem, was damals gesprochen wurde. Unter diesem Gesichtspunkte lasse ich nun einige der bedeutendsten Männer der Versammlung ihre heute besonders zeitgemäßen Worte wiederholen.

Es handelte sich um folgenden Zusatzantrag des Abgeordneten Ruge, von der linken Seite des Hauses, zu dem Bericht des völkerrechtlichen Ausschusses: „Da der bewaffnete Friede durch seine stehenden Heere den Völkern Europas eine unerträgliche Bürde auferlegt und die bürgerliche Freiheit gefährdet, so erkennen wir das Bedürfnis an, einen Völkerkongreß ins Leben zu rufen zu dem Zweck einer allgemeinen europäischen Entwaffnung."

Ruge vertritt zunächst seinen Antrag und prägt den Satz: „Das System der Kongresse wird erst dann ein wahres, wenn diejenigen, welche den Kongreß bilden, von dem Volke zu dem Kongreß gewählt sind; die wahren Kongresse

Digitized by Google

sind nur die Völkerkongresse, die falschen sind die Diplomatenkongresse." Er glaubt, daß Deutschland, das Volk der Philosophie, die Initiative „in diesem großen Gedanken ergreifen und den übrigen Völkern diesen Gedanken ans Herz legen müsse". Er findet, daß die Elemente zu dem Antrage in Europa schon vorlägen, nämlich in der Entwicklung Deutschlands und in der Politik Englands und Frankreichs. Wie er das meint, besagen wohl die späteren Worte: „Meine Herren, wir haben mit unsrer ganzen Entwicklung auch in der letzten Periode dargetan, daß wir dem Militär abgeneigt sind; alle unsre Empörungen, es waren Empörungen gegen das Militär, viel weniger gegen die Regierungsgewalt und das Königtum, und diese Empörungen gegen die Junker im Militär, gegen die Gardedukorps usw., sie indizieren den germanischen Geist, daß wir eine bürgerliche Freiheit und keine Militärwirtschaft wollen." In Frankreich dagegen sieht er diese Elemente „in dem Anstoß, den die Februarrevolution seiner Politik gegeben hat; sie ist beherrscht durch den großen Mann Lamartine, der proklamiert hat, die Prinzipien der neuen Revolution seien die des Humanismus, die Prinzipien des Friedens". Es folgt dann eine lange Lobrede auf den friedlichen Lamartine, den Dichterpolitiker, seine humane Politik und die Macht, welche „diese große Idee über alle Herzen der Franzosen gewonnen hat". Bezüglich Englands schließlich meint Ruge: „Es sind aber nicht nur die Franzosen, welche die Möglichkeit einer europäischen Entwaffnung in Aussicht stellen, es sind auch die Engländer, die dasselbe in Aussicht stellen, denn die Cobdensche Partei ist es, die schon lange darauf angetragen und vor der Revolution schon darauf gedacht hat, man müsse eine europäische Entwaffnung herbeiführen."

Sehr modern muten uns dann folgende Ausführungen über die Engländer an: „Englische Ansicht vom Kriege ist die, daß man Soldaten hat, um sie zu merkantilen, zivilen Zwecken zu gebrauchen; sie betrachten den Krieg nur als ein Handelsmittel, als einen bewaffneten Handel mit den Barbaren. Das ist die Ansicht der Engländer vom Krieg, so haben sie mit China gewirtschaftet und so würden sie mit Deutschland wirtschaften." Er fügt noch hinzu: „Wenn die Engländer aufhören, uns für eine Nation zu halten, die man mit Gewalt benützen und auskaufen kann, so haben sie keine Ursache, sich kriegerisch gegen uns zu verhalten." Hier überschätzt Ruge also die Engländer sehr.

Wenige Zeilen weiter setzt er dann auseinander, wie er sich denn die deutsche Bewaffnung denkt: „Unsre Bewegung geht darauf hin, das Militär zu entwaffnen und das Volk zu bewaffnen, das Volk aber nicht als militärische Kaders zu organisieren, sondern, wie es Nordamerika und die Schweiz schon längst getan haben, als Miliz." Es folgen dann die üblichen Belege für den Vorteil des Milizwesens.

Nach dieser Abschweifung kommt Ruge jedoch wieder auf seinen Kongreß zurück und fragt: „Was wir von diesem Kongreß der freien Völker, d. h. ihrer Abgeordneten, zu erwarten haben?" und findet die Antwort: „Nur ein solcher Kongreß, auf der Basis allgemeiner Entwaffnung errichtet, ist imstande, recht

Digitized by Google

im Sinne der europäischen Bewegung, die nichts andres will, als die gegenwärtige Revolution, als die auf parlamentarische und bürgerliche Freiheit gerichtete Bewegung aufrecht zu erhalten, sie in dem Geleise zu erhalten, wohin sie gehört, d. h. in dem Geleise der Rekonstituierung aller europäischen Völker. Ich bin der Meinung, daß ein solcher Völkerkongreß, den Deutschland anzubahnen die Macht und sogar die Pflicht hat, eine friedliche Lösung der europäischen Differenzen herbeiführen wird."

Weiterhin rechnet er auf den deutschen Idealismus: „Dieser Idealismus ist uns eine Bürgschaft, daß wir zu der Konsequenz unsrer geistigen Bildung uns hinreißen lassen werden, diesen Gedanken der Entwaffnung mit Energie zu ergreifen und durchzuführen. Die drei großen Nationen Europas, England, Frankreich und Deutschland, werden sich also in dem Gedanken einigen, und Rußland wird sich nicht isolieren" (können).

Der Abgeordnete Vogt, Gießen, tritt sodann warm für den Vorschlag Ruges und die Franzosen und deren friedliche Stimmung ein. Interessant ist eine Stelle aus dem französischen „National" vom 17. Juli 1848, die er vorliest: „Die englische Regierung fürchtet Deutschlands Einigung in ein gemeinsames Vaterland", und ferner: „Endlich würde sich Deutschland nicht leicht unter den Huf der Kosakenpferde bringen lassen. Die Macht mißt sich an der Zivilisation; Deutschland ist nach diesem Maßstabe weit mächtiger; allen würde es widerstehen." Heute hat Frankreich offenbar andre Anschauungen über Zivilisation.

Den Höhepunkt aber erreicht Vogts Vortrag, als er mit herzerfrischender Offenheit den Engländern die Wahrheit sagt, mit Worten, die anmuten, als seien sie heute gesprochen: „Es scheint mir, als sei das einer jener Gesichtspunkte der veralteten Politik, welche einen Bundesgenossen in denjenigen Regierungen findet, die den Fürsten Subsidien bezahlen, um sie zu bewegen, das Land herzugeben zur Tenne, auf welcher die andern Völker ihre Kriege miteinander ausklopfen. Das ist die Rolle, die die Engländer als Bundesgenossen bis jetzt gespielt haben. Wo sie noch unsre Bundesgenossen waren, da waren wir, die Deutschen, diejenigen, die mit ihrem Blute die Sache ausfochten. Eine solche Politik, meine Herren, und einen solchen Bundesgenossen, den will ich in Zukunft nicht mehr wünschen und noch dazu einen Bundesgenossen, der nachher, wenn er das bißchen Geld als Subsidium gezahlt hat, es wie ein Blutegel aus dem Marke des Volkes durch Handelsverträge, Zollinteressen und ähnliche Machenschaften wieder heraussaugt." Auf Rußland kommend, meint Vogt: „Von dort hat man zu uns gesprochen, wie ein Despot zu seinem Sklaven spricht." Er ist der Meinung, „daß wir dem Strom der Barbarei, der uns von Osten droht, den Trotz entgegensetzen müssen, den ein freies Volk zeigen muß".

Nach ihm erhebt sich der Abgeordnete Bassermann, Mannheim, der sich mit den politischen Grundsätzen Ruges nicht einverstanden erklärt. Denn Ruge verwerfe den Grundsatz der Nichtintervention, den die Julirevolution aufgestellt habe und stelle dagegen den der Propaganda auf. Ruge lobe Lamartine, der den Grundsatz vertrete, man müsse die politischen Systeme und Prinzipien, die

Digitized by Google

man bei sich durchführe, auch bei den benachbarten Völkern unterstützen. Das sei der Grundsatz der Propaganda. Wenn nun auch die Russen nach diesem Grundsatz verfahren würden? Dieser „alleinseligmachende" Grundsatz führe nicht allein von dem Frieden und der allgemeinen Entwaffnung, sondern auch von dem Wege der Freiheit ab. Denn diese liege gerade darin, daß ein andres Volk sich nicht einmische in den Entwicklungsprozeß des Nachbarvolkes. Er fragt dann: „Ich frage Sie, was soll aus einem Völkerkongreß werden? Einen Kongreß, den die verschiedenen Staaten durch Gesandte beschicken, kann Herr Ruge nicht gemeint haben; denn Gesandte sind nach ihm unnütze Geschöpfe, Müßiggänger, Faulenzer. Also was könnte andres daraus hervorgehen als ein großes europäisches Parlament, und, meine Herren, was soll in diesem Parlament andres gelten als die Stimme der Mehrheit; denn welches andre Prinzip, republikanisches, konstitutionelles, demokratisches Prinzip, gibt es, als daß die Mehrheit entscheide, und wollen Sie dann nachher in dem europäischen Volksparlament, daß die Stimme der Mehrheit entscheide und siege über die Minderheit, wenn diese Minderheit viel aufgeklärter, viel weiser und klüger ist; wollen Sie, daß diese Majorität siege, welche die Dunkelheit will und die Barbarei? Soll diese die freie Minderheit unterwerfen dürfen, oder wollen Sie den Kongreß, das europäische Volksparlament, wieder in Sektionen abteilen? Meine Herren! Dann haben Sie das Nichtinterventionsprinzip. Wenn jede Sektion, d. h. jede Nation, für sich beschließt, was zu tun sei, so brauchen sie kaum zusammenzukommen."

Bassermann verspricht sich also nicht viel von dem „Friedenskongreß" und verlangt „eine vernünftige, praktische Politik". Er fragt deshalb: „Wenn Herr v. Lamartine, der von Ruge so außerordentlich hochgestellt wurde wegen seiner unbedingten Friedenspolitik, und dessen glänzenden Eigenschaften ich nicht zu nahe treten will, erklärte: „Wir müssen rüsten, damit, wenn irgendein Staat sich vergrößert, wir nicht zu kurz kommen," so frage ich, ob diese Worte uns veranlassen können, unbedingten Glauben in die Friedenspolitik eines Nachbarlandes zu fassen, die Hände in den Schoß zu legen und eine allgemeine Entwaffnung zu proklamieren?"

Der unglückliche Abgeordnete Blum, Leipzig, ist jedoch andrer Ansicht und meint, das Bewußtsein sei neu erstarkt, daß der Gedanke größer und stärker sei als die Macht der Kanonen und Bajonette. Er glaubt an eine „Wiederbelebung jenes edlen und besseren Teils des Menschen, der Seele, die auf die Allmacht des Gedankens vertraut". Seine Anschauung faßt er dann in folgende Worte zusammen: „Ich weiß, Bündnisse schließt man nicht aus dem Stegreife, sie müssen eingeleitet und vorbereitet werden; aber das Ziel, das man im Auge hat, muß man aussprechen, und das Ziel einer Verbrüderung des freigewordenen oder freiwerdenden Westens, das ist es, dem ich meine Stimme leihe. Mit der Erreichung dieses Zieles ist die Freiheit und der Friede Europas gesichert, mit der Erreichung dieses Zieles steht die größte und intelligenteste Abteilung der europäischen Staatenfamilie in einer unbesiegbaren Vereinigung zusammen und

Digitized by Google

kann mit Ruhe darauf hinblicken, wenn ein Despot des Nordens sie in der Verzweiflung über das Ende seines Daseins verhöhnen oder ihr drohen wollte. In der Erreichung dieses Zieles ist die Möglichkeit gegeben, diese das Land entnervenden, immerwährenden Rüstungen, diesen sog. bewaffneten Frieden, der uns an den Rand des Verderbens bringt, aufzuheben. — Wie leicht es sein mag, gegen den Ausdruck der Verbrüderung der freien Völker den Spott zu erheben; ich scheue den Spott nicht, weil ich weiß, daß ich einem Gedanken diene, auf dem die Zukunft, auf dem das Glück Europas beruhen wird."

Wurm, Hamburg, beschäftigt sich dann in sehr treffenden und heute besonders bemerkenswerten Aussprüchen mit Rußland. „Dasjenige, was Rußland am meisten haßt, ist nicht die deutsche Freiheit, sondern die deutsche Einheit. Glauben Sie nicht an das alte Märchen, daß die Welt in zwei feindliche Feldlager gestellt ist, von denen das eine das liberale und das andre das absolutistische sei. Rußland hat keine Grundsätze, es folgt nur seinen Interessen. Rußland würde, wenn es sein Interesse dabei fände, der Bundesgenosse jedes Staates sein, welche auch seine Verfassung sein möge." Das trifft auch heute noch zu. Seine weiteren Worte weisen darauf hin, daß Rußland meist mit den Waffen der Diplomatie kämpfe und zu trennen suche, und bringt u. a. folgendes Beispiel: „Es zählt auf das Zerwürfnis und die Ohnmacht, und indem es darauf rechnet, daß Oesterreich in sich nicht mehr das Band der Einheit trage, versucht es jetzt einen Streich an der unteren Donau zu führen, wo nicht bloß Oesterreichs, sondern auch deutsche Interessen obschweben." Also ganz wie heute, bloß daß die Rechnung auf Oesterreichs Uneinigkeit falsch ist. Sehr zeitgemäß klingt es auch, wenn er darauf hinweist: „Meine Herren, wenn in den Franzosen wieder das Gelüste nach der Rheingrenze erwacht, so glauben Sie, daß es Rußlands und sonst niemandes Interesse ist, und sehen Sie sich um, ob nicht Rußlands Mitwirkung — keine solche, über die man Brief und Siegel zu geben pflegt —, aber doch Rußlands Mitwirkung irgendwie dabei im Spiele sei." Er spricht dann von einem Maulwurfstreiben, als Frankreich „sich zum Werkzeuge Rußlands hingab, als, kurz vor der Julirevolution, ein förmlicher Teilungsvertrag über halb Europa zwischen den Kabinetten von St. Petersburg und den Tuilerien verabredet war, eine Teilung, die im Osten, in Konstantinopel begann — denn es gibt keine große europäische Frage, die nicht mit der Frage des Ostens zusammenhängt — und an der Rheingrenze schloß, und selbst im Innern von Deutschland eine Teilung um die andre zur Folge gehabt haben würde."

v. Beckerath, Krefeld, der spätere Finanzminister, wendet sich gegen die Veranstaltung eines Völkerkongresses, um „zum Ziele einer europäischen Entwaffnung" zu gelangen, und nennt den Vorschlag „zwar nicht ein Utopien, sondern eine Antizipation". Er meint, daß zwar die Grundsätze des Christentums „immer mehr das Leben der Völker durchdringen, daß sie das Bewußtsein der Nationalitäten veredeln, ihre Schroffheiten mildern, und daß sie endlich eine höhere

Digitized by Google

Vollendung der Menschheit, ich will sie im Sinne des Herrn Ruge einen allgemeinen Völkerbund nennen, herbeiführen werden. Aber, meine Herren, wenn wir im Hinblick auf dieses Ziel der Humanität, das wir in fernster Zukunft erst zu erreichen hoffen können, wenn wir daraufhin jetzt unsre politischen Handlungen einrichten wollen, so würden wir abermals beweisen, daß wir zwar ein philosophisches, aber kein praktisches Volk sind, daß wir zwar den Gedanken der Zukunft vor allen andern Völkern zu erfassen, daß wir aber im Boden der Gegenwart keine festen Wurzeln zu fassen vermögen." Diese Worte könnten gleich zutreffend heute gesprochen sein. Weiter meint er, „daß Rußland niemals Deutschland niederwerfen und ein glückliches Resultat erhoffen könne in einem Kriege mit Deutschland, wo das Gefühl der Nationalität mit dem erhebenden Bewußtsein der Volksfreiheit, und mit allen Kräften, die die Zivilisation gewährt, verbunden ist".

Für Frankreich und besonders wiederum für Lamartine hat v. Beckerath Sympathien und meint: „Franzosenhaß ist in Deutschland ein Anachronismus." Eine andre Frage aber sei es, deshalb mit Frankreich in ein engeres Bündnis zu treten. Ein solches müßte in der Gemeinsamkeit naheliegender, materieller Interessen der Gegenwart einen starken Boden haben. „Die Kontinentalstellung Deutschlands ist nun aber derart, daß es sich nicht nach Westen und nicht nach Osten hinneigen darf, sondern vermittelst seiner eignen Schwerkraft im Mittelpunkte Europas auf sich selbst beruhen muß. Ein Bündnis mit Frankreich würde uns in einen Krieg mit Rußland stürzen, ein Bündnis mit Rußland uns zum Kriege mit Frankreich führen." Ausgezeichnet und beachtenswert sind dann schließlich noch v. Beckeraths kritische Bemerkungen über die romanischen und germanischen Völker: „Zwischen ihnen besteht unleugbar ein Gegensatz, der für die Kulturentwicklung Europas von höchster Bedeutung, der für sie ein großes Förderungsmittel gewesen ist. Mögen wir es nicht beklagen, daß er oft zu feindseligen Reibungen geführt hat, mögen wir anerkennen, daß die Gegenseitigkeit, die er herbeiführt, höchst günstig einwirkte auf den Fortschritt der Zivilisation in unserm Weltteil. — Dieser Gegensatz hat zu feindlichen Reibungen bis in die neueste Geschichte Anlaß gegeben, und dennoch hat er segensreich gewirkt, er wird noch segensreicher wirken, je mehr er sich zu einer heilsamen Gegenseitigkeit veredelt. Je mehr die beiden großen Völkerstämme, die durch ihn in zwei verschiedene Bahnen geleitet werden, fortschreiten auf diesen Bahnen zum Ziele der allgemeinen menschlichen Entwicklung, desto mehr wird der Gegensatz sich mildern, desto mehr werden sie sich in dem gemeinsamen Ideal der gemeinsamen Humanität vereinen können." Hat man wohl je solche Worte im französischen Parlamente gehört?

In höchst temperamentvoller und heute besonders aktueller Weise greift dann mit ganz neuen Gesichtspunkten v. Möhring in die Debatte. Im Gegensatz zu manchen Abgeordneten lehnt er ein Bündnis mit Frankreich ab, in dem er nur einen ungewissen Freund sieht, weil es wie alle großen Republiken

Digitized by Google

dem inneren Drange nach außen unterworfen sei. Er sucht dies an der Geschichte Roms und der Vereinigten Staaten nachzuweisen. Den schönen Verheißungen Frankreichs gegenüber ist er daher mißtrauisch. In Rußland anderseits sieht v. Möhring „einen tieferen und furchtbaren Feind, denn in Rußland herrscht eine Glaubens- und Militärdespotie, Kreuz und Schwert sind in einer Hand vereinigt". — „An England hat Deutschland einen Neider. England hat uns den Zollverein nicht vergeben, England wird uns noch weniger ein starkes, freies Deutschland vergeben. Der einzige Freund, der uns bleibt, ein wahrer Freund, ist Amerika. Die andern Staaten sind in der Schwebe. Sind wir schwach, so werden sie uns treten; sind wir stark, so werden sie uns ehren und sich zu uns schlagen."

Im Anschluß an seine dann folgenden zahlenmäßigen Betrachtungen des romanischen, germanischen und slawischen Völkerlagers in Europa macht er dann einen höchst aktuellen Vorschlag, der bei uns seit einigen Jahren vielfach erörtert wird (man denke nur an die wirtschaftlichen Ziele der mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine): „Warum," fragt er, „greifen Sie nicht nach dem Nächsten, warum wollen Sie nicht ein starkes Mitteleuropa, das Ihnen den Vorteil von vier Meeren darbietet: die Nordsee, die Ostsee, das Adriatische Meer und den Lauf der Donau, das Schwarze Meer? Warum wollen Sie ein Bündnis mit Frankreich in der Ferne suchen? — Ist dieses Mitteleuropa, wie ich es Ihnen bezeichnet habe, stark, daß es 65 Millionen freier Menschen umfaßt, so kann es die Wagschale halten nach dem Westen, nach dem Osten hin; nicht wir werden Bündnisse suchen, unsern Bund werden die Völker zu suchen gezwungen sein, ja, wie Friedrich der Große sagte: Dann wird in Europa kein Kanonenschuß mehr fallen ohne Deutschlands Erlaubnis." Zum Schluß fordert er die Versammlung zu einem Akt der Anerkennung auf: „Sie alle wissen, daß es Ungarn ist, welches in der Sache der Deutschen Großes getan hat. 200000 Mann hat es aus dem Boden gestampft durch ein großes Wort der Reichsversammlung. Die Ungarn sind unsre besten Bundesgenossen; denn die werden uns helfen, dereinst die deutsche Donau zu erobern." Nach diesen Worten erhob sich die ganze Versammlung unter vielseitigen Bravorufen.

Nach ihm nimmt der Berichterstatter des völkerrechtlichen Ausschusses, v. Wydenbrugh, Weimar, das Wort und bemängelt die Form eines großen Völkerparlaments, eines Völkerkongresses als unpraktisch. Die Idee des ewigen Friedens, meint er weiterhin, könne sich erst verwirklichen, wenn Europa wesentlich durchdrungen von den gleichen politischen Rüstungen sei, wenn die Freiheit überall ihren Thron gesichert und gestützt habe. Jetzt aber dürfe Deutschland mit dieser kosmopolitischen Freundschaftsidee noch nicht praktisch auftreten. „Man würde in den übrigen gesetzgebenden Versammlungen Europas, wo die praktischen Gesichtspunkte vorherrschend sind, keine hohe Meinung von unserm politischen Takt bekommen, wenn wir mit einem solchen Vorschlag in die Welt hinaustreten wollten."

Digitized by Google

Gegenüber dem Abgeordneten Vogt führt er aus, es sei ein Irrtum, zu meinen, daß Frankreich Deutschland die Freiheit geschenkt habe. „Wenn die Freiheit nichts andres wäre als ein Geschenk von Frankreich, dann gäbe ich keinen Deut dafür." Nachdem er noch darauf hingewiesen hat: „Ich glaube, es ist das erstemal, daß das deutsche Volk, das ganze deutsche Volk, hier in der Paulskirche vertreten, beratet im Rate der Völker," wird zur Abstimmung geschritten und der Zusatzantrag Ruge: „Da auch der bewaffnete Friede durch seine stehenden Heere den Völkern Europas eine unerträgliche Bürde auferlegt und die bürgerliche Freiheit gefährdet, so erkennen wir das Bedürfnis an, einen Völkerkongreß ins Leben zu rufen zum Zweck einer allgemeinen europäischen Entwaffnung", abgelehnt.

Genug. Es ist nun eine eigenartige Satire der Weltgeschichte, daß der heutige Weltkrieg gerade mit dem fünfzigjährigen Jubiläum der größten Bewegung der seit 1848 einsetzenden Neuzeit, der internationalen sozialistischen Arbeiterbewegung, deren Prophet Lassalle vor einem halben Jahrhundert starb, zusammenfällt. Auch sie pflegt die Weltfriedensidee und hält sie einer Verwirklichung fähig. Mitten in die Vorbereitungen zum Internationalen Sozialistenkongreß zu Wien, der eine gewaltige Demonstration für Abrüstung und Weltfrieden werden sollte, warf die Kriegsfurie ihre Wolken stählerner Geschosse.

Die Wandlungen der Monroedoktrin

Von

Universitätsprofessor Dr. Hatschek (Göttingen)

I

Die Staatslehre des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts pflegte mit Vorliebe eine Auffassung, wonach der vorstaatliche Gesellschaftszustand, der Naturzustand, der Status naturalis wäre. In diesem herrscht entweder stille Glückseligkeit oder Zwietracht und Streit. Den Mittelpunkt desselben bildet der Mensch mit seiner angeborenen Freiheit, aus welcher ihn die sündhafte Begehrlichkeit der Nebenmenschen herausreißt. Daher muß dieser isolierte Mensch, der „Adam in der Staatslehre", sich mit den andern ebenfalls isoliert gedachten Menschen zum Staatsvertrag zusammentun, um den Staat zu begründen. Die Menschen werfen einen Teil ihrer Freiheit in die gemeinsame „Brandkasse" der staatlichen Gesellschaft ein, um das, was ihnen an Freiheit noch verblieben, um so ungestörter genießen zu können. Aber auch im schon vollendeten Staat verliert der „Adam in der Staatslehre" nicht seine Bedeutung. Auch im vollendeten Staat sind ihm seine angeborenen Freiheitsrechte geblieben, und wenn sie ihm von den Herrschaftsorganen gekürzt werden, da bleibt ihm noch die letzte Möglichkeit, das von ihm aufgerichtete Bauwerk, Staat genannt, mit einem kräftigen Ruck zu

Digitized by Google

stürzen: das Grundrecht auf Revolution. Adam in der Staatslehre hat es gebaut, Adam in der Staatslehre kann das Bauwerk niederreißen. Was nun diese Staatslehre für das innerstaatliche Leben durch den Engländer Locke und den Franzosen Rousseau geworden, ist eine bekannte Tatsache: die Demokratien diesseits und jenseits des Ozeans sind auf dieser Staatslehre aufgebaut. Viel weniger bekannt ist aber, daß jener „Adam" auch in der Theorie des Völkerlebens sein Wesen getrieben, ja daß man ihm im Völkerleben auch noch heute auf Schritt und Tritt begegnen kann. Denn dieser Adam, der aus der Staatslehre in die Theorie von der Völkergemeinschaft hinübergeschritten, sind die Vereinigten Staaten von Amerika: dies und nichts weniger ist die heute von Amerika mehr oder weniger streng beobachtete Monroedoktrin. Auch sie beruht auf dem Gedanken der Isolierung des Individuums, nur ist es nicht der Mensch als Individuum, sondern der Staat als Individuum. Wie der Mensch Adam den Staat aufbaut und den Mittelpunkt im Staatswesen abgibt, so baut der als Adam gedachte Staat im Völkerleben die Weltrepublik auf. Und wie der Adam in der Staatslehre angeborene Freiheits- und Menschenrechte hat, so hat auch nach der Monroedoktrin jeder Staat seine angeborenen Freiheits- und Gleichheitsrechte, die von jedem andern Staat, insbesondere aber auch von jedem Staatenkonzert, d. i. einem kollektiven Herrschaftsorgan der Staatenwelt, geachtet werden müssen. Um dieses stolze Programm durchzuführen, war die Monroedoktrin am 2. Dezember 1823 vom Präsidenten der Vereinigten Staaten, Monroe, dem Kongreß in einer Jahresbotschaft verkündet. Der Gedanke des Isolierungsprinzips, die Idee vom Adam im Völkerleben, den die Vereinigten Staaten nach dem Wunsche ihrer leitenden Staatsmänner darstellen sollten und den dieselben Staatsmänner als höchsten Gipfel der Glückseligkeit, der „angeborenen Freiheit", auch auf die übrigen Staaten des amerikanischen Kontinents übertragen wissen wollten, war schon längst vor der Verkündigung der Monroedoktrin Grundsatz der amerikanischen Politik. In seiner Abschiedsbotschaft vom 17. September 1796 hatte der Präsident George Washington erklärt: „Die große Regel unsrer Haltung gegenüber fremden Nationen ist, in Ausdehnung unsrer kommerziellen Beziehungen mit ihnen so wenig politische Verbindung als möglich zu haben." Europa habe eine Reihe fundamentaler Interessen, die Amerika eigentlich nichts angingen. Es wäre daher vollständig unklug, sich durch künstliche Bande in die Unbeständigkeit der europäischen Politik hineinziehen zu lassen. Daher das Losungswort für die folgende auswärtige Politik der Vereinigten Staaten: Keine Allianz mit dem europäischen Ausland und vollständige Neutralität gegenüber den europäischen Kämpfen. Den vollendetsten Ausdruck dieses Isolierungsgedankens aber stellt jene Jahresbotschaft des Präsidenten Monroe dar, mit deren äußerer Veranlassung und Inhalt wir uns nun zu beschäftigen haben.

II

Zwei historische Tatsachen bilden die äußere Veranlassung jener 7. Jahresbotschaft: einmal der Streit mit Rußland um die Vorherrschaft in dem nord-

Digitized by Google

westlichen Winkel des amerikanischen Kontinents, sodann die Besorgnis der Einmischung Europas, insbesondere der Heiligen Allianz, in die Verhältnisse der eben von Spanien abgefallenen amerikanischen Kolonien. Der russische Zar Alexander hatte nämlich auf Grund vorangegangener Besitznahme der Kurilen, Aleuten und andern Inseln mittels Dekretes vom Jahre 1821 den ausschließlichen Handel, sowie Seefahrt und Fischerei bis zum 51. Grade nördlicher Breite von der Behringstraße an für russische Untertanen vorbehalten. Dagegen erhoben die Vereinigten Staaten Widerspruch. Man einigte sich schließlich auf 54° 40′ Parallele als die Grenze der beiden Staaten in Amerika. Gleichwohl fühlte man sich verpflichtet, Rußland darüber nicht im Zweifel zu lassen, „daß die amerikanischen Kontinente fürderhin nicht mehr Gegenstände für Kolonisation sind". Auf der andern Seite hatte die Heilige Allianz auf dem Kongreß von Verona am 22. November 1822 Frankreich das Mandat zur Wiederherstellung Ferdinands VII. in Spanien erteilt, und die Vereinigten Staaten besorgten, daß die europäischen Großmächte unter dem Deckmantel des sog. Legitimitätsprinzips auch in den Freiheitskampf, den die amerikanischen Kolonien Spaniens mit ihrem Mutterlande führten, eingreifen würden. England, das aus Eifersucht gegen Frankreich dieser Macht keine Vorteile auf dem amerikanischen Kontinent gönnte, Vorteile, die zweifellos erwachsen wären, wenn das Frankreich erteilte Mandat auch auf den amerikanischen Kontinent ausgedehnt worden, veranlaßte die Vereinigten Staaten, es „in das Gesicht der Welt" zu erklären, daß eine solche Einmengung Europas in die Verhältnisse des amerikanischen Kontinents unzulässig wäre. So war das Rückgrat des Kabinetts in Washington gestärkt, um jene Jahresbotschaft des Präsidenten Monroe an den Kongreß der Vereinigten Staaten mit der Adresse an die ganze europäische Staatenwelt zu verkünden. Derjenige Teil der Botschaft, der als Monroedoktrin bezeichnet wird, enthält folgende drei wichtige Sätze: In Absatz 7 wird das Prinzip aufgestellt, „daß die amerikanischen Kontinente zufolge der freien und unabhängigen Stellung, die sie sich errungen haben und behaupten, fürderhin nicht mehr als Gegenstände für zukünftige Kolonisation durch irgendwelche europäischen Mächte anzusehen sind ..." Das war die gegen Rußland geballte Faust, die aber auch einen nicht mißzuverstehenden Wink an die europäischen Mächte bedeutete. Der heiligen Allianz gegenüber galt aber jener Teil der Botschaft, welcher im Absatz 48 und 49 verkündet war: „Wir schulden es deshalb der Aufrichtigkeit und den freundschaftlichen, zwischen den Vereinigten Staaten und jenen Mächten bestehenden Beziehungen, zu erklären, daß wir jedweden Versuch ihrerseits, ihr System auf irgendwelchen Teil dieser Hemisphäre auszudehnen, als gefährlich für unsern Frieden und unsre Sicherheit ansehen würden. In die bestehenden Kolonien oder Dependenzen irgendeiner europäischen Macht haben wir uns nicht eingemischt und werden wir uns nicht einmischen. Aber wir könnten einen Eingriff seitens einer europäischen Macht in die Regierungen, die ihre Selbständigkeit erklärt und sie aufrecht erhalten haben, und deren Unabhängigkeit wir nach großer Ueberlegung und auf Grund gerechter Prinzipien anerkannt haben, zu

Digitized by Google

dem Zwecke, sie zu unterdrücken oder in irgendeiner Weise ihr Schicksal zu bestimmen, in keinem andern Lichte denn als Kundgebung eines unfreundlichen Verhaltens gegenüber den Vereinigten Staaten ansehen." Dagegen verspricht die Union in der Botschaft den europäischen Mächten, sich nicht in die inneren Angelegenheiten des europäischen Kontinents einzumengen. So enthält die auf dem Isolierungsgedanken aufgebaute Monroedoktrin zwei Grundprinzipien: Verbot der Kolonisation und Intervention auf amerikanischem Boden für die europäischen Mächte, dann aber die Verpflichtung Amerikas, sich auch in die europäischen Verhältnisse nicht einzumengen. Wir werden nun im folgenden sehen, wie das erste Prinzip von den Amerikanern immer stärker betont und auf einen Punkt gebracht worden ist, der für sie nichts zu wünschen übrig läßt, während das zweite Prinzip allmählich ganz in Vergessenheit geraten zu sein scheint.

III

Zwei wichtige Steigerungen hat das in der Monroedoktrin enthaltene, an Europa gerichtete Interventionsverbot erfahren. Die eine Steigerung liegt in der vom Präsidenten Polk im Jahre 1845 verkündeten Madisondoktrin, die zweite in der vom Staatssekretär Olney aufgestellten sog. Olneydoktrin vom Jahre 1895. Schon bei der Erwerbung von Louisiana und Florida hatte der damalige Präsident Madison den Satz verkündet, daß es vom Standpunkt der Union unzulässig erscheine, wenn eine in Amerika Kolonien besitzende Großmacht diese an eine andre europäische Macht veräußern wollte. Dieser Grundsatz wurde im Jahre 1845 vom Präsidenten Polk anläßlich des Streits mit England wegen Texas und des Oregongebiets der Monroedoktrin eingefügt. Im Texasfalle hatte England in Verbindung mit Frankreich Mexiko, von dem sich Texas losgetrennt hatte, dazu verleiten wollen, unter die Bedingungen für die Anerkennung der Selbständigkeit dieses Staates den Satz aufzunehmen, daß sich Texas niemals mit den Vereinigten Staaten verbinden dürfe. Im Oregonstreit handelte es sich um ein Gebiet, das in der Nordwestecke Amerikas sich südlich vom 55. bis zum 52. Grad nördlicher Breite erstreckte und sowohl von den Vereinigten Staaten als auch von England aus dem Rechtstitel friedlicher Okkupation und Besiedelung in Anspruch genommen wurde. Wenngleich dieser Streit erst 1872 durch einen Schiedsspruch des Deutschen Kaisers seine Erledigung fand, so hat er doch schon 1845 dem Präsidenten Polk zur Verkündigung des Satzes und Weiterführung der Monroedoktrin Veranlassung gegeben. „Bestehende Rechte jeder europäischen Nation sollten geachtet werden, aber sowohl unsrer Sicherheit wie unsrer Interessen wegen sollte der zureichende Schutz unsrer Gesetze auf unsre gesamten Territorialgrenzen ausgedehnt werden, und es sollte deutlich der Welt als unsre feststehende Politik verkündet werden, daß keine zukünftige europäische Kolonie oder Herrschaft mit unsrer Zustimmung auf irgendeinem Teil des nordamerikanischen Kontinents angelegt oder eingerichtet werden könne." Die Weiterführung der Monroedoktrin durch diesen Satz besteht darin, daß, während Monroe im Jahre 1823 den europäischen Staaten den Versuch

Digitized by Google

verwehren wollte, gewaltsamen Einfluß auf die Entschließungen eines amerikanischen Staates zu gewinnen, und nur das Verbot kolonialer Neugründungen durch europäische Mächte ausgesprochen hatte, die Botschaft Polks jegliche Einflußnahme Europas und jegliche Kolonisation durch europäische Mächte verbot, selbst wenn sie nicht Neugründungen, sondern Uebertragung kolonialer Gewalt von einer europäischen Macht an eine andre betraf. Daher bedeutet diese Botschaft, kurz gesagt, das an ganz Europa gerichtete Verbot, seine politische Macht in Amerika zu mehren. Die größte Steigerung der Monroedoktrin liegt aber in der Olneylehre. Sie entsprang dem Streit zwischen England und Venezuela über die Grenzen zwischen ihnen auf amerikanischem Boden. Seit 1814 war nämlich England Nachbar von Venezuela geworden, dadurch, daß holländischer Kolonialbesitz auf England übergegangen war. Der Streit zwischen jenen beiden Staaten begann 1841 und setzte sich eine Reihe von Jahrzehnten fort, bis er 1895 in ein kritisches Stadium trat. In diesem Jahre suchte nämlich der Gesandte der Union in London auf die englische Regierung dahin einzuwirken, daß sie ihren Streit mit Venezuela einem Schiedsverfahren unterwerfe. Die englische Regierung machte diese Unterwerfung von der Bedingung abhängig, daß sie unter keinerlei Umständen von einer bestimmten Grenzlinie (der sog. Schomburglinie) abzugehen gezwungen würde. Darauf verlangte der amerikanische Botschafter in London auf Grund einer energischen Instruktion des amerikanischen Staatssekretärs Olney kategorisch die endliche Erledigung des Grenzstreites durch Schiedsverfahren. Die Aufforderung zur Antwort war sogar befristet, und wenngleich sie auch nicht rechtzeitig kam, so unterwarf sich dennoch das stolze Albion dem energischen Machtwort der Union. Uns interessiert an diesem Streite nur die Instruktion des Staatssekretärs Olney vom 20. Juli 1895, welche zu jener kategorischen Aufforderung geführt hatte. Da es sich doch in der Frage bloß um einen Streit zwischen England und Venezuela handelte und daher das Erscheinen der Vereinigten Staaten auf dem Plan nur als Deus ex machina wirken konnte, fühlte sich Olney zu einer Begründung veranlaßt, die allerdings nichts mehr und nichts weniger bedeutete als die Feststellung, daß die Vereinigten Staaten über die andern mittel- und südamerikanischen Staaten eine Art von Hegemonie hätten. Es heißt in jener Instruktion: „Die Vereinigten Staaten sind heute tatsächlich souverän auf diesem Kontinent, und ihr „fiat“ ist Gesetz in bezug auf die Angelegenheiten, auf die sie ihr Eingreifen erstrecken. Warum?

... Es ist, weil, neben allen andern Gründen, ihre unbegrenzten Hilfsquellen, verbunden mit ihrer isolierten Stellung, sie zum Herrn der Lage und tatsächlich unverletzbar gegen eine oder alle andern Mächte machen.

Alle Vorteile dieser Ueberlegenheit sind sofort gefährdet, wenn das Prinzip zugelassen wird, daß europäische Mächte amerikanische Staaten zu ihren Kolonien oder Provinzen machen können ... Die aus einem solchen Zustand der Dinge sich ergebenden verderblichen Folgen für die Vereinigten Staaten liegen auf der Hand.“

Digitized by Google

Dieser Ausspruch war nicht etwa eine maßlose Uebertreibung der inzwischen eingetretenen faktischen Verhältnisse auf dem europäischen Kontinent, sondern nur ihr realer Ausdruck. Schon seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hatte auf Grund der Monroedoktrin die Union Versuche der europäischen Staaten, auf dem amerikanischen Kontinent kriegerisch zu intervenieren, teils gänzlich abgewehrt, teils bloß auf die Geltendmachung von Schadenersatzforderungen ohne die Möglichkeit eines kriegerischen Gebietserwerbs beschränkt. Die europäischen Staaten selbst hatten, wenn ihre Intervention in Mittel- oder Zentralamerika nötig wurde, sich zuvor mit den Vereinigten Staaten darüber verständigt, daß sie auf kriegerischen Erwerb keinen Anspruch machten. Meist handelte es sich hierbei um Forderungen, welche bei jenen mittel- und südamerikanischen Staaten eingetrieben werden mußten. Immer wieder trat hierbei die Union als Vermittler zwischen Europa und jenen amerikanischen Schuldnerstaaten auf. (Zuletzt im Jahre 1902 anläßlich der Blockade der venezuelanischen Küste durch Deutschland, England und Italien.) Als Napoleon III. aber ernstliche Absicht machte, Mexiko dem Kaiser Maximilian zu unterwerfen, mußte er der Drohung der Vereinigten Staaten, solches nicht dulden zu wollen, weichen und von der „Errichtung der fremden Monarchie auf den Ruinen der republikanischen Regierung eines amerikanischen Staats" abstehen. So konnte sich also die Olneydoktrin auf Präzedenzfälle der Vergangenheit stützen. Immerhin bedeutet sie eine solche Vollendung der Monroedoktrin, daß künftige Präsidenten, selbst vom Schlage Roosevelts, an dem Gesamtbild nur leichte Züge der Verbesserung vornehmen konnten. Als solche Steigerung der Monroedoktrin, allerdings nicht unter Roosevelt, sondern unter seinem Nachfolger, haben wir die Erledigung des sog. Magdalenenbaifalles von 1911/12 zu bezeichnen, worin der Grundsatz verkündet wurde — es handelte sich um Abtretung mexikanischen Gebiets an ein japanisches Syndikat —, „daß, wenn ein Hafen oder andrer Platz in den amerikanischen Erdteilen so gelegen ist, daß seine Besetzung für maritime oder militärische Zwecke den Verkehr oder die Sicherheit der Vereinigten Staaten zu bedrohen geeignet ist, die Regierung der Vereinigten Staaten den Besitz eines solchen Hafens oder andern Platzes nicht ohne schwere Besorgnis in den Händen einer Korporation oder Vereinigung sehen würde, die eine solche Verbindung zu einer andern, nichtamerikanischen Regierung hat, daß dieser Besitz die tatsächliche Kontrollgewalt für maritime oder militärische Zwecke an diese Regierung gibt." Das war nicht bloß eine Anwendung der Madisondoktrin, sondern eine Steigerung derselben, denn jene verwehrte bloß die staatliche Gebietsübertragung an einen nichtamerikanischen Staat. Hier wird aber die Gebietsübertragung an eine private, nichtamerikanische Gesellschaft untersagt, was noch im Jahre 1866 anläßlich des Verkaufs der Ekuador gehörigen Galapagosinseln an englische Gläubiger dieser Republik von seiten der Union nicht beanstandet worden war.

IV.

So hatte denn die Union durch kluge Steigerung des ersten Satzes der Monroedoktrin allmählich die Oberherrschaft über den amerikanischen Kontinent

Digitized by Google

erlangt. Der zweite Grundsatz der Monroedoktrin: die Nichteinmischung in die Verhältnisse andrer Kontinente, die sich die Union als Gegenleistung auferlegt hatte, war von ihr nur in unwesentlichen Fragen beobachtet und ist im übrigen beinahe ganz in Vergessenheit geraten. Denn eine Einmischung in europäische Fragen bedeutete es, wenn die Vereinigten Staaten nach der ungarischen Revolution dem in die Türkei geflohenen Ludwig Kossuth ihre wirksame Unterstützung zuteil werden ließen, auf die Türkei einzuwirken suchten, jedes von Oesterreich gestellte Auslieferungsbegehren abzuweisen, und im Jahre 1851 sogar eine Fregatte, die „Mississippi", nach der Türkei entsandten, um mit Einwilligung der Pforte die Revolutionäre aufzunehmen und sie nach Amerika in Sicherheit zu bringen. Eine andre Intervention in europäische Verhältnisse: Während des Aufstandes in Kreta, 1866 bis 1868, beauftragte der Staatssekretär der Union seinen Gesandten in Konstantinopel, der Pforte die guten Dienste der Vereinigten Staaten anzubieten, um die unglücklichen Verhältnisse in Kreta zu bessern. Mit Spanien führte die Union einen Krieg, dessen hauptsächlichster Anlaß die Mißwirtschaft Spaniens auf Kuba war. Ein Krieg also, der die Einmischung in die Beziehungen einer europäischen Macht zu ihren Kolonien bedeutete. Ganz besonders scharf tritt aber hervor, wie wenig die Vereinigten Staaten das Prinzip der Nichteinmischung befolgen, wenn man sich daran erinnert, daß sie durch Besitznahme der Tutuila- und andern Inseln im Jahre 1899, durch die Annexion von Hawai während des Krieges mit Spanien und durch die Besitznahme der Philippinen Einfluß und Interesse an der Gestaltung sowohl des australischen wie des asiatischen Kontinents gewonnen haben. Bezeichnend ist, daß, als die Schiedsverträge der Union mit England und Frankreich im Jahre 1912 im Senat zur Sprache kamen, man nur in Erwägung zog, inwiefern diese Verträge mit dem ersten Grundsatz der Monroedoktrin zu vereinbaren wären. Von dem zweiten Grundsatz, dem der Nichteinmischung der Union in die Verhältnisse andrer Kontinente, wurde auch mit keiner Silbe gesprochen. Er ist deshalb zum alten Eisen gestellt.

V

Was bedeuten nun diese Wandlungen der Monroedoktrin für das Gebiet der Staatenpolitik? Abgesehen davon, daß die Hegemonie der Union auf dem amerikanischen Festlande eingerichtet ist, hat die starke Betonung des ersten Grundsatzes der Monroedoktrin (Verbot der Intervention Europas in amerikanische Verhältnisse) und die Vernachlässigung des zweiten Grundsatzes (Verpflichtung der Nichteinmischung in die Verhältnisse andrer Kontinente) zu einer großen Steigerung des Imperialismus der Union geführt. Sie beansprucht für sich vollständige Isolierung von europäischen Einflüssen, gerät aber durch die Macht der Verhältnisse, insbesondere dadurch, daß sie ihre eigne Verpflichtung der Nichtintervention außer acht läßt, zu Reibungen internationaler Art mit den andern Mächten. Soweit sie dies nun durch eigne Kraft durchführen kann, darf man den Amerikanern diesen Imperialismus natürlich nicht verwehren, aber

Digitized by Google

er zeigt nur wieder, wie es unmöglich ist, im Zeichen des heutigen Weltverkehrs als Großmacht den „Adam in der Staatslehre“ spielen zu wollen. Eine solche Robinsonade des Völkerrechts hat sich überlebt, sie ist ein hohler Schatten, denn ihre beiden Voraussetzungen, die ihr Wesen ausmachten, fehlen. Die eine Voraussetzung war: die Gleichheit der übrigen amerikanischen Staaten, über welche die Union ihre schützende Hand in der Monroedoktrin ausstreckte. Diese Gleichheit ist gewichen und durch die Macht der Verhältnisse die Hegemonie der Union auf dem amerikanischen Kontinent ins Leben getreten. Die andre Voraussetzung ist ebenfalls vor den realen Tatsachen geschwunden: der Union sind die Verhältnisse auf den andern Kontinenten nicht mehr gleichgültig. Es gibt für sie demnach Interessengemeinschaften, welche sie mit Europa und Asien verbinden. Washington könnte heute eine Abschiedsrede nicht mehr mit gleichem Inhalte wie 1796 halten.

Friedrich v. Martin

Von

Wilhelm Biernatzki-Voorde

Der merkwürdige Lebensgang, die überragende Persönlichkeit des kürzlich heimgegangenen Friedrich v. Martin lohnen die Mühe, weitere Kreise mit ihm bekannt zu machen. Von Männern der Tat pflegt weniger geredet zu werden als von denen der Feder und des Wortes. Aber gerade bedeutende und gute Männer dieser Art sollten der Nachwelt, dem nun kommenden Geschlecht ein Vorbild sein.

Man nennt Friedrich v. Martin den „Salpeterfürsten“. Auf dem Gebiete der Salpeterindustrie war er zuerst Bahnbrecher, dann anerkannter Führer. Noch mehr: er schlug den ersten Faden einer Verbindung, die eine Seite der Erde mit der andern, Deutschland mit einem Lande am Stillen Ozean verband, und die im Laufe der Zeiten zum starken Kabel geworden ist, das, Kraft austauschend und den Wohlstand beider mächtig fördernd, die Länder dauernd zusammenhielt und auch in Zukunft sie zusammenhalten wird.

v. Martin war ein Deutscher durch und durch, obwohl das von ihm heißgeliebte Land nur seine Kinderheimat war. Er war zehn Jahre alt, als seine Eltern, Wilhelm Martin und Friederike, geb. Hillemann, Göttingen verließen, wo Martin am 17. Mai 1847 geboren war, um nach Valdivia auszuwandern, das damals ja so viele Deutsche hinüberzog. Der Vater hatte in Göttingen eine kleine Fabrik und sein bescheidenes, gutes Auskommen gehabt, sich aber verleiten lassen, seine Ersparnisse bei einem Bankherrn anzulegen, der hohe Zinsen zahlte und dann eines Tages verschwand und nichts als unbezahlte Schulden hinterließ. Da auch die Lage der Industrie in jenen Jahren nicht besonders günstig

Digitized by Google

war, entschloß sich der Vater, seinen Besitz zu veräußern und eine neue Heimat aufzusuchen.

Ueber die Göttinger Zeit v. Martins blieb in der Familie die Ueberlieferung, daß Friedrich nicht ein besonders hervorragender Schüler, wohl aber bei den Jugendschlachten der anerkannte Führer und Häuptling gewesen sei.

Auf der Brigg „Reiherstieg", Hamburg, verließ die Martinsche Familie am 15. August 1857 das Vaterland. Sie sollten mancherlei erleben auf der Fahrt. Schon in der Nordsee starb die Großmutter, die sich von den Kindern nicht hatte trennen wollen. Unter dem Aequator brach eine Typhusseuche aus, die viele Opfer forderte und erst auf der Höhe von Montevideo erlosch. Sechs Wochen lang mußte die „Reiherstieg" bei stürmischem Wetter kreuzen, ehe sie Kap Horn rundete. Die Lebensmittel wurden sehr knapp. Endlich am 12. Dezember 1857 wurde Valdivia erreicht.

Die ersten Zeiten in der neuen Heimat waren hart genug. Man suchte Arbeit und Verdienst. Nach einiger Zeit waren die Schwierigkeiten überwunden. Friedrich besuchte das Lyzeum, nachdem ein kurzer Unterricht im Spanischen voraufgegangen war. Es wurde ihm nicht leicht, dem Unterricht in der ihm noch so wenig bekannten Sprache zu folgen. Aber Fleiß und Tatkraft waren erwacht. Er wollte lernen, und bald stand er seinen Mann, wenn er auch nicht gerade ein Musterschüler war. Im Gegenteil war er ein rechter Strick, zu allerhand kleinen Streichen aufgelegt, doch stets gutherzig, wahrheitsliebend und ohne Furcht vor Strafe.

Mit sechzehn Jahren trat er als Kaufmannslehrling bei Raymund v. Stillfried in Union ein. Später arbeitete er bei Geise & Co. in Osorno, von Anfang 1867 an bei Augusto Schmidt & Co. in Concepcion. Er zeichnete sich aus; nach zweieinhalb Jahren wollte man ihn mit der Leitung dieses Geschäftes betrauen, allein er lehnte ab, wohl in dem Bestreben, sich noch weiter auszubilden. Ueber Peru und Lima kam er nach Iquique und stand hier seit März 1870 bei Jorje C. Hilliger. Dies wurde entscheidend für seinen weiteren Lebensgang. Dieses umfangreiche und großangelegte Geschäft befaßte sich mit dem Ein- und Verkauf von Waren aller Art, vor allem aber mit Herstellung und Vertrieb von Salpeter.

Der Chef war ein sehr tüchtiger Kaufmann. Er hatte eine glückliche Hand und auch ein gutes Herz. Er war gewissenhaft und sehr genau, was, weil wohl nicht allzu häufig damals, an der Westküste Südamerikas besonders geschätzt wurde. Er brachte sein Geschäft in Flor.

Freilich war er auch leicht erregt und ausfallend, wenn er mit irgend etwas nicht zufrieden war; er hatte hin und wieder seinen „Donnerstag". Einmal, als Friedrich Martin das Verfrachten von Kohlen zu beaufsichtigen hatte, schien Hilliger die Arbeit zu langsam vor sich zu gehen. Mit aufgeregten Worten stellte er Martin zur Rede. Dieser entgegnete kein Wort, nahm eine Kohlenschaufel und schaufelte mit. Da schwieg der Chef, ging fort und entschuldigte sich später. Ein andermal, als es ihm wieder nicht schnell genug ging, erklärte

Digitized by Google

Hilliger, früher habe er nur zwei Mann gehabt, und die hätten ebensoviel geschafft, wie Martin mit seinem ganzen Troß jetzt fertigbringe. Diese Worte fielen mittags in den Geschäftsräumen. Als Martin später zum Hafen ging, schickte er alle Arbeiter bis auf einen hinauf zu Hilliger, um ihre Entlassung zu erbitten. Der Erfolg war, daß Hilliger aufgeregt zum Hafen hinunterlief und Martin fragte, ob er nicht recht klug sei. Martins Antwort lautete: „Sie haben mir gesagt, daß mein Vorgänger mit weniger Leuten mehr geleistet habe als ich. Was andre können, kann ich auch." Dann zeigte er seinem Herrn, daß er durch angestrengtes Arbeiten zusammen mit dem einen Arbeiter, den er behalten hatte, bereits fast fertig geworden war.

Bald war das beste Verhältnis zwischen ihm und seinem Chef. Des jungen Mannes Tatkraft und klare Ueberlegung gefielen Hilliger, er machte ihn zum Verwalter seiner Salpeterfabrik.

In diesem Geschäft arbeitete als Handlungsbevollmächtigter auch Hermann Fölsch. Im Juli 1872 beschlossen die beiden jungen Leute, die beträchtliche Ersparnisse gemacht hatten, ein eignes Geschäft zu begründen. Ein deutsches Handlungshaus in Valparaiso gewährte ihnen Kredit.

Zusammen erwarben sie im Tarapacáfelde die Salpeterfabrik Papoſo, die damals monatlich nicht mehr als 10000 spanische Zentner zu liefern imstande war. Vor allem mußte die Leistungsfähigkeit des Werkes erhöht werden. Neue Maschinen wurden in Europa bestellt, und man war emsig mit der Umwandlung des Werkes beschäftigt, als, sechs Monate nach der Eröffnung, der Kredit gekündigt wurde — ein Blitz aus heiterm Himmel. Allein man fand Ersatz; die Compañia de Consignaciones in Valparaiso sprang ein, und nun gelang es, in frischer, fröhlicher Arbeit bis Juli 1873 die Umwandlung der Fabrik in ein ganz neues Werk zu Ende zu führen. Die Inhaber blickten dem Kommenden getrost entgegen, sie wußten, daß ihr Rohstoff, der Caliche, von ganz vorzüglicher Beschaffenheit, somit das Werk sehr wertvoll sei. Die Geldgeber aber hatten Sorge um ihr Geld, das ausgegeben war, betrauten Eduard Llanos mit ihrer Vertretung und verlangten, daß Fölsch und Martin bis zur Tilgung der Schuld alle ihre Unternehmungen unter die Aufsicht dieses Herrn stellten. Die Zumutung war hart, sie fügten sich nur widerwillig, allein sie fügten sich.

Und nun geschah ihnen ein großes Glück, wenn man so nennen will, was ihre zielbewußte Arbeit zustande brachte. Mit Hilfe eines schottischen Chemikers, Chalmers, gelang es ihnen, ein Verfahren zu finden, durch das sie das in der Mutterlauge enthaltende Jod in leichter und besonders billiger Weise herstellen konnten. Dies und die große Leistungsfähigkeit der Fabrik, die, von dem eisernen Fleiß und ernsten Willen der jungen Anfänger getragen, bald ihre volle Kraft entwickelte, bewirkten, daß innerhalb eines einzigen Jahres sämtliche Schulden bezahlt und auch noch Abschreibungen vorgenommen wurden. Als dann durch einen Einbruch in ihr Jodhaus ihnen das kostbare Geheimnis ihres Jodverfahrens geraubt und alsobald Gemeingut aller wurde, konnten sie dies „Unglück" mit Ruhe hinnehmen.

Digitized by Google

Fölsch und Martin hatten sich in die Arbeit geteilt. Während Fölsch in der Hafenstadt Iquique als Kaufmann tätig war, leitete Martin oben in der Gebirgswüste die Fabrik als „Salitrero". Und hier nun entfaltete er die glänzendste seiner Eigenschaften, die auch aus der bezaubernden Liebenswürdigkeit seines Wesens dem Tieferblickenden entgegenstrahlte, seine ungemeine Kunst und Gabe, Menschen in jedem Augenblick richtig zu behandeln.

Er hatte es in jener weltverlassenen Gebirgswüste mit einer zum guten Teile chilenischen, höchst eigenartigen Arbeiterbevölkerung zu tun. Nun ist der chilenische Arbeiter zwar ritterlich und freundlich, gutherzig, leicht begeistert, aber wie alle Romanen schnell gereizt, sehr rachsüchtig und in der Wut besinnungslos. Er hat so seine Eigentümlichkeiten. Er stiehlt nicht, aber er „klaut", soviel er kann, und ist dabei sich wohl des Unerlaubten, doch nicht des Ehrlosen dieser seiner Handlungsweise bewußt. Er nimmt es dann nicht übel, wenn man ihm die entwendeten Sachen wieder nimmt, doch darf es nicht mit Ehrenkränkung geschehen. Er verleumdet nicht und schwärzt auch seinen Feind nicht an; er sticht ihn tot, erschießt ihn, aber hinter seinem Rücken redet er nicht schlecht von ihm.

Und nun ist selbstverständlich die Masse solcher Arbeiter viel schwerer zu behandeln als der einzelne. Sie ist noch leichter erregbar, dazu ganz ohne anerzogenes Pflichtgefühl, jedweden Zwang verabscheuend, die Freiheit auf ihre Fahne schreibend und mit Leidenschaft verfechtend — so steht dort die Masse dem „Fremden" gegenüber.

Martin gelang es, sie zu meistern. Durch seine ruhige, gleichmäßige, gerechte und wohlwollende Haltung erwarb er beides, das Zutrauen zuerst und dann die Liebe seiner Leute. Er lobte selten, aber sein Lob galt ihnen mehr als klingender Lohn. Bald wußten sie, was er ihnen war, und von da an ging er ihnen über alles. „Das ist unser Patron!" sagten sie zu jedem neuen Arbeiter.

Und wenn es einmal darauf ankam, hatte er sie unweigerlich in seiner Gewalt. Als er einst an einem betrunkenem Haufen vorbeiritt und hörte, daß sie Wein gestohlen hatten, dies aber leugneten, befahl er seinem Reitknecht, daß er ihm einen Lasso hole. Einer der Arbeiter, der rohesten einer und offenbar der Anführer, fragte, bedeutungsvoll mit seinem Messer spielend: „Was wollen Sie mit dem Lasso, Patron?" Die Antwort lautete in voller Ruhe und im Bewußtsein der Gefahr: „Das will ich dir sagen, binden will ich dich und dem Gericht zur Aburteilung übergeben. Und ich will dir auch sagen, warum. Ihr Chilenen seid stolz auf euer Vaterland, und dabei ist euer Benehmen so, daß ein Chilene sein gleichbedeutend ist mit Räuber und Mörder. Dafür will ich dich jetzt strafen lassen." Diese wohlabgewogenen und gerechten Worte machten Eindruck auf den Mann, und er ließ sich ruhig binden. Da Martin ohne Waffen war, hätte er ihn auch töten können; die Gefahr einer polizeilichen Verfolgung lag nicht vor.

Ein andres Mal waren auf einem benachbarten Werk infolge ungeschickter Behandlung der Leute Unruhen entstanden. Der Verwalter war geflohen, die

Digitized by Google

Leute hatten die Fabrik niedergebrannt, die Vorratslager geplündert und zogen lärmend und tobend zum nächsten Werk, um dort das gleiche zu tun. Martin erfuhr es, als er, von einem Ritt heimkehrend, noch etwa zwanzig Minuten vom Werk entfernt war. Er gab seinem Gaul die Sporen und sprengte mitten in die Menge hinein, der sich auch seine eignen Arbeiter zum Teil schon angeschlossen hatten. Sein Mut bezwang zunächst die Seinen, sie gingen beschämt in ihre Häuser; er bezwang aber auch die 1000 betrunkenen und aufgeregten fremden Arbeiter, sie zogen weiter. Allerdings brannten sie in derselben Nacht ein andres Werk noch nieder.

Ganz besonders widmete sich Martin in dieser Stellung der Vervollkommnung der Herstellungsweise des Salpeters. Er probte immer neue, zum Teil von ihm erdachte Arbeitsweisen aus und führte sich ergebende Verbesserungen ein. Immer hielt er in bezug auf Güte und Menge im Verhältnis zur Arbeitskraft und damit in bezug auf billige Erzeugung sein Werk an erster Stelle. Rastloses Arbeiten war ihm längst Gewohnheit und eine Selbstverständlichkeit. Besondere Begabung brachte er mit. So verstand er z. B. mit großer Zuverlässigkeit bisher noch nicht untersuchte Salpeterfelder einzuschätzen. Ich habe es bei meinem Aufenthalt in den Salpeterwüsten Chiles erlebt, daß so ein kundiger „Salitrero" nach kurzer aufmerksamer Beobachtung des Bodens, der darauflliegenden Steine und seiner Gesamtlage mit ziemlicher Bestimmtheit erklärte, daß hier viel oder wenig, guter oder geringer Caliche im Boden steckt. Martin war diese Gabe in hohem Maße eigen.

Es kam sein klarer Ueberblick hinzu, sein ausgezeichnetes Gedächtnis und eine durchdringende Geisteskraft, genug, es ging mit seinem Betriebe glänzend bergauf.

Sehr bald erweiterte sich seine Tätigkeit. 1873 übertrug die Compañia Chilena de Consignaciones dem Handlungshause Fölsch & Martin die Verwaltung der Salpeterwerke Jan Carlos, Sacramento und Peña Chica. Sie waren sehr heruntergewirtschaftet, hatten Verlust über Verlust gebracht, alles mußte auf neue Grundlagen gestellt werden. Auf eigne Verantwortung steckten Fölsch & Martin manches Geld hinein. Es war in kürzester Frist wieder herausgeholt, die große Schuld an die Compañia wurde bezahlt, der kommende Gewinn geteilt.

Im Jahre 1877 ging Hermann Fölsch nach Hamburg zurück und errichtete dort das heute noch bestehende Geschäft H. Fölsch & Co., während Martin das chilenische Geschäft weiterführte.

Und nun erlebte er die wunderbaren Zeiten, die ihm die Handhabe boten, auf die Geschicke seines neuen Heimatlandes maßgebend einzuwirken, und die ihm selber unerwarteten und reichen Gewinn brachten.

In Peru besaß der Staat von jeher das alleinige Verkaufsrecht für Salpeter. Er gab den einzelnen Salpeterherstellern die Aufträge zur Lieferung, bezahlte sie so, daß die am teuersten arbeitenden Fabriken einen angemessenen, die billiger arbeitenden einen entsprechend höheren Verdienst hatten. Als nun

Digitized by Google

im Jahre 1878 der Krieg zwischen Peru und Chile ausbrach, entstand die Sorge, daß die Zufuhren abgeschnitten werden und die Leute in den Werken dem Hunger preisgegeben sein würden. Die meisten Fabrikanten entließen schleunigst ihre Arbeiter. Der Staat aber nahm ihnen in entgegenkommender Weise ihre Felder zum Buchwerte ab. Nur Martin hatte seine Arbeiter nicht entlassen, sondern zur rechten Zeit mit reichen Vorräten und Lebensmitteln sich versehen; er wollte sein Lebenswerk nicht fahren lassen. Als Chile dann die Herrschaft zur See gewann, schnitt es tatsächlich Peru alle Zufuhren ab. Zu Lande aber wies das peruanische Heer, das in Iquique stand, die Angriffe des Nachbarlandes ab. In dieser Lage trat der peruanische Staat an Martin heran, um seinen Lebensmittelvorrat ihm zwangsweise abzukaufen. Es war Gefahr, daß nun auf diese Weise sein Werk ihm aus den Händen gleite. Da machte Martin einen Gegenvorschlag. Er erbot sich, auf eigne Kosten die Arbeiterbevölkerung in allen Salpeterwerken zu ernähren, wenn und solange ihm der Staat die diesem gehörenden Salpeterfelder zwecks Ausarbeitung zur Verfügung stelle. Der Vorschlag wurde angenommen. Der Staat war einer großen Sorge ledig, und Martin stellte als einziger während des Krieges Salpeter her. Als dann der Krieg beendet war, war er der einzige, der zu verkaufen hatte. Die Nachfrage war selbstverständlich ungewöhnlich groß, die Preise gingen hoch, und Martin erzielte reichen Gewinn.

Als die Regierung später den früheren Besitzern ihre Salpeterfelder zurückgab, bezahlte sie ihnen für das Ausarbeiten derselben angemessene Entschädigungen, so daß auch diese Leute nicht zu kurz kamen. Allen war durch Martins weit vorausschauende Genialität und seinen vollbedachten Wagemut gedient, dem Staat, den Arbeitern, die gar nicht erst aus der Arbeit gekommen und nun zur Stelle waren, als der Betrieb sich wieder freier regen konnte. Es war so recht die Handlungsweise eines vornehm gesinnten Kaufmannes, der sich bewußt ist, daß er nicht nur sich selber, sondern dem Ganzen zu dienen und zu nützen hat.

Nicht lange nachher ward Martin berufen, dem Staat Chile einen ähnlichen großen Dienst zu tun. Das Endergebnis des Krieges war, daß der siegreiche Staat die peruanischen Salpeterprovinzen erhielt; es galt, sich nun dort einzurichten. Die neue Regierung beabsichtigte, dem Beispiel Perus zu folgen und das alleinige Verkaufsrecht für Salpeter, das Peru besessen hatte, nun für die chilenische Staatsverwaltung einzuführen. Zwar hatte Peru von diesem Verkaufsrecht keinen Vorteil gehabt; aber das lag an dem Ungeschick der damaligen Verwaltung und nicht zum wenigsten auch wohl an den Unterschlagungen, die niedere, höhere und wohl auch höchste Beamte sich gewohnheitsmäßig und in fortwährend sich steigerndem Maße erlaubten. Es kam eine chilenische Abordnung in das Salpetergebiet, die nähere Ermittlungen anstellen und die Stimmung der Salpeterhersteller erforschen sollte. Diese waren alle für den Plan, der ihnen einen sicheren und hohen Verdienst verbürgte ohne jede Gefahr. Da auch der Staat auf seine Kosten zu kommen schien, so wollte man die Sache machen. Aber der damalige Präsident Chiles, Pinto, zögerte, er wünschte selbst

Digitized by Google

mit einem Sachverständigen sich zu beraten und ließ Martin rufen, der weithin als unparteiischer, unvoreingenommener und durchaus uneigennütziger Mann bekannt war. Martin aber riet, ohne dabei an sich zu denken, dem Präsidenten ab. Chile war bis dahin ein armes Land, aber sein Geldwesen mustergültig und seine Beamten unbestechlich. Martin wies darauf hin, daß dies aufhören werde, wenn die unermeßlichen Reichtümer aus der Salpeterindustrie durch die Hände der Staatsbeamten gehen würden. Es werde gehen, wie es in Peru ging, es führe zunächst zur Beamtenbestechlichkeit und danach zum Zusammenbruch des Staates. Dagegen schlug Martin Ausfuhrzölle vor, und Präsident Pinto folgte Martins Ratschlägen, deren Richtigkeit die Entwicklung der Dinge dann bewiesen hat. Doch will ich nicht unerwähnt lassen, daß Chile von der in allen südamerikanischen Staaten verbreiteten Beamtenbestechlichkeit in späteren Zeiten doch auch nicht ganz verschont blieb.

Im Jahre 1880 ging Martin, der in demselben Jahre sich mit Martha Roestel verheiratet hatte, nach Deutschland, seiner alten Heimat, zurück. Die Weiterführung seiner großen chilenischen Betriebe konnte er der von ihm selbst herangezogenen und eingeschulten Beamtenschaft mit gutem Vertrauen überlassen. Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland wurden bereist, dann ließ man sich zunächst in Berlin nieder. Martins immer wiederkehrender Wunsch war, auf dem Lande zu leben, die eigne Scholle zu bebauen, als Gutsherr andern zu nützen und selbst sein eignes Reich zu haben und auszubauen. Infolgedessen erwarb er 1883 das in der Oberlausitz gelegene Rittergut Rotenburg und machte sich hier heimisch. Nur einmal, 1886/87, kehrte er vorübergehend nach Chile zurück, um nach dem Rechten zu sehen. Im Jahre 1889 verlor er seine Gattin, im Jahre 1890 vermählte er sich aufs neue mit Margarete Krause. Vier Söhne und zwei Töchter waren ihm beschert. Sie alle ansässig zu machen war sein Wunsch. Deshalb erwarb er nach und nach andre Güter, und zwar Diessa in Schlesien, Quitzdorf, Nieder-Neundorf, das er mit Rotenburg vereinigte, und Spree.

Es war im Sommer 1902, als ich Martin zum ersten Male sah und sprach. Deutsche landwirtschaftliche Genossenschaften hatten mit andern auch mich nach Chile in die Wüste Atacama gesandt, um zu prüfen, ob es lohnend sei, dort selbst Salpeterfelder zu erwerben. Ein Neffe Martins, Beamter der Firma Fölsch & Martin, schloß sich an und hat uns wertvolle Dienste geleistet. Auf unsern stundenlangen Ritten in der Wüste hatte er mir viel von seinem Oheim erzählt. So kannte ich ihn ja einigermaßen, nur eins nicht. Das war seine bezaubernde, alles bezwingende Liebenswürdigkeit, die mit dem Ausdruck tatkräftigen Willens in jedem Wort gepaart und von dem klaren und durchdringenden Blick der wunderbar leuchtenden Augen begleitet war. Ich hatte bei unsrer ersten Begegnung geschäftlich mit ihm zu tun, es handelte sich um nichts Geringeres, als die Vereinigung des Handlungshauses Fölsch & Martin mit der von den deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften errichteten Aktiengesellschaft zu einer großen Gesellschaft. Der Wille dazu war auf beiden Seiten

Digitized by Google

vorhanden, um die Bedingungen wurde verhandelt. Insbesondere war der Kaufpreis der Fölsch & Martin gehörenden Werke festzusetzen. Martins vornehme Art zeigte sich hierbei in glänzender Weise. In verhältnismäßig kurzer Zeit waren wir einig und alles klar, schrieben die Abmachungen nieder und bekräftigten sie mit festem Händedruck. Als ich ihn dann verlassen, sagte ich mir, daß ich diesem Manne für immer in aufrichtiger Freundschaft zugetan sei und daß er mir die gleiche Zuneigung entgegenbringe. Dies hat sich dann bewährt.

„Salitrero" ist er bis an sein Lebensende geblieben und hat mit nie ermüdender Hingabe die Geschicke der „Deutschen Salpeterwerke, Fölsch & Martin Nachfolger A.-G." in Hamburg, noch oft beeinflußt. Da ich ihm hierbei ein Helfer sein durfte, kam ich nicht selten mit ihm in Berührung, und jedesmal trat ich ihm persönlich näher. Unvergeßlich sind mir seine geistvollen und lebhaften Reden in den Sitzungen, deren Gewicht sich niemand entziehen konnte. Sie atmeten ganz unmittelbare Natürlichkeit. Ebensowenig aber vergesse ich die persönlichen Unterhaltungen in seinem eignen Hause oder am dritten Ort. Immer waren sie fesselnd, immer getragen von menschlicher Güte und Herzlichkeit, und immer kehrte er zu seinem „liebsten Kinde", wie seine Frau es nannte, die Salpetererzeugung, zurück.

Als „Salitrero" durch und durch, ging er im Beginn des Alters, 1910, noch einmal mit Frau und Kindern nach Chile hinüber und nahm in einem der mitten in der Wüste Atacama gelegenen Salpeterwerke Wohnung, um von da aus einige ihm noch unbekannte Fabriken und „Calicheras" in Augenschein und unter seine Leitung zu nehmen, was ihm und andern sehr nützlich schien und auch wohl war. Zu diesem Zweck scheute er weder die Unbequemlichkeiten der weiten Reise, noch die Entbehrungen, die ihm und seiner Familie der Aufenthalt selbst auferlegte. Er hatte die Genugtuung, daß seine Tätigkeit drüben von größtem Nutzen und Erfolg war.

Dann nahm er seine Tätigkeit als Gutsherr wieder auf, die ebenfalls von gutem Erfolg begleitet war. Und er war nicht nur Herr im engeren Kreise. Durch seine Gaben, durch seine reichen Mittel, die zur Verfügung standen, hat er der Landwirtschaft, dem Kreise und dem Fürstentum, worin er wohnte, unendlich viel genützt. Vier Güter hat er heraufgebracht, den Arbeitern und Angestellten, den Gemeinden war er ein allezeit großmütiger, meist stiller, oft ganz unbekannter, verborgener Helfer. Ueber alles ging ihm sein Vaterland, dafür war ihm kein Opfer zu groß. Er sagte einmal, ein Mensch, der nichts Besseres kann, als Geld zusammenzuscharren, verdiene nicht zu leben; und fügte hinzu, wenn das Vaterland alles braucht, muß man auch alles geben und gern geben. Ich weiß, daß diesen Worten seine Handlungsweise stets entsprach. Ein vorbildlicher Mann fürwahr, für seine Zeit und für die Zeit, die nach ihm angebrochen ist.

Schon 1866 stand er, obwohl Hannoveraner, auf seiten Preußens; er erkannte Preußens Aufgabe, das Reich zu schaffen, und daß es geschaffen war,

Digitized by Google

ist ihm ein Anlaß steter Freude und Genugtuung gewesen. Er fühlte sich als Deutscher, nicht irgendeines Stammes.

Und als ein Deutscher erwies er sich, wie wir ihn kennen: unbedingt pflichttreu, bescheiden, niemals eigennützig, lauter, vornehm durch und durch — ein deutscher Edelmann. Man könnte sagen: als ihn der König in den Adelstand erhob, ward nur zum Ausdruck gebracht, was ohnedem vorhanden war.

Und nun nahte sich das Ende seiner Lebensbahn. Den Anstrengungen in Chile 1910 bis 1911 folgte nach seiner Heimkunft ein Leiden, das ihn nie mehr ganz verließ. Als 1914 der Krieg ausbrach, war er schwer krank. Drei Söhne und zwei Schwiegersöhne von ihm zogen ins Feld, ein vierter Sohn gehörte als Marineoffizier der tapfern Schar der Verteidiger von Tsingtau an. Er erfuhr das Leid, daß ihm ein Sohn und einer seiner Schwiegersöhne schwer verwundet wurden; er trug es. Einen nur leicht verwundeten Sohn sah er wieder ins Feld ziehen; es war ihm eine Freude. Und als die Kunde kam, daß der Tsingtauer Sohn in Japan lebe, war er unendlich dankbar. Trotz seinem Leiden hielten ihn Fleiß und altgewohnte Tatkraft im Gange, bis ihn das Fieber in das Bett zwang, in das er vom Schreibtisch fortgeholt werden mußte — auch ein Held. Am 6. Februar des Jahres 1915 schlief er ein.

Am 10. Februar hat man ihn in die selbsterbaute Gruft gelegt, die mit hochragendem Kreuz versehen ist; auf diesem Kreuz stehen klar und groß die Worte: Gott ist die Liebe.

Er war sich selber treu und seinem Gott. Durchdrungen von der Liebe Gottes, liebte er die Menschen, war seiner Familie alles, seinen Leuten ein Vater, seinen Angestellten ein gerechter und wohlwollender Herr, denen, die neben ihm am gleichen Werke standen, ein Freund, wie es kaum einen zweiten gibt, ein Helfer und Wohltäter vielen, klar, offen, gerade, demütig vor Gott und vor den Menschen frei und stolz, dem Vaterland getreu, trotzdem sein Lebenswerk in Chile lag, in seiner Arbeit ausharrend bis zuletzt.

*

Ich habe den Mann geschildert und seine Tätigkeit, sein Werden, seinen Lebensgang — und seine Wirkung auf die Welt.

Der seltsam weit ausgreifende Lebensgang erscheint dem sinnenden Betrachter als einheitlich geschlossener Kreis. Nicht die Ereignisse wiesen diesen Mann hierhin und dahin — er *wollte*, wozu er offenbar berufen war, und dieser Wille schloß alles, was er hier und da vollbracht, zusammen zu *einer* großen Tat. Die wirtschaftliche Verbindung Chiles mit dem Deutschen Reich, die nun ein Menschenalter hindurch bestanden hat, ist diese seine Tat.

Und wie die Taten Taten zeugen und neue Tatbestände sich über den vorhandenen erbauen, und wie ein Mann, der scheinbar nur sich selber treibt und hingerissen von dem Strom der Zeit zum führenden Manne werden kann, und allen voraneilend ein ganzes Volk hinreißt, das zeigte sich hier. Wir sehen eine

Digitized by Google

Tat, die fühlbar (um mit Carlyle zu reden) den Schwerpunkt der Welt verändert und Richtung gebend kommende Entwicklungen vorbereitet hat.

Aufs innigste mit v. Martins Lebenswerk verbunden ist der große Aufschwung unsrer Landwirtschaft. Dank ihm sind wir darin den andern Völkern vorangegangen. Jetzt erst fassen sie zu und machen es uns nach. Beweis: die Jahreserzeugung Chilesalpeter 55 Millionen Zentner, davon verbraucht Deutschland 20 Millionen (Wert über 200 Millionen Mark). Gleichzeitige Steigerung des Bodenertrages in Deutschland 50 vom Hundert. Er blieb im Gleichschritt mit dem starken Wachstum der Bevölkerungszahl. Heute ist vor aller Augen, was das bedeutet. Wie ständen wir sonst da! Zu diesem bewundernswerten Aufbau und Stand der deutschen Landwirtschaft, der uns jetzt die Selbstbehauptung unsers Volkes ermöglicht, hat v. Martin einen der Grundsteine gelegt.

Und drüben, jenseits des Meeres, wo er, der mit dem Weltbewußtsein ausgerüstete Deutsche, führend, helfend, haltend, ein einzelner Vertreter des deutschen Gedankens stand, hat er in Wahrheit wie ein Eroberer gewirkt und ist zum Bahnbrecher geworden, zum siegreichen Vorkämpfer deutschen Einflusses in der Welt. Der wirtschaftlichen Verbindung mit Chile ist bald die militärische und darauf die politische gefolgt, die feste Freundschaft beider Länder, die, wenn wir recht berichtet sind, jetzt weder englisches Geld, noch Kabellügen, noch irgendwelcher Druck der Seetyrannen zerstören kann.

Wie ein Wahrzeichen war es, daß gerade an der Küste Chiles das englische Geschwader vor dem deutschen floh und unterging und daß, als man sich rächte und auch das letzte deutsche Schiff noch daran glauben sollte, es, wie ein Kind aus schützendem Arm, aus chilenischen Gewässern gerissen werden mußte.

Die Zeit wird kommen, wo man auch hier aufs neue den Siegerschritt der deutschen Tatkraft wird hallen hören.

Fürst Karl Anton von Hohenzollern in seiner Politik

Aus Briefen an ihn und von ihm

Mitgeteilt von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

Es wurde schon früher von mir an dieser Stelle und in meinem Buche: „Karl Anton von Hohenzollern“ [1]) erwähnt, daß Fürst Karl Anton eine ungewöhnlich starke Korrespondenz beinahe auf sämtlichen Gebieten des geistigen Lebens geführt habe. Je mehr man sich mit diesem Manne beschäftigt, um so mehr tritt seine eminente Größe hervor, desto mehr erkennt man den hervorragenden Geist und das umfassende geistige Interesse, das er bis an das Ende

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1911.

Digitized by Google

seines vielbewegten Lebens zu beweisen immer tätig war, mochte er noch in der Vollkraft seines Wirkens stehen, als Militär, als Staatsmann und auf welchem Gebiete es auch immer sei oder vom Jahre 1870 an, zu seinem größten Leidwesen, was seiner tatkräftigen Natur ganz entsprach, bis zu seinem Tode 1885 an den Stuhl gefesselt sein.

Der größte Teil seiner mit nachahmungswürdiger Genauigkeit geführten und aufbewahrten Korrespondenz ist ja durch den Schloßbrand 1893 vernichtet worden. Um so mehr ist es geboten, briefliche Erörterungen des Fürsten, der das stolze und doch sehr zutreffende Wort schrieb: „Menschen mit oberflächlicher Sinnesart stoßen mich ab", sorgsam zur Kenntnis zu bringen; denn was er auch schrieb, hatte Hand und Fuß und besitzt Wert. Ich gebe deshalb nachstehend verschiedene Briefe von ihm im Auszug.

In den Briefen, die von 1871 bis 1884 reichen, spricht Fürst Karl Anton hauptsächlich mit Felix Bamberg und Friedrich Heinrich Geffcken über politische Ansichten. Bezüglich Generalkonsul Dr. Bamberg habe ich schon früher gesprochen.[1]) Auch Geheime Rat Dr. Geffcken[2]) zählte zu seinen vertrauten Freunden. Karl Anton erlebte es nicht mehr, daß Geffcken 1888 von Bismarck wegen „Landesverrat" — Geffcken hatte einen Auszug aus dem Kriegstagebuch des Kronprinzen, des Kaisers Friedrich, dessen Vertrauen er in hohem Grade genoß, veröffentlicht — auf drei Monate eingekerkert wurde. Das Reichsgericht erklärte Geffcken jedoch für nichtschuldig. Er, der Fürst, besprach mit Geffcken rückhaltlos alle politischen Sachen, die ihm am Herzen lagen. Rumänische Angelegenheiten sind dagegen sehr wenig in seinen Briefen berührt, nicht daß er darin kein Vertrauen ihm geschenkt hätte, vielmehr deshalb, weil Geffcken auf diesem Gebiete nicht so zu Hause war wie Bamberg, mit dem der Fürst viel über Rumänien brieflich sprach.

In diesen Briefen drückt Karl Anton unverholen seine große Abneigung gegen Rußland aus, von der er niemals Hehl gemacht hat ...

Im Spätherbst 1871 äußerte sich Bamberg dem Fürsten gegenüber dahin, daß er von der Politik zurücktreten wolle. Der Fürst schreibt an ihn in dieser Sache sofort am 18. November 1871 u. a.:

„Wer wie Sie so viele praktische Politik getrieben, muß der späteren Tätigkeit erhalten bleiben; denn man muß der Richtung treu sein, in welcher man exzelliert. Das Verlassen einer solchen Richtung wäre nicht nur ein empfindlicher Verlust, sondern es gliche einer Desertion, der man am Ende Motive des Kleinmutes unterlegen könnte. Einem solchen Urteil darf niemand sich aussetzen, der eine politische Vergangenheit aufzuweisen hat. Bureaukratische Politik ist langweilig, aber Nachahmung einer geistreichen Politik, Hand in Hand mit der Geschichte, das ist ein Hochgenuß, wie ihn nur die Betrachtung des Staats- und Völkerlebens bieten kann."

---

[1]) Vgl. Zingeler a. a. O., S. 209 ff.
[2]) Vgl. Zingeler a. a. O., S. 298.

Digitized by Google

Am 6. Januar 1873 Schreiben an Bamberg:

„Was sagen Sie zu den Berliner Zuständen? Mir kommt es vor, als hätte der Kaiser einmal seinen omnipotenten Kanzler fühlen lassen wollen, daß er sich durch ihn nicht mediatisieren lasse. Anderseits ist Fürst Bismarck wahrscheinlich zufriedengestellt, daß er mit seiner Verantwortlichkeit nicht mehr sein vielspältiges Ministerium zu decken habe, welches sich auch zerbröckeln muß.

„Alles war mir bis zu Neujahr vollkommen klar und verständlich. Seit aber die Ernennung Roons zum Feldmarschall und Ministerpräsidenten wie eine Bombe eingeschlagen hat, habe ich meinen Kompaß etwas verloren.

„Ein Ministerium Roon ist der krasseste Gegensatz zum Ministerium Bismarck! Roon wird der Ausbildung der deutschen Reichsidee niemals hold sein, während Bismarck auf dem Terrain derselben sich mit größter Entschiedenheit festsetzen wird.

„Alle diese Neujahrsereignisse haben keinen guten Eindruck hervorgebracht, und namentlich im übrigen Deutschland ist man je nach den Parteistandpunkten davon sehr impressioniert. In München und Stuttgart gibt man sich bereits sanguinischen Hoffnungen hin über die Lockerung der den exklusiven Kreisen sehr verhaßten Bande.

„An dem Rücktritt der Minister Itzenblitz, Schleinitz und Eulenburg ist kaum mehr zu zweifeln; selbst Roon wird sie den Kammern gegenüber nicht mehr zu halten vermögen. Mit Graf Eulenburg hat es eigne Bewandtnis! Durch die Kreisordnung ist er plötzlich ein populärer Minister geworden; nichtsdestoweniger gesellt sich dazu die große Peinlichkeit der Lage, in welche der Kampf um das große und weitgreifende Gesetz ihn seinen politischen und gesellschaftlichen Freunden gegenüber versetzt hat, und daher mag es kommen, daß er in aller Aufrichtigkeit nach der Enthebung von seinem Ministerposten und auf eine ruhigere Oberpräsidialstellung strebt. — Für den Kaiser ist aber jedesmal eine Ministerfrage eine ungewöhnliche Aufregung.

„Nach dem Vorgang mit Roon wird zu gegebener Zeit Ihrem Höchstkommandierenden in Nancy unfehlbar auch der Marschallsstab zuwinken.

„Was Sie mir über Frankreich und die Endziele des Herrn Thiers mitteilen, hat mich ungemein interessiert. Es liegt in der Befestigung dieses moralischen Racheplanes jedenfalls der Kern eines höheren Gedankens, allein bei dem versatilen Charakter der französischen Nation wird es an nötigen Konsequenzen mangeln. Beust scheint durch das Auftreten Gramonts doch sehr unangenehm berührt zu sein. Vielleicht zerfällt diese gepriesene Größe jetzt in Staub und Vergessenheit, was leicht zu verschmerzen sein wird."

Am 9. Januar 1874 von Sigmaringen aus an Bamberg:

„Im neuen Deutschen Reich scheinen alle Unebenheiten sich nach und nach glätten zu wollen, höchstens sind es vereinzelte dynastische Machtüberschwenglichkeiten, welche zeitweise Friktionen hervorrufen.

„Die preußische Militärmaschinerie arbeitet mit Hochdruck und Nachdruck; bald ist alles erreicht, was dem Ganzen den Stempel der unzweifelhaften Ein-

Digitized by Google

heit aufdrücken kann. Ich gebrauche aber das Wort „Maschinerie" absichtlich, weil nur nach dem Schema Kommandierungen von Offizieren nach Württemberg und Baden stattgefunden haben, die nichts weniger als zu solchen delikaten Verhältnissen passen. Aus Schwaben und Franken kann man über Nacht keine Märker machen, ebenso wie die Märker sich nicht zu Schwaben und Franken umwandeln ließen. Es ist dies für Hellsehende ein wahrer Jammer, die Geburt könnte so leicht vor sich gehen, aber man will mit Gewalt die Zange anlegen."

Am 21. Mai 1875:

„Bei uns im Deutschen Reiche entwickeln sich die Dinge normal und ohne Ueberstürzung, nur die kirchenpolitischen Verhältnisse werfen einen dunkeln Schatten vor sich hin. Fortiter in re, suaviter in modo ist nicht die Parole unsrer Vollzugsorgane. Selbst der allmächtige Kanzler, im Handeln immer groß, ist kleinlich, wenn seine eigne Person ins Treffen geführt wird."

17. November 1875:

„... Die deutsche Kaiserreise nach Mailand ist doch sehr gelungen gewesen. In erhöhtem Grade würde sie es gewesen sein, wenn sie in Begleitung des Fürsten Bismarck hätte geschehen können."

Am 18. Oktober 1876:

„... Wie es Ihnen ergeht, ergeht es mir — wir stehen in politischer Beziehung devant l'inconnu, und niemand, am allerwenigsten unsre Diplomaten, hat nur eine entfernte Ahnung von der Zukunft, vielleicht vor dem nächsten Morgen."

Karl Anton beleuchtet und kritisiert sodann die Politik, die gerade jetzt Rußland gegenüber eingeschlagen werde. Er ist nicht dafür, daß man Rußland zu viel nachgebe und es verwöhne. Karl Anton war nie sehr für Rußland eingenommen. Häufig kommt er darauf zu sprechen und ist stets der Ansicht, daß es die Politik der Feudalen sei, welche sich zu Rußland hinneige.

„Diese Politik, in welcher die Machtgröße des jungen Deutschen Reichs zum ersten Male auf das europäische Theater tritt, scheint mir nicht dazu angetan zu sein, die seit einigen Jahren betonte Rolle des „Züngleins an der Wage" darzustellen, eine Rolle, die, anders gespielt, Deutschland zum obersten Richter im Völkerrat erhoben haben würde."

An Geffcken schreibt er am 15. Dezember 1877:

„Wie ich aus Briefen von Berlin ersehe, drängt der Fall von Plewna für den Augenblick alle andern Interessen in den Hintergrund. Metz und Sedan haben in gewissen Hofkreisen kaum so viele Genugtuung erregt, als diese vorausgesehene glückliche Episode des Krieges (des Russisch-Türkischen Krieges)!

„Ob Bismarck diese Freude teilt, ist zweifelhaft; denn die Konsequenzen seines von ihm selbst geschlossenen Dreikaiserbündnisses könnten ihm über den Kopf wachsen.

Digitized by Google

„Ich bin mit Ihnen ganz einverstanden rücksichtlich der Ministerpersonenfrage in Berlin. Indessen habe ich Sie zu lieb, um jetzt schon in Ihnen den Nachfolger Falks zu erblicken. Letzterer denkt trotz Heereman nicht im entferntesten an das Abgehen, und sollte er dennoch abgegangen werden, so würde unter Bismarck ich Ihnen eine solche Stellung niemals wünschen. Auch würde er Ihre Person niemals akzeptieren, ebensowenig wie Sie einer solchen Berufung folgen würden.

„Wir wollen abwarten, wie die Bismarckaffäre verläuft. Es gehört nicht zu den Unmöglichkeiten, daß bei dem Vertrauen, welches der Kaiser meiner geringen Person schenkt, er mir Eröffnungen über die Personenfrage macht, vorausgesetzt, daß er den Reichskanzler fallen zu lassen gezwungen wird. Alsdann könnte ich mit Anträgen hervortreten, und zwar unter Zugrundelegung Ihrer vertraulichen Andeutungen. Solange aber Bismarck regiert, ist es bei mir unwandelbarer Grundsatz, schriftlich das Gebiet der Politik niemals zu berühren."

Daß Karl Anton die hohen Fähigkeiten Bismarcks nicht kleinlich unterschätzte, beweist allein schon der Umstand, daß er mehrere Male den Prinzregenten und späteren König Wilhelm auf Bismarck aufmerksam machte. Im Jahre 1859, wo Herr v. Schleinitz das Ministerium des Aeußern hatte und es klar war, daß er nicht der Mann dazu wäre, da sagte Karl Anton zu dem Prinzregenten: „Wenn es auf Talent, Mut und Kenntnis ankommt, dann ist der Gesandte, der gerade Frankfurt verläßt, ganz gewiß die geeignete Persönlichkeit, diesen Ressort zu übernehmen." Aber der Prinzregent wollte nicht: „Denn das fehle gerade jetzt noch, daß jemand das Ministerium übernimmt, der alles auf den Kopf stellen wird." Bismarck war in seinem Urteil weniger rücksichtsvoll. Ueber ein Ministerium Hohenzollern-Auerswald teilte er einem Vertrauten mit: „Was den politischen Teil Ihres Briefes angeht, so sind Ihre und meine Wege dieselben, sogar bis auf das Gras, welches daneben wächst."

An Geffcken den 24. Mai 1878:

„Die Falkkrisis ist abermals hoch bezeichnend für die Situation. Wenn Bismarck zurückkehrt, so läßt er ihn doch fallen. Er gestattet niemals eine Geltendmachung persönlicher Selbständigkeit und Charakteräußerung; denn unter solchen Voraussetzungen zöge Falk mit Ehren sich zurück ...

„Allem Anscheine nach werden Rußland und England gemeinschaftlich paktieren, der Dreikaiserbund verduftet alsdann wie ein dünner Nebelstreif und was wird von dem pomphaft in Szene gesetzten Gebilde übrig bleiben? — nichts andres als unsre Isolierung, wie im Jahre 1855, und die moralische Verkleinerung unsrer Macht."

An Geffcken, 27. Juni 1878:

„... Ueber den Kongreß läßt sich nur so viel sagen, daß nach dem vollständigen Verpuffen des vielgerühmten Dreikaiserbundes England und Rußland die maßgebenden Mächte geworden sind. Der Friede, der aus dem Kongreß

Digitized by Google

hervorgehen wird, ist nur seitens Rußlands geschlossen, um Atem zu schöpfen. Für immer wird der günstige Moment verscherzt sein, um den Druck Rußlands zu brechen."

An Geffcken am 13. Juli 1878:

„... Der englisch-türkische Vertrag ist ein historisches Ereignis ersten Ranges und dürfte zur Ehre und zum Nutzen Oesterreichs bezüglich Bosniens nachgeahmt werden. Rußland scheint mir eine entschiedene Niederlage erlitten zu haben, und Deutschland macht bonne mine à mauvais jeu; denn der Kongreß tritt bedeutend in den Hintergrund. Meines Erachtens ist es ein Meisterstück Bismarckscher Politik, daß er durch die offiziöse Presse seine Befriedigung mit jenem Trutz- und Schutzbündnis ausdrücken läßt. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn er Rußland im geheimsten Herzen diesen tiefen und gelungenen Stoß in dessen Machtnimbus gönnt. Preußen steht trotz alledem als Freund und Alliierter Rußlands da und kann sich keine Treulosigkeit in einem Falle vorwerfen lassen, den es nicht voraussehen konnte. Englands energisches und eingreifendes Vorgehen kann unmöglich lange vorher bekannt gewesen sein. Das Geheimnis ist zweifellos gut bewahrt worden. Jetzt erst erklärt sich die unbegreifliche Nachgiebigkeit Englands bezüglich Batums und der rumelischen Grenzberichtigung. Der Weltfriede ist jedenfalls heute gesicherter als durch die kärglichen Kongreß-Resultate."

An Geffcken, 19. September 1878:

„... Bei dem Sozialistengesetz wird es so gehen wie bei dem Kirchenkonflikt, es wird im Sande verlaufen, solange die Gesetzgebung nicht modifiziert wird. Mir ist es ganz unerfindlich, daß weder seitens der Regierung noch des Reichstags davon verlautet und auf diese zwingende Notwendigkeit verwiesen wird."

An Geffcken den 1. Oktober 1879.

Der Kronprinz war bei Karl Anton gewesen. Karl Anton schreibt: „... Wegen Bismarck befindet er sich in einem offenbaren Zwiespalt. Das Wiener Ereignis erfreut ihn mit Recht, sowie überhaupt jede ersichtliche Losschälung von Rußland. In der Beurteilung der inneren Zustände ist der hohe Herr aber pessimistisch, wie wir es mit ihm sind. — Die Diktatur und der Absolutismus des Staatskanzlers sind ihm unerträglich, weil er die Person des Kaisers nur als eine notwendige Staffage benutzt, um sein Vorgehen nach allen Seiten zu decken.

„Kurz und gut: Bismarck ist die Verkörperung der kronprinzlichen Antipathie. Ob er aber eintretendenfalls mit oder ohne ihn dereinst regieren will, das wissen die Götter. Ich glaube, er wird Bismarck nicht entbehren können, weil er bis jetzt zu sehr außerhalb der Verhältnisse und Ereignisse steht."

An Geffcken, 2. April 1879. Geffcken mußte aus Gesundheitsrücksichten Karlsbad aufsuchen. Dorthin schreibt ihm Karl Anton u. a.:

„Sie haben recht, daß Sie für Ihre Gesundheit besorgt sind; denn Sie müssen sich für die Zukunft geistesfrisch erhalten. Jetzt können die Waffen füglich ruhen, bis man ihrer wieder bedarf.

Digitized by Google

„Es liegt eine große Lethargie über unserm Vaterlande, und das deutsche Volk zeigt sich unwürdiger und unentschlossener als je ...

„Bismarck geht im Sturmschritt vor, und die Majoritäten werden ihm gehorsam und blindlings folgen. Die wirtschaftlichen Fragen werden ihre Lösung finden, wie der Reichskanzler sie haben will. Die früher so berühmt gewesene Selbständigkeit der preußischen Staatsminister, die mit sprichwörtlicher Energie und Eifersucht ihre eignen Ressorts hüteten und bewachten, ist dem Einzelwillen eines unfehlbaren Machthabers nicht nur untertänig, sondern sie ist auch förmlich darin aufgegangen. Die schlimme Seite dieser ganzen Situation liegt in der vorlauten Pression der Schutzzöllner und im nur passiven Widerstand ihrer Gegner. Dieser Widerstand schrumpft täglich mehr zusammen, weil die kleinstaatlichen Regierungen in allen Stücken mit dem reichskanzlerischen Programm einverstanden sind. Sie sehen in ihrer Verblendung nur die Herabminderung der Matrikularbeiträge als nächstes, praktisches Ziel und übersehen dabei die gefährlichen Konsequenzen dieses Systems.

„Inmitten der Verwirrung erscheint mir die Verwendung Manteuffels im neuen Reichslande, wenn sie sich bewahrheitet, ein sehr glücklicher Griff. Manteuffel ist jetzt die einzige Persönlichkeit, welche auf den Kaiser sich stützen und dem Kanzler nötigenfalls die Stirn bieten kann.

„Manteuffel ist niemals Mann der Vermittlung und des schwächlichen Kompromisses, er strebt nach einer erlaubten Popularität und wird mit peinlicher Gewissenhaftigkeit seines Amtes walten. Obgleich ich persönlich niemals auf einen guten Fuß mit ihm mich stellen konnte, so muß ich doch der Wahrheit die Ehre geben. Wer weiß, ob das Statthaltertum und Straßburg nicht die künftige Brücke zum Reichskanzlertum darstellen wird."

Schon am 26. April 1879 hatte Karl Anton betreffs Manteuffels an Bamberg geschrieben:

„... Aus Karlsbad habe ich indirekt Nachrichten über Manteuffel. Es soll noch sehr in der Schwebe liegen, ob er doch nicht als Statthalter nach Straßburg gehen werde. Die Dotationsfrage dürfte kein Hindernis mehr sein, und selbst im Reichstage macht man sich mit einer hochgespannten Forderung vertraut. Mir nicht recht begreiflich ist, daß der Großherzog von Baden auf diese Stelle ambitionieren soll. Daß sehr bedeutende Etikettenfragen für ihn dabei auf das Tapet kommen, ist allerdings sicher. Manteuffel ist Feldmarschall, und als Inspekteur des Armeekorps müßte folgerichtig der Großherzog von Baden beim Marschall sich melden, wodurch für ersteren sich eine subordinierte militärische Stellung ergeben würde. Manteuffel wartet ruhig ab, bis diese Komplikationen sich gelegt haben. Anderseits sagt man, daß Bismarck à tout prix den Grafen Stolberg los zu sein wünsche, der sich in der jetzigen Stellung ganz unfähig erwiesen haben soll. Er ist wahrscheinlich weder unbedingtes Werkzeug der reichskanzlerischen Launen, noch vermag er die steten Widersprüche zu lösen, die ein charakteristisches Merkmal der heutigen Regierung sind. Kurz, man will ihn los sein; ob er aber für Elsaß paßt, vermag ich nicht zu entscheiden."

Digitized by Google

An demselben Tage schrieb Karl Anton an Gefficken:

„... Der Umgang mit Manteuffel war eine sehr günstige Chance. Er ist offenbar jene Persönlichkeit in Preußen, die sich nach oben und nach unten, sowie nach allen Richtungen die völligste Unabhängigkeit bewahrt hat. Dem Kaiser imponiert er durch seine eiserne und eigenartige Konsequenz, und dem Kanzler ist er vermöge seiner politischen Vergangenheit und seiner Feldmarschallsstellung ein Hemmnis und eine Unbequemlichkeit. Als Leiter einer großen Uebergangszeit wäre er vorzüglich zu verwenden, nicht aber als Steuermann in einem ruhigen Fahrwasser; da gäbe es konstitutionelle Konflikte ohne Unterlaß.

„Aeußerst interessant ist mir die Kenntnis von der schwebenden Sache im Elsaß. Aus Baden höre ich, daß der Großherzog den Statthaltergedanken für sich noch gar nicht aufgegeben habe. Nur verstehe ich nicht, wie sich der Großherzog seine Doppelstellung als Souverän und als Statthalter zurechtlegt. Seine militärischen Bedenken als Inspekteur einem Feldmarschall gegenüber werden zu dieser Aspiration sicher einwirken ..."

Daß Karl Anton stets auch gegen die, welchen er persönlich nicht so sehr gewogen ist, gerecht verfährt, beweist der Brief an Bamberg vom 21. Juli 1879. Er schreibt:

„Manteuffel wird seine neue Stellung im September antreten, denn er verlangt mit vollem Recht auch das Generalkommando neben der Statthalterschaft. Der Kaiser aber will dem alten Fransecky noch den Ruhm der diesjährigen Revue lassen, worauf er dann abgehen wird."

2. November 1879 schreibt Karl Anton an Gefficken:

„... Manteuffels Auftreten in Elsaß entspricht ganz seiner eigenartigen Individualität. In der einen Hand das Kreuz, in der andern das Schwert, muß er imponieren. Seine Reden sind vortrefflich und müssen selbst dem Dünkel der Franzosen schmeicheln."

Am 21. Januar 1880 schreibt er sodann an Gefficken in derselben Sache:

„... Manteuffels ganzes Wesen in Elsaß trägt den Stempel einer gewissen Absonderlichkeit. Seine Reden lesen sich gut, aber er mag damit über das praktische Ziel hinausschießen. Seine Auffassung über unsre Stellung zu Oesterreich und, Gott sei Dank, gegen Rußland ist mir aber nicht begreiflich. Besser Rußland zum Feinde zu haben als Oesterreich, im Gefolge dessen alle dynastischen Sondergelüste wieder erwachen würden. Ich halte immer diesen letzten Coup Bismarcks für seinen besten."

Betreff der Politik gegen Rußland schreibt Karl Anton sodann am 8. November 1879 an Bamberg:

„... Seit wir uns zuletzt gesehen, haben sich unerwartet große Wandlungen in der innern und äußern Politik vollzogen. So ungesund wegen der jähen Sprünge und vollständigen Frontwechsel die ersteren sind, so sehr entsprechen die andern dem heiligsten Nationalbewußtsein. Unsre Beziehungen zu Rußland

Digitized by Google

waren ganz ungehörig geworden und ließen mit vollem Recht an der ferneren Zuverlässigkeit des Reichskanzlers zweifeln. Jetzt ist eine gesunde Allianzbasis hergestellt, die man, meiner Ansicht nach, weder unter- noch oben überschätzen darf. Gegen letzteres bieten die Sympathien unsers Kaisers unübersteigliche Hindernisse. Höchst sonderbar und eigentümlich ist, daß man über den Wortlaut der Wiener Festsetzungen noch immer ebenso im unklaren sich befindet als über deren Tragweite. Die Situation in Baden während der Anwesenheit des Grafen Stolberg soll mehr als unerträglich gewesen sein. Allerhöchsten Ortes habe man sich mit Händen und Füßen gegen die überraschend gekommene Zumutung Bismarcks gesträubt, und nur nach Vorlegung schriftlicher Beweismittel russischer Perfidie und Androhung des Zurücktretens des Gesamtministeriums hat man endlich nachgegeben. Jetzt schwirren wieder die russischen Großfürsten um Berlin herum, und Bismarck wird seine ganze Energie aufbieten müssen, um nicht die Zerbröckelung seiner letzten Großtat mitanzusehen.

„Die Einladungen nach dem durch und durch russisch infizierten Hofe von Schwerin war eine wohlberechnete Absicht. Das Neueste, was ich höre, besteht in dem Verlangen Bismarcks, daß Schweinitz aus Petersburg abberufen werde; er ist nämlich zu sehr russisch angelaufen. So groß die Diktatur Bismarcks in den inneren Angelegenheiten ist, so sehr findet in den äußeren er Widerstand, und es würde mich nicht so stark überraschen, wenn aus letzteren Gründen wir einmal plötzlich Bismarcks Entlassung beim Erwachen erführen."

Ueber Rußland äußert sich Karl Anton am 8. Februar 1880 an Bamberg:

„... In dem morschen Rußland dröhnt und kracht es von allen Seiten, und die exorbitantesten Maßregeln vermögen nicht, das Verderben aufzuhalten. Den Nihilismus wird man schwerlich nur in bestimmt abgegrenzten Kreisen aufsuchen können; er reicht wahrscheinlich in unerreichbar hohe Kreise hinauf, an welchen jede Entdeckung zerschellen wird. Es war höchste Zeit, daß wir uns von diesem politischen und moralischen Kadaver losgelöst haben! Der jüngste Besuch des Großfürsten Nikolaus in Berlin war hoffentlich nur ein Vergiftungsversuch. Bismarck hat sich nicht sehen lassen, und er wird seine guten oder schlechten Gründe dafür gehabt haben."

Bamberg schrieb am 16. Februar 1880 an Karl Anton ebenfalls in betreff des vorstehenden:

„... Ueber die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen erhalte ich merkwürdige Nachrichten, die Eure Königliche Hoheit mir gestatten, im Wortlaut mitzuteilen: Zunächst das gern gegebene Zugeständnis, daß der warmherzigen Natur des Statthalters persönlich alle Ehre gezollt werden muß. Mit warmem Herzen allein wird aber noch kein Land regiert. Es steht augenblicklich so, daß Manteuffel in einem seinerseits offen zugegebenen Konflikt mit Herzog lebt. Zum Ausbruch ist derselbe gekommen, als es sich um die Restauration der Straßburger Munizipalität handelte. Manteuffel will dieselbe, Herzog hält sie für verfrüht. Andre Konfliktspunkte sind dem gefolgt. Gestern (9. d. M.) schwirrte bereits das Gerücht, Herzog habe demissioniert, und der Staatssekretär-

Digitized by Google

posten solle zunächst unbesetzt bleiben, sodann ausgehen. Das ist meines Erachtens voreiliges Gerücht, aber es bezeichnet, wie ernsthaft die Situation aufgefaßt wird. Herzog gilt selbst bei enragierten Anhängern der Person und des Systems Möller als Vertreter des speziell deutschen Interesses. Manteuffel hat den Oberpräsidenten Möller übermöllert in seiner Hinneigung zu den Autonomisten, in der ihm ein Verwaltungsbeamter wie Herzog nicht zu folgen vermag. Dabei erfolgt eine Wendung zugunsten des kirchlichen Konservatismus, aus welcher zunächst nur der katholische Klerus Vorteil zieht. Manteuffel beruhigt sich dabei, daß man im katholischen Lager ihn dem Jules Ferry vorzieht, eine bedenkliche Preference. Dabei geht er zwar Tag zu Tag mehr der Unterstützung des gebildeten deutschen Elementes verloren, zufrieden ist schließlich nur der Leutnant, den es schmeichelt, daß eine militärische Exzellenz das Ganze leitet, und der glaubt, moralische Eroberungen seien bereits gemacht, wenn einige wenig zuverlässige Notabilitäten auf dem Parkett der Statthalterfoireen erscheinen. So stehen wir wieder einmal in einem Moment innerer Gärung. Ich bin entschieden der Meinung, daß all der gute, herzlich gute Wille des Statthalters (der elsässische Witz nennt ihn um seiner Diners willen: der Satthalter) sehr übel gelohnt werden wird, da die Politik, welche den Vertreter des Kaisers innerlich trennt von den Beamten des Kaisers, nicht gedankt wird. Im übrigen feiert die Bureaukratie ihre kleinen Orgien, nachdem sie der alten Bändiger los geworden ist, zumal da der neue Bändiger und seine Gesellen, Staatssekretäre und Unterstaatssekretäre, sich noch nicht akklimatisiert haben und mit Land und Leuten recht herzlich schlecht vertraut sind. Was ich den Gesprächen mit Mitgliedern des Landesausschusses entnehme, führt mich zu der Meinung, daß die Herren sich schlecht auf die vielerlei Künste verstehen, mit denen man eine Körperschaft lenkt, ohne daß sie es merkt. Bedenklich scheint es mir vor allen Dingen, daß von der neuen Majorität des Landesausschusses eine bedeutende Position für Vertiefung der Kanäle abgelehnt worden ist, weil — Preußen den größten Nutzen (für den Kohlentransport von Saarbrücken ab) daraus ziehen würde! Daß die Herren, nämlich die Mitglieder des Landesausschusses, sonst über die Subalternbeamten schimpfen, wundert mich gar nicht; siebenmal unter zehn haben sie recht, und in den übrigen drei Fällen muß man das dem biedern „Landboten" und seinem Eifer zugute halten. In der Schulpolitik mißt man Manteuffel die Absicht bei, die französische Sprache in den Mittel- und Elementarschulen wieder zu gestatten resp. einführen zu wollen. Wenn es wahr wäre: ein wirklich verhängnisvoller Schritt."

Am 31. Juli 1880 schreibt Bamberg weiter:

„Generalfeldmarschall v. Manteuffel fragt soeben durch den General v. d. Burg bei mir an, wann ich ihm begegnen könnte. Die Berufung von Schneegans mochte ihn auch wohl darum sehr interessieren, weil durch dieselbe den Elsässern klar werden soll, daß ihnen auch die Beförderungen im Auswärtigen Amte offen stehen. Manteuffel, der Anfang September nach Gastein will, empfindet sehr die Angriffe der „Kölnischen Zeitung", und er scheint überhaupt manches auf dem Herzen zu haben. Daß er mit Herzog nicht würde

Digitized by Google

auskommen können, habe ich ihm im vorigen Jahre vorausgesagt. Zu den Mißerfolgen der antirussischen Politik des Fürsten Bismarck mag Manteuffel das Seinige dazu beigetragen haben." (Schluß folgt)

Ueber die russische Armee im Jahre 1850

Nach Aufzeichnungen des Majors v. Schlegell, bearbeitet von M. Conrad

Die im Jahre 1850 bis zum Olmützer Vertrage (29. November 1850) bestehende Gefahr eines kriegerischen Zusammenstoßes Preußens mit Rußland und Oesterreich macht Major v. Schlegells (gest. als Generalmajor z. D. 4. September 1860) Urteil über die damalige russische Armee besonders interessant. Sie kennen zu lernen hatte er während seines Petersburger Aufenthaltes im Gefolge von Prinz Friedrich Karl (4. Juni bis 20. Juli 1850) Gelegenheit; er sah in der Hauptsache verschiedene Paraden und Uebungen des III. Korps in Warschau, des II. Korps in Lowicz (Polen) und der Garde in Zarskoje Selo, nahm an dem Manöver der Garde bei Krasnoje Selo nahe Petersburg teil (29. Juni bis 1. Juli) und berichtete darüber in drei Briefen aus Peterhof an einen Freund in eingehender und treffender Weise. Da Schlegell, wie er selbst betont, nur Paraden und solche Uebungen, zu denen der Kaiser einlud, sah und in das Innere des Heereskörpers nur verstohlene Blicke tun durfte, so fällt sein Urteil vielleicht etwas günstiger, als billig,[1]) aus; doch sind trotzdem seinem scharfen Auge die Schwächen der russischen Armee keineswegs entgangen, so daß wir im wesentlichen ein richtiges Bild von ihr aus dem hier im Auszug folgenden Bericht erhalten. Er schreibt darüber:

„Mich frappieren an der russischen Armee, von der ich 120 000 Mann gesehen habe, viele Dinge, weil ich sie irrigerweise mangelhaft zu finden erwartete." So ist er zunächst erstaunt über die Vollzähligkeit der Truppen sowie den regelmäßigen Abgang der Ausgedienten und den schnellen Ersatz. Von den Ausgedienten gibt er folgende anziehende Schilderung: „Wir sahen auf der Reise viele auf den Landstraßen der fernen und oft kümmerlichen Heimat zuwandern. Es bleibt aber doch die Heimat, die für den Russen eine besonders große Anziehungskraft hat. Etwas nimmt er gewöhnlich auch mit — die Revuegeschenke des Kaisers, die für jede Parade, Exerzieren usw. 1 Silberrubel betragen, und bei der Bank verzinslich angelegt sind bis zur Entlassung. Von der Garde nimmt jeder Ausgediente 35, die meisten aber 200 Silberrubel mit nach Hause, was zum Ankauf einer kleineren Wirtschaft hinreicht."

Ebenso wider Erwarten günstig aufgefallen ist ihm die gute Bekleidung aller Truppen, wobei die besondere Stellung der kaukasischen Infanterieregimenter

[1]) Vgl. hierzu Kuropatkin, Memoiren, Berlin 1909, S. 22 ff., und Aus dem Leben Th. v. Bernhardis, Bd. 2, 1893 bis 1906.

Digitized by Google

folgendermaßen beleuchtet wird: „Der Kaiser überläßt den dortigen Generalen ganz, wie sie die Truppen kleiden und ausrüsten wollen. Bei großer Hitze im Sommer lassen sie, wenn sie Expeditionen machen, einen großen Teil ihrer Effekten im Lager und rücken aus: in leinenen Hosen, in Hemdsärmeln, den gewickelten Mantel um, die Mütze mit weißer Leinwand bezogen, und Waffen." Von ihrer ebenfalls eigentümlichen gewöhnlichen Ausrüstung heißt es: „Der Prinz Friedrich Karl wird suchen, eine solche Ausrüstung zu bekommen, die rein aus der Erfahrung hervorgegangen ist. Die russischen Offiziere sagten, daß sich von dorther der Waffenrock bei ihnen einheimisch machen wird, um den sie uns sehr beneiden."

Voller Lob ist Schlegell auch über die „wunderschönen, kräftigen und gut gehaltenen" Pferde der Kavallerie und Artillerie. Der Train, dem er auch an späterer Stelle höchste Anerkennung zollt, findet seinen ganz besonderen Beifall. Er hat im Manöver glänzende Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt, und so lautet das Urteil über ihn: „Das Ganze ist erstaunt sauber und wohl gehalten und gut organisiert und rief bei uns Preußen das Gefühl einer tiefen, himmelblauen Beschämung hervor."

Dieses günstige Urteil über die Organisation des Heeres erstreckt sich auch auf das Menschenmaterial. Da lesen wir: „Ueber die sehr jungen Offiziere sind wir alle erstaunt gewesen. Ich spreche nicht von der Spezies der Flügeladjutanten, die meist schon nach zehnjähriger Dienstzeit Obersten sind," — als Grund dafür wird angegeben: „Der Kaiser muß zu den Aufträgen, wie er sie gibt, junge Leute haben, die doch auch wieder in einem gewissen Range stehen" — „sondern von den gewöhnlichen Offizieren in Reih und Glied, und zwar nicht etwa nur in den Garden, sondern gerade am auffallendsten im II. und III. Korps. Wir kamen alle darin überein, daß wir weder bei Warschau noch bei Lowicz in der Front Hauptleute gesehen hätten, die man für älter als dreißig Jahre halten könnte; die übrigen Offiziere dementsprechend, zum kleinen Teil vielleicht sogar zu jung." Der jährliche Abgang an Offizieren beträgt etwa tausend, deren Ersatz hauptsächlich die in Petersburg und jeder Gouvernementsstadt befindlichen Kadettenkorps stellen. „Die aus den Unteroffizieren ernannten Offiziere sind wenig geachtet, auch von den Soldaten nicht." — „In ihrer äußeren Erscheinung machten die Offiziere einen recht guten Eindruck, obschon die Art des Vorbeimarsches die Haltung der meisten entstellt." Diese Beobachtungen, wie die besonderen über die Generale, geben dem preußischen Offizier „zu ernsten Betrachtungen und Vergleichen" Anlaß, wenngleich ihm in Polen Marschall Rüdiger in Warschau und General Panintin (II. Korps) sowie ein paar Divisionsgenerale „den Eindruck von Invaliden machen".

Vor allem aber erregt Schlegells höchstes Erstaunen „das Aussehen der Leute und der Ausdruck ihrer Physiognomie". Darüber sagt er: „Ich nahm mir vor, darauf besonders aufmerksam zu sein, weil doch alles andre nichts hilft, wenn es im Magen und im Herzen nicht ordentlich aussieht; und dahinein sieht man doch nur durch die Augen. Die sehen aber gut aus, zum großen

Digitized by Google

Teil sogar sehr gut, d. h. offen, freundlich, aufmerksam, gar nicht gedrückt, ihren Kaiser verfolgend, wo er sich zeigt, soweit es nur geht. Bei den Truppen, die mit in Ungarn gewesen sind,[1]) hat der Blick noch mehr zuversichtliches, dreistes. Dabei ist das Aussehen der Leute vortrefflich; sie sind im besten Stande. Der russische Soldat ißt zwar alle Tage dasselbe Gericht: Kohlsuppe mit Grütze; aber der Kaiser hat es dahin zu bringen gewußt, daß sie jetzt in der Woche drei-, vier-, auch fünfmal Fleisch erhalten; das Brot ist schwärzer als unsres, aber gesund. Es ist alles reichlich, und auf diesem Punkt soll ein kleinliches Abmessen nicht stattfinden. Der Soldat, den wir doch immer nur gesehen haben, wenn er fatigiert, ennuyiert oder imponiert worden war, macht viel eher den Eindruck, daß es ihm gut geht, daß er zufrieden ist, als vom Gegenteil." — „Der russische Soldat ist ungemein hart gewöhnt; er bekommt als Lagerstätte in der Kaserne nur die Bettstelle, schläft also unter allen Umständen ebenso weich als dort. Was er an sonstigem Bettzeug hat, schafft er sich allmählich selbst. Zum Zudecken hat er nur seinen Mantel."

Dieser unerwartet vorzügliche Eindruck von dem Menschenmaterial wie der Organisation des russischen Heeres von 1850 wird aber in der Ausbildung der Truppen nur teilweise bestätigt gefunden, was näher ausgeführt wird in folgenden Worten: „Wenn ich bemerkte, daß mich die Ausbildung des russischen Soldaten nur teilweise frappiert hätte, so muß ich dies zunächst dahin erläutern, daß ich nicht etwa meine, einzelne Bestandteile der Armee wären gut, andre mangelhaft ausgebildet; vielmehr ist es erstaunlich, wie gleichmäßig die Armee ausgebildet ist." — „Zu dieser Gleichmäßigkeit tragen die in Petersburg befindlichen Musterregimenter aller Waffen sehr viel bei. Sie würden aber doch wenig helfen, wenn nicht das Auge des Kaisers, dem auch die kleinste Abweichung nicht entgeht, und sein fester und zäher Wille, der auch nicht den kleinsten Fehler ungerügt durchläßt, darüber wachten." — „Das „teilweise" bezieht sich vielmehr auf die verschiedenen Dienstzweige, von denen man allerdings nicht sagen kann, daß sie mit gleicher Sorgfalt betrieben werden. Ich kann dies jedoch nur motivieren nach einzelnen zufällig hingeworfenen Bemerkungen russischer Offiziere und nach den eignen Beobachtungen, die ich an großen Massen gemacht habe. Inspizierungen kleiner Abteilungen im Detail hat der Kaiser noch nicht vorgenommen, und dergleichen Uebungen auf eigne Hand beizuwohnen, würde hier für sehr indiskret gehalten werden, was in meinem Verhältnis mit auf den Prinzen zurückfallen würde. Man wohnt also nur den Uebungen bei, zu denen man vom Kaiser eingeladen wird. Ich habe noch keinen Stall und noch keine Kaserne gesehen und werde sie auch wohl nicht sehen."

In alledem nun, was man als „Drill" bezeichnet, findet er das russische Heer vortrefflich ausgebildet; so schreibt er: „Wenn man einer russischen großen Parade beiwohnt, so muß man schon nach der ersten Viertelstunde bekennen, daß dies das vollkommenste Schauspiel der Art ist, was man sehen kann, und daß

[1]) 1849 zur Niederwerfung des ungarischen Aufstandes.

Digitized by Google

dieser Zweig der Ausbildung hier seinen höchsten Triumph feiert. Könnte ich meinen Herren Kollegen nur eine solche Aufstellung einmal zeigen, damit sie nicht glauben, meine Phantasie hätte sich zu gradlinig gewöhnt, wenn ich ihnen von der Richtung und dem Vordermann erzählen werde. Das Stillstehen, die Ruhe und Ausdauer ist aber noch viel merkwürdiger." — „Keiner von uns hat auch nur einen Mann gesehen, der unwohl geworden, ausgetreten oder gar umgefallen wäre, auch nicht einmal einen, dem in seiner Haltung die Last des Gepäcks anzusehen war, trotzdem daß die Leute von dem Augenblick an, wo die Truppen auf ihrem Platz ankommen, fast unentwegt stillstehen, selbst dann, wenn der Kaiser einmal auf einige Minuten das Gepäck ablegen läßt. Und wie stehen sie still! Kein Kopf, kein Auge bewegt sich."

Dieses auffallend lange Stillstehen hat der Erzähler auch an den Wachtposten häufig beobachten können, und er erklärt es mit der etwas ungezwungeneren Haltung des russischen Soldaten im Vergleich des preußischen. In dem reichlich ausgeübten Wachtdienst wird gleichfalls auf peinlich genaue Erfüllung aller Förmlichkeiten mit großer Strenge gehalten, was manchmal zu seltsamen Uebertreibungen zu führen scheint, wie denn z. B. in unserm Bericht zu lesen ist: „Beim Abendbrot werden die Kopfbedeckungen nach vier Kommandos abgenommen und so auch wieder aufgesetzt."

„Daß hier noch das Exerzieren, die sog. Schule, mit großer Präzision betrieben wird, ist selbstredend," fährt die Erzählung fort und bringt als Beispiel das tadellose infanteriemäßige Exerzieren eines Kavallerieregiments und der Seekadetten.

Im Gegensatz zu diesem Lobe über den eigentlichen Exerzierdrill kann Schlegell aber in andern, bezeichnenderweise gerade für das Gefecht wichtigen Punkten seinen Tadel nicht zurückhalten. Er urteilt z. B.: „Das Tiraillement ist steif und unbeholfen; Tritt und Richtung spielen eine große Rolle darin; ebenso das Ablösen der Feuerlinie und das Aufnehmen durch neue Tirailleurlinien und Soutiens kurz hinter den alten."

Auf Märschen und bei Manövern ist es zunächst wieder die schon öfter erwähnte große Ausdauer der Soldaten, die der preußische Offizier bewundert. „So lobenswert Ausdauer, Ordnung und Ruhe sind," fährt er fort, „ebenso muß auch die Dreistigkeit anerkannt werden, mit der die Schwierigkeiten des Terrains überwunden werden," wozu einige bemerkenswerte Beispiele angeführt werden.

Von der ebenso anerkennenswerten Aufmerksamkeit im Gefecht erfahren wir folgende interessante Proben: „Tirailleurs, die sich aus großen Distanzen schon, bei drohenden Bewegungen der Kavallerie — Kolonnen bei wirksamem Feuer der Artillerie — zu decken suchen, Kosaken und auch leichte Artillerie, die kleine Terrainwellen geschickt benutzten, um nahe heranzukommen" usw. „Doch kommen auch grobe Verstöße vor, die aber schon in das Gebiet der Manövrierfähigkeit gehören, für die ich mir einige besondere Bemerkungen vorbehalten habe." [1])

[1]) Leider nicht mehr ausgeführt.

Digitized by Google

Mit einer nochmaligen Würdigung des vortrefflichen Trains schließt Schlegell seine „Lobeserhebungen".

Diese verständnisvolle Bewunderung des preußischen Offiziers für die zunächst in die Augen fallende vorzüglich stramme Parade- und Exerzierausbildung des russischen Heeres hindert ihn aber nicht, „die Kehrseite der Medaille" hervorzuheben. Zwar erfahren wir hierüber verhältnismäßig nicht viel, besonders, was die kriegsmäßige Ausbildung von Führern und Soldaten betrifft, da Schlegells dritter Brief leider nicht vollendet worden ist.[1]) Aber was darüber mitgeteilt wird, zeugt von scharfer Beobachtung und, verglichen mit Kuropatkins Darstellung und Bernhardis Bemerkungen, von richtigem Urteil. So lesen wir:

„Was zuerst in die Augen fällt, ist, daß die Kavallerie viel schlechter reitet als unsre." — „Auch die einzelnen Offiziere, selbst die, welche für gute Reiter gelten, führen das Pferd mit der ganzen Faust, meist mit dem ganzen Arm; niemals geben sie Hilfe mit dem Schenkel. In der so zahlreichen Suite des Kaisers sind kaum drei gute Reiter." Weiter heißt es: „Die Infanterie schießt schlecht." — „Ich kann hierüber zwar nicht aus unmittelbarer Erfahrung sprechen, denn ich habe noch nicht nach der Scheibe schießen sehen und werde es wohl auch nicht sehen (es geschieht auch wohl im ganzen wenig); aber einmal ist es das allgemeine Urteil derer, die die Sache kennen, und dann würde man, wenn die Leute auch nur leidlich schössen, doch hin und wieder einmal einen Tirailleur sehen, der zielte oder auch nur das Gewehr an die Backe legte; aber davon ist keine Rede." Auch das Rotten- und Bataillonsfeuer wird als mangelhaft geschildert. Wie stiefmütterlich die doch so ungemein wichtige Schießausbildung im russischen Heere behandelt wurde, davon zeugt auch folgende Erzählung:

„General Lindheim sagte, er sei einigemal nach dem Zündnadelgewehr, das in Preußen eingeführt werden sollte, gefragt worden. Mich hat erst ein Kavallerieoffizier sehr oberflächlich danach gefragt; der Kaiser hat noch nie davon gesprochen. Ich hatte mit General Ramsey, dem Organisator und Inspekteur der Schützen ein Gespräch; er sagte: Sie hätten die Louvenins versucht, aber verworfen; der Kaiser hätte zwar neue Versuche befohlen, aber alle diese neuen Erfindungen, auch die Zündnadelgewehre, würden sich nicht halten, sie wären zu zerbrechlich und kompliziert. Um ihn mehr im Gespräch zu enfilieren, sagte ich, daß unsre Zündnadelgewehre sich doch leidlich bewährt hätten. Er erwiderte: „Nun ja, Sie haben sechs bis acht Bataillone damit bewaffnet." Als ich antwortete, es wären jetzt doch einige mehr, sagte er mir kurz: „Guten Abend" und ging fort."

Daran anknüpfend schreibt Schlegell: „Es führt mich dies unmittelbar zu einem Fehler, der besonders bei dem höheren russischen Offizier hervortritt, der großen Selbstgefälligkeit nämlich. Imponiert durch das ungeheuer Massenhafte

[1]) An diesem letzten Brief hat Schlegell zuletzt geschrieben den 18. Juli. Unten auf der dritten Seite des Bogens bricht die Erzählung mitten im Satze ab. Am 20. Juli erfolgte schon die Abreise aus Peterhof. Der Brief scheint also gar nicht mehr abgeschickt zu sein.

Digitized by Google

ihrer Armee, geblendet durch das höchst Brillante der äußeren Erscheinung, vieler unleugbaren Vorzüge, auch wohl großer Fortschritte seit Kalisch sich bewußt, dies alles noch erhöht durch die letzten Erfolge in Ungarn (1849 Niederwerfung des ungarischen Aufstandes), sind die meisten blind gegen die Fehler geworden und vernachlässigen die Ausbildung des einzelnen Mannes. Sie wollen immer gelobt sein, fordern dazu in höchst unbefangener Weise auf, und verschließen ihr Ohr auch der leisesten nur frageweise gehaltenen Kritik. Was wir an dieser zuviel haben mögen, haben sie gewiß zu wenig."

Dieser rein militärischen Kritik folgen in dem letzten der drei Briefe Betrachtungen, die militärisch-politische Fragen von grundsätzlicher Bedeutung berühren und darum verdienen, im folgenden zusammenhängend wiedergegeben zu werden.

„Welche Mittel erfordert werden, um die ungeheuren Streitkräfte Rußlands aufzubringen und in so schlagfertigem Zustande zu erhalten, dafür lassen sich wohl Anhaltspunkte, Vergleiche finden, aber keine Berechnungen anlegen; es fehlt der Maßstab für das, was die Dinge kosten. Menschen z. B.; es ist wahr, daß die bevorzugten Truppen (Garde, Grenadiere, Kavallerie, Artillerie) 220000 Mann betragen, deren Ersatz ausgesucht sein muß, ehe die Linieninfanterie und nach ihr erst Flotte[1]) und Train einen Mann erhalten — die unregelmäßigen Truppen, die ihre Regimenter besonders stellen, gar nicht gerechnet; wenn aus dieser einzigen Tatsache die ungeheure Stärke[2]) der Armee ersichtlich ist, so ist damit immer die Frage noch nicht entschieden, ob sie für das Land zu stark ist, ob es bei 60 Millionen Einwohnern und der enormen Länderausdehnung unwesentlich sei, ob 100000 Mann oder 200000 Mann mehr oder weniger der Kultivierung des Landes entzogen werden, oder ob dies mit der Zeit doch einen sehr wesentlichen Einfluß haben könne[3]) (aus welchem Meinungskonflikt beiläufig die ganz verunglückten Militärkolonien hervorgegangen sind).

---

[1]) Von der Ostseeflotte berichtet Schlegell: „Die Ostseeflotte hat drei Divisionen, jede neun Linienschiffe und neun Fregatten oder Dampfboote; es sind zwei Divisionen in Kronstadt, eine in Reval; acht Monate müssen sie im Hafen liegen; in der Zeit müssen die Matrosen beschäftigt werden: sie exerzieren. Wir waren mit dem Kaiser auf dem Admiralschiff „Rusia"; alles prächtig und vollkommen kriegsfertig; aber den Matrosen sah man an, daß es keine Seehelden sind; sie waren sehr garstig, aus allen Nationen, und sahen sehr gedrückt aus."

[2]) a) 1854 . . . 1151319 reguläre Truppen
245850 irreguläre Truppen
zusammen 1397169;
b) 1912 . . . 1345000 Mann im Frieden
ungefähr . . 4000000 Mann im Kriege.
(Meyers Konversationslexikon und Jahresberichte über das Heer- und Kriegswesen für 1911 von Voß).

[3]) Bernhardi, II, S. 69: „Wie das Land durch die ewigen Rekrutierungen erschöpft ist. Die Herabsetzung der Dienstzeit von 25 auf 15 Jahre ist ein Unglück. Konnte und wollte man die Dienstzeit nicht auf 6 Jahre herabsetzen (erst 1. Januar 1874 allgemeine Wehrpflicht mit fünfjähriger aktiver Dienstzeit), so war es besser, sie auf 25 zu lassen. Wer 16 Jahre

Digitized by Google

Geld? Wer kennt in Wahrheit die Hilfsquellen der Krone und des Finanzministeriums so genau,[1]) daß er sagen könnte, die Kosten der bewaffneten Macht stehen damit im Verhältnis oder nicht? Daß diese ungeheuer sein müssen,[2]) ist ohne alle Berechnung klar, wenn man für gewöhnlich die Ausrüstung und Verpflegung allein in Betracht zieht; hierzu nun, daß die Armee seit zwei Jahren mobil ist, daß alle Ersatztruppen beisammen sind, daß die Flotte ununterbrochen bemannt ist und daß die großen und schönen Festungsbauten im Westen und hier bei Kronstadt vollendet sind oder stark betrieben werden. Es gibt viel mehr Leute als man glaubt, namentlich echte Russen, in allen Ständen, auch viele Offiziere höheren Ranges, die meinen, das sei viel zu viel; Rußland brauche sich gar nicht in die Angelegenheiten von Europa zu mischen; niemand werde es, weder zu Lande noch zur See, angreifen; es könne seine Streitkräfte hiernach auf ein Minimum reduzieren und alle Kräfte nach innen wenden.

So wenig die Mittel, so wenig sind die Opfer zu berechnen, die gebracht werden müssen, um die Art von Ausbildung, wie ich sie erwähnt, in dem Grade zu erreichen: physische, intellektuelle, moralische Opfer! Der Kaiser hat unendlich viel getan, um die physischen Leiden seiner Armee zu verringern; die Leute werden satt, sind gut gekleidet und in den Lazaretten gut gehalten; es wird wenig und nur „von Rechts wegen" geschlagen. Aber dennoch, welche Leiden müssen in dieser Armee noch sein, wenn das Gardekorps im vorigen Jahr, wo es marschierte, 400 bis 500 Tote weniger hatte als in den Jahren, wo es in Petersburg bleibt, um zu exerzieren und die Wache zu beziehen. Bei dem Einüben des Marsches mit dem sehr großen Schritt gehen schon viele Leute zugrunde, da ihnen durch das Hochheben der Beine die Leisten schwellen; anfangs unbeachtet, geht es bei vielen in Brand über und wird tödlich. In den Musterregimentern, wo die Rekruten aus dem Gröbsten ausgebildet werden, wird den ganzen Tag eins, zwei, drei gezählt;[3]) wer kann berechnen, was schon dabei liegen bleibt und welche Schlacken beim ferneren Hämmern dieses Eisens abfallen; besonders auch auf der Flotte, wo nebenbei noch Prügel als das beste Mittel gegen Seekrankheit betrachtet werden. Die Matrosen auf dem Admiralsschiff machten eigentlich den Eindruck von Zuchthäuslern.

So schön und kräftig nun auch das ins Auge fällt, was durchkommt, und so zähe und ausdauernd es auch ist, so tritt doch der Grundsatz, der die Russen bisher in ihren Schlachten geleitet hat und sie, wie es scheint, wohl noch lange

---

russischer Soldat gewesen ist, taugt für keinen andern Stand mehr und dient ebensogut noch 10 Jahre weiter, jede Verminderung der Dienstzeit macht auf der andern Seite immer vermehrte Rekrutierungen nötig." 1. Mai 1849 nach Bernhardi Rekrutierung von 8 Mann auf 1000 männliche Seelen; bald darauf weitere von 12 Mann!

[1]) Russische Staatseinnahmen 1839: 163 Millionen Rubel; 1912: 2867569000 Rubel.

[2]) 1912: 494298000 Rubel = 3,7 Rubel oder 8,1 Mark auf den Kopf der Bevölkerung.

[3]) 1. Tempo: Fuß mit der Spitze nach unten vorgeschoben.

2. Tempo: Das vorgeschobene Bein so hoch gehalten als möglich.

3. Tempo: Den Fuß so weit nach vorn heruntergesetzt als möglich und den andern Fuß herangezogen.

Digitized by Google

leiten wird, auch bei der Ausbildung und im gewöhnlichen Dienstverlauf schon überall hervor: Massen zu schaffen, zu organisieren, zu bewegen, mit Massen die Entscheidungen herbeizuführen — unbekümmert darum, was dabei liegen bleibt! Das Individuelle kommt nur in den höchsten Kreisen zum Vorschein; überall, in allen Erscheinungen tritt das Massenhafte hervor, wohlgeordnet, wohlerhalten, imponierend, niedertretend! Wer fragt da nach den Spänen, die beim Aufbau einer solchen kolossalen Maschine gefallen sind? Oder wer wollte sie gar in Zahlen auszudrücken versuchen?

In diesem massenhaften Getriebe gehen natürlich auch eine Menge geistiger und moralischer Kräfte zugrunde, die sich in einer gesonderten, stillen Tätigkeit entwickelt und gehalten hätten. Ganz abgesehen von den natürlichen Anlagen, dem religiösen und sittlichen Bewußtsein, der wissenschaftlichen Vorbildung, und ob diese Dinge in größerem oder geringerem Grade als bei andern Völkern vorhanden sind — nur allein die Rotation dieser ungeheuren Staatsmaschine, von der die Armee den Hauptteil bildet, ins Auge gefaßt: so wird daraus allein schon klar, daß selbst der stärkste und redlichste Wille des Regenten, wie er im Kaiser in bewunderungswürdiger Weise personifiziert ist, nicht verhindern kann, daß der Geist gedrückt, das Denken erschwert, das öffentliche Gewissen verdorben wird, daß es hier nicht auf tiefe, sondern auf glatte Bildung, nicht auf bescheidene, stille, redliche Wirksamkeit, sondern auf schnelles, gewandtes Ergreifen des Augenblicks ankommt, um sich an dem vorbeischwirrenden Seil der Gelegenheit aus der Masse hinaus auf die Stufen zu schwingen, wo der Ehrgeiz erst Boden fassen kann, wo die Existenz erst notiert wird und das Drängen die Stufen hinan: nach Reichtum und Ehren! erst beginnt. — Peter der Große erfand, um seinen Geburtsadel zu zwingen, den Rangadel,[1]) der in vierzehn Klassen alles enthält, was im Staatsdienst über die Masse hervorragt (in der ersten Klasse sind nur Nesselrode[2]) und Paskiewitsch;[3]) der Stabsoffizier hat den Erbadel); der Geburtsadel geht verloren, wenn in drei Generationen kein Mitglied der Familie dem Staate gedient hat. Mit eiserner Konsequenz und fußend auf eine starke, große Armee, haben alle Regenten dies Muttergewinde immer fester aufgetrieben; so weit der Blick hier reicht, scheinen auch die widerstrebendsten Elemente allmählich in diese große Bewegung des Ehrgeizes hineingeraten zu sein, ein jeder hoffend, durch den Schraubengang hinaufgetrieben zu werden und als Feldmarschall, Kanzler oder wenigstens als reicher Mann oben herauszukommen. Aber der Geburts- und Grundadel geht, obgleich die Glücksritterschaft des Rangadels vielfach benützend, doch immer nebenher; hier liegt eine Schweißnaht; ob sie mit der Zeit brüchig

[1]) Vgl. Ilowaisky, Kurzgefaßte Geschichte des russischen Reiches; ins Deutsche übersetzt von A. v. Fabricius, S. 211 (Reval 1867).

[2]) Graf Nesselrode, russischer Staatskanzler 1844 bis 1856 (geb. 14. Dezember 1780, gest. 23. September 1862).

[3]) Russischer Feldmarschall (geb. 19. Mai 1782, gest. 1. Februar 1856). Wegen seiner Verdienste in Polen 1831 in den Fürstenstand erhoben.

Digitized by Google

werden wird, wer kann es wissen? — Der allgemeine, offen ausgesprochene Drang, die Residenz nach Moskau zu verlegen, hängt damit zusammen; ständische Gedanken, die vielfach verbreitet sein sollen, sind dem gewiß nicht fremd! Die Persönlichkeit des Kaisers, seine Stellung als Oberhaupt der Kirche und der Armee, das sind die Mittel, mit der die absolute Schraube festgehalten wird."

Habsburg und Hohenzollern

Von

Dr. Wolfgang Windelband (Heidelberg)

Die beiden Großmächte Mitteleuropas sind heute Waffenbrüder in schwerstem Kampfe. Ihr Bündnis ist nicht bloß ein Werk der Diplomaten, es ist der Ausdruck der durch ihre Stellung im Staatensystem bedingten Gemeinschaft. Die Notwendigkeit des Zusammenhaltens und des Füreinandereintretens ist in der letzten Zeit auch den Völkern klar vor Augen getreten. Das kraftvolle Dasein des einen ist Lebensbedingung für den andern. Aber ermöglicht worden ist diese Freundschaft erst durch die schmerzvolle Zerreißung des Bandes, das bis dahin beide im Deutschen Reich und Bund umschlang. Der Kampf Habsburg-Hohenzollern war die Schicksalsfrage gewesen, von deren Lösung die Formung des neuen Reiches abhing. Je größer beide Staaten wurden, desto zahlreicher wurden auch die Reibungsflächen zwischen ihnen, bis schließlich durch klare und reinliche Scheidung die Möglichkeit echter Freundschaft sich bot. Mit der Herausdrängung Oesterreichs aus Deutschland verschwand der Gegensatz. Beide Länder stehen sich seitdem nur noch als gleichberechtigte Glieder des Staatensystems gegenüber. So sehr die Gestaltung ihrer Beziehungen auch bisher schon das Bild Europas beeinflußt hatte, erst jetzt erhält sie rein europäische und weltpolitische Bedeutung. Das Verhältnis Habsburg-Hohenzollern hat also von Jahrhundert zu Jahrhundert an Bedeutsamkeit zugenommen, es ist eine ständig aufsteigende Linie, die wir hier verfolgen wollen.

Aus kleinen Anfängen sind beide Häuser gleichzeitig in den Bereich größeren historischen Geschehens getreten. Burggraf Friedrich III. von Nürnberg war es, der die Aufmerksamkeit der Kurfürsten 1273 auf Rudolf von Habsburg lenkte und der dann durch seinen entscheidenden Anteil am Siege auf dem Marchfelde das Wichtigste zur Sicherung von Rudolfs Herrschaft beigetragen hat. Jedoch schon sein Sohn geriet in Gegensatz zu Habsburg, und für ein Jahrhundert hat dann fast keine Beziehung zwischen beiden Häusern bestanden. An dem für den Aufstieg Hohenzollerns entscheidenden Ereignis, an der Belehnung mit der Kur und mit Brandenburg, hat Habsburg keinen Anteil. Der Ehrgeiz des neuen Kurfürsten war durch diesen Gewinn so angestachelt worden, daß er sich beim Tode Kaiser Sigismunds 1438 dem Habsburger Albrecht als

Digitized by Google

Bewerber um die Kaiserkrone entgegenstellte; zum erstenmal in der deutschen Geschichte erhebt sich die Frage, ob Habsburg oder Hohenzollern das Reichsoberhaupt stellen soll. Albrecht II. siegt, er ist der erste in der drei Jahrhunderte hindurch ununterbrochenen Reihe von Kaisern seines Hauses. Damit ist von vornherein die für das Verhältnis beider Häuser maßgebende Grundlage geschaffen. Habsburg ist die vornehmste Macht im Reich. Dem äußeren Schein entsprechendes materielles Schwergewicht zu verleihen, ist seitdem sein Bestreben gewesen, und als das erreicht war, hat es dann versucht, das Aufkommen einer ebenbürtigen Gewalt im Reiche zu verhindern. So ist es gekommen, daß Brandenburg, so oft es nach größerem Machtzuwachs griff, stets die Gegnerschaft des Kaisers zu überwinden gehabt hat. Es ist das nur eine selbstverständliche Folge der kaiserlichen Stellung Habsburgs. Aber jene Wahl von 1438 hat doch ihr besonderes Merkmal: sie ist das erste Anzeichen, daß Brandenburg nicht gewillt ist, sich dem geruhsamen Dasein eines bloßen Territorialstaats zu ergeben, die Kämpfe der Zukunft kündigen sich an.

Zunächst trat aber Friedrich wieder hinter Habsburg zurück; für ihn wie für die überwiegende Mehrheit der Hohenzollern überhaupt ist die Kaisertreue eine politische Maxime gewesen. Sie haben es persönlich sehr schwer empfunden, daß so häufig die Interessen des eignen Staats sie in das entgegengesetzte Lager zwangen. Nur wenige haben sich ganz von diesem Gefühl freigemacht; daß zu diesen gerade die Bedeutendsten gehören, kann nicht wundernehmen, in ihnen gerade kommt das brandenburg-preußische Staatsgefühl mit überwältigender Kraft zur Geltung, alles andre tritt hinter ihm zurück. Auch als das alte Reich zerbrochen war, ist in den preußischen Königen die Anhänglichkeit an das Haus, das Jahrhunderte hindurch die Oberhoheit innegehabt hatte, nicht erloschen. In Friedrich Wilhelm IV. kommt sie ganz besonders stark zum Durchbruch, aber auch in dem ersten Kaiser des neuen Reiches war sie mächtig. Die Gewalt der Tatsachen, die Eigenart beider Staaten ist stärker gewesen als dies Gefühl, es hat den unter steten Kämpfen mit dem Kaiser erzielten Aufstieg Brandenburgs nicht aufgehalten.

Kurfürst Friedrich hatte aus seiner Wahlniederlage die Lehre gezogen, daß das erworbene Gebiet als Rückhalt einer Politik höherer Gesichtspunkte nicht ausreichte. Beim Streben nach Landgewinn stoßen er und seine Nachfolger auf Oesterreich, das dasselbe Ziel verfolgt. Im allgemeinen haben in dieser Zeit, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, beide Häuser keine stärkere Reichspolitik getrieben — eine Ausnahme für Brandenburg bildet z. B. Kurfürst Albrecht, dem die Humanisten den Beinamen Achill gegeben haben. Ihre Aufmerksamkeit galt vielmehr einer andern Richtung. Beide Staaten sind Grenzmarken, infolgedessen gehen ihre Blicke nicht ausschließlich nach der Seite des Reichs, sie schweifen über seine Grenzen hinaus. Der Gewinn *nicht* zum Reich gehöriger Gebiete ist für beider Entwicklung charakteristisch geworden. Schon in diesen Anfängen sind die Beziehungen zwischen diesen beiden Reichsständen mindestens in demselben Maße wie von der Reichspolitik von außerdeutschen Verhält-

Digitized by Google

nissen bestimmt worden. Und hier treffen sie sich im Gegensatz gegen die tschechisch-magyarischen Reiche, gegen die Jagellonen, gegen Georg Podiebrad und Matthias Corvinus. Der geschickteren Politik Habsburgs gelingt es, den brandenburgischen Mitbewerber abzuschütteln; wie im Reich, so auch hier tritt Hohenzollern hinter ihm zurück.

Der Anschluß an Oesterreich hat also für Brandenburg nur geringe Früchte getragen, unter Joachim I. tritt es deshalb zur Opposition gegen den Kaiser über. Es ist die Frage des Reichsregiments, das Berthold von Henneberg als Schutzmauer gegen kaiserliche Uebergriffe errichten will, die damals Deutschland bewegt. Hier hat Joachim unzweideutig gegen Maximilian Stellung genommen. Die Folge davon war, daß der Kaiser ein Vordringen des hohenzollerischen Einflusses im Reich bekämpfte. Aber er konnte die glänzende Entwicklung nicht verhindern, die jetzt einsetzte. Außer den eigentlich brandenburgischen Landen verfügte das Haus über die Besitzungen der fränkischen Linie und durch den Großmeister des Deutschordens über Preußen. Zudem hatte schon seit längerer Zeit ein hohenzollerischer Prinz die Bistümer Magdeburg und Halberstadt innegehabt. Von dieser Stellung aus hat sich Joachims Bruder Albrecht zum Erzbischof von Mainz wählen lassen.

So findet also ein Punkt, an dem sich die Geschicke des Reiches und Europas für lange Zeit entschieden, die Kaiserwahl von 1519, die Hohenzollern in glänzendster Stellung. Es war ein in der Reichsgeschichte noch nicht dagewesener Fall, daß zwei Brüder gleichzeitig die Kurwürde besaßen. Als Bewerber standen sich gegenüber der Vertreter der spanischen und der der französischen Großmacht, Karl und Franz. Für jeden von ihnen mußte die Verbindung seiner bisherigen Macht mit dem von jeher mit universalen Ansprüchen auftretenden Kaisertum schlechthin die Vorherrschaft über Europa bedeuten. In dem heißen Wahlkampf, der um dies hohe Ziel entbrannte, besaßen also die Hohenzollern ausschlaggebenden Einfluß. Aber sie haben sich der Lage nicht gewachsen gezeigt, sie haben sich nicht zu gemeinsamem Handeln zusammenfinden können. Albrecht ist sofort für Karl eingetreten, Joachim dagegen wollte keinen Habsburger. Er hat daran gedacht, sich selbst um die Krone zu bewerben. Jedoch fehlte ihm die Energie für solch hochfliegende Pläne, und so hat er schließlich, als alle andern sich auf Karl geeinigt hatten, auch für ihn gestimmt. Von beiden Seiten hatte er die verlockendsten Versprechungen erhalten, durch seine Unschlüssigkeit hat er sich alles verscherzt. Der Wahlkampf hat ihm gar nichts eingetragen, im Gegenteil, er hatte den neuen Kaiser verstimmt; in der ersten Zeit hat Karl mehrfach gegen ihn Stellung genommen.

Eine Versöhnung ist dann dadurch zustande gekommen, daß Joachim in der Frage, die damals die deutsche Nation bis in ihre tiefsten Tiefen aufzuwühlen begann, sich bedingungslos auf die Seite des Kaisers schlug. Er ist ein erbitterter Feind der Reformation gewesen. Aus religiösen Gründen ist Joachim zum Anschluß an den Kaiser zurückgekehrt, und um so weniger war diese Politik jetzt vorteilhaft, da die Verhältnisse sich inzwischen geändert hatten.

Digitized by Google

Schon seit der berüchtigten Fälschung der Freiheitsbriefe im Jahre 1358 hat Oesterreich eine gewisse Unabhängigkeit vom Reich zu behaupten gewußt. Durch die Vereinigung mit Spanien, Ungarn und Böhmen war das riesig gesteigert worden. Oesterreich ist seitdem stets mehr ein europäischer als ein deutscher Staat geblieben. Brandenburg dagegen war noch nicht mehr als ein einfacher deutscher Territorialstaat. So ist also für beide Staaten das Verhältnis, in dem sie zueinander stehen, von sehr verschiedener Bedeutung. Für Oesterreich spielt Brandenburg doch nur die Rolle eines gelegentlich zu benutzenden Werkzeugs, für dieses dagegen ist die Frage, ob der Kaiser ihm freundlich oder feindlich gegenübersteht, von allergrößtem Schwergewicht.

Infolge dieser Verschiebung brachte der Anschluß an Oesterreich notwendig eine gewisse Abhängigkeit mit sich, und daran änderte sich auch nichts, als Joachim II. den Uebertritt der Hohenzollern zum Protestantismus vollzog. Der religiöse Gegensatz ist zwar stets im Hintergrund gestanden, zum Ausdruck kam er aber nur, wenn er mit dem politischen zusammenfiel. Das ist auch später trotz des Bekenntnisses zum Kalvinismus, der doch sonst die kriegerische Abart des Protestantismus bildet, dasselbe geblieben. Für die Beziehungen zwischen Oesterreich und Brandenburg sind fast immer politische, keine religiösen Beweggründe maßgebend gewesen. Nur wenn der Kaiser gar zu rücksichtslos die Ansprüche Brandenburgs zur Seite schob, ist es der protestantischen Aktionspartei beigetreten, aber mehr wie einmal hat es bewaffnet gegen sie Stellung genommen, wenn es glaubte, beim Kaiser auf Gegengaben rechnen zu können. Wenn ein allzu schroffes Vorgehen des Kaisers gegen den Protestantismus ein Verharren auf der kaiserlichen Seite unmöglich machte, hat Brandenburg in der Regel sein Heil in der Neutralität gesucht, es hat vermitteln wollen, ohne doch diesem Versuch durch genügende Macht Nachdruck verleihen zu können.

Nur ein Mitglied der fränkischen Linie hat kraftvolle Hauspolitik treiben wollen. Georg Friedrich von Ansbach hat den Schritt veranlaßt, der für die Politik der Folgezeit die Wege weisen sollte, die Heirat Johann Sigismunds mit der Erbin von Jülich und Berg. Durch ihn also ist die Erwerbung ins Auge gefaßt worden, die für die Ausdehnung Preußens über den Westen von Norddeutschland maßgebend wurde. Brandenburg hat, seitdem es am Rhein festen Fuß gefaßt hat, versuchen müssen, eine Verbindung mit diesen Landen zu gewinnen. So ist es immer enger mit den Geschicken Gesamtdeutschlands verknüpft worden, während Oesterreich, um den Besitz Ungarns zu sichern, in ständig steigendem Maße sein Schwergewicht nach Osten verlegen mußte und überhaupt durch seinen Kampf mit Frankreich von der Reichsentwicklung abgezogen wurde.

Aber gerade die rheinischen Lande wollte der Kaiser nicht an Brandenburg kommen lassen. Den Protestantismus wollte er von ihnen fernhalten, am liebsten hätte er sie selber genommen, ihr Gewinn wäre für die gewünschte Verbindung der habsburgischen Besitzungen in Italien mit den Niederlanden, wodurch gleichzeitig ein fester Ring um Frankreich herumgelegt werden sollte, von

Digitized by Google

größter Bedeutung gewesen. Gegen diese Drohung hat Johann Georg bei den protestantischen Reichsständen Hilfe gesucht, von deren Union aber nach dem Tode der treibenden Kraft, Heinrichs IV. von Frankreich, sich preisgegeben gesehen. So steht Brandenburg beim Beginn der großen Krise, die über das Schicksal des deutschen Protestantismus entschied, ganz vereinzelt. Alle seine Lebensinteressen wiesen es auf die protestantische Seite hin, mit der es eben gebrochen hatte. Der Katholizismus bedrohte seinen Länderbestand. Glaubensgemeinschaft und Verwandtschaft hätten Georg Wilhelm zum Bund mit dem Pfälzer Friedrich veranlassen sollen. Aber er war zu solchem Entschluß nicht fähig. Nach anfänglicher unfruchtbarer und von keiner Seite respektierter Neutralität hat er sich ganz dem Einfluß seines vom Kaiser gekauften Ministers Schwarzenberg hingegeben, dessen letzte und geheimste Absicht sogar darauf hinauslief, ihn dem Katholizismus zurückzugewinnen. Aber für den späten und nicht mehr ganz freiwilligen Anschluß fand Georg Wilhelm wieder keinen Dank. Der Kaiser betrachtete Brandenburg doch immer als protestantische Macht und tat deshalb auch dem Bundesgenossen absichtlich schweren Abbruch. Deshalb näherte sich der Kurfürst der gegen Ferdinand und Wallenstein gerichteten Opposition, aber aktiv gegen den Kaiser aufzutreten, hat er auch beim Ausbruch des schwedischen Kriegs sich nicht getraut. Von seinem Schwager Gustav Adolf erhoffte er die Anerkennung seiner Neutralität, er wählte wieder, diese Politik der Schwäche die schon so oft seinem Hause zum Nachteil ausgeschlagen war. Aber Gustav Adolf zwang ihn zum Anschluß, und so geriet er in die bedrohlichste Lage, als mit des Königs Tode der Stern Schwedens sich zu neigen schien. Eilfertig schloß er seinen Frieden mit dem Kaiser, trotz den glänzendsten Angeboten Oxenstjernas. Der Kanzler bot ihm Pommern und wollte ihm zu Schlesien verhelfen, und daß dies ernst gemeint war, geht daraus hervor, daß er auch dem Kaiser gegenüber auf jeden Gewinn deutschen Bodens zu verzichten bereit war. An der Höhe der Geldentschädigung ist dies Abkommen gescheitert, das eine andere Entwicklung der preußischen Geschichte zur Folge gehabt hätte. Für Georg Wilhelm aber war der Abfall von Schweden wieder das Unglücklichste, was er tun konnte, durch Banérs Siege kam er an den Rand des Verderbens. Ein brandenburgischer Geheimer Rat hat die Lage des Staats beschrieben: „Pommern ist dahin, Jülich ist dahin, Preußen halten wir wie einen Aal beim Schwanz, und die Mark wollen wir auch vermarketentieren." Der Kaiser konnte und wollte nichts zu seinem Schutze tun.

Da kam der Herrscher zur Regierung, der die Grundlage zum Aufstieg Brandenburgs legen sollte. Der Große Kurfürst hat das Heer geschaffen, das ihm eine gewisse Selbständigkeit verlieh. Er hat ohne alle andern Rücksichten rein brandenburgische Interessenpolitik getrieben, er hat bald hier, bald da seine Bundesgenossen gewählt, und der Kraft und Klugheit, mit der er dieses System durchführte, war es zu danken, daß Brandenburg in die Reihe der Staaten trat, mit denen die Großmächte bei ihren Kombinationen rechneten. Friedrich Wilhelm ist nicht in den Fehler seiner Vorfahren verfallen, er hat es zum Prinzip erhoben, bei einem Krieg zwischen seinen Nachbarn nicht neutral zu bleiben.

Digitized by Google

Auf diese Weise hat er Brandenburg im Reiche unstreitig an die erste Stelle nach Habsburg gehoben — noch kein Konkurrent für dieses, aber doch jetzt ein zu fürchtender Gegner oder ein wertvoller Bundesgenosse. Habsburg hat, wie durchaus begreiflich, als die in ihrer Vorherrschaft bedrohte Macht, nur das erstere in ihm gesehen; es hat seitdem bis zur endgültigen Auseinandersetzung an dieser Auffassung festgehalten und so selbst einen Teil der Schuld, daß Preußen den Weg der Verständigung mit ihm nicht fand. Im Westfälischen Frieden hat der Kaiser ihm zunächst überhaupt keine Entschädigung zubilligen wollen. Aber die Art des Gewinns, der Friedrich Wilhelm dann zuteil wurde und der seinen Wünschen so gar nicht entsprach, ist für das zukünftige Verhältnis, für die Entstehung des Dualismus maßgebend gewesen. Indem der Kaiser die Ausdehnung Brandenburgs an der Ostseeküste verhinderte und ihm statt dessen innerdeutsche Lande zuwies, hat er selbst den Weg geöffnet, der Brandenburg tiefer nach Deutschland hineinführte, und ihm die Grundlage zu stärkerer Reichspolitik geschaffen.

Die Beteiligung Brandenburgs an der europäischen Politik hat sofort ihre Wirkung auf das Verhältnis zum Kaiser ausgeübt. Der gemeinsame Gegensatz gegen Frankreich und Schweden hat sie zeitweilig zusammengeführt, sie kämpften für Deutschlands Befreiung, wenn auch nationale Motive für keinen von ihnen mitspielten. Aber auch in diesem Zusammenwirken ist die Eifersucht des Kaisers niemals zur Ruhe gekommen, sie hat beim Friedensschluß Friedrich Wilhelm um alle seine Errungenschaften gebracht und ihn so für ein Jahrzehnt Frankreich in die Arme getrieben. Der Große Kurfürst hat sich in dieser Zeit ganz vom Groll gegen den Kaiser beherrschen lassen, und es hat eines noch stärkeren Gefühls bedurft, um ihn zum Bruch mit Frankreich zu bewegen, des Eifers für seinen Glauben. Als dieser infolge der Hugenottenverfolgungen Ludwigs XIV. Friedrich Wilhelms realpolitische Erwägungen unterstützte, ist er zum Bund mit Habsburg zurückgekehrt, der diesmal mehr als 40 Jahre gehalten hat. Jedoch hat er gehalten nicht aus Sympathie, sondern weil beide Teile einander brauchten. Wie wenig freundschaftliche Gesinnung dafür maßgebend war, zeigt der schmähliche Handel, den beim Abschluß dieses Bündnisses Oesterreichs Gesandter mit dem Kronprinzen eingegangen ist. Hinter dem Rücken des Vaters verpflichtete sich Friedrich gegen Geld zur Rückgabe des Kreises Schwiebus, des Preises, den Oesterreich für das Bündnis bezahlte. Aber angewiesen waren beide Teile aufeinander. Oesterreich konnte die Hilfe der brandenburgischen Bataillone im Kampf gegen Frankreich nicht entbehren, und Brandenburg benutzte diese Lage, um die Erhöhung zum Königtum durchzusetzen, die es auch äußerlich über die andern Reichsstände hinausheben sollte. Sehr zögernd und widerwillig nur ist Kaiser Leopold auf diesen Handel eingegangen, nur die Zusammenhänge der europäischen Politik haben ihn umzustimmen vermocht. Der säkulare Kampf Oesterreichs gegen Frankreich hatte seinen Höhepunkt erreicht. England und Holland hatten sich mit Frankreich über die Teilung der spanischen Erbschaft geeinigt und so den Anspruch Habsburgs auf das Ganze nicht anerkannt. Der

Digitized by Google

Kaiser mußte in dieser Lage die Bedingungen Brandenburgs annehmen. Für dieses wiederum hatte die Teilnahme am spanischen Erbfolgekrieg zur Folge, daß es sich dem gleichzeitigen nordischen Krieg fernhalten mußte, der in ganz anderem Maße seine eigentlichen Interessen berührte. An den Krieg nach zwei Fronten war damals nicht zu denken. Erst nach dem Frieden zu Utrecht, der nur geringen Gewinn brachte, konnte Preußen sich an den Verhandlungen über das Schicksal der Ostseeländer beteiligen. Es ist auch unter Friedrich Wilhelm I. zunächst dem Kriege ferngeblieben, denn dieser König, so kraftvoll und selbstherrlich er war, hat doch seine ganze Regierung hindurch, solange es irgend ging, am Frieden festgehalten, den er zur Durchführung seiner schöpferischen Reformen brauchte. Die Kraft, die er seinem Staat einatmete, hat er selbst noch nicht verwertet. In dem fortwährenden Wechsel von Bündnissen, das die Zeit nach dem Utrechter Frieden kennzeichnet, hat er eine rein passive Haltung eingenommen; der Staat, der gerade keinen besseren Verbündeten fand, wendete sich an ihn. Am liebsten hatte er es, wenn er auf solche Weise mit dem Kaiser zusammengehen konnte. Das wurde zeitweilig dadurch erreicht, daß Oesterreich sowohl wie Preußen fast ausschließlich von einem bestimmten Interesse sich beherrschen ließen: für Karl VI. stand im Vordergrund aller Erwägungen die Sorge für seine Pragmatische Sanktion, Friedrich Wilhelms Bemühungen waren auf die Erwerbung Jülichs gerichtet. Als nun die europäische Politik sich derart gestaltete, daß England, Frankreich und Spanien zusammenstanden, haben sich beide gegenseitige Hilfe versprochen. Karl hat aber, als England wieder zu der ihm natürlichen Politik, zum Kampf gegen Frankreich, als die stärkste Macht des Kontinents, zurückkehrte und sich deshalb Oesterreich näherte, sofort Preußen fallen lassen, so daß dieses wieder den Werbungen Kardinal Fleurys Gehör schenken mußte.

Die bisherigen Versuche Brandenburgs in dem Getriebe der europäischen Politik sind also, vom Großen Kurfürsten abgesehen, alle bezeichnet durch eine gewisse Unselbständigkeit: seine Haltung entspringt nicht eigener Initiative, sondern sie wird bedingt durch das Vorgehen des Kaisers. Je nachdem, wie er sich zu den Wünschen Preußens stellte, war auch dessen Stellungnahme innerhalb der europäischen Konstellationen. So ist Preußens Politik durchaus noch die eines Territorialstaats. Damit hat nun Friedrich Wilhelms großer Sohn gründlich gebrochen. Friedrich hat aus der Geschichte seines Hauses die Lehre gezogen, daß eine große Entwicklung Preußens möglich war nur gegen Habsburg. So oft noch der Staat sich der kaiserlichen Politik verschrieben hatte, immer waren die Ergebnisse hinter den Erwartungen zurückgeblieben, niemals war eine wirklich tatkräftige Unterstützung erfolgt. In kühlster Berechnung hat deshalb Friedrich der Große seine Stellung gegen den Kaiser gewählt und gerade auf dessen Kosten die entscheidende Vermehrung der eigenen Macht vollzogen. Unter geschicktester Ausnutzung der großen Grundströmungen der europäischen Politik, der Gegensätze Frankreich-England und Frankreich-Habsburg hat er seinen Staat in eine Reihe mit diesen Großmächten gestellt und trotz allem Wechsel der politischen Kom-

Digitized by Google

binationen darin aufrechterhalten. Nicht mehr bloß als Hilfswerkzeug, sondern als gleichwertiger und gleichberechtigter Bundesgenosse tritt das Preußen Friedrichs in seine Allianzen ein. Und infolge der überragenden Persönlichkeit des Königs hat, solange er das Steuer in der Hand hielt, diese jüngste Großmacht sich geradezu zu ausschlaggebender Rolle aufgeschwungen. Habsburg aber hat es ihm nicht vergessen, daß die Grundlage dieses Aufstiegs die Eroberung seiner eigenen stärksten deutschen Provinz gebildet hat. Solange Oesterreich noch den Ehrgeiz besessen hat, als Deutschlands Vormacht aufzutreten, hat seitdem keine wahre Freundschaft zwischen beiden Staaten mehr bestehen können, trotz allen Bündnissen und trotz der Waffenbrüderschaft, zu der diese geführt haben.

War also das Bild des europäischen Staatensystems durch Preußens Aufstieg gänzlich verändert worden, so erfolgte gleichzeitig noch eine weitere Umbildung: es trat noch eine Großmacht hinzu, die gerade für die Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen die einschneidendste Bedeutung gewinnen sollte. Um die Freundschaft Rußlands haben sich Maria Theresia und Friedrich um die Wette beworben. Erst durch seinen Eintritt in die europäische Politik ist für beide Staaten die Gefahr entstanden, die uns heute so deutlich geworden ist, gleichzeitig von vorne und im Rücken von Großmächten angegriffen zu werden. Ihre geographische Lage in Zentraleuropa macht sich politisch erst jetzt in stärkstem Maße geltend. Solange sie sich bekämpften, ist es deshalb stets ihr Bestreben gewesen, den Einfluß des anderen in Petersburg zu verdrängen. Damals hat zunächst Friedrich trotz verzweifelten Anstrengungen, Rußland vom Krieg fernzuhalten, die Feindschaft der asiatischen Großmacht zu spüren gehabt, und gleichzeitig hat Oesterreich die große Schwenkung seiner Politik vollzogen. Der Haß gegen Preußen war groß genug, um den alten Gegensatz gegen Frankreich, der bisher den Grundton allen österreichischen Handelns abgegeben hatte, in den Hintergrund treten zu lassen. Dem diplomatischen Geschick des Fürsten Kaunitz gelang das berühmte „renversement des alliances“ von 1756, das Versailler Bündnis mit Frankreich. So vorteilhaft zunächst dieser Bund für Oesterreich aussah, so schweren Schaden hat er ihm zugefügt. Der Kaiser stand damit auf der Seite der Macht, die dem Reich als Erbfeind galt. Der Kampf gegen Frankreich hatte zum guten Teil das Zusammengehen der österreichischen mit der Reichspolitik veranlaßt. Von jetzt an erschien aber das Ringen Preußens als nationaler Widerstand gegen das Ausland; die Sympathien der Nation wandten sich vom Kaiser ab, wenn auch die Regierungen noch sich ihm fügten und den Reichskrieg gegen Preußen mitmachten.

In dieser unendlich schweren Prüfung hat der Genius des Königs und die jugendfrische Kraft seines Staats durchgehalten, auch als er ganz allein stand, als ihm sein einziger Bundesgenosse England den Rücken gewandt hatte. Der Hubertusburger Friede hat die Anerkennung der Großmachtstellung Preußens durch alle seine Feinde gebracht. Aber der erzwungene Verzicht auf Schlesien hat die in der Folgezeit verschiedentlich versuchte Annäherung zwischen Berlin und Wien immer wieder vereitelt. Friedrich und auch Kaunitz haben allerdings

Digitized by Google

daran gedacht, ob nicht der gemeinsame Gegensatz gegen Rußland beide Staaten zusammenführen könne. Ernste Versuche sind aber nicht gemacht worden, die Zeit war noch nicht reif für diesen Plan. So konnte Rußland bei den Teilungen Polens immer das entscheidende Wort reden, beide haben sich mit ihm zu verständigen gesucht, damit der andere möglichst wenig erhalte. Und ebenso wie bei diesen Geschehnissen im Osten, stießen Oesterreich und Preußen aufeinander im Reich. Oesterreich konnte sich noch nicht mit der Tatsache abfinden, daß Preußen jetzt als gleichwertige Macht neben ihm stand, es suchte deshalb seine eigene Vormachtstellung im Reich zu festigen. Das Mittel dazu sollte der Gewinn Bayerns sein. Aber Friedrich erkannte die Gefahr. Mit größtem Geschick nützte er die durch Josefs II. absolutistische Pläne und durch seine Säkularisationen entstandene Besorgnis aus; erst der bayerische Erbfolgekrieg, dann der Fürstenbund haben Josefs Pläne zunichte gemacht. Friedrich hat dabei rein preußische Interessen vertreten, er erscheint aber nach außen als Retter der reichsständischen Libertät; fast mehr noch als Roßbach hat die Gründung des Fürstenbunds dazu beigetragen, um den Alten Fritz dem deutschen Volk zur Idealgestalt werden zu lassen.

Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland hat damit begonnen — als selbstverständliche Folge der neu errungenen europäischen Stellung Preußens. Die Großmacht kann sich nicht einfach unterordnen, seit Friedrich dem Großen ist es entschieden, daß die Frage der deutschen Zukunft nur Habsburg oder Hohenzollern lauten konnte, wenn auch die Erkenntnis dieser Notwendigkeit noch sehr lange gebraucht hat, um sich durchzusetzen.

Friedrich hat also in jeder Beziehung über Oesterreich gesiegt: er hat ihm seine schönste Provinz geraubt und es dadurch sowohl wie durch die Verhinderung seiner deutschen Pläne aus Deutschland hinweg auf den Orient verwiesen. Nur in einer Beziehung ist er nicht zum Ziel gekommen: den Bund Oesterreichs mit Frankreich hat er nicht zu erschüttern vermocht. Der blieb eine Drohung, aber wenige Jahre nach Friedrichs Tod zerfiel auch er. Unter diesem Gesichtspunkt wurde die Revolution zunächst freudig in Berlin begrüßt, bis sich dann Preußen genötigt sah, der revolutionären Offensive selbst entgegenzutreten. Aber infolge der Ergebnislosigkeit des Kampfes zerbricht der so zustande gekommene Bund mit Oesterreich nach kurzer Zeit wieder. Preußen kehrt zurück zu der Politik, die sich mit seiner Groß machtstellung erst recht nicht vertrug: im Brande der ganzen Welt bleibt es neutral. Es sieht der Zerschmetterung Oesterreichs ruhig zu, und als es sich dann selbst zum Kampf mit dem Imperator gezwungen sieht, sucht es Habsburgs Hilfe natürlich vergebens. So hat Preußen wieder für einige Jahre aus der Reihe der Großmächte ausscheiden müssen, Metternich hat sogar mit dem Gedanken seiner vollen Auflösung und der Rückgewinnung Schlesiens gespielt. Bis dann Preußen dank der ihm von seinen großen Königen unverlierbar eingehauchten Kraft und dank der Macht der Idee wieder auferstand. Gemeinsam, aber doch nicht gleichen Geistes haben Oesterreich und Preußen den Entscheidungskampf durchgeführt. So sehr sich auch durch neueste Forschungen die

Digitized by Google

Beweise gehäuft haben, daß auch dem österreichischen Volke der nationale Schwung, der Preußen durchglühte, keineswegs fremd war, so hat es doch dabei zu bleiben, daß der Befreiungskampf in dem Sinne, den wir in diese Jahre hineinlegen, doch im wesentlichen von Preußen und seinen großen Männern gekämpft worden ist. Preußen hat damals durch die Reformer den Bund mit der deutschen Bildung geschlossen, die ihm und der es bisher ablehnend gegenübergestanden hatte, und mit der Bildung hing zusammen die Entstehung des Nationalgefühls. Eine der wichtigsten Grundlagen für die preußische Lösung der deutschen Frage war damit geschaffen.

So stark auch auf dem Wiener Kongreß die Meinungsverschiedenheiten zwischen Metternich und den Vertretern Preußens waren, in dem Problem der Bundesverfassung bestand zwischen ihnen Einhelligkeit. Gemeinsam haben sie die Schuld, daß die nationalen Träume Träume blieben. Der Bund, der entstand, war weder einheitlich noch freiheitlich — ein schwächliches Wesen, von vornherein zum Untergang bestimmt. Wie konnte das aber auch anders sein! Preußen hatte durch den Kongreß seine Stellung als Großmacht zurückerhalten, und so sollte der Bund die unmögliche Aufgabe lösen, zwei Großmächte zu einheitlichem Staatsgebilde zusammenzuschmieden. Lebensfähig konnte er nur werden, wenn eine von beiden sich unterordnete. Das war unmöglich, und so ist es das Schicksal Deutschlands gewesen, unter allen Umständen einen Teil abstoßen zu müssen, um den Rest zu erhalten. Aber damals hat auch unter den verantwortlichen Männern Preußens noch keiner an eine Ausstoßung Oesterreichs gedacht. Dennoch war das Resultat des Kongresses für diese Entwicklung günstig: Preußen hatte den größten Teil seiner deutschfremden polnischen Lande wieder abgegeben, der Zuwachs, den es erhielt, bestand aus rein deutschen Ländern. Um eine Verbindung seiner einzelnen Teile herzustellen, war es noch auf weitere deutsche Erwerbungen angewiesen. So hat der Satz Dohms, daß das deutsche und das preußische Interesse sich nie im Wege stehen könnten, neue Bekräftigung erfahren. Oesterreich dagegen blieb in noch verstärktem Maße ein Mosaik verschiedener Nationalitäten, unter denen das deutsche Element nur eines von vielen bedeutete.

Die Schulung des politischen Denkens fiel nach 1815 den deutschen Kleinstaaten zu. Denn Metternich hielt aus Furcht vor einem Zerfall Oesterreichs die freiheitlichen Regungen fern, und auch Preußen hat die erworbenen Sympathien durch seinen Rückfall in die auf das wilde Zeitalter der Revolution notwendig folgende Restauration wieder eingebüßt. Friedrich Wilhelm III. hat sich bis zur Aufopferung der preußischen Selbständigkeit an sein Prinzip, in gutem Verhältnis zu Oesterreich zu bleiben, angeklammert. Es ist allerdings wohl kaum richtig, daß die Verfassung deshalb nicht gegeben worden ist, weil man fürchtete, ein liberales Parlament werde den Kampf mit Oesterreich herbeiführen. Jedenfalls hat aber das Zurückstellen des preußischen Verfassungsplans im Jahre 1823 eine gewaltige Steigerung des österreichischen Einflusses im Reich zur Folge gehabt. Ebenso ist Preußens auswärtige Politik bestimmt durch

Digitized by Google

die Zugehörigkeit zur Heiligen Allianz, in der es je länger, je mehr hinter den Kaisermächten zurücktrat. Aber gerade die Politik der Heiligen Allianz hat das Maß, in dem Oesterreichs Interessen sich nach Osten richteten, gewaltig verstärkt. Die deutsche Frage tritt für es mehr in den Hintergrund. So hat Preußen den einen großen Fortschritt tun können, der das Zukunftsreichste bedeutet, was diese Jahrzehnte hervorgebracht haben, die letzte Großtat der altpreußischen Bureaukratie, den Zollverein, der direkt gegen Oesterreich gerichtet ist. Metternich hat seine Bedeutung wohl erkannt, aber die Worte, durch die er die deutschen Regierungen von ihm fernzuhalten suchte, vermochten nichts gegen die Vorteile, die der Verein brachte. Deshalb sind auch die späteren Versuche Oesterreichs, ihn durch seinen Beitritt zu sprengen, erfolglos geblieben.

War so die wirtschaftliche Einheit unter Ausschluß Oesterreichs erzielt, so kam auch die politische Frage in Fluß durch die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. Ihn hat dabei die Liebe zu Oesterreich beherrscht, er sehnte sich nach dem Teutschen Reich des Mittelalters, er bedachte nicht, daß er Preußen eine seiner Lebensbedingungen nahm, wenn er an der Wiederherstellung einer starken Bundesgewalt unter dem Vorsitz Oesterreichs arbeitete. Wenn aber auch sein Ziel dem Vorteil des Staates, den er vertrat, zuwiderlief, so klingt doch in allen seinen Entwürfen als Unterton auch das preußische Staatsgefühl an. Zu klarem Ausdruck konnte es aber in diesem König nicht gelangen. Nach der Wiener Revolution wäre der Augenblick denkbar günstig gewesen, um Preußen an die Spitze Deutschlands zu stellen, aber die Berliner Märztage, die Selbsterniedrigung des preußischen Königtums vor der Barrikade, machten dem ein Ende. Beide Großmächte lagen am Boden, sie traten den Weg ins Frankfurter Parlament an. Auch hier war für Preußens Haltung maßgebend der Wunsch, den Bruch mit Oesterreich zu vermeiden. Daran zum guten Teil ist der Plan der Kleindeutschen, Preußen in Deutschland aufgehen zu lassen, gescheitert. Aber als sich, vor allem an der schleswig-holsteinischen Frage, die Unfähigkeit des Parlaments zu stärkerem Handeln erwies, traten Oesterreich und Preußen wieder in den Vordergrund — Oesterreich, jetzt unter Schwarzenbergs Führung entschlossen, seine Vorherrschaft zu sichern, mit dem Rückhalt an dem zentralistischen Einheitsstaat, den die Verfassung von 1849 gewährleisten sollte, Preußen, wo Friedrich Wilhelm unter dem Einfluß von Radowitz sich jetzt zur Ausschließung Oesterreichs bekehrt hatte. Der Konflikt konnte also nicht ausbleiben. Den Lockungen Schwarzenbergs, durch die er Preußen jede Aussicht auf die Führung rauben wollte, der Mediatisierung der Kleinstaaten versagte Friedrich Wilhelm sich. Am Scheideweg zwischen territorialer und nationaler Politik hat er sich zum Bund mit der Nationalbewegung entschlossen. Diesem Gedanken ist, als Oesterreich den von Radowitz vorgeschlagenen Ausgleich ablehnte, die Unionsgründung entsprungen. Durch die Persönlichkeit des Königs war sie aber von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt. Er hat nicht die Kraft gefunden, sie mit allen Mitteln durchzuführen, und so ist der Erfolg dem Gegner zugefallen, dessen Pläne nur auf die Weiterentwicklung des Staaten-

Digitized by Google

bundes, nicht auf wirkliche Staatseinheit gerichtet waren. Preußen hat alle Gelegenheiten zu einem Rückzug in Ehren vorübergehen lassen, und so erfolgte, als Rußland sich in die deutsche Frage einmischte, in Olmütz Friedrich Wilhelms Verzicht auf allen deutschen Ehrgeiz. Oesterreich steht als Alleinherrscher in Deutschland da; durch seine gleichzeitigen Siege in Italien und Ungarn hat es sich noch einmal zu glänzendster Stellung aufgeschwungen. Mit Schwarzenbergs Tode hört aber die kraftvolle Reichspolitik auf, der Plan, der österreichischen Herrschaft Dauer zu verleihen durch den Eintritt sämtlicher habsburgischen Besitzungen in den Bund, ist gescheitert. In dieser Zeit der Ruhe vor der Entscheidung haben die europäischen Verhältnisse stärker auf die Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen eingewirkt als die deutsche Frage. Im Krimkrieg suchten sie bei ihrer Neutralität Halt aneinander, sie haben beide an Ansehen verloren. Als aber 1859 Oesterreich gegen Frankreich die Hilfe Preußens forderte, ist zwar das Bündnis an den Gegenforderungen des Prinzregenten gescheitert. Aber zu der anderen Möglichkeit, die Schwäche Oesterreichs auszunützen und es aus Deutschland hinauszuwerfen, hat er sich erst recht nicht entschließen können. So blieb es bei der Neutralität, die wie schon so oft sich als unvorteilhaft erwies. Für die Stimmung, die damals zwischen Habsburg und Hohenzollern herrschte, ist das Wort, daß Oesterreich nicht einmal gerettet sein wollte von Preußen, die beste Kennzeichnung.

Das Gewitter, das über Deutschland lag, drängte zum Ausbruch. Schmerling hat noch einmal die Schwarzenbergsche Politik wiederaufgenommen. Aber er stieß auf einen übermächtigen Gegner. Bismarcks Tätigkeit ist nicht von vornherein ausschließlich auf die Verdrängung Oesterreichs gerichtet gewesen, wenn auch zweifellos sein Wunsch immer dahin gegangen ist. Aber wie stets hat er auch hier nur das im Augenblick Erreichbare sich zum Ziel gesetzt. Deshalb hat er auch an den Ausweg einer Teilung von Nord und Süd gedacht; unbedingt ist er nur gegen die Vorherrschaft Oesterreichs aufgetreten. Aus diesem Grunde hat er König Wilhelm vom Frankfurter Fürstentag ferngehalten. Mit der schleswig-holsteinischen Frage beginnt dann sein eigener Vorstoß, und trotz der Unsumme von Hindernissen hat er alles erreicht, was er sich vorgezeichnet hatte. Er hat Oesterreich an seiner Seite festgehalten und trotzdem die beiden Herzogtümer befreit und ihre Gewinnung durch Preußen möglich gemacht. Damit Preußen nicht allein den Gewinn einstecke, mußte Oesterreich an seiner Seite ausharren; widerwillig hat es sich Bismarcks Leitung gefügt. Der Erfolg zersetzte, wie Bismarck vorausgesehen hatte, die Einigkeit. Es kommt, nachdem der Gasteiner Vertrag noch einmal die Risse im Bau verklebt hatte, zur entscheidenden Auseinandersetzung, zum Waffengang auf Leben und Tod.

Es ist zweifellos eine der größten Taten Bismarcks gewesen, daß er nach dem herrlichsten Siege die Erniedrigung Oesterreichs gehindert, daß er ihm keine seiner Provinzen genommen hat, die ja tatsächlich schon seit Jahrhunderten sich als außerhalb des Reichs stehend zu betrachten gewohnt waren. Nach Ueberwindung des selbstverständlichen Grolls des Unterlegenen ist auf dieser Grundlage

Digitized by Google

der Bund möglich geworden, der seitdem für alle politischen Konstellationen Europas maßgebend geblieben ist, sei es durch freundliche, sei es durch feindliche Beziehungen zu ihm. Nachdem einmal die deutsche Frage ihre endgültige Lösung gefunden hatte, da zeigte sich, daß der jahrhundertelange Kampf ganz allein durch sie veranlaßt worden war, daß nach ihrem Wegfall in der europäischen und auch bei der Weiterentwicklung zur Weltpolitik nichts existierte, was prinzipiell trennend zwischen sie getreten wäre. Wie Treitschke es ausgedrückt hat: „Nun wir diesen Kampf durchgefochten haben, denken wir österreichischer als viele Oesterreicher selber." Der Staat der Habsburger ist zu seiner ursprünglichen Aufgabe zurückgekehrt, er ist, wie jüngst gesagt worden ist (Kjellén), „Europas Wachtposten im Osten und sein Puffer gegen niedrigere Kulturen" geworden.

Bei dieser seiner nach dem Orient gekehrten Politik stieß Oesterreich notwendig auf Rußlands Gegnerschaft. Das türkische Problem, das im 18. Jahrhundert noch ein Bindemittel zwischen beiden Staaten gewesen war, da sie gemeinsam sich der Angriffe der Türkei zu erwehren hatten, hat sie im Laufe des 19. Jahrhunderts, nachdem sie selbst zur Offensive übergehen konnten, zu Todfeinden gemacht. Zum Schutz gegen Rußland hat Andrássy den Rückhalt an Deutschland gesucht. Bismarck hat die Hand Oesterreichs freudig ergriffen, sein Bestreben aber war, die neue Freundschaft zu ergänzen durch die Verbindung mit dem für beide gefährlichsten Gegner, mit Rußland. Das hat sich als unmöglich erwiesen, die Balkaninteressen Oesterreichs und Rußlands haben sich schon damals als unversöhnlich gezeigt. Vor die Wahl gestellt, welches Bündnis er vorziehe, hat Bismarck an Oesterreich festgehalten, allerdings daneben noch die größten Bemühungen angewendet, um die eignen guten Beziehungen mit Petersburg zu wahren. Er sah voraus, daß die Freundschaft mit Rußland allzuleicht Störungen ausgesetzt war, um darauf ein beständiges System gründen zu können. Der Bund mit Oesterreich dagegen konnte solche Garantien bieten. Nur in einer Beziehung schien eine Gefahr zu bestehen: es schien fraglich, ob der Zusammenhalt des Staats durch die Dynastie kräftig genug sein würde, um der fortschreitenden Zersetzung durch den Kampf der Nationalitäten Einhalt zu tun. Bismarck hat selbst derartige Befürchtungen gehegt, und die Entwicklung der letzten Jahrzehnte hatte scheinbar diese Gefahr noch dauernd verstärkt. Aber der Ausbruch des Weltkriegs hat in überraschendem Maße die Festigkeit der Monarchie zutage treten lassen. Der Kitt, den die jahrhundertelange Zusammengehörigkeit unter derselben Dynastie bildet, hat sich kräftiger erwiesen als alle Rassengegensätze. Es ist wieder deutlich geworden, wie sehr der Staat Oesterreich ein Werk seines Herrscherhauses ist. Das hat er gemeinsam mit Preußen, beider Eigenart beruht durchaus auf den Taten ihrer Dynastien.

Wie werden Habsburg und Hohenzollern nach diesem Kriege zueinander stehen? Das Auge des Historikers ist rückwärts gerichtet, er soll nicht prophezeien. Aber so viel wird er wohl sagen dürfen, daß der gemeinsame Kampf unter allen Umständen das Band zwischen ihnen noch enger knüpfen wird. Siegen wir, wie wir zuversichtlich hoffen und worauf so sicher zu rechnen wir alles Recht

Digitized by Google

haben, daß wir die Folgen der gegenteiligen Möglichkeit, die übrigens erst recht auf engsten Zusammenschluß hinweisen würde, nicht ins Auge zu fassen brauchen, so ist die Gemeinschaft beider Staaten nötig, um eine Wiederholung des Kriegs unmöglich zu machen. Ein aus diesem Ringen siegreich hervorgegangenes Mitteleuropa ist für jede denkbare Kombination unüberwindlich. Es stellt deshalb die beste Friedensgarantie dar. Habsburg und Hohenzollern gehören also zusammen; ihr eigner Vorteil und der Europas verlangen ihren Bund.

Ob diese Freundschaft auch staatsrechtlich sich in engerer Form als der des rein politischen Bündnisses äußern wird, müssen wir der Zukunft überlassen. Bismarck hat das Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland nur als Uebergang zu festerem Zusammenschluß bezeichnet. Er hat schon 1879 beantragt, daß das Bündnis in die Verfassungen beider Staaten aufgenommen werde. Wenn jetzt — trotz allen zweifellosen Schwierigkeiten — ein engerer Verband zur Tatsache werden sollte, so würde das nur die Wiederaufnahme einer Idee bedeuten, die schon einmal beim Versuch der Lösung der deutschen Frage eine bedeutsame Rolle gespielt hat. Gagern und Radowitz haben das Deutsche Reich unter Preußens Führung errichten wollen, und neben diesem engeren Bund sollte untrennbar der weitere stehen, der Oesterreich an die neue Schöpfung ketten sollte. So kann also vielleicht auch hier wieder eine der vielverspotteten Ideen von 1848 zu Ehren kommen. Jedenfalls, so sehr auch Habsburg und Hohenzollern sich bekämpft haben, solange sie demselben Staatsverbande angehörten, die Gemeinschaft dieses Verbandes ist ihnen doch untilgbar aufgeprägt. Es ist die folgerichtige Entwicklung ihrer Geschichte, wenn sie auch fernerhin einem unendlich erweiterten Horizonte gegenüber diese Einheit wahren.

Anpassung und Krankheit

Von

Prof. Dr. Hugo Ribbert (Bonn)

Alle Organismen hängen in ihrer Existenz ab von den äußeren Bedingungen, unter denen sie leben. Sind diese ihnen günstig, so ist ihr Dasein gesichert, sind sie ungünstig, dann drohen ihnen allerlei Gefahren, die nur vermieden werden, wenn die Lebewesen es lernen, den schädlichen Einflüssen zu widerstehen. Das gilt nicht nur heute, das hat während der Entwicklung der gesamten organischen Welt immer gegolten. Wenn die Individuen und Arten sich neuen Bedingungen gegenübergestellt sahen, dann war ihr Gedeihen nur dadurch möglich, daß sie sich anzupassen vermochten. Andernfalls starben sie früher oder später aus.

An was aber mußten und müssen sich auch heute noch die Organismen gewöhnen? Es waren zu allen Zeiten in der Hauptsache die gleichen Be-

Digitized by Google

dingungen. Es handelte sich um einen Wechsel der Umgebungstemperatur, des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft, der klimatischen Verhältnisse im allgemeinen, um die Notwendigkeit, das Leben im Wasser mit dem auf dem Lande und umgekehrt zu vertauschen, um Aenderungen der Nahrung, um den Wettbewerb mit andern Arten in eng umgrenzten oder weiten Wohngebieten, um den Kampf mit ihnen und insbesondere mit den niedersten tierischen und pflanzlichen Lebewesen, die als Parasiten in den höheren Organismen zu leben vermögen und nicht selten zu schweren Erkrankungen führen.

Was hieß aber in allen diesen Fällen Anpassung und was heißt heute noch so? Sie bedeutet im Individuum niemals das Auftreten einer neuen Eigenschaft, sondern stets nur die Betätigung der im Körper vorhandenen, in der früheren Gesamtentwicklung der organischen Welt allmählich entstandenen und sich durch Uebung weiter ausbildenden Fähigkeit, sich in diesem oder jenem Teile so zu ändern, daß er den ungünstig gewordenen Außenbedingungen widerstehen kann. An Kälte paßt sich der Organismus durch dichtere Behaarung, an Hitze durch ein dünneres Hautkleid, stärkere Färbung der Haut, geringere Verbrennungsprozesse in seinem Innern und durch gesteigerte abkühlende Verdunstung auf der Körperoberfläche an. Das Leben im Wasser, auf dem Lande, auf Bäumen ließ diese oder jene Muskelgruppen kräftiger werden, so daß das Schwimmen, Gehen, Klettern besser ausgeübt werden konnte. Im Wettbewerb mit den übrigen Organismen siegten die, deren Körper sich stärker und geschickter entwickelte, und an die Bakterien paßten sich die Tiere dadurch an, daß sie den Parasiten durch eine Aenderung in der Zusammensetzung ihrer Säfte das Leben in ihren Geweben unmöglich machten. So kam es dahin, daß auf den äußern und innern Oberflächen des Körpers von Tier und Mensch stets zahllose Bakterien leben, ohne in ihn eindringen und ihm Schaden zufügen zu können.

Alle diese Anpassungen vollzogen sich nicht mit einem Schlage, sondern an vielen aufeinanderfolgenden Generationen, deren einzelne Glieder den allmählichen Fortschritt kaum erkennen ließen. Eine Extremität konnte nicht an einem Individuum im Wasser zur Flosse, in der Luft zum Flügel werden und an den Kampf mit andern Lebewesen gewöhnten sich nur lange Reihen von Organismen in langsamer Umbildung. So entwickelte sich nach und nach die neue Art. Die Auslese aber, die Selektion kam in der Weise ergänzend hinzu, daß immer die Individuen die meiste Aussicht auf Fortpflanzung hatten, die auf jeder Stufe den Außenbedingungen am besten entsprachen.

Für diese schrittweise Anpassung aber war es eine notwendige Voraussetzung, daß die geänderten Verhältnisse der Umgebung sich nicht mit einem Male, sondern in langen Zeiträumen allmählich geltend machten. An plötzlich einsetzende neue, für seine Existenz bedeutungsvolle Lebensbedingungen kann sich kein Organismus gewöhnen. Wenn eine Art ihre Nahrung mit einem Schlage völlig hätte ändern müssen, so wäre ihr eine Anpassung unmöglich geworden, und wenn sie mit andern ihr in irgendeinem Punkte überlegenen Arten in den Kampf geriet, mußte sie unterliegen. Das ist gewiß nicht selten vorgekommen,

Digitized by Google

und das Aussterben mancher Gattungen erklärt sich auf die eine oder die andre Weise. Solche rasch sich vollziehenden Umwälzungen konnten also keine die Entwicklung der Art fördernden Umwandlungen hervorrufen. Hier waren nur langsam sich steigernde, eine Anpassung ermöglichende Aenderungen maßgebend, und so ist anzunehmen, daß sich im ganzen die Umbildung der Organismen in voller Harmonie mit der Umgebung vollzog. Die fortschreitende Entwicklung ging immer ohne Kampf vor sich. Denn dieser trat nur ein, wo eine Anpassung nicht möglich war, wo also eine Entstehung neuer Artmerkmale ausblieb.

Wie aber eine ganze Gattung, so vermag auch ein einzelnes Individuum sich plötzlich eintretenden Aenderungen nicht anzupassen und zahlreiche Tiere sind stets solchen Verhältnissen zum Opfer gefallen. Aber noch ausgedehnter spielt diese individuelle Widerstandsunfähigkeit bei dem Menschen eine Rolle. Denn die ungünstigen Bedingungen, die uns (und teilweise auch den domestizierten Tieren) so außerordentlich häufig entgegentreten, wie die willkürlichen und erzwungenen vielgestaltigen Aenderungen der Nahrung, die Ungunst der Wohnungen und die mit beiden Umständen zusammenhängende viel größere Gefahr einer bakteriellen Infektion (ganz abgesehen von zahlreichen mechanischen Einwirkungen, Schädigungen durch Gewerbebetrieb usw.) kommen für die unter natürlichen Bedingungen lebende Tierwelt nicht entfernt so oft in Betracht. Der Mensch aber verfällt ihnen immer wieder. Unerwartet wird er von ihnen herausgefordert und gerade deshalb vermag er ihnen nicht standzuhalten.

Auf der andern Seite aber ist der Mensch langsam zunehmenden Beanspruchungen durch seine Anpassungsfähigkeit bis zu einem gewissen Grade gewachsen. Aber das gilt doch leider nur in engen Grenzen. So vermag er sich an hohe Konzentrationen von Giften, auch wenn sie noch so langsam gesteigert werden, an intensive Hitze und Kälte, an übermäßige mechanische Arbeit nicht zu gewöhnen. Nur eine geringe Anpassung ist möglich. Ein Beispiel bietet uns die Zunahme der Muskulatur bei Turnern, Arbeitern, Athleten. Sie erscheint uns manchmal recht auffallend. Und sie trifft nicht nur die Skelettmuskulatur, sondern auch die des Herzens, das sehr viel größer wird und dessen Wände an Dicke erheblich zunehmen. Aber alle diese Muskelveränderungen gehen doch über ein gewisses Maß nicht hinaus und wenn die Ansprüche noch höher steigen, bleibt ein weiteres Wachstum aus und das Organ versagt.

Aehnlich ist es mit andern Körperteilen und ihren Funktionen. *Keiner von ihnen paßt sich unbeschränkt an.* Wird er über die Grenze hinaus beansprucht, so leidet er. Es verhält sich dann mit ihm ähnlich wie mit einem Bogen, der überspannt wird und dann zerbricht, oder mit einem elastischen Stab, der bei Ueberdehnung an Elastizität einbüßt. So zerreißen auch die Stützgewebe unsers Körpers (die Sehnen usw.), so zerbrechen die Knochen, wenn die mechanischen Anforderungen eine gewisse Grenze überschreiten. Wirkt ferner eine zu große Hitze auf unsre Gewebe ein, so verbrennen sie, werden sie von Giften getroffen, an die sie sich nicht gewöhnen konnten, so gehen sie mit ihnen eine Verbindung ein, die ihren Bau verändert und ihre Tätigkeit aufhebt. Das gilt

Digitized by Google

ganz besonders auch dann, wenn Bakterien in den Körper eindringen, deren Gifte den Geweben nicht angepaßt sind.

So entstehen also an unsern Organen durch die Schädlichkeiten, an die wir nicht gewöhnt sind, vielfache Veränderungen. Von ihnen aber hängen die Krankheiten ab. Denn die getroffenen Teile sind funktionell minderwertig, sie leisten weniger als sonst oder nichts mehr, und so muß unser Körper leiden. Es entstehen in ihm eine Menge von Störungen, die in ihrer Gesamtheit das Krankheitsbild ausmachen, die aber alle eine Herabsetzung oder ein Fehlen bestimmter einzelner oder vieler Funktionen bedeuten. Unsre psychische Leistungsfähigkeit ist vermindert, unsre Atmung, Herztätigkeit und Verdauung liegt darnieder usw. Es gibt ja freilich in Krankheiten auch scheinbar erhöhte Leistungen. Im Fieber ist unser Geist oft besonders lebendig, unsre Gedanken überstürzen sich und ebenso ist die Herztätigkeit erhöht. Aber in Wirklichkeit dürfen wir darin keine besseren, für uns günstigeren Funktionen erblicken. Die lebhaftere psychische Tätigkeit ist ungeordnet, sie führt zu nichts, das schneller pulsierende Herz versagt leichter als sonst. So bedeutet also die Krankheit unter allen Umständen eine von den Organveränderungen abhängige Beeinträchtigung bald dieser bald jener Lebensvorgänge. Niemals handelt es sich bei ihr um eine Steigerung irgendeiner Funktion. Wie denn ja auch jeder weiß, daß ein kranker Mensch immer und ausnahmslos weniger leistet als ein gesunder. Was aber nicht ausschließt, daß solche Funktionen, wie vor allem die geistigen, die neben den geschädigten normal geblieben sind, auch in einem siechen Körper mit Erfolg ausgeübt werden können.

Organveränderungen also mit ihrer funktionellen Minderwertigkeit und den davon abhängigen Krankheitserscheinungen stellen sich überall da ein, wo wir uns den äußern Einwirkungen nicht anpassen können, sie bleiben aus, wo wir es vermögen. Aber die Fähigkeit oder Unmöglichkeit zur Anpassung spielt nicht nur bei der Entstehung von Krankheiten eine Rolle, sondern auch bei ihrer Heilung. In allen den Fällen, in denen, wie vor allem bei Infektionskrankheiten durch die Gifte der Bakterien, aber auch unter andern Verhältnissen, Teile von Organen zugrunde gehen, hängt die Gesundung davon ab, daß die noch übriggebliebenen Abschnitte sich den an sie herantretenden vermehrten Ansprüchen anzupassen und die Funktionen der verlorengegangenen zu übernehmen vermögen.

Sie können es einmal dadurch, daß sie den Verlust durch neues, von ihnen gebildetes Gewebe decken, das in die Lücke hineinwächst. Dieser Vorgang, den wir Regeneration nennen, kann im weitesten Sinne auch als Anpassung bezeichnet werden und so mag auf ihn kurz hingewiesen sein. Er hat aber gerade da, wo er etwas leisten könnte, nämlich bei den besonders lebenswichtigen Organen einen sehr geringen Wert. Es gibt kaum ein einziges, das den Untergang durch eine funktionell brauchbare Neubildung ganz oder auch nur zu einem nennenswerten Teile zu ersetzen vermöchte. In weitaus den meisten Fällen ist der Wiederersatz durchaus ungenügend. Die neue Substanz ist nur ein raumerfüllendes Stützgewebe. Weder ein Defekt des Gehirns noch des Rücken-

Digitized by Google

markes, der Leber, der Nieren, des Herzens, der Lunge, der Speicheldrüsen, des Magens und Darmes usw. wird durch funktionsfähiges neues Gewebe geschlossen. Die Regeneration der für unser Leben wichtigsten Organe ist also außerordentlich unvollkommen und entspricht durchaus nicht den vielfach und oft mit besonderem Nachdruck geäußerten Vorstellungen über die hohe Zweckmäßigkeit dieser Lebensvorgänge. Man kann die Regeneration in allen diesen Fällen geradezu als durchaus unzweckmäßig bezeichnen.

Aber die Regeneration ist nicht das eigentliche Gebiet der zur Heilung von Krankheiten beitragenden Anpassungen. Denn bei diesen handelt es sich in erster Linie darum, daß die nach teilweisem Untergang von Organen übrigbleibenden Abschnitte sich vergrößern und so die Funktion der fehlenden übernehmen. Wir nennen das ausgleichende (kompensatorische) Hypertrophie. Diese Volumenzunahme erfolgt in ähnlicher Weise wie bei der stärkeren Inanspruchnahme von Geweben, insbesondere der obenerwähnten Muskulatur gesunder Individuen. Denn es handelt sich auch hier in allen Fällen darum, daß die noch vorhandenen Teile wie dort stärkere Arbeit leisten müssen. Wenn Abschnitte der Leber, der Niere, der Lunge und andrer Organe zugrunde gingen, vergrößern sich die Reste. Und hier haben wir es nun mit Anpassungen zu tun, die recht weitgehend zu sein scheinen. Wenn man von der Leber drei Viertel operativ entfernt, wird das übrigbleibende eine Viertel so groß wie das ganze Organ war, und wenn eine Niere herausgeschnitten wurde, erreicht die andre in ihren funktionierenden Abschnitten den doppelten Umfang. Auch im Gehirn sehen wir zuweilen nach Untergang einzelner bestimmter Bezirke eine verstärkte, den Verlust deckende Funktion korrespondierender Teile eintreten. Aber anatomisch kann man es nicht sicher nachweisen, weil eine in die Augen fallende Volumenzunahme ausbleibt.

Es gibt aber auch Anpassungen durch Organvergrößerungen in Fällen, in denen keine Gewebe in Verlust geraten sind. So nimmt das Herz bei den sog. Klappenfehlern, die den Kreislauf erheblich belasten, an Dicke außerordentlich zu und verhütet dadurch die sonst notwendig eintretenden Störungen. Die Wand kann das Doppelte des normalen Volumens erreichen. Darüber hinaus geht es nicht und wenn, wie es stets der Fall ist, der Herzfehler sich immer weiter steigert, dann versagt auch der verdickte Muskel.

Aber auch alle diese Anpassungen sind doch strenge genommen keine besonders große Leistungen. Denn schon die normalen Organe können, wenn auch nur kurze Zeit, dasselbe zuwege bringen wie die vergrößerten. Sie arbeiten unter gewöhnlichen Verhältnissen nur mit der Hälfte ihrer Kraft, können sie also, wenn es nötig ist, verdoppeln. Diese Einrichtung ist deshalb von Bedeutung, weil die Zellen so nicht bis zur Erschöpfung in Anspruch genommen werden, sondern weil die Teile sich in der Tätigkeit abwechseln, die einen sich erholen können, während die andern funktionieren. Und nur dieser Zustand wird wieder hergestellt, wenn die Organe an Volumen um das Doppelte zunehmen. Sobald das geschehen ist, hat sich auch die frühere Arbeitsteilung wieder hergestellt und ein Erlahmen der arbeitenden Teile wird vermieden. Aber

Digitized by Google

— und darin zeigt sich nun wieder die Unvollkommenheit dieser anscheinend so zweckmäßigen Kompensationen — über das Doppelte geht die Vergrößerung und die davon abhängige Leistungsfähigkeit im allgemeinen nicht hinaus. Ist dieses Resultat erreicht, dann findet eine weitere Volumenzunahme nicht mehr statt.

Aber wie verhalten sich nun diese pathologischen Anpassungen zu denen, die wir in der Entwicklung der gesamten organischen Welt antreffen? Führen sie auch wie diese zur Bildung neuer Arten? Nein, das tun sie niemals, und zwar aus leicht verständlichen Gründen. Die Bedingungen, die eine Anpassung zur Folge haben, wie der Untergang von Organabschnitten, die Veränderungen an den Herzklappen usw. wirken stets nur auf einzelne und relativ wenige, nicht auf alle Einzelwesen und auch nicht auf die zahllosen einanderfolgenden Generationen, wie es dort der Fall ist. Denn es handelt sich ja nicht um außerhalb der Lebewesen gelegene Einflüsse, die doch allein imstande wären, die Art in allen ihren Gliedern zu treffen, sondern um innere, individuelle Schädigungen. Diese aber kehren bei den Nachkommen niemals genau in der gleichen Weise wieder. Sie vererben sich nicht, können also höchstens wieder aufs neue bei ihnen erzeugt werden. Ebensowenig aber wie diese pathologischen Organveränderungen gehen auch die durch sie bedingten Anpassungen für sich allein auf die folgenden Generationen über. Sie würden ja auch bei ihnen, da die entsprechenden abnormen Zustände, denen sie ihre Entstehung verdanken, fehlen, völlig überflüssig sein.

Aehnlich verhält es sich mit den Anpassungen, die in unserm Körper bei den Infektionskrankheiten an die Bakterien und ihre Gifte zustande kommen und die wir durch die Schutzimpfung künstlich hervorrufen. Der Organismus gewöhnt sich zwar ohne augenfällige Organveränderungen, aber doch mit gewissen Umwandlungen seiner Zellen an die parasitären Einwirkungen, und so widersteht er einer neuen Infektion. Aber auch hier handelt es sich in der Hauptsache um einen individuellen Vorgang, der noch dazu von begrenzter Dauer ist und nach Monaten oder Jahren wieder verschwindet. Er hat also schon deshalb keinen artbildenden Wert. Auch eine Vererbung findet nicht oder doch nur in einer sehr geringen, für unsre Erörterungen unwesentlichen Ausdehnung statt. Die Nachkommen von Personen, die eine Infektionskrankheit überstanden haben und dadurch oder auch durch Schutzimpfung unempfänglich wurden, müssen, wenn sie der gleichartigen Infektion widerstehen wollen, stets von neuem geimpft werden. Nun hat man freilich beobachtet, daß Völker, die seit Jahrhunderten von gewissen infektiösen Erkrankungen heimgesucht wurden, daran weniger schwer leiden als andre, denen sie bis dahin unbekannt waren und neu zugeführt wurden. Es geht also daraus hervor, daß sich bei jenen ersten Völkern während der langen Zeit eine Verminderung der Empfänglichkeit eingestellt hatte. Aber sie bedeutet keineswegs eine Immunität. Auch die Angehörigen der durchseuchten Völker werden immer wieder ergriffen, nur weniger heftig als die der andern. Also ist auch in diesen Fällen von der Bildung einer neuen Art keine Rede. Freilich würde man hier,

Digitized by Google

auch wenn die Unempfänglichkeit die Jahrhunderte überdauerte, kaum von etwas Neuem reden wollen. Denn es kommt ja durch die Anpassung an die Bakterien keinerlei Formveränderung zustande. Die immunen Individuen unterscheiden sich von den empfänglichen äußerlich und in ihren Lebenseigenschaften in keiner Weise.

Aber nun gibt es auch Fälle, in denen die gewissen Krankheiten zugrunde liegenden Organveränderungen sich vererben. Das scheint in Widerspruch zu stehen mit der obigen Angabe, daß eine solche Uebertragung nicht vorkomme. Aber diese Bemerkung bezog sich auf Läsionen der Organe im werdenden oder ausgebildeten Individuum, die durch bekannte, von außen in unsern Körper eindringende Schädlichkeiten erzeugt werden, wie auf Entzündungen der Niere, Leber, Lunge usw., die in der Tat niemals vererbt werden. Die übertragbaren Affektionen aber sind uns *nur als solche bekannt*. Ihre Entstehung, die in der Reihe der Generationen beliebig weit zurückliegen kann und von der wir teils nichts, teils nur Ungenügendes wissen, muß nicht in die werdenden oder fertigen Individuen, sondern in deren *Keimzellen* verlegt werden. Denn nur so ist ihre Vererbung möglich. Wie steht es nun hier mit der *Bildung neuer Arten*, wie z. B. bei der Uebertragung gewisser Veränderungen des Blutes (bei der Bluterkrankheit), des Auges (bei der Farbenblindheit), des Gehirns (bei den Geisteskrankheiten) usw.? *Auch in diesen Fällen ist von ihr keine Rede*. Das ist zunächst auch hier wieder schon einfach deshalb selbstverständlich, weil in den aufeinander folgenden Generationen nicht alle Individuen, sondern nur wechselnde Mengen ergriffen werden. Man hat sich das früher nicht immer klargemacht und deshalb angenommen, daß alle Nachkommen an der Vererbung beteiligt sein könnten und daß auf diese Weise eine eigne (pathologische) Rasse gebildet würde. Aber diese Entwicklung wäre doch dann nur möglich, wenn die betroffenen Organismen völlig lebens- und konkurrenzfähig wären, d. h. sich an ihren abnormen Zustand so völlig angepaßt hätten, daß dieser ihnen keinen Eintrag tun könnte. Dann wäre es denkbar, daß sie dauernd als eine selbständige Art existierten. Aber jene Voraussetzung trifft eben nicht zu. Individuen mit schlechten oder blinden Augen, mit psychischen Defekten, mit Mißbildungen sind nicht fähig, neben den normalen zu bestehen. Daher würde die eben erst entstandene Rasse sehr bald wieder verschwinden. Aber dieses Ergebnis folgt nicht allein aus der mangelnden Konkurrenzfähigkeit, sondern eben auch daraus, daß, wie wir hervorhoben, sich die Vererbung niemals auf alle Nachkommen erstreckt. Wir wissen vielmehr, daß immer nur ein Teil von ihnen krank wird und daß die Zahl der gesunden und der abnormen Individuen sich in vielen Fällen nach den zuerst von *Mendel* festgestellten Regeln richtet. Die jedesmalige abnorme Beschaffenheit geht also nicht in alle der Fortpflanzung dienenden Zellen über. Sie vereinigt sich zwar bei der Befruchtung mit dem entsprechenden normalen Zustand der andern Zelle, aber bei der späteren Bildung neuer Keime trennen sich die beiden Merkmale wieder voneinander, das eine geht in einen Teil der Zellen, das andre in die übrigen. Es bleibt daher ein wechselnder Prozentsatz von Nachkommen gesund. Aber auch das Vorhandensein des ab-

Digitized by Google

normen Merkmals hat nicht immer Krankheit zur Folge. Es können auch mehrere Generationen ganz übersprungen werden. Trotzdem in ihnen, wie das nachherige Auftreten zeigt, der pathologische Zustand vorhanden gewesen sein muß, ist er nicht zur Geltung gekommen.

So sehen wir also, daß die zu Krankheiten führenden Zell- und Organveränderungen und die von ihnen abhängigen Anpassungen nichts darstellen, was, wie die Arteigenschaften, untrennbar mit dem Organismus verknüpft wäre. Sie sind, auch wenn sie durch Jahrtausende auf einen Teil der Nachkommen erblich übertragen werden, stets etwas Individuelles. Die Art wird durch sie nicht beeinflußt, sie bleibt ihnen gegenüber siegreich, und es ist überhaupt nicht zu erwarten, daß sie durch die Krankheiten oder vielmehr durch die ihnen zugrunde liegenden anatomischen Veränderungen in ihrer fortschreitenden Entwicklung irgendwie beeinträchtigt wird. Es könnte andernfalls keine Menschen geben, die in körperlicher und geistiger Hinsicht als ganz normal angesehen werden dürften. Sie sind ja freilich auch nur selten anzutreffen, ja in völlig reiner Ausprägung kommen sie überhaupt nicht vor. Aber es gibt doch viele, deren Funktionen so wenig hinter dem zurückbleiben, was wir uns unter dem menschlichen Typus vorstellen, daß wir sie praktisch als normal bezeichnen dürfen. Das wäre aber nicht möglich, wenn die Krankheiten die Art in ihrem Wesen schädigten. Denn jedes Individuum hat ungezählte Vorfahren gehabt, die für sich allein oder erblich krank waren, und doch ist das alles oft ohne bleibenden Einfluß auf die näheren und entfernteren Nachkommen gewesen und wird es künftig sein.

Damit gewinnen wir aber auch die Ueberzeugung, daß es eine Entartung des Menschengeschlechtes als solchen, von der man so oft mit Sorge sprechen hört, nicht geben kann. Was man allein unter diesem Begriff zu verstehen und zu fürchten hat, das ist eine so erhebliche Zunahme der erblichen, besonders der psychischen Affektionen, daß alle oder doch weitaus die meisten Menschen beteiligt würden. Eine derartige Verbreitung der Krankheiten käme freilich, so groß der theoretische Unterschied ist, praktisch ungefähr auf dasselbe hinaus, wie eine weitgehende Entartung, von der das Wesen der menschlichen Art getroffen würde. Denn der ungeheure Nachteil, den die Menschheit dadurch haben würde (vgl. meine Schrift: „Die Bedeutung der Krankheiten für die Entwicklung der Menschheit"), wäre in beiden Fällen der gleiche, und unsre langsam zunehmenden Bestrebungen, die erblichen Zustände zu beseitigen, ihr Neuauftreten zu verhüten und so die kommenden Generationen gesunder zu machen, sind unter allen Umständen berechtigt und notwendig, auch wenn eine Entartung im engsten Sinne nicht zu fürchten ist. Aber eben nur in diesem Falle sind die Bemühungen nicht von vornherein aussichtslos. Denn wenn die Art in ihrem Innern, ihrem Wesen geschädigt wäre, dann bestände keine Möglichkeit, die krankhaften Zustände zu bekämpfen und auszurotten. Dann wäre wirklich eine Entartung vorhanden, und mit ihr bliebe die Menschheit für alle Zeiten behaftet.

Digitized by Google

Neuidealismus und Pädagogik

Von

Prof. Dr. Budde (Hannover)

In den modernen Lebensordnungen, wie sie sich uns in der Sozialkultur, der Individualkultur, dem Intellektualismus und dem Naturalismus darstellen, tritt uns eine Vielheit entgegen, die unser Leben zerreißt. Es gilt deshalb, eine Einheit zu finden, die über die Spaltung hinausführt. Nun bemerkt der Mensch in sich noch eine andre Wirklichkeit als die der sinnlichen Erfahrung; diese andre Wirklichkeit ist das Geistesleben, und dieses Geistesleben bildet das Fundament des modernen Neuidealismus, wie ihn vor allem Rudolf Eucken vertritt.

Dieses Geistesleben ist kein abstrakter Begriff, es entspringt nicht metaphysischer Spekulation, sondern es ergibt sich aus dem Studium des Lebens selbst, wie es sich in dem gesellschaftlichen Kreise, in Geschichte, Moral, Wissenschaft, Kunst und Religion darstellt.

Es handelt sich also bei diesem Neuidealismus nicht um eine konstruktive Begriffsphilosophie, sondern um eine aus dem Leben und der Geschichte schöpfende Lebens- oder Kulturphilosophie. Das Geistesleben, in dem die Vernunft zu vollem Siege gelangt, erweist sich sowohl im unmittelbaren Leben des Einzelnen als in den großen Bildungen der Geschichte. Bei dem Einzelnen entsteht jenseits aller Aufregung und Verwicklung, aller Hemmung und Erschütterung ein Reich bei sich selbst befindlichen Lebens und erweist sich in der Bildung einer weltüberlegenen Persönlichkeit. In der Geschichte sind es besonders die Religionen, welche das Geistesleben verkünden. Aber auch die großen Persönlichkeiten der Geschichte liefern einen Beweis für die Tatsächlichkeit des Geisteslebens. Dieses ist aber nicht an den Menschen gebunden, sondern es hat einen Weltcharakter; es ist demnach wohl zu unterscheiden von dem Seelenleben des bloßen Individuums. Das Wirken, das der bloße Mensch hervorbringt, bleibt immer auf den Menschen gerichtet und hat seinem Befinden zu dienen. Die geistige Arbeit enthält aber in aller Verzweigung den Trieb, den Menschen über die bloß menschliche Art und den bloßmenschlichen Kreis hinauszuheben. Alles Mühen der Forschung um Wahrheit war ein solcher Kampf zur Durchbrechung der bloßmenschlichen Enge, ein Verlangen nach einem Leben aus der Weite und Tiefe des Alls.

Das menschliche Leben zeigt eine Fülle von Erscheinungen, welche nur aus dem Wirken eines Geisteslebens bei uns verständlich sind. Zu ihnen gehört vor allem die Bewegung zur Freiheit. Unser Leben scheint zerstört, wenn es auf Freiheit gänzlich verzichtet. Trotzdem uns die Gebundenheit des Menschen an ein übermächtiges Schicksal draußen und drinnen durch tausendfache Erfahrung deutlich vor Augen gerückt wird, sträuben wir uns dagegen, uns diesem Schicksal ganz zu ergeben. Denn wenn wir dies tun, dann verzichten wir auf eine ethische

Digitized by Google

Gestaltung des Lebens, dann geben wir zu, daß das Leben nur an uns vorgeht, aber nicht von uns selbst geführt wird, dann erniedrigen wir uns zu einem Stück eines starren Weltmechanismus und hören auf, Mitarbeiter am Bau der Wirklichkeit zu sein. Dann gibt es weder ein Handeln noch Gesinnung und Ueberzeugung, dann gibt es auch keine Pflichtidee. Entweder ist die Pflichtidee ein eitler Wahn, oder unser Leben geht nicht in dem gegebenen Dasein auf, sondern weist auf eine größere Tiefe hin, in der die Wurzeln unsres Wesens liegen. Und auch jede nähere Betrachtung der Geschichte zeigt uns, daß in ihr der Menschen eignes Tun und Entscheiden die Hauptrolle spielt, daß die Verbindung der Zeiten nicht in automatischer Weise erfolgte, sondern von uns selbst hergestellt wurde. Wie könnten wir auch eine Schätzung der Vergangenheit vornehmen, wenn wir nicht in der Geschichte ein selbsttätiges Wirken freier Menschen anerkennen!

Erst durch die Lebensordnung selbständiger Geistigkeit erhält das menschliche Zusammensein, die menschliche Gemeinschaft einen Wert. Eine Gemeinschaft ist notwendig, damit ein Zusammenwirken der Kräfte erfolgen kann. Aber es kommt darauf an, daß sich in der Gemeinschaft möglichst viel ursprüngliches Leben entwickeln kann. Das hat aber zur Voraussetzung nicht nur eine Freiheit im Staate, sondern auch eine Freiheit gegenüber dem Staat überall da, wo es sich um die Entwicklung selbständiger Geistigkeit handelt. Denn der Staat erzeugt nicht das Geistesleben, sondern er setzt umgekehrt ein überlegenes Geistesleben voraus. Wenn der Staat unter Abschwächung aller geistigen Zusammenhänge sich selbst als den höchsten, ja den alleinigen Selbstzweck gibt, dann bemächtigt sich des Lebens ein politischer Utilitarismus, der Kunst und Wissenschaft, Religion und Erziehung vornehmlich daraufhin ansieht und danach behandelt, was sie für Staatszwecke leisten. Dadurch werden sie aber innerlich erniedrigt. Aber auch den Individuen droht von einem solchen „Politismus" Gefahr. Bei einer Beherrschung des ganzen Lebens durch die Staatsidee wird ihre freie Bewegung und ihre freie Art aufs stärkste eingeengt. Es droht ihnen von hier aus aber auch die Gefahr einer sittlichen Veräußerung. „Wenn der Mensch sein Sinnen und Denken vor allem darauf richtet, einen Platz im Staatsgefüge zu erringen und in diesem weiter zu kommen, wenn sein Wert daran hängt, was er in ihm bedeutet und leistet, so wird damit der Schwerpunkt seines Lebens nach außen verlegt, so muß die Selbständigkeit und Ursprünglichkeit des Lebens unvermeidlich Schaden leiden" (Eucken). Einem solchen „Politismus" ist nur zu widerstehen, wenn sich der Staat selbst als Diener und Glied einer umfassenden Geisteswelt betrachtet. Dann wird er in Aneignung und Entwicklung dieser Geisteswelt ein höheres Ziel erreichen als das der bloßen Machtentfaltung, dann wird er sich damit über alle bloßen Formen hinaus zu einer gehaltvollen geistigen Individualität zu gestalten vermögen, die wünschen wird, möglichst viel Selbständigkeit innerhalb seines Bereichs zu entwickeln. Die innere Selbständigkeit darf dem einzelnen Menschen weder vom Staat noch von der Gesellschaft verkümmert werden; sie kann auch durch keine noch so großen Leistungen und Güter einer

Digitized by Google

äußeren Kultur ersetzt werden. Die letzten Maßstäbe seines Handelns liefert dem Menschen nicht die Gemeinschaft, auch nicht die, die sich im „Staat" verkörpert, sondern das Geistesleben. Und von solchem Standpunkt aus erscheint nunmehr als die eigentliche Aufgabe, die der Einzelne der Gemeinschaft gegenüber zu erfüllen hat, die, daß er an seinem Teil und nach besten Kräften dazu mitwirkt, daß das Geistesleben die Gemeinschaft mehr und mehr durchdringe.

Wie sich vom Standpunkt des Geisteslebens das Verhältnis des Menschen zur Gemeinschaft ändert, so wirkt dieser Standort auch auf sein Verhältnis zur Geschichte zurück. Die Geschichte muß einen tieferen Grund, eine ewige Ordnung der Dinge hinter sich haben, wenn sie geistig irgend etwas schaffen, wenn sie wahre Geistesgeschichte sein soll. Eine Geschichte im geistigen Sinne enthält ein Heraustreten aus der Zeit und eine Ueberwindung der Zeit; sie wird getragen von einem ursprünglichen Geistesleben, das aus der zeitlichen Leistung eine ewige Wahrheit heraushebt und alles Erzeugnis in ein Erlebnis zurückverwandelt.

Erweist sich so sowohl in dem Verhältnis des Menschen zur Gemeinschaft wie auch zur Geschichte das Geistesleben als die überlegene Macht, so zeigt dieses seine Ueberlegenheit auch in dem Verhältnis des Menschen zur Natur. Allerdings lehrt uns die Wissenschaft der Neuzeit, daß der Mensch in engster Verkettung mit der Natur um ihn steht und von ihrem Getriebe umfangen ist. Unverkennbar erstreckt sich die Natur auch tief in das Seelenleben des Menschen hinein; aber es ist eine andre Frage, ob die Natur das ganze Seelenleben in sich zu ziehen vermag, ob auch das menschliche Seelenleben ganz innerhalb der Grenzen der Natur bleibt oder ob es diese überschreitet. Tatsächlich überschreitet es diese Grenzen sowohl im Denken wie im Fühlen und Wollen. Als denkendes Wesen vermag der Mensch sich dem Ganzen der Umgebung entgegenzustellen und sein Verhältnis zu ihr abzuwägen; seine Seele bekundet hier eine innere Selbständigkeit und ein Vermögen, von sich aus Bewegungen zu erzeugen. Und das Fühlen, das im tierischen Seelenleben an die sinnliche Erregung gebunden bleibt, wird beim Menschen auch wieder von innen heraus von den eignen Bewegungen der Seele erzeugt, wenn auch dabei Körperliches mitschwingt. So weist auch das Fühlen den Menschen über die Natur hinaus. Das geschieht aber auch im Bereiche des menschlichen Wollens. Mehr und mehr erfolgt hier eine Hinaushebung über den Nutzen, der die bloße Natur beherrscht. An seine Stelle tritt vielmehr das Bewußtsein eines an sich Notwendigen, welches den Zwecken des bloßen Menschen überlegen ist. „Gut und Böse scheinen dabei nicht im Belieben des Menschen, weder des Individuums noch der Gesellschaft zu liegen, sondern aus einer der Tiefe der Seele innewohnenden Ordnung aufzusteigen" (Eucken). So weisen also das Denken, Fühlen und Wollen den Menschen über die Natur hinaus und gewährleisten ihm ihr gegenüber eine Selbständigkeit des Innern.

Diese Selbständigkeit des Innern aber wurzelt im Geistesleben, das in dem Menschen zum Durchbruch kommt und die tiefere Wirklichkeit darstellt. Es offenbart sich uns in Religion, Moral, Wissenschaft und Kunst auf mannigfache

Digitized by Google

Weise. Diese verschiedenen Gebiete sind gewissermaßen verschiedene Emanationen des transzendenten und zugleich immanenten Geisteslebens, d. h. eines Geisteslebens, das dem Menschen überlegen ist und nicht von ihm selbst geschaffen wird, das aber zugleich in ihn hineinreicht und von ihm angeeignet werden kann.

Eucken nennt seine Philosophie des Geisteslebens „Noetismus". Das Geistesleben, das ihre Grundlage bildet, gehört einer höheren Ordnung der Dinge an, steigt aber in den menschlichen Kreis hinab. Hier gerät es nun fortgesetzt in Kampf mit dem Bloßmenschlichen, das es zu sich hinabzuziehen versucht. Dagegen hat es sich zu wehren und seine Selbständigkeit zu behaupten. Es fällt also dem Menschen nicht einfach zu, sondern er muß es sich kämpfend und überwindend aneignen. Das versetzt sein Leben in eine gewaltige Bewegung und Aktivität und läßt keine träge Ruhe zu. Deshalb kann Eucken seine Philosophie mit vollem Recht auch als „Aktivismus" bezeichnen. Dieser Aktivismus hat aber einen ethischen Charakter und rückt damit weit ab von dem modernen Aesthetizismus, der im Anschauen und Genießen der Welt und ihrer Schönheit den Kern des Lebens sieht, und bei dem der Mensch keine Verwicklungen der Seele und keine Konflikte im eignen Wesen kennt.

Nur durch ethische Aktivität, nur in stetem Kampfe um die Aneignung des Geisteslebens kann sich auch der Mensch erst zur wahren „Persönlichkeit" entwickeln, und in solchem Kampfe erstarkte Persönlichkeiten sind die eigentlichen Träger der weltgeschichtlichen Entwicklung. Das ist ein dritter Grundgedanke der Philosophie Euckens, die deshalb mit voller Berechtigung auch als ein „Personalismus" bezeichnet werden kann. Aber diesem Personalismus wird das Persönlichsein zu einer schweren sittlichen Aufgabe. Heute sieht es oft so aus, als ob dieses leicht jedem erreichbar sei. Die heutige Bewegung zur Persönlichkeit erscheint im Lichte des Euckenschen Personalismus verworren und in mancher Beziehung direkt verfehlt. In diesem Personalismus ist bei „Persönlichkeit" immer gedacht an die Lebensentfaltung der geisterfüllten Persönlichkeit, die ein weiter Abstand trennt von der Zerstreutheit und Subjektivität des natürlichen Individuums.

Was folgt nun aus solchen allgemeinen Anschauungen, wie sie der Neuidealismus Euckens vertritt, für die Pädagogik?

Persönlichkeit im obenerwähnten Sinne des Euckenschen Personalismus zu werden, ist die Bestimmung des Menschen. Ist dies richtig, dann kann das oberste Erziehungsziel kein andres sein, als die Persönlichkeit in dem einzelnen Menschen vorzubereiten. Nun ist es aber das Wesen der Persönlichkeit, daß sie im Geistesleben wurzelt und von diesem aus gegenüber der ganzen Welt der Erfahrung Selbständigkeit gewinnt. Somit wird es auch die oberste Aufgabe der Erziehung sein müssen, in dem einzelnen Zögling das Geistesleben wachzurufen und ihn so zu leiten, daß er sich dieses Geistesleben in Selbsttätigkeit und Freiheit aneignen kann, ohne darin durch irgendwelche Rücksichten andrer Art gehindert zu werden. Erst wenn für die Lösung dieser Aufgabe alles Erforderliche geschehen ist, kann die Welt der Erfahrung, wie sie sich in

Digitized by Google

der Gemeinschaft und den naturhaften Individuen darstellt, ihre Forderungen geltend machen. Damit wird die Pädagogik über Sozialpädagogik und Individualpädagogik hinausgehoben und zu einer auf noologischer Grundlage ruhenden, d. h. im Geistesleben wurzelnden Persönlichkeitspädagogik. Weder die naturalistische und die intellektualistische Pädagogik, noch auch die Sozialpädagogik und die Individualpädagogik berücksichtigen zugleich die Stellung, die der Mensch zum All und im empirischen Dasein einnimmt; sie beachten nicht, daß der Mensch in erster Linie ein kosmisches und erst in zweiter Linie ein soziales Wesen und ein Naturwesen ist, und daß demgemäß für seine Bestimmung und damit auch für seine Erziehung den ersten Standort das Geistesleben abgeben muß und die Gesellschaft und das naturhafte Individuum mit ihren Forderungen hinter die Forderungen des Geisteslebens zurücktreten müssen, daß jene aber Berücksichtigung verdienen, soweit sie diesen nicht widersprechen.

Die Philosophie des Geisteslebens, die Euckens Neuidealismus vertritt, erkennt in dem Menschen ein Wesen, das zweien Welten angehört, nämlich einmal der Geisteswelt, die eine ihm überlegene Welt darstellt, aber doch in ihn hineinreicht und von ihm angeeignet werden kann, und anderseits der Welt der Erfahrung, der Natur. Als Naturwesen unterliegt er dem die ganze Natur beherrschenden Kausalitätsgesetz; als Bürger der der Natur überlegenen Geisteswelt dagegen besitzt er eine Freiheit des Willens. Sein Wille kann zwischen Gutem und Bösem wählen; er kann gelenkt und angeleitet werden, sich für das Gute zu entscheiden, und nur diese Möglichkeit einer Lenkung und Anleitung gewährleistet auch die Möglichkeit der Erziehung.

Die Ziele der Erziehung müssen sich aus der Bestimmung des Menschen ergeben. Der Mensch ist ein kosmisches, ein soziales und ein naturhaftes Wesen. Vor allem gehört er einer zeitüberlegenen Geisteswelt an, die er sich in fortgesetztem Kampf mit dem Bloßmenschlichen aneignen muß. Zu diesem Kampfe muß ihm die Erziehung das Rüstzeug liefern, indem sie ihn die Forderungen des Geisteslebens als absolut bindende Normen anerkennen lehrt und ihn zur Erfüllung dieser Forderungen geschickt macht. Das ist die höchste und oberste Aufgabe aller Erziehung. Man kann dieses Erziehungsziel, weil es den Menschen zu seiner eigentlichen Bestimmung als Mensch führen soll, das humanistische nennen. — Der Mensch gehört aber auch der Welt der Erfahrung an. In ihr ist er innerhalb einer Gemeinschaft zu leben und zu wirken berufen. Jede Gemeinschaft aber untersteht bestimmten Existenzbedingungen, die von dem Einzelnen, der ihr angehört, anerkannt und beachtet werden müssen. Deshalb muß der Mensch so erzogen werden, daß er Einsicht gewinnt in die Bedingungen eines sozialen Zusammenlebens und gewillt wird, sich diesen Bedingungen zu fügen. Daraus ergibt sich ein soziales Erziehungsziel. Dabei hat aber die Erziehung zu beachten, daß die sozialen Forderungen niemals den Forderungen des Geisteslebens widersprechen dürfen, sondern sich ihnen unterordnen müssen, daß mit andern Worten das humanistische Erziehungsziel immer voranstehen muß und das soziale erst in zweiter Linie in Betracht kommen kann. — Der Mensch ist

Digitized by Google

endlich aber auch ein Naturwesen und als solches an die Gesetze gebunden, die die Natur beherrschen. Er muß deshalb so erzogen werden, daß er Einsicht gewinnt in diese Gesetze und gewillt und fähig wird, sein körperliches Leben mit ihnen in Einklang zu bringen. Daraus ergibt sich als drittes ein naturhaftes Erziehungsziel.

Wie gelangt nun die Erziehung zu diesen Zielen, oder welche Mittel hat die Erziehung anzuwenden, um jene drei Ziele, das humanistische, das soziale und das naturhafte, zu erreichen? Nach alter Fassung sind die Mittel der Erziehung Unterricht und Zucht. Der Unterricht ist das Haupterziehungsmittel der Schule; er unterscheidet sich durch seine systematische Gestaltung wesentlich von der bloß gelegentlichen Unterweisung oder Belehrung, die auch schon in der häuslichen Erziehung erfolgt. Die Zucht ist der Haus- und Schulerziehung gemeinsam. Während der Unterricht Einsicht verschaffen soll, soll die Zucht zur Gewöhnung führen. Wenn aber der Zögling überall und immer unter der Zucht steht, d. h. wenn ihm überall und immer genau der Weg abgemessen ist, den er zu gehen hat, dann kann er nicht zur Selbständigkeit und Selbstverantwortung gelangen. Deshalb muß zu Unterricht und Zucht noch als drittes Mittel der Erziehung die Freiheit hinzukommen. Dessen ist sich die Pädagogik vielfach zu wenig bewußt gewesen, und auch die heute herrschende Schulerziehung läßt dieses Bewußtsein in manchen Stücken noch arg vermissen.

Die Ziele des Unterrichts müssen den allgemeinen Erziehungszielen entsprechen. Demnach muß der Unterricht in erster Linie eine humanistische Bildung erstreben, d. h. also eine Bildung, die in dem Zögling die in ihm verborgenen Quellen des Geisteslebens zum Fließen bringt, die ihn die Forderungen des Geisteslebens kennen lehrt und in ihm die Lust und den Willen weckt, sich ihnen unbedingt zu unterwerfen. Die Quellen des Geisteslebens im Menschen sind aber Gemüt, Wille, Verstand und Phantasie. An sie alle muß der Unterricht sich wenden; er darf nicht die eine Kraft auf Kosten der andern pflegen. — Das soziale Erziehungsziel verlangt auch ein soziales Unterrichtsziel. Die Schüler müssen im Unterricht einmal darüber belehrt werden, wie überhaupt menschliche Gemeinschaften, Völker, Staaten usw. entstehen und sich entwickeln, und besonders, wie sich die engere Gemeinschaft, der sie angehören, gebildet hat, und anderseits müssen sie erfahren, welches die Grundlagen der Organisation dieser Gemeinschaft sind, und auf welchem Uebereinkommen, welchen Gesetzen und Verordnungen sie beruht. Das führt für den Unterricht zu der Forderung eines geschichtlichen und eines staatsbürgerlichen Unterrichts. Diese umfassen im eigentlichen Sinne das soziale Unterrichtsziel. — Das naturhafte Erziehungsziel endlich stellt dem Unterricht die Aufgabe, den Schüler die Gesetze kennen zu lehren, die in der Natur herrschen, und durch deren Kenntnis er sich die Natur unterwerfen kann; vor allem wird er auch die Bedingungen klarlegen müssen, an die alles organische Leben geknüpft ist. Außerdem wird er Mittel und Wege zeigen müssen, mit denen der Mensch den Forderungen der Natur entsprechen und sein physisches Leben naturgemäß gestalten kann.

Digitized by Google

Im Hinblick auf das humanistische, das soziale und das naturhafte Unterrichtsziel werden auch die Unterrichtsgegenstände ausgewählt werden müssen. Das höchste Ziel des Unterrichts ist die humanistische Bildung, hinter die an allen Schulen die Berufsbildung zurücktreten muß. Eine moderne humanistische Bildung kann für uns aber nur auf dem Boden des Deutschtums erwachsen. Deshalb muß an allen deutschen Schulen das Deutsche das alle andern Fächer überragende Zentralfach sein. Dieses Zentralfach findet für die humanistische Bildung die wertvollste Unterstützung von seiten der Religion und auch von der richtig verstandenen Geschichte. Somit müssen im Mittelpunkt des Lehrplans aller Schulen Deutsch, Religion und Geschichte stehen; um dieses Zentrum gruppieren sich dann die andern Fächer. Das führt zu wichtigen Folgerungen für die Schulorganisation, auf die ich aber hier nicht näher eingehen kann.

Und was die Unterrichtsmethode angeht, so ist zu beachten, daß es bei allem Unterricht nicht sowohl darauf ankommt, Kenntnisse mitzuteilen, als vielmehr darauf den Geist des Schülers in eigne Tätigkeit zu versetzen und durch solche Selbsttätigkeit in ihm Kraft zu wecken. Daraus ergibt sich als allgemeines methodisches Prinzip die Selbsttätigkeit und die Weckung von Kraft. Die Leistung einer Schule darf nicht, wie es heute meistens noch geschieht, nach dem Quantum des Wissens bemessen werden, das sie übermittelt, sondern sie ist zu beurteilen nach dem Quantum innerer Kraft, das sie in den Schülern weckt.

Während der Unterricht mehr oder weniger allein die Aufgabe der Schule ist, geht die Zucht das Elternhaus und die Schule in gleicher Weise an. Auch die Zucht hat ebenso wie der Unterricht sowohl der humanistischen wie der sozialen wie auch der naturhaften Erziehung zu dienen. Sie dient der humanistischen Erziehung, indem sie die Zöglinge anleitet, geistige und sittliche Gebote in Gehorsam zu befolgen und damit den Forderungen des Geisteslebens zu entsprechen; sie dient der sozialen Erziehung, indem sie den Zögling lehrt, das persönliche Interesse den Interessen einer kleineren oder größeren Gemeinschaft, der er angehört, willig zu opfern und jedem Mitglied dieser Gemeinschaft immer helfend und fördernd zur Seite zu stehen; sie dient der naturhaften Erziehung, indem sie die Zöglinge gewöhnt, ihr körperliches Leben so zu gestalten, daß es den Forderungen der Gesundheitslehre nicht widerspricht, und zu diesem Zwecke Anordnungen willig zu befolgen, die zur Förderung ihrer körperlichen Entwicklung getroffen worden sind. Alles dieses gilt sowohl für die häusliche Zucht wie für die Schulzucht.

Keine Zucht kann des Gehorsams entbehren, aber sie bedarf doch anderseits zugleich einer Ergänzung durch Freiheit. Jetzt werden vielfach die Schüler, womöglich noch die Primaner höherer Lehranstalten, fortgesetzt am Gängelbande von Geboten und Verboten geführt; allein zu laufen wird ihnen nie gestattet, weil man befürchtet, daß sie einmal fallen möchten. Und doch würde ihnen ein kleiner Fall sittlich ebensowenig schaden, wie er körperlich dem kleinen Kinde schadet, das das Laufen lernt. Man vergesse nie, daß sich keine Kraft entwickeln kann, wenn ihr nicht die Möglichkeit und Gelegenheit zur Entwicklung gegeben

Digitized by Google

wird; das gilt von körperlichen, geistigen und sittlichen Kräften in gleicher Weise. Wie soll sich aber bei unsern Schülern z. B. das Gefühl der Verantwortlichkeit entwickeln, wenn man ihnen keine Gelegenheit gibt, sich in der Verantwortlichkeit zu üben, sondern sie Schritt für Schritt gängelt und leitet! Deshalb mehr Freiheit in der Zucht! — Aber auch mehr Freiheit im Unterricht! Vor allem muß im Unterricht möglichst der individuellen geistigen Eigenart der Zöglinge Rechnung getragen werden, und dies muß besonders dann geschehen, wenn diese individuelle Eigenart charakteristisch hervortritt; das ist aber in dem Alter der Fall, in dem sich die Jünglinge und die Jungfrauen unsrer höheren Schulen befinden. Darum muß auf der Oberstufe aller höheren Schulen die Unterrichtsorganisation eine den Hauptbegabungsrichtungen Rechnung tragende freiere Gestalt erhalten und hier mit dem überlieferten Prinzip der sog. „allgemeinen Bildung" entschlossen gebrochen werden.

Das sind in großen Zügen die allgemeinen pädagogischen Forderungen, die sich aus den philosophischen Grundanschauungen des Neuidealismus ergeben. Daß die vorhandenen Schulorganisationen ihnen in manchen Punkten nicht entsprechen, liegt auf der Hand und wurde auch schon mehrfach angedeutet. Das gilt am meisten von unsern höheren Schulen und hier wiederum besonders von den höheren Knabenschulen, die sich bislang in erster Linie nicht sowohl von humanistischen als von geschichtlich-gesellschaftlichen Gesichtspunkten haben leiten lassen und dadurch aus Bildungsanstalten zu Gelehrtenschulen geworden sind, eine Erscheinung, die schon Nietzsche aufs tiefste beklagt hat.

Aus vergangenen Tagen

Kriegsbriefe aus dem Jahre 1859

Ausgewählt und herausgegeben

von

Theodor v. Sosnosky

Heute werden die Redaktionen der Tageszeitungen und Zeitschriften mit Feldbriefen überschwemmt; ein typisches Symptom unsrer schreibwütigen Zeit. In den Kriegen früherer Zeiten war das ganz anders: da dachten die Männer im Felde nicht entfernt daran, für das Unterhaltungs- und Sensationsbedürfnis der Daheimgebliebenen zu sorgen und sie mit anschaulichen und spannenden Schilderungen der erlebten Kriegsereignisse zu versehen, wie das heute in so überreichlicher Weise die Regel ist. Sie wären freilich auch nur in den seltensten Fällen hierzu imstande gewesen, denn dazumal hat's noch keine allgemeine Wehrpflicht gegeben, und die Männer, die ins Feld gerückt waren, verstanden es wohl, den Säbel und die Flinte zu handhaben, wußten aber nur ausnahmsweise auch mit der Feder umzugehen. Nicht einmal ihren Angehörigen schrieben

Digitized by Google

sie mehr als das Allernotwendigste — vorausgesetzt, daß sie überhaupt schreiben konnten, was bei der Mannschaft wohl nicht allzuoft zugetroffen sein dürfte, denn vor fünfzig Jahren und früher hat's noch keine allgemeine Volksbildung gegeben, also auch noch keine allgemeine Schreibsucht ...

Mein Urgroßvater väterlicherseits, meine beiden Großväter, mein Vater und mehrere Onkel haben als Berufsoffiziere des Kaisers Rock getragen und für ihn gekämpft: in Flandern und in den Apenninen, bei Marengo und vor Venedig, in den Ebenen Ungarns und in den Bergen Siebenbürgens, in Sachsen und in Bayern. Sie hätten also wahrlich genug zu erzählen gehabt; aber geschrieben darüber haben sie alle, wenn überhaupt, offenbar nur sehr, sehr wenig, denn sonst wären doch wohl einige Briefe von ihnen noch vorhanden; ich wenigstens habe, mit einer Ausnahme, nie solche zu Gesicht bekommen, was ich lebhaft bedaure, denn so unbedeutend der Inhalt eines Briefes auch sein mag: wenn er aus den Napoleonischen Kriegen oder selbst nur aus dem ungarischen Insurrektionskriege von 1848/49 stammt, wird er zum Zeitdokument und hat als solches seinen Wert; ich würde mich daher glücklich schätzen, solche Briefe meiner Vorfahren zu besitzen. Mein kleines Familienbriefarchiv enthält aber nur von einem einzigen unter allen diesen Kämpfern Briefe, von einem Bruder meiner Mutter, der den Feldzug gegen Frankreich und Italien im Jahre 1859 als zwanzigjähriger Kadett und Leutnant bei einem Infanterieregiment bis zu seiner schweren Verwundung mitgemacht hat.

Seine Briefe sind ganz schmucklos und literarisch ganz ohne Bedeutung; aber sie spiegeln das Denken und Fühlen eines jungen Mannes aus jener Zeit jedenfalls getreulich wider und scheinen mir daher als Zeitdokumente, zumal im Hinblick auf die Feldbriefe der jungen Leute aus unsern Tagen, einer teilweisen Veröffentlichung nicht ganz unwert.

*

Obwohl der Krieg von 1859 erst Ende April begann, war das Regiment meines Onkels doch schon im Januar aus seiner Wiener Garnison nach Italien beordert worden. Der Neujahrsempfang in den Tuilerien, bei dem Napoleon III. dem österreichischen Gesandten bekanntlich sein Bedauern ausdrückte, daß die Beziehungen zwischen Frankreich und Oesterreich nicht so gute seien, wie es sein Wunsch wäre, hatte in Wien wie ein Blitz aus heiterm Himmel gewirkt, und man sandte, aufs äußerste alarmiert, sofort einen Teil der Wiener Garnison nach Italien.

Ganz arglos saß der Schreiber der folgenden Briefe im Kreise der Seinen bei Tische, als eine Ordonnanz ihm den Marschbefehl überbrachte.

Am 15. Januar traf sein erster, vom 9. Januar aus Urbino datierter Brief ein, bloß einige Bleistiftzeilen, in denen er seine Ankunft beim Regiment meldete — er hatte aus Gründen dienstlicher Natur noch einige Tage in Wien zurückbleiben müssen — und die mit der bezeichnenden Unterschrift „Euer Ueberglücklicher N." schlossen.

Digitized by Google

Teils auf der Eisenbahn, teils in Fußmärschen nahm das Regiment seinen Weg über Duino, Ronchi (beide Orte noch im Görzischen gelegen), Palmanova, Pordenone, Mestre, Padua, Desenzano nach Crema in der Lombardei, von wo aus mein Onkel seinen ersten ausführlichen Brief an seine Eltern richtete. Er fand das gelobte Land Italien „ungeheuer kalt", was durch Steinböden und den Mangel an Oefen besonders empfindlich würde. Der Dienst wurde äußerst strenge gehandhabt. Als das Teuerste bezeichnet er die Wäscher, die für ein Hemd 6 Kreuzer Münze verlangten (man muß lachen, wenn man damit die heutigen Preise vergleicht); dagegen seien Kastanien und Stracchinokäse so spottbillig, daß man um 2 Kreuzer mehr erhalte, als man aufessen könne.

Der nächste, ebenfalls noch aus Crema datierte Brief ist etwas elegisch gehalten. Der Schreiber spricht darin von der kriegerischen Stimmung und von dem Gerüchte, das Regiment werde in die Abruzzen gehen. Er habe sich im Theater abonniert und für achtundzwanzig Vorstellungen im Parterre 3 Lire gezahlt (o tempora! Anmerkung des Herausgebers). Er gedenke oft sehnsüchtig seiner Lieben. Er schließt den Brief mit dem seinem Vater gegebenen Gelöbnis, ehrenhaft und des Vaters würdig zurückzukehren oder nie.

Wiewohl die Briefe aus dem Elternhause infolge des sehr mangelhaften Postwesens zu seiner Betrübnis und Ungeduld nur spärlich eintreffen, schreibt er fleißig. Im Februar erzählt er von dem hohen Krankenstande, der bei der Armee herrsche, die Maroden- und Bagagewagen wimmelten von Kranken aller Art. Auch er selber leidet, obschon gesund, unter den Strapazen: „Der vollbepackte Tornister, der Staub, die neu vorgeschuhten Schuhe, kurz: alles wirkte zusammen, um mich halb zu erdrücken; nur die moralische Kraft hielt mich aufrecht." Aber diese Marschleiden vermögen sein zwanzigjähriges Kadettenherz nicht von zarten Gefühlen abzuhalten. Es fängt an den schönen Augen der Primadonna des Theaters von Piacenza Feuer, und wess' das Herz voll ist, fließt die Feder über. Er schwärmt von den herrlichen Opern: „Karneval von Venedig" und „La Traviata" und schimpft über die Teuerung der Lebensmittel und die arge Kälte.

Am 26. März meldet er sein heiß und ungeduldig ersehntes Avancement zum Leutnant nach Hause und setzt mit kindlichem Stolz unter seinen Namen das Wort „Leutnant".

Im übrigen zeigt er sich während der Monate März und April weniger schreibluſtig; vielleicht war sein Herz zu sehr beschäftigt?

Inzwischen ist der Krieg erklärt worden. Anfang Mai schreibt er:

Pavia, am 6. Mai 1859.

Meine Lieben!

Wir sind hier eine halbe Stunde von der Stadt mit der Kompagnie einquartiert, ich bei einem sehr lieben Pfarrer, mit der Aussicht über einen herrschaftlichen Park, hinter dem sich die lieblichen, von tausend Flüssen und Bächen durchschnittenen Ebenen bis zu den Apenninen ausdehnen.

Digitized by Google

Gestern früh wurde plötzlich Alarm geschlagen, und es lief die Meldung ein, daß sich an der Einmündung des Ticino in den Po mit Piemontesen bemannte Barken gezeigt hätten. Sonach wurde ich von Major St. mit achtzehn Rotten dahin abgesendet, um der Sache auf den Grund zu kommen und, so es nötig, dem Feinde die Landung zu verwehren, im Falle dies aber schon geschehen, ihn so lange aufzuhalten, bis die nötigen Vorkehrungen zur Deckung des Parks getroffen seien.

Voll Hoffnungen auf guten Erfolg zog ich mit meinem kleinen Häuflein dahin und gelangte endlich, oft bis an die Knie durch die überschwemmten Felder watend, in die Nähe des dicht bewaldeten Ufers. Da ließ ich meine Abteilung halten und ging mit zwei Mann vorsichtig voraus. Jetzt trennte mich nur mehr ein Raum von kaum hundert Schritten vom Uferdamm. Mit hochklopfendem Herzen wurde auch dieser zurückgelegt. Nur noch ein Schritt und ich stehe dem Feinde Stirn gegen Stirn. Kein Laut war vernehmbar, die Vögel ruhten alle unter der drückenden Sonne, kein Blatt regte sich. Mit einer Büchse in der Hand begann ich eben langsam den steilen Damm hinaufzuklettern, da hörte ich plötzlich ein leises Rauschen, einen Ruderschlag, unterdrücktes Zurufen. Ich hob meinen Schwanenhals und erblickte ein, zwei, drei grüne Mützen in einem Schiff, ein zweites mit einer Mütze. Als ich mich mehr hob — o Himmel! — welche Feinde! — waren es Finanzer[1]), die fischten. Voll Zorn rief ich sie ans Ufer, was sie zitternd und bebend erreichten, und erfuhr, daß sich niemand als österreichisches Militär in der Nähe gezeigt.

Nun trat ich mit gesenktem Geweihe meinen Rückmarsch an, ließ meine Wut an den Eidechsen und Kröten aus und gelangte wieder so, wie ich ausgegangen, zu meiner Truppe. Als ich dem Major meine Meldung erstattete, daß keine Lazzaroni da waren, so lachte er, was mich noch mehr ärgerte, und sagte mir, es sei gemeldet worden, daß ein Rudel Freischärler 3 Meilen unterhalb meines Schlachtfeldes sich gezeigt hätte.

Heute nachmittag gehe ich auf Vorposten gegen dieselben und werde morgen wieder abgelöst, wonach ich Rapport an Euch erstatten werde.

Wie geht es Euch im lieben Wien? Niemand bekommt hier einen Brief. Wahrscheinlich gehen sie alle an das Regiment und bleiben dort liegen. Heute nacht brachte man 64 Verwundete aus Piemont.

So geht es mir aber immer; ich kann nicht beim Regiment in den schönsten Augenblicken sein. Das Regiment Liechtenstein (Nr. 5) soll sich in einem Treffen vorzüglich gehalten haben.

Nun genug, jetzt könnt Ihr Euch doch nicht beklagen über zu wenig Briefe. Hoffentlich werdet Ihr davon genug haben von

Eurem dankbaren treuen N.

*

[1]) „Finanzer" ist die in Oesterreich allgemein übliche Benennung der Finanzwächter (Zollwächter).

Digitized by Google

Am 17. Mai, drei Tage vor dem Treffen von Montebello, schreibt N. wieder ausführlich:

Vorposten bei Pavia, am 17. Mai 1859.

Verehrtester Vater!

Vor allem bitte ich um Verzeihung, daß ich so schlecht und mit Blei schreibe, allein ich bin hier auf Vorposten mit meiner halben Kompagnie und schreibe auf der Trommel.

Gestern, den 16. ds., erhielt ich Deinen teuern Brief vom 11., worin Du sagst, daß Ihr bloß drei Briefe erhalten und ich doch vier schrieb, welche bis zum 11. hätten anlangen können, nämlich Nr. 1 von Pizzighettone, Nr. 2 aus Piacenza vom 30., Nr. 3 vom 4. und Nr. 4 vom 6. aus Pavia. Ebenso ist der vom 11. der erste, den ich von Wien erhielt.

Endlich erhielt ich nach langen Bemühungen das Paket, welches so lange meiner harrte. Die Freude, welche mir all die lieben Dinge bereiteten, kann ich gar nicht beschreiben. Von ganzem Herzen danke ich Dir, teuerster Vater, für die schöne Gabe.

Was bei der Armee geschieht, wissen wir nicht, da wir keine Silbe hören. Alle zweiten Tag kommen wir auf Vorposten und haben von dem schlechten Wetter viel zu leiden. Das Regiment ist nicht mehr zu erkennen, die neue Montur schon halb abgenutzt, das Riemenzeug gelb, die Kittel beinahe alle zerfetzt, kurz, ein Bild des Schreckens. Dabei alle Abend fast einen von General B. (dem Brigadier) befohlenen Uebungsalarm, wobei man Stunden im Eilmarsch forttrabt und welcher die Mannschaft äußerst mißmutig macht, da die dienstfreien Leute dadurch erst um 10 bis 11 Uhr zur Ruhe kommen und um 3 Uhr wieder auf Vorposten gehen.

Vor einigen Tagen mußte ich mit einem Zuge requirieren gehen nach Piemont, wobei ich 18 Ochsen, 30 Eimer Wein, 5 Säcke Mehl, 57 Schaufeln und Hacken, sowie 300 Stück piemontesische Zigarren mitbrachte. Das ganze Kommando, aus vier Kompagnien bestehend, lieferte über 100 Ochsen und massenhaft die andern Artikel.

Gestern erhielt ich den Auftrag, die Gewehre der Kompagnie auszuschießen, da sie schon vierzehn Tage geladen in Regen und Tau gewesen, wobei mir eines in der Hand an der Mündung zersprang, ohne irgend jemand zu verletzen.

*

Der nächste Brief ist schon im Spital geschrieben.

Pavia, am 22. Mai 1859.

Ihr Lieben!

Die erste Schlacht ist geschlagen. Am 19. marschiert unser 3. Bataillon von hier ab, um mit Urban[1]) zusammenzustoßen, bis Barbianello (südlich). Am 20.

[1]) Gemeint ist General Urban, der Kommandant eines selbständigen Korps.

Digitized by Google

rückten wir, die linke Flanke deckend, gegen Voghera vor. Bei Casteggio trafen wir den Feind und drängten ihn bis Montebello zurück, woselbst er sich verschanzte. Das 3. Jägerbataillon und wir erhielten Befehl, zu stürmen. Nun ging das Gemetzel an. A., der neben mir Fahnenoffizier war, erhielt eine Kugel durchs Herz. Von beiden Seiten türmten sich die Leichen. Wir begannen zu weichen. Unser Major und ich waren die letzten Offiziere, die standhielten, doch bald traf ihn eine Kugel in den rechten Arm, und ich erhielt einen ganz leichten Prellschuß in die linke Hüfte. Da auch wir nun umkehren mußten, so war das allgemeine Retirieren unausweichlich. Wir wurden gänzlich geschlagen und zogen uns nach Pavia zurück, woselbst ich nun gegen meinen Willen im Spital bin. Bis nun weiß man von unserm Bataillon allein 51 Tote, 37 Vermißte und über 100 Verwundete. Im ganzen sind in den vier Spitälern hier nahe an 600 Verwundete aufgenommen. Die französischen Miniers[1]) schießen vorzüglich. Eine Kugel riß mir das Feldzeichen vom Tschako, eine andre traf meine Uhr, ohne mich zu verletzen.

Einen Minier sah ich, wie er auf mich anschlug, entriß meinem Nebenmann das Gewehr und schoß ihn nieder.

Die Aerzte meinen, daß ich binnen vierzehn Tagen so ziemlich hergestellt sein werde und dann ein Bad besuchen muß, was mich binnen kurzer Zeit gänzlich heilen wird.

Lebt wohl und habt keine Angst um Euren gehorsamen N.

Meine Adresse: Spital Nr. 4 zu Pavia.

*

In Wahrheit verhielt es sich mit der Verwundung N.s ganz anders. Sie war so schwer, daß er zuerst für tot galt und seine Eltern ihn unter den Gefallenen lasen. Dank seinen Verbindungen gelang es meinem Großvater, dem Vater N.s, der als Oberst in Pension in Wien lebte, nach Tagen marternder Ungewißheit Näheres zu erfahren. Sein Sohn war wohl am Leben, aber dieses hing an einem Faden, denn die Verwundung war furchtbar. N. selber gibt hierüber in folgendem Briefe Auskunft:

2. Juni.

... Nun, da alle Gefahr mit mir vorüber ist, so will ich aufrichtig die Wahrheit sagen:

Die Kugel bei der linken Leiste hinein und drang, keinen edleren Teil als die Blase etwas verletzend, durch und durch, auf der rechten Seite (des Gesäßes) unter der Haut noch $1^1/_2$ Zoll sitzen bleibend, von wo ich sie mir noch gleich am Verbandplatz unter fürchterlichen Schmerzen herausschneiden ließ ...

Die Wunde rückwärts hört schon auf zu eitern, und die Heilung beginnt langsam von innen; die vordere Wunde ist gerade im besten Eitern begriffen

[1]) Der Ausdruck Miniers ist nicht ganz klar. Offenbar meint der Schreiber damit die französischen Infanteristen, die mit dem Minié-gewehr bewaffnet waren, denn es ist nicht anzunehmen, daß damit Mineurs gemeint sind.

Digitized by Google

und somit jede Gefahr vorüber,[1]) die Nächte sind ruhig, Appetit ist da, ich kann mich schon ganz gut bewegen. Habt daher keine Angst mehr um mich, denn bald komme ich in Eure Arme ...

*

N. muß schwer gelitten haben, und es war ein Wunder, daß die zerrissene Blase (auf deren Folgeerscheinungen ich nicht eingehen will) wieder vollständig verheilte. Bleisplitter schwärten noch nach Jahren aus der einstigen Wunde heraus. Die Kugel, die ganz verdrückt ist, befindet sich in meinem Besitze.

Vicenza, am 5. Juli 1859.

Ihr Lieben!

... Also Samstag, den 9. ds., werde ich von hier, so Gott will, mit gutem Wind in See stechen, um endlich in den Hafen meines ganzen irdischen Glückes nach langer Irrfahrt einzulaufen.

Gestern nachmittag kam der Regimentsarzt und setzte sich zu uns:

„Herr Doktor," bat ich, „wann kann ich denn endlich einmal fort von hier?" — „Nun," sagte er nach langem Nachdenken, „Samstag sind sieben Wochen vorüber, da können Sie gehen."

Meine Freude könnt Ihr Euch gar nicht vorstellen, ich war ganz wie verrückt. Wann wir ankommen, weiß ich nicht, denn ich übernachte in Pordenone, Palma, Nabresina und noch einigen Stationen, die ich noch nicht bestimmen kann. Jedenfalls werde ich Euch vom Wege aus Nachricht geben, wo ich bin und wie es geht.

Das wilde Fleisch ist fast ganz mit Lapis weggebrannt worden, zu materisieren[2]) hat die Wunde auch aufgehört, und ich kann schon recht gut herumtrippeln, auf dem linken Fuß beinahe ganz und, ohne ihn anzustrengen, auftreten.

Das wilde Fleisch brannte ich mir immer selbst und ohne Schmerz; wenn ich aber aufs lebendige kam, da mußte ich schreckliche Gesichter schneiden.

Am 6. Juli 1859 (als Nachschrift):

Soeben wurde beschlossen, daß ich nicht Samstag den 9., sondern morgen Donnerstag den 7. von hier abfahre ...

Die Reisekäufe sind gemacht, alles so ziemlich in Ordnung. Ich gehe mit der möglichsten Bequemlichkeit und Ruhe. Wie ich glaube, werde ich am 12., abends, in Wien einlangen oder am 13. früh.

Lebt nun recht wohl, auf baldiges Wiedersehen hofft

Euer treuer N.

*

[1]) Die Aerzte hielten früher das Eitern einer Wunde für ein gutes Zeichen, da hierdurch die „schlechten Säfte" abflössen.

[2]) Gemeint ist eitern. Früher (und heute noch im Volke) nannte man den Eiter Materie.

Digitized by Google

Von der Heimfahrt datiert der letzte, 38. Brief. Er ist in bester Stimmung geschrieben:

Palma, am 8. Juli 1859.

Ihr Lieben!

Bis hierher bin ich glücklich mit einigem Aergernis gekommen. Morgen nach Nabresina, und wenn es mir noch so gut wie bisher geht, geht es wieder zu Euch, meine Teuern.

Seit ich aus dem Spitale bin, blühe ich ganz auf, meine edle Visage wird schon wieder glanzvoll. Mehr kann ich nicht schreiben vor — Hunger, denn ich erhielt aus der Hand eines himmlischen Geschöpfs meine Speise.[1]) Addio, pensate sempre al vostro dankbarissimo figlio N.

Mit dem „Aufblühen" aber hatte es noch gute Wege. Er traf, für die Seinen ein erschütternder Anblick, auf zwei Stöcke gestützt, den Oberleib ganz vornübergebeugt, in Wien ein, und es bedurfte noch geraumer Weile, bis er sich erholte. Seine Jugend, seine gute Konstitution und nicht zum wenigsten die aufopfernde Pflege durch seinen Burschen, den er als zarter denn eine barmherzige Schwester rühmte, haben ihn diese Attacke auf sein Leben überstehen lassen. Das Verdienstkreuz mit der Kriegsdekoration war der Lohn für seine, wie es in der Regimentsgeschichte heißt, „heldenmütige Haltung im feindlichen Feuer", in dem er mit dieser Wunde im Leibe noch einige Zeit weitergekämpft hatte.

*

Die zwanzigjährigen jungen Leute aus unsern Tagen pflegen über ihre Schicksale im Felde gewandter und weniger naiv zu schreiben; aber bei ihren Darstellungen ist man oft nicht ganz sicher, ob sie nicht ein wenig auch für das Publikum geschrieben sind: die hier mitgeteilten schlichten Briefe haben hingegen jedenfalls den Vorzug, daß ihnen auch die leiseste schriftstellerische Absicht ganz fern liegt, weil sie wirklich nur für die Augen und Herzen der Angehörigen bestimmt waren, und daß sie darum als intime Aeußerungen echten Denkens und Empfindens eines jugendlichen Kriegers der damaligen Zeit sicherlich mehr Wahrheitswert haben als so manche der in unsern Tagen veröffentlichten Feldbriefe junger Leute; freilich auf Kosten ihres literarischen Wertes.

---

[1]) Diese Anspielung ist nicht klar. Vielleicht hat der Briefschreiber die Kommunion erhalten und daher vorher fasten müssen?

Digitized by Google

Gablenz vor Oeversee

In Briefen aus dem Jahre 1864

Von

Strobl v. Ravelsberg (Wien)

In der Abhandlung, die im August-Heft 1914 dieser Zeitschrift erschien, haben wir Gablenz in seinem Wirken als Generalstabschef bei einem Armeekorps kennen gelernt. Der ungarische Feldzug von 1849 schloß für Gablenz mit der Oberstencharge ab. Das Jahr darauf verwendete ihn der österreichische Ministerpräsident Fürst Felix Schwarzenberg zu diplomatischen Missionen, die dahin führten, daß Gablenz temporär sogar der sächsischen Armee zugeteilt wurde. Ursache waren die Konferenzen in Olmütz, die bekanntlich für Preußen demütigend verliefen. Am 10. Februar 1851 kam aber Gablenz wieder als Generalstabschef zu Graf Schlick zurück. Auf diesem Posten, der ihn in Brünn festhielt, verheiratete er sich im November 1853 mit der Baronesse Helene Eskeles, Tochter eines Börselöwen der Wiener Gesellschaft. Bei Ausbruch des Krimkrieges rückte Gablenz zum Generalmajor vor, in den Donaufürstentümern befehligte er eine Brigade, und als einer der letzten verließ er die Moldau im Oktober 1856. Im italienischen Kriege von 1859 befehligte Gablenz abermals eine Brigade mit Umsicht und Verständnis. Darauf wurde er Feldmarschalleutnant, 15. August 1862. Der Feldzug von 1864 sollte für ihn zum Prüfstein werden, ob er auch das Zeug zum Truppenführer besaß; er hatte zu erweisen, ob er sich aus einem Gneisenaumenschen in eine Blüchernatur verwandeln könne.

Wir bringen nachstehend 17 Briefe von, an oder über Gablenz und bemerken hierbei, daß die Schriftstücke aus dem Wiener Kriegsarchiv stammen. Bei der Lektüre der Berichte beginnt man zu ahnen, warum der Krieg von 1866 so ungünstig für die österreichischen Waffen verlief. Es hat für Gablenz nicht an Rügen gefehlt, wo er Lob verdient hätte. Schon vor seinem Abgehen aus Wien — Gablenz kam von der italienischen Armee Benedeks — sind sich Crenneville, der Chef der Militärkanzlei, und Gablenz in der Hofburg Aug' in Auge gestanden. Crenneville war Feldmarschalleutnant wie Gablenz, gab jedoch ihm zu verstehen, daß er unbedingten Gehorsam verlange. Der Schriftenwechsel zwischen Crenneville und Gablenz ist immer in recht frostigem Tone gehalten.

Daß Gablenz zum Führer in Schleswig-Holstein designiert sei, erfuhr er am 10. Dezember 1863. Vor Weihnachten berichtete ihm der Kommandant der vom Deutschen Bunde mobilisierten Exekutionstruppen, der sächsische Generalleutnant Hacke aus Boitzenburg, daß die in Prag befindliche Brigade Gondrecourt nach Hamburg zu gehen haben werde. Am 22. Dezember wurde Gablenz zum Führer des österreichischen Armeekorps für den dänischen Feldzug ernannt. Am Neujahrstage des Jahres 1864 erging an Gablenz die Verständigung, daß Feldmarschall Wrangel den Oberbefehl führen werde. Das große Oester-

Digitized by Google

reich, das erst ganz kürzlich am Fürstentage zu Frankfurt nach Erweiterung seiner Macht gestrebt hatte, räumte somit dem kleinen Preußen die führende Rolle ein. Mitte Januar wurde das österreichische Armeekorps aktiviert, mit dem 21. Januar begann der Bahntransport auf der Strecke Prerau—Breslau—Berlin, durch sechs Tage je acht Militärzüge. Sechs Tage für ein Korps von 27 000 Mann! Als allererster setzte sich Gablenz auf die Bahn, und nach seiner Ankunft in Berlin richtete er an Crenneville den Bericht Nr. 1, an den Kriegsminister Frank das wärmer gehaltene Schreiben Nr. 2. Beide Berichte wie der unter Nr. 3 verzeichnen die Tatsache, daß der Berliner Hof überaus liebenswürdig mit den österreichischen Truppen verfuhr.

Nr. 1. **Gablenz an Crenneville**

Berlin, 23. Januar 1864.

Am 22. d. M. hier eingetroffen, habe ich mich bei Seiner Majestät dem Könige und den königlichen Prinzen vorgestellt und bei Seiner Exzellenz dem königlich preußischen Generalfeldmarschall Freiherrn v. Wrangel um Entgegennahme seiner Befehle gemeldet. Sowohl von den höchsten Herrschaften mit besonderer Auszeichnung empfangen, als überhaupt und namentlich vom Feldmarschall auf das herzlichste begrüßt, bin ich in der Lage, Eurer Exzellenz zu berichten, daß man in den königlich preußischen Militärkreisen sich ebenso erfreut als geehrt über die österreichisch-preußische Waffengemeinschaft zu fühlen scheint und dies in jeder Hinsicht, namentlich aber durch die größte Willfährigkeit in allen auf die Beförderung des Armeekorps bezüglichen Angelegenheiten zu beweisen sucht. Nach der gegenwärtigen Stimmung ist anzunehmen, daß man das gute Einvernehmen aufrichtig anstrebt, und daß Konflikte vorerst wohl nicht zu erwarten sein dürften ...

Nach einer vorläufigen Verständigung sollen dem Armeekorps 6 Stück zwölfpfündige gezogene königlich preußische Geschütze beigegeben werden, welche mit requirierten Pferden bespannt und ihre Einteilung bei der Korpsgeschützreserve erhalten werden. Feldmarschall Wrangel, welcher bis nun seine definitiven Instruktionen noch nicht erhalten hat, geht gleichwohl am 24., abends, nach Hamburg, wohin ich vorläufig mein Korpshauptquartier verlege ...

Die Brigade Generalmajor Gondrecourt, über welche ich mit dem 24. d. M. das Kommando übernehme, ist gestern in die Gegend von Neumünster vorgerückt, wo die Räumung seitens der Sachsen anstandslos erfolgte. Das 18. Jägerbataillon steht in Nortorf, der Brigadestab und der Rest der Brigade in Neumünster und Konkurrenz. Generalmajor Graf Gondrecourt lobt die Haltung seiner Truppen und gibt den Krankenstand auf 165 Mann an. Er verpflegt sich selbständig in Neumünster aus einem Magazin. Er hält sich zugleich verpflichtet, das Benehmen des sächsischen Generalleutnants Hacke und insbesondere des Obersten Fabrice wärmstens hervorzuheben und zu bemerken, daß von seiten der genannten Herren auch in den schwierigsten Momenten ebenso konziliant als taktvoll vorgegangen wurde.

Digitized by Google

Die Tete der über Lübeck eingerückten königlich preußischen Kolonne unter Prinz Friedrich Karl war gestern in Plön, von der 13. Division waren bereits mehrere Echelons bei Hamburg über die eisgefrorene Elbe gegangen ... Gestern stand 2 Zoll hoch Wasser ober der Eisdecke.

Nr. 2. Gablenz an Frank

Berlin, 23. Januar.

Ich erlaube mir zur Kenntnis zu bringen, daß Seine Majestät der König mit sichtlicher wärmster Genugtuung seine Freude und die zuversichtlichsten Erwartungen über das gemeinschaftliche Auftreten kaiserlich österreichischer und königlich preußischer Truppen zu äußern und insbesondere mit Rührung der aus der offiziösen Zeitung entnommenen Ansprache Seiner Majestät des Kaisers an das nach Schleswig-Holstein abgehende k. k. Offizierskorps zu gedenken, ferner die Ueberzeugung zu äußern geruhten, daß hiermit nicht nur für gegenwärtig, sondern auch für alle Zeiten ein festes und unwandelbares Einvernehmen erzielt sei.

Gestern war ich in Begleitung meiner Suite zur königlichen Hoftafel befohlen, nach welcher Seine Majestät uns Eintrittskarten zu dem Opernballe zustellen zu lassen geruhten. Die aufmerksame und zuvorkommende Bereitwilligkeit der königlich preußischen Behörden und der Militärwürdenträger habe ich bereits hervorzuheben Anlaß genommen.

In den Intentionen Seiner Majestät des Kaisers habe ich im Verkehr mit Feldmarschall Wrangel mich auf die strikte Entgegennahme seiner Befehle beschränkt und jede Erörterung bezüglich der bevorstehenden Operationen vermieden. Der Feldmarschall sprach sich unter vier Augen nur in allgemeinen Zügen aus, wobei ich die unstete Lebhaftigkeit, mit der Seine Exzellenz von einem Gegenstand zum andern absprang, als ein einigermaßen bemerkenswertes Symptom erwähne.

Nr. 3.

Der Etappenkommandant in Berlin, Major Németh, an Gablenz

Berlin, 31. Januar.

Ich melde gehorsamst, daß sämtliche 46 Züge Berlin anstandslos passiert haben. Das 1. Bataillon von Belgien-Infanterie (Nr. 27) und das 2. von Coronini (Nr. 6) wurde von Seiner Majestät dem König besichtigt und an das Offizierkorps des ersteren eine sehr gnädige Ansprache gerichtet. Sowohl das Offizierkorps als die Mannschaft des 1. Bataillons Belgien wurde vom patriotischen Verein glänzend bewirtet.

Das ganze Offizierkorps des Armeekorps wurde von Seiner Majestät dem König mit einem Imbiß regaliert. Jeder der 46 Züge wurde von einer Musikbande und einer Deputation von 6 bis 15 Offizieren empfangen und auf die ausgezeichnetste Art bewillkommt. Der Zug des Armeekorps durch Berlin war ein Triumphzug.

*

Digitized by Google

Die Operationen eröffnete Wrangel am 1. Februar mit den bezeichnenden Worten: „In Gottes Namen druff!“ Gablenz mit seinen Oesterreichern bildete die Mitte, links von ihm rückte die preußische Gardedivision vor, rechts Prinz Friedrich Karl. Am 3. Februar drängte Gablenz die bei Oberselk und Jagel aufgestellten Vortruppen der Dänen zurück. Hierüber erstattete Wrangel telegraphisch Bericht nach Wien, direkt an Kaiser Franz Josef (siehe das Stück Nr. 4). Man wird zugeben, daß sich Gablenz bei diesem ersten Debut als Truppenführer vorteilhaft einführte, er führte wirklich. Selbstverständlich schrieb auch Gablenz über die Affäre einen amtlichen Bericht an Crenneville, einen Brief an seine in Verona zurückgebliebene Frau, endlich auch an seinen Gönner Benedek, dem er vielleicht die Berufung nach Schleswig-Holstein zu danken hatte. Benedeks Antwort erliegt unter Nr. 5 und läßt erkennen, daß Gablenz die Fähigkeit zum Heerführer in hohem Maße besaß.

Nr. 4. Wrangel an Kaiser Franz Josef

Damendorf, 3. Februar.

Avantgarde des k. k. österreichischen Korps unter Feldmarschalleutnants v. Gablenz persönlicher Anführung, sowie die der königlichen Gardedivision gegen Schleswig vormarschiert. Brigade Gondrecourt die zwischen Lottorf und Geltorf aufgestellten Dänen mit großer Entschiedenheit angegriffen. Nach dreimaligem Bajonettangriff die Dänen geworfen. Den Königsberg bei Oberselk gestürmt. Ein gezogenes Geschütz durch das 18. Jägerbataillon erobert und bis unter die Kanonen der Danewerke vorgedrungen. Die Tapferkeit des Generals Gondrecourt und seiner Brigade über alles Lob erhaben. Verluste nicht unbedeutend, 4 Offiziere und zirka 100 Mann tot. Ich sah 80 dänische Gefangene zurückbringen.

Großherzog von Mecklenburg nach dem Sturm auf den Königsberg, der nun aus den Schanzen beschossen wurde, sogleich dort zu sehen.

Nr. 5. Benedek an Gablenz

Verona, 9. Februar.

Lieber alter Freund! Deine freundliche Zuschrift d. d. Groß-Brekendorf vom 4. d. M. heute mit Dank erhalten. Den beigelegten Brief an Deine Frau allsogleich mit kurzer Einbegleitung zugeschickt.

Die kaiserliche Armee in Italien jubelt über die Haltung, Tapferkeit und Erfolge des braven österreichischen VI. Armeekorps. Wir haben in Dir den energischen, unternehmenden, mit Verstand begabten und nachhaltig tapferen Führer längst erkannt, und es freut mich als alten österreichischen Soldaten, als Deinen alten Kameraden, daß auch das Glück Dich begünstigt und in diesem Feldzug Dir sobald die Gelegenheit gegeben hat, Deinen eignen Wert und den Wert der kaiserlichen Truppen zur schönsten Geltung zu bringen.

Die schöne Eigentümlichkeit der österreichischen Armee hat sich in den am Kampfe beteiligten Nationalitäten abermals bewährt. Gut geführt sind alle unsre Truppen brav. Eine eiserne, aber gelenke Hand wird besonders im Kriege

Digitized by Google

unerläßig, und die haſt Du, mein Freund, nebſt Deinen ſonſtigen guten Eigenſchaften.

Wir trauern zwar recht wehmütig über den Verluſt tapferer Kameraden, aber der Jubel über Eure Erfolge übertäubt alles andre. Unſeres Kaiſers Wille iſt unſre Religion, des Kaiſers Beifall unſer Stolz und unſre Freude. Die wahre gute und edle Kameradſchaft aber iſt ein feſter Kitt, der die große öſterreichiſche Armee feſt aneinander bindet.

Sonntag den 7. d. M. hat der Erzherzog Joſef, dieſe prächtige Soldatennatur, mit ſo vielen andern Herren bei mir gegeſſen, und da haben wir auf Dich und Deines tapferen Armeekorps Wohl getrunken, wie es von Herzen kommt bei guten Kameraden.

Und nun grüße ich Dich und Euch alle als alter Kamerad und auch als Armeekommandant im Namen der mir anvertrauten Armee. Gott beſchütze Dich! Wie immer, Dein aufrichtiger alter Freund.

*

Einmal mit dem Gegner in Fühlung, trachtete Gablenz dieſelbe nicht mehr zu verlieren. Nach den Kämpfen des 3. Februar, der auf einen Mittwoch fiel, herrſchte am Donnerstag und Freitag Ruhe. In der Nacht zum Samstag räumte der Gegner in aller Stille die Stadt Schleswig und das weſtlich gelegene Danewerk. Um 4 Uhr früh erfuhr Gablenz davon, und bei Tagesgrauen, um 7 Uhr, rückte er bereits in Schleswig mit der Brigade Noſtiz ein. Anderthalb Stunden ſpäter ſtand die am Mittwoch hart mitgenommene Brigade Gondrecourt im Danewerk. Noch zwei Stunden ſpäter, um 10½ Uhr, traf Feldmarſchall Wrangel mit dem Kronprinzen von Preußen an Ort und Stelle ein. Hundewetter, Schneegeſtöber im Geſicht, Glatteis unter den Füßen. Da Gablenz ſelber danach verlangte, fiel es Wrangel nicht ſchwer, den Befehl zur Verfolgung zu erteilen. Zunächſt machten ſich zwei Schwadronen auf den Weg, ſpäter brachte Gablenz ſechs Geſchütze mit; die Dänen wichen bis Overſee zurück. Das Hundewetter hielt an, im Schneeſturm kniff jeder die Augen zu, bitter kalt war's dazu, und ſo befahl Wrangel, nicht weiter als bis Overſee vorzugehen. Darüber war es 3½ Uhr geworden, in längſtens einer Stunde mußte der Abend hereinbrechen. Gablenz handelte aber, wie Blücher unter gleichen Umſtänden ebenſo verfahren wäre, er nützte noch den Reſt des Tages für einen Einbruch in den Feind. Bei Eintritt der Dunkelheit waren die Dänen aus Overſee geworfen, dreimal hatten die Weißröcke mit dem Bajonette geſtürmt. So war denn der Samstag mit dem Erfolge gekrönt, in der erſten Operationswoche die Dänen aus Schleswig gedrängt zu haben.

Sonntag, den 7. Februar ritt Gablenz den Kampfplatz ab mit dem Gefühle, ſeine Pflicht als Soldat erfüllt zu haben. Das Schneegeſtöber dauerte noch an, ebenſo hüllte Glatteis den Boden ein. Es war ein mühſeliges Reiten im Schritt, voll aufregender Bilder, denn überall lagen die Gefallenen, ſtarr vom Tode und hart gefroren vor Kälte, an der Stelle, wo ſie von der feindlichen

Digitized by Google

Kugel ereilt worden waren. Beim Anblick der vielen Leichen ſagte ſich Gablenz im ſtillen, daß alle dieſe Menſchen noch am Leben wären, wenn er den ſpäten Nachmittagskampf nicht geliefert hätte. Am tiefſten bedauerte er die Neuner Jäger, weil er ſie als erſte Angriffsſtaffel dem Feinde entgegengeworfen hatte. Dabei war ein Offizier, Oberleutnant Laiml, gefallen, der Frau und Kinder in dürftigen Lebensverhältniſſen zurückließ. Mit dem Vorſatze, für dieſe Kinder zu ſorgen, verließ Gablenz das Schlachtfeld. Sympathie beruht zumeiſt auf Wechſelwirkung; ſeiner Perſon bemächtigten ſich denn auch gleich die Neuner Jäger (es waren Steirer) für ein Volkslied, das ſpäter lange Jahre hindurch mit nachſtehendem Texte geſungen wurde:

Es war bei Oeverſee,
Bis an die Knie im Schnee,
Da hat der Gablenz g'ſagt:
„Legt's die Torniſter ab
Und nehmt's den Wald auf der Höh',
Eng Jager kenn' i eh!"
Da ſan wir ſakriſch drein,
Wir, die von Numro Neun!

Nichts kennzeichnet das Verhältnis zwiſchen Gablenz und Crenneville beſſer als das Stück Nr. 6. Wrangel mußte den Vermittler abgeben, damit Gablenz jene Anerkennung finde, die das Gefecht von Oeverſee bedingte. Gablenz bekam das Kommandeurkreuz des Thereſienordens, aber wann! Erſt am 15. März, und zwar auf Beſchluß des Ordenskapitels. Wie anders handelte der König von Preußen, der durch Prinz Friedrich Karl an Gablenz den Orden Pour le Mérite einhändigen ließ, lange bevor in Wien das Ordenskapitel überhaupt zuſammengetreten war (vgl. Nr. 7).

Nr. 6. Wrangels Tapferkeitszeugnis für Gablenz

Flensburg, 13. Februar.

Ich habe am 6. d. M. Eurer Exzellenz den aus dem Chauſſeehauſe zu Stenderup datierten anliegenden Befehl geſchickt, mit der Spitze Ihrer Avantgarde bis Oeverſee vorzugehen, das dortige Defilee beſetzen und die ſehr ermüdete Kavallerie, nachdem ſie ſattſam geraſtet, womöglich gegen Flensburg rekognoſzieren zu laſſen. Mit Tagesanbruch ſollte ſodann ein allgemeines Vorrücken gegen Flensburg beginnen, welcher Abſicht gemäß ich auch die Dislokation der andern Korps angeordnet hatte.

Wie mir noch desſelben Abends der mit jenem Befehle an Eure Exzellenz abgeſchickte k. k. Oberſtleutnant v. Schönfeld meldete, fanden ſich Eure Exzellenz aber veranlaßt, über meine Dispoſitionen hinaus den nächſt dem Bilſchauer Kruge in einer ſehr guten Arrieregardeſtellung hier eingeholten Feind mit der ganzen Brigade Generalmajor v. Noſtiz und den bereits engagiert geweſenen Liechtenſteinſchen Huſaren anzugreifen, wodurch es Ihnen gelang, denſelben von der Chauſſee ab und nach Klein-Solt zu drängen, ihm 600 Gefangene nebſt 5 Fahnen abzunehmen und überhaupt eine entſcheidende Niederlage beizubringen.

Digitized by Google

Abgesehen von dem Umstande, daß Eure Exzellenz schon am Morgen desselben Tages, als Ihnen die Meldung von der Räumung Schleswigs und der Dannewerke zukam, ungesäumt Ihre Truppen zur Verfolgung des Gegners in Bewegung setzten, diese Verfolgung durch das Regiment Liechtenstein-Husaren und 6 Geschütze mit ebensoviel Umsicht als Erfolg persönlich geleitet, haben Eure Exzellenz mit dem hervorleuchtenden Beispiele persönlichen Mutes in den Reihen Ihrer Untergebenen, wo der Allmächtige das auf Sie gerichtete tödliche Geschoß an der Schnalle Ihres Säbelkoppels abprallen ließ, und unterstützt durch die Tapferkeit und Ausdauer Ihrer braven Truppen, in der Forcierung der Stellung am Bilschauer Kruge aus eignem Antriebe und in richtiger Erkenntnis der Kriegslage eine Tat unternommen und durchgeführt, die nicht nur einen wesentlichen Einfluß auf den beschleunigten Rückzug des Gegners, sondern auf die noch in dieser Nacht erfolgte Räumung von Flensburg geübt hat.

[Das Stück schließt mit der Aufforderung, im Dienstwege um die Verleihung des Theresienordens einzukommen, weil Wrangel dem Gesuch eine Befürwortungsklausel beifügen wolle.]

Nr. 7. Gablenz an Crenneville (Telegramm)

Hadersleben, 28. Februar.

Seine Königliche Hoheit Prinz Karl von Preußen hat mir ein eigenhändiges Handschreiben Seiner Majestät des Königs nebst dem Orden Pour le Mérite übergeben. Bei der Anwesenheit des königlichen Prinzen im Hauptquartier glaube ich, mir durch Eure Exzellenz die Allerhöchste Erlaubnis zur Annahme und Tragen dieses Ordens telegraphisch erbitten zu müssen.

*

In Berlin betrachtete man den Feldzug gegen Dänemark nicht wie eine interne Soldatenangelegenheit, man nützte die Ereignisse für das Erstarken nationaler Bewegung. Für Crenneville dagegen war der Krieg eine Sache, die keinen Dritten etwas anging, und so durfte sich im Hauptquartier kein Berichterstatter für Zeitungen aufhalten. Nur mit den Engländern machte man eine Ausnahme, der Korrespondent der „Times" und der Zeichner für die „Illustrated News" hatten bei Gablenz ungehinderten Zutritt. Für die österreichischen Blätter dagegen wurde niemand geduldet. Bei dieser Feindseligkeit gegen alles, was auf öffentliche Meinung hindeutete, wird man den Unmut Crennevilles verstehen, als er in der „Presse", dem verbreitetsten Wiener Blatte, einen Aufruf las, der von Gablenz herrührte (vgl. Nr. 8). Gablenz erreichte mit diesem Aufruf, daß im Wege der Privatwohltätigkeit 53 000 Gulden ihm selbst und 65 000 Gulden dem Kriegsminister Frank zur Verfügung gestellt wurden, um Witwen und Waisen der gefallenen Soldaten zu unterstützen. Was Crenneville darauf veranlaßte, ist aus Nr. 9 zu ersehen. Der für seine Truppen sorgende Führer bekam eine harte Rüge. Die Rüge ist längst vergessen, mit der von Gablenz gesammelten Summe aber werden noch heutzutage Veteranen unterstützt.

Digitized by Google

Nr. 8. Gablenz an die Redaktion der „Presse“

Hadersleben, 21. Februar.

Geehrte Redaktion! Nachdem ich am 12. Februar in Flensburg, kraft des mir von Seiner Majestät dem Kaiser allergnädigst verliehenen Rechtes, vor der Front des k. k. 9. Jägerbataillons Beförderungen vorgenommen habe, ... sprach ich die aus dem Innersten meiner Seele kommenden Worte:

Eine heilige Pflicht bleibt uns noch zu erfüllen, tapfere Jäger! In unsrer Freude über den Sieg dürfen wir nicht vergessen der Witwen und Waisen unsrer gefallenen Kameraden. Sie stehen jetzt allein in der Welt mit dem Gefühl unendlichen Schmerzes im Herzen. Sie können nicht bitten, sie haben nur Tränen. Unter meinen Befehlen haben die teuren Toten gefochten, die sie beweinen, in denen sie ihre Stütze verloren haben. Ich betrachte deshalb die Hinterlassenen der vor dem Feinde gefallenen Offiziere und Soldaten des VI. Armeekorps als meine Adoptivkinder.

Heute zum erstenmal bedaure ich, daß ich nicht reich mit Glücksgütern gesegnet bin, denn es gibt unter meinen Adoptivkindern viele, die Hilfe bedürfen, gar viele, für deren Erziehung und ehrliches Fortkommen gesorgt werden muß. Vor vierzehn Tagen war ich so glücklich, mir unter ähnlichen Verhältnissen in Schnee und Eis das Ritterkreuz des Theresienordens zu erkämpfen, mit welchem die Munifizenz der glorreichen Stifterin eine Jahrespension von 600 Gulden verbunden hat. Als erste Gabe widme ich meine einjährige Ordenspension ...

Ich rechne auf die wohlwollende Unterstützung der Presse, die niemals fehlt, wo es Not zu lindern, wo es Tränen zu trocknen gibt. Sie wird sicherlich ihre Stimme erheben zugunsten meiner Adoptivkinder.

Meine Hoffnung ist zu meiner großen Freude in Erfüllung gegangen, und so zahlreich sind die von allen Seiten, aus dem Kaiserstaate und ganz Deutschland von hoch und nieder gespendeten Gaben, daß ich mich veranlaßt sah, einer eignen Kommission, die unter meiner Leitung steht, die Uebernahme und Verbuchung der Beiträge zu übertragen ...

Im Namen meiner Adoptivkinder wie in meinem eignen spreche ich allen jenen meinen herzlichsten Dank aus, welche in der einen oder andern Weise den von mir angestrebten Zweck teilnahmsvoll fördern helfen. Einer geehrten Redaktion ergebenster ...

Nr. 9. Crenneville an Gablenz

Wien, 22. März.

Obwohl es nicht verkannt wird, daß bei den vielseitigen patriotischen Spenden und Beweisen der Aufopferung auch bei jedem einzelnen Ihrer unterstehenden Truppen der Drang nach Dankbarkeit sich regen muß, so ist doch die Art und Weise, in welcher sich solche Kundgebungen äußern, besonders im Auge zu behalten und unser Standpunkt und unsre militärische Würde vor allem zu berücksichtigen.

Digitized by Google

Die beiden, in der heutigen Ausgabe (Nr. 82) der „Presse“ vom 22. März enthaltenen Zuschriften an den Redakteur dieses Blattes vonseiten des Herrn Generalmajor v. Nostiz und mehreren Unteroffizieren in Schleswig sind derartige Kundgebungen, welche mit unsern Armeegebräuchen durchaus nicht übereinstimmen und für die Zukunft zu vermeiden wären.

Ich sehe mich demnach auch erneuert veranlaßt, Euer Hochwohlgeboren beauftragen zu müssen, alle derartigen Korrespondenzen mit Zeitungsredaktionen bei Hochdero unterstehendem Armeekorps vollständig einzustellen, und dürfte durch eine allgemeine öffentliche Erklärung, „daß bei der Menge, Dringlichkeit und hohen Wichtigkeit der eignen dienstlichen Geschäfte keine Zeit zur Beantwortung aller Privatzuschriften und zu speziellen Danksagungen erübrigt“, dem beabsichtigten Zweck ein für allemal am besten entsprechen (!) werden.

*

Wrangels Abberufung erfolgte am 2. Mai. Vorerst erfuhr bloß die Armee davon, später, am 18. Mai, auch die Oeffentlichkeit. König Wilhelm verlieh Wrangel den Grafenstand und hielt so den Brauch fest, der genau vor fünfzig Jahren aus Yorck einen Grafen v. Wartenberg, aus Kleist einen Grafen v. Nollendorf, aus Bülow einen Grafen v. Dennewitz gemacht hatte, nicht zu reden von Blücher, der zum Fürsten von Wahlstatt erhoben worden war. Die Zeitgenossen hatten das vielleicht schon vergessen, doch König Wilhelm erinnerte sich dessen, weil er ja damals in Paris gewesen war, als diese Standeserhebungen erfolgten. In die Maitage von 1864 fallen die Stücke Nr. 10, 11, 12 und 13. Die beiden letzten Stücke gelten dem in Fridericia aufgestellten Monumente, das unter dem Namen „der dappere Landsoldat“ allgemein bekannt war. Den dapperen Landsoldaten verherrlichte übrigens auch ein Marschlied, das aber die österreichischen Kapellen nicht spielen durften. Der in Nr. 13 als Adressat genannte Major Beck befand sich unter Crenneville in der Militärkanzlei, später wurde er deren Vorstand, dann Chef des Generalstabs, und gegenwärtig ist er Kapitän der Arcierenleibgarde.

Nr. 10. Gablenz an Crenneville (Telegramm)

Fridericia, 30. April.

Kronprinz von Preußen und Feldmarschall Wrangel soeben Festungswerke und verschanztes Lager genau besichtigt und nach fünfstündigem Aufenthalt abgereist. Totalanzahl der in unsre Hände gefallenen Geschütze 206. Abtransportierung derselben und Demolierung der Werke angeordnet und in Einleitung begriffen.

Nr. 11. Gablenz an Crenneville

Kolding, 2. Mai.

Auf Anordnung Seiner Majestät des Königs von Preußen und, wie ich vermute, über Antrag Seiner Königlichen Hoheit des bei der Armee anwesenden

Digitized by Google

Kronprinzen ist Generalleutnant Vogel v. Falkenstein mit dem Kommando der in Nordjütland stehenden königlich preußischen Truppe betraut und an seine Stelle Generalleutnant v. Moltke zum Chef des Generalstabes bei der Armee ernannt worden. Es sollen in letzterer Zeit die zwischen dem Feldmarschall und Generalleutnant Falkenstein obwaltenden Mißhelligkeiten zu wiederholten stürmischen Auftritten und schließlich zu diesem Ausgange geführt haben. Der neuernannte Chef des Generalstabs stattete mir einen kurzen Besuch ab ...

In Fridericia hat sich seit der Besetzung der Festung durch die Brigade Generalmajor Nostiz am 29. April und seit dem Besuche Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preußen und des Feldmarschalls v. Wrangel am 30. desselben Monats kein bemerkenswertes Ereignis ergeben. Die angeordnete Desarmierung und Demolierung der Werke hat bereits begonnen.

Nr. 12. Gablenz an Crenneville (Telegramm)

Kolding, 7. Mai, 1/2 3 Uhr nachmittags.

Feldmarschall Wrangel bringt in einem Privatbrief erneuert in mich, das schöne Monument „Der tapfere Landsoldat" von Fridericia noch vor dem 9. d. M. auf schleswigsches Gebiet und sodann nach Wien zu schaffen. Ich antwortete, daß ich mich dazu nicht ermächtigt halte und die Allerhöchsten Intentionen einholen würde. Das Monument, zur Erinnerung an den siegreichen Ausfall der Dänen Anno 1849 gegen Schleswig-Holstein unter dem preußischen General Bonin errichtet, ist würdevoll gehalten und enthält keinerlei provozierende Aufschrift. Ich bitte Euer Exzellenz um telegraphischen Bescheid. Demolierung Fridericias schreitet fort und wird über gestern angelangte Andeutung von Berlin mit allen Mitteln beschleunigt.

Nr. 13. Gablenz an Major Beck (Telegramm)

Kolding, 7. Mai, 3/4 3 Uhr nachmittags.

Wrangels Andringen wegen „tapferer Landsoldat" ist nur dessen Privatgelüst. Der Kronprinz äußerte noch gestern: „Ich hoffe, dem Monument geschieht nichts." Im ganzen Armeekorps herrscht nur ein Wunsch: ihn unversehrt zu lassen. Vor Räumung der Festung hielten dänische Offiziere Rat. Ein Teil wollte ihn vernichten, zuletzt gab die Ueberzeugung den Ausschlag: die Festung würde von Oesterreichern besetzt, deren Ritterlichkeit man dasselbe anvertrauen könne. Seine Majestät wolle Behelligung verzeihen, aber Wrangel läßt sich sonst schwer abweisen. Es ist ein Seitenstück zum Flensburger Löwen, dessen Fortschaffung der König von Preußen auch nicht gestattete.

*

Zum Nachfolger Wrangels wurde Prinz Friedrich Karl ernannt, mit dem Gablenz gleich von allem Anfang an gute Beziehungen unterhalten hatte. Wenn nun Gablenz die nächste schickliche Gelegenheit ergriff, dem Prinzen Glückwünsche zu übermitteln, so versteht sich das eigentlich von selbst (vgl. Nr. 14). Die Stücke

Digitized by Google

Nr. 15 und 16 bringen die Tatsache in Erinnerung, daß König Wilhelm den Geburtstag des Kaisers Franz Josef in Ischl verbrachte, und dort übergab der König seinem Flügeladjutanten 70 Ordensdekorationen zur Verteilung an das Gablenzsche Armeekorps. In Schleswig-Holstein ließ Prinz Friedrich Karl in allen Orten, wo preußische Truppen weilten, den 18. August als militärischen Feiertag begehen.

Nr. 14. Gablenz an Prinz Friedrich Karl

Kolding, 29. Juni.

Die soeben vom Major v. d. Beke eingelaufene telegraphische Depesche bringt mir die erhebende Nachricht, daß die Wegnahme von Alsen durch das königlich preußische kombinierte Armeekorps eine vollendete Tatsache ist. Die Tragweite dieses Ereignisses wird jedenfalls eine bedeutend große sein, zur Stunde aber lassen sich die nächsten Folgen des Resultates noch nicht absehen.

Von meinen Gefühlen gedrängt, kann ich die weiteren Nachrichten hierüber nicht erwarten, sondern erlaube mir, Eurer Königlichen Hoheit in diesen wenigen Zeilen meinen und des mir unterstehenden Armeekorps herzlichen Glückwunsch darzubringen.

Nr. 15. Crenneville an Gablenz

Wien, 17. August.

Auf Grundlage spezieller Verabredungen zwischen Seiner Majestät dem Kaiser und Seiner Majestät dem König von Preußen haben Allerhöchst Seine Majestät mit Entschließung vom 8. August jene königlich preußischen Offiziere mit k. k. Orden zu dekorieren geruht, welche aus dem in vollinhaltlicher Abschrift beiliegenden, an Seine Königliche Hoheit den Prinzen Friedrich Karl gerichteten Allerhöchsten Handschreiben ersichtlich sind.

Euer Hochwohlgeboren werden in Erledigung der bezüglichen Ordensanträge mit dem Beifügen in Kenntnis gesetzt, daß Seine Majestät der König von Preußen auch geruhen wird, die an Offiziere Ihres unterstehenden Armeekorps zu verleihenden königlich preußischen Dekorationen durch einen Flügeladjutanten direkt zu übersenden. (130 Dekorationen brachte Flügeladjutant Major Fürst Paul Metternich dem Prinzen Friedrich Karl.)

Nr. 16. König Wilhelm an Gablenz

Ischl, 18. August.

Ich übersende Ihnen durch Meinen Flügeladjutanten Major Prinzen zu Hohenlohe-Ingelfingen die Auszeichnungen, welche Ich mit Zustimmung Seiner Majestät des Kaisers, Ihres erlauchten Monarchen, an die Mir hierzu vorgeschlagenen Offiziere des tapferen Armeekorps, welches unter Ihren Befehlen steht, verliehen habe. Ich ersuche Sie, Mein lieber Feldmarschalleutnant Baron v. Gablenz, diese Dekorationen den damit beliehenen Generalen und Offizieren

Digitized by Google

in Meinem Namen auszuhändigen und ihnen hierbei Meine vollste Anerkennung auszusprechen. (Folgt eine Namensliste von 70 Personen.)

*

Die Waffen hatten gesprochen, der Friede trat wieder in seine Rechte. Wie im Januar, vor Beginn des Feldzuges, so wünschte König Wilhelm auch im November, nach dem Feldzuge, die österreichischen Truppen in Berlin zu sehen. Auf Wunsch des Prinzen Friedrich Karl schloß sich Gablenz dem ersten Transport an, der ein Bataillon des den Namen des Königs tragenden Regiments brachte. Ueber den Empfang, der dem Regimente zuteil wurde, berichtet in Nr. 17 Gablenz so ausführlich, daß kein Kommentar notwendig ist. Freikarten in den Hoftheatern, Ausspeisung im Krollschen Etablissement, Konzert im Theater der Friedrich-Wilhelm-Straße, das waren, nach der würdevollen Begrüßung am Bahnhofe, die Angebinde des ersten Tages. Der nächste Tag brachte eine Ausrückung in Parade Unter den Linden und eine Hoftafel im königlichen Palais, bei der Bismarck anwesend war.

Nr. 17. Gablenz an Crenneville

Berlin, 22. November.

Mit dem ersten Echelon der k. k. Truppen, bestehend aus dem 1. Bataillon des Regiments König von Preußen (Nr. 34) samt Regimentsstab und dem Brigadier Baron Piret, bin ich gestern 1 Uhr 40 nachmittags hier eingetroffen. Die k. k. Truppen wurden vom Oberkommandanten Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich Karl, sämtlichen Prinzen des königlichen Hauses und Generalität sowie einer großen Zahl von Offizieren empfangen. Während sich die Truppe formierte, erschienen Seine Majestät der König in der kaiserlichen Regimentsuniform.

Nach Besichtigung der Front ließen Seine Majestät die Offiziere vor der Front versammeln und richteten an dieselben einige gnädige Worte, worauf die Truppe einrückte. In ähnlicher Weise wurde das 2. Bataillon, um 5 Uhr 5 Minuten ankommend, empfangen. Die Fahnen des Regiments wurden, unter den vom Reglement vorgeschriebenen Formalitäten, bei Seiner Majestät, seinem erlauchten Inhaber, deponiert.

Die Truppen waren für die Zeit ihrer Anwesenheit in mehreren Kasernen untergebracht. Am Abend waren in den königlichen Theatern sowohl für Offiziere wie für die Mannschaft freie Plätze in großer Zahl reserviert. Im Krollschen Etablissement wurden von einem patriotischen Vereinskomitee eine Anzahl der hier anwesenden Verwundeten der alliierten Armee gespeist, bei welcher Gelegenheit Seine Königliche Hoheit Prinz Albrecht und Feldmarschall Wrangel den Vorsitz führten. Im Friedrich-Wilhelm-Straße-Theater wurde gleichzeitig ein Konzert zum Besten der Verwundeten veranstaltet, in welchem das hier anwesende k. k. und das Musikkorps eines Garderegiments spielten.

Digitized by Google

Heute um 11 Uhr morgens fand die Ausrückung in Parade Unter den Linden statt. Seine Majestät, in der Regimentsuniform, geruhten persönlich das Kommando zu übernehmen, stellten sich nach Passierung der Front vis-à-vis der Hauptwache auf und ließen die Truppen, in Halbkompagnien formiert, defilieren. Nach der Defilierung wurde in Bataillonsmassen geschlossen. Seine Majestät versammelte hierauf noch einmal die Offiziere und verabschiedete sich in sehr gnädigen Worten.

Die heute eingerückten Truppen des Regiments Baron Martini Nr. 30 wurden angewiesen, beim Einrücken vor dem königlichen Palais vorüberzumarschieren, vor welchem Seine Majestät der König zu Fuß [stand und] die Truppen defilieren ließ. Ein gleicher Vorgang ist für alle Truppen anbefohlen [die noch nachkommen werden].

Um 2 Uhr nachmittags waren die Offiziere des den Namen Seiner Majestät des Königs tragenden Regiments zum Diner befohlen, bei welchem alle königlichen Prinzen, die Generalität wie auch der kaiserliche Gesandte und der Ministerpräsident v. Bismarck zugegen waren. Seine Majestät trank zunächst auf das Wohl Seiner k. k. apostolischen Majestät, seines erhabenen Alliierten, dann auf das Wohl der Führer in dem nun beendeten Feldzuge, sowie auf jenes der ruhmvollen kaiserlichen Armee, insbesondere seines tapferen Regiments. Auf spezielle Anregung des k. k. Gesandten, der hierüber mit dem Ministerpräsidenten v. Bismarck Rücksprache gepflogen, habe ich einige Worte auf das Wohl Seiner Majestät des Königs und Hochdessen Armee zu entgegnen mir erlaubt.

*

In Berlin sah Gablenz die führenden Geister des preußischen Staates als Freunde um sich, auf dem Schlachtfelde von Königgrätz war das Gegenteil der Fall. Er tat in Böhmen wieder seine Schuldigkeit, der Tag von Trautenau bewies dies zur Genüge. Doch die andern versagten, der Korpsführer und auch der Armeekommandant, der von Crenneville in ähnlicher Weise, aber viel ärger noch behandelt wurde wie Gablenz. Erbauliches über Crennevilles Scharfsinn ließe sich manches berichten. So verlangte er Ende April ein Gutachten über Vorkehrungen zur Belagerung von Fridericia, die Dänen dachten aber nie daran, sich ernstlich belagern zu lassen. Die unter Nr. 10 angeführte Antwort entbehrt somit nicht eines gewissen Humors. Im Juni wieder erließ Crenneville den Befehl, zwei italienische Offiziere, die mit Einwilligung der preußischen Regierung den Kriegsschauplatz bereisten, recht frostig zu empfangen. Der Befehl kam nur um fünf Tage zu spät, die beiden Italiener hatten sich längst schon empfohlen. Eine Schriftstellersgattin, Josefine Lang in Kolding, richtete am 18. August telegraphisch einen Glückwunsch an den Kaiser; anstatt ihr zu danken, ließ Crenneville erst Erkundigungen einziehen, wer die Frau eigentlich sei.

Schließen wollen wir mit einem Hinweis auf die Pflege der Verwundeten, weil da Dr. Esmarch eine Aktion großen Stils einleitete. Er und seine Doktoren an der medizinischen Fakultät in Kiel sorgten nach Möglichkeit, daß den Kranken

Digitized by Google

die entsprechende Behandlung zuteil wurde. Auch in Rendsburg und Hamburg geschah in dieser Beziehung viel. Mitte Februar befanden sich in Spitalsbehandlung 720 zumeist schwer verletzte Oesterreicher. Es hat sich die Liste jener Aerzte erhalten, für die Gablenz zur Belohnung ihres humanitären Wirkens eine Auszeichnung erreichte. Am 9. Mai verschickte er den Orden der Eisernen Krone an Professor Esmarch; den Franz-Josefs-Orden an die fünf Herren: Dr. Karl Völkers, Privatdozent in Kiel, Dr. Julius v. Franzius in Kreuznach, Dr. Johann Blieffert in Itzehoe, Dr. Johann Banek und Kandidat der Medizin Heinrich Krogh; das Goldene Verdienstkreuz mit der Krone an Dr. Max Salomon in Altona und an die vier in Kiel ansässigen Doktoren Karl Moriz Franke, Ernst Lehmann, Eduard Asmosen, Adolf Ritter. Für ihre Tätigkeit im Spitale zu Schleswig bekamen: den Franz-Josefs-Orden der Physikus Dr. Suadicani; das Goldene Verdienstkreuz mit der Krone die Doktoren Anton Henningsen, Jakob Clausen, Franz Sager, Heinrich Sager, Heinrich Witt und Wilhelm Volguarts, weiter die Mitglieder der Lazarettkommission Karl Ludwig Schmidt, Wilhelm Rüpperl, Claus Heinrich Hansen, Heinrich Peter Tüxen; das Goldene Verdienstkreuz die Amtschirurgen Karl Hansen, Heinrich Jakobsen und Wilhelm Kleber. Wir haben hier 25 Aerzte namentlich angeführt, weil es Menschen gibt, die einem Arzte die Dankbarkeit auch nach dem Gesundwerden bewahren, nicht nur solange sie sich in Schmerzen winden. Angehörige dieser Aerzte sind gewiß noch am Leben, vielleicht freut es sie, zu hören, daß Gablenz Herz besaß für Wohltäter an der Menschheit.

Italienische Erinnerungen

Von

F. v. Wantoch-Rekowski

Friedrich Krupp

Schon seit zwei Jahren hatte Friedrich Krupp, unser großer Krupp, auf den jeder deutsche Patriot stolz war und um den das gesamte Ausland uns beneidete, aus dem Sturm und Drang seines ungeheuren Geschäftsbetriebes in Essen flüchtend, alljährlich mehrere Monate auf der ihm besonders lieben malerischen Felseninsel Capri, fern vom Weltgetriebe, Ruhe und Erholung gesucht, er, der König über Stahl und Eisen mit dem menschenfreundlichen Herzen.

Erst ziemlich spät lernte ich ihn aus einem dienstlichen Anlasse persönlich kennen, während Professor Anton Dohrn, der bekannte Schöpfer und Leiter der Deutschen Zoologischen Station in Neapel, ihm bereits früher näher getreten war, da Friedrich Krupp an der Station und den in ihr wissenschaftlich behandelten Problemen lebhaften Anteil nahm. Dieses Interesse ging so weit und wurde so ernstlich gepflegt, daß Krupp sich nicht nur einen der gelehrten Naturforscher

Digitized by Google

der Station, Professor Lobianco, als ständigen Gehilfen und Begleiter ausbat und erhielt, sondern auch mit seinem Fischerkutter erfolgreiche Forscherfahrten unternahm, deren lehrreiche Ergebnisse, mit künstlerischem Bilderschmuck ausgestattet, veröffentlicht wurden. Ganz besondere Aufmerksamkeit wandte Krupp der bis dahin erst wenig betriebenen Tiefseefischerei zu und ging, unter Anleitung der Professoren Dohrn und Lobianco, mit dem Plan um, auf der Insel Capri ein altes Klostergebäude anzukaufen und dort eine reich ausgestattete Station für Tiefseeforschung zu gründen.

Nebenbei zeigte er sich als freigebiger Wohltäter der armen Inselbevölkerung, indem er Hilfsbedürftige unterstützte, Bedrängten aufhalf, der Stadt Capri zur Anlage eines öffentlichen Gartens einen großen Platz — später Villa Krupp genannt — schenkte und auch einen neuen, wundervollen Promenadenweg — Passeggiata Krupp — stiftete. Letzterer führt, in die steile Felswand gesprengt, von der Stadt aus an der bis dahin unzugänglich gewesenen Südseite der Insel nach der sogenannten Piccola Marina hinunter.

Kein Wunder, daß Krupp infolgedessen auf der Insel schnell zu einer großen Volkstümlichkeit und Beliebtheit gelangte und allgemein als der Wohltäter Capris gefeiert wurde. Er selbst liebte die Insel über alles; für ihn, den kunstsinnigen, feinfühligen Naturfreund, war sie „das Paradies auf Erden", in welchem er sich von allem geschäftlichen und lästigen gesellschaftlichen Druck losgelöst und aller seelischen Bedrängnis und dem ständigen wogenden Kampfe, den seine außerordentliche Stellung daheim mit sich brachte, weit entrückt fühlte. Mit diesem wohltätigen Gefühle völliger Befreiung von den Lasten und Beunruhigungen eines arbeitsvollen Lebens erfüllte ihn eine unbegrenzte und vertrauensselige Begeisterung für sein geliebtes Capri, auf dem ihm kein leidiger Schatten zu ruhen schien. Das milde Klima, die herrliche Natur, der alles verklärende blaue Himmel, das leuchtende Sonnenlicht, das schimmernde Meer, die wunderbaren Küstenlandschaften des weitberühmten Golfes, die anspruchslose, harmlose, jeden Zwanges entbehrende Lebensführung, sowie die ihm bis dahin mit bescheidener Zurückhaltung und mit Dankbarkeit begegnende Bevölkerung, alles dies vereint, machten den ruhebedürftigen, durch verantwortungsvolle Arbeit zermürbten und daneben herzleidenden Mann auf Capri zu einem glücklichen Menschen!

Krupp lebte als einfacher Privatmann still und zurückgezogen in dem allen Caprireisenden bekannten großen Hotel Quisisana. Als ständige Gesellschafter hatte er nur seinen Privatsekretär und den vorerwähnten Gelehrten der Zoologischen Station, einen ernsten, im Leben und bei der Arbeit bewährten, zuverlässigen Berater, ständig um sich. Daneben verkehrte er fortlaufend und abwechselnd mit einzelnen auf Capri vorübergehend sich aufhaltenden deutschen Landsleuten von Rang, Stellung und Bedeutung, unternahm mit ihnen Fischereiausflüge, lud sie zu Tisch oder zu den anspruchslosen Gesangsvorträgen seiner kleinen, aus einigen Volkssängern bestehenden improvisierten Privatkapelle, oder zu Picknickausflügen in eine von ihm ausgestattete malerische Felsengrotte ein,

Digitized by Google

dergestalt, daß er durch alle diese harmlosen Unternehmungen mit der menschlichen Gesellschaft in Verbindung blieb und keineswegs eine hypochondrische, einsame Sonderlingsexistenz führte.

Allein des Lebens ungetrübte Freude ward keinem Sterblichen zuteil! Und Undank ist der Welt Lohn!

Nach und nach fielen allerlei Schatten in dieses frohe und helle Idyll, indem Krupp durch die seiner Umgebung erwiesenen Wohltaten in andern Kreisen sich versteckte und erbitterte Feinde schuf. Daneben fiel ins Gewicht, daß nirgends mehr als in den sehr selbständigen italienischen Gemeindewesen eine überaus gehässige Parteiherrschaft und mit ihr ein erbitterter Kampf um Macht, lokalen Einfluß und persönlichen Vorteil vorzuherrschen pflegt. Natürlich konnte Krupp nicht nach allen Seiten und an alle, die ihre Hände ausstreckten, seine Wohltaten ausstreuen. Da er nun zufällig im Gasthause eines der beiden die Insel beherrschenden Parteihäupter wohnte und lebte, so ergab sich ganz von selbst und ungewollt, daß die von ihm gespendeten Wohltaten vorwiegend den Anhängern dieser Partei zugute kamen und deren materielle Sonderinteressen Förderung erfuhren. Außerdem konnten diese, in Wahrheit keineswegs durchweg harmlosen, sondern eigensüchtigen und rachsüchtigen Naturkinder in keiner Weise verstehen, daß jemand in ganz selbstloser Weise, nur aus rein menschlichem Wohlwollen heraus, Wohltaten ausstreute, Arme unterstützte, jungen Pärchen eine Aussteuer spendete, einem verschuldeten Bauern seine Hütte befreite usw., wie Krupp dies persönlich oder durch seinen Sekretär gern zu tun pflegte. Auf diesem Wege also erstanden dem Wohltäter der Insel heimtückische Gegner, die dann, als es zu neuen Gemeindewahlen kommen sollte, mit allen erdenklichen Mitteln gegen die sogenannte „Krupp-Partei" und gegen Krupp persönlich zu wühlen begannen. Dabei wurde nach Ortsgebrauch vor keiner Verleumdung und keiner Gehässigkeit zurückgeschreckt. Hierzu trat noch der Uebelstand, daß Krupp, ohne Absicht und ohne es zu ahnen, das Mißfallen der einflußreichen Geistlichkeit auf sich gezogen hatte, indem einerseits versäumt worden war, etwas für die Kirche zu tun, andrerseits eine gewisse Verstimmung erzeugt worden war, und zwar durch die Aufstellung einer irgendwo zufällig aufgefundenen Terrakottafigur vor eben jener Felsengrotte, die das Zerrbild eines Mönches darstellte; an sich ein Scherz, aber, in der dortigen streng kirchlichen Umgebung, ein gefährlicher Scherz.

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß damals auf Capri gewisse deutsche Landsleute sich breitmachten, welche glaubten, sich dort alles erlauben zu dürfen. Sie bereiteten dem deutschen Namen keine Ehre und gaben zu allerhand üblen Gerüchten Anlaß, so weit, daß uns in Neapel die Insel Capri schließlich geradezu verleidet war.

Professor Dohrn hat diese bedenkliche Situation öfter besorgt mit mir durchgesprochen, im Einvernehmen mit mir Krupp gewarnt und ihm nahegelegt, seine Umgebung in Capri nicht nur weniger harmlos zu nehmen, sondern Capri wenigstens für ein Jahr zu meiden! Aber Krupp wollte uns nicht glauben und das Vertrauen in seine, wie er meinte, trefflichen und harmlosen Natur-

Digitized by Google

kinder nicht erschüttern lassen, bis es zu spät war, und Bosheit, Gehässigkeit und Verleumdung ihn endlich nötigten, Capri ganz aufzugeben.

Auf seinen Wunsch kamen wir dann, der damalige Botschafter in Rom, Professor Dohrn und ich, im Herbst 1902 in Berlin zu einer ernsten und schmerzlichen Besprechung zusammen, die in Baden-Baden einen Fortgang und Abschluß haben sollte. Der schwer enttäuschte, gepeinigte und in seinen heiligsten Gefühlen unheilbar gekränkte Mann wollte seine Interessen und seine Ehre in unsre Hände legen. Aber es war zu spät. Schon Ende November starb unser vortrefflicher Krupp an gebrochenem Herzen. Das deutsche Volk war um einen großen Mitbürger, Ehrenmann und echten Menschenfreund ärmer geworden. Seine Majestät der Kaiser erwies ihm durch sein persönliches Erscheinen zur Beisetzung eine letzte Ehrung, und auch die achtbare italienische Presse widmete dem Verstorbenen einen ehrenden Nachruf.

Brief eines Gewesenen

(Von einem früheren Minister)

Wenn ich mir von Verwahrungen gegen die humanitären und völkerrechtlichen Ausschreitungen im gegenwärtigen Weltkriege derzeit wenig Erfolg zu versprechen vermag, so liegt dies in der nicht erst heute gewonnenen Ansicht, daß die Dinge, wie sie gekommen sind, im wesentlichen so kommen mußten, indem sie aus der geschichtlichen Entwicklung im letzten Jahrhundert folgerichtig hervorgegangen sind.

Die Ursachen liegen in der Ausbreitung der allgemeinen Wehrpflicht, in der durch die außerordentliche Entfaltung der Industrie und des Verkehrswesens gebotenen Möglichkeit, die allgemeine Wehrpflicht bis zum äußersten durchzuführen und zur Geltung zu bringen, und in der zum Kriege aller gegen alle drängenden Nationalitätenbewegung.

Die allgemeine Wehrpflicht, unterstützt durch die modernen Produktions- und Verkehrsmittel, ermöglicht es den Großstaaten, Armeen aufzustellen, zu versorgen und in geregelte Aktion zu bringen, deren Ausdehnung von der Grenze eines Operationsschauplatzes zum andern reicht, derart kaum zu umgehen ist, während der frontale Vorgang durch die enorm gesteigerte Feuerwirkung aus teils vorbereiteten, teils improvisierten, mit Hindernissen verstärkten Deckungen außerordentlich verlustreich wird. Es entwickelt sich hieraus eine endlos hartnäckige, Schritt für Schritt um Verstecke ringende Kampfweise mit unerhörter menschlicher Anstrengung und Aufopferung, welche große Ländergebiete in blutdurchtränkte, leichenbesäte Trümmerhaufen verwandelt. Auch diese Art der Kriegführung wird überwunden werden, und was der menschliche Erfindungsgeist auf

Digitized by Google

der Erde, auf dem Wasser nicht zuwege brächte, wird er unter Erde und Wasser und über selben in der Luft, nicht minder verderblich, erreichen.

Die bis zur Aktivierung aller kriegsdiensttauglichen Männer durchgeführte allgemeine Wehrpflicht erheischt weiter eine so tief ins allgemeine Leben greifende Unterstützung durch Arbeit, Fürsorge, Inanspruchnahme der Erwerbs- und Besitzmittel aller Bevölkerungskreise für Kriegszwecke, daß es vom Standpunkte dieser letzteren keine Privatpersonen, kein Privateigentum mehr gibt, der Volkskrieg im weitesttragenden Sinne des Wortes eintritt und alles, alles, was den Lebens- und Leistungskräften des einen kriegführenden Staates abträglich sein kann, vom andern zur Niederringung nicht nur des äußeren staatlichen Apparates des Gegners, sondern dessen ganzen völkischen und kulturellen Inhalts, ohne Rücksicht auf rechtliche Theorien, ins Werk gesetzt wird.

Was dann noch an zweckloser Härte und Vertilgungssucht vorkommt, das wird vom Hasse, von der Leidenschaft verursacht, welche die Nationalitätenhetze erzeugt hat. Diese war es, welche zur äußersten Durchführung und zum kriegerischen Ausspielen der allgemeinen Wehrpflicht mit den ungeheuren Opfern an Gut und Blut getrieben und im ausgebrochenen Weltkriege vielfach unmenschliche Grausamkeiten gezeitigt hat.

Die Steigerung des individuellen Verkehrs, die Verbreitung geistiger Bildung und Betätigung, die Teilnahme der breiten Schichten der Bevölkerung an den Fragen des öffentlichen Lebens haben der Sprache in Wort und Schrift eine erhöhte Bedeutung verliehen, die Elemente von gleicher Ausdrucksweise und Naturanlage zu ausgebildeterem Nationalgefühl, zum Zusammenstreben, zum Widerstreben gegen fremde Beeinträchtigung gebracht. Das Nationalgefühl wirkt hebend auf das Individuum und das öffentliche Leben, kann gedeihliche Errungenschaften zeitigen, wenn es im Rahmen des wirklichen, gerechten Bedürfnisses bleibt. Wenn es sich aber zu engherziger, überschwenglicher Eigenliebe, zur Vergrößerungssucht, zu Haß und Unterdrückung anderer treiben läßt, wird solcher Auswuchs zum Fluche für die Menschheit.

Die Beobachtung der Natur, der Jahreszeiten zeigt uns, daß die Wirkungen, den Ursachen nachfolgend, oft bedeutend später ihren Gipfelpunkt erreichen, wenn die Anlässe sich schon geändert haben. Dieses erklärt, wie der Höhepunkt nationaler Leidenschaftlichkeit in eine Zeit fällt, wo bereits der weltumspannende materielle und geistige Verkehr, die Erschließung der fernsten, schwerst zugänglichen Gebiete der weiten Erde die Völker auf internationale Verständigung über höhere Gesichtspunkte, lohnendere Aufgaben hinweist und die Nationen besser täten, statt einander gegenseitig, lieber ihre Hetzer zu erschlagen.

Bisher hat indes der erleichterte Weltverkehr nur dazu geführt, daß wir selbst bei uns auch noch mit den verschiedenfarbigsten Halbmenschen zu kämpfen bekommen. Und wenn es heute zu einem Friedensschlusse käme, würde morgen die nächste Frage nach vervollkommneteren Zerstörungsmitteln, Luft- und Unterseeflotten usw., sein.

Digitized by Google

Die Natur hat ihre unwandelbaren Gesetze, welche manchmal durch furchtbare Krisen zu fortschrittlichem Dasein führen. Es ist eine schöne, edle Aufgabe, ungeachtet anscheinender Trostlosigkeit, für fortschreitende Erkenntnis in der Oeffentlichkeit zu wirken. Nur insofern eine richtige Erkenntnis der Gestaltung und Erfordernisse der Zukunft durch nüchterne Ableitung aus den Lehren der Vergangenheit unterstützt zu werden vermag, könnten vorstehende Zeilen hierzu einen ganz kleinen Beitrag bieten; für die Zukunft weiterzuarbeiten, muß ein „Gewesener" den „Werdenden" überlassen. Es wird eine lange Arbeit sein.

W.

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Ein Fürstenbundplan des Freiherrn Hans v. Gagern aus dem Jahre 1794

Die glänzenden Untersuchungen Friedrich Meineckes über die Entstehung und Entwicklung des Nationalstaatsgedankens seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts locken dazu, dem Problem, das Meinecke nur auf den geistigen Höhen, in den Schriften der Großen verfolgt hat, in die Niederungen der Tagesliteratur, in den Tageszeitungen, Flug- und Zeitschriften nachzugehen. Denn indem wir erkennen, welche Wandlungen der nationale Gedanke bei seiner Wanderung in die Tiefe der Volksmasse durchmacht, begreifen wir zugleich, wie er zur stärksten Kraft in der deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts werden konnte.

Aus dem vielstimmigen Chor derer, die damals glaubten, das Heil für Deutschland gefunden zu haben, soll im folgenden die Stimme eines Reichsritters, kleinstaatlichen Ministers, feingebildeten Mannes und Patrioten zu Wort kommen.

Hans v. Gagern, der zu Unrecht vergessene Vater seiner berühmteren Söhne, war geboren zu Klein-Niedesheim bei Worms in dem damaligen Fürstentum Nassau-Zweibrücken. Als er zur Welt kam, hatte bereits der Zerfall der jahrhundertealten politischen Ordnung Deutschlands begonnen. Drei Jahre vorher war Preußen mit dem Frieden von Hubertusburg endgültig in die Reihe der Großmächte eingetreten, womit zugleich die Wurzel des die deutsche Zukunft beherrschenden Streites der beiden Großmächte gepflanzt war.

In der Jugend Gagerns steht Deutschland im Zeichen der beständigen politischen Um- und Neubildungen. Hand in Hand damit geht eine Umbildung der Vorstellungen von Volk, Staat und Nation, denn da das alte deutsche Reich längst nur noch ein Schattengebilde war, so hatte der Begriff „deutsches Vaterland" sich ins Wesenlose verflüchtet.

Seine Erziehung erhielt der junge Edelmann zuerst von einem französischen Hofmeister, später in der rationalistischen Schule der Exjesuiten in Worms. Seine Lehrer waren vornehmlich Dompropst Wessenberg und der spätere Fürstprimas Dalberg.

Die beiden großen Erlebnisse seiner Jugendjahre waren die erste polnische Teilung und der amerikanische Unabhängigkeitskrieg. Und weil seinem beweglichen Geiste das politisch lebensunfähige Gebilde seiner Heimat nichts bieten konnte, so schwärmte er, wie viele seiner Zeitgenossen, für die große Persönlichkeit und den allgemeinen Fortschritt des Menschengeschlechts. Noch 1822 ruft er in der Erinnerung an seine Jugendjahre voll Stolz

Digitized by Google

aus: „Ich war Mensch, ehe ich Europäer war, und freute mich überall des Flors der Gattung und der Ausbreitung des menschlichen Geschlechts.“ [1])

Durch die Beziehungen seines Vaters erhielt er sogleich nach seiner Studienzeit in Leipzig und Göttingen die Stelle eines Beisitzers bei der Regierung in Zweibrücken, vertauschte sie aber bald mit einem Sitz in der Regierung von Nassau-Weilburg, deren Präsident er bereits nach einem Jahre wurde. Es war kurz vor Ausbruch der großen französischen Revolution. Ihre expansiven Tendenzen brachten die Miniaturstaaten am Rhein in um so größere Gefahr, hauptsächlich als die Kriegführung Preußens und Oesterreichs durch den Gegensatz in der polnischen Frage von Anfang an eine wenig entschiedene war. In dieser Zeit der drängenden Not, als der Konvent das Massenaufgebot organisierte, griff Gagern zur Feder, um seinen Landsleuten den Weg zur Rettung zu zeigen.[2]) Die Schreckensherrschaft des Konvents, so beginnt er, hat in Frankreich zur völligen Zerrüttung aller Verhältnisse geführt, aber sie hat zugleich in den Bürgern eine begeisterte Liebe zum Vaterland erweckt. Gegen diesen Enthusiasmus der Anarchie gilt es, in Deutschland den Enthusiasmus für die Ordnung und den Schutz des Vaterlandes aufzurufen. Ruhe, Verfassung, Eigentum, Religion, ja das bloße Dasein sind von der revolutionären Ueberflutung bedroht. Trotzdem sind wir noch immer uneinig und sehen untätig dem hereinbrechenden Verderben zu. Jeder denkt nur an sich und glaubt die Gefahr von den Grenzen seiner engeren Heimat noch weit entfernt. Und doch ist Deutschland noch nicht erschöpft; es fehlt nur an dem guten Willen zur Einigung. Ein Hindernis ist aber auch die Verfassung des Reiches, denn sie entspricht nicht mehr dem Bedürfnis der Zeit. Es fehlt eine Macht, um die sich alle scharen können.[3]) Die großen Höfe verzehren sich in Eifersüchteleien, ein jeder trachtet nur nach Vergrößerung seines Staates, dabei reden alle von der Erhaltung des politischen Gleichgewichts. Noch weniger ist von dem Reichshofrat in Regensburg und von den Kreisversammlungen zu erwarten. Einzelne Ansprachen an die Nation nützen nichts mehr; eine Vereinigung der Besten und Einsichtigsten muß sich zu einem Bunde der Eintracht zusammenschließen, der die Mittel erwägen und fördern soll, die Deutschland noch retten können. An der Spitze dieses Bundes sollen die ausgezeichnetsten Männer stehen, die jedem Deutschen durch ihre Gesinnung, durch ihre hohe Begabung und durch ihre Lebensleistung bekannt und teuer sind. Als solche schlägt er vor: den Kurfürsten von Sachsen, den Herzog von Braunschweig — Gagern betont ausdrücklich, daß er ihn trotz seiner Mißerfolge in der Champagne vorschlage —, ferner den Herzog Karl August von Weimar, den Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen-Kassel, den Markgrafen Karl Friedrich von Baden, den Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg, der im ersten Koalitionskrieg das österreichische Korps und die Hessen kommandiert hatte, endlich den Koadjutor Dalberg und den österreichischen General Mack. Ihnen zur Seite sollen die weisesten und tätigsten Staatsmänner stehen, Weltweise, die die Sitten der Menschen, die Verfassungen der Völker und ihres Vaterlandes und die Entwicklung der französischen Revolution am gründlichsten kennen.“ Hier empfiehlt er Goethe,[4]) Wieland[5]) und die beiden Hannoveraner Meiners und A. W. Rehberg.[6])

---

[1]) Gagern, Mein Anteil an der Politik 1, 2.

[2]) „Ein deutscher Edelmann an seine Landsleute“.

[3]) Er nennt sie den „point de réunion“.

[4]) Goethe lehnte höflich ab. Seine Antwort kennzeichnet treffend die innere Unmöglichkeit des Planes. Vgl. Bielschowsky, Goethe, II, 43.

[5]) Ueber Wielands Einfluß auf das politische Denken seiner Zeit vgl. Wenck, Deutschland vor hundert Jahren, 2, 96 ff.

[6]) Im Jahre vorher hatte Rehberg seine antirevolutionären „Untersuchungen über die französische Revolution“ als Buch erscheinen lassen. Der Göttinger Popularphilosoph Meiners stellte sich damals in einer Unmasse von Schriften die Aufgabe, dem Publikum historisch-politische Bildung zu übermitteln.

Digitized by Google

Es ist eine wunderlich gemischte Versammlung, die an unserm Auge vorübergezogen ist: neben den beiden hochsinnigen Fürsten von Baden und von Sachsen-Weimar, die nächst Friedrich dem Großen wohl die hervorragendsten Vertreter des aufgeklärten Absolutismus waren, die drei Regenten, die als Vasallen Napoleons I. ein ruhmloses Ende gefunden haben. Sie haben freilich beide, und mit ihnen selbst der berüchtigte Landgraf von Hessen,[1]) durch Reformen in der Verwaltung, und besonders Dalberg durch sein Interesse für Kunst und Wissenschaft, die Zuneigung ihrer Untertanen sich erworben. Dieser Versammlung stellt er nun die folgenden Aufgaben:

1. Die Herstellung der deutschen Einheit; 2. die Erweckung des nationalen Enthusiasmus der Deutschen. Als ein echter Sohn seiner vernunftgläubigen Zeit meint er dies große Ziel durch belehrende volkstümliche Schriften erreichen zu können.

Auch der Landesverteidigung soll der Fürstenverein seine Aufmerksamkeit schenken, aber hier erheben sich seine Anschauungen nicht über die durchschnittliche Höhe. Wohl soll in Deutschland die allgemeine Volksbewaffnung und das Aufgebot der Masse organisiert werden, dabei ist er aber weit entfernt von den national-sittlichen Gedanken, wie wir sie etwa aus Steins Insurrektionsplan kennen. Er, der später einmal aussprach, daß die Politik nach den Geboten der Sittlichkeit geleitet werden müsse,[2]) trägt doch nicht das mindeste Bedenken, den Mut und die Tapferkeit der Truppen durch das Versprechen von Belohnungen in Geld und Landbesitz, ja durch die Erlaubnis zum Beutemachen, anzufeuern.

Diese Fürstenversammlung braucht keine Zwangsgewalt, denn sie wirkt allein durch das Ansehen ihrer Mitglieder. „Die Stimme dieser Versammlung müßte die Stimme Deutschlands werden, weil sie weder von Wien noch von Berlin gedungen und abhängig ist. Ihre Vorschläge werden auf dem Reichstage durchgehen. In ganz Deutschland wird es widerhallen, wenn sie Verachtung, Fluch und Verwünschung gegen die Verräter ausspricht, die zwischen Franz und Friedrich Wilhelm den Zankapfel werfen,[3]) die in München Bereicherung der Bastarde für wichtiger halten als das Wohl des Vaterlandes.[4])

Um die Finanzkraft des Reiches zu stärken, empfiehlt er die Säkularisation der mittelbaren Stifter, Abteien und Klöster. „Denn ihre Aufhebung und Veräußerung bewahrt vielleicht die Religion im Vaterland vor dem Untergang." Dann kann auch eine ausreichende Fürsorge für die durch den Krieg Geschädigten und für die Flüchtlinge eintreten.

Am Schluß seiner Betrachtungen regt sich in ihm aber doch der Staatsmann der alten Zeit. „Ist eine solche Organisation," so fragt Gagern sich selbst, „nicht ein Staat im Staat? Wird eine solche Verbindung nicht ausarten wie die Logen, die Klubs und die Versammlungen der Notabeln?" Seine Antwort ist besonders deshalb lehrreich, weil sie Gedanken und Stimmungen aufweist, die bis zum Jahre 1870 immer wieder aufgetaucht sind. „Ein Fürstenverein ist der Konstitution und den Sitten der Vorfahren nicht zuwider. Aber er mag unterbleiben, wenn die mächtigen Höfe unsre Erhaltung und Ruhe garantieren. Jeder wird wünschen, daß Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm II. dem Bunde vorstünden, die Geschichte alter und neuer Zeit lehrt aber, daß zwei so mächtige und so schon eifersüchtige Monarchen sich nie sehen, ohne noch feindseliger sich zu trennen. Es sollte erstes Gesetz sein, sich im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht in das Innere der deutschen Regierungsverfassung zu mengen." — „Ein deutscher Fürstenbund möge entstehen, der für deutsche Verfassung und Eigentum wache, allmähliche Verbesserungen zulasse, willkürlichen Ver-

---

[1]) Vgl. über ihn v. Petersdorff in der „Allgemeinen Deutschen Biographie".

[2]) Mein Anteil an der Politik 1, 7.

[3]) Er meint vermutlich die Kaiserin von Rußland, die in der polnischen Frage Oesterreich und Preußen zu entzweien suchte.

[4]) Vgl. den Artikel „Karl Theodor" von Heigel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", 15, 250 ff. Gemeint sind vermutlich die geheimen Abmachungen mit dem Wiener Hof über Abtretung bayerischen Gebietes an Oesterreich.

Digitized by Google

größerungen und Teilungen widerstehe und Vermittler und Schiedsrichter der großen, immer glimmenden, immer genährten, zur Nationalantipathie ausartenden Fehde zwischen Deutschen und Deutschen, zwischen Habsburg und Hohenzollern werde."

Ihren Sitz müßte die Versammlung in Frankfurt a. M. haben, denn diese Stadt mit ihrer großen Vergangenheit, ihrem Reichtum ist zugleich eine Feindin des Jakobinertums.

Erinnern wir uns: seit dem Frieden von Hubertusburg hatten in der Literatur die Erörterungen über einen Zusammenschluß der Kleinstaaten nicht mehr aufgehört. Ihr Grundgedanke war, daß die Mindermächtigen sich gegen einen neuen Zusammenstoß der Großmächte schützen müßten. Schon Goethe hatte 1778 seinem Herzog den Plan einer Fürstenvereinigung zum Schutz gegen die Bedrohung ihrer Selbständigkeit durch die Großen vorgelegt.[1]) Die unruhige und ausgreifende Politik Josephs II. hatte die Furcht der Kleinen von neuem erregt. Sehen wir von Friedrichs des Großen Fürstenbund ab, der in erster Linie den Interessen Preußens dienen sollte, so haben wir aus dieser Zeit eine Reihe von Vereinigungsplänen: so hatte Markgraf Karl Friedrich von Baden durch seinen Minister Edelsheim einen Entwurf ausarbeiten und ihn den kleineren Höfen vorlegen lassen. Erstrebt wurde gemeinsames Handeln auf dem Reichstag, Schutz aller Reichsstände, Unterstützung in Schuldsachen, um Oesterreichs Einfluß fernzuhalten, endlich die Bildung einer Bundeskasse und Bundesstreitmacht. Zugleich sollte ein Gelehrtenbund ins Leben treten, der die verschiedenen Stämme in ihren Anschauungen und Interessen einander näher bringen sollte. Und während Friedrich seinen Plan vorbereitete, der badische Landesherr sich anschickte, den seinigen zu veröffentlichen, ging eine ähnliche Anregung auch von dem Hofe in Zweibrücken in die Welt.

Wir sehen also, daß Gagerns Plan nur eine Fortsetzung früherer Bestrebungen darstellt. Darin freilich unterschied er sich von ihnen, daß er sein Entstehen der Gefahr von außen verdankte. Wir erkennen auch deutlich, wie er von seinen Vorgängern beeinflußt ist, nicht nur in der Wahl der Personen, deren Pläne Gagern sicher kannte, sondern auch in seinen rationalistischen Grundgedanken. Idealistischer als seine Vorgänger, erstrebte er die Einigung des gesamten Deutschland, allerdings in der spezifisch süddeutschen Färbung, die man aus den Verfassungskämpfen bis 1870 kennt, d. h. man wollte zwar die Einheit, ließ sich auch zur Not die militärische und diplomatische Führung Preußens oder Oesterreichs gefallen, ohne indessen geneigt zu sein, auch nur ein Titelchen von seiner Zufallssouveränität zu opfern.[2]) Da Preußen und Oesterreich, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen, das Interesse des übrigen Deutschland hintansetzten, so fanden die Bestrebungen des Zusammenschlusses ein unrühmliches Ende in dem Rheinbund.

Ernst Lennhoff.

---

[1]) Vgl. O. Lorenz, Goethes politische Lehrjahre. Berlin 1898, S. 60.

[2]) Bezeichnenderweise glaubte noch kurz vor Ausbruch des Krieges von 1866 ein großer Teil der Süddeutschen auf dem damaligen Abgeordnetentage, daß die Mittel- und Kleinstaaten durch ein Schutz- und Trutzbündnis die Entscheidung in dem Kampf der beiden Großmächte herbeiführen und zugleich Gesamtdeutschland vor einem feindlichen Angriff bewahren könnten.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Heft 51—56. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

Auch die neuesten Hefte dieser Flugschriftenreihe bieten jedem, der mit ernstem sachlichem Interesse an die großen, vom Weltkrieg aufgerollten Probleme herantreten will, Belehrung und Anregung in reichem Maße. — Zwei unter den neuerschienenen Heften beziehen sich auf unsern intimsten Feind, England: Der Anglist der Universität Jena, Professor Levin L. Schücking, schildert den „Englischen Volkscharakter" (Heft 53) in wissenschaftlich begründeten geistreichen Ausführungen; Dr. Hans Rost bringt im 51. Heft, „Deutschlands Sieg — Irlands Hoffnung", ein besonders beredtes Kapitel zum gleichen Thema, indem er zeigt, wie englische Humanität und Liberalismus sich an dem nächsten Nachbarn, Irland, jahrhundertelang betätigt haben; er zeigt aber auch, welche Wichtigkeit Irland für die englische Weltmachtstellung hat, und zieht daraus interessante Schlüsse. — Die Beziehungen zwischen unserm treuen Verbündeten, Oesterreich-Ungarn, und dem treulosen, Italien, behandelt Th. v. Sosnosky: „Irredenta-Politik" (Heft 55). Einer der besten Kenner dieser Dinge, der recht vieles von dem, was jetzt gekommen ist, schon seit langem vorausgesehen und damit tauben Ohren gepredigt hat, macht uns in knapp gefaßter Darstellung die herausfordernde, ewig unruhige Politik Italiens und die fast allzu langmütige, nachsichtige, die der Donaustaat dem seltsamen Verbündeten gegenüber innehielt, durch einen historischen, bis zur unmittelbaren Gegenwart reichenden Ueberblick höchst anschaulich. — Fragen, die für Sittlichkeit und Gesundheit unsres Heeres — und damit unsres ganzen Volkes — von höchster Bedeutung sind, erörtert der berühmte Breslauer Mediziner Professor Dr. A. Neisser in der Flugschrift „Der Krieg und die Geschlechtskrankheiten" (Heft 54) in männlich offener, taktvoller Weise, die seinen Mahnungen und Ratschlägen nicht minderen Nachdruck gibt wie seine streng wissenschaftliche und doch menschlich verständnisvolle Betrachtung. — Vor einen Kernpunkt unsrer inneren Politik stellt uns Professor Dr. R. Liefmann mit der Frage: „Bringt uns der Krieg dem Sozialismus näher?" (Heft 56). Liefmann verneint diese Frage aus wohlerwogenen und, wie uns scheint, unwiderleglichen Gründen; er warnt vor der Kräftevergeudung und -zersplitterung, die durch die Verfolgung utopistischer Ideale auf dem Gebiet des wirtschaftlichen Sozialismus eintreten müßte, fordert aber zugleich — und das verknüpft seine Schrift mit der so ganz anders orientierten von Fendrich über den „Krieg und die Sozialdemokratie" — eine stärkere Demokratisierung unsrer Gesellschaft im Sinne sozialer Versöhnung und Gerechtigkeit. — Ein ganz allgemeines Thema hat sich R. Goldmann gestellt und auf die geistvollste, in Begründung und Folgerungen wahrhaft mitreißende Weise behandelt in seiner Schrift „Der Geist des Militarismus" (52. Heft). Er zeigt, wie das, was unsre Feinde uns mit dem Wort „Militarismus" zum Vorwurf machen, unsre größte Tugend ist; er zeigt, warum jene unsre Art von Militarismus nicht besitzen können und warum wir, die wir sie haben, siegen müssen. Tiefe philosophische Bildung gibt diesen Ausführungen eine feste Grundlage und hebt sie über die Tagesfrage zu allgemeiner Gültigkeit hinaus. g.

England im Spiegel der Kulturmenschheit. Von Karl Strecker. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Preis gebunden M. 2.—.

Es braucht heute eigentlich nichts mehr über die Engländer gesagt zu werden, und doch ist es äußerst interessant, die von Strecker gesammelten Aussprüche hervorragender Männer aller Zeiten und Völker über das perfide Albion zu lesen. Arndt, Bismarck, Dante, Dostojewski, Friedrich der Große, Goethe, Gogol, Grillparzer und viele andre, aber auch Engländer selbst: Bulwer, Burke, Burns, Byron, Carlyle, Chamberlain, Dickens, Scott, Shakespeare usw. usw. treten als Zeugen gegen England auf. Das Buch ist das beschämendste Zeugnis, das je einem Volk von unanfechtbaren Richtern, von den führenden Geistern der Menschheit ausgestellt wurde. Das Zeugnis dieser Männer ist erdrückend, moralisch vernichtend für England, und eine höhere Instanz als diese „Besten ihrer Zeit" gibt es nicht.

Ein Doppelleben und andere Erzählungen von Josef Viktor Widman. Bern, A. Francke. 175 S. Gebunden M. 1.60.

Mehrere Erzählungen aus Widmans früherem Schaffen, die er selbst noch zur Neuausgabe zusammengestellt hat, werden hier in schönem Gewande dargeboten. Es sind gehaltvolle Gaben, ausgezeichnet durch reiche Phantasie und edle Form. Eigentümlich für die Kunst des Verfassers ist es, wie er aus wild erregter Handlung, die eine

Digitized by Google

tragische Wendung nahelegt, doch einen versöhnlichen und anmutigen Ausgang zu finden weiß. Vielleicht mag man darin eine Art von Schwäche erblicken, aber sie ist mit so viel Liebenswürdigkeit vereinigt, daß man sie gern gelten läßt. H. Brömse.

Moderne Naturphilosophie. Von Wilhelm Ostwald. Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig. Geheftet M. 12.—, gebunden M. 13.20.

Inter arma silent litterae gilt vielleicht in den weniger kultivierten Ländern des Auslandes, aber nicht in Deutschland, nicht einmal in den tiefernsten Zeiten vor hundert Jahren, viel weniger jetzt, wo wir Deutschen einer großen Zukunft entgegenzumarschieren im Begriff sind, am wenigsten die technischen und Naturwissenschaften, die sich den augenblicklichen Tagesforderungen anzupassen bemüht sind, aber auch die Stimme der Königin der Wissenschaften, der Philosophie, ist nicht verstummt.

Das Ostwaldsche Buch ist als das erste eines dreibändigen Werkes geplant, das vorliegende Buch enthält die Darstellung der Ordnungswissenschaften, während der zweite Teil die energetischen Wissenschaften, Ostwalds eigentliches Lebenswerk, und der dritte Teil die biologischen Wissenschaften behandeln soll.

Der erste Teil des vorliegenden Buches schließt sich an die viel gelesenen „Vorlesungen über Naturphilosophie" aus dem Jahr 1902 an, behandelt den Unterschied zwischen der alten Naturphilosophie eines Schelling usw., die von der Natur eigentlich nichts wußte, und unsrer modernen Naturphilosophie, die nicht von einem Punkt aus gleich das ganze Weltproblem löst, sondern auf Grund der Erfahrungen, Beobachtungen, Versuche eine Lösung der wichtigsten Fragen des Weltproblems anbahnt. Das Buch enthält dann folgende Vorlesungen: Die Erfahrung, die Sprache, die elementaren Begriffe, die Bildung der Begriffe; die sechste und siebente Vorlesung behandeln die Sinne, zunächst die zeitlichen Sinne, den Temperatursinn, die Geschmacksempfindungen, die Gerüche, das Fechnersche Gesetz von der Schwelle, dann die Raumsinne, das Gehör und die Töne, die Tastempfindungen, die Lichtsinne. Die folgenden Vorlesungen behandeln die Logik oder Gruppenlehre, die Mannigfaltigkeit der Gruppeninhalte, die Reihen, die Zahlen, die Algebra, die Größen und ihre Messung, den Raum und die Zeit.

Im Gegensatz zu den alten Naturphilosophen stellt Ostwald den Grundsatz auf: Unser Denken wird sich überall nach der Erfahrung regeln, und nicht umgekehrt. Besonders charakteristische Kapitel des Buches sind die über die elementaren Begriffe, die Bildung der Begriffe, das scandalum der Philosophie, „daß das einzige, wovon ein jeder absolute Gewißheit der Wirklichkeit hat, der augenblickliche Inhalt seines Bewußtseins sei, weil jede Erinnerung, auch die kürzeste, bereits durch Erinnerungstäuschungen verunstaltet sein kann", und die Sinne. Dieses Kapitel bestimmt der Grundgedanke, daß, je mehr Sinne, je mehr Aufnahmeorgane ein lebendiges Wesen hat, um so reicher seine Erfahrungen werden und um so vollständiger sein Weltbild wird.

Zu der Logik oder Gruppenlehre gehören auch die Naturgesetze; zum Unterschied von menschlichen Verordnungen und Zweckgesetzen sind sie weiter nichts als dem augenblicklichen Stand der Wissenschaft entsprechende große Zusammenfassungen oder Synthesen.

Die Schlußkapitel über den Raum und die Zeit beherrscht das neue Relativitätsprinzip: „In letzter Instanz vermag man die Zeit nicht ohne räumliche Beziehungen und den Raum nicht ohne zeitliche Beziehungen zu definieren." Daß die Darstellung dieser naturphilosophischen Gedanken mit Goethescher Klarheit und Anschaulichkeit durchgeführt ist, ist bei den Ostwaldschen Büchern bekannt genug.

Professor Dr. Rohland-Stuttgart.

Der Weltkrieg. Von Generalleutnant v. Reichenau, Privatdozent Dr. Hashagen, Generalmajor z. D. v. Werlhof und Kapitän zur See a. D. Persius. Essen (Ruhr), W. Girardet.

Ein Historiker und drei Fachleute des Kriegs- und Seewesens haben sich hier zusammengetan, um einen Ueberblick über die Vorgeschichte des Weltkrieges und die bis zum Februar 1915 erreichten Erfolge auf allen Kriegsschauplätzen und zur See zu geben. Eine Ergänzung dazu im einzelnen bildet die Beigabe der sämtlichen Tagesberichte der Obersten Heeresleitung. Ungefähr alle Vierteljahre sollen Nachträge zu dem Buche herausgegeben werden, so daß der Benutzer schließlich eine fortlaufende und abgeschlossene Kriegsgeschichte besitzen wird. Die beiden Karten am Schluß genügen nur bescheidensten Ansprüchen. Z.

Ursula. Von Wilhelm Speck. Novelle. Verlag von Martin Warneck, Berlin. Preis geheftet M. 2.80, gebunden M. 3.60.

Wilhelm Speck ist ein starkes Erzählertalent, er besitzt die Gabe, sicher und tief zu beobachten und einen Charakter anschaulich darzustellen. Das zeigten schon seine Erzählungen „Zwei Seelen", „Menschen, die den Weg verloren" und „Der Joggeli", und das bestätigt wiederum seine neue Erzählung „Ursula", die eine psychologische Feinarbeit von hoher Schönheit ist. Der Dichter läßt uns in der „Ursula" einen Blick tun in das

Digitized by Google

sittliche Empfindungsleben eines jener „Kinder des Lichts, die nur in der reinsten Luft atmen und im reinsten Lichte bestehen können, die sogleich den Tod in sich fühlen, wenn sie von den Schatten der Nacht auch nur gestreift werden". Dem Dichter liegen solche feinfühligen Naturen besonders gut, er dringt in die Tiefe ihrer Seele und deckt ihre edlen Regungen auf unter Lebensschutt und Hoffnungstrümmern. Ein feines Buch, dem wir viele dankbare Leser wünschen. —n.

Die Ursachen und Ziele des europäischen Krieges. Von Albert Osterrieth. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 1.—.

Osterrieth, sonst bekannt als ausgezeichneter Kenner und Dolmetscher der Urheberschutzgesetzgebung, sucht hier den Ursachen des gegenwärtigen Krieges nachzugehen, nicht den diplomatischen Verwicklungen, die den Anstoß dazu gegeben haben, sondern den in der Geschichte der Völker und ihren jüngsten Beziehungen liegenden Ursachen. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Russen der Drang nach den Dardanellen, also nach dem freien Austritt zum Meer, die Franzosen die Revancheidee und die Engländer die Angst vor der Gefahr weiteren Erstarkens der deutschen Flottenmacht zu einem gegen Deutschland gerichteten Bündnis zusammengeführt hat, und daß das Bestehen und die Wirksamkeit dieses Dreiverbandes notwendigerweise zu einer kriegerischen Auseinandersetzung führen mußte. — Das Ziel des Krieges muß sein, eine Lage zu schaffen, welche die Wiederkehr derartiger Kämpfe ausschließt, die Europas Machtstellung und Kultur zu vernichten drohen. Da keine Aussicht besteht, daß eine oder die andre Mächtegruppe vollkommen vernichtet wird, und ein den Streitstoff nicht beseitigender Friede die Gefahr neuer Verwicklungen bestehen läßt, scheint das einzige Mittel zur dauernden Sicherung des Friedens ein Zusammenschluß der Weltmächte zu einem europäischen Bunde zu sein, dessen Aufgabe es sein muß, den Machtbestand des durch seine geographische Gestaltung abgeschlossenen, durch Rasse und Kultur und seine geschichtlichen Erinnerungen zusammengehörigen Europa den außereuropäischen Völkern gegenüber zu verteidigen. H. Z.

Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. Band I: Aus der Zeit der Freiheitskriege 1813—1815. Bd. II: Napoleons Zug gegen Rußland 1812. Herausgeber Prof. Hellinghaus. Freiburg, Herder. Gebunden je M. 2.80.

In einer Zeit, wo sich die Augen öfter als je, und zwar mit einem ungeahnt belebten und vertieften Interesse nach den Entscheidungen und Vorgängen in dem Deutschland vor hundert Jahren zurückwenden, kommen die hier anzuzeigenden beiden Bände gerade wie gerufen. Sie bedürfen besonderer Empfehlung kaum, denn abgesehen von ihrer soliden äußeren und inneren Form bringen sie inhaltlich so viel des Fesselndsten und lebendigst Geschauten, so viel jetzt plötzlich als zeitgemäß Empfundenes (z. B. die Aufrufe zum Beginn der Freiheitskriege u. a. m.), zumal es das Streben des Herausgebers war, aus den klassischen Dokumenten öffentlichen oder privaten Charakters das jeweilig Bedeutsamste herauszuheben und zusammenzureihen, mit getreuer Quellenangabe und in klarer Disposition. Jedem der beiden Bände sind zwölf, meist den damaligen Zeiten entstammende (auch von damals modernen Künstlern geschaffene) bildliche Darstellungen beigegeben, wodurch ihr historischer Wert noch wesentlich erhöht worden ist. Solche im besten Sinne volkstümliche Ausgaben sind einer großen und dankbaren Lesergemeinde gerade heute sicher, wo nationalgeschichtliche und patriotische Stoffe von der geistigen Bedeutung der Kämpfe vor hundert Jahren mit Macht in den Vordergrund gestellt sind und wahrlich nicht so bald wieder rückwärts gedrängt werden sollen.

O. Beyer.

Das Jahr des Erwachens. Zwei Erzählungen aus der Zeit der Befreiungskriege. Von Franz Adam Beyerlein. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. 174 Seiten. M. 1.50.

Die Erzählung von dem weltbürgerlichen oder besser weltfremden Gelehrten, der zu vaterländischem Sinn erzogen wird, ist in ihren Grundzügen erfreulich, in ihrer Ausführung recht ungleichmäßig. Zwischen dem vielversprechenden Anfang und dem kräftigen Schlußbild dehnen sich öde Strecken. Auch die zweite Erzählung, „Not und Tod des Feldpredigers Gotthilf Haberkorn", erweckt in der Charakterzeichnung Hoffnungen, ohne sie zu erfüllen. Br.

Geschichte der deutschen Kolonialpolitik. Von Dr. Alfred Zimmermann. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 7.—.

Nachdem Zimmermann, der schon durch mehr als zwanzigjährige amtliche Tätigkeit auf kolonialpolitischem Gebiete berufen war, auch als Schriftsteller über diesen Gegenstand Hervorragendes beizubringen, seit 1895 in vier stattlichen Bänden die Entstehung und Entwicklung der außerdeutschen Kolonien geschildert hat, führt er mit diesem fünften Bande sein zugleich grundlegendes und abschließendes Werk „Die europäischen Kolonien" zu Ende: er schildert, ruhig und sachlich, klar und in lebensvoller Anschaulichkeit, von ernster Unparteilichkeit getragen, die

Digitized by Google

Vorgänge, die zum Erwerb der Kolonien des Deutschen Reiches geführt, und die Ereignisse, die sich in ihnen während der ersten drei Jahrzehnte ihres Bestehens abgespielt haben. Die koloniale Geschichte der letzten Jahre ist in einem besonderen Abschnitt behandelt. Die von Hauptmann v. Seefried beigesteuerte chronologische Uebersicht der wichtigsten Ereignisse in den deutschen Kolonien ist eine sehr willkommene Beigabe. Praktiker der Verwaltung und Kolonialwirtschaft, Historiker und Geographen wie Politiker sind die hauptsächlichsten Interessenten für dieses Werk, das als erstes seinesgleichen einen Ehrenplatz in der Wissenschaft verdient.

Dr. Hans Zimmer.

Brüderlein und Schwesterlein. Ein Wiener Roman von E. v. Handel-Mazzetti. Kempten und München, Jos. Kösel. 321 S. M. 4.— (M. 5.—).

Die Verfasserin hat dem Roman die Bemerkung hinzugefügt, daß er „1898 konzipiert, 1901—1902 weitergeführt und in jüngster Zeit abgeschlossen" sei. Im wesentlichen ist es also eine Anfängerarbeit, jedenfalls älter als die Werke, die ihr berechtigten Ruhm eingebracht haben. Aber sie braucht sich dieses Buches gewiß nicht zu schämen. Es ist freilich leicht, vor allem im Vergleich mit ihren späteren Leistungen, Schwächen der Erfindung und der Darstellung herauszufinden, so etwa zu bemängeln, daß die Farben reichlich dick aufgetragen sind, daß äußeren starken Wirkungen zuliebe die innere Wahrscheinlichkeit zuweilen fraglich ist, daß der Charakter des Schwesterleins etwas allzu blutleer erscheint, daß auch manches sprachliche und stilistische Bedenken erregt, aber im ganzen überwiegt doch bei weitem der Eindruck des Tüchtigen. Welch scharfe Beobachtung der heutigen Wiener Gesellschaft und vor allem: welche dramatische Spannung und Wucht in der Durchführung dieser Geschichte von Geld und Liebe, von Glaubensinbrunst und Gemeinheit! H. Brömse.

Das Deutsche Reich. Eine geographische Landeskunde von Dr. W. Ule, Professor für Geographie an der Universität Rostock. Leipzig, Friedrich Brandstetter.

Im Vergleich mit dem Interesse für Geschichte ist dasjenige für die Erdkunde selbst im Kreise der Gebildeten in Deutschland leider ein außerordentlich geringes; man geht kaum über dasjenige hinaus, was für die Benutzung des Fahrplanes erforderlich ist und bei dieser Benutzung erworben werden kann. Freilich scheint der Krieg mit seinem beständigen Hinweise auf die Landkarte hierin eine Veränderung zu Gutem herbeiführen zu wollen. So muß das vorliegende Buch als besonders zeitgemäß angesehen werden. Es weiß in einer schönen und klaren Sprache die gesamte Geographie des Deutschen Reiches zu geben. Anerkennenswert ist besonders, daß der allgemeine Teil (Bodengestalt, Gewässer, Pflanzen- und Tierwelt usw.) eine Darstellung gefunden hat, die ihn für jeden Gebildeten, auch ohne besondere Vorkenntnisse, verständlich und anziehend macht, ohne daß damit den Anforderungen der Wissenschaftlichkeit Abbruch geschieht. Dasselbe Lob verdient die Beschreibung der einzelnen Landschaften, wobei freilich die Aufgabe leichter ist. Nur hätte man hier manchmal eine größere Ausführlichkeit gewünscht, die wohl wegen verständlicher Rücksichten auf den Umfang des Buches nicht gegeben werden konnte. Einen Vorzug des Buches bilden die vielfach wertvollen Karten, insbesondere auch zur Darstellung statistischer Verhältnisse. Freilich sind die Karten einfach in der Ausführung, aber gerade darum außergewöhnlich klar und übersichtlich. Auch die eingestreuten Städte- und Landschaftsbilder sind gut gewählt, so daß sie nicht nur einen reinen Bilderschmuck darstellen, sondern die Zwecke des Buches wesentlich fördern.

A. L.

Landwehrbriefe 1813. Ein Denkmal der Erinnerung an den Burggrafen Ludwig zu Dohna-Schlobitten. Herausgegeben von E. Krollmann. Danzig, A. W. Kafemann. 260 S. M. 7.—.

Der Briefwechsel des Burggrafen Ludwig zu Dohna-Schlobitten mit seiner Gattin und seinem Bruder ist von mehrfacher Bedeutung: er beleuchtet mit kräftigen Schlaglichtern die Zeit von 1812 und 1813, die vaterländische Erhebung im allgemeinen, die Begründung der preußischen Landwehr im besonderen; er erneuert in anschaulicher Form das Andenken wackerer und geistig hochstehender Männer; er vermag zu deutschem Fühlen und Denken zu erziehen. Die meisten der hier gebotenen Briefe waren bisher unveröffentlicht. Der Herausgeber hat sich seiner Aufgabe mit sorgsamer Mühewaltung unterzogen, eine gute Einführung geschrieben und zahlreiche Anlagen hinzugefügt, die zur Erläuterung und Ergänzung der Briefe dienen.

Br.

1914. Ein Tagebuch. Von Eduard Engel. Mit Urkunden, Bildnissen und Karten. Band 1: Vom Ausbruch des Krieges bis zur Einnahme von Antwerpen. Band 2: Von der Einnahme Antwerpens bis zum Ende des Jahres 1914. Braunschweig, Verlag von George Westermann. Preis jedes Bandes M. 5.50.

Eduard Engel, der Verfasser der bekannten Deutschen Literaturgeschichte und der Herausgeber der Deutschen Meisterprosa, hat in dem vorliegenden Buche ein Werk geschaffen,

Digitized by Google

das unbedingt als eines der besten über den Krieg und als Geschichtswerk größten Stils zu bezeichnen ist. In begeisterter und begeisternder Darstellung, in meisterlicher Sprache, sprühend von Geist, dabei mit musterhafter Vollständigkeit der Urkunden wird alles festgehalten, was sonst zum größten Teil verstreut und unwiederbringlich wäre. Engel ist ein guter Patriot und ein temperamentvoller Schriftsteller, und so ist es selbstverständlich, daß er gegen die Niederträchtigkeiten und die Lügen unsrer Feinde ordentlich zu Felde zieht, aber er läßt ihnen auch Gerechtigkeit widerfahren, wo sie es verdient haben. Eines möchten wir noch hervorheben: der Verfasser hatte sich die Aufgabe gestellt, nicht nur die Kriegsgeschichte, sondern auch die Seelengeschichte der größten Zeit Deutschlands und Oesterreichs zu schildern. Das ist ihm glänzend gelungen!

Als Venedig noch österreichisch war. Erinnerungen zweier Offiziere von Paul Rohrer. Stuttgart, Robert Lutz. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50.

In diesen Tagen, da die österreichisch-ungarische Flotte in kühnen Vorstößen gegen die zahlenmäßig weit überlegene italienische Flotte sich neue reiche Lorbeeren erwirbt, wirkt dies Buch besonders zeitgemäß. Schildert es doch in leuchtenden Farben, mit einer Kraft der Schilderung, die den Leser unwiderstehlich fesselt, Menschen, Zustände und Taten der kleinen Marine der habsburgischen Monarchie aus jener Zeit, da Tegetthoff diese wenigen, nur teilweise den damals modernen Ansprüchen genügenden Schiffe als Oberkommandierender befehligte und zu Siegen führte, die für alle Zeit der Schimmer kühnen Wagemuts und eines fast romantischen Heldentums umleuchtet. — Das Buch ist so entstanden, daß der Herausgeber die eingehenden, anschaulichen Erzählungen zweier österreichischer Offiziere, Friedrich und Max v. Rottauscher, literarisch festhielt. Der jüngere, Max v. Rottauscher, hat das Material für den Hauptbestandteil des Buches, die Schilderungen von der Flotte, gegeben, der ältere, Friedrich, hat den Stoff zu acht (von den sechundzwanzig) Kapiteln beigesteuert, die von seiner Teilnahme als Kaiserkürassierleutnant am böhmischen Feldzug von 1866 berichten. — Der überaus starke, eigenartige Reiz des Buches läßt sich schwer schildern; er beruht auf dem durchaus persönlichen Gepräge dieser Erinnerungen, verbunden mit aufrichtiger Wahrheitsliebe der Berichtenden, die dem Erzählten auch einen bedeutenden dokumentarischen Wert verleiht.

s.

Der junge Friedrich List. Ein schwäbischer Politiker. Biographischer Versuch von Dr. Karl Goeser. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Das vorliegende Buch, das uns das innere Werden wie die äußeren Schicksale Lists bis zu seiner Auswanderung nach Amerika in den großen geschichtlichen und wissenschaftlichen Zusammenhängen schildert, ist ein im besten Sinn zeitgemäßes, nicht nur historisch belehrendes, sondern auch politisch anregendes Buch. Der Biograph gibt dem Bild seines Helden als Hintergrund die innerlich gesunde politische Kultur der alten freien Reichsstädte, aus der List, ein Sohn Reutlingens, hervorgegangen ist und die im scharfen Gegensatz zu der immer unerträglicher und schädlicher werdenden Bureaukratie des altwürttembergischen „Schreiberstaates" stand. Es ist erstaunlich, wieviel List, gefördert durch den klugen, energischen Minister v. Wangenheim, in den Jahren bis 1821 seinem engeren Vaterland durch scharfsichtig erdachte, kühn verfochtene Anregungen, besonders auf dem Gebiet der Gemeindeverfassung, zu geben vermocht hat; nicht minder erstaunlich aber, wie er bei dieser praktischen, der inneren Politik eines Kleinstaats gewidmeten Tätigkeit schon seine weitere, große, dem ganzen Deutschland gewidmete Lebensaufgabe erfaßt und verfolgt, das „im Dienste großer Zukunftsarbeit schaffende Prophetentum des Politikers" (wie Goeser es treffend und schön bezeichnet). Wie sein Geist, den kein Widerstand brechen, keine Hemmung einengen konnte, bis zum Abschluß seiner ersten Lebenshälfte sich entwickelte, seine Weltanschauung und Lehre sich ausbaute, das kann man in der Darstellung Goesers genau verfolgen, der ihn als den „(wirtschafts)politischen Weiterbildner des deutschen Idealismus", als Jünger und Nachfolger des Freiherrn vom Stein schildert und besonders interessant herausarbeitet, wie List die romantische Staats- und Wirtschaftslehre überwindet, indem er doch ihr Richtiges, Positives übernimmt.

— r.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bachem, Dr. Julius, Zur Jahrhundertfeier der Vereinigung der Rheinlande mit Preußen. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Bauer, Karl, Führer und Helden. Federzeichnungen. Leipzig, B. G. Teubner.

Berling, Karl, Die Meißner Porzellangruppen der Kaiserin Katharina II. in Oranienbaum. Dresden, C. Heinrich. Geb. M. 15.—.

Bernstein, Eduard, Die Internationale der Arbeiterklasse und der europäische Krieg. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. 50 Pf.

Bischoff, Diedrich, Die Macht des Wahnes. Leipzig, Bruno Zechel. 50 Pf.

Bratter, C. A., Prinz-Nihilist. Berlin, Robert Markiewicz' Verlag. M. 1.50.

Bredow, Heinrich, Lodernde Flammen. Kriegsgedichte. Hamburg, C. Erich Behrens' Verlag. 10 Pf.

Bücher, Dr. Karl, Unsere Sache und die Tagespresse. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 1.—.

Chamberlain, Houston Stewart, Die Zuversicht. München, F. Bruckmann A.-G. 50 Pf.

Chronik des Deutschen Krieges. Band II. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 2.80.

Conrad, Heinrich, Napoleons Haß und Kampf gegen England. Stuttgart, Robert Lutz. M. 1.20.

Consentius, Ernst, Bürgers Gedichte. I. und II. Teil. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Cornicelius, Max, Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Jahrgang 9, Heft 7 bis 12. Leipzig, B. G. Teubner.

Der Luftkrieg 1914—1915. Leipzig, Hesse & Becker. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.—.

Deutsche Kriegsklänge. 2. Heft. Leipzig, K. F. Köhler.

Diederich, Prof. Dr. Benno, Preußens Aufgang. Braunschweig, George Westermann. M. 2.60.

Dierck, Dr. G., Hie Allah! Das Erwachen des Islam. Berlin, Karl Curtius. M. 1.50.

Dietrich, Rudolf, Unser Handel mit unsern Feinden. München, Duncker & Humblot. M. 1.50.

Erdös, Renée, Die Perlenschnur. Saarlouis, Hausen, Verlagsgesellschaft m. b. H. M. 3.—.

Frank, Reinhard, Die belgische Neutralität. Tübingen, J. C. B. Mohr. 75 Pf.

Fried, Alfred H., Die Friedenswarte für zwischenstaatliche Organisation. Heft 3/4. Wien, Selbstverlag.

Frisch, Prof. Dr. Hans, Der Krieg im Wandel der Jahrtausende. München, Duncker & Humblot. M. 1.—.

Goebel, Heinrich, Deutsche Sturmflut. Kriegsnovellen 1914/15. Berlin, Morawe & Scheffelt. M. 1.—.

Hagemann, Dr. Georg, Logik und Noetik. Neu bearbeitet von Dr. Adolf Dyroff. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 4.—, geb. M. 4.60.

Hammer, W. A., Aus der Kriegszeit. Gedichte. Wien, Carl Fromme. Kr. 1.—.

Hampe, K., Belgiens Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.50.

Handbuch für Heer und Flotte. Lieferung 76, 77, 78. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. à M. 2.—.

Hettner, Alfred, Englands Weltherrschaft und der Krieg. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 3.—, geb. M. 3.80.

Hoffmann, Dr. Jakob, Werde ein Mann! Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 1.60, geb. M. 2.—.

Jacoby, Dr. C., Die Flechten Deutschlands und Oesterreichs als Nähr- und Futtermaterial. Tübingen. J. C. B. Mohr. Geh. 80 Pf.

Jacoby, Dr. C., Die Lager von Renntierflechte und ihre Verwertung als Futter. Tübingen, J. C. B. Mohr. 80 Pf.

Jaques, Hermann, Der neue Werther. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus G. m. b. H. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Kaplun-Kogan, Wlad. W., Der Krieg. Eine Schicksalsstunde des jüdischen Volkes. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. 80 Pf.

Kirchhoff, Hermann, Der Seekrieg 1914—1915. Leipzig, Hesse & Becker. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.—.

Kirchrath, Anton, Krieg dem deutschen Handel. Neue Folge. Aus dem Englischen übersetzt von Reinhold Anton. Leipzig, Otto Gustav Zehrfeld. M. 1.—.

Klaje, Prof. Dr. Hermann, Pommern im Jahre 1813. 2. Teil. Kolberg, Dietz & Mazerath. M. 1.50.

Knabe, Dr. K., Der Weltkrieg und die deutsche Schule. Leipzig, K. F. Köhler. 40 Pf.

Korte, Theodora und **Hans Hoppe,** Zeitgesänge. 2. Auflage. Papenburg, Emsland Verlag Heinrich Rohr. 50 Pf.

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Heft 8 und 9. Preis je 25 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. (Diese ausführlichen, aus dem Großen Hauptquartier stammenden Berichte sind die ersten und wichtigsten Bausteine zu einer Geschichte des Krieges. Ihre Anschaffung und vollständige Sammlung empfiehlt sich daher für jedermann.)

Kriegshefte aus dem Industriebezirk. 6. Heft: Hashagen, Justus, England und Japan seit Schimonoseki. 7. Heft: Günther, Dr. Ernst, Die wirtschaftlichen Hilfskräfte Deutschlands und seiner Hauptgegner. Essen, G. D. Baedeker. à 80 Pf.

Lamprecht, Karl, Neue Schule, neue Erziehung. Ein Vortrag. Leipzig, K. F. Köhler. 30 Pf.

Li Hung Tschang. Memoiren. Berlin, Karl Siegismund. Brosch. M. 6.—, geb. M. 7.—.

London-Untermann, J., Vor Adam. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. Geh. M. 1.80, geb. M. 2.80.

Marie Wegrainer, Der Lebensroman einer Arbeiterfrau. München, Delphin-Verlag. Geh. M. 2.50.

Mehlis, Dr. Georg, Lehrbuch der Geschichtsphilosophie. Berlin, Julius Springer. Geh. M. 20.—, geb. M. 23.—.

Digitized by Google

Meinecke & Bigener, Historische Zeitschrift. 114. Band, 3. Heft. München, R. Oldenbourg.
Müller, Dr. Raimund, Der Stern von Ys. Eine Sage. Wien IX, Technologisches Gewerbemuseum.
Müller-Guttenbrunn, Adam, Völkerkrieg. Graz, Ulr. Mosers Buchhandlung. M. 1.40.
Münsterberg, Hugo, The Peace and America. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Brosch. M. 1.60.
Natur und Gesellschaft. Band II, 5. Heft. Berlin-Charlottenburg, Soziologischer Verlag.
Norddeutsche Monatshefte. Heft 6. Hamburg, Drei Türme Verlag G. m. b. H. à 50 Pf.
Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. 1. Heft. München, E. Franz.
Oßwald, P., Belgien. Leipzig, B. G. Teubner.
Peez, Alexander v., England und der Kontinent. Wien, Carl Fromme G. m. b. H.
Polen. Wochenschrift für polnische Interessen. Nr. 27, 1. Jahrgang. Wien I, Hermann Goldschmiedt G. m. b. H.
Potthoff, Heinz, Volk oder Staat? Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. M. 1.—.
Rickert, Heinrich, Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 2.75, geb. M. 3.75.
Rickert, Heinrich, Zur Lehre von der Definition. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 2.25, geb. M. 3.—.
Roethe, Gustav, Von deutscher Art und Kultur. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 80 Pf.
Rohrbach, Paul, Bismarck und wir. München, F. Bruckmann A.-G. M. 1.—.
Rudolph, Hermann, Die zehn Hauptlehren der theosophischen Weltanschauung. Leipzig, Theosophischer Kultur-Verlag. 80 Pf.
Sager, Dr. Adolf, Zeppelin. Der Mensch, Der Kämpfer, Der Sieger. Stuttgart, Robert Lutz. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Salzmann, Walter, Der sorgenfreie Kriegsinvalide. Cassel, Friedr. Lometsch. Geh. 25 Pf.
Schaffner, Jakob, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. Geh. M. 2.25, geb. M. 3.—.
Schaukal, Richard, Eherne Sonette. 1914. Gesamtausgabe. München, Georg Müller.
Schilling, Heinar, Die zwanzig Gedichte. Dresden, F. Emil Boden G. m. b. H.
Schliep, Ludwig, Im Julifeldzug 1913 auf dem Balkan. Berlin, Gebrüder Paetel.
Schmidt, Otto Eduard, Eine Fahrt zu den Sachsen an die Front. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 1.20.
Schneider, Alexander, Kriegergestalten und Todesgewalten. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Geb. M. 5.—.
Schöttler, Horst, Deutsche Art. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Geb. M. 3.—.
Sorge, Reinhard Johannes, Metanoeite. Drei Mysterien. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.
Spielmann, Dr. C., Der Weltkrieg 1914/15. 1. Teil. Die Vorgeschichte und die ersten Kriegsmonate. Halle a. S., Hermann Gesenius. 80 Pf.
Stengel, Dr. Karl v., Zur Frage der wirtschaftlichen und zollpolitischen Einigung von Deutschland und Oesterreich-Ungarn. München, Georg D. W. Callwey. Geh. 75 Pf.
Stern, Dr. Norbert, Mode und Kultur. Dresden, Expedition der Europäischen Modenzeitung. Band I. M. 15.—. Auch brosch. in 12 Lieferungen à M. 1.20.
Technik für Alle. Heft 1 und 2. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. Vierteljährlich M. 1.25.
Thorsch, Dr. Berthold, Soziale Entwicklung und Umbildung der Volkswirtschaft. Dresden, Carl Reißner.
Tönnies, Ferdinand, Deutschlands Platz an der Sonne. Berlin, Julius Springer. 50 Pf.
Totentanz 1914/15. Aus dem Skizzenbuch eines Feldarztes. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. M. 1.—.
Ulmann, Heinrich, Geschichte der Befreiungskriege 1813—14. 2. Band. München, R. Oldenbourg. Geb. M. 10.—.
Umschneider, Adolf, Südwestafrikanische Skizzen. Leipzig, W. Härtel & Co. Nachf.
Unsere Offiziere. Episoden aus den Kämpfen der österr.-ung. Armee im Weltkrieg 1914/15. Wien, Manzsche Hof-, Verlags- und Univ.-Buchhandlung. Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50.
Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 7. Band. Heft 8. Das Deutsche Volk und der Osten. Von D. Schäfer. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 1.—.
Wach, Dr. Adolf, Grundfragen und Reform des Zivilprozesses. Berlin, Otto Liebmann. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Wagner, Richard, Was ist deutsch? Ausgewählt von Professor R. Sternfeld. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.50.
Wiese, Leopold, Politische Briefe über den Weltkrieg. München, Duncker & Humblot. M. 2.—.
Windelband, Wilhelm, Präludien. 1. und 2. Bd. Tübingen, J. C. B. Mohr. à M. 10.—.
Wolzendorff, Kurt, Politische Kriegsfürsorge. Marburg a. L., Verlag der Christl. Welt. 50 Pf.
Zeit-Echo. Ein Kriegs-Tagebuch der Künstler. Nr. 2. München, Graphik-Verlag. à 50 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Albanien

Von

Dr. Freiherrn v. Jettel

Die Londoner Botschafterreunion, die mit einigen Unterbrechungen vom 16. Dezember 1912 bis zum 9. Juni 1913 tagte, vermochte keines der ihr unterbreiteten Probleme: Albanien, wirtschaftlicher Zugang Serbiens zum Meere und ägäische Inseln, zu einer befriedigenden Lösung zu bringen. Am wenigsten haben sich ihre Beschlüsse hinsichtlich der Zukunft Albaniens bewährt. In der großen Oeffentlichkeit weiß man herzlich wenig von diesem Lande, höchstens, daß die Albanesen vermöge ihrer kriegerischen Eigenschaften sowohl dem Sultan als den Bourbonen in Neapel als Leibgarde dienten, aber kaum, daß Wallenstein sich ihrer als einer Art von Landsknechten gegen die Türkei bedienen wollte. Dann hat man vielleicht von Skanderbeg (Georg Kastriota) gehört, der durch dreißig Jahre den Türken widerstand, und von Ali-Pascha von Janina, dem von Byron verewigten „ehrenwerten Freunde" Napoleons, der später als Rebell geächtet und enthauptet wurde. Albanien war seit langem ein Sorgenkind der Türkei. Seine wilde, unbotmäßige Bevölkerung zeigte sich jeder staatlichen Ordnung abhold, widerstrebte jedem Versuche, die althergebrachten Sitten und — Unsitten anzutasten. Von jeher genoß es eine Sonderstellung. Das Vilajetsgesetz von 1880 sollte nicht auf Albanien Anwendung finden, ebensowenig die mazedonische Reform auf die albanesischen Sandschaks des Vilajets Monastir.

Als die beiden an den Vorgängen auf dem Balkan seit jeher am nächsten interessierten Mächte, Oesterreich-Ungarn und Rußland, angesichts der Gefahr schwerer Komplikationen, welche die Unruhen Mitte der siebziger Jahre heraufbeschworen, miteinander in Fühlung traten, um sich über ihr Verhalten zu verständigen, wurde zum ersten Male, neben Bulgarien und Rumelien, auch Albaniens gedacht. Nach dem Reichsstädter Uebereinkommen vom 20. Juni 1876, wie nach den Budapester Abmachungen vom März 1877 sollten diese drei Gebiete, wenn das ottomanische Reich in Europa zusammenbräche, autonome Staaten bilden, Thessalien, Epirus und Kreta aber an Griechenland fallen. Italien scheint von diesem damals geheimgehaltenen Abkommen Kunde erhalten zu haben und fürchtete offenbar, daß zwischen den beiden Mächten ein förmlicher Teilungsvertrag zu-

Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

ſtandegekommen ſei. Am 22. April 1877 ließ ſich der damalige Miniſter des Aeußern, Melegari, in der Deputiertenkammer über die Balkanfragen interpellieren. Seine Antwort lautete, Italien ſei nach keiner Seite gebunden, es könne aber unter Umſtänden vorteilhaft ſein, auf Rußlands Seite zu treten, um auch für Italien etwas von der türkiſchen Beute zu erhaſchen. Man erzählte ſich ſchon damals, Italien habe ſein Auge auf Albanien geworfen. Das römiſche Kabinett regte damals in Wien einen Ideenaustauſch über die orientaliſche Frage an, worauf aber Graf Andráſſy nicht einging. Die Ungewißheit der Lage, wie nicht minder die Befürchtung, es könnte in Frankreich eine konſervative Regierung ans Ruder kommen, die die römiſche Frage wieder aufs Tapet brächte, veranlaßte die italieniſche Regierung, den damaligen Präſidenten der Kammer, Francesco Criſpi, im Herbſt 1877, in geheimer Miſſion an die europäiſchen Höfe zu entſenden. In dem von ſeinem Neffen Palamenghi Criſpi veröffentlichten Berichte über die Ergebniſſe ſeiner Rundreiſe, die ihn mit den leitenden Staatsmännern Frankreichs, Englands, Deutſchlands und Oeſterreich-Ungarns in Berührung brachte, erzählt Criſpi bekanntlich u. a., daß ſowohl der damalige engliſche Miniſter des Aeußern, Lord Derby, als Fürſt Bismarck auf ſeine Einwendungen gegen die Ueberlaſſung Bosniens an Oeſterreich-Ungarn die gleiche Antwort gegeben hätten: „Nehmen Sie ſich doch Albanien.“ Weder in den „Gedanken und Erinnerungen“ noch ſonſt in der reichen Bismarckliteratur wird der Begegnung des deutſchen Reichskanzlers mit Criſpi und insbeſondere einer ſolchen Aeußerung Erwähnung getan, und ſelbſt von italieniſchen Schriftſtellern wird die Richtigkeit dieſer Behauptung in Zweifel gezogen. Wie dem auch ſei, von da an tritt Italien als Intereſſent an dem Schickſale Albaniens auf den Plan. Zur Verwirklichung ſeiner Abſichten dienten ihm zwei Mittel. Zunächſt mußte es trachten, die Albaneſen nicht zur Ruhe kommen zu laſſen, anderſeits ſeinen gefährlichſten Konkurrenten, Oeſterreich-Ungarn, im Schach zu halten. Das Mittel dazu ſollte ſich bald bieten.

Gelegentlich des Beſuches Kaiſer Franz Joſephs in St. Petersburg fand ein Gedankenaustauſch zwiſchen den beiderſeitigen Miniſtern des Aeußern ſtatt, deſſen Ergebnis in übereinſtimmenden Noten an die Regierungen der Balkanſtaaten vom 29. April 1897 ihren Ausdruck fand. Von dieſem Schritte wurde den beiden andern Mitgliedern des Dreibundes Mitteilung gemacht. Im November desſelben Jahres begab ſich Graf Goluchowſki nach Monza, um ſich dem Könige von Italien vorzuſtellen. Dort fanden ſich auch die italieniſchen Miniſter Visconti Venoſta und Rudini ein. Es kam zu einer Ausſprache über die Fragen der auswärtigen Politik, insbeſondere über die Balkanfragen. Graf Goluchowſki erklärte, Oeſterreich-Ungarn habe in Albanien nur die Abſicht, beruhigend und aufklärend zu wirken. Für den Fall aber, daß ſich der Statusquo in der Türkei nicht mehr aufrechterhalten ließe, ſei ſein Ziel die Gewährung einer Autonomie an Albanien unter der Oberherrſchaft der Pforte. Die öſterreichiſch-ungariſche Regierung ſei bereit, ihren Konſuln entſprechende Weiſungen zukommen zu laſſen und ihnen aufzutragen, mit den italieniſchen Konſuln in dieſem Sinne zuſammen-

Digitized by Google

zuwirken. Die Erklärung des Grafen Goluchowski schien den italienischen Ministern einen Stein vom Herzen zu wälzen. Sie erklärten, sich dieser Auffassung auch ihrerseits nun durchaus anschließen zu können. Der König empfing den Minister am folgenden Tage nochmals in Audienz, verlieh ihm den Annunziatenorden, es kam zur üblichen Umarmung, und alles schien in schönster Ordnung zu sein. Drei Jahre später erst trat der damalige italienische Botschafter Graf Nigra an den Grafen Goluchowski mit der Frage heran, ob er etwas dagegen einzuwenden hätte, daß die damals getroffene Abmachung der Oeffentlichkeit übergeben werde, welche Frage der Minister verneinte. So konnte Visconti Venosta am 18. Dezember 1900 in Beantwortung einer offenbar bestellten Interpellation der italienischen Deputiertenkammer von dem Uebereinkommen Mitteilung machen. Die albanesische Frage stand eben damals wieder in Italien auf der Tagesordnung und gab Anlaß zu lebhaften Erörterungen. Der Moloch mußte also gefüttert werden, wenn nicht mit Taten, so doch mit Versprechungen. Oesterreich-Ungarn und Italien, sagte der italienische Minister, hätten Gelegenheit gehabt, ihre beiderseitigen Interessen an der türkischen Küste des Adriatischen Meeres zu erörtern und zu erkennen, daß diese Interessen ihren Schutz in der Erhaltung des territorialen Statusquo haben. Der italienische Botschafter erhielt den Auftrag, den Wortlaut dieser Aeußerung zur Kenntnis des Wiener Kabinetts zu bringen und gleichzeitig eine präzisere Fassung des Abkommens anzuregen, und zwar in drei Punkten: 1. Aufrechterhaltung des Statusquo, solange es die Umstände gestatten, 2. für den entgegengesetzten Fall gemeinsame Bemühungen im Sinne einer Autonomie Albaniens, 3. beiderseitige Geneigtheit, so oft sich ein Anlaß dazu ergibt, Mittel und Wege zu suchen, um die beiderseitigen Interessen in Einklang zu bringen und zu wahren. Graf Goluchowski beantwortete die italienische Mitteilung, indem er die Richtigkeit der Wiedergabe des getroffenen Abkommens bestätigte. Albanien sollte also, wie Tittoni sich einmal ausdrückte, für beide Teile ein Noli me tangere sein. Damit war Italien gegen unangenehme Ueberraschungen von dieser Seite gesichert. Im folgenden Jahre, 1902, begab sich Graf San Giuliano, der damals noch nicht Minister des Aeußern war, nach Albanien und berichtete einem italienischen Blatte über die Ergebnisse seiner Reise. In einem seiner Briefe gibt er dem Zweifel Ausdruck, ob das albanesische Volk alle nötigen Eigenschaften besitze, um einen selbständigen Staat zu gründen. Und aus Janina schreibt er, die Südalbanesen besäßen kein nationales Bewußtsein und vermöchten nicht, sich zu einem ethnisch-patriotischen Ideale aufzuschwingen. Damit sollte wohl gesagt sein, sie würden sich ebenso leicht Griechenland anschließen als jeder andern Macht, „die sie zu nehmen versteht", wie Bérard in seinem Werke „Pro Macedonia" sagt. Französische Publizisten beschäftigten sich um jene Zeit überhaupt viel mit Albanien, so Loiseau, Gravier, Lamouche, Degrand, und zwar in kaum weniger italienfreundlichem Sinne als die Italiener selbst, wie Lorechio, Mantegazza, Guicciardini, Galanti u. a.

Die blutigen Wirren auf dem Balkan, die schließlich zu dem österreichisch-russischen Reformprojekt vom Oktober 1903 führten, griffen auch auf Albanien

Digitized by Google

hinüber. In Italien war man sofort unruhig geworden, und — es war zur Zeit des dreibundfeindlichen Ministeriums Zanardelli-Prinetti — von der Regierungsbank fiel damals angeblich die beruhigende Erklärung, Italien könne bei der Wahrung seiner Ansprüche, Rechte und Interessen am andern Ufer der Adria der Unterstützung Frankreichs und Englands sicher sein. Das Jahr 1904 brachte den Russisch-Japanischen Krieg. Was war näherliegend als die Befürchtung, Oesterreich-Ungarn könnte das Engagement Rußlands im fernen Osten benützen, um auf dem Balkan eine Diversion zu machen und den Interessen Italiens nahezutreten! Wie der Schelm ist, so denkt er von den andern. Ricciotti Garibaldi richtete deshalb einen Aufruf an die Balkanslawen, gemeinsam mit Italien ihre Interessen zu schützen. Allein es kam anders. In Oesterreich-Ungarn dachte niemand daran, sich in Abenteuer zu stürzen und etwa die italienischen Interessen zu gefährden. Zum Ueberflusse trafen sich im April die beiden Minister des Aeußern in Abbazia, und es gelang scheinbar, den letzten Rest von Mißtrauen zu zerstreuen. Am 14. Mai erklärte Tittoni in der Kammer, Italien sowohl als Oesterreich-Ungarn läge nichts ferner als der Gedanke an eine Besetzung oder Teilung türkischer Gebiete. Oesterreich-Ungarn habe wiederholt erklärt, daß es ganz und gar nicht an eine territoriale Vergrößerung denke, die bezüglich Albaniens gegen das Spezialabkommen gegenseitiger Nichteinmischung verstoßen würde.

In den nächsten Jahren war die Aufmerksamkeit durch die Bandenkämpfe in Mazedonien und durch die Reformtätigkeit der Mächte vollauf in Anspruch genommen. Die albanische Frage trat demgegenüber in den Hintergrund. Als aber im Juli 1908, durch die in Reval verabredeten russisch-englischen Teilungspläne veranlaßt, in der Türkei die Revolution ausbrach und alles von oberst zu unterst geworfen wurde, blieb begreiflicherweise auch Albanien von der Bewegung nicht unberührt. Das jungtürkische Regime, das auf eine Zentralisierung der Verwaltung hinausging, stieß bei den Albaniern auf entschiedenen Widerstand. Von Montenegro unterstützt, wo seit langem jeder Malissore, der nach Cettinje kam, vom Fürsten empfangen und mit einem Geldgeschenk entlassen wurde, erhoben sich im Frühjahr 1910 zuerst die Bergstämme Nordalbaniens gegen die Türkei, und ihnen schlossen sich dann die Bewohner der angrenzenden Gebiete an. Turghut Schefket-Pascha gelang es wohl, den Aufstand zu unterdrücken, indem er an die zwangsweise Entwaffnung der Albaniern schritt; allein unter der Asche glomm er weiter. Die österreichisch-ungarische Regierung ließ es an Warnungen in Konstantinopel nicht fehlen und trachtete anderseits, auf die Albanier beruhigend einzuwirken. Sie mögen sich, wurde ihnen gesagt, der legitimen Gewalt unterwerfen und nicht, fremden Einflüsterungen Gehör schenkend, einen Kampf fortsetzen, der höchstens andern zugute kommen könnte. Es bedurfte einiger Zeit, bis die Pforte diesen wohlmeinenden Ratschlägen Gehör schenkte und ernstlich daranging, der Aufstandsbewegung in Albanien durch entsprechende Zugeständnisse ein Ende zu machen. Aber es war zu spät. Vielleicht gerade angeregt durch diese einseitige Aktion zugunsten der Albanier, nahmen die vier

Digitized by Google

Balkanstaaten das Schicksal ihrer noch unter türkischer Herrschaft stehenden Konnationalen selbst in die Hand und entrissen der Türkei nach blutigen Schlachten den größten Teil ihres europäischen Besitzes. Das infolge der damaligen Kurzsichtigkeit der jungtürkischen Regierung wehrlos gewordene Albanien fiel fast ohne Kampf in die Hände der Nachbarstaaten, unter denen es ja nach den vorher unter ihnen getroffenen Abmachungen geteilt werden sollte.

Die Londoner Botschafterreunion übernahm die dornenvolle Aufgabe, nachdem die Waffen gesprochen hatten, die Grundlagen für eine Neuordnung der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel zu suchen. Eines der schwierigsten Probleme war das albanische. Frankreich schlug vor, die Verwaltung des Landes einer internationalen Kommission mit einem Oberkommissär an der Spitze anzuvertrauen, während die damaligen Dreibundmächte sich dafür einsetzten, sofort ein selbständiges autonomes Fürstentum zu schaffen. Ihr Vorschlag drang durch. Es wurde ein umfangreiches Statut für den neuen Staat vereinbart, der neutral sein und der Suzeränität des Sultans unterstehen sollte. Große Schwierigkeiten bot die Abgrenzung des Landes. Rußland und seine Alliierten wollten es auf ein möglichst kleines Gebiet einschränken, wogegen Oesterreich-Ungarn und Italien darum zu tun war, ein halbwegs lebensfähiges Gebilde ins Leben zu rufen. Erst nach monatelangen Verhandlungen gelang es, wenigstens über die Nord- und Ostgrenze sich zu verständigen. Schließlich fand man auch einen Herrscher für das neue Land, der sich nach einigem Zögern entschloß, sich dem schwankenden Schifflein anzuvertrauen. Er sollte aber wenig Freude erleben. Jungtürkische Agitationen, die Umtriebe Essad-Paschas, die offene Gegnerschaft zwischen den Vertretern Oesterreich-Ungarns und Italiens, vor allem aber der Mangel an genügenden Geld- und Machtmitteln ließen in ihm den Entschluß reifen, nach kaum sechs Monaten der Herrschaft das Land wieder zu verlassen und die Zügel der Regierung in die Hände der internationalen Kontrollkommission zurückzulegen. In Rom wurde die Abreise des Fürsten in einem offiziellen Kommuniqué veröffentlicht und daran die Warnung geknüpft, daß eine Besetzung albanischen Gebietes durch die Montenegriner, Serben oder Griechen gegen die Beschlüsse der Londoner Konferenz verstieße und daß sie ihr zu Unrecht erworbenes Gut wieder herausgeben müßten. Was aber Valona anbelangt, würde Italien seine Besetzung durch Epiroten unter keinen Umständen zugeben. Wie man in Rom vorausgesehen hatte, wiederholte sich das Spiel wie zur Zeit des Balkankrieges. Die Nachbarstaaten betrachteten Albanien als herrenloses Gut. Montenegro bemächtigte sich Skutaris, die Serben zogen gegen Durazzo, und die Griechen rückten neuerdings in die ihnen vorenthaltenen Gebiete Südalbaniens ein. Dabei gab es ein heiteres Intermezzo, eine erbitterte Preßkampagne zwischen Italien und Rußland, das seinen südslawischen Schützlingen dieselben Landstriche zugedacht hatte, auf die jetzt Italien Anspruch erhob. Denn neben Montenegro, Serbien und Griechenland trat nun Italien, nicht mehr als heiliger Michael mit dem Schwerte, als Hüter der Vertragstreue, eine Rolle, die ihm schlecht anstünde, sondern als förmlicher Prätendent offen hervor,

Digitized by Google

wenigstens als Ansprecher auf die einzig wertvolle Küste Albaniens, vor allem auf Valona. Nur Oesterreich-Ungarn konnte seine Pläne durchkreuzen, und das war in einen schweren Krieg verwickelt. Immerhin mußte man sich mit ihm anstandshalber auseinandersetzen. Ueber die Peripetien der bezüglichen Verhandlungen gibt das österreichisch-ungarische Rotbuch interessanten Aufschluß. Am 28. August, kaum vier Wochen nach Kriegsbeginn, teilte der italienische Botschafter dem Grafen Berchtold im Auftrage seiner Regierung mit, daß die englische und die französische Regierung in Rom erklärt hätten, Valona nicht okkupieren zu wollen. Eine Woche später läßt Sonnino auf dem Umwege über Berlin die österreichisch-ungarische Regierung wissen, Italien würde sehr gerne, natürlich nur im Einvernehmen mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland und um die Abmachungen über Albanien aufrechtzuerhalten, die Insel Saseno in der Bucht von Valona besetzen, diese Maßregel würde aber einen rein vorübergehenden Charakter besitzen. Am 29. September erklärte die italienische Regierung eine Expedition nach Valona als ganz ausgeschlossen, es sei denn, daß epirotische Streitkräfte sich des Ortes bemächtigen würden, dann könnte Italien die in diesem Punkte sehr empfindliche öffentliche Meinung (den Moloch!) nicht ignorieren. Die österreichisch-ungarische Regierung antwortete darauf, sie würde eine Besetzung Valonas als Bruch des albanischen Akkords ansehen und müßte sich vorbehalten, entweder die Herstellung der Parität in Albanien anzustreben oder Valona als Kompensationsobjekt für etwaige territoriale Erwerbungen auf dem Balkan zu betrachten. Am 19. Oktober erklärt die italienische Regierung, in Anbetracht des Vormarsches griechischer Truppen auf Argyrokastro und die Treibereien Essad-Paschas sehe sie sich, damit die Neutralität Albaniens nicht gefährdet werde, als einzige (damals noch wenigstens äußerlich) neutrale Macht veranlaßt, ihre dortigen Schiffsbestände zu verstärken. Schon vier Tage später hatte sich offenbar die Lage wesentlich verschärft. Der englische Botschafter in Rom verwies auf die drohende Situation im Epirus und auf die Gefahr von Massakers. Venizelos schicke Truppen dahin, er hätte aber gegen die Besetzung Valonas durch Italien nichts einzuwenden. Sir J. Rennell Rodd hoffe, daß sich Italien mit Griechenland verständigen werde. Die italienische Regierung läßt sich das nicht zweimal sagen. Sie sieht sich durch die Verhältnisse „genötigt", polizeiliche Verfügungen und humanitäre Maßnahmen zu treffen, unter Aufrechterhaltung der Londoner Beschlüsse, wie sie ausdrücklich versichert. Inzwischen haben sich, so erklärt die italienische Regierung Ende Dezember, in Albanien anarchische Zustände entwickelt, die entsprechende militärische Maßregeln erfordern. Italien beabsichtige deshalb, Valona, und auch dieses nur provisorisch, zu besetzen. Wenige Tage nach dieser Ankündigung, am 1. Januar 1915, landen drei Bataillone Versaglieri, vier Gebirgsbatterien, im ganzen 2000 Mann mit reichem Kriegsmaterial, in Valona. Allein Italien habe nicht die Absicht, beteuert bald darauf Sonnino dem österreichisch-ungarischen Botschafter gegenüber, sich dort zu etablieren, es wolle nur dafür sorgen, daß keine andere Macht (als Italien?) sich dort festsetze. Man scheint aber in Rom bald

Digitized by Google

andern Sinnes geworden zu sein. Als die italienische Regierung im April die Bedingungen bekanntgab, unter denen sie die volle Neutralität aufrechterhalten wolle, befand sich darunter die Anerkennung der italienischen Souveränität über Valona samt seiner Bucht und der Insel Saseno, sowie des zur Verteidigung nötigen Hinterlandes, ferner das Desinteressement Oesterreich-Ungarns bezüglich ganz Albaniens. Dieses Hinterland aber sollte sich auf das Gebiet zwischen den Flüssen Skumbi und Vojussa und bis zum Ochridasee erstrecken. Auf eine solche Proposition erklärte die österreichisch-ungarische Regierung vorerst nicht eingehen zu können; es handle sich um eine europäische Frage, die nur durch den übereinstimmenden Willen aller Mächte geregelt werden könne. Das gab Salandra in einem Gespräche mit Baron Macchio auch zu, indem er zugleich meinte, es würde sich wohl eine Verständigung über die Zukunft Albaniens erzielen lassen, vielleicht auf Grundlage der Schaffung von Interessensphären. Einen Monat später erfolgte die italienische Kriegserklärung.

Der heutige Zustand in Albanien ist ein völlig chaotischer. Montenegriner, Serben, Italiener und Griechen haben sich dort häuslich niedergelassen, darauf rechnend, daß es, wenigstens solange der Krieg dauert, kein „europäisches Konzert" gebe, das ihnen die Beute wieder entreißen könnte. Wie ist aber diesem tatsächlichen gegenüber der rechtliche Zustand? Die Beschlüsse der Londoner Botschafterkonferenz bestehen heute noch zu Recht. Das hat Italien den Balkanstaaten gegenüber wiederholt betont und ihnen bedeutet, das künftige Schicksal Albaniens werde seinerzeit durch den Friedenskongreß entschieden werden. Eine Aeußerung desselben Inhalts, die der Herzog von Avarna in einem Gespräche mit Baron Burian fallen ließ, ist im italienischen Grünbuche unter Nr. 12 verzeichnet. Es ist also anzunehmen, daß Italien diese ganz korrekte Auffassung auch für sich selbst gelten lassen wird. Formell ist ferner Fürst Wilhelm von Wied noch immer Beherrscher Albaniens. Er hat nur für die Zeit seiner Abwesenheit der internationalen Kontrollkommission die Regierung übergeben. An seine Rückkehr ist aber kaum zu denken. Ebensowenig wohl daran, daß sich nach den gemachten Erfahrungen so bald eine andere Persönlichkeit finden würde, die bereit wäre, sich auf den wackeligen albanischen Thron zu setzen. Es ist überhaupt fraglich, ob die Großmächte nicht zu der Einsicht gelangt sind, daß die in London beschlossene Lösung der albanischen Frage keine sehr glückliche war. Welche andre Ordnung der Dinge verspräche aber eine dauerhafte zu sein? Daß Albanien innerhalb der engen Grenzen, welche ihm die Londoner Botschafterkonferenz gesetzt hat, nicht lebensfähig ist, scheint festzustehen. Es hat seine Aufgabe, gewissermaßen als Pufferstaat zu dienen, nicht erfüllt und würde sie ein zweites Mal ebensowenig erfüllen können, sondern käme nur in Gefahr, zerrieben zu werden. Schon die religiösen und sprachlichen Verschiedenheiten deuten viel eher auf eine Teilung Albaniens, wie sie ja die Balkanstaaten beabsichtigt und zum Teil auch bereits verwirklicht hatten. Dabei müßte nur die nationale Eigenart des Landes geschont und es dürften die Albanier, ein immerhin wertvolles Volk, nicht der Ausrottung preisgegeben werden, wie etwa die Indianer Nordamerikas.

Digitized by Google

Das Vordringen Serbiens an die Adria, abgesehen von dem ihm in London zugebilligten Accès commercial, der aber erst zu definieren wäre, stößt, wie es scheint, in Rom nicht minder wie in Wien auf Widerstand. Wenigstens war in den der italienischen Regierung nahestehenden Blättern wie im „Giornale d'Italia" wiederholt zu lesen, Italien werde niemals die Festsetzung Serbiens an der Adria dulden. Für Mittelalbanien, das fast ausschließlich von Bekennern des Islam bewohnt ist, könnte immerhin die Gründung eines mohammedanischen Fürstentums unter türkischer Oberhoheit ins Auge gefaßt werden. Was Südalbanien anbelangt, würden vielfache Erwägungen dafür sprechen, es Griechenland anzugliedern: zunächst Gründe der Stammverwandtschaft, behaupten doch viele Ethnographen, die Bewohner des griechischen Festlandes seien zum großen Teile gräzisierte Albanier, sodann die Gleichheit des Glaubensbekenntnisses, endlich alte Sympathien, die in der Beteiligung der Südalbanier, vor allen der Sulioten, an den griechischen Befreiungskriegen zutage traten. Wenn auch die seinerzeit vom „Courier des Balkans" ausgestreute Nachricht, zwischen Oesterreich-Ungarn und Griechenland bestünde ein geheimes Abkommen, durch das Südalbanien bis zum Skumbi dem griechischen Einfluß unterstellt worden wäre, sich als Erfindung erwies, würde eine solche Lösung durchaus den Sympathien entsprechen, die man in Oesterreich-Ungarn stets für Griechenland hegte. Damit wäre auch eine andre Frage aus der Welt geschafft, an der Oesterreich-Ungarn das lebhafteste Interesse hat, die Frage von Valona. Die Erwerbung dieses Hafens wurde während der Londoner Friedensverhandlungen von Griechenland angestrebt. Der damalige griechische Minister des Aeußern, Venizelos, machte dafür geltend, daß die griechische Interessensphäre und Sprachgrenze bereits nördlich von Valona beginne. Seine Bemühungen stießen aber in Rom auf entschiedenen Widerstand, und in dem Bestreben, die Grenzen des zu schaffenden autonomen Albanien möglichst wenig einschränken zu lassen, schloß sich die österreichisch-ungarische Regierung damals den Einwendungen Italiens an. Heute aber liegen die Dinge ganz anders. Das autonome Albanien steht nur mehr auf dem Papier, und die Bedenken, die damals gegen die Erfüllung der griechischen Wünsche sprachen, fielen bei einer Neuordnung der Dinge von selbst weg. Den Wert Valonas, des einzigen brauchbaren Hafens an der albanischen Küste, hat der damalige italienische Minister des Aeußern, Tittoni, in seiner Rede vom 14. April 1904 treffend gekennzeichnet. Albanien habe an sich keine große Wichtigkeit, sagte er, seine Bedeutung liege in seinen Küsten und Häfen. Ihr Besitz sei für Oesterreich wie für Italien gleichbedeutend mit der unbestrittenen Vorherrschaft über die Adria, die aber weder Italien Oesterreich zugestehen könnte noch Oesterreich Italien. Wenn der eine danach streben sollte, müßte sich der andre mit allen Mitteln diesem Vorhaben widersetzen. Dieser Auffassung kann gewiß nur beigestimmt werden, jedoch mit einer Einschränkung. Oesterreich-Ungarn hat ein weitaus größeres Interesse, sich gegen eine Festsetzung Italiens in Valona zu wehren, als umgekehrt, denn die Beherrschung der Adria durch Italien, das dann in der Lage wäre, die nur 80 Kilometer breite Straße von Otranto zu jeder Zeit

Digitized by Google

zu sperren, würde Oesterreich-Ungarn eine unentbehrliche Lebensader unterbinden und es zu einem Binnenstaate herabdrücken, während im andern Falle der Seeverkehr Italiens aus seinen Häfen im Adriatischen und im Tyrrhenischen Meere keinerlei Störung zu befürchten hätte.

Die Erörterung der verschiedenen Möglichkeiten einer Lösung der albanischen Frage muß übrigens vorläufig eine akademische bleiben. Wie so viele andre, weitaus wichtigere Probleme wird auch sie von dem Ausgange des gegenwärtigen Weltkrieges abhängen. Ist der endgültige Sieg den verbündeten Zentralmächten beschieden, dann müssen die Dinge auch dort so geregelt werden, wie es die Interessen Oesterreich-Ungarns erheischen.

Der Islam und Deutschland

Wie soll man sich die Zukunft des Islams denken?

Von

Scheich Abdul-Asis Tschawisch[1])

Wie wird man auch in Zukunft die Freundschaft zwischen der deutschen und islamitischen Welt zu gegenseitigem Nutzen erhalten können?

Seit vielen Jahren beschäftigen sich meine Freunde und ich mit dem Problem des Islams, und wir haben dabei festgestellt, in welchem Maße wir unter der Herrschaft der lateinischen, angelsächsischen und slawischen Rasse zu leiden hatten. Es war daher ein Bedürfnis, sich mit einem auf hoher Kulturstufe stehenden Volke zu vereinigen, welches die gleichen politischen und wirtschaftlichen Interessen wie wir verfolgt. Zu diesem Zwecke konnten wir kein geeigneteres Volk wählen als die Deutschen, denn ihre Freunde sind unsre Freunde und ihre Feinde sind auch die Feinde der Mohammedaner; dazu kommt, daß sich Deutsche und Mohammedaner gegenseitig ergänzen.

Wir Mohammedaner sind mehrere hundert Millionen Menschen, lieben die Freiheit und sind bestrebt, dauernd frei zu sein — nicht, wie einige glauben, ohne Ruhm dahinzusiechen — nein, wir schrecken nicht zurück, wenn es gilt, unsre Freiheit mit dem Schwerte in der Hand zurückzugewinnen. Wir kennen die Bedeutung und den Zweck des Lebens. Ich brauche an dieser Stelle wohl nicht auf die Taten unsrer Vorfahren einzugehen, sie sind in den Geschichtsbüchern zur Genüge verzeichnet. Spuren unsrer alten Kultur sind in Afrika, Asien und selbst in Europa hinreichend vorhanden.

---

[1]) Der Verfasser, einer der hervorragendsten Schriftsteller der islamitischen Welt, der sich letzthin einige Zeit in Deutschland aufhielt, lebt gewöhnlich in Konstantinopel, fungiert aber als Rektor der Saladinuniversität in Medina, die eine der berühmtesten und heiligsten Lehrstätten des Islams ist.

Digitized by Google

Ich möchte hier nur flüchtig der Geschichte des ottomanischen Volkes seit seinem Befreiungskriege und der Tapferkeit gedenken, welche die an Zahl geringen Senussis im Kampf gegen das mächtige Volk der Italiener bewiesen haben.

Da die Bekämpfer des Islams in Europa wissen, welch tiefes Seelenleben der Mohammedaner besitzt, und überzeugt waren, daß er nach den Bestimmungen des Korans entweder frei leben oder auf ehrenvolle Weise den Tod suchen würde, so haben sie ihm den Besitz von Waffen unterbunden und die geistige Bildung vorenthalten. So haben die Engländer in Aegypten das Tragen von Waffen nur den Angehörigen des mohammedanischen Glaubens verwehrt, während sie es allen andern dort gestatten. Im Sudan haben sie sogar einen Klub zur Förderung gymnastischer und militärischer Uebungen gegründet, in den sie unter keinen Umständen Mohammedaner aufnehmen.

Aehnlich verfahren auch die Russen und Franzosen in den von ihnen eroberten Gebieten des Islams. Bestünde noch der Ringkampf, so würden die Mohammedaner ihren Bedrückern gewiß zeigen, daß sie ihren Mann stellen. Jetzt aber, im Zeitalter der Bomben, der Unterseebote und Luftschiffe sind Kampfmittel maßgebend, über die wir nicht verfügen. Was sollen die Mohammedaner angesichts solcher Vernichtungsmaschinen tun? Wäre es nicht geradezu unsinnig, sich mit dem bloßen Körper in einen solchen Kampf hineinzuwagen?

Die Frage, warum die Mohammedaner nicht ebenso gerüstet dastehen wie die andern Völker, erübrigt sich wohl, wenn man ihre Lage in der letzten Vergangenheit, das über sie hereingebrochene Unglück und die Fehler ihrer Staatshäupter und Staatsmänner, die inneren Zustände und den Haß der äußeren Feinde berücksichtigt — alles Tatsachen, welche die Entwicklung der islamitischen Völker hinderten und sie in einen Zustand versetzten, wie er in Europa zur Zeit des Mittelalters vorhanden war.

Wir erwarten nun unter solchen Umständen Hilfe von einer uns freundlich gesinnten stärkeren Macht, die trotz Religionsunterschiedes imstande wäre, für die Existenz des islamitischen Volkes einzustehen. Ein Volk, das sich befreien will, muß Hilfe von außen her bekommen, um sich das Rückgrat zu stärken. Wir finden in unsrer alten Geschichte, daß auch der Prophet, wenn er seine Anhänger von Feinden bedroht sah, sich um Hilfe an Häuptlinge wandte, die seiner Lehre fernstanden. So haben sich die Mohammedaner auf Geheiß des Propheten an den Herrscher von Abessinien gewandt, um von ihm Schutz gegen ihre damaligen Feinde zu erlangen.

Auch im vorigen Jahrhundert hat noch kein Volk seine Verhältnisse aufgebessert, es wäre denn mit Hilfe stärkerer Staaten, so ließ sich z. B. Italien, als es emporsteigen wollte, von stärkeren Mächten unter die Arme greifen.

Selbstverständlich ersehnten auch die Mohammedaner die Hilfe einer Großmacht, der sie sich gewiß für die Befreiung aus der Not dankbar erwiesen hätten. Leider aber fand sich solche Hilfe nicht. Nicht einmal die selbständigen Mächte des Islams wollten helfen, weil sie den Haß der europäischen Regierungen, von denen sie abhängig waren, befürchteten. Die Regierungen der wenigen selbständigen

Digitized by Google

mohammedanischen Staaten haben durch schlechte Politik und unterdrückende Verwaltung den Mohammedanern bittere Erfahrungen gebracht.

Deshalb sind die bisherigen Versuche der mohammedanischen Völker, sich aus der Unterdrückung zu befreien, stets nur von einzelnen Personen oder von geheimen Bruderschaften unternommen worden, die wenig Macht und geringe Mittel besaßen. Wie gesagt, es ist darum notwendig, daß die Hilfe zur Befreiung der unterdrückten Völker von außen komme. Auch bei einem Kranken erwartet man in der Regel nicht, daß sich die Mittel zur Bekämpfung seiner Krankheit ausschließlich im eignen Körper vorfinden, sondern der Arzt wendet auch Heilmittel an, die von außen kommen. Es ist also klar, daß die mohammedanischen Völker sich bisher nicht erheben konnten, weil sie nicht genügend vorbereitet waren und ihnen die Möglichkeiten zur Vorbereitung fehlten. Die Annahme, daß die unabhängigen, selbständigen mohammedanischen Staaten in der Lage gewesen wären, ihren unterdrückten Glaubensgenossen materielle oder geistige Hilfe zu gewähren, ist falsch, denn jene selbständigen Staaten wurden von den Großmächten für jede Kleinigkeit zur Rechenschaft gezogen und in jeder Weise verdächtigt, gleichgültig, ob Grund zur Verdächtigung vorhanden war oder nicht.

Man darf sich also nicht wundern, wenn es jetzt in den verschiedenen mohammedanischen Staaten ruhig bleibt. Es bedeutet dies durchaus nicht, daß diese Völker gern unter dem Joch der sie unterdrückenden Fremden bleiben, der Aufforderung zur Teilnahme am Heiligen Kriege nicht nachkommen wollen oder sich scheuen, in den Reihen ihrer Kameraden gegen die Feinde Gottes zu kämpfen. Obgleich den Mohammedanern wohl bekannt ist, daß sie dem Aufruf zum Heiligen Kriege nach dem Gesetze des Korans Folge leisten müssen, wenn er vom Kalifat ergeht oder von Sekten an andern Plätzen, die zur Bekämpfung der Feinde des Islams auffordern, so wissen sie doch auch, daß es zum Aufstande notwendigerweise gewisser Vorbereitungen bedarf, wie z. B. der Versorgung mit Gewehren, Waffen und allem, was sonst zum Kampfe gehört.

Zu der Befolgung der Gesetze des Korans gehört auch, daß für den Kampf die günstigste Gelegenheit abgewartet werden und der Krieg genügend vorbereitet werden muß. Es soll nicht etwa der Feind durch solches Abwarten unterstützt, sondern nur verhindert werden, daß der Mohammedaner sein Blut unnütz vergießt und Leib und Leben opfert, ohne etwas zu erreichen.

Es müssen nach den Vorschriften des Gesetzes auch mohammedanische Soldaten in den Reihen der Nichtmohammedaner kämpfen, wenn es gilt, einen Feind des Islams zu besiegen, wie jetzt z. B. Mohammedaner der Herzegowina und Bosniens an der Seite der Oesterreicher und Ungarn gegen den ewigen Feind des Islams, die Russen, kämpfen. Man wird nun fragen, woher dieses Recht stammt. Ich will darauf antworten: Als Djaafer ibn ébi Talib (der Onkel des Propheten) in Abessinien war, versuchten Ungläubige das Land anzugreifen. Da bestimmte Djaafer, daß die in Abessinien angesiedelten Mohammedaner in die abessinische Armee eintreten und mit dieser, die aus Christen bestand, gegen den andringenden Feind kämpfen.

Digitized by Google

Die mohammedanische Welt besitzt also noch genug geistige Kraft, und der Gedanke der Freiheit wird im Herzen der Mohammedaner lebendig bleiben, solange der Koran unter ihnen besteht. Daß der Mohammedanismus noch große Lebensfähigkeit besitzt, geht daraus hervor, daß die Feinde in neuerer Zeit bei allen ihren Unternehmungen berücksichtigten, wie sich wohl die mohammedanischen Völker dazu stellen würden, und den Aufstand der Mohammedaner fürchteten. So hat z. B. England, obgleich es den Besitz von Waffen in Indien schon lange verboten hat und man doch keinen einzigen Indier im Besitz von Waffen finden kann, bei Ausbruch des jetzigen Krieges seine Truppenmacht in Indien um das Vierfache verstärkt. Noch bevor die Türkei sich am Kriege beteiligte, wurden den Aegyptern von der englischen Regierung unter einem trügerischen Vorwand alle Waffen, auch Jagdwaffen, abgenommen und alle mohammedanischen Soldaten aus der Armee sofort entfernt. Trotz alledem suchen die ägyptischen Mohammedaner fortgesetzt nach Möglichkeiten, ihren Feinden zu schaden. Man braucht z. B. nur an den inzwischen hingerichteten tapferen Helden Mohammed Halil zu denken, der, sobald er hörte, daß der Scheich-ül-Islam die Tötung des Scheinkhediven Hussein Kiamil gestattet hatte, einen Versuch machte, diesen zu erschießen, wenn er auch sein Ziel verfehlte. Solcher Helden gibt es in Aegypten unzählig viele, aber sie alle erwarten die günstige Gelegenheit, sich zu betätigen. Kleine, vereinzelte Aufstände haben keinen Zweck, es sei denn, daß eine große Revolution daraus entsteht oder ihnen zu Hilfe kommt. Wenn es uns gelungen wäre, vor Ausbruch des Krieges eine Revolution unter den mohammedanischen und orientalischen Armeen vorzubereiten, den Armeen, mit deren Hilfe sich jetzt England, Frankreich und Rußland behaupten, so würden wir sehen, daß diese Soldaten jetzt unter Befehl der Türkei und seiner beiden Bundesgenossen stünden, und der Krieg hätte in weniger als Jahresfrist mit der Vernichtung der so ungerechten Feinde geendet.

Es ist auch ein Irrtum, Hussein Kiamil und den Indier Aga Khan zu den Mohammedanern zu rechnen. Man kann die Bezeichnung „Mohammedaner" für diese Männer geradezu nur in geographischem Sinne gebrauchen, weil beide zufällig in mohammedanischen Ländern geboren sind und mohammedanische Tracht tragen.

Um die echten Mohammedaner kennen zu lernen oder den Geist des Islams zu begreifen, muß man die mohammedanischen Länder Asiens und Afrikas bereisen und sich mit der Bevölkerung beschäftigen. Es genügt nicht, im Studierzimmer aus geographischen Lehrbüchern seine Kenntnisse zu schöpfen.

Es ist allbekannt, daß das Gesetz des Korans vorschreibt, eingegangene Versprechungen zu erfüllen und das gegebene Wort zu halten. Die Mohammedaner werden also ehrliche und von Natur aus aufrichtige Freunde und treue Bundesgenossen des großen deutschen Volkes sein. Das Bündnis wird für beide Nationen ein Segen sein, denn Ziele und Feinde beider sind die gleichen. Wenn es für Deutschland und Oesterreich-Ungarn unbedingt notwendig ist, die mohammedanischen Völker zu stärken und das Bündnis mit dem Kalifat aufrecht zu erhalten,

Digitized by Google

so müssen sie die Türkei mit allen Mitteln unterstützen, um zu erreichen, daß sie zu einem festen Hort für alle Mohammedaner werde. Wenn die uns verbündeten Reiche Wünsche an den Islam haben, so mögen sie dieselben ruhig der Türkei gegenüber aussprechen, weil sie auf die vielen Millionen Mohammedaner den größten Einfluß ausübt. Es ist nötig, sich in dieser Beziehung der Türkei als „Mittelmann" zu bedienen, denn es steht außer Zweifel, daß die mohammedanischen Völker bisher von den Europäern viel zu leiden hatten, und da der ungebildete Mann des Ostens zwischen den einzelnen Nationen Europas keinen Unterschied kennt, sondern ihm eben alle nur „Europäer" sind, so wird es nicht leicht sein, Vertrauen zu gewinnen. Sobald aber etwas von der Türkei aus verbreitet wird, ist es überall im Orient der besten Aufnahme sicher. Besonders jetzt befinden sich in der Regierung des großen Kalifats die berühmtesten Männer, welche die Liebe der ganzen mohammedanischen Welt gewonnen haben. Es genügt, wenn ich den hervorragendsten unter ihnen, den heldenhaften Sieger Enver-Pascha, nenne, der die Herzen seiner Freunde und seiner Feinde bezwingt.

Und wie hat es mich gefreut, in Deutschland zu sehen, wie beliebt die türkische Regierung hier ist, und daß man ihr in politischer Hinsicht Bestand und in wirtschaftlicher Erstarkung wünscht, und dazu beitragen möchte, daß die nahe Zukunft glückliches und ruhmreiches Leben der Türkei bringe!

Der französische General Champion, ein Anhänger Kaiser Wilhelms I.

Mitgeteilt von

W. Reiche (Wiesbaden)

Unsre Zeit ist nicht danach angetan, von französischer Bewunderung deutschen Geistes zu reden — sie ist beherrscht von wilder Erbitterung und unüberwindlichem Haß auf allen Seiten ... und wer will heute bemessen, wann der tiefe Schnitt, der jäh alle Beziehungen der Völker zerhieb, ausgewachsen sein wird!

Gewiß wurde der Revanchegedanke 1870 ebenso fanatisch gehegt, aber es lebte noch etwas andres in den Völkern wie heute, wo der Maschinenkrieg die persönliche Berührung mit dem Feind vermindert hat — das war die Achtung vor dem Heldentum des Gegners — ein Stück alten Reckengeistes, der die Anerkennung auch dem Ueberwundenen nicht versagt.

Schon während des Krieges 1870/71 erhoben sich auf beiden Seiten Stimmen, die anerkennend die Namen einzelner Großer aussprachen, und nicht zuletzt war es die Heldengestalt des Deutschen Kaisers, der selbst auf feindlicher Seite ehrliche Bewunderung hochgesinnter Männer gefunden hat. Vielleicht war es die Schlichtheit seines Wesens, die Sympathien auszulösen verstand — wer

Digitized by Google

je den Zauber seiner Persönlichkeit empfunden hat, wird dem beipflichten. „Le grand Guillaume“ nannten ihn die französischen Offiziere unter sich — nicht mit Spott, sondern mit ehrlicher Anerkennung, und „Il a fait bien du mal à mon pauvre pays — mais c'était un grand homme“, kritisierte ihn nach seinem Tode der durch den Sturm auf den Malakowturm (Krimkrieg) berühmt gewordene General Champion — eben derselbe, der durch selten interessante Umstände aus einem Widersacher ein warmer Anhänger des Kaisers Wilhelm geworden ist.

Um von dieser Freundschaft zu reden, bedarf es der Erwähnung einer Vorgeschichte von so zartem poetischem Reiz, die mir, wäre sie mir nicht als teures Vermächtnis seiner Gemahlin behufs Veröffentlichung anvertraut worden, Stoff zu einer Novelle gegeben hätte. Die feinfühlige Frau hat es zeitlebens gescheut, die reizende Episode aus des deutschen Prinzen und ihrem Jugendleben der Oeffentlichkeit preiszugeben — wohl aus Furcht, daß dies den Schimmer von ihrer Lieblingserinnerung streifen könne. Fünf Jahre ruhte ihr Vermächtnis — und nicht ohne Absicht wähle ich hierzu die gegenwärtige Zeit, die Zeit tiefsten Zerwürfnisses aller Völker, zur Mitteilung eines großen Zuges aus des Kaisers Leben; möchte die lichte Erscheinung dieses großen Helden, der über den Haß der Parteien hinweg das Große auch im Feinde fand, in alle Dunkelheit hineinleuchten!

Es würde über den Rahmen der Skizze hinausführen, die zahlreichen Dokumente zu veröffentlichen, die mir zur Hand sind — die Wiedergabe des Wesentlichen mit einigen Worten der Erklärung mögen genügen.

Frau Generalin Champion, geborene Natalie Rigaud, steht dem Kreise, den die interessante, lebhafte Frau in den drei Jahrzehnten, die sie in Frankfurt a. M. verlebte, um sich zu versammeln pflegte, in lebhafter Erinnerung. Ihre Familie war 1840 aus dem Jura nach Wesel eingewandert und nahm dort eine äußerst geachtete Stellung ein. Natalie, die älteste von drei Töchtern, heiratete achtzehnjährig den über zwanzig Jahre älteren, damals schon zu hohen Ehren gestiegenen General François Champion, mit dem sie nachmalig in Besançon und nach dessen Abschied in Deutschland lebte. Champion wurde vor zirka anderthalb Jahrzehnten auf Anordnung der Militärbehörde mit hohen militärischen Ehren in Wesel begraben; seine zahlreichen Orden, sein Degen und Nationale sind dem dortigen Museum übergeben worden. In Wesel ereignete sich auch die Episode, die Prinz Wilhelm der späteren Gemahlin Champions zu Dank verpflichtete und den Kaiser Wilhelm später in so zarter Weise dem gefangenen Feinde abtrug.

Erinnerlich wird sein, daß Prinz Wilhelm an jenem unglücklichen Abend des 18. März 1848, an welchem man seinem voreiligen Handeln (?) zuschrieb, den Volksaufstand in Berlin veranlaßt zu haben, einige Zeit am englischen Hofe lebte und in den Junitagen des Jahres 1849 nach Deutschland zurückkehrte. Inkognito (man wußte ja noch nicht, wie das deutsche Volk seine Rückkehr auffassen würde) reiste der Prinz per Wagen durch Holland und überfuhr die Grenze nahe bei Wesel, wo die holländische durch die deutsche Hofequipage ab-

Digitized by Google

gelöst wurde. Zwei Tagebuchblätter des damaligen Fräulein Rigaud enthalten das hierauf Bezügliche in so hübscher Form, daß ich diese unverändert wiedergeben will.

Wesel am Rhein, Juni 18..

... Seitdem wir, Berta und ich, aus der Pension (Straßburg) zurückgekehrt sind, leben wir sehr gesellig; trotzdem wir französische Emigranten sind, verkehren doch alle Honoratioren von Wesel sehr intim mit uns, insbesondere die Familie des Stadtkommandanten, dessen älteste Tochter meine Freundin geworden ist. Das alte herrliche Haus, die Kommandantur, zieht mich schon allein an, ganz abgesehen von den teuren Menschen, die es bewohnen — es liegt so etwas ruhig Vornehmes, ich möchte fast sagen französisch Gemütliches darüber ... Wesel hat eine reizende Lage — jetzt, in der Lenzzeit, schwärmen wir viel aus. Diese herrlichen deutschen Wälder sind entzückend — ich liebe sie —, besonders nach Holland zu ist ein wunderbarer Bestand, der dem Grafen v. S. gehört, den wir bei dem Kommandanten kennen lernten; am Waldrand, hart an der Chaussee, steht ein malerisches Försterhaus, das meist das Ziel unsrer Spaziergänge bildet. An schönen Tagen ist hier die ganze Weseler Patrizierwelt versammelt; kaffeetrinkend und plaudernd sitzt man zwischen den Rosenhecken des Gartens, der sich eine Viertelmeile an der Chaussee nach Holland hinzieht. B. und ich wandern häufig allein hinaus, obgleich wir erst siebzehn sind ... das ist hier so ganz anders wie in Frankreich, wo jeder Schritt ins Freie eine Begleiterin erfordert. Ich freue mich auch der deutschen Freiheit, denn durch sie habe ich so Herrliches erlebt, daß ich nicht Worte finde, das seltene Erlebnis niederzuschreiben: „Ich habe den Prinzen von Preußen gesehen“ — eine rührend schöne Heldengestalt — rührend, denn er kam als „Vertriebener“ zurück in sein Vaterland.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein so duftiger Tag heute — nach einem warmen Regen sind tausend Rosen aufgeblüht. Ueber und über davon bedeckt liegt die Försterei in ihrem Rosengarten. Berta und ich sind gleich nach dem Diner hinausgegangen, um den Duft zu atmen — noch waren keine Besucher da — nur wir und der geliebte Wald, durch den wir nun planlos hin und her wandelten. Plötzlich kommt aus einem Seitenwege ein offener Wagen dahergebraust. Mit knapper Not konnten wir beiseite springen, um von den feurigen Pferden nicht überrannt zu werden. Der Wagen hält vor der Försterei, zwei Herren springen heraus, ein eiliges Laufen beginnt. Die Pferde werden ausgespannt und frischer Vorspann aus dem Stall gezogen ... wir sind indessen näher gekommen, und auf unsre neugierigen Fragen vertraut uns der Förster ganz insgeheim, Prinz Wilhelm von Preußen sitze drinnen in seiner Stube und speise mit seinem Adjutanten — in einer halben Stunde fahre er ins Deutsche. „Gott sei Dank, daß er wieder da ist,“ fügte er hinzu.

B. und ich sahen uns lächelnd an — ein Gedanke hatte uns bewegt! Und dann sind wir davongestoben und haben Rosen gepflückt, soviel unsre Hände

Digitized by Google

tragen konnten; den Sitz, den Fond und die Kappe des Wagens haben wir mit Rosen geschmückt, auch den Pfad und die Treppe mit solchen bestreut! — Als der Prinz aus dem Hause trat, standen wir von ferne und erspähten seine Freude und sein Erstaunen — aber auch er sah uns — aufrecht stand der schöne, herrliche Mann in seinem Wagen, als er davonfuhr, und winkte uns mit der Hand Dank zu. Wir sind beide sehr rot geworden vor Glück — das herrliche Bewußtsein soll mich all mein Leben lang begleiten, die erste gewesen zu sein, die den Kronprinzen auf deutschem Boden begrüßt hat.

— — — — — — — — — — — — — — —

Unser Erlebnis hat noch ein reizendes Nachspiel gefunden. Prinz Wilhelm hat im Hause des Kommandanten übernachtet; am Abend fand ein kleines Bankett der Behörden und Spitzen der Stadt statt, bei welchem der Prinz einige Worte sprach — am Schreibtisch der Hausfrau hat er diese kleine Ansprache flüchtig skizziert und darin des „Rosenwunders" erwähnt: „Zwei Feen sind mir heute auf der Grenze meines Landes entgegengetreten, Rosen in den Händen — und haben meinen Weg über und über damit geschmückt — das soll mir ein gutes Omen sein bei meiner Rückkehr in die Heimat — Rosen will ich lieben, solange ich lebe ..." so lautete das Konzept.

Die Frau des Kommandanten hat meiner Mutter den kleinen Zettel, einen halben Briefbogen mit dem Aufdruck „Kommandantur, Wesel am Rhein", für mich übergeben, denn Mutter hatte ihr unser Erlebnis nicht verschwiegen — ich werde das Schriftstück als mein Heiligstes aufbewahren, es soll mir ein Talisman sein.

Soweit die kleine Vorgeschichte. Zwei Jahre später reichte die „gute Fee" dem schlanken französischen Chasseur d'Afrique, der sich soeben von den Wunden eines Feldzuges erholt hatte, in Paris die Hand zum Ehebund. Sie beschreibt in einem kleinen Buche „Mon amour" die glänzende Trauung in Notre-Dame, die Teilnahme des Voltigeur-Garderegiments und das märchenhafte Dejeuner in einem der ersten Hotels. Kaum zwei Jahrzehnte waren dem Eheglück in Frieden beschieden, als Champion 1870 zu seiner Fahne berufen wurde. Frau und Sohn in Wesel, wo sie zurzeit zu Besuch bei ihrer Familie geweilt hatten, zurücklassend, eilte Champion nach Weißenburg. Aber bereits bei Wörth wurde er durch einen Granatschuß verwundet; Kameraden seines Regiments sahen ihn, durch den Sturz seines Pferdes zu Boden gerissen, im Getümmel der Schlacht untergehen. „En avant, mes braves!" rief er hinsinkend. Durch französische Gefangene gelangte die Nachricht, daß Champion verwundet und in deutsche Gefangenschaft geraten sei, nach Mainz, wo sich zurzeit ein Verwandter desselben aufhielt. Sein jetzt in Magdeburg lebender Neffe teilt hierüber mit: „Mein Vater befand sich zurzeit in der Nähe des Kriegsschauplatzes. Mit Erlaubnis der Militärbehörde fuhr er gleich nach Erhalten der Nachricht auf einem offenen Güterwagen, auf welchem eine Kanone stand, nach Saarbrücken und kam zwei Tage nach dem Kampf über das Schlachtfeld. Nach endlosen Nachforschungen hatte er das Glück, seinen Schwager in einem in der Nähe

Digitized by Google

befindlichen Schloß unter den verwundeten Franzosen zu finden; den Kopf auf einen alten Pferdesattel gestützt, lag er, von drei Schüssen verwundet, nahezu aufgegeben, unter den Gefangenen. Seine Freude und Dankbarkeit gegen meinen Vater fand den rührendsten Ausdruck in den Worten: „Ich klage nicht, ich habe nichts zu klagen," und wahrlich, kein Wort des Schmerzes über seine schweren Leiden kam über seine Lippen; nur als er der Tatsache erwähnte, daß man ihm seinen Degen genommen habe, traten Tränen in seine Augen. „On m'a pris mon vieux camarade de guerre," sagte er trübe. Leider kehrte mein Vater unverrichteter Dinge zu uns zurück, der bayerische Kommandant C. hatte nicht die Befugnis besessen, den Gefangenen behufs seiner Uebersiedlung zu uns auszuliefern.

Ich weiß heute nicht mehr, auf welche Weise das Konzept seiner in Wesel am ersten Tage seiner Heimkehr nach Deutschland verfaßten Ansprache in Kaiser Wilhelms Hände gelangte. Ich erinnere mich nur, daß mein Vater nochmals, ausgerüstet mit diesem „Talisman", nebst einem erklärenden Schreiben meiner Tante, nach Mainz ins Hauptquartier fuhr — und schon wenige Tage nachher an den bayerischen Kommandanten ein Befehl gelangte, der wörtlich lautete: „Man gewähre dem tapferen General Champion alle Erleichterungen des Transportes zu seiner Familie; er hat als Kriegsgefangener auf Ehrenwort seinen Aufenthalt in Bad A. zu nehmen. (gez.) Wilhelm."

Beim Verlesen des Zettels übergab der bayerische Kommandant C. Champion seinen Degen mit einem Gruß des Kaisers an seine Gemahlin. Diesen Degen hielt Champion, da ihm seine beiden Hände verbunden waren, fest in den Arm gedrückt während des ganzen langwierigen Transports zu den Seinen. So langte er in Bad A. an, wo er während der Fortsetzung des Krieges in unserm Hause weilte. Nur schwer und mit Vorsicht konnte er von der Niederlage Frankreichs überzeugt werden und hielt es allemal für einen „geschmacklosen Ulk", wenn wir Kinder von dem Sturz Napoleons und der Vernichtung der französischen Armee sprachen. Nur schwer vermochte sich mein Onkel mit den veränderten Verhältnissen der Republik abzufinden; er erwog oft, seinen Abschied zu nehmen; schmerzlich bewegt gedachte er der alten Waffenbrüder, und vor allem seines langjährigen Freundes Abel Douai, der sein Genosse in Afrika und sein Trauzeuge gewesen war (derselbe fiel bei Weißenburg). Wohl kehrte Champion nach dem Kriege nach Frankreich zurück, lebte eine Zeitlang in Besançon, um dann, verabschiedet, endgültig in Deutschland seinen Aufenthalt zu nehmen. Eine Zuneigung seltener Art fesselte ihn an Kaiser Wilhelm, den er, wie er oft versicherte, als den größten Helden seiner Zeit bewunderte. Oft empfahl er seiner Gemahlin, wenn er vor seinem Freunde, dem Kaiser, sterben sollte, „d'envoyer une lettre de faire part a mon ami „ennemi" pour lui dire mes adieux" — aber sein Wunsch sollte unerfüllt bleiben; er überlebte den Kaiser um eine beträchtliche Reihe von Jahren.

Sein einziger Sohn Louis, der damals in einem französischen Artillerieregiment stand und seines Vaters Kaiserbegeisterung keineswegs teilte, aber oft

Digitized by Google

das Wort „Revanche“ auf der Zunge führte, war derjenige, der mit den Worten: „Ton vieux Guillaume est mort!“ an das Bett des Vaters trat. Champions Stimme klang tiefbewegt, und in seinen Augen glänzte es wundersam, als er seinem Kaiserfreunde das Denkmal mit den vorher erwähnten Worten setzte: „Il a fait bien du mal à mon pauvre pays — mais c'était le plus grand homme de son temps.“

Französische und englische Pläne im vorderen Orient

Von

Prof. Dr. H. Guthe (Leipzig)

Der französische Einfluß im vorderen Orient, bis 1860 und darüber hinaus im Steigen begriffen, ging in den letzten Jahrzehnten offenbar zurück. Die Grundlagen, die ihn bisher gestützt hatten, besaßen nicht mehr dieselbe Tragfähigkeit wie früher.[1])

Das Schutzrecht Frankreichs über die katholische Kirche in der Türkei, nach französischer Auffassung ein ausschließliches und allgemeines, hatte sich aus günstigen Verhältnissen entwickelt; es kann daher nicht wundernehmen, daß, sobald diese aufhörten, auch ihre Frucht verwelkte. Das Schutzvorrecht irgendeines Staates verträgt sich nicht mit der gegenwärtig herrschenden Auffassung, daß jeder Staat, mag er national geschlossen sein oder nicht, die Pflicht hat, seine Angehörigen, gleichviel wo sie sich aufhalten, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu schützen. Für das Gebiet des türkischen Staates hat ihr der nachdrückliche Eifer, mit dem Fürst Bismarck darüber wachte, daß jeder Deutsche den vollen kaiserlichen Schutz genoß, den Sieg erfochten, und demgemäß überträgt Artikel 62 des Berliner Vertrags von 1878 das Recht des amtlichen Schutzes den diplomatischen und konsularischen Vertretern der einzelnen Staaten. Da die französische Regierung diese Regel, wenn auch zögernd, selbst anerkannt hat, so ist das tatsächlich lange Zeit ausgeübte, aber rechtlich nicht genügend begründete Protektorat Frankreichs als aufgelöst zu betrachten. Es hat einzelne Reste hinterlassen, so gewisse kirchliche Ehrenrechte („Honneurs de l'église“), die von Oesterreich, Italien u. a. bekämpft werden, ferner den Schutz der „heiligen Stätten“ Jerusalems, Bethlehems usw., den Rußland für sich beansprucht (s. unten S. 260), sowie den Schutz über die katholische Kirche als Ganzes, der aber von Jahr zu Jahr um so mehr zu einer leeren Formel wird, je regelmäßiger sich

[1]) Außer eignen Beobachtungen (zuletzt 1914) benutze ich E. Graf v. Mülinen, Die lateinische Kirche im türkischen Reiche, 2. Auflage, 1903; Fritz Lorch, Beiträge zur Orientpolitik, I. Die römische und griechische Kirche in Syrien und Palästina, 1911; II. England und der Zionismus in Palästina (1913).

Digitized by Google

die einzelnen Staaten Europas der ihnen angehörenden Anstalten und Personen annehmen.

Im vorigen Jahrhundert hat sich der Einfluß Frankreichs auf Syrien ein breiteres Bett zu schaffen gesucht, indem man durch Unterricht die Seele des Volkes für sich gewinnen wollte. Für dieses Ziel arbeiteten in erster Linie die Jesuiten. Der Orden hatte um 1840 der Provinz Lyon in Frankreich den Auftrag erteilt, Syrien zu einem christlichen Lande zu machen; demnach trägt ihre Tätigkeit französisches Gewand und genießt französischen Schutz. Die St. Josephsuniversität in Beirut nebst ihren Vor- und Zweigschulen ist der Mittelpunkt ihrer Niederlassungen. Sie bildet nicht nur Priester und Lehrer für Syrien aus, sondern auch Aerzte und Apotheker, deren Zeugnisse wie in der Türkei so auch in Frankreich gelten, da sich die französische Regierung mit der türkischen in der Besetzung der Prüfungskommission geteilt hat und jährlich 100 000 Franken Beihilfe leistet. Was die Jesuiten in Syrien, das sind ungefähr die „christlichen Schulbrüder", Frères des écoles chrétiennes, in Palästina, und außerdem lassen sich noch rund zwanzig Orden und Kongregationen zählen, die in französischem Geiste und unter französischem Schutze hauptsächlich für die Bewohner Palästinas arbeiten. Ein reichlicher Strom von Unterstützungen floß den französischen Schulen zu aus den Mitteln des „Œuvre des écoles d'Orient", eines Vereins, der 1855 infolge des Krimkrieges gegründet und seit 1860 von dem eifrigen Kardinal Lavigerie geleitet wurde. Diese umfassende Unterrichtstätigkeit trug reichliche Früchte; die unverkennbarste war die starke Vorherrschaft der französischen Sprache, deren Spuren sich sogar in den Dörfern geltend machten. Französisch galt als die Sprache Europas, als die Sprache der Bildung. Der Eingeborene liebte es, mit ihrem Gebrauch prunken zu können.

Auch diese zweite Stütze des französischen Ansehens im Orient hat in der jüngsten Zeit Risse bekommen. Die Blüte des Schulwesens geht zurück infolge der Art, wie die französische Regierung die Trennung von Kirche und Staat im eignen Lande durchgeführt hat. Die Jesuiten müssen für die Unterhaltung der durch das Vereinsgesetz von 1901 ausgewiesenen Mitglieder neue Mittel bereitstellen und deshalb eine Anzahl Schulen im Libanon sparenshalber schließen. Aehnlich ist die Lage der Frères des écoles chrétiennes und des Œuvre des écoles d'Orient; die Gelder aus Frankreich fließen ihnen nicht mehr so reichlich zu, und die Beihilfen, die zur Förderung französischer Schulen im Auslande aus Staatsmitteln gezahlt zu werden pflegen, genügen nicht, um die Einbußen dieser Schulen an freiwilligen Beiträgen wettzumachen. Denn die Regierung bevorzugt die von ihr gegründeten Laienschulen („Missions laïques"), deren Stundenplan dem Religionsunterricht keinen Platz bietet. Ob es ihr gelingen wird, damit den Ausfall an französischem Einfluß zu decken, ist noch zweifelhaft; es handelt sich bisher nur um einen Versuch, und die Erfahrungen, die die Italiener mit ihren Laienschulen im Orient gemacht haben, sind nicht günstig ausgefallen. Außerdem kommt der Umstand in Betracht, daß in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts viele Kirchen, Unterrichts- und Liebes-

Digitized by Google

anstalten von solchen Gesellschaften, die weder französisch noch katholisch waren, in Palästina und Syrien gegründet, und daß durch unsre deutschen Kolonisten seit bald fünfzig Jahren ein sehr wirksamer Anschauungsunterricht für jeden, der sehen wollte, unentgeltlich gegeben wurde. Frankreich ist heute nicht mehr der einzige Bewerber um die syrische Volksseele, und die Eingeborenen haben die Erkenntnis gewonnen, daß es ein starker Irrtum ist, in Frankreich den einzigen Vertreter europäischer oder christlicher Kultur zu sehen. Was andren an Achtung zuwuchs, das verlor naturgemäß Frankreich.

Der Zusammenhang erfordert nicht, die einzelnen Mitbewerber Frankreichs in dem Ringen um die Seele des syrischen Volkes, z. B. die amerikanischen Lehranstalten in Beirut, dem Leser vorzuführen. Nur einen kann ich nicht übergehen, Rußland, den vielumworbenen Freund Frankreichs, der in Palästina und Syrien mit aller Kraft gegen seinen Bundesgenossen arbeitet. Das staatliche Organ Rußlands für diese Länder ist nämlich die „kaiserlich russisch-orthodoxe Palästinagesellschaft", die sofort bei ihrer Gründung, 1882, nach reiflicher Ueberlegung nicht einer kirchlichen Behörde, etwa dem heiligen Synod, sondern dem auswärtigen Amt in Petersburg unterstellt wurde. Dadurch ist ihre Aufgabe zur Genüge als eine politische gekennzeichnet; die wissenschaftliche Abteilung, die ihr ebenfalls angehört, vermag daran nicht das geringste zu ändern. Gemäß ihren Satzungen verfolgt sie ihre Aufgabe 1. durch Fürsorge für die russischen Pilger nach dem Heiligen Lande (deren Zahl neuerdings auf jährlich 10000 geschätzt wird!), 2. durch Pflege des orthodoxen Glaubens in Palästina, die sich in der Gründung und Erhaltung von Volksschulen und Lehrerseminaren in ganz Syrien vollzieht. Was Rußland aber unter der Pflege des „orthodoxen Glaubens in Palästina" versteht, das hat schon 1858 der russische Archimandrit Naumow bestimmt ausgesprochen, indem er es für „unbedingt notwendig" erklärte, „den Griechen die Patriarchate von Alexandria, Antiochia und Jerusalem zu entreißen, zum mindesten die beiden letzteren" — das Russentum soll also an die Stelle des Griechentums in Syrien treten — und in gleichem Sinne hat Rußland neuerdings den arabischen Grundstamm der griechischen Kirche, der von ihrer Leitung und Verwaltung stets ferngehalten war, als Sturmbock gegen die griechische Geistlichkeit benutzt, so daß es 1909 in Jerusalem zu blutigen Kämpfen der arabischen Partei gegen griechische Klöster und Schulen, selbst gegen den Patriarchen gekommen ist. Dieses unter den Russen sehr volkstümliche Ziel, das das russische Andreaskreuz statt des griechischen auf der Grabeskirche in Jerusalem fordert, läßt selbstverständlich von einem Protektorat Frankreichs über die heiligen Stätten nichts übrig; Frankreich mag die Personen und Anstalten schützen, die zur lateinischen Kirche gehören, aber die heiligen Orte in Obhut zu nehmen, ist allein die Sache der orthodoxen, d. i. der russischen Kirche. Der Anteil an den heiligen Stätten ist nur durch Raub an die Lateiner gekommen, und Rußland ist dazu berufen, dies Unrecht zu beseitigen. Bleibt bei einer solchen Auffassung noch eine Freundschaft zwischen Rußland und Frankreich im vorderen Orient möglich, außer wenn — Frankreich seine bisher dort verfolgte Politik aufgibt?

Digitized by Google

Frankreich hat 1901 noch versucht, die alte Form seiner Politik fortzusetzen. Als es damals — der Grund mag hier beiseite bleiben — eine Flotte an die Dardanellen sandte, bewilligte die Türkei die gestellten Forderungen, die auffallenderweise meistens rein kirchlicher Art waren, als ob man noch das Frankreich Ludwigs XIV. vor sich hätte und nicht die Dritte Republik! Doch handelte es sich um nichts anderes, als um die einstige Politik Franz I., der Frankreich nur zum Scheine vor den Wagen päpstlicher Wünsche spannte, die Beute der Fahrt aber sicher dem Markte der weltlichen Macht zuzuführen wußte. Da sich aber die übrigen Staaten des Abendlandes wenige Monate später im Besitz derselben Zugeständnisse sahen, so war von einem Vorrecht Frankreichs im Orient keine Rede mehr, und schon 1902 schien die französische Regierung gelegentlich eines Prozesses wegen einer Schlägerei zwischen Griechisch-Orthodoxen und Franziskanern aus Rücksicht gegen Rußland ihr Schutzrecht vergessen zu haben, die Freundschaft mit Rußland machte es ihr selbst unbequem. Man begreift es daher sehr wohl, daß die französischen Staatslenker nach neuen Mitteln ausspähten, um das wankende Ansehen Frankreichs im vorderen Orient mit kräftigen Stützen zu versehen.

Die Gelegenheit dazu bot sich 1913 nach dem Ende des zweiten Balkankrieges. Die türkische Regierung war äußerst geldbedürftig und hatte bei mehreren Staaten Europas bereits vergeblich angeklopft. Bei Frankreich fand sie Gehör. Es gelang dem Finanzminister Dschawid-Be, dort eine Anleihe von 800 Millionen Franken zustande zu bringen, die in zwei Teilen, zu 500 und 300 Millionen, nacheinander gezahlt werden sollte. Während sich die Türkei u. a. verpflichtete, auch nicht den geringsten Betrag der Anleihe zur Vorbereitung eines Angriffs gegen einen fremden Staat zu verwenden, gewährte sie an Frankreich folgende Konzessionen:

1. Bahnbauten im nordöstlichen Kleinasien. Von der Küste des Schwarzen Meeres werden zwei einander parallel laufende Linien in südöstlicher Richtung nach dem Innern des Landes angelegt. Die östlichere schafft eine Verbindung zwischen Trapezunt am Schwarzen Meere und Erzerum im obersten Euphrattale, die westlichere führt von Samsun, dem alten Amisus, nach Siwas am oberen Halys (Kisil Irmak), nimmt von dort die Richtung nach dem Euphrattale, berührt Charput und endet bei Arghana am westlichen Tigris, von wo aus ein Anschluß an die deutsch-türkische Bagdadbahn vorgesehen ist. Von dieser westlicheren Linie sollen zwei Stränge nach Osten zu gebaut werden, der eine von Siwas über Erzingjan nach Erzerum, der andre von Arghana über Bitlis nach Wan. Von Siwas soll ferner eine Verbindung mit Konstantinopel hergestellt werden. Diese Bahnen sollen binnen sechs Jahren gebaut sein.

2. Bahnbauten in Syrien. Die jetzigen französischen Bahnen (Beirut—Damaskus und Rejak—Aleppo im nördlichen Syrien) soll Frankreich das Recht haben zu ergänzen durch eine Linie, die von Rejak, in der Mulde zwischen Libanon und Antilibanos gelegen, südwärts nach er-Ramle führt, einem Städtchen der Küstenebene an der Eisenbahn zwischen Jafa und Jerusalem. Man

Digitized by Google

hat, so scheint es, diesen Ort als vorläufigen Endpunkt dieser Linie im Süden gewählt, nicht etwa das hoch gelegene Jerusalem, weil man die Hoffnung hegte, mit der Zeit von England die Zustimmung dazu erlangen zu können, daß das Niltal mit der Küstenebene Palästinas durch eine Bahn in engere Verbindung gebracht würde.

3. Hafenbauten. Am Schwarzen Meer werden die Häfen von Ineboli und Eregli (Heraklea), an der syrischen Küste die von Tripolis, Haifa und Jafa durch Frankreich ausgebaut.

4. Tariffragen. Die türkische Regierung verspricht, in Zukunft für die Linie Damaskus—Haifa der Hedschasbahn nicht niedrigere Tarife anzusetzen, als sie auf der französischen Linie Beirut—Damaskus üblich sind.

Welch glänzende Aussichten! Die erste Konzession macht Frankreich zum wirtschaftlichen Gebieter des an Wald und Erzen reichen Ostens von Kleinasien sowie der südlichen Küste des Schwarzen Meeres. Die zweite, dritte und vierte Konzession liefert den Verkehr und Handel fast des ganzen Syriens in französische Hände. Das sind gewaltige Fortschritte, die weit über alles hinausgehen, was Frankreich jemals unter der Fahne des Protektoratsrechts im Orient zu erringen hoffen konnte. Was namentlich Syrien anlangt, so liegt die Vermutung nahe, daß hinter diesen Plänen der Wunsch wirksam ist, Mittel- und Nordsyrien, mit denen Frankreich besonders rege Beziehungen unterhalten hat, formell in Besitz zu nehmen und dadurch noch einen späten Ertrag der Libanonexpedition Napoleons III. 1860 einzuheimsen. Kein Wunder, daß sich diese Aussichten 1914 wie ein schwerer Alp auf die Stimmung unserer deutschen Kolonisten in Palästina legten!

Die englische Politik im vorderen Orient hat von jeher ein viel festeres Gepräge gehabt als die französische: sie dreht sich um den Weg nach Indien — so 1583, als man von Aleppo aus den Versuch machte, zu Lande über Bagdad nach Indien zu gelangen, und ebenso in unsern Tagen; jedermann weiß, wie sie sich mit der Tatsache des Sueskanals abzufinden gewußt hat, sie ließ die Aktien der Gesellschaft ankaufen, besetzte 1878 Zypern und 1882 Aegypten. Daneben war sie auf die Sicherung des indischen Besitzes bedacht; da es sich für unsere Frage nur um dessen westliche und nordwestliche Grenzen handelt, so stießen die dazu dienenden Schritte Englands auf Rußland und die Türkei.

Mit Rußland sich zu verständigen konnte nicht schwerfallen, da die Kosten dieses Verfahrens lediglich von kleineren, eines größeren Widerstandes nicht fähigen Völkern zu tragen waren. Beludschistan nahm England für sich, Pamir teilte es mit Rußland, Afghanistan sollte beiden als Pufferstaat dienen, und Persien wurde, ohne gefragt zu werden, in drei Teile zerlegt (1907): der südliche wurde englischem Einflusse ausgeliefert, der nördliche für russische Behandlung freigegeben, während der mittlere noch die Erlaubnis erhielt, unter den Augen der Großmächte, die das persische Land um mehr als die Hälfte verkleinert hatten, auf eigenen Füßen zu stehen.

Digitized by Google

Gegen die Türkei konnte England nicht vorgehen, ohne in den absterbenden Leib des Reichs selbst einzugreifen. Zunächst nur an den äußersten Grenzen. Um sich die Herrschaft über den Persischen Meerbusen zu sichern, zog es das Küstengebiet von Oman seit 1862, nachdem der Schiedsspruch des indischen Vizekönigs Oman und Zanzibar für immer getrennt hatte, fester an sich. Von Aden aus, das 1839 besetzt wurde, legte es seine Hand auf die Südküste Arabiens und dehnte in den letzten Jahrzehnten seinen Einfluß auch auf arabische Gebiete am Roten Meere aus. Es gab Geld und Waffen an die dortigen Kleinfürsten gegen das Versprechen, sich von der Oberhoheit des türkischen Sultans loszumachen. Der Imam Jachja im sog. Jemen, das an die Umgebung von Aden stößt, ist bereits politisch und religiös von Konstantinopel unabhängig und hat sich unter britischen Schutz gestellt. Der Schech Said Idris, Herr des nördlicher gelegenen und Mekka benachbarten Landes Asir, fordert von dem Sultan die Befreiung arabischen Bodens von türkischer Herrschaft und die Rückgabe des Chalifats an die Araber. Dieser Auflehnung ist die Türkei mit Waffengewalt entgegengetreten, doch haben ihre Heere bis zum Ausbruch des jetzigen Krieges keinen entscheidenden Erfolg erringen können.

An und für sich betrachtet scheinen diese Versuche keine große Bedeutung zu haben. Aber sie erhalten Bedeutung, weil sie zu dem englischen Plane gehören, über ganz Arabien die Herrschaft zu gewinnen. Dieser tritt deutlich hervor in der Stellung, die sich England während der letzten zehn Jahre in dem innersten Winkel des Persischen Meerbusens, unweit der Mündung des Schatt el-Arab, der persischen Küste gegenüber gesichert hat. Es war für die Engländer eine leichte Sache, das Oberhaupt der kleinen Hafenstadt el-Kuwêt, die die Türken fast ganz ihrem einsamen, stillen Dasein überlassen hatten, durch Geldgeschenke und Waffenlieferungen für sich zu gewinnen, und als die türkische Regierung endgültig über den Ausgang der Bagdadbahn zum Persischen Meerbusen entscheiden wollte, erkannte sie, daß sie zu spät nach dem Rechten sehen wollte; sie mußte das Ende der Bagdadbahn englischen Händen überlassen. Jetzt ist el-Kuwêt schon auf dem besten Wege, nächst Aden die erste europäische Stadt Arabiens zu werden und den gesamten Handel bis Basra und nach Mesopotamien hinein von sich abhängig zu machen. El-Kuwêt ist jedoch von englischer Seite auch in Verbindung gebracht worden mit dem Bau einer Bahn, die vom Persischen Meerbusen nach einem Hafen des Mittelmeeres führen soll. Ihre Linie würde bei der Oase Dschôf im nördlichen Arabien den viel begangenen Wadi Sirchân erreichen, bei Dar'â im Hauran die Hedschasbahn kreuzen und bei Haifa am Fuße des Karmelgebirges (vgl. oben S. 262) endigen. Ihre Länge würde ungefähr der der Hedschasbahn entsprechen (1300 bis 1400 Kilometer), ihr Bau eher leichter als schwerer sein, und was die Hauptsache ist, die Strecke würde den Weg nach Indien nicht nur in mancher Hinsicht angenehmer machen, sondern auch um 1500 bis 2000 Kilometer kürzer. Inwieweit und ob sich überhaupt die englische Regierung mit dem Plane beschäftigt hat, vermag ich nicht festzustellen. Seine Ausführung würde nicht nur die Herrschaft über

Digitized by Google

Arabien, sondern auch über Palästina, den südlichsten Teil Syriens, einschließen.

Um Arabien hat sich keine der westlichen Mächte außer England gekümmert. Anders steht es mit Palästina. Dort hat der „friedliche Kreuzzug" seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Zahl der europäischen Christen sowie ihrer Kirchen, Klöster, Schulen und Anstalten für Liebestätigkeit gewaltig gesteigert. Unter ihnen gibt es viele, namentlich die deutschen, denen ein politischer Zweck völlig fern liegt. Von allen kann man es leider nicht sagen. Wir haben schon oben S. 259 f. die Beziehungen der französischen Schulen zur Politik hervorgehoben und S. 260 die Pläne Rußlands in Palästina gekennzeichnet.

Ferner hat Palästina deutsche und jüdische Kolonien. Die deutschen — das darf ich als bekannt voraussetzen — verdanken ihre Entstehung (1868) lediglich einem religiösen Gedanken, stellen aber gegenwärtig vermöge der zähen und erfolgreichen Arbeit unsrer Landsleute einen nicht geringen Wert dar, den das Deutsche Reich amtlich dadurch anerkannt hat, daß es ihnen seinen Schutz in reichem Maße hat zuteil werden lassen. Die Ehre des deutschen Namens fordert, daß die Reichsregierung auch in Zukunft ihre schützende Hand über sie ausbreitet und es nicht duldet, daß diese blühenden Dörfer etwa auf dem Altar der Bagdadbahn, einer fremden Macht zuliebe, als Opfer dargebracht werden.

Die jüdischen Kolonien sind jünger, 1882 läßt sich passend als ihr Gründungsjahr bezeichnen. So merkwürdig und lehrreich auch die Geschichte dieser Ansiedlungen ist, in diesem Zusammenhange muß ich mich damit begnügen, hervorzuheben, daß ihr Grundbesitz jetzt auf 53000 Hektar angegeben wird, d. h. $2^1/_2$ Prozent der Bodenfläche des ganzen Palästina und 10 Prozent des für Gartenkultur geeigneten Bodens, ferner daß sich die Gesamtzahl der Juden in Palästina gegenwärtig auf rund 120000 beläuft, d. i. 17 Prozent aller Landesbewohner. Hier ist vielmehr die Frage zu erledigen, für welche politische Macht der jüdische Einfluß in Palästina in die Wagschale fallen würde. Die Antwort unterliegt nicht dem geringsten Zweifel: zugunsten Englands! Als ersten Grund dafür führe ich an die allgemeine, namentlich unter den orthodoxen Juden verbreitete Stimmung, in England den Beschützer, wenn nicht den Befreier der Juden zu sehen. Sie spricht sich deutlich aus in der Anweisung für ein tägliches Gebet, die zur Zeit des Burenkrieges unter den Juden Jerusalems umlief und Bitten enthielt

> „für das erleuchtete englische Volk, das berufen ist, weite Strecken der Erde zu beschreiten und zu regieren; dem Du (Gott) die Heiden zum Erbe gegeben hast, daß es ihnen einen hochherzigen Geist und die Liebe zu Recht und Gerechtigkeit einhauche; das Freiheit und rechtschaffene Gesetze jeglicher Kreatur gegeben ...; für die englische Nation, die Dein Volk Israel vor Bedrückung schützt ... o König, der Du thronst in Jerusalem, daß doch der Erlöser käme gen Zion!" [1])

[1]) Vgl. Fr. Lorch, England und der Zionismus, S. 91 f.

Digitized by Google

Als zweiter Grund kommt in Betracht der Umstand, daß die Gründungen der Zionisten (Banken, Handels- und Grundstücksgesellschaften) fast ausschließlich englische Anstalten sind oder englischen Schutz genießen. Gewiß wollte man den Vorteil des englischen Gesetzes, das Aktien von einem Pfund Sterling zuläßt, benutzen. Aber wiederholte Aeußerungen führender Persönlichkeiten auf den zionistischen Kongressen machen es zweifellos, daß die Aussicht auf den völlig sichern Schutz der britischen Flagge den Ausschlag für diese Wahl gegeben hat. Wenn man nun ferner erwägt, daß die britische Regierung schon 1898 und 1901 den Zionisten — wenn auch vergebliche — Vorschläge über Siedelungsgebiete außerhalb Palästinas unter britischer Flagge gemacht hat und daß der bedeutende Aufschwung des englischen Handels mit Palästina nur durch die Juden herbeigeführt worden ist — in den letzten acht Jahren 147 Prozent Zunahme —, so ist daraus der sichere Schluß zu ziehen, daß die britische Regierung den Zionismus längst als einen Posten in ihre Rechnung eingestellt und daß sie auch über Palästina ihre Entschlüsse gefaßt hat. In welchem großartigen, fast phantastischen Zusammenhange, werden wir gleich unten sehen.

Von Indien über Persien und Arabien nach Palästina — vollendet England diesen Weg, so ist die Kette zwischen Indien und Aegypten zu Wasser und zu Lande geschlossen, Indien durch Vorderasien fest an Aegypten angegliedert. Und da das Niltal mit der Kapstadt durch eine englische Bahn verbunden werden soll, so tut sich vor unsern Augen ein gewaltiges Ländergebiet unter britischer Herrschaft auf, das vom Kap der Guten Hoffnung im Süden bis Palästina im Norden, vom Nildelta und Kongobecken im Westen bis zum Himalaja und Hinterindien im Osten reicht, das im Norden und Süden von Meeren bespült ist, die Englands Flagge beherrscht, vom Mittelmeer und vom Indischen Ozean. Die Schwäche der englischen Macht in Aegypten wird dann in ein großes und starkes Bollwerk verwandelt.

Doch hängen über diesem Zukunftsbilde einige Wolken. Zu den kleinen Wolken rechne ich die verschiedenen Fremdkörper in dem englischen Ländergebiet Ostafrikas, deutsche, portugiesische, italienische und andre Gebiete; sie würden bald nach und nach von der britischen Sonne aufgezehrt werden. Eine andre Wolke aber ist groß und drohend, sie heißt der Islam. England würde nämlich durch jenen Gebietszuwachs der Herr über rund 120 Millionen Muslims sein, kein Staat der Welt würde über mehr Anhänger Muhammeds gebieten, und das eigentliche Stammvolk des Islam, die Araber, würden in weltlichen Dingen Untertanen des Königs von England geworden sein, während ihr Oberherr für Religion und Recht der Chalife, nämlich der türkische Sultan, geblieben wäre. Das Band, das alle Muslims mit dem Chalifen vereinigt, ist sehr stark; auch wenn einer die Kraft hätte, es zu zerreißen, so könnte er doch darüber selbst zugrunde gehen. Diese Gefahr kennt England wohl und ist schon mehr als einmal zurückgewichen, wenn es aus der religiösen Glut des Islam ein Feuer gegen sich losbrechen sah. Aber als Herr von Aegypten glaubte es in der Lage zu sein, mit der weltlichen Beherrschung der Muslims zugleich auch die geistliche Oberhoheit

Digitized by Google

über sie in seine Hände bringen zu können. Es kommt darauf an, das Chalifat den türkischen Sultanen, die es 1517 erworben haben, zu nehmen und es den Arabern in Aegypten zurückzugeben, dann ist ja England durch die Araber der vollständige Herr des Islam geworden und der Gefahr überhoben, das Band zwischen dem Islam und dem Chalifat zu zerschneiden.

Klug wie der Plan ersonnen, wurde er auch in Angriff genommen. Der gegenwärtige Krieg hat es ja aller Welt klar gemacht, in welcher Weise die englische Regierung arbeiten läßt, um andern Leuten das einzureden, was, nach dem eignen Vorteil bemessen, die Wahrheit sein soll. Ein Körnchen Wahrheit, zwei Körnchen Lüge und ein Körnchen Schmeichelei, das ist die Mischung, die den Opfern englischer Neigung regelmäßig durch die Presse verabreicht oder durch besondere Sendboten in gefälliger Form vorgetragen wird. So ging es auch hier. Man schalt auf die Türken, man pries die Engländer, und man schmeichelte den Arabern, um sie zu gewinnen. Die englisch-ägyptische Presse, soweit die Regierung auf sie Einfluß hatte, spielte sich als Anwalt des arabischen Volkes auf, das einst unter den omaijadischen Chalifen von Damaskus so glänzende Tage gesehen habe, das jetzt von den Türken nicht nur vernachlässigt, sondern absichtlich zurückgedrängt werde, das aber unter der Fahne Englands sich selbst regieren und zu neuer Blüte emporsteigen solle. Der Anschluß Syriens an Aegypten werde die beiden berühmten Mittelpunkte arabischer Bildung, Damaskus und Kairo, einander nahe bringen und das arabische Volk unter englischer Leitung wieder zum Führer des Islam machen. Der Araber hat zuviel von der Empfänglichkeit eines Kindes und zuwenig von der Reife eines Mannes an sich, als daß ihn dieser Gedankengang nicht hätte gefangen nehmen sollen, und da ihm die „Hurrije", die neue Verfassung von 1908, nicht brachte, was er gehofft hatte, so sah er sich in der Meinung bestärkt, auf einen von außen kommenden Befreier rechnen zu müssen. Als solcher galt ihm England, nicht Frankreich.

Zur Zeit des italienischen Krieges um Tripolis, der ein grelles Licht auf die Ohnmacht der Türkei warf, ließ England seine Absichten deutlicher hervortreten. Außer ägyptischen Spionen sandte es in die syrischen Städte besondere Boten, die für die Uebertragung des Chalifats an den Vizekönig von Aegypten Anhänger zu werben suchten. Da sie der türkischen Regierung in die Hände gerieten, so hatte der Versuch zunächst nur die Folge, daß die syrische Presse 1912 die Annexion Syriens durch Aegypten lebhaft besprach. Mit aller Offenheit wurde der Plan von angesehenen Blättern Englands, wie der „Fortnightly Review" behandelt: Die Tage des türkischen Sultans gehen ihrem Ende entgegen, und der Khedive von Aegypten ist der berufene Mann, als Herr des Islam an seine Stelle zu treten; Syrien und Palästina gelangen unter die Oberherrschaft von Kairo, und Arabien wird dem ägyptischen Reiche angegliedert; England richtet das ägyptische Reich der Vergangenheit wieder auf und wird der Schutzherr von Mekka!

Die hier besprochenen Pläne Englands rechnen deutlich mit der Auflösung der Türkei, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie schon bei der Zusammen-

Digitized by Google

kunft der Vertreter Rußlands und Englands, Mai 1908, in Reval zur Sprache gekommen sind. Das Bild würde daher erst vollständig werden, wenn es möglich wäre, die russischen Ansprüche an das türkische Erbe daneben zu stellen. Da aber die erwähnten Verhandlungen geheim geblieben sind, so läßt sich, wenn auch mit großer Wahrscheinlichkeit, nur vermuten, daß Rußland das Schwarze Meer samt seiner ganzen Küste als russischen Binnensee fordert, einschließlich des Bosporus und der Dardanellen. Für die Türkei war es also ein offenbarer Fall der Notwehr, daß sie sich zum Kriege an der Seite der europäischen Zentralmächte entschloß. Ob und wie sich die Pläne Frankreichs auf Grund der erlangten Konzessionen in die Revaler Verabredungen, an denen es nicht teilgenommen hat, einfügen, läßt sich jetzt nicht ermessen. Sie scheinen nicht ohne weiteres mit den Zielen Rußlands und Englands vereinbar zu sein.

Sowohl die englischen als auch die französischen Pläne im vorderen Orient bedrohen die deutschen Interessen in Kleinasien, am Euphrat und Tigris sowie in Palästina aufs ernsteste. Sie würden unsre Tätigkeit dort zunächst einschnüren und schließlich erdrücken. Es erhellt daraus, wie wichtig der Sieg der türkischen Waffen nicht nur an den Dardanellen, sondern auch am Sueskanal und in Aegypten für das Deutsche Reich ist. Auch um deutschen Besitz, deutsche Arbeit und deutsche Zukunft wird dort gekämpft.

E. M. Arndt über die Erbkaiserpartei und über die deutsche Einigung

Ungedruckte Briefe Arndts

Mitgeteilt von

Dr. phil. W. Koester (Münster)

Mit E. M. Arndt ist ein Dichter dahingegangen, der wie kein andrer während seines ganzen Lebens an den politischen Geschicken des deutschen Volkes stets den regsten Anteil genommen hat. In den Jahren der tiefsten Erniedrigung Preußens der eifrige Mithelfer an der Steinschen Verfassungsreform, in Zeiten blutiger Schlachten und schmachvoller Demütigungen der begeisterte Freiheitsdichter, blieb Arndt, obschon er lange Jahre hindurch den Undank seines Vaterlandes fühlen mußte, auch späterhin ein echter deutscher Mann. Als Verfasser des Liedes „Was ist des Deutschen Vaterland?“ in dem Munde und Herzen eines jeden Deutschen, von allen geliebt und geachtet, war es dem Rügener im greisen Alter von achtundsiebzig Jahren noch vergönnt, in den politischen Wirren von 1848/49 für die Einigung und Kräftigung Deutschlands seine Person einzusetzen. Arndt wurde zum Mitglied des allgemeinen Deutschen Nationalparlamentes zu Frankfurt gewählt. Dieses Parlament, der erste Versuch einer modernen Volksvertretung, kam allerdings infolge der politischen Unruhen über

Digitized by Google

die Lebensdauer eines Jahres nicht hinaus. Ueber seine Vorgeschichte sei kurz bemerkt, daß nach den Beschlüssen des sog. Vorparlamentes und des Fünfzigerausschusses ein Parlamentswahlgesetz erlassen wurde, dem April 1848 die Wahlen folgen sollten. Zuerst auf je 70000, dann auf je 50000 Seelen ein Abgeordneter, sollte aus Nummer- und Kopfwahlen ein deutsches Volkshaus hervorgehen.

Arndt, damals Professor in Bonn, schenkte den Frankfurter Vorgängen das lebhafteste Interesse. In seiner Schrift „Das verjüngte oder vielmehr das zu verjüngende Deutschland" suchte er besonders den „lieben Bürgers- und Bauersmann" von der Notwendigkeit und Wohltat einer Volksvertretung zu überzeugen. Es solle ein großes deutsches Reichsparlament werden, wie die Bildung und Gewalt der Zeit es gebieten, ein wahres Volksparlament, wie die Deutschen es noch nimmer gehabt hätten. Als Programm des zu bildenden Hauses nannte er vor allem die Durchführung der Preßfreiheit, die Stiftung von Schwurgerichten und die Oeffentlichkeit aller Versammlungen und Verhandlungen, die freie Uebung aller Religionsbekenntnisse, das freie Einigungs- und Gesellungsrecht, die Gleichung oder Ausgleichung aller lästigen Vorrechte, die Schöpfung eines allgemeinen Zoll-, Gewerbe- und Handelswesens und eines wirklich gesamten deutschen Heeres und einer deutschen Flotte, als Blüte des Ganzen einen Kaiser an der Spitze der großen Reichsverwaltung und des Heeres und der Fürsten.[1]) Weiter heißt es dann: „Zum ersten Male in eurer Geschichte habt ihr jetzt ein neues wirkliches deutsches Parlament, ein echtes Volksparlament in den Händen; ihr könnt es würdig schaffen, ihr könnt dem großen deutschen Namen unvergängliche Ehre, Freiheit, Gesetzlichkeit und bei allen Völkern der Erde Macht und Ehrfurcht schaffen. Ja, gutes Volk, der kleinste Mann in dir hat das Glück und die Macht der deutschen Zukunft mit in den Händen. Ihr habt das Recht gewonnen, künftig eure Obrigkeiten zu wählen, und auch eure höchste Obrigkeit, eure Stellvertreter, die im Parlamente für euch raten und beschließen." — „Ein Parlament, das ein Volksparlament wird, zu welchem ihr die einsichtsvollsten und redlichsten Männer des Landes als eure Sprecher und Vertreter mit erwählet, kann euch nicht mehr übersehen, darf nicht übersehen und vergessen, daß von 45 Millionen deutscher Menschen 40 Millionen dem Stande der Bauern, Handwerker und Arbeiter angehören, denjenigen angehören, die den Segen Adams sichtbar auf ihren edeln Stirnen tragen."[2]) Seiner politischen Ueberzeugung gibt der Verfasser des „Büchleins" dann in beredten Worten Ausdruck und weist hoffnungsfreudig und unentwegt auf Preußens deutschen Beruf hin. Begeistert ruft er aus: „Eine herrliche Zukunft!"

Es mußte eine freudige Genugtuung für den greisen Freiheitssänger sein, es mußten sein „väterliches" Herz Gefühle wohlverdienter Ehre, aber auch erneuter Liebe zu seinem Volke erfüllen, wenn auch er zum Mitgliede des Frankfurter Parlamentes gewählt wurde. Es spricht denn auch das Gefühl einer

[1]) Kapitel 8.
[2]) Kapitel 18.

Digitized by Google

von Freude und berechtigtem Stolze atmenden Seele aus den Worten, die Arndt am 12. Mai 1848 an seinen Freund Moritz August v. Bethmann-Hollweg richten konnte: „Denk Dir, ich bin wirklich in vier rheinischen Kreisen gewählt, wovon ich Solingens Wahl für Frankfurt angenommen habe; und nun kann, wie ich aus einem heute empfangenen Briefe vermute, vielleicht noch eine Wahl aus der Heimat hinzukommen.“ [1]) Er täuschte sich nicht. Seine Vermutung ist bestätigt durch den Brief vom 14. Mai an Charlotte v. Kathen. [2])

Daß Arndt nicht auch in Bonn, seinem langjährigen Aufenthaltsorte, als Kandidat aufgestellt wurde, daran waren zum Teil die religiösen Gegensätze schuld. Er selbst bemerkt hierüber: „Es haben sich hier (Bonn) sehr natürlich Jakobiner und Pfaffen, wie vor achtzehn Jahren in Belgien, auf alle möglichen Fälle schon zusammengeknäuelt, und schwerlich wird ein Protestant hier gewählt werden — entweder einzelne tolle, wilde Jungen, wie ihrer schon unter den Fünfzigen in Frankfurt mitsitzen oder schlaue Wendemantler Ultramontanen.“ [3]) Dahlmann, ein politischer Gesinnungsgenosse Arndts, wurde zwar in Bonn aufgestellt, fiel aber trotz eifriger Agitation des letzteren durch.

Die vier rheinischen Kreise, in denen Arndt gewählt wurde, waren Simmern, Mülheim a. d. Ruhr, Essen und Solingen. Mit der Solinger Wahl beschäftigen wir uns näher.

Kaum war bei einer Volksversammlung in Heidelberg die Frage nach einem allgemeinen Deutschen Nationalparlament laut geworden (Ende Februar 1848), da begannen bereits die Bürger in Solingen sich nach einem geeigneten Manne umzusehen, der bei tatsächlichem Zustandekommen einer Volksvertretung ihre Interessen wahren würde. Es war Professor E. M. Arndt in Bonn. Wir entnehmen es aus einem Briefe, den er am 15. März 1848 an seinen Freund Berg schickte. [4]) Er lautet:

* Bonn, d. 15. des Frühlingsmonds 1848.

Liebster Pate und Freund.

Auf Ihre freundlichste Frage habe ich die Ehre Ihnen und Ihren Freunden Folgendes ehrlich zu erwidern:

Ich bin sehr alt und fühle mich oft schon schwach. Aeußere Ehre hat mich nie sehr gelockt; indessen diesem ersten deutschen Parlament mögte ich wenigstens auf einige Zeit beiwohnen, eben weil es die großen ersten Verfassungsfragen erörtern und umschütteln wird; wobei ich vielleicht nützlich sein könnte. Ich verspreche indessen im voraus nicht viel.

---

[1]) Meisner und Geerds, „Arndts Briefe“, Berlin 1898, Nr. 288.

[2]) Langenberg, „Arndts Briefe“, Berlin 1878, Bd. VII, S. 30.

[3]) Meisner und Geerds, S. 287.

[4]) Dieser und die folgenden mit * bezeichneten Briefe sind bisher ungedruckt und werden deshalb im Wortlaut mitgeteilt. Sie befinden sich im Privatbesitz und wurden mir freundlichst zur Verfügung gestellt.

Digitized by Google

Von einem Rheinischen Kreise gewählt zu werden, würde ich, jetzt ein völlig eingebürgerter Rheinländer, mir jedenfalls zu einer großen Ehre rechnen.

Tausend Grüße den lieben Aeltern und Geschwistern.

In deutscher Treue

Ihr

E. M. Arndt.

Nach elf Tagen schrieb Arndt weiter:

* Bonn, den 26. Frühlingsmonds 1848.

S. T.

Ich habe die Ehre, geliebter Pate, auf Ihr liebes Letztes, was ich eben empfange, Ihnen kurz zu erwidern, daß mich nur die Berufung ins erste deutsche Parlament zu Frankfurt zur Annahme reitzen kann, und keine andere.[1]) Da könnte ich vielleicht als ein gutes deutsches Gewissen Gutes wirken, und bei wichtigen Sachen durch eine Beredtsamkeit, die Gott mir verliehen hat, Unsinn von Thoren und Narren niederdonnern helfen und verhindern helfen, daß uns zum Unglück des Vaterlandes keine pöbelhafte Freiheit über den Kopf wachse.

Sollte ich für Frankfurt an mehreren Stellen im Vaterlande gewählt werden, so würde ich der Pflicht gemäß die mir zuerst kundgethane Wahl annehmen, zumal eine Rheinische Ehre als Rheinischer Bürger.

Dahlmann wird hoffentlich an mehreren Stellen für das erste Parlament gewählt werden, gewiß einer der vortrefflichsten bedeutendsten Männer. Er war im Feste hier, gestern bei mir, und ist heute früh wieder nach Frankfurt abgegangen. Eine Wahl für Berlin sieht er gegenwärtig nicht für bedeutend an; Preußen hat ihn zu seinem Bundestagsgesandten machen wollen; Mecklenburg hat ihn zur Ausarbeitung seiner Verfassung berufen. Das alles hat er abgelehnt, sagend, wenn er nicht für das große deutsche Parlament gewählt werde, so werde er den Sommer wieder Vorlesungen in Bonn halten.

Der brave Beseler, den ich seit Jahren persönlich kenne, wird wahrscheinlich von Obholstein für das deutsche Parlament gewählt.

Sie fragen mich um Namen von einsichtsvollen und wohlgesinnten hiesigen Männern für Berlin. Ich nenne Ihnen einen tüchtigen Mann bester Gesinnung, Duden aus Remscheid, weiland Staatsprokurator in Köln, den Professor Juris, Geh. Rat Blume, früher Vicepräsident des hanseatischen Obergerichts in Lübeck, vortrefflicher Mann von Kenntnissen und Karakter.[2])

Beste Grüße dem lieben Vater, dem braven Bruder Pastor und allen Freunden.

In deutscher Treue

Ihr

E. M. Arndt.

---

[1]) Danach scheinen ihm die Solinger die Vertretung ihres Kreises für die gleichzeitig zu berufende Berliner Versammlung angetragen zu haben.

[2]) Gewählt wurden für Berlin von den Solingern später Finanzminister Hansemann und Fabrikant Müller. Ersterer lehnte ab. An seine Stelle trat Geh. Finanzrat Hesse.

Digitized by Google

Arndt war also, wie wir sehen, gerne bereit, das ihm von den Solingern entgegengebrachte Vertrauen zu erwidern. Man begann deshalb für den Kandidaten Propaganda zu machen. Am 15. April 1848 erschien im „Solinger Kreis-Intelligenzblatt“ [1]) folgender Aufruf:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“

Bei der bevorstehenden Wahl der Abgeordneten für das deutsche Parlament, welches laut Bundesbeschluß im Monat Mai zusammentreten soll, wird es jeder Freund des Vaterlandes einsehen, daß es bei den selbstsüchtigen Bestrebungen der republikanischen Partei und Anarchisten vor allen Dingen not tut, daß zu erwähnter Versammlung nur solche Männer gewählt werden, deren Bieder- und Gerechtigkeitssinn bekannt, die einen reichen Schatz von gereiften Erfahrungen und gediegenen Kenntnissen besitzen, und denen ein warmes Herz für die wahre Freiheit, d. h. Liebe zur Ordnung und Achtung vorm Gesetz im Busen schlägt, damit wieder Glück und Friede in unser liebes Deutschland einziehen. Verfasser dieses hält es deshalb für eine heilige Pflicht, die Aufmerksamkeit seiner lieben Mitbürger auf den Herrn Professor Ernst Moritz Arndt, den lieben Sänger des herrlichen Liedes:

„Was ist des Deutschen Vaterland? usw.
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das ganze Deutschland soll es sein“,

dessen Wahlspruch:

„Fürchte Gott und ehre den König!“

heißt, und der noch in jüngster Zeit seine kräftige Stimme für Wahrheit, Recht und Freiheit hat vernehmen lassen, zu lenken. Das Vaterland ist verpflichtet, dem hartgeprüften Wächter deutscher Ehre einen Beweis der Achtung und Liebe zu geben, und trage du Solingen ihm dadurch zuerst deine Schuld ab, daß du Herrn Ernst Moritz Arndt zu deinem Abgeordneten für das deutsche Parlament wählst.

„Es lebe die Ordnung!
Es lebe der König!“

Die Wahl für das allgemeine deutsche Nationalparlament war eine indirekte. Die Rheinprovinz wurde laut Allerhöchster Verordnung vom 11. April in fünfunddreißig Wahlkreise eingeteilt. Der Wahlkreis Solingen fiel mit dem geographischen nicht ganz zusammen. Die Bürgermeisterei Burscheid wurde ausgeschlossen; dafür traten aus dem Kreise Elberfeld die Bürgermeistereien Haan, Mettmann und Velbert hinzu. Am 17. April 1848 fand zwischen dem Landrat Grafen von dem Bussche-Kessel, ernanntem Wahlkommissar, und den Bürger-

[1]) Nr. 31. Die Einsicht in das „Solinger Kreis-Intelligenzblatt“ verdanke ich der Güte des Herrn Albert Pfeiffer (Solingen), in dessen Privatbesitz sich die Jahrgänge 1848/49 befinden.

Digitized by Google

meistern des Kreises eine Konferenz statt. Die einzelnen Bürgermeistereien wurden in Wahlbezirke eingeteilt und die Zahl der Wahlmänner festgesetzt. Es kamen auf Haan 17 Wahlmänner, Solingen 13, Dorp, Höhscheid und Velbert je 12, Mettmann 11, Merscheid und Schlebusch je 10, Wald, Monheim und Opladen je 9, Gräfrath und Leichlingen je 8, Richrat 7. Also auf 14 Wahlbezirke 147 Wahlmänner. Die sonstigen Beschlüsse lauteten:[1]) Das Amt als Urwähler kann jeder großjährige Preuße ausüben in der Gemeinde, worin er wohnt oder sich aufhält, nicht infolge rechtskräftigen richterlichen Erkenntnisses den Vollbesitz der bürgerlichen Rechte verloren hat und aus öffentlichen Mitteln keine Armenunterstützung bezieht. Die Urwähler eines Bezirkes können nur solchen Personen ihre Stimme geben, die in demselben Wahlbezirk seßhaft sind. Das Wahlgeschäft wird überall am 1. Mai 1848 7 Uhr morgens begonnen.[2])

Laut Verfügung des Justizministers fielen am 1. Mai alle gerichtlichen Termine und Verhandlungen aus. Außerdem bestimmte der Landrat für Solingen, daß der Wohnungs- und Gesindewechsel auf den 2. Mai verschoben werde.

Der eifrige Sinn der Solinger Bürger für die nationale Sache ließ am 22. April alsdann noch folgenden Aufruf veröffentlichen:

„Die Wahlen der Abgeordneten zum deutschen Parlament in Frankfurt und zur konstituierenden Versammlung in Berlin sind nahe bevorstehend. Daß für beide Versammlungen nur Männer gewählt werden, welche rücksichtlich ihrer Vaterlandsliebe, Gesinnungstüchtigkeit und Charakterfestigkeit das Vertrauen des Volkes besitzen, muß jedem Vaterlandsfreunde am Herzen liegen. — Von großer Wichtigkeit ist demnach die Wahl der Wahlmänner, und es wird zu einer Besprechung dieser Angelegenheit am Samstag, den 22. April ds., abends 7 Uhr, im Saale des Herrn Jakob Hilgers hier, eine Versammlung stattfinden, wozu die Urwähler hiesiger Stadt, welche von der Wichtigkeit der Sache überzeugt sind, hiermit eingeladen werden. Viele Urwähler.[3])

Ueber den Wahltag vom 1. Mai selbst findet sich keine Notiz. Es galt nunmehr, einen ehrenvollen und verdienten Mann für Frankfurt zu wählen. Da eine früher an E. M. Arndt gerichtete Anfrage in bejahendem Sinne ausgefallen war, suchte man bei sämtlichen Wahlmännern das Interesse für denselben zu wecken. In der Beilage zu Nr. 36 des „Solinger Kreis-Intelligenzblattes" vom 3. Mai erschien ein Lebensabriß des Dichters. Es wurde darin besonders des Unrechtes gedacht, das Arndt durch sein Exil erlitten, und mit eindringlichen Worten ertönte der Mahnruf, die Zeit, sich dem Schwergekränkten gegenüber dankbar zu erweisen, sei gekommen. Zum Schluß heißt es dann:

„Noch jüngst sahen und hörten wir ihn, den jugendlich kräftigen Greis mit schneeweißem Haupte, wie er mit Tränen der Freude und innigster Begeisterung

[1]) „Kreis-Intelligenzblatt" Nr. 33.

[2]) Am selben Tage sollten die Wahlen für Berlin stattfinden und denen für Frankfurt vorausgehen.

[3]) „Solinger Kreis-Intelligenzblatt" Nr. 33.

Digitized by Google

unter freiem Himmel und der über seinem Haupte geschwungenen schwarz-rot-goldenen Fahne die angebrochene Morgenröte deutscher Freiheit und Selbständigkeit begrüßte, die er all sein Leben lang, wie nur wenige, dem heiligen Grale gleich in seinem Herzen gehütet und bewahrt. Er, dem kräftigsten Volksstande entsprossen, mit geistiger Tiefe und edlem Freiheitsgefühle begabt, er ist der echte Repräsentant deutscher Nationalität, auf ihn richtet Eure Blicke, Ihr, die Ihr es wohl meinet. Ihr tragt ihm nur den schuldigen Dank ab für das, was er für Euch getan und gelitten, er, mit Recht gelobt und gepriesen

So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt!"

Es ist bekannt, daß die Wahl des Bonner Professors eine Frage war, die mehrere Wahlkreise beschäftigte. Ein Mülheimer Pfarrer und Schuldirigent führte dazu aus, Arndt trage den Glanz und Zauber des Märtyrertums an sich. Gewiß werde wieder das „Arndtlied" in Frankfurt das Hauptlied sein. Solle Arndt sein Lied nicht mitsingen? Solle er es nicht tun als der von ihnen Gewählte? Dies sei die Frage, die er an die Rheinprovinz richte, die er mit der festen Zuversicht an sie richte, daß dieser edlen und teuren Provinz auch diesmal ihre Pflicht, ihr Ruhm und das Wohl des Vaterlandes heilig sein werde.[1])

In Anbetracht dessen, daß Arndt wohl an mehreren Stellen im Rheinland gewählt werde, stellte man auch in Solingen einen zweiten Kandidaten auf, den Herrn v. Beckerath aus Krefeld. Letzterer habe bei den dortigen konfessionellen Gegenbestrebungen keine Aussicht, durchzukommen.[2]) Doch war die Stimmung der Solinger Wahlmänner, wie es scheint, nur für Arndt. Am 10. Mai, nachmittags 3 Uhr, fand dann im Hause des Gastwirtes Daniel Tillmann zu Solingen unter dem Vorsitz des Königlichen Landrates und Wahlkommissars Grafen von dem Bussche-Kessel die Wahl statt. Arndt wurde anscheinend mit weit überwiegender Mehrheit gewählt. Am gleichen Tage reiste sofort eine Deputation von Solingen nach Bonn, um dem Professor die auf ihn gefallene Wahl mitzuteilen. Gleichzeitig trafen auch schon Deputationen von andern Kreisen mit demselben Bescheid ein. Wir lassen Arndt über den freudereichen Abend des 10. Mai selbst sprechen. Er sagt in einem Briefe an Charlotte v. Kathen:[3]) „Ich bin hier am Rhein in vier Kreisen für Frankfurt gewählt, in Simmern, Mülheim a. d. Ruhr, Essen, Solingen. Ich habe es für die stählernen und eisernen Solinger (die Eisenhämmer und Waffenschmiede) angenommen. Das hat auch seinen tiefen Schmerz, nämlich, daß man absagen muß, und daß ich in der Heimat habe absagen müssen. Ich war den 10. abends fast zerrissen, nämlich mein bißchen Herz; es saßen drei Sendschaften vor mir von ehrenwertesten Männern, deren meisten ich ein Nein sagen mußte, und dann kam

[1]) Beilage 37 des „Solinger Kreis-Intelligenzblatts".
[2]) Beilage 36.
[3]) Langenberg a. a. O., Bd. VII, S. 30.

Digitized by Google

eine große, prächtige Musik mit Gesang und Liedern, begleitet von den Obersten und Offizieren eines Magdeburger Regiments."

Am 11. Mai kehrte die Solinger Deputation hocherfreut nach der Heimat zurück mit folgendem eigenhändigen Schreiben[1]) des ehrwürdigen Arndt:

„Ich Unterzeichneter bezeuge hierdurch dem verehrten Herrn Kommissarius und Wählern des Kreises Solingen, daß ich die auf mich gefallene Wahl für das Parlament in Frankfurt mit Freuden annehme, in der Zuversicht auf Gott und das Glück und die Freiheit unsers Volkes, daß aus jener großen Versammlung dem Vaterlande wahre Freiheit, Einigung und Stärke erwachsen werden.

Bonn, den 11. Mai 1848. Ernst Moritz Arndt,
D. D. Professor der Geschichte an der Königl. Preußischen Rheinischen Universität."

Am Abend der Wahl schrieb der Neugewählte an seinen Solinger Freund den folgenden Brief:

* Bonn, d. 10. Mai 1848, Abends.

Lieber Pate.

Herzlichen Dank Ihnen und den lieben Aeltern für Ihr gütiges Letztes.

Wohl wäre es billig, daß ich den Gönnern und Freunden, die mir soviel Vertrauen und Liebe erzeigen, mich in Person darstellte. Aber darauf würden doch ein paar Tage drauf gehen, und ich habe die 5—6 Tage, ehe ich nach Frankfurt gehe, so viel auf dem Halse, Haus- und Amtsgeschäfte, die geordnet seyn wollen, daß ich keine Tage dran zu geben habe. Die Freude will ich mir auf die Zeit versparen, wo ich von Frankfurt zurückkomme, wo ich hoffe, mich so aufzuführen, daß meine Herren Treugeber nicht unzufrieden mit mir seyn werden.

Also freundlichsten Dank und tausend beste Grüße den Aeltern und den Freunden. Ihr

E. M. Arndt.

Am 16. Mai reiste Arndt von Bonn nach Frankfurt, um der feierlichen Parlamentseröffnung vom 18. Mai in der St.-Pauls-Kirche beizuwohnen. Er hatte seinen festen Platz auf der zweiten Bank des rechten Zentrums, ganz nahe an der Rednerbühne. Das „weiße Haupt und der immer noch rüstige Körper im blauen deutschen Rocke" war die populärste Erscheinung in der Paulskirche. Der damalige Abgeordnete des deutsch-böhmischen Kreises Elbogen, Heinrich Laube, ebenfalls Anhänger des Zentrums und der erbkaiserlichen Partei, schildert uns den Arndt des Frankfurter Parlamentes also:[2]) „(Seine) Milde hat ihn während der Parlamentszeit nie gehindert, sehr feste Meinungen zu haben und sehr fest zu vertreten. Er ging bei den verfänglichsten Fragen unbekümmert um

[1]) „Solinger Kreis-Intelligenzblatt" Nr. 39.
[2]) Laube, Das erste deutsche Parlament, Bd. III, S. 228.

Digitized by Google

Unpopularität auf die Tribüne und redete gegen den französischen Nivellierungskram hinein, daß die Fetzen flogen. Es war überall ein sicherer Verlaß auf ihn, wie auf einen viel erprobten Wanders- und Kriegsmann, der alles wohl erwogen hat und weder nach links noch nach rechts ein Blatt vor den Mund nimmt. Ein Kernmann! Der Splint mag von den Jahren schadhaft werden, und auch dieser bleibt ihm, dem täglichen Fußgeher, welchem man immer auf den Spazierwegen Frankfurts begegnete, auch dieser Splint des Leibes bleibt dem siebzigjährigen Greise wunderbar fest; der Kern aber ist nur stärker geworden seit der Opposition gegen Napoleon und gegen polizeiliche Restauration. Er war mit seiner lauten Stimme in den Gesellschaften ein Schrecken für alle zarten Gewebe, die nichts brauchen konnten von einem durchgreifenden Entschlusse; er war bis zum letzten Atemzuge des Parlaments einer der Entschlossensten für den parlamentarischen deutschen Bundesstaat in erster, die Union mit Oesterreich in zweiter Linie."

Wir beschränken uns im folgenden darauf, den Briefwechsel Arndts an seinen Solinger Freund Berg bis zum Austritt aus dem Parlament und der Abreise nach Bonn mitzuteilen. Die eingestreuten Bemerkungen dienen zur Erklärung.

* Frankfurt, den 25. Juni 1848.

Lieber Pate.

Hier einige Reime, die Sie gütigst den Freunden mittheilen wollen.[1])

Wie es hier geht? Darüber zu schreiben, würde zu breit werden, und doch würde es Ihnen kein klares Bild geben.[2])

Wie es gerathe — ich gehöre weder zu den Zuwilden noch zu den Zuzahmen — das deutsche Volk wird in Herrlichkeit hindurchgehen. Das weiß ich, das wird der Schluß seyn.

Grüßen Sie vor allem die lieben Aeltern und die Freunde.

Ihr

E. M. Arndt.

Die Frankfurter Verhandlungen in den folgenden Monaten gingen sehr schleppend, und die Frage des Verfassungswerkes zur Einigung und Kräftigung Deutschlands war noch gar nicht berührt. Einige Urwähler aus dem Kreise Solingen fühlten sich sogar veranlaßt, in dieser Sache eine Resolution zu fassen.[3]) Nicht nur jeder Wahlmann, sondern auch jeder Urwähler müsse sich verpflichtet und angetrieben fühlen, die schleunige Erfüllung des ihren Vertretern in beiden Nationalversammlungen erteilten Mandates mit kräftigen Worten zu beantragen, damit Deutschland und in ihm Preußen nach innen erstarke und die

[1]) Worum es sich handelt, ist nicht ersichtlich.

[2]) Am 19. Juni hatten gerade die Verhandlungen über eine provisorische Vollziehungsgewalt begonnen. Die einen wollten ein Direktorium von drei Männern, die andern traten für einen Verweser ein.

[3]) „Solinger Kreis-Intelligenzblatt" Nr. 76.

Digitized by Google

unheimliche Schwüle, welche dieses innere Deutschland umlagere, verschwinde vor den erquickenden Strahlen der reinen, wahren und edlen Freiheitssonne. Auch Arndt klagt über den trägen Gang der Arbeiten:

* Frankfurt, den 20 des Weinmonds 1848.

Dank, mein theurer Freund, für Ihren lieben Brief.

Es ist unmöglich, Ihnen zu schreiben — weil es zu breit und weit werden müßte, warum es nicht geschwinder vorwärts geht mit den Arbeiten der Konstituierenden Versammlung. Doch fangen wir an schneller zu arbeiten. Aber es kommen gar zu viele zögernde Zwischenfälle,[1]) und noch mehr wirft die äußerste Linke oft absichtlich hinein. Man muß sich erinnern, daß die französische konstituierende Versammlung zur Vollendung ihrer Grundgesetze über anderthalb Jahre gebraucht hat. Wir werden mit dem Winter hoffentlich fertig werden.

Daß man gegen die radikalste Linke und selbst gegen ihren Auswuchs, was die Klubs zum Theil sind, nicht früher verfahren kann, das liegt in den ersten Einleitungen und Beschlüssen der deutschen Dinge vom März und April d. J. und in der Ohnmacht und Feigheit der Regierungen und der Lähmung und der Feigheit sogar mancher Gerichte.

Ade! Viele Grüße den lieben Ihrigen

Ihr E. M. Arndt.

* Frankfurt, den 1. November 1848.

S. T.

Hiebei, lieber Pate, 4 Louisdor, die mir ein frommer Mann zugestellt hat. Sie sollen an arme Fabrikanten vertheilt werden. Ich übergebe Sie Ihnen zur Verteilung.

Herzliche Grüße Ihren Lieben Ihr

E. M. Arndt.

* Frankfurt, den 12. November 1848.

Es ist ganz im Sinne des Gebers, wenn das Uebersandte für wohltätige Zwecke verwandt wird. Also, lieber Freund, verfügen Sie nach Ihrem Gefallen frei darüber.

In der Welt und in unserm lieben Deutschland geht es wild durch manche böse Wühlerei, die im Namen der Freiheit getrieben wird. Solche bittere Früchte muß man auch neben einigen süßen kosten. Wenn nur Berlin nicht endlich Wien es nachmacht! Es scheint nicht übel Lust dazu zu haben.

Ade! Viele herzliche Grüße dem lieben Vater und allen Freunden

Ihr E. M. Arndt.

---

[1]) Gemeint ist wohl die schleswig-holsteinsche Frage, die das Parlament seit dem Waffenstillstand zu Malmö (26. August) beschäftigte. Als die Majorität des Parlaments dem Waffenstillstand zustimmte, nahm das Volk gegen die Abgeordneten eine drohende Haltung an.

Digitized by Google

* Frankfurt, den 18. des Windmonds 1848.

S. T.

Hier, lieber Freund, sende ich Ihnen Papier, was Sie unter die wohlgesinnten Freunde austheilen!

Gebe Gott doch, daß man von beiden Seiten Verstand und Mäßigung gebrauchen lerne.

Viele Grüße Ihr E. M. Arndt.

* Frankfurt, den 24. des Wintermonds 1848.

Empfangen Sie, liebster Pate und Freund, meinen treuesten herzlichsten Dank für alle Ihre freundlichen Worte und Wünsche für das theure Vaterland und für mich Einzelnen.

Wir zerarbeiten uns seit Wochen über die schwersten Fragen von Oesterreich und Preußen und von Kaiser und Erbkaiser. Ich hoffe, Verstand wird da endlich über Unsinn und wahre Vaterlandsliebe über den Sonderungsgeist siegen. Ich sehe mit allen Verständigen keine andere Möglichkeit als Preußen an der Spitze, da wir doch alle barbarische oder halbbarbarische unter Habsburgs Scepter wohnenden Völker in unsern deutschen Bund mit Halbfreiheit nimmer aufnehmen können.

Es steht diese Lebensfrage, es steht viel für Deutschlands Zukunft Wichtigstes noch sehr dahin. Indessen Rom ist nicht in Einem Jahre erbaut und ehe die Neugestaltung Deutschlands sich bildet und fügt oder vielmehr mit seinen vielen schroffen Ecken sich einfügt, müssen noch die Wasser mancher Jahre vom Berge laufen. Ich werde dieser Gestaltung nicht lange mehr zuschauen — aber wir werden doch fortschreiten und nicht zurücklaufen.

In dieser Hoffnung sage ich Ihnen Ade und bitte allen Freunden und vor allem Ihren Vater und Ihren Liebsten meinen besten Neujahrsgruß zu melden.

In deutscher Treue Ihr E. M. Arndt.

* (Datum fehlt.) [Neujahr 1849.]

Ein glückliches Jahr Ihnen und den lieben Ihrigen und dem ganzen großen Vaterlande!

Hier, lieber Freund, mehrere Exemplare unserer Grundrechte, die Sie an Freunde vertheilen können.[1])

Bald kommen wir an die wichtigsten Fragen von Deutschlands Obermacht. Wir bedürfen eines starken Herrn zu starker Freiheit. Wolle Gott, daß wir Preußen durchbringen!

Viele Grüße dem Vater Ihr E. M. Arndt.

---

[1]) Die Grundrechte (Preßfreiheit, Vereinsrecht, Toleranz, Abschaffung der Feudallasten, Schwurgericht usw.) standen seit Juni 1848 zur Beratung. Ihre Fixierung konnte wegen der vielen unnützen Debatten hierüber erst im Dezember 1848 abgeschlossen werden.

Digitized by Google

* Frankfurt, den 22. des Lenzmonds 1849.

Theurer Pate!

Auf Ihr liebes Letztes vom 14. dieses M. hätte ich Ihnen schon früher geantwortet, wenn wir die letzten Wochen mit ewigen Versammlungen und Verhandlungen innerhalb und außerhalb der Paulskirche nicht auf eine schwere Weise zerarbeitet worden wären. Und nun? was kann ich Ihnen melden? Eben nichts Gutes. Wir haben eine Niederlage erlitten, so mächtig ist Oesterreich im Bunde mit den Ultramontanen und einem Bruch der Rothen. Ueber die Dinge weiter zu schreiben, würde zu breit und zu unnütz werden. Ob sich nun überall noch etwas Kräftiges und Ordentliches wird machen lassen, zumal da auch das Ministerium Gagern abtritt, steht dahin.

Ade! Tausend beste Grüße Ihr E. M. Arndt.

* Frankfurt, den 24. des Lenzmonds 1849.

Liebster, treuester Pate!

Wie ich Ihnen in meinem Letzten wenigstens andeutete, stehen wir in schlimmen Kämpfen mit der sich immer mehr stärkenden österreichisch-ultramontanischen Parthei, zu der sich unsere Jakobiner, — so will ich die ultraradikalen Narren nennen — meistens schlagen. Es wird nun das Letzte gebraucht werden — und ob wir etwas Festes Recht und Macht Vereinigendes mit der löblichen Freiheit endlich werden durchsetzen und machen können, das steht sehr dahin.

Sie sehen also, lieber Freund, daß von Vollendung unseres Werkes, vollends von Abreise — ich hoffe, man wird doch zuletzt nicht auseinanderjagen — noch gar nicht die Rede sein kann. Ihren lieben Aeltern sagen Sie aber wiederholt meinen allerherzlichsten Dank für all Ihre Gütigkeit. Ich werde die freundlichste Einladung nimmer vergessen, und falls mir durch Gott noch verliehen wird, mit leichtem Herzen von hier abzureisen, werde ich des lieben Solingen und meiner dortigen Freunde gedenken und Ihnen mehrere Tage vorher meine Ankunft melden.

Wie gesagt: wir stehen im harten Kampfe, doch man darf an dem lieben Vaterlande nicht verzweifeln.

Ade! Tausend beste Grüße Ihren lieben Aeltern und allen Freunden.

In deutscher Treue Ihr E. M. Arndt.

Im Januar 1849 war der Antrag angenommen, daß als Oberhaupt des Reiches ein regierender deutscher Fürst mit dem Titel „Kaiser" gewählt werden solle. Ein Antrag auf Erblichkeit dieser Würde jedoch fiel. Wir bemerken hierzu, daß der Solinger Bürgerverein laut Sitzung vom 15. Februar eine Adresse nach Frankfurt sandte, worin er eifrig für die Erblichkeit einer deutschen Kaiserwürde eintrat. Die Adresse wurde am 24. Februar abgeschickt.[1]) Die folgende Zeit hindurch

[1]) „Solinger Kreis-Intelligenzblatt" Nr. 16.

Digitized by Google

beschäftigte man sich in scharfen Debatten mit der Person des künftigen Kaisers. Die Hoffnung der Großdeutschen, die Kaiserwürde Oesterreich zu übertragen, schwand, da sich letzteres am 4. März als selbständige Erbmonarchie erklärte. Die größte Sympathie hatte man immer noch für den König von Preußen, die sogar die Großdeutschen jetzt nicht verhehlen konnten. Indessen war man sich in weiten Kreisen der Abneigung Friedrich Wilhelms IV. gegen die Uebernahme der Kaiserwürde wohl bewußt. Dies mag auch Arndt veranlaßt haben, am 9. März im vollen Vertrauen einen Brief an den König zu schicken, worin er ihn hoch und teuer beschwor, es als die heiligste Pflicht zu betrachten, die demnächst auf ihn fallende Wahl zum Kaiser anzunehmen. Die Rückantwort des Königs vom 18. März war ablehnend, verpflichtete Arndt aber zur strengsten Geheimhaltung. Am 28. März wurde dann Friedrich Wilhelm IV. zum Kaiser gewählt und der bestimmten Hoffnung Ausdruck gegeben, daß der Fürst die Wahl akzeptieren würde. Nur einer wußte, daß diese so schöne Hoffnung geknickt würde, es war E. M. Arndt; aber er mußte schweigen.

Die Solinger waren von demselben glühenden Eifer und derselben Ueberzeugung von Preußens deutschem Berufe getragen wie Arndt, davon zeugt die Adresse, die der Stadtrat von Solingen unter dem 30. März 1849 an seinen Landesherrn abschickte. Sie lautet:

„Eure Majestät wolle im Interesse des engeren und weiteren Vaterlandes eine Krone nicht verschmähen, mit welcher der Kern eines hochherzigen Volkes nur Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, gekrönt sehen möchte."

Am 30. März begab sich von Frankfurt eine Deputation nach Berlin, um dem König die Krone anzutragen. Unter den Deputierten befand sich auch der greise Arndt, immer noch hoffend, das Herz des Königs werde durch den feierlichen Akt der Ueberreichung umgestimmt. Doch er täuschte sich. Friedrich Wilhelm IV. lehnte in der Audienz vom 3. April das Anerbieten ab. Dennoch verließ Arndt nicht die eiserne Hoffnung auf Preußens hehren Beruf. Davon sprechen auch die folgenden Briefe:

* Frankfurt, den 13. des Frühlingsmonds 1849.

S. T.

Dank, geliebter Freund, für all Ihre Freundlichkeit und Liebe. Dies versichern Sie auch Ihre werthen Mitbürger, welchen Sie beiliegendes Blatt als eine Erwiderung gütigst vorlesen wollen.

Ich hoffe, wir werden doch noch zum Ziele kommen und der König von Preußen und die wenigen widerstrebenden Fürsten werden sich dem allgemeinen Willen beugen müssen. Geschähe das nicht, so könnten unabsehliche Weiterungen erfolgen.

In dieser Hoffnung und mit der Bitte, mich allen Ihren Lieben bestens zu empfehlen, bin ich

in deutscher Treue

Ihr E. M. Arndt.

Digitized by Google

E. M. Arndt an seine geehrten und geliebten Wähler und Freunde in Solingen usw.

* Frankfurt, den 13. April 1849.

Mit inniger Rührung, theure Mitbürger und Freunde, habe ich Ihre zu freundliche Nachricht vom 7. dieses Monats gelesen. Wenn meine hohen Jahre mir auch die Rüstigkeit und Tätigkeit nicht mehr erlauben, deren jüngere und kräftigere Männer sich erfreuen, so glaube ich mir doch zurechnen zu dürfen, daß ich mit Beständigkeit und Redlichkeit für das gestrebt habe, was ich zum Heil meines Volkes und Vaterlandes für nützlich und nothwendig erachte, für das Große, was ehrenwerte Männer unter dem hehren und hohen Namen Freiheit verehren.

Wir waren nach Berlin gezogen mit fröhlicher Hoffnung und mit jauchzendem Jubel alles Volkes. Wir hofften dort für unser Werk den Schlußstein zu finden, ... zu der edlen Freiheit die Einheit der Stärke und Macht zu schaffen, ohne welche sie nicht fest noch würdig bestehen kann. Wenn es augenblicklich auch scheint, daß wir diesen Zweck nicht erreicht haben, so wollen wir doch noch hoffen, daß wir ihn erreichen werden, daß die Fürsten des Volkes ihre und unsere Stellung und die ganze Gefährlichkeit der Zustände und Verhältnisse der Zeit begreifen werden.

In dieser Hoffnung und in dem Gefühl, daß der Gute und Tapfere nimmer am Vaterlande verzweifeln darf, drücke ich Ihnen allen mit dem herzlichsten Gruße die Hände.

In deutscher Treue Ihr E. M. Arndt.

Die folgenden Wochen vergingen in Frankfurt unter gehässigen Reden und stürmischem Lärmen der Parteien, ohne daß man irgendwie vorankam. Am 25. Mai erklärten dann 65 Abgeordnete der Erbkaiserpartei, darunter Arndt, Gagern, Dahlmann, Duncker, Droysen, ihren Austritt aus der Nationalversammlung. Am folgenden Tage schrieb Arndt nach Solingen:

* Frankfurt, d 21 Mai 1849.

(Größte Eile)

Lieber Pate!

Ich lege mein Mandat nieder und fahre zu Haus, weil die Dinge sich so gewendet und gestaltet haben, daß ich nach meiner Ueberzeugung, die von den besten Rednern des Reichstages getheilt wird, hier mit Ehren nicht länger wirken noch bleiben kann.

Wollen Sie Beifolgendes meinen Herren Wählern gütigst mittheilen. Es wird wohl am besten durch Abdruck in der Solinger Zeitung denselben mitgetheilt.

Herzlichen Gruß allen Ihren Lieben

Ihr E. M. Arndt.

Digitized by Google

Das folgende Schreiben wurde dem Wunsche Arndts entsprechend in Nr. 42 des „Solinger Kreis-Intelligenzblattes" vom 26. Mai 1849 abgedruckt. Es lautet:

Frankfurt, d. 21. Mai 1849.

Den Ehrenwerten Herren Wahlmännern des Kreises Solingen.

Ihnen, sehr werthe Herren und Freunde, habe ich die Ehre und Pflicht, hierdurch zu melden, daß ich heute mit ungefähr 50 der ehrenwertheſten Männer des Reichstages aus seiner Versammlung ausgetreten bin.

Unsere Erklärung über diesen Griff, welche Sie in den stenographischen Berichten und wahrscheinlich auch wohl bald in allen Tagesblättern lesen werden, wird Ihnen die Gründe unseres Austritts näher andeuten.[1])

Indem ich Ihnen für das Vertrauen und für die Ehre danke, welche Sie selbst meinem hohen und fast überlebten Alter geschenkt haben, hoffe ich durch meine in der Frankfurter Reichsversammlung erwiesene geringe Wirksamkeit, doch das immer gezeigt zu haben, daß mein Streben für eine rechte würdige Freiheit des Volkes und für die mögliche Einigung, Stärkung und Erhebung des geliebten Vaterlandes ein warmes und unermüdliches gewesen ist.

Wenn auch mehrere Könige Deutschlands sich bis jetzt geweigert und gesträubt haben, eine gewisse Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit der Zeit anzuerkennen und auf ihr Großes und ihr Kleines, auf ihre Nöthen und Bedürfnisse wie auch ihre Ehren und Freuden, mit uns mit gleichen Augen zu schauen, mit uns, welche sie selbst doch nach Möglichkeit zu erhalten strebten, glauben Sie, werthe Freunde, glauben Sie mir doch, die Strebungen und Arbeiten eines sicheren und mühevollen Jahres, welches ich mit vielen Ehrenmännern durchsessen und durchkämpft habe, werden nicht verloren seyn. Manche edle Samen sind doch ausgesäet, die endlich gute Früchte tragen werden.

Nun ein herzliches Lebewohl und einen festen treuen Handschlag aus der Ferne. Erhalten Sie mir Ihr freundliches Wohlwollen und streb . . . . . mit mir, daß Gott unser Vaterland frei und glücklich und einig und stark machen wolle!

In deutscher Treue Ihr

Reichstagsmann E. M. Arndt.

Am 21. Mai reiste Arndt von Frankfurt nach Bonn zurück. Der Austritt der Erbkaiserpartei machte ein weiteres gedeihliches Arbeiten des Frankfurter Parlamentes zu Deutschlands und Preußens Wohl unmöglich. Die weiteren Verhandlungen in der Paulskirche und die Sitzungen des sog. Stuttgarter Rumpfparlaments sind die letzten Zuckungen eines siech gewordenen Körpers. Aber die Frankfurter Tage bis zum 20. Mai 1849, mögen sie uns auf den ersten Anblick vergeblich erscheinen, sie haben manchen Stein herbeigetragen zu dem

[1]) Die Erklärung der Austrittspartei wurde in Nr. 42 des „Solinger Kreis-Intelligenzblattes" veröffentlicht.

Digitized by Google

stolzen Bau des großen Deutschen Kaiserreiches von 1870. Mit intuitivem Blick hat auch E. M. Arndt dies vorausgesehen:

„Ein Jahr? Was haben wir geschaffen?
Ein Jahr des deutschen Weltgerichts?
Wie brausend lief es uns bergunter,
Und sein Ergebnis war ein Nichts."

O schlimmste aller schlimmen Reden!
Auch Deutschland also bliebe Nichts?
Nein, nimmer! Geister schlugen Schlachten,
Und Funken flogen rings des Lichts.

Unsterblich unter ihren Aschen —
Ja, auf ihr Leben kannst du trau'n.
Ein Wind von Gott wird wieder blasen,
Und schöne Flammen wirst du schaun.

Der englische Machtbegriff

Von

Prof. Dr. Bernhard Fehr

Seit Kriegsausbruch ergeht sich England in den heftigsten Ausfällen gegen Deutschlands Auffassung und Verfechtung des Staats- und Machtbegriffes. Es fallen die Namen Treitschke, Nietzsche und Bernhardi. Treitschke habe gelehrt, der Staat sei Macht, seine höchste Pflicht die Selbsterhaltung. Selbsterhaltung aber bedeute Macht. Salus populi suprema lex. Diesem höchsten Gesetze müsse sich das internationale Recht beugen. Jeder Vertrag, den ein Staat schließe, sei nur so lange für ihn bindend, als die Umstände die gleichen blieben. Aenderten sie sich, dann löse sich der Vertrag von selber auf; denn kein Staat könne seinen Willen für die Zukunft andern Staaten gegenüber festlegen. Die Deutschen seien ein Volk der Kraft und Fähigkeit, somit am geeignetsten, die Welt zu beherrschen. Sie hätten die Gewalt und deshalb das Recht. — Was ist gut? habe Nietzsche gefragt und dazu die Antwort gegeben: Alles, was das Machtgefühl, den Willen zur Macht und die Macht selber erhöht. Was ist schlecht? Alles, was der Schwäche entspringt. „Werdet hart, o Brüder!" Die Welt ist unser. Wenn uns die Menschen nicht die besten Dinge geben wollen, nehmen wir sie: die beste Nahrung, den reinsten Himmel, die stärksten Gedanken, die schönsten Frauen. So laute die Herrenmoral Nietzsches, den sich übrigens die Engländer als einen auch äußerlich ganz brutalen Menschen vorstellen, ist doch auf dem Bildnis, das die Einbanddecke eines populären Büchleins von J. M. Kennedy, Nietzsche, The Mind that caused the Great War, ziert, der allerdings kräftige Schnurrbart des Philosophen ab-

Digitized by Google

sichtlich oder unter dem Druck der Suggestion ins Struppige und Ungeheuerliche gezerrt und gestreckt worden. Man wollte offenbar einen deutschen Barbaren im Bilde vorführen; denn wer solche Lehren, wie sie Nietzsche und Treitschke verkünden, erfunden hat, ist ein Heide und ein Barbar. Die Oxforder Universitätsprofessoren bemühen sich denn auch in ihrer Schrift: Why we are at War (1914) aufs peinlichste, zu beweisen, daß die deutsche Staatslehre mit ethischem Firnis überzogenes Heidentum und Barbarentum ist. „Die Lehre birgt eine rohe barbarische Einfachheit in sich. Das Empörende daran ist der moralische Firnis: das Geschwätz von einem Krieg, der die Frucht eines politischen Idealismus sein soll, und der Ausdruck „sozialer Organismus", das Geschwätz von historischer Entwicklung, die Rechte wie die belgische Neutralität ungültig macht; vor allem aber das Geschwätz von der Gewalt, die der Träger höchster Kultur sein soll ... Das Ganze ist doch nur eine heidnische Lehre, die Anbetung tierischer Kraft, die sich als Heldentum verkleidet, und tückischer Schlauheit, die den Mantel politischer Moral trägt ... An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Die Früchte des Heldentums sind Löwen, aus deren Asche Rauchsäulen zum Himmel steigen." Englands hohe Aufgabe ist, diese barbarische, heidnische Staatslehre bis aufs Blut zu bekämpfen. Deutschland muß wieder lernen, die Heiligkeit der Verträge zu achten. England kämpft nicht um seinen eignen Vorteil, sondern einzig und allein, um das heilige Versprechen, Belgiens Neutralität zu wahren, einzulösen. Da gibt es für einen Ehrenstaat wie England kein Zurücktreten mehr.

Aber der Leser wird einwenden: Wir kennen schon längst die heuchlerischen Scheingründe der Engländer! Die papageiartig wiederholten Schlagworte Barbarei und Militarismus sind uns nachgerade zum Ekel geworden! Und daß die Engländer immer wieder mit Treitschke und Nietzsche kommen, ist uns bekannt, aber auch gleichgültig. — Gewiß! Aber angesichts der wütenden Entrüstung, mit der die Engländer die deutsche Machtlehre zurückweisen — ob die vorhin vorgetragene Machtlehre wirklich deutsch ist oder nicht, bleibe dahingestellt![1]) — verlohnt es sich, in aller Nüchternheit und mit ruhigem, kühlem Verstande den englischen Staats- und Machtbegriff einen Augenblick unter die Lupe zu nehmen. Da entdecken wir sogleich, daß selbst der edelste und tiefstfühlende Brite des neunzehnten Jahrhunderts, Thomas Carlyle, einer eigentlichen Machtlehre das Wort gesprochen hat. Schulze-Gaevernitz hat ihn den Vater der imperialistischen Gedankenwelt genannt. „Die stärkere Nation hat nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, die schwächeren Völker teils zu beherrschen, teils zu verdrängen. Sie ist in letzter Linie geschickter zu jener Urbarmachung der Welt, welche die Aufgabe des Menschengeschlechts darstellt. — Die stärkere Nation ist vor allem diejenige, welche für ihre Zwecke den

[1]) Da es sich jetzt nur darum handelt, die Engländer mit ihren eignen Argumenten zu schlagen, wollen wir nicht einmal geltend machen, daß Belgien seine Neutralität im geheimen aufgegeben hatte und daß der ganze Krieg dem deutschen Volke in frevelhafter Weise von seinen Feinden aufgezwungen worden ist.

Digitized by Google

stärkeren Staat in Tätigkeit setzt — diejenige, welche staatlicher gesinnt ist. — Von allen Seiten der Staatstätigkeit aber ist die militärische Machtentfaltung die älteste, die geschichtlich weittragendste" (bei Schulze-Gaevernitz, Britischer Imperialismus, S. 80).

Daß diese Machtlehre Carlyles von den Engländern in der neuesten Zeit nicht etwa aufgegeben, sondern erst recht kräftig erfaßt worden ist, braucht kaum betont zu werden. Wie äußerst empfindlich die englische Regierung und das englische Volk sich gerade in der Machtfrage gebärden, hat der Südafrikanische Krieg gezeigt, der Seelenäußerungen ausgelöst hat, die Englands Argumente gegen Deutschland aufs schlagendste widerlegen und in ein lächerliches Licht rücken. Damals brach England sein Wort. Es hatte vorher, im Jahre 1884, durch die Konvention von London auf die Rechte der „Suzeränität" über die beiden Republiken verzichtet. Die Suzeränitätsklausel des alten Vertrages vom Jahre 1881 hatte der damalige Kolonialminister Lord Derby mit der Feder eigenhändig durchgestrichen. Die Freistaaten hatten das Recht, ihre innern Angelegenheiten nach ihrem Gutdünken, ohne den Einspruch Englands befürchten zu müssen, zu ordnen und zu richten. Sie hatten ja Englands Wort. Aber Dr. Jameson, Cecil Rhodes, Sir Alfred Milner und Josef Chamberlain, hinter denen die britische Hochfinanz stand, beschlossen im Interesse des britischen Weltreiches den Untergang der beiden Burenrepubliken. Ueber das ganze Südafrika sollte dereinst die englische Flagge wehen. Das Burenvolk mußte vernichtet werden.

Wie hat damals der Engländer diesen Vertragsbruch und diese Vernichtung begründet? Er hat zunächst die Buren als das gemeinste, schmutzigste, feigste, hinterlistigste, verkommenste Volk hingestellt. Darüber wollen wir jetzt nicht näher sprechen; denn diese Brandmarkung eines braven Feindes, dem der Engländer selbst beim heldenmütigen Widerstand in Paardeberg jegliche Tapferkeit absprach, gehört zu den traurigsten Erscheinungen in jenem für die Engländer so ruhmlosen Kriege. Für uns ist es jetzt wichtiger, die englische Staatslehre, wie sie damals verkündigt wurde, ins Auge zu fassen.

Wenn der Engländer etwas wünscht, dann bildet er sich nach Bernard Shaw ein, er habe die Pflicht, es zu besitzen. So arbeitete auch damals das geistige Uhrenwerk des Engländers. Was die nationale Leidenschaft begehrte, wurde dem Machtbereich eines religiösen Imperativs unterstellt: Gott will, daß die Erde entwickelt werde, und hat uns zu dieser Aufgabe bestimmt. Deshalb ist es nicht recht, daß die Buren uns an dieser Arbeit hindern. Wir sind das Gute, die Hochburg des Christentums. Wer uns widersteht, bekämpft somit das Gute und will das Böse. Gott wird die Buren strafen. Wir sind eine höhere Menschheit, und später werden die Buren uns dafür danken, daß wir sie in uns aufgenommen haben; denn sie werden begreifen, daß ihre jetzige Freiheit wertlos ist im Vergleich zur englischen Freiheit, die sie nachher genießen dürfen. Unabhängig sein heißt ja Engländer sein! — Und die Heiligkeit der Verträge? — Verträge, Versprechungen sind nur ideelle, abstrakte Notwendigkeiten. Die Zeit,

Digitized by Google

die das Recht schafft, hat den Besitz des Transvaals durch die Buren noch nicht heiligen können. „Die beiden Republiken haben ja nicht einmal das Leben eines Geschlechtes hinter sich," sagte damals (im Februar 1900) Cecil Rhodes in Kimberley. — Unser Recht ruht nicht auf bloßen Ideen, sondern auf greifbaren Tatsachen. Die große Tatsache ist, daß 100000 Engländer in Transvaal leben. Demgegenüber hatte die burische Forderung unsrer Nichteinmischung keinen Sinn mehr. Die größte Tatsache der Welt ist England, das mächtigste, älteste, zäheste, lebensfähigste Land, das leben und sich vergrößern will und muß. Wer diese Tatsache verkennen will — sang damals der brutale Kipling, der Dichter des britischen Imperialismus — soll mit Schrot und Korn vernichtet werden.

Unser Recht stützt sich auf die Tatsachen und auf die Gewalt! Darum ist Gott mit uns. Sein Wille ist der Wille Englands, unser Krieg somit ein heiliger Krieg.

Der diesen Aeußerungen als Voraussetzung dienende englische Staats- und Machtbegriff ist damals (1900) in drei Aufsätzen (des 1., 2. und 13. März) der „St. James' Gazette", die jetzt „Evening Standard" heißt, genau umschrieben worden. Wir entnehmen daraus folgende Hauptpunkte:

„Wenn das britische Weltreich ein lebendiger Organismus ist, dann haben wir wahrlich das Recht, ihn zu erhalten. Wer da behauptet, Gewalt sei nicht Recht, vergißt, was das höchste Ideal ist; denn unser Gottesbegriff ist der der unendlichen Macht, und wir können den Begriff der Allweisheit von dem der Allmacht nicht trennen. Es nützt nichts, sich in dem Irrgarten der Sentimentalität zu verlieren oder sich in Träumen geistiger Sanftmut und geistiger Liebe zu wiegen; denn alle Menschenrassen, vom entartetsten Menschenfresser bis zum edelsten Christen, verehren in ihrem Kultus die Macht als eines der Wesensbestandteile der Gottheit. Also ist Gewalt Recht, und in letzter Hinsicht gibt es für den Philosophen kein andres Recht ... Der Erfolg allein schafft Rechtfertigung."

„Diese Ueberlegungen dürften allen unsern Theoretikern und eingeschüchterten Moralpredigern, die die Rechtmäßigkeit unsrer imperialistischen Politik anzweifeln und sich über sie beunruhigen, wieder Mut einflößen. Sie werden doch selber erkennen müssen, daß keine andre Macht seit dem Morgengrauen der Geschichte ihre Nachbarn einem äußern physischen Zwang unter größerer Rücksichtnahme auf rein sittliche Werte und mit geringerer Selbstsucht unterworfen hat. Eine Eroberung durch England ist von jeher eine Eroberung für die Menschheit gewesen."

„Gott hat es nicht zugelassen, daß die Buren uns dazu reizen sollten, das ethische Gesetz zu verletzen. Im Gegenteil! Sie haben unser Bewußtsein dieses Gesetzes erhöht. Unser Sinn für das Gute und das Böse begann sich schon zu schwächen und seine Männlichkeit zu verlieren ... Dann wäre unser Handeln aber gelähmt, und die Macht des Guten wäre zur Macht des Bösen geworden."

Digitized by Google

„Unsre Macht ist der Stiel, dem die Blume des Guten und Rechten prächtig entsprießen wird, wenn wir den gesunden Sinn und Verstand haben, sie zu schützen und lebendig zu erhalten. Denn die Gewalt ist göttlich, und wer uns vorwirft, daß wir sie gebrauchen, vergißt, daß sogar der Gründer der christlichen Religion seine Entrüstung öfters durch körperliche Heftigkeit zum Ausdruck gebracht hat."

Diese Ausführungen sind doch weiter nichts als die von uns eingangs in englischer Gestaltung vorgeführte Lehre von der „deutschen" Gewalt und dem „deutschen" Staate. Nur besteht ein großer Unterschied zwischen der deutschen und der englischen Formulierung. Die Engländer haben die abstrakte Machtlehre ganz einfach in die Sprache der Religion übertragen; denn nur wer in dieser Sprache redet, kann in England auf Erfolg rechnen.

So beruht denn das Recht Englands auf „Tatsachen" und auf der „Gewalt" und findet in der Staatsreligion seine Weihe und Heiligung. Die Tatsachen aber und die Gewalt sind nur das erkämpfte Ziel eines bewußten nationalen Wollens und Begehrens, das im Namen der Religion zur Sittlichkeit, zur nationalen Pflicht und Tugend erhoben wurde. Dieses Volk hat sich somit seine Pflichten und Tugenden selber geschaffen, nach der Weisung Nietzsches, der da sagt: Die tiefsten Gesetze der Erhaltung und des Wachstums verlangen, daß jeder seine eigne Tugend, seine eignen kategorischen Imperative erfinde. Ein Volk geht unter, wenn es seine Pflicht mit dem allgemeinen Begriff der Pflicht verwechselt. — Mit Recht ruft im Jahre 1900 ein für die Engländer begeisterter Franzose aus: „Dieses Volk dürfte eigentlich Nietzsche sehr gefallen!"

England hat also bei seiner Verurteilung des deutschen Machtbegriffes weiter nichts getan, als daß es seine eigne nationale Geisteskrankheit Deutschland zugeschrieben hat. Das ist nicht verwunderlich; denn nie hat der Engländer andre Völker weder verstehen können, noch verstehen wollen. Er ist sich stets das einzige Maß der Dinge. Ein fremdes Volk kann er nur durch sein alles zersetzendes englisches Ich erschauen. Das Ergebnis ist ein ungeheuerliches Zerr- und Trugbild. Jeder fremde Standpunkt ist ihm unfaßbar. Jedes fremde Volk, das noch eine ausgeprägte Nationalpersönlichkeit sein eigen nennt, hat für ihn keine Daseinsberechtigung. Er fühlt und versteht nur sein eignes Ich, das durchzusetzen in dieser Welt seine göttliche Aufgabe ist. — Deutsch sein heißt verstehen und begreifen! Englisch sein heißt nicht verstehen wollen!

Digitized by Google

Die sakrale Rolle des Wassers

Von

Professor Karl B. Hofmann (Graz)

Der Zauber, den das Wasser in seinen mannigfachen Erscheinungsformen als liebliche Quelle, als dahinrauschender Fluß und als Meer — bald einschmeichelnd glatt, bald gewaltig stürmend — auf das Gemüt des Menschen übt, dazu die sich aufdrängende Einsicht seiner Unentbehrlichkeit erklären seine sakrale Bedeutung, die es in der Kultur so vieler Völker hatte und noch hat, und machen es verständlich, warum seine Anwendung verflochten ist mit den wichtigsten Vorgängen des menschlichen Lebens.

„Im Wasser wohnt Wahrheit" — mit dieser Vorstellung im Zusammenhang stehen die Wasserordale und Schwurbrunnen, die Orakelquellen und der Glaube an die begeisternde Kraft mancher Quellen.

Für die fortgeschrittene Rechtspflege der Griechen und Römer hatte in historischer Zeit das Gottesurteil keine Bedeutung, wohl aber auf primitiverer Kulturstufe, und besonders bei Völkern, die von starkem religiösen Empfinden beherrscht waren.

Bei vielen derselben galt das Wasserordal zum Beweis der angezweifelten Keuschheit. Eine merkwürdige Keuschheitsprobe erwähnt Plinius. Die Vestalin Tucia wurde von einem Verleumder verdächtigt, ihr Gelübde gebrochen zu haben. Statt jeder Verteidigung schritt sie, vom Volke begleitet, zum Tiber, schöpfte mit einem Siebe Wasser aus dem Fluß und trug es vor den Pontifex (Oberpriester). Diese Art der Wasserprobe ist darum besonders interessant, weil auch nach indischem Glauben eine reine Jungfrau Wasser im Siebe tragen könne.

Auch sonst spielt das Wasserordal in der Justiz der alten Inder eine bedeutende Rolle. In dem Gesetzbuche, das sie auf den sagenhaften Manu zurückführen, erscheint die Wasserprobe als eine Verschärfung des Eides. „Wen das Wasser nicht auftauchen läßt", ist unschuldig; den Schuldigen nimmt das reine Element in sich nicht auf, der Unschuldige dagegen untersinkt. Dieses Gottesurteil hat sich auch auf Grund derselben Auffassung bei den Germanen erhalten. Der Beklagte wurde an einem Strick gebunden ins Wasser geworfen; begann er zu sinken, so zog man ihn als Unschuldigen rasch heraus. Auch im mittelalterlichen Hexenprozeß galt die Angeklagte für schuldig, wenn sie auf dem Wasser schwamm.

Spätere indische Gesetzgeber schreiben eine andre Art Gottesurteil vor: Der Angeklagte muß, nachdem er laut erklärt: „Ich habe das nicht getan," drei Handvoll Weihwasser (Koša) trinken, in welchem ein bestimmtes Götterbild oder die Waffe eines Gottes gewaschen ward; trifft ihn nach ein bis drei Wochen ein schweres Unglück (dessen Arten einzeln aufgezählt werden), so ist seine Schuld erwiesen.

Digitized by Google

Das Trinken eines bestimmten „Fluchwassers“ als Reinigungseid schrieb auch das hebräische Gesetz vor. Wenn ein Mann eifersüchtig auf seine Frau wird, so soll er sie dem Priester vorführen, welcher sie unter höchst umständlichen Opferzeremonien das „Wasser des bitteren Wehes“ trinken lasse. Der Priester bereitet dieses „Eiferwasser“, indem er vom heiligen Wasser in ein irdenes Gefäß schöpft und darin etwas vom Staube der Wohnung streut. Sie hat unter schwerem Fluch die Frage nach ihrer Unschuld zu beantworten. Die auf einen Zettel geschriebene Fluchformel wasche er in dem Fluchwasser ab und lasse es sie trinken. Ist sie des Ehebruchs schuldig, so „wird ihr Leib schwellen und die Hüfte schwinden“, d. h. sie wird unfruchtbar werden. Ist sie aber schuldlos, so wird sie der Mutterfreuden teilhaftig.

An die Wasserordale schließen sich ihrer Bedeutung nach die Eidquellen an.

Ueberhaupt pflegten die Hellenen häufig bei den Quellen und den sie bewohnenden Nymphen oder bei besonders heiligen Strömen, z. B. bei den Wassern des altehrwürdigen Achelous, zu schwören. In Kreta galten die Nymphen geradezu als Schwurgöttinnen bei Abschluß von Staatsverträgen.

Als besonders heilig galt der Eid bei der „Styx unverletzlichen Wassern“, bei denen selbst die Götter schwuren. Man dachte die Göttin fern von den übrigen Göttern hausend in einem Felsenpalaste mit silbernen, himmelanstrebenden Säulen; von ihm floß das „urehrwürdige“ Wasser abwärts unter die Erde in die tiefe, tiefe Nacht — das äußerste Grauen selbst für Götter, daher ihr Eidschwur:

„Zeuge die Erde mir denn und der räumige Himmel darüber,
Auch die Gewässer der Styx in dem Abgrund, welches der höchste
Schwur und der schrecklichste ist für die Seligen all im Olympos.“

Außer dieser mythischen waren im Altertum die berühmtesten die Eidquellen des Brüderpaares der Paliken — ein Paar intermittierende vulkanische Schwefelthermen. Bei den Paliken legte man, wenn man wegen einer Schuldforderung geklagt, eines Diebstahls oder sonstigen Vergehens bezichtigt war, den feierlichsten Reinigungseid ab. Der Beklagte nahte, ohne vorher Nahrung genossen zu haben, mit einem einzigen Gewande angetan, einen Zweig in der Hand, den Kratern. Ihn begleiteten, außer seinen Bürgen und dem Kläger, die Priester des Heroenpaares. Die Verteidiger lasen von einem Täfelchen vor, was der Schwörende unter Anrufung der beiden Gottheiten, die man sich anwesend dachte, nachzusprechen hatte. War dieser sein Eid falsch, so verschied er augenblicklich an Ort und Stelle. Nach einem andern Berichte warf der Beklagte das Täfelchen in das brodelnde Wasser; entzog es der Wirbel dem Blicke der Anwesenden, so war er des Meineides überwiesen — ihn ereilte Tod oder Blindheit.

Unsre Vorfahren schwuren bei heiligen Wassern, Brunnen und Flüssen; aus der Edda bekannt ist der mythische Strom — die Leiptr —, bei deren klarem Wasser man schwur. Auch heute noch schwört der Inder mit dem Gangeswasser in der Hand. — Die Beerscheba der Hebräer bedeutet „Schwurquelle“.

Digitized by Google

Mit diesem Glauben stand es wesentlich im Einklange, daß man dem Wasser mantische, weissagende Kräfte zuschrieb — teils den Nymphen, die es bewohnen, dann aber auch dem Wasser mancher Quellen selbst. Diese erteilten entweder Orakel in irgendeiner Form, oder empfing der aus ihnen Trinkende die Gabe der Weissagung.

Daß an zahlreichen Quellen Griechenlands Orakelstätten bestanden, kann hier nur angedeutet werden. Nur der berühmtesten sei kurz erwähnt — des Heiligtums zu Delphi. Die Priesterin des Apollo, die Pythia, saß auf einem Dreifuße über der Mündung eines Erdschlundes, in welchem die Quelle Kassotis verschwand, aus der der „begeisternde Hauch" emporstieg, orakelspendend.

Auch für jene Wasser, die unmittelbar die Zukunft offenbarten, können hier nur einzelne Beispiele vorgeführt werden.

Zu Patrai, dem jetzigen Patras, in einem anmutigen Haine am Meeresgestade, stand ein Tempel der Demeter; von ihm führte ein Pfad zu einer Orakelquelle. Der Kranke senkte an einem Faden einen Spiegel in sie hinab, so daß dessen Rand die Wasserfläche berührte, betete sodann zur Göttin und streute ihr Weihrauch. Ein Blick in den Spiegel zeigte dann den Kranken genesen oder als Leiche. „So weit," ruft der abergläubische Pausanias, der antike Baedeker von Griechenland, der uns dies erzählt, aus, „so weit reicht die wahrsagende Kraft dieses Wassers."

Bei Tamaris (jetzt Tambre in Spanien) gab es drei Quellen nebeneinander, die in kurzen Zwischenräumen abwechselnd flossen und versiegten. Hatte jemand den Wunsch, sie fließen zu sehen, und sie blieben aus, so war dies von böser Vorbedeutung. Solches erfuhr unter andern zu Plinius' des Aelteren Zeit der römische Legat Lartius Licinius; bei seinem Besuche flossen sie nicht — acht Tage später war er tot.

Wie noch heute der Schweizer die „Hungerbrunnen" kennt, die nur fließen, wenn Mißwachs und damit Teuerung und Elend bevorsteht, so beobachtete man einst mit ängstlicher Aufmerksamkeit die Quelle Neminie bei dem heutigen Rieti im sabinischen Gebiete, die bald da, bald dort hervorbrach und dadurch eine gute oder schlechte Ernte anzeigte.

Eine besondere Art Orakelquelle waren die Schwefelthermen des Aponus (Abano) am Fuße der Euganeischen Hügel. Um die Zukunft zu erforschen, warf man Würfel in sie; die Zahl der Punkte, die man sah, wurden gedeutet. Niemand Geringerer als Kaiser Tiberius soll, im Begriffe, zu den Legionen nach Illyrien zu ziehen, hier Aufschluß über seine Zukunft gesucht haben. Noch zu Suetons, seines Biographen, Zeit wollten gläubige Gemüter Tiberius' goldenen Würfel in der Tiefe sehen.

Die wahrsagende Kraft mancher Quellen erstreckte sich sogar auf die in ihnen lebenden Fische. Solche beherbergte die Quelle Limyra in Lykien, bei dem heutigen Arakli. Sie wurden durch dreimaliges Pfeifen herbeigelockt. Es galt als unheilvolles Vorzeichen, wenn sie die ihnen zugeworfene Nahrung verschmähten und mit ihren Schwänzen von sich stießen.

Digitized by Google

Auch die germanische Sage berichtet von der weissagenden Kraft von Mimers Quell. Die christliche Kirche führte jahrhundertelang einen hartnäckigen Kampf gegen den bei den deutschen Stämmen tiefgewurzelten Glauben an die zukunftenthüllende Kraft gewisser Quellen. Noch im fünfzehnten Jahrhundert mußte der heilige Bernhard von Siena seine Mitbürger beschwören, eine Quelle zu verschütten, zu welcher zahlreiche Scharen wallfahrteten, um die Zukunft zu erforschen. Endlich bequemte sich die Kirche dem unausrottbaren Volksglauben an. So z. B. warfen, die ihr Schicksal erfahren wollten, Nadeln in eine Quelle der heiligen Eugenia in der Bretagne.

Einem ähnlichen Glauben scheinen die Slawen zugetan gewesen zu sein. Jakob Grimm erwähnt ein anmutiges Wasserorakel: Die Mädchen von Warschau warfen noch im neunzehnten Jahrhundert, am 24. Juni, Kränze von Rosen in die Weichsel und deuteten aus der Art, wie sie vom Strome fortgerissen wurden, die Zukunft — und wonach ihr Herz sich sehnte.

In den späteren Jahrhunderten der römischen Weltherrschaft, nachdem der Glanz der griechischen Kultur verblaßt war, die Tempel der Götter sich geleert hatten, die altberühmten Orakel zum größten Teil verlassen waren, nachdem ein widerliches Gemisch von plumpem römischen und ausschweifendem orientalischen Aberglauben sich eingedrängt hatte, scheinen auch die besonderen Arten von Wasserwahrsagerei aufgekommen zu sein. Man weissagte aus den Ringen, die das Wasser bildet, wenn man Steinchen hineinwirft (Hydromantie), oder aus der Gewalt, mit der das Wasser in ein hineingetauchtes Gefäß einströmt (Peganomantie), oder auch aus den Bildern, die sich auf der Oberfläche einer gefüllten Wasserschüssel zeigten (Lekanomantie).

Wie bei den Ariern, so knüpfte auch bei den Sumeriern und Semiten (Babyloniern) sich an das Wasser die Vorstellung der Weisheit und Fruchtbarkeit. So erteilte der uralte Wassergott Ea, der zugleich als Gott der Weisheit galt, in der heiligen Stadt Eridu in Sinear Orakel durch die Bewegung und das Rauschen des Schilfrohrs, und Ninâ, die sumerische Göttin der Brunnen und Wasserläufe, hieß darum „Herrin des Geschickes".

In vormosaischen Zeiten scheint die Quelle Kadesch, im nördlichen Galiläa, eine heilige Orakelstätte gewesen zu sein.

Nahe verwandt mit den Orakelquellen waren die begeisternden Dichterquellen; galt doch der Dichter — dieser vates interpresque deorum „Seher und Deuter der Götter" als nympholeptos, „von den Nymphen verzückt".

*

Eine zweite, sehr umfassende sakrale Rolle, die das Wasser im Leben der Menschheit spielt, ist die kultliche der Reinigung.

Die körperliche Reinigung ist der erste Anfang der Zivilisation. „Im Reinhalten des Körpers liegt schon ein bedeutendes geistiges Exerzitium," bemerkt Rohde. Sie ist zugleich die Vorstufe für die seelische, sittliche.

Digitized by Google

Man kann zwei Arten der Reinigung unterscheiden — die abwehrende — Hagneia — die Fernhaltung des bösen Zaubers, der Dämonen und der durch sie bewirkten Befleckung bezweckend, und anderseits die eigentliche Katharsis, durch welche die bereits erfolgte Befleckung, wie sie die mancherlei Lagen des Lebens mit sich bringen, getilgt werden sollte. Beide diese Auffassungen fanden indes nicht selten gleichzeitig statt.

Das Wasser reinigt den Körper von sichtbarer Beschmutzung, warum — so fragte der naive Sinn — sollte es nicht auch von unsichtbar anhaftender, dem gefürchteten „Miasma", reinigen? Man wäscht die Gefahr des drohenden, schädigenden Miasma, d. h. „Befleckung", mit Wasser ab. Zu solchen Verunreinigungen gab es verschiedene Anlässe.

Ein besonderer Fall von Katharsis war der nach Blutschuld. Sie wurde durch einen Menschen, an den sich der Täter mit der Bitte wandte, ihn zu reinigen, in mythischer Zeit wohl auch durch einen Gott ausgeführt. Bei Homer wird die Kartharsis nach Totschlag oder Mord noch nicht erwähnt.

Der Reinigungsakt selbst bestand darin, daß der Schuldbeladene seine Hände mit dem Blute eines Opfertiers abrieb, wodurch sich dieses symbolisch mit dem Blute des Erschlagenen, das die Hände ideell befleckte, gleichsam vermischte. Dann trat der Mörder in eine „strömende Furt" und wusch sich mit dem fließenden Wasser (in andern Fällen mit Seewasser), das in der Vorstellung noch anhaftende Blut des Getöteten zugleich mit dem Tierblute ab.

Statt des letzteren konnte auch Erde oder Kleie zur Reinigung dienen. Damit war die Katharsis vollzogen — sie war ganz mechanisch gedacht; sie hatte in den älteren Zeiten mit der Reue über die Tat durchaus nichts zu tun. Diese wurde vom Täter meist gar nicht empfunden; es handelte sich lediglich darum, ihn vor den Manen des Erschlagenen zu schützen. Wie wenig das Moment der Reue dabei von Bedeutung war, beweist die Bestimmung, daß man auch nach unabsichtlichem Totschlag, ja sogar wo der Täter sittlich zur Tat verpflichtet war (Blutrache) der Reinigung bedurfte.

Erst in einer viel späteren Zeit erhielt die Katharsis einen sittlichen Inhalt; dies war wesentlich ein Verdienst der delphischen Priesterschaft. Daß ohne ein reines Gemüt, mit dem man dem Gotte sich nahen soll, die äußere Reinigung bedeutungslos ist, mahnt Pythia mit ernsten Worten:

„Reinen Herzens erschein im Tempel des lauteren Gottes,
Wenn jungfräulicher Quell eben die Glieder benetzt.
Guten genügt ein Tropfen, o Fremdling; aber den Bösen
Wüsche der Okeanos selbst nimmer den Frevel hinweg."

Manche Quellen durften zur Reinigung von Blutschuld nicht gebraucht werden; anderseits galten manche für besonders wirksam. So benutzten die Argiver die Quelle von Lerna. Vor allem aber schrieb man dem Meerwasser wegen seines Salzgehaltes eine besondere kathartische Kraft zu. Iphigenie, wenn sie vorgibt, den Muttermörder Orest entsühnen zu müssen, ehe sie ihn opfert, sagt zu Thoas: „Des Meeres Flut spült alle Schuld den Menschen ab."

Digitized by Google

Die Römer übernahmen die Reinigung, „Lustration", nach Blutschuld erst von den Griechen. Ovid macht die sarkastische Bemerkung: „Oh, ihr Allzugefälligen, die ihr glaubt, das traurige Verbrechen des Mordes mit Flußwasser hinwegzunehmen."

Der Landpfleger Pilatus teilte offenbar diese bequeme Auffassung; er wusch sich die zu begehende Schuld, einen Unschuldigen kreuzigen zu lassen, schon im vorhinein ab.

Auch bei den Indern bestand die Vorstellung von der reinigenden Macht des Wassers. In einem Hymnus des Rigveda heißt es:

„Ihr Wasser nehmt von mir hinweg,
Was immer in mir sündlich ist."

Ebenso dachten die Israeliten. Moses befahl seinem Volke nach den an den Midianiten verübten Schlächtereien, sich selbst und die geplünderten Sachen durch Besprengung mit Wasser zu reinigen. Auch hier keine Spur von Reue; sie dachten vielmehr ein gottgefälliges Werk vollbracht zu haben. Selbst wo für sie gar keine Blutschuld vorlag, wird die Lustration vorgeschrieben, wenn man nämlich einen Erschlagenen auf dem Felde fand. Dann mußten die Priester und Aeltesten jenes Ortes, welcher der Stätte des Verbrechens am nächsten lag, herbeikommen. Nachdem sie in einem unbebauten Talgrunde, durch den ein nie versiegendes Wasser fließt, eine junge Kuh geopfert, sollen alle, zu der Leiche tretend, sich die Hände waschen mit der Eidesbeteuerung: „Unsre Hände haben dies Blut nicht vergossen, so haben es auch unsre Augen nicht gesehen."

Hatte in der alten Zeit die Katharsis den Zweck, nach einer Bluttat die dämonischen Mächte fernzuhalten, so wendete man sie, namentlich in späterer Zeit, auch an, um böse Vorbedeutungen (Omina) oder vielmehr das durch sie angezeigte drohende Unheil abzuwenden. Wenn z. B. die Mutter heiratsfähiger Töchter von einem Adler träumte, so galt dies für deren Verheiratung als ein ungünstiges Zeichen; sie mußte die böse Vorbedeutung durch ein Bad im Meere unwirksam machen. Die Inder suchten böse Omina, z. B. Gähnen, Niesen usw., zu bannen, indem sie den Mund mit Wasser ausspülten oder die Hand hineintauchten mit den Worten: „Niesen (Husten usw.) weise ich meinen Feinden zu."

*

Eine andre Art von Katharsis setzt stillschweigend eine durch die verschiedenen Lebensverhältnisse bedingte Unreinheit, Unwürdigkeit des Menschen voraus; man könnte sie die gottesdienstliche Reinigung nennen.

Allem, was heilig — den Göttern, ihren Tempeln und Altären, ihrer Verehrung —, durfte man nur rein sich nahen. Zunächst galt dies für die Priester und für jene, die im Heiligtum in irgendeiner Weise als Diener beschäftigt waren. Dann aber auch für Laien vor dem Betreten des Tempels, vor der Darbringung von Opfern und bevor sie ihre Gebete an die Götter richteten.

Die griechischen Priester wohl der meisten Tempel nahmen täglich ein rituales Bad.

Digitized by Google

Beim Soma-Opfer der Inder stiegen Mann und Frau vor und nach dem Opfer vom Opferplatze in den Fluß.

Besonders entwickelt war die gottesdienstliche Reinigung bei den Israeliten. Die Waschungen bildeten nicht bloß einen Teil der von Jahwe vorgeschriebenen Feierlichkeiten, unter denen Aaron und seine Nachkommen zu Priestern geweiht werden sollten, sondern sie mußten, so oft sie an gottesdienstliche Funktionen schritten, vorher sich den gleichen Reinigungen unterziehen. „Und Mose und Aaron und seine Söhne wuschen ihre Hände und Füße darin, denn sie müssen sich waschen, wenn sie in die Hütte des Stiftes gehen oder hinzutreten zum Altar, wie ihm (Mose) der Herr geboten hat." Wer ohne diese vorgängige Reinigung sich in den Tempel oder zum Opfer wagte, der sollte ausgerottet werden.

Aehnliche Bestimmungen kennen wir für die altägyptische Priesterschaft. Dem Betreten des Heiligtums und seiner geweihten Räume oder bevor sie in einem heiligen Buche lasen, mußten zahlreiche Reinigungen, darunter auch die Händewaschung (ägyptisch nini genannt) vorhergehen. Der König — halb Gott, halb Oberpriester — nahm täglich ein Ritualbad.

Um ja vor Verunreinigung der heiligen Stätten sicher zu sein, wurden die Tempelräume der helleniſchen Götter täglich mit Wasser, bisweilen mit Meerwasser (z. B. in Hierapolis) besprengt. Dasselbe geschah im Tempel der Vesta zu Rom mit dem Weihwasser aus der Egeriaquelle.

Die Laien mußten schon vor dem Betreten des Tempelbezirkes ihre sakrale Reinigung vornehmen. Als der blinde Oedipus in den Hain der Eumeniden eintritt, muß er die darob zürnenden Göttinnen durch eine Libation versöhnen. Um dies tun zu können, muß er vorher seine Hände waschen, ehe er zwei Krüge füllt, aus denen er ein wenig von dem Wasser auf den Boden gießt.

Den Opfern und Gebeten ging gewöhnlich die Händewaschung (chernips) voraus. Manchmal wusch man Hände und Füße, in andern Fällen nahm man ein Vollbad. Diese rituellen Akte bestanden schon im homerischen Zeitalter:

„... und der reisige Nestor
Wusch sich und nahm von der Gerste zuerst, und das Opfer beginnend
Rief er zur Pallas empor."

Telemach reinigt die Hände in der Meerflut, ehe er zur Athene betet. — Um Klytämnestra zu täuschen, gibt Agamemnon vor, es müsse vor Iphigeniens Hochzeit ein Sühnopfer gebracht werden, dazu sei das Reinigungswasser bereit, und sagt dann der ahnungslosen Iphigenie: „Du wirst nächst dem Weihwasser (d. h. am Altare) stehen." Oedipus spricht über den noch nicht bekannten Mörder des Laïos den Fluch aus:

„Von Gottesdiensten, Opferfesten schließt ihn aus,
Und kein geweihtes Wasser netze seine Hand."

Der Priester besprengte den Altar und die Opfernden. Das Wasser dazu wurde geweiht, indem der Priester ein brennendes Scheit vom Altare nahm, es

Digitized by Google

hineintauchte und damit sprengte. — Wie noch heut bei der katholischen Messe der Ministrant beim Offertorium dem Priester aus einer Kanne ein wenig Wasser auf die Finger gießt, so tat es auch bei den Griechen dem Opfernden der bedienende Knabe (rhainon pais).

Beim Betreten des Heiligtums pflegten sich Nahende schon vorher selbst zu besprengen, wie es noch heut bei den Katholiken beim Eintritt in die Kirche Sitte ist. Hier befindet sich nahe am Eingange der „Weihkessel".

Aehnliche Behälter, „Perirrhanterien", hatten die Griechen in mannigfachen Formen. Meist waren es Schalen aus verschiedenem, oft kostbarem Material und seltener, künstlerischer Ausführung. Die freistehenden Becken bestanden aus Marmor, Jaspis usw., bisweilen aus Gold oder Silber, wie z. B. die beiden prächtigen Perirrhanterien, die Krösus nach Delphi gestiftet hatte. Solche Perirrhanterien waren oft am Eingang in den heiligen Bezirk (Témenos) angebracht. Auf der Akropolis stand gleich oberhalb der Propyläen der berühmte Erzguß des Lykos — ein Knabe, der die Weihwasserschale hielt. Außerdem pflegten solche am Eingang in den Tempel sich zu befinden. Aber auch der Opferraum selbst war mit Weihwassergefäßen umstellt. — In andern Fällen reichte man das Weihwasser unter der Menge umher; ja man hatte auch Automaten, aus denen durch Einwerfen einer kleinen Münze in die Kanne etwas Wasser ausfloß.

In Aegypten bestanden für größere sakrale Reinigungen Tempelteiche; als Ersatz dafür dienten große Gefäße. Aehnlich bei den Israeliten. Nach einem in Oxyrhynchos, dem heutigen Behnesa in Aegypten, gefundenen Fragment eines Evangeliums tadelt ein pharisäischer Hohenpriester Jesus, daß er mit seinen Jüngern in den Tempel eingetreten sei, ohne vorher die Füße zu waschen. Er selbst habe sich im Tempelteiche Davids gewaschen, indem er die eine Stiege hinein-, die andre herausgestiegen sei. — Bekannt und berühmt ist das „eherne Meer" im salomonischen Tempel, wohl das gewaltigste Becken, das je aus Erz geformt ward. Es hatte einen Umfang von 16 Metern, eine Tiefe von 2,7 und ruhte auf zwölf Rindergestalten. Es faßte 730 Hektoliter Wasser. Auch die Phönizier hatten dem ehernen Meere entsprechende, wenn auch nicht annähernd so große Behälter. Die erhaltenen (3,2 Meter im Durchmesser und 1,8 Meter hoch) sind aus Kalkstein gefertigt. — Auch in der Hauptstadt des Chetareiches, deren Ausgrabungen durch die Deutsche Orientgesellschaft vorgenommen werden, fand man im Vorhofe eines Tempels Reste eines Wasserbeckens, das mit Löwengestalten geschmückt war.

Nicht bloß einzelne, auch ganze Gemeinden wurden bei den Griechen manchmals lustriert, indem man die versammelte Menge mit einem in Weihwasser getauchten Zweige, meist vom Lorbeer, oder mit einem Weihwedel besprengte. Letztere Art hat sich in der katholischen Kirche erhalten: beim Segnen der anwesenden Gemeinde der Gläubigen durch den Priester.

Das zu sakralen Diensten (Opferhandlungen, Weihegüssen, Besprengungen der Altäre und Reinigung der Tempel) bestimmte Wasser mußte sich durch

Digitized by Google

Reinheit auszeichnen. Stehendes Wasser, z. B. aus Zisternen, war vom griechischen Kult ausgeschlossen. Nur „lebendiges" Wasser der Quellen oder großen Seen mit Zu- und Abfluß und des Meeres durften diesen Zwecken dienen. Es wurde, wo die Tempel nicht ohnehin an einer Quelle errichtet waren, zugeleitet. Manche Quellen erfreuten sich einer besonderen Berühmtheit. So die Kastalia in Delphi. Ion singt:

„Ihr Delphier, Diener Apollons, auf!
Wallt zu den silbernen Wirbeln Kastalias,
Und wenn ihr im Tau der kristallenen Flut
Gebadet, eilt in den Tempel hinein ..."

Und weiter:

„Aus goldenem Gefäße gieß ich jetzt den Erdquell,
Der aus Kastalias sprudelndem Born hervorströmt,
Sprenge das tauige Naß, sündlos und rein von Schuld." —

Zum Tempel des Zeus von Ithome, der hoch gelegen war, mußte das Wasser aus der Klepsydra täglich hinaufgetragen werden. In ihr wurde der Sage nach der Gott als neugeborenes Kind von den Nymphen gebadet.

Die Priesterinnen, die das Tempelwasser zu besorgen hatten — die Hydrophoren — waren häufig Jungfrauen aus vornehmen Familien.

Bei den Römern waren besonders berühmt die sakralen Quellen der Egeria und der Juturna. Täglich stiegen die Vestalinnen mit ihren Krügen hinab in das Tal zwischen dem Aventin und Caelius, um aus der Quelle der Camena Egeria, der Freundin des Numa, das Wasser zu holen, das für die heiligen Verrichtungen der jungfräulichen Priesterinnen nötig war.

Bei den Aegyptern diente das zugeleitete Wasser des Nil zu kultlichen Gebräuchen. Eine solche Leitung ist im Totentempel des Königs Sahurê (3200 v. Chr.) aufgefunden worden.

In der römischen Kaiserzeit spielte das Nilwasser eine wichtige Rolle im Dienste der Isis. Besonders gläubige Damen der vornehmen Welt, die sich diesem nichtsnutzigen Kulte ergeben hatten, reisten bis nach Oberägypten, um es von da zu holen und damit den Isistempel in Rom zu lustrieren. Aehnlich sollen auch jetzt ausnehmend fromme Reiche Wasser aus dem Jordan kommen lassen.

Die Babylonier verwendeten vorzüglich das Wasser des Euphrat, doch bezogen sie manchmal auch Wasser aus recht fernen, für besonders heilig geltenden Gegenden, z. B. aus dem Libanon.

Wie schon erwähnt, galt das Meereswasser als das vorzüglichste für jede Art von Katharsis: „Das Meer reinigt von allem."

Eine reinigende Weihung nahm man auch sonst bei feierlichen, das Gemüt tiefergreifenden Handlungen vor. Alkestis, sich zum Opfertode für ihren Gatten vorbereitend, wäscht sich noch vor dem letzten Gebet, das sie am Hausaltare verrichtet, ihren Leib mit Flußwasser. Sokrates, bevor er den Giftbecher leert, unterzieht sich einem ähnlichen Reinigungsakte.

Digitized by Google

Zu den gottesdienstlichen Reinigungen müssen wir auch die Mysterienweihe rechnen, da ja die Mysterien zu den intimsten Beziehungen, in die der Mensch zur Gottheit treten kann, gehörten.

Die berühmtesten im ganzen Altertum waren die eleusinischen, und einer der wichtigsten Vorgänge bei der Aufnahme der Novizen bestand in ihrem Zuge, der sich auf der „heiligen Straße" nach dem Meere bewegte, um in ihm zu baden. Clemens Alexandrinus, einer der bedeutendsten Kirchenlehrer des zweiten Jahrhunderts, vergleicht mit Recht die Reinigung bei der Aufnahme in die Mysterien mit der Taufe.

Als in der Kaiserzeit der Isisdienst in Rom in die Mode kam, erfolgte die Aufnahme des Neophyten erst, nachdem er zur Vorbereitung zehn Tage vorher vom Isispriester gebadet worden war.

Zu der gottesdienstlichen Verwendung des Wassers, obwohl ihre Bedeutung nicht klar ist, gehört auch das Waschen der Götterbilder, wobei es auffallen muß, daß es nur die Bilder von Göttinnen sind, die gebadet werden. Besonders feierlich geschah es zu Athen am Feste der Plynterien (7. Juni) mit der Bildsäule der Athene. Eigne Priester (Praxiergiden) nahmen den Schmuck ab und hüllten das Bild ganz ein. Dann wurde es in Prozession nach dem Hafen Phaleron getragen und im Meere gebadet. Auch das Obergewand wurde von zwei Mädchen gewaschen. In der Nacht brachte man das Bild nach der Akropolis zurück. In Rom war es das Bild der „Magna Mater", das am 27. März im Almo, vor der heutigen Porta S. Sebastiano, gebadet wurde. An diesem Tage drängte sich das Volk, vor allem die müßige vornehme Welt, um den mit Kühen bespannten Wagen, auf dem das Götterbild fuhr. — In Rom wurde außerdem das Marmorbild der Venus von Mädchen und Frauen gebadet und mit frischen Rosen bekränzt, worauf die Frauen zuletzt selbst ein Bad nahmen.

Einen gleichen Kult, dessen Bedeutung nicht minder rätselhaft ist, finden wir bei den nordgermanischen Stämmen, die das Bild der Mutter Erde (Nerthus) in einem See auf Rügen unter unheimlichen Zeremonien gebadet haben. Selbst der Umstand wiederholt sich, daß das Bild der Nerthus auf einem mit Kühen bespannten Wagen gezogen wurde.

Auch bei den Aegyptern wurden die Standbilder der Götter mit Wasser besprengt.

*

Nach den eigentümlichen Anlagen der verschiedenen Völker entwickelten sich verschiedene Vorstellungen über Verunreinigung, zu der die mannigfachen Lebensbeziehungen und Verrichtungen mehr oder minder reichen Anlaß gaben. Diese Verunreinigungen zu tilgen, dazu drängte nicht bloß die Beziehung des Menschen zur Gottheit, sein geistiger Verkehr mit ihr; auch ohne diese Rücksicht, auch für den Verkehr mit seinesgleichen brauchte er oft eine Karthasis. Kein zweites Volk hat ein so entwickeltes System solcher ideeller Verunreinigungen und ein so strenges Ritual zu ihrer Beseitigung wie das jüdische ausgebildet. Bei dem

Digitized by Google

durchweg religiösen Einschlag in dem ganzen, auch dem privaten Leben dieses Volkes, nimmt auch diese Art Katharsis eine sakrale Wendung an. In der Tat hat das System der „levitischen Reinigungen" einen Umfang, wie er ähnlich nur wieder bei den Anbetern Ahuramazdas, den alten Persern, sich finden dürfte. Die Reinigungsvorschriften des Avesta für alle nur immer irgendwie denkbaren Vorkommnisse nehmen, wie W. Geiger sagt, „einen solch breiten Raum ein, daß die Unmasse von Formalitäten und Zeremonien den zugrunde liegenden tiefen Sinn notwendig ersticken mußte".

Manche dieser Vorstellungen über Verunreinigung sind indes den meisten antiken Völkern gemeinsam; vor allem solche, die einerseits mit dem Entstehen des Lebens, anderseits mit seinem Aufhören in Beziehung stehen.

Merkwürdigerweise — ein Wasser auf Schopenhauers Mühle — galten alle Funktionen des sexuellen Lebens (z. B. die Katamenien der Frauen, der eheliche Verkehr) bei den Griechen und Indern, bei den Iraniern ebensogut wie bei den Babyloniern, bei den Israeliten und Arabern für verunreinigend. Wie überhaupt die Reinigungsvorschriften bei den Israeliten übermäßige Ausbildung erfahren haben, so sind auch in diesem Falle die Lustrationszeremonien peinlich genau vorgeschrieben; auf ihre Einzelheiten einzugehen, muß ich mir versagen.

Wie durch den Tod wird auch durch die Geburt das Haus nach altarischer Auffassung verunreinigt (Leist). Es galt neun Tage lang als unrein; mit der Namengebung (nāmadheja der Inder) schließt die Zeit der Unreinheit. Ebenso ist die Wöchnerin und die ihr bei der Entbindung beistanden, im rituellen Sinne unrein.

Aber auch das neugeborene Kind bedarf der sakralen Reinigung: es wurde gewaschen. Daß es sich hierbei nicht bloß um körperliche Reinigung handelte, ersieht man aus folgender possierlichen Fiktion. Wenn ein Totgesagter heimkehrte, so galt er doch als tot und somit als nicht rein (hagios). Um es zu werden, mußte er als neugeborenes Kind betrachtet und als solches von Frauen gewaschen werden.

Bei den Indern fand die feierliche Waschung des Kindes am achten Tage statt; bei den Iraniern wurden ihm nur die Hände gewaschen.

Bei den Germanen bestand ein der Taufe ähnlicher Brauch. Das neugeborene Kind wurde, wenn es der Vater annahm, ins Wasser getaucht — davon das Wort „Taufe" — und erhielt seinen Namen. Bei andern deutschen Stämmen legte der Vater es auf seine Knie und besprengte es bei der Namengebung mit Wasser.

Als besonderer Anlaß zu kultlichen Reinigungen erscheint aber die Berührung einer Leiche, selbst schon der Anblick derselben oder das Geleite, ja sogar der bloße Besuch des Trauerhauses, solange der Tote darin lag, oder der Besuch eines Grabes.

Diese Auffassung war im Gegensatz zur historischen Zeit den homerischen Griechen unbekannt. Das Haus, in dem eine Leiche lag, verriet sich durch ein

Digitized by Google

irdenes, mit Wasser gefülltes Gefäß, das vor der Türe aufgestellt war. Es hatte den Zweck, daß die Besucher beim Verlassen des Hauses sich mittels eines dabei befindlichen Lorbeerzweiges besprengen konnten. Dieses Gefäß (ardanion) mußte aus einem andern Hause genommen sein, da ja das Sterbehaus mit allem darin Befindlichen verunreinigt war und daher kein Reinigungswasser liefern konnte.

Selbstverständlich waren auch die Personen, die zum Hause gehörten, mit dem Miasma befleckt. Nach der Bestattung mußten sie ihren ganzen Leib durch Waschungen oder Bäder lustrieren. In gleicher Weise wurde auch das Haus durch Waschen und Besprengen gereinigt. Als das Verunreinigende der Leiche dachte man sich Dämonen, die durch die Katharsis gebannt werden sollten. — Immermann erzählt, daß in Muggendorf in Franken die Sitte bestand, wenn man die Leiche aus dem Hause trug, Wasser nachzugießen.

Die Leiche wurde von den weiblichen Anverwandten gewaschen. Als mythische Beispiele möchte ich anführen, daß Hekuba, um die Leiche ihrer Tochter Polyxene zu waschen, eine alte Dienerin sendet, Wasser aus dem Meere zu holen. Die Leiche des Dichters Hesiod, der im Haine des nemeïschen Zeus ermordet ward, sollen Nymphen gewaschen haben. Es ist interessant, daß die Sitte der Leichenwaschung sich auch noch bei uns erhalten hat. Sie stammt gewiß aus so früher Zeit, daß das Verständnis ihrer Bedeutung verloren gegangen ist. Ohne diese wäre es ganz sinnlos, eine Leiche (abgesehen, daß sie in vielen Fällen gar nicht schmutzig ist), zu waschen, da sie doch in wenigen Tagen eine verwesende, scheußliche Masse bilden wird. Es ist bemerkenswert, daß die Waschung der Leiche auch bei einem Volke ganz andrer Rasse — bei den Japanern — Sitte ist.

Die gleichen Vorstellungen teilten die Römer mit den Griechen. Der Scheiterhaufen und die Umstehenden wurden mit Wasser besprengt; wenn die Leidtragenden nach Hause kamen, wiederholten sie den Akt und überschritten ein Feuer.

Auch andre als die beiden klassischen Völker hielten die Leiche für verunreinigend.

Dem Iranier galten die Leichen selbst guter und frommer Menschen für unrein. Alles, was irgend mit der Leiche in Berührung kam, mußte durch Waschen mit Wasser lustriert werden. So galt es auch bei den Indern, und das gleiche berichtet Strabo von den Babyloniern.

Bei den Israeliten galt die Leiche und das Sterbehaus samt allen darin befindlichen Gefäßen, Geräten usw. durch sieben Tage für unrein. Priester durften nur den Leichen der Eltern und Geschwister sich nahen; der Hohenpriester durfte nicht einmal dies.

Mit diesen Gebräuchen steht in keiner Beziehung die sakrale Bedeutung des Wassers in seiner Verwendung im Totenkult der alten Völker, wovon sich bei den heutigen Völkern Europas nur noch schwache Spuren zeigen.

Die Bürger von Plataiai ehrten jährlich durch ein Fest das Andenken der dort Gefallenen. Sie begaben sich in feierlichem Zuge zur Grabstätte; der

Digitized by Google

Archon der Stadt trug in einer Hand ein Schwert, in der andern einen Krug. In der Nähe der Gräber schöpfte er aus einer Quelle Wasser, wusch damit die Grabstelen und salbte sie mit wohlriechenden Salben; dann erst folgte das eigentliche Totenopfer.

Den Schluß des eleusinischen Festes bildete eine Wasserspende, die man aus einem irdenen Kruge zu Ehren der Toten ausgoß. Ebenso schloß eine Hydrophorie (Darbringung von Wasser) das große Dionysosfest für die in der Sintflut Umgekommenen.

Wasserlibationen (āhuti) gehörten auch zum Totenkultus der Inder. Verschieden davon ist der Brauch, dem Toten nach der Bestattung eine Wasserspende zu bringen, um ihn zu reinigen. Dieser Feier wohnen alle Verwandten desselben Dorfes bei und heißen darum „Genossenschaft der Wasserspender".

Noch einen andern Sinn hatte die Libation bei den Aegyptern und Babyloniern. Hier sollte das dargebrachte Wasser den Toten in der andern Welt laben. Im altbabylonischen Gilgameschepos heißt es: „Wer den Tod des Gerechten gestorben, liegt auf einem Ruhebett, klares Wasser trinkend." — Der größte Fluch, der einen Menschen treffen kann (nächst dem, daß seine Leiche unbestattet bleibt) ist, wenn seine abgeschiedene Seele niemand hat, der Wasser für sie ausgießt, so daß der Tote das trübe Wasser der stauberfüllten Unterwelt trinken muß. Demgegenüber der Segensspruch: „Auf der Erde sei dein Name gesegnet, in der Unterwelt mögen deine Manen klares Wasser trinken."

Auf ägyptischen Grabschriften wird Osiris, der Herr der Unterwelt, angefleht, die Labe der „kühlen Wasser" dem Toten zu gewähren.

Wieder ist es bemerkenswert, daß auch die Japaner den Abgeschiedenen Wasser darbringen. Wenigstens auf den buddhistischen Friedhöfen gibt es im Sockel des Denkmals eingemeißelte Nischen oder eigne Steintröge (mizutame), in denen Wasser von Zeit zu Zeit erneuert wird.

In Vorarlberg sah ich auf verschiedenen Friedhöfen neben den Gräbern kleine kelchartige Steinsäulchen, in denen sich Weihwasser befand.

*

Das Wasser, das lebenerhaltende, befruchtende Element, galt als Symbol des Lebens und der Fruchtbarkeit. Damit hängt zusammen die bei den Aegyptern und Babyloniern, den Hebräern und Indern, sowie bei unsern Vorfahren bestehende religiöse Vorstellung von dem „Wasser des Lebens", auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Die Vorstellung, nach welcher bei den arischen Völkern das Wasser zur Fruchtbarkeit in Beziehung gebracht wurde, erklärt seine große Bedeutung im Hochzeitszeremoniell dieser Völker, wie ja die Quellnymphen bei den Griechen oft als Ehegöttinnen erscheinen.

Möge es gestattet sein, diese Bedeutung durch Vorführung einzelner Bestimmungen und Bräuche zu beleuchten.

Bei den Griechen nahmen Braut und Bräutigam vor der Hochzeit das Brautbad. Das Wasser dazu wurde von einem Knaben oder Mädchen ins

Digitized by Google

Haus der Braut und des Bräutigams gebracht. Noch heut wird in manchen Gegenden Griechenlands am Vorabend der Hochzeit dem Bräutigam das Wasser, mit dem er sich den Kopf wäscht, von einem Knaben gebracht, dessen beide Eltern noch leben müssen.

Das Wasser zum Brautbade wurde einer Quelle oder einem Flusse entnommen, der für den jeweiligen Ort von besonderer Bedeutung war. So wurde es in Athen aus der später überhaupt nur sakralen Zwecken dienenden Kallirrhöe, „der Schönfließenden", geholt; in Theben aus dem Ismenos; in den kleinasiatischen Städten scheint die Braut das Bad im heimatlichen Flusse genommen zu haben.

Kurz erwähnt sei noch die Sitte, auf den Gräbern unvermählt Gestorbener eine Mädchengestalt mit einer Kanne aufzustellen. Minderbemittelte setzen nur ein besonders gestaltetes Gefäß auf das Grab.

Indes scheint bei andern Völkern das Wasser bei der Eheschließung nicht so sehr eine symbolische Beziehung auf die Fruchtbarkeit gehabt zu haben.

So bei den Römern. — Wenn am Abende des Hochzeitstages die Braut über die Schwelle ihres künftigen Heims gehoben war, wurde sie von ihrem Manne in die Gemeinschaft des Feuers und Wassers aufgenommen. Gemeinsam mit ihm zündete sie mit einer Fackel von Weißdorn die Flamme des eignen, neubegründeten Herdes an. Dann wurde die Braut mit Wasser besprengt und ihre Füße gewaschen. Das Wasser wurde auch hier von einem Knaben oder Mädchen, deren beide Eltern lebten (puer felicissimus, puella felicissima) gebracht; die Besprengung geschah mit einem vom Herde des Bräutigams genommenen Feuerbrand, den man in das Aquale (Wassergefäß) tauchte. Der erste Teil der Zeremonie bedeutete die Aufnahme der Neuvermählten in die Gemeinschaft des Feuers und des Wassers, d. h. in die Lebensgemeinschaft mit ihrem Manne; die Besprengung dagegen war, wie sonst, ein rein sakraler Akt.

Nach dem alten berühmten Rechtsbuch des mythischen Manu ging bei den Indern der eigentlichen Trauung auch das Brautbad voraus. Der erste eigentliche Trauungsakt ist die Vereinigung der Hände der Brautleute, die mit dem heiligen Grase zusammengebunden wurden, etwa wie bei der katholischen Eheschließung der Priester die vereinigten Hände des Brautpaars mit der Stola umwindet. — Dann goß der Brautvater über ihre Hände geweihtes Wasser. Hierauf bereitete der Bräutigam ein Opfer, wobei ein Freund Wasser um den Altar trug. Nachdem Bräutigam und Braut geopfert hatten, führte dieser die Braut sieben Schritte weit weg; bei dem siebenten ist die Ehe unlöslich. Der Freund tritt an den Altar herzu und besprengt mit Wasser das neuvermählte Paar. Die Besprengung mit dem Hochzeitswasser entspricht genau dem sakralen Brauch der vorher besprochenen feierlichen römischen Ehe — der Konfarreation. — In späterer Zeit waren die Hochzeitszeremonien bei den Indern sehr viel umständlicher; doch spielte auch hier das Wasser eine wichtige Rolle.

Bei den alten Deutschen wurde die ins Haus des künftigen Gatten gebrachte Braut, ein Gefäß mit Wasser tragend, dreimal um den häuslichen Herd geführt.

Digitized by Google

Das Maß der sakralen Bedeutung des Wassers ist nach den Beziehungen zu den verschiedenen Verhältnissen, wie wir gesehen haben, verschieden — bald nur sinnbildlich, bald ein sachliches Eingreifen des wunderbaren Elements darstellend. Durch das ganze Leben — von dem Eintritt ins Dasein bis über sein Ende hinaus (noch die Leiche wird gewaschen!) begleitet den Menschen der sakrale Gebrauch des Wassers. Hoffentlich wird nie die Zeit kommen, wo der Menschheit das Wasser nur noch eine chemische Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff bedeuten wird: zum Stillen des Durstes, zum Treiben von Turbinen und zum Speisen von Dampfkesseln dienlich.

Fürst Karl Anton von Hohenzollern in seiner Politik

Aus Briefen an ihn und von ihm

Mitgeteilt von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Schluß)

Am 6. Oktober 1879 schreibt Karl Anton an B.:

„In der Ernennung des Grafen Saint-Vallier zum Großkreuz der Ehrenlegion gelegentlich der Fahnenverteilung an die französische Armee liegt ein ganzes Stück Zeitgeschichte. Die französische Regierung hat dadurch anerkannt, daß, wenn es ihr und ihren Vorgängern gelungen ist, die Armee wieder vollständig zu reorganisieren, bevor Deutschland neue kriegerische Verwicklungen gefunden habe, es dieses unberechenbare Resultat zum großen Teil der Geschicklichkeit und dem Einflusse Saint-Valliers verdankt. Es ist kaum möglich, daß unser Hof die Spitze dieser Manifestation nicht fühle, und eine Frechheit von Saint-Vallier, sich das rote Band nicht einen Monat später bestellt zu haben; denn Fürst Bismarck kann dem Kaiser um die Richtigkeit seiner furchtbaren Voraussicht tatsächlich beweisen, die historische Wahrheit aber ist, daß Manteuffel, ohne es zu wollen, dem Grafen Saint-Vallier die Wege geöffnet hat; denn nur durch die Geltendmachung seines in Nancy erreichten Einflusses auf Manteuffel ist er Botschafter in Berlin geworden. Wer ist nun der wahre Ritter? Der, welcher den Feind vernichten will, während er sich noch nicht wieder hat aufrichten können, oder der, welcher ihn ruhig wieder die Rüstung anlegen läßt und sagt: „Wenn dir später wieder die Haut juckt, werde ich oder mein Sohn abermals mit dir fertig werden."

Moltkes Einwand, daß es dann mehr Menschen kostet, wird durch die immerhin bestehende Möglichkeit einer friedlichen Lösung und der gesteigerten Schmerzhaftigkeit, die eintritt, wenn frische Wunden auf kaum vernarbte kommen, doch nur hinfällig."

Digitized by Google

Wir müssen hier wieder den chronologischen Faden aufnehmen:

„... Ich habe die große Freude gehabt, daß der Kronprinz mit seinem Sohne, dem Prinzen Wilhelm, nach den Tagen von Metz zu mir kamen, drei Tage blieben und zum Geburtstage der Kaiserin nach Baden zurückreisten. Es waren höchst erfrischende und interessante Stunden, die wir zusammen verlebten und zu einem möglichst freimütigen Gedankenaustausch führten, begünstigt durch ein über alle Maßen schlechtes Wetter.

Die Begegnung der beiden Kaiser in Alexandrowo, sowie die Mission Manteuffels nach Warschau inaugurieren den eingetretenen Wechsel in unsrer Politik, die ihren Ausdruck in der hochbedeutsamen Annäherung an Oesterreich gefunden hat. Der Kronprinz ist über diese Wandlung entzückt, denn er liebt keineswegs Rußland und beklagt tief den bisherigen Verlauf unsrer ganzen auswärtigen Leitung. Es würde zu weit führen, wenn ich Ihnen die maßlose Kleinlichkeit, welche von der Presse und der sog. öffentlichen Meinung als staunenswerte Größe geschildert wird, um den Generalgewaltigen auf ein unerreichbares Piedestal zu stellen. Alle alten, bewährten, strammen, preußischen Beamten schütteln die Köpfe und prophezeien ein Ende mit Schrecken. Ich trage diese Auffassung schon lange in meinem Innern, aber ich muß als ehrlicher Mann jetzt noch gestehen, daß mich die eingetretene Wandlung in der deutschen Politik sehr versöhnt hat; sie ist eine der größten und gesundesten Taten Bismarcks.

Ihre Rückwirkung (aber nicht deshalb rühme ich sie) auf Rumänien müßte absolut sein; denn im Hinblick auf Kriegskomplikationen ist die Armee seines Landes ein vollwichtiger Faktor, wie das Land selber ein strategischer Keil. Deutschland, Oesterreich, England ist der große Friedenskern, um den sich die übrigen Mächte kristallisieren können, wenn sie wollen — mit der Spitze gegen Rußland, wenn solches fortfahren sollte, sich über die Verträge und Interessen der andern zu setzen.

Daß Bismarck seinen Sohn in die Umgebung des Marschalls (Manteuffels) zu plazieren wußte, gibt viel zu denken — vielleicht ist es aber auch ein geschickter Zug Manteuffels, wenn er diesen Sohn sich ausgebeten hat ...“

Wiewohl zwischen dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dem Fürsten Karl Anton ein Altersunterschied von gerade zwanzig Jahren bestand, herrschte doch zwischen ihnen ein starkes Gefühl der freundschaftlichen Hochachtung. Kronprinz Friedrich Wilhelm ehrte und achtete in Karl Anton den älteren Standesgenossen, vor dessen umfassendem Wissen er viele Achtung hegte. In manchen politischen Anschauungen waren die beiden Männer einig, wie sie auch dieselben Freunde und Vertrauten hatten. Erinnern wir uns nur an den Großherzog Friedrich I. von Baden, Roggenbach und Geffcken. Beide begegneten sich vielfach in der Beurteilung der inneren Politik Bismarcks, für die sich weder der Kronprinz noch Karl Anton begeistern konnte, während keiner von ihnen die hervorragende Persönlichkeit des Fürsten Reichskanzlers unterschätzte; ganz besonders nicht in seiner auswärtigen Politik.

Digitized by Google

Noch bevor Karl Anton nach Berlin ging und als Ministerpräsident längeren Aufenthalt dort nahm, mithin auch dem späteren Kronprinzen näher trat, hatte ihn dieser schon in Düsseldorf aufgesucht. Am 9. April 1858 schrieb Karl Anton an ihn:

„Meine Frau und Stephanie empfehlen sich Deiner freundlichen Erinnerung und mit der Bitte, mich recht herzlichst der Kronprinzessin zu Füßen zu legen, verbleibe ich zeitlebens verehrungsvollst und treuanhänglichst Dein gehorsamster Freund Hohenzollern."

Von diesem Zeitpunkte an gestaltete sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden Fürsten. Es war ein ganz andres als das, was Karl Anton an Kaiser und König Wilhelm I. fesselte. Zu Kronprinz Friedrich Wilhelm fühlte sich der Fürst von Hohenzollern in fast väterlicher Zuneigung hingezogen, während tiefe, grenzenlose Verehrung und Liebe ihn an den König und Kaiser zeitlebens kettete. Mit Kronprinz Friedrich Wilhelm verband ihn manche gemeinsame Anschauung in einer freieren Richtung. Viele Briefe wechselte Karl Anton im Laufe der Jahre seit 1858, und manchmal holte sich Kronprinz Friedrich Wilhelm Rat und mehr noch als das: Beherrschung bei dem älteren Freunde, dem er rückhaltlos vertraute. So schrieb Karl Anton am 1. Oktober 1879:

„Den Kronprinzen (der damals mit seinem Sohne in Sigmaringen weilte) habe ich frisch und heiter, nach allen Richtungen offen gefunden."

Zahlreiche Schreiben des Fürsten an Friedrich Wilhelm sind (in Abschrift) verbrannt, aber diejenigen, die noch vorhanden sind, und hier an der Stelle, wo sie hingehören, mitgeteilt werden, legen für das gute Verhältnis, das zwischen ihm und Karl Anton bestand, beredtes Zeugnis ab.

Prinz Wilhelm, „der Sohn", von dem Karl Anton spricht, war unser nunmehriger Kaiser und König Wilhelm II. Möglich, daß es damals war, wo der Fürst jenes Urteil fällte über den Prinzen Wilhelm, das er seiner Stiefmutter mitteilte.[1])

Am 21. Februar 1881 schrieb Karl Anton von Sigmaringen aus an den Prinzen, der am 27. Februar die nunmehrige Kaiserin Augusta Viktoria im königlichen Schlosse zu Berlin zum Altare führte:

„Gnädigster Herr Vetter!

Es ist die wärmste anhänglichste Teilnahme, welche am Vorabende des wichtigsten Ereignisses Deines Lebens ich in alter Treue Dir aussprechen möchte. Zu dieser Teilnahme gesellen sich die aufrichtigsten Wünsche für Dein ganzes Zukunftsglück und in der Beglückung, welche Du in der Darreichung Deiner Hand an eine durch alle Vorzüge reich ausgestattete Prinzessin finden wirst. Diese Herzenswünsche nicht persönlich ausdrücken zu dürfen, ist meiner Frau und mir eine durch unsern Gesundheitszustand leider auferlegte schwere Entbehrung. Bei Deiner Taufe anwesend, hätte ich dem feierlichen Akte Deiner

[1]) Zingeler a. a. O., S. 276.

Digitized by Google

Vermählung so sehr gerne beizuwohnen gewünscht, aber es ist nicht jedem Menschen am Abend seines Daseins vergönnt, Zeuge eines neu aufblühenden Lebens sein zu können, deshalb wähle ich den sehr ungenügenden schriftlichen Weg, um wenigstens meine geistige Anwesenheit in aller Ehrerbietung zu konstatieren.

Mein Sohn Fritz wird Dir und Deiner hohen Verlobten ein kleines Zeichen unsrer innigsten Ergebenheit zu Füßen legen in Gestalt eines Landschaftsbildes von Balmoral[1]) zur Erinnerung an den gern bevorzugten Aufenthalt Deiner königlichen Großmutter und ehemals auch Deiner hohen Frau Mutter, zugleich ein bescheidenes Andenken, welches Dir unsre ganze Anhänglichkeit erweisen soll. Der am englischen Hofe bekannte Maler Becker hat das Bild vorerst hingeworfen und bittet sich die Erlaubnis aus, dasselbe später noch vollenden zu dürfen.

Es wäre mehr als zudringlich in diesem Dich vollauf in Anspruch nehmenden Momente mit meinen schlechten Schriftzügen zu belästigen. Wir wünschen nochmals aus tiefstem Herzensgrunde Glück, Heil und Segen immerdar.

In treuer, ehrerbietigster Ergebenheit

Dein

treugehorsamster Diener und Vetter

Karl Anton."

Am 3. März 1881 schreibt Karl Anton an B.:

„Bismarck hatte kurz vorher den Minister des Innern, den Grafen v. Eulenburg, gestürzt, wie der Fürst meint, nicht aus politischen Gründen, sondern nur wegen persönlichen Absichten."

Er fährt dann fort: „Die Hofpartei in Berlin ist ganz außer sich über das Vorgehen des Kanzlers, und noch niemals hat man sich weniger gescheut, ihn anzuklagen und zu verdammen als gerade jetzt. Indessen ist an einen Wechsel nicht zu denken, und wir alle stehen am Vorabende großer Ueberraschungen in der innern Politik."

An B. den 5. Juni 1881.

„... Unser Reichstag liegt in den letzten Zügen, ein trauriges Beispiel, wohin Parteizerrissenheit und anderseits das persönliche Regierungssystem führen. Auf die nächsten Wahlen darf man gespannt sein; es durchweht ein großer Zug innerer Unbefriedigtseins das deutsche Volk nebst einem bedauerlichen Ueberdrusse gegen alles, was in das Gebiet neuer Wahlen fällt. Man kann daher bestimmte Erwartungen weder aussprechen noch irgendein Prognostikon aufstellen.

In der auswärtigen Politik lobt man jetzt über alle Maßen Ignatiew, nicht weil man Hoffnungen an seine Ernennung knüpft, sondern um der russischen Regierung jeden Vorwand zu benehmen, sich gehässig gegen Deutschland zu

---

[1]) Zu Balmoral in England hatte im Herbst 1855 die Verlobung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, des späteren Kaisers Friedrich III. mit Viktoria, Prinzessin von England, stattgefunden.

Digitized by Google

erweisen. Sie werden in unsrer gouvernementalen Presse diese Absicht herausgefühlt haben.

Was momentan die Gemüter mit Ruhe und Zuversicht erfüllt, das sind die herrlichen Ernteaussichten. Obst, Wein und Cerealien aller Art versprechen die Endschaft der sieben mageren und den Anfang der sieben fetten Jahre.

In der Tat ist diese Hoffnung das wichtigste Abwiegelungsmittel aller politischen Aspirationen und Gegensätze, und eine Regierung, welche in ihren eigensten Prinzipien nicht schwankend ist, könnte jetzt Staatsstreiche jeder Art ausüben ...

Die Kaiserbegegnung in Danzig ist ganz spontan gewesen und das Resultat eines persönlichen Dranges des Kaisers Alexander. Die Begegnung gründet sich nirgends auf Vorausbesprechung, sondern ist nur dem zuzuschreiben, daß unser Kaiser zufällig in Pommern anläßlich der Kavalleriemanöver anwesend war. Jedenfalls ein schicklicheres und würdigeres Alexandrowo, als jenes vor zwei Jahren, welchem wir die österreichische Allianz, ganz aus der Initiative des Kanzlers hervorgehend, verdanken — die größte Tat Bismarcks, äquivalent mit dem Frankfurter Friedensschluß. Der Effekt der Danziger Entrevue schlägt seine Wellenkreise mehr nach außen als nach innen. Der Gedanke eines gemeinschaftlichen Frontmachens gegen die zerstörenden Elemente der staatlichen Gesellschaft ist zu absurd, um ihn ernst zu nehmen. In dieser Beziehung hat Rußland weit größere Aufgaben zu erfüllen, als wir sie haben können."

An G. vom 19. November 1881.

„... Zunächst waren wir durch eine schwere typhose Erkrankung unsres Enkels Wilhelm sehr in Sorgen versetzt — es ist der nunmehrige Fürst von Hohenzollern —; kaum entlastet von qualvoller Beängstigung, warf dieselbe Krankheit den Großherzog von Baden aufs Krankenlager. Es war auch für mich eine abermals schwere Zeit, denn ganz abgesehen von dem unersetzlichen Verluste in der Familie und dem nationalen Unglück für Deutschland im Falle des Ablebens, würde ich persönlich in diesem Fürsten einen meinen bewährtesten und vertrautesten Freund zu betrauern gehabt haben.

Hernach, kaum daß wir wieder freier aufatmen konnten, kam das wüste Wahlgetriebe, und vorgestern die Reichstagseröffnung. Ueber die Wahlergebnisse konnte ich mir eine schadenfrohe Stimmung gewinnen; denn sie sind die Antwort oder das Echo auf ein Gebaren der offiziösen Presse, welches nicht genugsam verurteilt werden kann. Wenn noch ein Fünkchen von Selbstachtung im deutschen Volke vorhanden war, so mußte es so kommen, wie es gekommen ist. Nachdem nun diese Antwort einmal erteilt ist, wollen wir hoffen, daß aus den gesunden Elementen des Reichstags sich eine Partei werde herausbilden lassen, welche ohne politische Voreingenommenheit nur das Sachliche vertreten werde, ohne nach oben oder unten oder nach rechts und links zu schauen. Jetzt, wie die Dinge stehen, kann keine Partei der andern mehr etwas vorwerfen, wenn

Digitized by Google

Konservative und Zentrum für Sozialisten stimmen, um jeden Nationalliberalen zu bekämpfen, so ist ein solches Verfahren unvernünftig.

Ich schreibe soeben diese Zeilen unter dem Eindruck der durch den Kanzler gehaltenen Reichstagseröffnungsrede. In ihrer Skala der Steigerung ist sie äußerst geschickt gemacht und blendet zweifelsohne die Mehrheit der Nichtnachdenkenden, aber ich kann mich mit dem, was dem Kaiser in den Mund gelegt wird, nicht einverstanden erklären. Die Allerhöchste Person tritt viel zu sehr in den Vordergrund. Die Steigerung in der Rede bis zum elegischen Tone in betreff der Hoffnung, die sozialistische Regelung noch zu erleben, auch die Verwirklichung des Tabakmonopols nimmt sich in dem Munde des Kaisers nicht würdig aus, er ist dadurch der Fürsprecher seines Kanzlers. Früher hieß es: Meine Regierung wird Ihnen dieses oder jenes vorlegen, aber niemals identifizierte sich die erhabene Person des Landesherrn mit derlei Vorlagen, deren Natur und Wert überdies noch sehr zweifelhaft sind ..."

Wie hart den Fürsten die schwere Erkrankung des Großherzogs Friedrich von Baden traf, geht auch aus einem Schreiben vom 24. November 1881 an B. hervor. Er spricht über die Erkrankung seines Enkels Wilhelm, die ihm natürlich große Sorge macht und fährt dann fort:

„Sehr ernst und schwer ist der Großherzog von Baden ebenfalls von Typhus befallen worden. Ein paar Tage schwebte er in Todesgefahr. Sie können sich denken, wie angsterfüllt wir jede Nachricht entgegensehen mußten. Die Chancen des Ablebens waren die überwiegenden" usw.

Am 29. Juni 1882 erhielt Karl Anton nachstehenden Brief, dessen Gewichtigkeit um so höher genannt werden muß, als er eine sehr hohe Person zum Verfasser hat ...

„Der Ausdruck Experimentalpolitik, der kürzlich als die Gegenwart bezeichnend, in der Presse gebraucht wurde, scheint richtig; denn die letzten Jahre haben auf dem Gebiete des Deutschen Reiches und seines größten Staates Preußen mehr Versuche als Resultate gebracht und eine Unsicherheit veranlaßt, welche störend einwirkt. Der häufige Personenwechsel mit raschem Verbrauch nützlicher Kräfte, die Anwendung aller Mittel, die zum Ziele führen können, ohne Rücksicht auf bestehende Verhältnisse, endlich die Mißbräuche des Parlamentarismus haben eine gewisse moralische Depression zur Folge, welche den Nimbus des Deutschen Reiches gefährdet und die Auffassung bestätigt, daß die deutsche Nation der Theorie auf Kosten der Praxis zugetan ist. Darauf gründet sich wohl auch mitunter die etwas willkürliche Behandlung der sozialen und materiellen Fragen seitens des leitenden Staatsmannes; der zunehmende Einfluß einer ungeregelten freien Presse trägt wesentlich dazu bei, die Auffassungen zu verwirren und die staatliche Macht zu entkräften. Der Totaleindruck ist daher bei der wachsenden liberalen Richtung, die sich von dem früheren gesunden Liberalismus immer weiter entfernt, wohl berechtigt, für die Zukunft bange Sorge einzuflößen. Bei dieser Sachlage konnte der Erlaß des Kaisers auf der einen

Digitized by Google

Seite ebensowohl mißverstanden, als auf der andern anerkannt werden. Er kennzeichnet richtig die Grenzen zwischen dem monarchischen Prinzip und dem Konstitutionalismus, aber er berührt die ungelöste Frage der politischen Wahlfreiheit in einer nicht unbedenklichen Weise. Die schwierigste Aufgabe bleibt die Lösung der kirchlichen Frage, nachdem der Kulturkampf durch Verblendung beider Parteien zu den traurigsten Folgen geführt hat. Die Vermengung der politischen und kirchlichen Interessen oder vielmehr das Benützen letzterer zum Deckmantel politischer Zwecke hat die Partei des Zentrums zu einer Macht verholfen, der sie nicht mehr entsagen will, während die Regierung ihre Fehler durch die Verlegenheit büßt, zwischen nötigen Konzessionen und Wahrung unveräußerlicher Rechte den geeigneten Mittelweg zur Versöhnung zu finden. Die moralische Basis wurde sowohl früher gegen die Härte der staatlichen Maßregeln als jetzt gegen die Gefahr politischer Kompromisse Schutz gewährt haben können. Trotz allen Schwierigkeiten der Gegenwart bleibt die Anerkennung der deutschen Nation als Mittelpunkt der europäischen Interessen gesichert und ist ihr Einfluß auf die Politik Europas entscheidend. Daß dieser Einfluß zugunsten des Friedens sich erweist, ist ein Ergebnis der großen Kriege, welche zur Wiederherstellung des Reiches führten, und des Bedürfnisses einer ruhigen Entwicklung der inneren Verhältnisse sowie der internationalen Beziehungen. Daß dabei ein reges Zusammenwirken zwischen Deutschland und Oesterreich die Grundbedingung ist, zeigt sich um so mehr, als trotz der nationalen Mannigfaltigkeit und Interessenverschiedenheit Oesterreichs dieses auf die Verständigung mit dem Deutschen Reich in allen wichtigen Fragen der Gegenwart angewiesen ist.

Das frühere Verhältnis Preußens zu Rußland wird auf die Länge durch die Veränderungen leiden müssen, welche daselbst die soziale Zersetzung unter dem Einfluß des Panslawismus hervorbringt. Die traditionellen Fehler früherer Regierungen rächten sich in dem letzten Orientalischen Kriege und durch die traurigen Ereignisse des vorigen Jahres, wobei auf das Friedensbedürfnis Rußlands nicht unbedingt mehr zu rechnen ist.

Man kann den Eindruck des jetzigen England nur mit dem eines alten ehrwürdigen Gebäudes vergleichen, dessen innere und äußere Beschädigung einer Abhilfe bedürftig ist, die man nicht zu geben vermocht hat, noch scheinbar zu geben vermag, zumal unter Leitung eines rücksichtslos handelnden Staatsmannes und unter dem Einfluß einer ernsten sozialen Frage.

Die Einwirkung Frankreichs auf die politische Lage Europas bleibt fühlbar, wie wohl die inneren Zustände dieser mächtigen Nation in ihrem Verfall als Autoritätsbedürfnis sich selbst die jetzige Regierung gefallen lasse. Die republikanischen Einflüsse können auf die Dauer für andre Staaten bedenklich werden bei der radikalen Strömung der Zeit, namentlich in Italien, wo die nationale dynastische Einigung noch nicht gesichert erscheint.

In allen Verwicklungen europäischer Politik bleibt dem Orient die Frage, welche stets wieder zu einer brennenden zu werden droht ..."

Am 27. März 1482 an B.:

Digitized by Google

„Den Kaiser von Rußland erachtet man ganz lahmgelegt, willenlos und vermöge eines ihm anklebenden Mangels an Mut als keinen bestimmenden Faktor. Der Austausch schöner Redensarten und Geburtstagstoaste hat keinen politischen Wert, er ist höchstens die Aussprache eines innern und wahren Gefühls, mit welchem man jedoch nicht rechnen darf. So wird in Berlin die Situation in Rußland beurteilt. An Krieg mit diesem unbeholfenen Koloß ist aber für jetzt nicht zu denken; denn selbst der Panslawismus hat seine Krallen zurückzuziehen begonnen. Wir müssen dem Enfant terrible Skobelew eigentlich ein Monument setzen! Er ist die Veranlassung, daß selbst die „Kreuzzeitung" sich von Rußland abwendet, mit ihr die ganze Partei, welche zu Nikolaus' Zeiten nur von „unserm Kaiser" sprach. Wegen der Brandreden dieses Generals ist nicht eine einzige Note ausgewechselt worden. Die öffentliche Presse hat in dieser Beziehung alle Fühlung und jede Fährte verloren und sich nur von instinktiven Eingebungen leiten lassen."

B. schrieb sodann am 1. November 1882 an den Fürsten u. a.:

„... Wichtiger als diese Personalnachrichten (aus Deutschland) sind die, welche ich über die Stimmung habe, die bei uns Frankreich gegenüber herrscht. Sie gipfelt in der Ansicht, daß es doch wieder zum Kriege mit Frankreich kommen muß. Von dieser Ansicht zu der: wenn also doch, dann je eher, desto besser, ist nur ein Schritt. Das ganze Verhältnis scheint mir mit dem zu Rußland zusammenzuhängen; denn nach gewissen Vorkommnissen dürfte man die Ueberzeugung geheimer Unterhandlungen zwischen Frankreich und Rußland nicht leicht los werden. Im Grunde will es doch viel bedeuten, wenn ein Jemand, der es gesehen haben kann, sagt, er habe das Schreiben des Kaisers von Rußland an unsern Kaiser gesehen, in welchem es heißt, wenn Rußland gewisse Satisfaktionen versagt würden, so müsse zuletzt das Schwert entscheiden. Auch soll es zurzeit mit der Aufstellung russischer Truppen sehr ernst gewesen sein. Gambetta, der eine Zeit lang beseitigt zu sein schien, rückt wieder langsam zur Machtsphäre heran, während unserseits die Schürzung eines Knotens abgewartet werden dürfte."

Am 6. April 1883 an B.

„... Inzwischen hat sich die Physiognomie Europas ganz verändert. Die Kriegsbeklemmungen sind ein überwundener Standpunkt, und Friedensseligkeit beherrscht die Welt. Der Kaiser schrieb mir unlängst. Hier ein Auszug, der die ganze Situation kennzeichnet: „In Politicis ist einige Sicherheit des Friedens, seitdem Kaiser Alexander III. die Initiative über die Anhäufung seiner Truppen an unsrer und der österreichischen Grenze ergriffen hat und seine Friedensprinzipien so entschieden ausgesprochen. Durch die Umreise seines Ministers Giers ist alles so ausführlich und herzlich konstatiert worden, daß in Europa ein schwerer Alp gehoben ist, aber von einer Verminderung der Truppen ist immer noch keine Rede und scheint auch nicht beabsichtigt zu werden, so daß die momentan gezügelte Presse in Rußland wohl bald wieder das alte Lied an-

Digitized by Google

stimmen wird: Rußland müsse immer gerüstet bleiben, um einen Angriff Deutschlands und Oesterreichs zu parieren. Und wer denkt daran wohl bei uns! Und was hätten wir dort zu suchen? ...

Bei uns florieren die Redekünste in den Parlamenten nach wie vor und in ungemessener Weise mit einem Zeitverlust, wodurch die wohltätigsten Arbeiten verschoben, wenn nicht ganz verloren gehen ...

In dieser einfachen Meinungsäußerung ist die Signatur der Gegenwart enthalten, und man kann sie als eine Direktive für die nächste Zukunft betrachten, namentlich im Schlußpassus liegt der Dualismus zwischen Kaiser und Reichskanzler. Letzterer hat endlich sich davon überzeugt, daß eine Teilung der Arbeit vonnöten ist. Seinen Einfluß, selbst wenn er sich den innern preußischen Verhältnissen entzieht, wird er deshalb doch stets zur Geltung zu bringen wissen. Die neu konstruierte sog. freisinnige Partei hat wider ihren Willen und Absicht einen allgemeinen Umschwung in der deutschen öffentlichen Meinung bewirkt, und ich glaube, daß die von den alten Schlacken befreite nationalliberale Partei das törichterweise eingebüßte Terrain bald zurückgewinnen wird."

Am 10. Oktober 1883 bespricht Karl Anton unter verschiedenen andern Punkten, die an geeigneten Stellen angegeben sind, mit B. auch die französische Politik und die Weltlage im allgemeinen:

„Als ein für uns glückliches Ereignis betrachte ich die unqualifizierbare Episode in Paris, aber auch glücklich für die Befestigung der Monarchie in Spanien. Diese französische Ueberstürzung hat mit einem Schlage die Karten aufgedeckt und erleichtert unsrer Regierung die Aufgabe bezüglich des Militärbudgets; denn ohne einen Deus ex machina befinden wir uns offenbar am Vorabende des Weltkrieges. Je früher, desto besser; denn diese über alles Maß hinaufgeschraubte Situation ist kaum länger zu ertragen.

Ich bedaure, wertester Freund, Ihnen keine Fakta mitteilen zu können, die Sie nicht schon selber wüßten, allein privatim erfahre ich nur wenig. Selbst der Kronprinz, dessen Besuch mit Familie ich Mitte des Monats hier erwarte, wird mich nicht aufklären können; er verlangt eher von mir Aufklärung, und so müssen wir beide unsre Unwissenheit gegenseitig bekennen. — Aehnlich erging es mir in diesen Tagen mit dem Großherzog von Sachsen, der gehofft hatte, bei seinem mehrtägigen Besuche hier mancherlei Neues von mir zu erfahren. Er kam direkt von Baden und beklagte sich, daß der Kaiser selber so wenig verlauten lasse oder wisse.

Alle Teilnehmer am Niederwaldfeste sind d'accord, von dieser nationalen Feier überwältigt zu sein."

An B. am 1. Dezember 1883.

„... Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mitteilungen und Ansichten über die Reise des Kronprinzen. Es ist diese ganze Inszenierung wie ein genialer Blitz aus dem Gehirn des Reichskanzlers hervorgegangen, überall zündend, wohin er geschleudert worden.

Digitized by Google

Die spanische Reise hat ganz unbestritten dem Kronprinzen ein erneutes Relief gegeben; ganz Deutschland sieht im Empfang und in den Ehrenbezeugungen ebenfalls eine der Nation dargebrachte Huldigung und Aufmerksamkeit und fühlt sich deshalb mit der Person des Kronprinzen ebenso vereint, wie es während des Krieges 1870/71 den gemeinsamen Herzschlag geteilt hat.

Wie ich aus den Berichten Bismarcks und Hatzfelds an den Kronprinzen über den Zweck dieser Reise ersehen habe, so galt dieselbe, abgesehen von allen Höflichkeitsrücksichten, zunächst und ausschließlich Frankreich. Es konnte allerdings für dieses Land nichts Demütigenderes geben als die Beleuchtung des grellen Kontrastes in den Empfangsarten. Auf bekannte Vorgänge nicht mehr zurückkommend, verschleiert sich hinter diesem Besuche ein großartiger Staatsgedanke, nicht jenen einer unmöglichen Allianz mit Spanien oder eine Beitrittseinladung zur großen Friedensliga, wofür König Alphonse schon in Hamburg seine Geneigtheit ausgesprochen und dabei alle konstitutionellen Bedenken über Bord geworfen hat.

Auf Grund dieser in Hamburg getanen Aeußerungen will Bismarck das heiße Eisen sofort schmieden, und deshalb diese in jetziger Jahreszeit so ungünstige und unbequeme kronprinzliche Reise, die bis jetzt einen triumphalen Verlauf genommen hat.

Daß schon die hohe politische Wichtigkeit dieser Reise in Italien tief empfunden wird, ist ein merkwürdiges Zeichen der politischen Zustände, und daß Sie, lieber Freund, trotz empfangener Instruktionen der Hof- und nationalen Bewegung keinen Einhalt getan haben, ist ein sehr großes und nicht genug anzuerkennendes Verdienst, welches dem Kronprinzen in seinem Innern sehr wohlgetan hat! ...

Nach dem Auslande hin, namentlich Frankreich und Rußland gegenüber, kann die Bedeutung des deutschen Kronprinzen nicht genugsam hervorgehoben werden. Hätte in Genua ein Inkognitoempfang stattgefunden, so wäre dieser auch eine manque d'egard gegen Spanien gewesen und würde eine unliebsame Auslegung gefunden haben. Schon die Anwesenheit der deutschen Flotte konnte ein Inkognito nicht gestatten. Wie vortrefflich, daß man im Mittelländischen Meere einmal die deutsche Kriegsflotte zu Gesicht bekommen hat!"

An G. den 24. April 1884.

„... Ich bin nicht so glücklich, in Politicis Ihnen Tatsächliches oder Neues berichten zu können. — Dabei aber gärt und kocht es in den inneren Fragen Staatsrat, Niederlegung des Handelsministeriums von Bismarck, erweiterter Wirkungskreis des preußischen Staatsministeriums usw. Alle diese Gerüchte schwirren in der Luft, ohne einer festen Unterlage entsprossen zu sein. Aber ein Körnchen Wahrheit muß in ihnen doch enthalten sein; denn sie können unmöglich erfunden werden. Ob dem Kronprinzen der Vorsitz im Staatsrat willkommen, möchte ich fast bezweifeln. Er identifiziert sich hierdurch zu sehr mit dem gegenwärtigen System und bindet sich für die Zukunft. Ich kann mir nicht

Digitized by Google

vorstellen, welche Bedeutung der Staatsrat heute gewinnen kann. Soll er eine Verstärkung der Bismarckschen Aspirationen sein, so nutzt sich die ganze Einrichtung sofort ab, will er aber selbständig wirken, so wird er als Opposition verlästert und sofort tot gemacht. Aber ein Staatsrat kann niemals die souveräne Machtvollkommenheit ersetzen, und deswegen zweifle ich heute noch an der Bereitwilligkeit des Kronprinzen, sich an die Spitze zu stellen und sich sozusagen einer Majorität unterwerfen zu müssen, gegen welche er kein Mittel zur Geltendmachung seiner eignen Ansicht und Ueberzeugung besitzt."

Der letzte Brief an Bamberg, der uns interessiert, ist vom 21. Mai 1884. Der Fürst schreibt u. a.:

„Es würde einen furchtbaren Widerhall in Deutschland geben, wenn eine deutsch-österreichische Erkältung an die Oberfläche treten würde. Wir würden uns damit in die Zeit vor 1866 zurückversetzt sehen, wo die Parole: „Groß- oder Klein-Deutschland" die Nation in zwei Lager spaltete. In unsern innern Parteiverhältnissen haben sich in neuester Zeit große Wandlungen vollzogen. Die Konstituierung einer neuen nationalliberalen Partei mit aufrichtiger Anschließung an das Gouvernement unter Wahrung vollständigster Unabhängigkeit betrachte ich als ein glückliches und beruhigendes Ereignis, das einzige, das vermögend sein wird, die bisher bestandenen schroffen Gegensätze zwischen Nord- und Süddeutschland zu versöhnen und allgemeinen Frieden herbeizuführen. Man glaubt, daß diese Partei zu einer Regierungspartei sich werde emporschwingen können. — Die Reden von Miquel und Bennigsen sind wahrhafte Meisterstücke. Die Freikonservativen und viele der Reichspartei werden sich der nationalliberalen anschließen . . ."

Es kam dann die goldene Hochzeitsfeier des Fürsten und der Fürstin Josephine am 21. Oktober 1884, an welcher der Deutsche Kaiser teilnahm, und als er wegfuhr, auf der Eisenbahnbrücke traurig sagte: „Es ist das letztemal, daß ich den Fürsten sah . . ." Etwas mehr als sieben Monate später stand Kronprinz Friedrich Wilhelm ergriffen an dem Sarge seines aufrichtigen Freundes Karl Anton von Hohenzollern.

Dorpat-Jurjew

Erinnerungen aus der Studienzeit

Von

Karl Mollenhauer

Das Eindringen deutscher Truppen in Kurland lenkt allerorten die Aufmerksamkeit auf die sog. deutschen Ostseeprovinzen, die zwar verhältnismäßig oft genannt werden, aber in Wahrheit herzlich wenig gekannt sind, und rührt an eine politische Frage, für die eine Meisterlösung zu finden der Staatskunst ungemein schwer fallen wird. Die erregten Erörterungen in der russischen Presse über eine

Digitized by Google

Verlegung der Reichshauptstadt zeugen dafür, daß man bereits mit der nahen Möglichkeit rechnet, es werde diese Lösung in einer Weise gesucht, die sich nicht mit dem Lebenswerke Peters des Großen und dem Gründungsplane Petersburgs vertrage.

Mir rufen die an Hindenburgs strategische Maßnahmen geknüpften Erörterungen liebe Erinnerungen an die ferne Studienzeit wach, deren gute und zugleich wichtigste Hälfte ich mit Gutheißung des preußischen Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten in Dorpat, dem geistigen Mittelpunkte der baltischen Lande, verlebt habe. Das Schriftstück, das ich mir darüber als gebürtiger Hannoveraner in Rücksicht auf spätere Anstellung auf den Wunsch meiner guten Mutter ausstellen ließ, trägt die Unterschrift des Herrn v. Lucanus, der den Minister damals vertrat. Der Gedanke, in Dorpat zu studieren, lag für mich nicht so weitab; hatte doch ein Bruder meiner Mutter, der bekannte Philosoph Gustav Teichmüller, dort seit Beginn der siebziger Jahre den Lehrstuhl für Philosophie und Pädagogik inne. Dessen Güte wollte mir die Jahre des Studiums erleichtern; er lud mich deshalb, als ich 1879 das Abiturientenexamen bestanden hatte, auf unbeschränkte Zeit zu sich ein. Die in ganz Rußland gültige Einteilung des Studienjahres, wonach der Sommer im wesentlichen frei bleibt, die beiden Semester dagegen vom Spätaugust bis Weihnachten und von Neujahr bis Mitte Mai währen, ließ es freilich nicht zu, daß ich sogleich nach Dorpat ging; ich hörte erst ein Semester Sommerlogik auf der hohen Schule zu Tübingen, um mich dann sogleich nach dem nordischen Musensitze, dessen Aehnlichkeit mit Heidelberg so vielfach gerühmt wurde, auf die Reise zu begeben. Nun war es derzeit nicht so einfach, dorthin zu gelangen. Die Stadt hatte nur eine Eisenbahnverbindung mit dem estländischen Nestchen Taps, von wo aus sich die beiden Linien nach Petersburg und dem alten hansischen Reval entzweiten. Man konnte freilich auch von der großen Straße Eydtkuhnen—Petersburg dorthin gelangen; dann mußte man über Pskow, das damals noch meist Pleskau genannt wurde, den Peipussee und den schiffbaren Embachfluß befahren, an dessen beiden Ufern Dorpat liegt. Ich zog es vor, mein Reiseziel auf den Wegen der alten hansischen Wisbyfahrer von Lübeck aus zu gewinnen. Die Wechselfälle dieser Fahrt, die mich über Helsingfors nach Reval und von dort nach mannigfachen Fährlichkeiten endlich nach Dorpat gelangen ließ, kann ich hier leider nicht schildern; vielleicht habe ich ein andermal Gelegenheit dazu. Genug, eines schönen Sonntags, als mein Oheim gerade die Mitglieder des „pädagogischen Konseils", dessen Vorsitzender er wohl kraft seines Lehramts war, um sich versammelt hatte, war ich in Dorpat. Es fehlte indessen nicht viel, so hätte ich nur gleich die Rückreise wieder antreten können. Denn als ich andern Tages auf das Sekretariat ging, um meine feierliche Immatrikulation zu beantragen, stellte der Beamte fest, daß auf meinen schönen Zeugnissen aus Braunschweig und Tübingen ein Vermerk über genügende Leistungen im Russischen fehle, der zur rechtsgültigen Immatrikulation unerläßlich sei. Was nützte mir nun die Erlaubnis des Herrn v. Lucanus, in Dorpat die Hälfte meiner Studien-

Digitized by Google

zeit zu verbringen! Russisch konnte ich wirklich nicht! Doch mein Oheim wußte Rat zu schaffen; er schickte mich mit einer empfehlenden Visitenkarte zu dem Wirklichen Staatsrate Professor Dr. Paul Wiskowatow; der werde schon helfen. Ich erzähle dies Erlebnis genau, wie es sich zugetragen hat, um die Verhältnisse, wie sie damals noch waren, zu kennzeichnen und ein Beispiel dafür zu geben, daß die russische Weitherzigkeit auch gelegentlich das Richtige treffen konnte. Der Mann war durchaus kein Deutschenfreund; er war als Dozent der russischen Sprache und Literatur dem unendlich überlegenen Alexander Brückner an die Seite gesetzt, um die damals schon leise einsetzende Verrussung der Hochschule — wohl auch als Aufpasser — zu fördern. Es lag ihm also durchaus nicht, in den strengen Bestimmungen, die die recht spärlichen Kenntnisse im Russischen in Liv-, Kur- und Estland zu heben bestimmt waren, für mich eine Lücke zum Durchschlüpfen zu finden. Dennoch schrieb er nach kurzem Besinnen auf einen Zettel, den ich noch heute aufbewahre, folgende Worte: „Der Studierende Karl Mollenhauer aus dem Auslande versteht so viel Russisch, daß er den Vorlesungen an der Universität folgen kann." Da ich nun durchaus keine Sonderstudien in russischer Sprache, Geschichte oder Religion zu betreiben vorhatte, alle sonstigen Vorlesungen aber ausnahmslos in deutscher Sprache abgehalten wurden, so war diese Bekundung ein sprechender Beweis diplomatischer Kleinkunst, in der die Russen bei der widerspruchsvollen Unmenge von Gesetzen und Reglements in allen Schichten der Bevölkerung Meister geworden sind. Sie trug mir am andern Morgen das formlose Einschiebsel in mein ehrliches braunschweigisches Abgangszeugnis: „im Russischen genügend" von der Hand des Sekretärs Tomberg ein und nach einigen Tagen die nach deutscher Weise in feierlichstem Latein abgefaßte Immatrikulationsurkunde. Der unterzeichnende Rektor Maikow, Professor des römischen Rechts, freilich hinterließ im Gegensatze zu deutschen Prorektoren mehr den Eindruck eines russischen Würdenträgers alten Stiles, wie ich sie später mehrfach angetroffen habe; mit ihm habe ich weiter nichts zu tun gehabt. So war ich denn glücklich Dörptscher Student, wie die Einheimischen zu sagen pflegten! Das war schon eine Sache, für den Balten jener Tage eine ganz gewaltige Sache sogar. Nur mir wollte ihre ganze Beträchtlichkeit nicht so voll einleuchten. Ich war eben kein Einheimischer! Und das muß man, wie vielerorten, ganz besonders in baltischen Landen sein. Wenn ich das „Personal der Kaiserlichen Universität Dorpat" durchblättere, finde ich kaum einen darin, der außer mir aus dem Reiche gekommen wäre. Dorpat war eben ausgesprochen Landesuniversität und die Studenten überwiegend Angehörige der Provinzen. Dazu kamen die Söhne von Petersburger Deutschen und von solchen aus Moskau, Beßarabien, den Wolgagegenden und andern Landschaften, wo deutsche Kolonisten nesterweise im russischen Reiche wohnen. Nicht unerheblich war auch die Gruppe der polnischen Studierenden aus Lithauen und den westrussischen Gouvernements. Diese nahmen eine ausgeprägte Sonderstellung unter den Dorpater Burschen ein. Das äußerte sich schon darin, daß sie sich von dem altertümlichen „Du", das sonst allgemein herrschte, ausschlossen und bei

Digitized by Google

vorkommenden Ehrenhändeln nicht auf Schläger, sondern nur auf Pistolen losgingen. Es waren meist ansehnliche junge Leute aus solchen Familien, die für ihre Söhne das deutsche Dorpat den russischen Hochschulen als das kleinere Uebel vorzogen. Eigentliche Russen waren unter den Musensöhnen nur ganz wenige, und wenn es ihnen nicht gelang, Anschluß zu finden, so lag das wohl überwiegend an eigner Minderwertigkeit. Später ist die Hochschule mit solchen zweifelhaften Elementen geradezu planmäßig überschwemmt worden. Nicht unerwähnt darf die Gruppe derjenigen jungen Leute, namentlich in der theologischen und philosophischen Fakultät bleiben, die bäuerlichen estnischen oder lettischen Familien entstammten. Denen unter ihnen, die nur zu gern als Deutsche gegolten hätten und liebend gern unter der Schutzfarbe der Sprach- und Konfessionsgemeinschaft in die sozial höherstehende deutsche Gemeinbürgschaft, wenn ich so sagen soll, aufgenommen wären, wurde meinen Eindrücken nach der Zutritt nicht allzu leicht gemacht. So war es kein Wunder, daß sich eine Gruppe sog. Jung-Esten und Jung-Letten immer fester zusammentaten, die sich zwar die deutsche Bildung aneignen wollten, aber, auf ihr fußend, ihren Nationalitätenstandpunkt immer entschlossener zu betonen willens waren oder wurden. Nun kann man als ein Glück für das baltische Deutschtum bezeichnen, daß die studierenden Esten und Letten wohl eine Strecke zusammengehen konnten, eben soweit sie die gemeinsame Abneigung gegen den deutschen Herrenstandpunkt einander nahe brachte, daß sich darüber hinaus sofort die Rassenverschiedenheit geltend machte und sie unter sich entzweien mußte. Denn die Letten sind Indogermanen, während die Esten dem ugrisch-finnischen Stamme zugehören. Wurde also ernstlich, wie es die Zeit überall in Europa zu fordern schien, der Nationalitätentrumpf ausgespielt und die Frage aufgeworfen, wem denn von Gott und Rechts wegen das Hausrecht oder das Uebergewicht in Livland — hier einmal das Wort im alten umfassenden Sinne gebraucht — gebühre, dem deutschen Eroberer, dem Esten oder schließlich dem zeitigen Besitzer, dem Russen, so mußten sich die Ansprüche der Jung-Esten und Letten, von allen innern Gründen abgesehen, schon wegen ihrer unversöhnlichen Gegensätzlichkeit lahmlegen und aufheben. Der eigentliche Kampf kann nur zwischen den Deutschen und Russen ausgetragen werden. Mich will bedünken, als hätten die Professoren reichsländischer Herkunft dem Bildungsverlangen und dem Begehren nach Aufstieg in die höheren sozialen Möglichkeiten, wie er in den eingeborenen bäuerlichen und kleinbürgerlichen Schichten unzweifelhaft zutage trat, ein unbefangeneres Verständnis und Entgegenkommen bewiesen als die einheimischen. Diese hatten der unbehaglichen Erscheinung gegenüber mit einem Vorurteile zu kämpfen, das sich mit der Kraft von Urgefühlen äußerte, gegen das alle politische Klugheit, alle Christlichkeit und Humanität nichts auszurichten vermochte.

Unter diesen aufstrebenden jungen Leuten gab es Geister aller Grade und Schattierungen; ich glaube, man hätte unschwer alle in das deutsche Interesse ziehen können. In meiner Erinnerung haftet besonders die Gestalt eines gewissen Harry Jansen, der der Sohn des Besitzers der estnischen Zeitung „Eesti

Digitized by Google

Postimees" war und diese mit seinem Vater zusammen redigierte. Der war noch am Setzerkasten und der Handpresse in die Höhe gekommen, während der studierte Sohn bereits die neue Zeit und Richtung vertrat. Er stilisierte sich auf den unverstandenen Schöngeist hinauf; ohne große Mühe hätte er sich mit seinem ganzen Anhange und seinem Einflusse, den er als Zeitungsbesitzer auf die erstarkende jungestnische Bewegung hatte, auf die deutsche Seite ziehen lassen, wohin ihn ohnedies seine Bildungsbedürfnisse und Neigungen lockten. Da sich für ihn kein Platz in den führenden Schichten, denen er sich geistig zugehörig fühlte, finden lassen wollte, verfiel er der Gegenseite. Die jungestnische und junglettische Bewegung war den Kennern unter den russischen Beamten, die mit der Verrussung der baltigen Provinzen betraut wurden, vielleicht an sich nicht lieb oder gar unbedenklich, soweit sie aber darauf ausging, den deutschen Besitzstand und das geistige Uebergewicht der Deutschen zu schädigen, höchlichst willkommen. Sie hätten Toren sein müssen, wenn sie diese schwache Stelle in dem Gefüge des deutschen Uebergewichts nicht herausgefunden hätten. Der feinste Kopf unter den russischen Würdenträgern, die unter dem sonst milden Zepter Alexanders II. mit der russischen Herrschaft Ernst machen wollten, war der Kurator des Dorpater Lehrbezirkes, Ssaburow, der zu Beginn meines Aufenthaltes in Dorpat als Minister der Volksaufklärung nach Petersburg berufen wurde. Dieser verband mit ungemein verbindlichen Formen, durch die er die sonst herkömmliche ablehnende Haltung gegen alles Moskowitertum entwaffnete, das feinste Verständnis für die verwickelten Verhältnisse. Es gab Leute, allerdings nur ganz wenige, die diesen Kurator nicht trotz, sondern gerade wegen seiner Liebenswürdigkeit für den allergefährlichsten Feind der deutschen Selbständigkeit hielten. Und diese Auffassung entbehrte nicht einiger guten Gründe. Einmal gab er sich die Mühe, das schwierige Gebiet seiner Wirksamkeit kennen zu lernen und zu ergründen; sodann trennte er durch seine meisterhafte Behandlung der Personen die Gemüter und schläferte die Sorgen ein. Ich glaube jedoch letzten Endes nicht, daß diese Mißtrauischen, die gerade mit den Vorzügen des Ministers seine besondere Gefährlichkeit begründen wollten, im Rechte gewesen sind. Die deutsche Selbständigkeit, zunächst der Universität, sodann im weiteren Zusammenhange der baltischen Lande, ist andern Strömungen und Mächten zum Opfer gefallen, auf die ein einzelner, weder im guten noch im bösen, entscheidenden Einfluß gar nicht haben konnte.

So viel ist richtig, daß die auf die Verrussung der Lande abzielenden Bestrebungen bei der Universität einsetzen mußten. Denn sie war das stärkste Bollwerk, die Hochburg der deutschen Freiheit und Selbständigkeit in diesem Kolonialande, das die mittelalterliche Kirche, das ritterliche Schwert der jüngern Söhne und der ehrbare deutsche Kaufmann in diesen fernen Osten vorgeschoben haben. Die Mittel der Herrschaft über die zahlenmäßig weit überlegene eingeborene Bevölkerung waren nach Verlauf vieler mit blutigen Kämpfen ausgefüllter Jahrhunderte im wesentlichen noch die gleichen wie zur Zeit ihrer Begründung, nur daß an die Stelle der katholischen Kirche mit dem weitreichenden Einflusse ihres

Digitized by Google

Welt- und Ordensklerus ein kraftvoller, noch ungebrochener Protestantismus und mit ihm in gutem Einvernehmen die studierten Vertreter der sog. freien Berufsarten, in Livland zusammenfassend Literaten genannt, getreten waren. Diese, die Pastoren, die Barone auf ihren Gütern und in ihren ständischen Aemtern, nicht zuletzt auch die Kaufherren in den alten Hansestädten erkannten in der Alma mater Dorpatensis willig und freudig den Nährboden derjenigen Kräfte, die sie zur Aufrechterhaltung ihrer mannigfach bedrohten Stellungen in den Landen befähigten.

Dorpats Bedeutung für die Provinzen, die mehr waren und mehr sein wollten als bloß Provinzen, hatte bei aller sonstigen Verschiedenheit eine große Aehnlichkeit mit Göttingen im ersten Jahrhundert seines Bestehens und des Aufenthalts der hannoverschen Landesherren als Könige in England. Hier wie dort sammelten sich, mangels einer eigentlichen Residenz, die zur Führung berufenen Männer an der Universität, um hier die Prägung ihres Geistes zu erhalten und von dort aus in ihren beruflichen Verwendungen das empfangene Gut zu verbreiten. Das alte Göttingen des achtzehnten Jahrhunderts und Dorpat, das ich aus eigner Anschauung kenne, sind mir immer als ein paar schöne Beispiele für die Erfahrung erschienen, daß sich der Geist unmittelbar in wägbare politische Kräfte umsetzen kann. Wie man es dem Hannoverlande nachgerühmt hat, daß es auffallend viele politische Köpfe hervorgebracht habe, so sind auch die Balten unstreitig — ob aus angeborener Begabung oder infolge ihrer Lebensverhältnisse, mag unentschieden bleiben — politisch gerichtet. Wie weit das in beiden Fällen noch durch die politische Bedeutung der Landesuniversität gefördert worden ist, wäre ebenso schwierig zu bestreiten wie zu erweisen.

Daß die panslawistischen Hitzköpfe, die das Riesenreich zunächst einmal mit der einfarbigen Tünche der russischen Dienst- und Umgangssprache überziehen wollten, um ihm weiterhin auch die russische Seele einzuhauchen, bei der Beseitigung der Sonderstellung Dorpats unter den russischen Universitäten einsetzten, war von ihrem Standpunkte aus gesehen nur zu begreiflich, das größte Hindernis setzten ihrer Wühlarbeit die unbestritten ausgezeichneten Leistungen der medizinischen Fakultät entgegen, deren Wert für das Reich auf der Hand lag. Zwanzig sog. Kronstudenten, die jährlich 300 Rubel bezogen und bei ihrem Abgange und ihrem Eintritte in den Staats- oder Militärdienst 100 Rubel Equipierungsgelder, ein chirurgisches Taschenbesteck und das Reisegeld bis an ihren manchmal sehr entlegenen Bestimmungsort erhielten, bekundeten jahraus, jahrein durch ihr bloßes Vorhandensein schon den offensichtlichen Nutzen der Hochschule und trugen durch ihre wertvollen Dienste, zu denen sie sechs Jahre verpflichtet waren, zur Verbreitung des Ansehens der deutschen Bildungsstätte bei. Der Stolz der russischen Wissenschaft, der Chirurg Pirogoff, hatte der Dorpater Hochschule einst angehört und konnte mit Grund zu ihren Gunsten ins Feld geführt werden. Ihre schützende Hand hielt wohl auch die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg über die bedrohte Pflanzstätte der

Digitized by Google

Bildung; vielfache Beziehungen persönlicher und sachlicher Art verbanden beide Institute, die den Zusammenhang mit der deutschen, aber auch der internationalen Wissenschaft aufrecht zu erhalten und die zarte Pflanze westlicher Kultur vor den täppischen und tückischen Zugriffen des sich immer verstiegener gebärdenden Panslawismus zu hüten innerlich verbunden fühlen mußten.

Als stärkster Halt und Schirm der Universität ist meines Erachtens aber der Kaiser Alexander II. selbst anzusehen, der freilich nur mit äußerster Behutsamkeit den Treibern, die die Selbstgenügsamkeit der russischen Seele und die Schädlichkeit westlichen Wesens lehrten, entgegenzutreten vermochte; war er doch im Grunde selbst ein landfremdes und unrussisches Wesen!

Mein Aufenthalt in Rußland fällt in seine allerletzte Regierungszeit. Unvergeßlich ist mir der Eindruck, den die unvermittelte Nachricht von seiner Ermordung am 1. März 1881 auf mich machte. Ich war auf der Heimreise in Riga, wo ich meines Passes wegen Aufenthalt hatte. Als ich abends von einer kleinen Gesellschaft in einer deutschen Familie in mein Gasthaus, die „Stadt Frankfurt am Main", zurückkehrte, fragte der Oberkellner, ob ich denn noch von nichts wisse. Da erfuhr ich von dem schrecklichen Tode des Kaisers, die Einzelheiten waren noch unbekannt. Derzeit war das Gemüt noch empfänglicher für den Eindruck solcher erschütternden Nachrichten; seither hat die lange Kette politischer Morde die Stärke der innerlichen Anteilnahme erheblich abgeschwächt. Der erste amtliche Trauergottesdienst in der Gouvernementskirche zu Riga, der der allgemeinen Gemütsbewegung über das fürchterliche Ende des wohlwollenden Kaisers, des „Zarbefreiers", Ausdruck zu geben bestimmt war, brachte echte, ungekünstelte Empfindungen zur Erscheinung, so fremdartig auch die äußeren Formen dabei waren. Jedermann schien zu fühlen, daß die finsteren Mächte, deren Wühlarbeit schon längst merkbar gewesen war, von nun an die Oberhand haben würden. Ich möchte den Eindruck allgemeiner dumpfer Bestürzung, den das furchtbare Ereignis verbreitete, nachträglich so erklären, als habe man das sichere Gefühl dafür gehabt, daß der Versuch, Rußland in die europäische Staatengemeinschaft einzufügen, nunmehr endgültig gescheitert und die asiatische Hälfte seines Wesens zum Durchbruche gekommen sei. Mir ist immer als ein unterscheidender Zug, der das byzantinisch überprägte Rußland von dem römisch beeinflußten Abendlande trotz der indogermanischen Verwandtschaft grundsätzlich scheidet, der erschienen, daß es an der romantisch-ritterlichen Ideenwelt des Mittelalters nicht teilgenommen hat und so auch dem hier ausgeprägten eigentümlichen Ehrbegriffe im Grunde verständnislos gegenübersteht. Hier liegt meines Erachtens die eigentliche Wurzel der Korruption, an der der Staat und die Gesellschaft, wie es scheint, unheilbar leiden. Peter der Große wollte seinem ungeheuren, buntscheckigen Bauernvolke mit Ueberspringung einer viele Jahrhunderte breiten Kulturkluft einen fix und fertig übernommenen Militär- und Beamtenapparat aufpfropfen; etwas Derartiges mußte wohl geschehen, wenn der in der Ausbildung begriffene östliche Machtstaat den Schein einer Aehnlichkeit oder Vergleichbarkeit mit den übrigen europäischen Staaten gewinnen

Digitized by Google

sollte. Wer daher mit der Europäisierung oder Verwestlichung Rußlands grundsätzlich einverstanden war, mußte Einrichtungen wie die Dorpater Hochschule, ganz abgesehen von ihrer Bedeutung im nationalen Grenzkampfe, hegen und pflegen, wer das Heil von der Verwirklichung der slawischen Idee erwartete, mußte diesen Brückenkopf abendländischer Gedankenwelt sprengen. So ist es nach Alexanders gewaltsamem Tode folgerichtig geschehen. Die letzten guten Jahre Dorpats unter Rußlands letztem abendländisch gerichteten Herrscher gaben einen vortrefflichen Beobachtungsposten für die sich vorbereitende Entwicklung ab.

Die Zusammenhanglosigkeit und Verbindung in der Welt

Von

Dr. Max B. Weinstein

Als ich vor einiger Zeit das Heft dieser Zeitschrift durchsah, in dem mein letzter Aufsatz enthalten ist, kam es mir vor, als hätte ich diesen Aufsatz vor unvordenklichen Zeiten geschrieben. Ringsum in diesem Hefte nur von dem die Rede, was uns jetzt auf das innigste berührt und fast all unser Denken und Trachten ausfüllt, in dem Aufsatz aber nicht ein Wort vom schweren Kampf, in dem wir uns befinden. Er war noch in den Tagen des tiefsten Friedens verfaßt. Wenn dieser Aufsatz in einem der nächsten Hefte erscheint, hoffe ich, wird er nach einem Friedensschluß, der unsers Vaterlandes Ehre und Größe mehrt, der einzige sein, der den Krieg erwähnt. Und wahrlich, die Welt kann sich nichts Besseres wünschen als unsern Sieg, denn nur wenn wir siegen, wird sie auf lange Zeit — wir hoffen ja für immer — sich des reinen Friedens erfreuen können. Andernfalls müßte die Welt Krieg auf Krieg zwischen unsern Gegnern erdulden, die ja nur die unfaßbarste Verblendung zusammengeschmiedet hat, da ihre Interessen nicht nur auseinandergehen, sondern sich sogar entgegenstehen. Das ist mit ein Grund, warum wir von der Weltordnung Sieg in diesem grauenvollen Kampfe erwarten und erhoffen.

Die nachfolgenden Auseinandersetzungen schließen sich an die Mitteilungen in dem vorgenannten Aufsatz über die moderne Atomisierung der Natur an und beziehen sich besonders auch auf das Gebiet des Lebens. Welche Folge hat diese moderne Atomisierung für unsre Auffassung vom Wesen der Natur und des Lebens. Schon die früher auf die Körper beschränkte Atomisierung hat für die Naturauffassung viele Schwierigkeiten. Aber diese Schwierigkeiten sind im Grunde keine andern, als sie bei der Betrachtung überhaupt der Zusammenhänge in der Körperwelt entgegentreten. Wenn man fragt, wie es zu verstehen sei, daß auf sich selbst gestellte Persönlichkeiten, Individuen, etwa die Atome, gleichwohl ausgedehnte Körper zusammensetzen, die sich sogar als neue Einheit-

Digitized by Google

lichkeiten, wie die Kristalle, die lebenden Wesen, aber auch die Körper irgendwelcher Art, verhalten, so war die Antwort eigentlich nicht schwieriger zu erteilen, als bei der Frage: was z. B. die Himmelskörper zusammenhält, daß unter ihnen — wie Kant sich ausdrückt — eine systematische Verfassung herrscht. Der Naturforscher meinte mit der Annahme von Kräften, Anziehungen, Abstoßungen genug zu sagen. Kräfte sollten es sein, die alles zu Einheiten binden, entweder Kräfte zwischen den einzelnen Persönlichkeiten, von Persönlichkeit zu Persönlichkeit wirkend, oder Kräfte außerhalb der Persönlichkeiten, diese gewissermaßen zusammenzwingend, wenn sie nach ihrer Natur oder nach ihrem Zustand zum Auseinanderfahren geneigt sein sollten. Denkbar war auch der Fall, daß das Beieinandersein von Persönlichkeiten nur zufällig bestände; etwa wie Menschen zufällig zu einem Schwarm zusammenkommen und einige Zeit beisammenbleiben, ohne daß einer mit dem andern in Verbindung steht oder zu ihm gesellt wird. Wie unbefriedigend solche Anschauungen sind, erkennt man leicht, und viele haben zu so grobsinnlichen Mitteln gegriffen, wie Häkchen, Ringe usw., mit denen die einzelnen Persönlichkeiten sich aneinander halten sollten.

Bei den lebenden Wesen kommt noch die außerordentliche Schwierigkeit hinzu, daß ihre Teile einander sogar dienen, derart, daß selbst die weitest abstehenden gegenseitig für ihre lebensfähige Erhaltung Sorge tragen und auch vertretungsweise einer des andern Obliegenheiten übernehmen, jeder aber für den geordneten Zusammenhalt aller wirkt. Ja manche verleugnen dabei vollständig ihre Eigenheit und übernehmen ihnen im normalen Zustande ganz fremde Aufgaben, so daß selbst ein Wachstum entsteht, das sonst an der betreffenden Stelle gar nicht stattfindet. Die Biologen sind ja darum gezwungen, anzunehmen, daß in jedem Baustein eines belebten Wesens an sich alle Fähigkeiten vorhanden sind, die allen Bausteinen insgesamt zukommen, so daß an sich jeder sich zu jedem bilden kann und jeder jedes Wirksamkeit durchzuführen vermag, und daß nur aus gewissen Gründen, sei es der Umgebung entstammend, sei es der besonderen Ernährung, vielleicht auch aus der Beeinflussung durch gewisse Zentren, eine Beschränkung in der Betätigung entsteht, die zu einer Arbeitsteilung und damit zu einer stärkeren Ausnutzung der Lebensenergie des einzelnen für bestimmte beschränkte Zwecke führt. Allein gerade dadurch ist der Zusammenhang der Einzelnen auf das schärfste ausgesprochen. Denn wenn jedes das Ganze werden kann und es doch nicht wird, falls es nicht dazu durch besondere Umstände gezwungen ist, wenn jedes alles verrichten kann und doch nur das an seiner Stelle Notwendige tut, und im Gebiete des Ganzen allein tut, immer zum Wohl, außer für sich, auch für jedes andre im Ganzen und so des Ganzen überhaupt, so ist das ohne, man möchte sagen, *bewußtes* Verhalten jedes Einzelnen als Glied einer Gemeinschaft gar nicht zu verstehen. Indessen bewußt oder nicht bewußt, die Hauptsache ist dieses Verhalten selbst.

Völlig rätselhaft aber ist dieses Verhalten unter der modernen Zerteilung der Natur, die schon nicht allein die Materie, sondern auch die Energie betrifft.

Digitized by Google

Früher konnte wenigstens in der Energie eine Art Band gesehen werden, welches Wandlungen und Geschehen innerhalb einer Persönlichkeitengemeinschaft umfaßte und so die Gemeinschaft als solche hervortreten ließ. Man dachte sich, daß die Energie entweder von den Persönlichkeiten selbst von einer zur andern übertragen würde, oder daß die Uebertragung unter Vermittlung des Aethers erfolge, der ja allen Raum um die Körper und innerhalb der Körper stetig ausfüllen sollte. Die Energie Wärme bietet das bekannteste Beispiel für beide Fälle der Uebertragung: als geleitete Wärme geht sie in Form von Bewegungsenergie der kleinsten Teilchen der Körper bei deren Zusammenstoßen von Teilchen zu Teilchen über, als strahlende Wärme wandert sie von Körper zu Körper vermittelst periodischer Vorgänge (etwa Schwingungen) innerhalb des Aethers. Waren auch hier Unstetigkeiten vorhanden, namentlich in der ersten Art der Uebertragung bei Zusammenstößen der Persönlichkeiten, die naturgemäß ein Unstetiges bieten, so konnte doch wenigstens im Durchschnitt, selbst in kleinsten Räumen und geringsten Zeitabschnitten, eine Art Stetigkeit sich geltend machen, zumal auch unendlicher Wechsel in dem Betrage der übermittelten Energie stattfand. Aber die Plancksche Quantenlehre betrachtet nicht bloß die Uebertragung in der angegebenen Weise als unstetig oder nur durchschnittlich stetig, sondern die Energien selber als ins kleinste unterteilt. So sprechen wir von einer Energie der Bewegung eines Körpers; die Uebertragung dieser Energie auf einen andern Körper kann unstetig, etwa durch Stoß oder Druck geschehen, die Energie selbst jedoch hat man früher als ein ununterbrochenes Ganzes angesehen. Das also soll nicht der Fall sein, diese Energie soll vielmehr aus unzähligen Energieteilchen zusammengesetzt sein, eben von Quanten, die durchaus getrennt voneinander sind und getrennt einander folgen oder nebeneinander bestehen; es ist schwer, eine Vorstellung davon zu geben, ja mit unsern gegenwärtigen Ausdrucksmitteln eigentlich unmöglich.

Was ist aber nun ein lebendes Wesen, dessen ganzes physisches Leben Energieübertragung und Energieumwandlung bedeuten soll, wenn es nicht nur ein Haufe von einzelnen, völlig zusammenhangloſen materiellen Persönlichkeiten darstellt, sondern auch einen solchen von völlig zusammenhangloſen Energiepersönlichkeiten, die sich auch völlig zusammenhanglos folgen und völlig zusammenhanglos wandeln? Und dabei besitzen wir für die Energiepersönlichkeiten noch nicht einmal eine Chemie, wie wir sie wenigstens für die materiellen Persönlichkeiten kennen. So ist die Zusammenhangloſigkeit bei ihnen noch viel tiefgreifender als bei der Materie. Diejenigen, die in monistischer Uebertreibung die innere Welt der äußeren gleichmachen, haben diese absolute Zusammenhangloſigkeit als Plage auch in dieser Welt der inneren Energien — Psychome nennt Haeckel diese Energien. Woher denn der uns so bewußte Zusammenhang unsrer geistigen Tätigkeiten, der so weit geht, daß wir uns trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit dieser Tätigkeit durchaus als Einheit bewußt sind, so sehr bewußt, daß Platon hierauf einen seiner Unsterblichkeitsbeweise gründen konnte? Woher also? Es ist gar nicht möglich, hierauf aus der Welt der Dinge und Geschehnisse allein eine Antwort zu geben; Geschehnisse, die durch Lücken absolut getrennt

Digitized by Google

sind, kann man auf keine Weise durch sie allein in Verbindung bringen und zu einem Ganzen vereinigen. Es wäre ja ein Widersinn, wenn man sagen wollte: „das" sei absolut getrennt von „dem" und stehe doch mit ihm in Verbindung durch sich selbst und durch das andre.

Also fordert gerade die moderne Naturwissenschaft ein Etwas, das den Zusammenhang in Welt und Leben, den sie selbst so vollständig zerrissen hat, daß auch nirgend und zu keiner Zeit auch nur eine Spur davon vorhanden ist, noch auch aus dem Gegebenen irgend sich bilden kann, wieder herstellt. Und das ist es, worauf ich hinaus wollte. Die Welt der modernen Naturwissenschaft ist in sich absolut individuell, stofflich wie nach den Vorgängen; sie besitzt nur Individuen von Stoff und Individuen von Vorgängen, nicht Gemeinschaften von solchen Individuen, die in sich durch sich ein Ganzes bilden. Und so muß man ihr eine Grundlage verleihen, die das Fehlende und doch Vorhandene schafft. Wenn man sagen wollte: es sei nur unsre Einbildung, daß ein Zusammenhang in der Natur bestehe, an sich gebe es einen solchen Zusammenhang nicht — wie das ja oft genug gesagt worden ist und auch bis zu einem gewissen Grade im Sinne des Transzendentalismus liegt. Dann haben wir es eben mit unsrer innern Welt zu tun; will man diese physisch auffassen, so besteht für sie auch kein Zusammenhang. Wenn wir uns aber einen Zusammenhang einbilden können, so muß ein solcher in uns auch vorhanden sein. Wir haben ja auch einen Namen dafür: die Erinnerung. Man kommt also aus den Widersprüchen nicht heraus und mag sich drehen und wenden wie man will: ein weiteres Etwas zur Welt ist nicht zu umgehen. Wer eine Wüste hat und sie zum Garten gestalten will, bedarf der Mittel dazu; die Welt der Physik ist an sich durchaus Wüste in der Grundanschauung, in der modernsten Grundanschauung mehr als je.

Man kann sich anscheinend mit manchem helfen, was schon seit langer Zeit angenommen und verkündet ist. So hat die Lehre vom Zwangsmechanismus der Welt eine große Zahl von Anhängern. Zusammenhang in der Welt ist an sich nicht vorhanden, aber alles verhält sich zueinander, wie es sich verhält, weil die Welt einen bestimmten Zwangsmechanismus darstellt, etwa wie wir also. Offenbar ist hier das erforderliche Etwas der Zwang. Man denke an folgendes Beispiel: Zwei Billardbälle laufen irgendwie, und jeder Ball unabhängig von dem andern in Bewegung versetzt; keiner ist dann von dem andern irgend beeinflußt. Jetzt stoßen sie zusammen; wenn sie auseinander gegangen sind, zeigen sie ganz andre Bewegung, und diese neue Bewegung ist für jeden von ihnen auch durch die des andern bedingt. Was war hier der Zwang? Wir sagen physikalisch die Undurchdringlichkeit der beiden Bälle; die Bälle konnten nicht durcheinander, das zwang sie, ihre Bewegung in bestimmter Weise zu ändern. Wenn die beiden Kugeln selbst letzte Persönlichkeiten wären, so könnte man die als Zwang auftretende Undurchdringlichkeit als den Ausdruck der Persönlichkeit betrachten, obwohl das in sich Geschlossene Undurchdringlichkeit für ein andres an sich noch nicht enthält. Allein die Kugeln sind schon An-

Digitized by Google

sammlungen von Persönlichkeiten, und da bedeutet Undurchdringlichkeit auch den Widerstand dieser Ansammlung gegen eine andre Ansammlung. Und so besagt dieser Zwang nichts weiter, als daß eben Persönlichkeiten zu neuen geschlossenen Persönlichkeiten zusammengetreten sind, was ja gerade erklärt werden soll. Die Sache wird noch schwieriger, wenn auch die Art der Bewegung nach dem Zusammenstoßen in Rücksicht gezogen wird. Dafür liegt der Zwang auch in der Bewegung vor dem Zusammenstoßen, wie das Treffen zweier Menschen, weil jeder von ihnen die Absicht hatte, denselben Ort zur selben Zeit zu durchschreiten, jeder aber für sich. Zwang muß dann jedem für sich die gleiche Absicht eingegeben, und Zwang sie, jeden für sich, so geführt haben. Wie nennen wir diesen Zwang, wenn wir nicht bloß ein Wort haben wollen, sondern auch eine Vorstellung? Vielleicht Eingebung, Wille, Tat bei den Menschen. Wie aber bei den Billardkugeln? Man wird sich bei diesen auf die Spieler berufen und den Zwang bei ihnen wie angegeben nennen. Dann bedarf es wieder eines andern den Spielern gegenüber, und wieder eines andern diesem andern gegenüber usw. ins Unbegrenzte. Wir haben einen Zwang auf Zwang; bald in Form von Verbindung, bald in Form einer Vorsorge, und alles sollen wir als voneinander unabhängig ansehen, indem Zwang ständig wirkt und kein Zwang früher oder später als er eintritt, d. h. als Zwang ihn herbeiführt. Das kann man alles verständlich machen, wenn ein Urzwang vorhanden ist oder vorhanden war, der die ganze Welt leitet oder in bestimmter Weise eingestellt hat. Beides wird von vielen Rechtgläubigen angenommen, göttliche Leitung oder göttliche Prästabilierung; die Mechanisten lehnen beides ab, sie behaupten nur den Zwang.

In den physikalischen Wissenschaften spielt neben dem Zwang eine neue Rolle die Wahrscheinlichkeit. In einer Welt von lauter Persönlichkeiten ist vieles möglich, darunter soll nach den Umständen manches möglicher, wahrscheinlicher sein als anderes. In der Unendlichkeit von Persönlichkeiten nebeneinander und von Verhalten einer Persönlichkeit nacheinander soll nun für das tatsächliche Geschehen die Wahrscheinlichkeit dafür entscheidend sein, nach dem berühmten Gesetze Bernoullis der großen Zahlen, vielleicht dem merkwürdigsten Gesetze, das wir kennen. Und so weit geht das Vertrauen der Physiker, daß sie aus Wahrscheinlichkeiten die Gesetze von wirklichen Vorgängen ableiten, wenn dies früher in der sog. kinetischen Theorie der Materie geschah und neuerdings in der entsprechenden Theorie der Elektrizität und in der Quantenlehre der Energie geschieht. Hier übt die Wahrscheinlichkeit den Zwang, wenn wir nicht sagen wollen, sie sei selbst Zwang. Die Schwierigkeiten dieser Anschauung sind oft und viel besprochen worden, manche sind so weit gegangen, die ganze Wahrscheinlichkeitsrechnung in der Physik für geradezu unsinnig zu erklären. Das ist natürlich weit übers Ziel geschossen; die ganze Versicherungspraxis zeigt ja, wie sicher wir auf Wahrscheinlichkeitsrechnungen bauen können, wenn es sich um Durchschnitte für vieles oder für lange Zeiten handelt. Und unsre Erfahrungen erstrecken sich freilich immer auf große Zahlen von Persönlichkeiten und auf

Digitized by Google

Zeiten, die sehr lang sind im Verhältnis zu der Dauer unveränderten Verhaltens der einzelnen Persönlichkeiten. Das erstere würde für uns schon genügen, da wir es mit einzelnen Persönlichkeiten nie zu tun haben; unsre Wahrnehmung ist selbst unter Benutzung der schärfsten Hilfsmittel für sie viel zu grob, mindestens unser Abscheidungsvermögen. Aber was bestimmt nun die Wahrscheinlichkeit ihrerseits? Die innern und äußern Umstände. So in der Lebensdauer z. B. das Alter, die Lebenshaltung, die Lebensstellung, Menge der Lebensmittel, hygienischer Zustand, Lebensführung usw. Was diese Umstände? Wieder Umstände oder Wahrscheinlichkeiten usw. Auch hier kann man zu einem Anfang nicht kommen. Aber außerdem ist ja Wahrscheinlichkeit überhaupt nur abgestufte Erwartung vor Eintritt des Gemeinten. Wir errechnen sie aus den von uns zu übersehenden Umständen, weil wir den Zwang, der das Gemeinte tatsächlich herbeiführt und der sich mitunter aus außerordentlich Vielem und Kleinem zusammensetzt, nicht fassen können, oder weil dieser unmittelbare Zwang seinerseits aus lauter Möglichkeiten besteht, die noch nicht zur Wirklichkeit geworden sind. Ist das Gemeinte eingetreten, so war dafür, wenigstens in der Welt des Nichtbelebten, eine Notwendigkeit vorhanden, ein Zwang, nicht bloß eine Wahrscheinlichkeit. Und das gilt auch statistisch.

Also ist die zweite Anschauung im Grunde von der ersten nicht verschieden; sie bringt nur ein Abwägungselement hinzu, das der reinen Zwangslehre an sich völlig fehlt. Aber beide lassen das durchaus unerklärt, daß soviel, sich wiederholende oder gar ständige, Ordnung in der Natur herrscht. Warum sollen eigentlich — unter dem Gesichtspunkte dieser Theorien — gleiche Umstände gleiche Folgen im einzelnen oder im Durchschnitt haben? Ueber allem steht doch der Zwang, der, trotz Gleichheit der Umstände, als etwas für sich, andres und andres bewirken kann. Müssen wir auch hier zu der Auskunft Kants greifen, daß die Freiheit in der „Welt an sich" besteht, in der Welt unsrer Auffassung aber die Notwendigkeit? Genug, diese Anschauungen sind schon in der Welt des Nichtbelebten sehr wenig zufriedenstellend, vollends gar in der Welt des Belebten. Und die Schwierigkeiten gegen sie sind gewachsen mit der wachsenden Zertrümmerung und Auflösung der Welt, denn es gilt nunmehr nicht allein das Nacheinander zu erklären, sondern auch das Nebeneinander, trotz der unüberbrückbaren Leeren im Nacheinander und Nebeneinander. Man darf behaupten, daß jene Anschauungen unmittelbar, selbst aus dem Mechanischen, in das Supranaturalistische führen. Denn was ist ein allgemeiner Zwang im Grunde anderes als etwas Supranaturalistisches? Worin unterscheidet er sich denn von dem Weltverstande, dem Nus, dem Logos der alten Philosophen? Etwa in dem blinden Walten? Das Wort „blind" hat ja hier gar keine andre Bedeutung als absolut notwendig, und das kommt dem Nus und Logos gleichermaßen zu. Außerdem beurteilen wir doch das Gesetzmäßige. Und unterliegen wir geistig dem gleichen Zwange, so ist jedes Verfahren des Zwanges für uns notwendig, ein wahlfreies gar nicht denkbar. Der Zwang ist der ständig wirkende Deus ex machina oder vielleicht besser Deus in machina, und er kann

Digitized by Google

nur das sein, nicht etwa ein Deus machina; nach den geschilderten Anschauungen, nach andern könnte das in Frage kommen. Auch die Ewigkeit, die hier nur soviel bedeutet als von jeher, bringt den Zwang nicht ins Irdische, das aus Gegenständen (seien es Stoffe oder Energien oder sonst etwas) und Geschehnissen besteht; der Zwang ist etwas darüber, und er wird nicht irdisch dadurch, daß er immer war. Also, würde man sagen, muß er überhaupt irdisch aufgefaßt werden, wenn man ein Ueberirdisches nicht zugestehen will. Nun, dann besteht aber die Welt aus Gegenständen, Geschehnissen und Zwang, alles real. Ob sich unsre physischen Monisten damit einverstanden erklären werden, scheint mir sehr zweifelhaft. Das führt mich aber zu einer Betrachtung, die dem Pantheismus angehört und eine erhebliche Erweiterung dieser Lehre bedingt, worüber ein weiterer Aufsatz.

Einer der letzten Frühdeutschen

Von

Robert Albert (Klein-Zschachwitz bei Dresden)

Auf dem Wachberge bei Dresden, zwischen den Gärten des Königs und des Justizministers, wohnt ein deutscher Gelehrter, der die täglich neu sich offenbarenden Zeichen deutscher Einigkeit mit ganz besonderem Interesse verfolgt. Er ist einer der letzten Ueberlebenden jener Tätigen, die mit an der Wiege der deutschen Einheit, also an der Wiege von Deutschlands Macht, gestanden haben. Er ist mit seinen sechsundachtzig Jahren, die er mit der Frische eines Sechzigers trägt, wohl der letzte lebende Deutsche, der bei der Gründung des Nationalvereins vor sechsundfünfzig Jahren einen Grundstein legen half zur mächtigen und freiheitlichen Entwicklung jenes Deutschlands, das heute gegen eine ganze Welt von Feinden siegreich sich verteidigt.

Wo und was wären wir, wenn wir die deutsche Einheit und Einigkeit nicht hätten! Wenn nicht durch den Italienischen Krieg von 1859 der Wunsch nach nationaler Einigung in Deutschland mächtig geworden, wenn nicht Bismarck schließlich doch den Weg gegangen wäre, den die deutschen Volkswirte seit 1857 als die einzige Rettung für Deutschland vorgezeichnet hatten! Damals beherrschten Frankreich und England die Welt, konnte höhnisch ein Lord Palmerston von Deutschland als von einem geographischen Begriff sprechen, stand Deutschland in der Tat vor dem Nichts und schaute ängstlich nach Paris und London. „Es war das Glück meines Lebens," schreibt Professor Dr. Viktor Böhmert (denn von ihm ist hier die Rede) in seinem Dankartikel zum achtzigsten Geburtstage 1909, „daß ich gerade in dem bedeutungsvollen Jahrzehnt von 1856 bis 1866 in Bremen eine unabhängige Stellung erhielt, in welcher ich mich zuerst 1857

Digitized by Google

an der Begründung des Volkswirtschaftlichen Kongresses und dann an der Begründung und Entwicklung des Nationalvereins beteiligen und von meinem volkswirtschaftlichen Standpunkte aus die Ansicht vertreten konnte, daß der Zollverein die Wiege des zu erstrebenden Deutschen Reiches sei, daß der preußische Staat die Führung übernehmen müsse und daß der Süden Deutschlands schon durch das materielle Band unlöslich mit dem Norden verbunden sei und schon aus wirtschaftlichen und finanziellen Gründen gar nicht aus dem Zollverein ausscheiden könne."

Damals vollzog sich in deutschen Landen ein gewaltiger Umschwung; man warf sich mit geradezu fanatischer Wucht auf die Förderung der Industrie, und je dichter sich die Hochöfen setzten, je reichlicher sich die Eisenbahnlinien kreuzten, je höher die Ziffern der Ein- und Ausfuhr anschwollen, um so weiter ward auch mit einem Male der Blick der Nation. Böhmert und die andern Männer des volkswirtschaftlichen Kongresses sprachen gar nicht von Politik, aber sie erklärten der Zunftverfassung und mit ihr dem deutschen Kirchturmhorizont den Krieg, sie bewiesen mit Zahlen in der Hand die Notwendigkeit der Freizügigkeit durch ganz Deutschland, sie schärften durch ihre Agitation für Handelsfreiheit den Blick der Nation, den Blick der Massen für die Beobachtung des großen internationalen Marktes. Die Eisenbahnen fuhren die kleinstaatlichen Anschauungen zum Lande hinaus, und die riesige Entwicklung des industriellen Verkehrs entwickelte zugleich an all den zahllosen Schranken der Kleinstaatlerei die Ueberzeugung von der Notwendigkeit auch der staatlichen Voraussetzungen für das volle Gedeihen dieser Industrie — die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer strafferen nationalen Einigung.

Freilich: Ein Großer kam den Bennigsen, Schulze-Delitzsch, Böhmert, Unruh, Löwe-Calbe, Miquel im Nationalverein zu Hilfe, das war Napoleon. Seine kühne Politik vollendete rasch, was die Erfahrungen der Reaktionszeit in der Anschauung des Volkes angebahnt hatten. Der Beherrscher eines zentralisierten Nachbarreiches, der es kraft der Zentralisation seines Reiches verstanden, zwei für allmächtig und unüberwindlich gehaltene Staatswesen in zwei kurzen Stößen zu Fall zu bringen, mußte mit Naturnotwendigkeit denkenden Deutschen die Frage nahelegen, was wohl im Falle eines Konfliktes mit diesem Napoleon aus den Deutschen werden würde. Die raschen Erfolge Napoleons waren eine Folge der nationalen Einheit Frankreichs, also mußte man, um ebenfalls mächtige Feinde abwehren zu können, gleichfalls diese Einheit herstellen.

„Um ein Mehr oder Minder an Freiheit galt es uns dabei zunächst keineswegs," sagte mir bei einem meiner Besuche Viktor Böhmert, „denn es galt etwas noch Höheres als die Freiheit der Nation, es galt die Erhaltung der Nation als solcher, die Gründung eines wirklichen, ihrem vollen Lebensgehalt genügenden Staates." In diesem Sinne arbeitete Böhmert, förderte er die volkswirtschaftlichen Kongresse, die ihm Stücke der werdenden deutschen Einheit waren, deren Beratungen das gemeinsame Deutschtum stärkten. Indirekt wirkten diese Männer ja auch politisch, indem sie betonten, daß auch die volkswirtschaftlichen

Digitized by Google

Interessen des deutschen Volkes einer parlamentarischen Vertretung bedürften und daß der Zollverein unter Preußens Führung der Vorläufer des künftigen Deutschen Reiches sei. Einmütig wird Geheimrat Böhmert als der eigentliche Begründer des volkswirtschaftlichen Kongresses anerkannt (sein Aufruf im Bremer Handelsblatt vom Mai 1857 gab den ersten Anstoß zur Gründung), deshalb ist es nicht zuviel gesagt, Böhmerts Gründung als wirtschaftliches Vorparlament Deutschlands zu bezeichnen. Hier wurden unter Böhmerts Leitung die liberalen Maßnahmen beraten, die nachher so schnell durchgeführt werden konnten; Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Aufhebung der Ehebeschränkungen, Münz- und Maßeinheit, Reform des Zolltarifs u. a. m. Aus Böhmerts Briefwechsel mit Bennigsen (seinerzeit in der „Deutschen Revue" veröffentlicht) geht hervor, welch großen Anteil an der wirtschaftlichen Befreiung Deutschlands Böhmert hat und wie er in Bremen, wo er lange Jahre Handelskammersyndikus und Redakteur am Handelsblatt war, für die Forderung wirkte, die Reichsverfassung vom März 1849 durchzuführen und an die Forderungen von 1848 anzuknüpfen, um dem Volke einen größeren Anteil am Staatsgeschehen zu geben.

Das war damals nicht leicht. Wie in Italien, wurden auch in Deutschland manche von denen, die für die Einheit kämpften, ins Gefängnis geworfen, mußte gar mancher mit Hutten ausrufen:

Ich hab's gewagt,
Bin nit verzagt,
Und will des Ends erwarten.

Böhmert sah dem offen ins Auge, furchtlos. In einer Versammlung des Nationalvereins, der allerersten, die neben der Generalversammlung im Lande stattfand, am 18. Oktober 1862 in Bremen, als Bennigsen präsidierte und Miquel referierte, sagte Böhmert:

„Es war kein schlechter Gesetzgeber, welcher den Bürgern seines Staates als Pflicht auferlegte, sich in politischen Dingen zu einer Partei zu halten. Es ist unvermeidlich, daß, wenn man das tut, man hier und da Anstoß erregt... aber es ist immer noch besser, zu irren, sich gegenseitig zu verständigen ... als ein träger Zuschauer des großen nationalen Entwicklungsganges zu sein."

Heute, da wir die nationale Einheit als etwas Selbstverständliches ansehen, hören wir nur mit lächelndem Staunen von den Kämpfen, die um diese Einheit geführt werden mußten, und man kann es dem greisen Gelehrten, der auf dem schönen Wachberge von jahrzehntelanger Arbeit als Volkswirt, als Professor, als Direktor des Königlich Sächsischen Statistischen Amtes, überhäuft mit Orden, Titeln und andern Anerkennungen, ausruht, wohl nachfühlen, daß er heute mit Stolz auf die Wirkung der deutschen Einheit im Weltkriege blickt. Und die Früchte der Kraft deutscher Einigkeit für dauernd zu sichern, ist der Sechsundachtzigjährige unermüdlich bestrebt; im letzten Heft des jahrzehntelang von ihm redigierten „Arbeiterfreund" knüpft er an die Bestrebungen der fünfziger und sechziger Jahre wieder an und ermahnt die geeinigten Volksgenossen, Vertrauen

Digitized by Google

zueinander zu gewinnen und den Geist der Einigkeit, Brüderlichkeit und Gemeinnützigkeit nicht nur während des Krieges, sondern jederzeit im friedlichen Zusammenleben zu betätigen. Einigkeit auch im wirtschaftlichen Kampfe, das ist Böhmerts vornehmstes Ziel. Mit lebendiger Anteilnahme verfolgt er trotz seines hohen Alters die Wirkungen des Krieges auf das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. In seiner „Sozial-Korrespondenz", die er im Nebenamt seit mehr als vierzig Jahren redigiert, wie in seinem „Arbeiterfreund" erklärt er unausgesetzt es für eine der schönsten Aufgaben künftiger Friedensjahre, wenn die deutsche Unternehmerwelt mit der ihr im Kriege nähergetretenen Arbeiterschaft überall versöhnlich zusammenwirke, „um nicht bloß das materielle, sondern auch das geistige und sittliche Wohl aller Volksklassen opferwillig zu fördern". — „Die Hauptarbeit der Zukunft wird u. a. sein, uns im Innern zu einigen ... und die Verpflichtung zu übernehmen, den unbemittelten Klassen in ihrem schweren Kampfe um ihre materielle und bürgerliche Existenz und um die höheren idealen Güter des Daseins treu beizustehen, damit eine schönere Zeit vorbereitet wird, wo aus einer gleichmäßigeren Bildung und günstigeren Lebensstellung der verschiedenen Volksklassen eine Milderung der Gegensätze und sozialer Friede entspringen wird."

Der so spricht, hat die Ueberbrückung der Mainlinie mit herbeigeführt, er hat somit ein Recht auf solche Mahnungen. Nachdem durch Einigkeit und nationale Einheit der große, gewaltige Staat geschaffen ist, nachdem er im Weltkriege seine unüberwindliche Kraft aller Welt offenbart, wirbt der greise Gelehrte in Wachwitz um die Erreichung der sozialen Einigkeit im Innern. Seinen Gratulanten, die ihm zum achtzigsten Geburtstage zahllose Glückwünsche überreichten, erklärte er freimütig mahnend:

„Ich halte es auf Grund meiner Erfahrungen als Achtziger für die Pflicht jedes Volkswirts, in erster Linie für die kleinen Leute, für die schwachen, hilfsbedürftigen und unbemittelten Einwohner, welche mindestens 75 Prozent der Bevölkerung ausmachen, Sorge zu tragen, ihren Lebensunterhalt zu erleichtern und Wohlfahrtseinrichtungen für sie herzustellen. Die gesunden, begabten, höhergebildeten und reichen Leute wissen sich überall schon selbst zu helfen und für ihr Wohl zu sorgen. Der Staat muß durch gerechte Gesetze auch die Unbemittelten zur Selbsthilfe und Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten in Familie, Gemeinde und Staat heranziehen und sie zu höherer Bildung und Gesittung emporheben."

Wir sind recht undankbar geworden. Wenn wir heute in den Berichten der Obersten Heeresleitung lesen, daß Sachsen, Bayern, Badenser, Schwaben, Thüringer und Rheinländer sich da und dort tüchtig geschlagen, den Feind mit vereinter Kraft geworfen haben, halten wir das für ganz selbstverständlich, als wäre es immer so gewesen. Wir sollten uns dieser erhebenden Einmütigkeit weit mehr freuen und dankbar der Männer gedenken, die diese Einmütigkeit in ihren kühnsten Träumen sahen und jahrzehntelang herbeigesehnt haben, indem sie das Dichterwort zur Wahrheit machten:

Digitized by Google

Viel tausend Flammen, eine Glut,
Viel Herzen und ein Schlag,
So harren wir denn frohgemut
Aus bis zum jüngsten Tag,
Bis daß die Eins verschlungen
Die böse Zwei,
Dann Brüder, ist's gelungen
Und Deutschland frei!

Lenaus Geistesumnachtung. Sein Aufenthalt in Winnenthal

Mit unveröffentlichten Briefen des Hofrats Dr. med. Zeller

Von

Dr. Heinr. Schierbaum (Burgsteinfurt)

Da steht der Irre, bleich und stumm, den Blick,
Das bitt're Lächeln auf den Mond gerichtet;
Es prallt das Mondlicht scheu von ihm zurück,
Und scheu der Wind an ihm vorüberflüchtet.

Starrt so des Wahnsinns Auge wild hinauf
Zum stillen, klaren, ewig gleichen Frieden,
Mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf:
Ein Anblick ist's der traurigsten hienieden.

Lenau, „Die Waldkapelle".

Wem fielen diese Verse nicht ein, wenn er der Tragik gedenkt, die das Lebensende des unglücklichen österreichischen Lyrikers mit zerrissenen, düstern Schleiern umdunkelt! Wenn man ihn kennt, den Dichter Lenau, wenn man seinen Lebenslauf verfolgt, angefangen von den unglücklichen Tagen, die die ersten seines Lebens waren, bis zu jenem Morgen des 22. August 1850, wo seine Leidensnacht vorüber war, wenn man in einsamen Stunden seine Gestalten, seinen Faust, Mephisto, Ziska, Savonarola und die Albigenser zu neuem Leben erweckt, seine Geige Beethovensche Sonaten durch die Saiten rauschen hört, der Mantel der Melancholie im Herbststurm weht, dann macht einem das traurige Geistesdunkel, das den hohen Adlerschwung seiner Seele lähmte, schaudern vor der Tragik eines solchen Lebens. Ein dunkler Riß zieht sich durchs ganze Leben des unglücklichen Poeten. Durch allzu angespannte Verfolgung der auseinanderfallenden Richtungen seiner Neuzeit und durch Grübeleien verfiel er einem gleichen Unglücksloſe wie der Dichter des „Empedokles" und Freund Diotimas, Friedr. Hölderlin, der in einem Uebermaß von Begeisterung seinen Geist in klassischer, hellenischer Bildung aufzehrte.

Noch immer fehlt uns eine gründliche Arbeit über Lenaus Erkranken. Vielleicht wird sie nie geschrieben werden. Und dafür mögen die Gründe mannigfache sein. Für seine Krankheitsgeschichte, besonders für seinen Aufenthalt

Digitized by Google

in der Heilanstalt Winnenthal bei Stuttgart, die der treffliche Dr. A. Zeller leitete, werden die Briefe dieses Arztes an Lenaus mütterliche Freundin Emilie v. Reinbeck einen gewiß wertvollen Beitrag bilden.

Zur allgemeinen Orientierung schicke ich voraus, daß Lenau unmittelbar vor der Heirat mit Fräulein Marie Behrends aus Frankfurt stand, als die ersten sichtbaren Symptome einer nahenden Geistesumnachtung in die Erscheinung traten. Die Sorge für sein und seiner Braut Fortkommen, Mißtrauen in seine Gesundheit und Heiratsfähigkeit haben sicher wesentlich mit zum Ausbruch des Wahnsinns beigetragen. Am 29. September 1844 hatte er einen schweren Affekt mit Tränen und Klagen. Aehnliche Anwandlungen wiederholten sich. Dann kam jene Schreckensnacht vom 12. auf den 13. Oktober: Die Wahnsinnsnacht breitete ihre düsteren Schleier um den kranken Geist des armen Dichters! Der Hausarzt des Reinbeckschen Hauses, Schelling, ferner die trefflichen Aerzte Ludwig und Köstlin leisteten ausgezeichneten Beistand. Vergebens! Am 21. Oktober kam Dr. Zeller von Winnenthal, untersuchte den Kranken und fand seinen Zustand sehr bedenklich. Nachmittags hielten die Aerzte eine Konferenz, und einstimmig wurde die Ueberführung in eine Heilanstalt als dringend notwendig erachtet.

Am Morgen des 22. Oktober hatte der Dichter einen so starken Anfall, daß man ihm die Zwangsjacke anlegen mußte und eilte, ihn so schnell als möglich nach Winnenthal zu bringen.

Emilie schildert diese traurige Fahrt in ihrem Tagebuche mit folgenden Worten: „Ein Wundarzt und zwei Wärter setzten sich zu Lenau in den Wagen. G. Pfizer, der treue, aufopfernde Freund, der uns in diesen Schreckenstagen ein tröstender Engel war, saß beim Kutscher, und so brachten sie den edeln Dichter fort in die Heilanstalt. Es war der 22. Oktober.

Obgleich der namenlose Schmerz mich ganz an Leib und Seele zerschlagen hatte, raffte ich mich doch zusammen, packte die nötigen Effekten für ihn ein, und fuhr zwei Stunden später dem armen Freund nach, um selbst alles für ihn abzuliefern, Auskunft zu geben, ihn der besonderen Sorgfalt seiner neuen Pfleger zu empfehlen und seinen Aufenthalt kennen zu lernen.

Als ich mich Winnenthal näherte, hatte eben die Sonne den Nebel überwunden und übergoß mit ihrem eigentümlichen Herbstzauber den bunt gefärbten Wald, die frischgrünen Wiesen."

Zeller hatte den Kranken, der auf der stürmischen Hinfahrt wiederholt verlangt hatte, nach Stuttgart zurückgebracht zu werden, in seine Zelle führen lassen, wo nach langer Zeit der erste ruhige Schlummer über den Armen kam.

„Mir hatte die Heilanstalt mit ihrer Lage und Einrichtung einen tröstlichen Eindruck gemacht," fährt Emilie fort. „Zellers anerkannte Vortrefflichkeit und sein besonders warmes geistiges Interesse für Niembsch bürgten mir für die vollkommene Zweckmäßigkeit dieser durch die äußerste Not gebotenen Maßregel.

Als aber nun der letzte Akt meiner Pflege und tätigen Sorge für den geliebten Freund seinem Ende nahte, ich, ohne ihm noch Lebewohl sagen zu

Digitized by Google

dürfen, den edeln Geist, der, obwohl jetzt umnachtet, sich mir doch immer so innig befreundet zeigte, in fremder Obhut zurücklassen — da glaubte ich, mein Herz müsse brechen unter der Last seines Schmerzes." Am 28. Oktober kam auch Lenaus Schwager Schurz aus Wien an und blieb etwa vier Wochen.

Zeller hatte Emilie das Versprechen fleißiger Berichte gegeben, das der wackere Mann auch getreulich gehalten hat.

Ich lasse hier seine Briefe, die zum größten Teil noch nicht publiziert worden, folgen.[1])

Hofrat Dr. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Win[nenthal] d. 25. Oct. 44.

Verehrteste Frau Hofräthin!

In einem kaum zu bewältigenden Gedränge von Geschäften kann ich Ihnen nur flüchtig die Nachricht geben, daß sich indessen in der Hauptsache bey unserm unglücklichen edlen Kranken noch nichts geändert hat. Ruhige u. unruhige, leichtere u. verwirrtere Stunden u. halbe Tage u. Nächte wechseln miteinander in bunter Unordnung; doch ist im Allgemeinen die Morgenzeit immer die bessere u. nahezu grenzt sein Erwachen dann bis zur vollen Wirklichkeit. Das einmal ist er zufrieden hier zu seyn, wünscht den Winter da zu bleiben, das andere mal glaubt er wie in Stuttgart nur Räuber, Giftmischer u. Mörder um sich zu sehen. Er genießt täglich das Nöthigste, aber auch nicht mehr, am liebsten Suppe und sauere Milch. Seine Todes-Gedanken kommen immer auf's Neue, aber ebenso oft alle möglichen Lebensplane, u. vor allem die große Sendung, die er als Paraklet, als Incarnation des h. Geistes zu vollenden habe. An alle s. Freunde denkt er mit der innigsten rührendsten Liebe und Dankbarkeit besonders an Sie u. Ihr ganzes Haus. Ich mußte ihm öfter versprechen Ihnen zu schreiben, daß Sie im Falle seines Todes für sein vieljähriges Wohnen bey Ihnen 6000 fl. — u. für die vielen sonstigen Auslagen weitere 2000 fl. annehmen möchten. In betreff seines Vertrags mit Cotta stellte er es diesem ganz frei auch seinen Contrakt zu zerreissen, oder ihm einen neuen zuzustellen, wie wohl er wisse, daß alles in den Büchern und in guten Händen stehe. Er glaubte, daß er in seinen Brieftaschen noch etliche östreichische Banknoten im Betrag von etlichen 100 fl. haben müsse. Könnten nicht wohl auch welche mit haben? Er hat mir die innigsten Grüße an alle seine Freunde besonders aber unter einem Strom von Thränen an seine Braut aufgetragen. Ich glaube daß es gut seyn dürfte wenn er von ihr und von Ihnen nur ganz einfach kurtze Versicherungen der Liebe u. Theilnahme und geistigen Ruhe u. die frohe Hoffnung sr glücklichen Wiedergenesung erhielte die Braut könnte ja von Frankfurt datiren.

---

[1]) Das Lesen der Briefe hat wegen ihrer schlechten Niederschrift sehr große Mühe verursacht. Einige Stellen waren auch mit fremder Hilfe nicht textlich zu fixieren. Die Wiedergabe ist textkritisch genau. Die Originale befinden sich auf der Königlichen Landesbibliothek in Stuttgart. Alles in [ ] Klammern Stehende ist von mir ergänzt bzw. hinzugefügt.

Digitized by Google

Noch ist es mir unmöglich zu sagen, welchen weiteren Gang die Krankheit nehmen wird. Ich hoffe viel, ich fürchte viel, Gott gebe das Beste!

Bald ein Weiteres!

In ergebenster Verehrung u. mit der höflichsten Empfehlung an Ihr ganzes hochgeschätztes Haus

Ihr gehorsamer Diener

Dr. A. Zeller.

*

Dr. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

[Winnenthal 30. Okt. 44.]

Verehrteste Frau Hofräthin!

H[err] R[echnungsrath] Schurz wird Ihnen mitgetheilt haben, wie viel besser es mit unsrem theuren Kranken seit gestern geht. Auch die verflossene Nacht war ganz gut. Er schlief viele Stunden sanft u. erwachte auch klarer und ruhiger als gestern. Er selbst sagte, er fühle sich wie neu geboren. Wir sind alle ganz glücklich. Gott gebe nur einen gesegneten Fortgang zur Genesung! Noch ist vieles zu wünschen; aber wenigstens scheinbar der Hauptsturm vorüber, so daß ich ihm auch diesen Morgen ein Zimmer im 2ten Stock einräumen konnte, was ihn sehr freute. Ihre Zeilen haben ihm sehr wohl gethan. Vielleicht können Sie ihn schon in der nächsten Woche besuchen.

Mit gehorsamsten Empfehlungen an die verehrten Ihrigen

W. d. 30. Oct. 44. ergebenst

Dr. A. Zeller.

*

Dr. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

[Winnenthal 5. Nov. 1844.]

Verehrteste Frau Hofräthin!

Unsere Hoffnungen für unsern theuren Kranken gehen in der Weise in Erfüllung, wie ich es seit 8 Tagen dachte, die Anfälle u. Aufregungen kommen immer seltener, kürzer u. milder u. die lichten Zwischenräume werden immer länger und in sich selbst vollständiger, Appetit und Schlaf stellt sich immer mehr ein u. das Aussehen wird immer gesünder; doch sind die Zeiten der Aufregung noch immer stark genug u. treten oft so urplötzlich auf, daß es gut seyn möchte, wenn Sie Ihren Besuch noch etwas aufschöben. Er selbst fühlt es immer mehr, wie wohl und noth ihm noch Stille u. Einsamkeit thut u. immer seltener werden s. Klagen über sein Hiersеyn, immer größer und aufrichtiger sein Dank dafür, daß er hierher kam. In allen guten Stunden u. . . . . (?), sie kommen ja immer häufiger spricht er es aus u. innig leid ist ihm dann jedes Wort des Unmuths in den früheren u. jetzt noch kommen die trauten Stunden. Er ist ein köstlicher lieber edler Mensch. Immer mehr befreunden u. verstehen wir uns. Die Briefe freuten ihn sehr, ich denke in Zeit von 8 Tagen schreibt er Ihnen u. sr Braut. Ich möchte aber fast bitten, daß Sie im nächsten Briefe

Digitized by Google

an ihn das du wieder fallen ließen, aus einzelnen abgerissenen Aeußerungen schien mir das hervorzugehen. Er kann nicht aufhören Ihre und Ihres ganzes Hauses Güte u. Liebe für ihn zu rühmen.

Wenn die Genesung in gleicher Weise wie bis dahin fortgeht, dürfen wir beides dem Himmel danken, daß er sich selbst und der Welt wiedergegeben ist. Es wird zu allen Tagen lichter über ihm u. in ihm u. die treuste Liebe umpfängt ihn, wenn er zurückkommt u. steht ihm schützend zur Seite, während andre genesen so oft in das alte Verderben zurückmüssen.

Mit der ergebensten Zusicherung und der Bitte einer kleinen Sendung guter Cigarren für den theuren Kranken

Ihr gehors. Diener

Win. d. 5. Nov. 1844. Dr. A. Zeller.

*

Dr. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

[Winnenthal d. 10. Dez. 1844.]

Verehrteste Frau Hofräthin!

Die Aussicht Sie diese Woche selbst in St[uttgart] besuchen u. Ihnen über Ihre Fragen, Zweifel u. Sorgen umfassenden Bescheid geben zu können hat mich bis jetzt abgehalten Ihnen zu schreiben. Ich konnte kaum mehr hoffen noch diese Woche abzukommen u. so will ich Ihnen in einer Fluth von Arbeiten einstweilen das Nöthigste mittheilen, da Ihnen H. Schurz nicht so genügend berichtete, wie ich es geglaubt habe. Vor allem möchte ich Sie herzlich bitten mir wie von Anfang an zu vertrauen u. sich durch so manchen Gegenschein, der sich in solchen Verhältnissen so leicht bildet, wenn man nicht unmittelbarer u. stetiger Zeuge aller Vorgänge ist, nicht irre machen zu lassen weder an mir noch an dem trefflichen Kranken, der Ihnen allen mit der rührendsten Liebe u. Dankbarkeit zugethan ist und bleibt. Alle Beweise Ihrer Güte hat er auch in neuster Zeit in allen lichten Augenblicken u. Stunden auf die dankbarste Weise aufgenommen u. wiederholt geäußert, daß er Ihnen schreiben wolle; allein er kam bis jetzt noch nicht dazu aus dem einfachen Grunde, weil er auch in den besten Zeiten noch zu krank dazu war. Es ist zu schwer Jemand ein ganz klares Bild von seinen stets wechselnden Zuständen zu entwerfen. Er ist eigentlich jede Stunde ein andrer u. die letzten 3 Wochen gingen unter so stürmischen Scenen dahin, daß H. Schurz ihn oft seit Tagen nicht sehen konnte. Wie hätte ich da jemand aus der Ferne zu ihm bitten mögen. Selbst H. Dr. Kerner durfte ihn am ersten Tage nicht sehen u. erst der 2ten ſs Hierseyns, das ja zunächst gar nicht H. v Niembsch galt, war so, daß er ihn nicht allein sehen sondern sogar stundenlang bei ihm verweilen konnte. Seit jenem Tage ist keine solche Klarheit wiedergekehrt u. ich selbst mußte die Momente erhaschen, in denen ich mit ihm verkehren konnte, u. harren bis der rechte Augenblick morgens mittags oder spät in der Nacht kam. Wie H. Dr. Kerner bei ihm war, war er so gut,

Digitized by Google

daß es ihn gar nicht fassen (?) konnte, wie nur noch ein andrer Zustand zu glauben seyn könnte, u. kaum hatte er ihn verlassen, so brach der Sturm in der furchtbarsten Heftigkeit los. Ich will nicht behaupten, daß der Besuch ihm geschadet hat, er hat ihm unendlich wohl gethan, aber auch eine solche Fluth von Ideen und Erinnerungen in ihm aufgeregt, daß ich deutlich sah wie noth unserm theuren Kranken auch jetzt noch Stille u. Einsamkeit thut. Er hat sich mit mir sehr innig befreundet, u. wir verstehen uns auf eine Weise, wie ich das, ehe ich ihn sah, nicht für möglich gehalten hätte; allein auch ich muß mir grosse Gewalt [antun] um mich seiner guten Stunden nur mit der größten Enthaltsamkeit zu freuen. Die Zeiten, wo unsrem Freunde die Gegenwart seiner Lieben wohl und noth thut, ist noch nicht gekommen, sie wird aber kommen u. daß Sie davon hören werden, wenn diese himmlischen Tage gekommen sind, daß dürfen [Sie] fest glauben. Mich kann u. wird Nichts in der Welt in Beziehung auf Niembsch bestimmen als was ihm heilsam ist u. ich muß mit allen s. Freunden mich gedulden u. für ihn handeln, bis er u. andre es wieder mit mir u. für ihn thun können. Wie Ihrer Aller gedenkt Niembsch auch sr Braut mit der innigsten Liebe u. der Gedanke quält ihn zuweilen, ob sie ihn auch noch so liebe daß sie sich einzig mit ihm verlieben könne, oder ob nicht seine Gesundheit stark u. fest genug sein werde, einen solchen Bund zu schließen. Ich wünschte schon lange ein Bild sr Braut, aber ein recht gutes u. wollte Sie schon deßhalb ersuchen mit Fln Behrends darüber zu verkehren. Es würde ihm sehr gut thun. Wenn er so weit genesen ist, daß er sie selbst sehen darf, bin ich sehr für Ihren Besuch, später für ihre grösere Nähe. Wir müssen in allen Stücken gar vorsichtig u. langsam mit ihm zu Werke gehen, er ist wie ein vom Staar gerirter, der sich erst wieder ans Licht gewöhnen muß. Seine Natur u. seine Krankheit verlangt es so, bei andern kann ich auch Grosses wagen, wenn ich eines glücklichen Wurfes sicher bin. Die Ledin (?) u. die Durelität (?) eines Kranken kann allein bestimmen, was zu thun u. was zu lassen ist. Das Verhältniß mit F. v. Löwenthal darf Sie nicht sehr beunruhigen. Es war für die Gegenwart u. die Zukunft von Niembsch nothwendig, daß ich klar in dasselbe sehen lernte. Nur so konnte ich mir auch eine gültige Stimme bei ihm selbst erwerben, wenn es einmal um die endliche feste Vereinigung dieser Frage sich handeln wird, u. so duldete ich die Correspondenz, die ihn gerade dahin führt, wohin ich ihn gern geführt sähe, zur vollen Nüchternheit über s. Stellung zu dieser Frau, u. bereits sehe ich, wie s. Geist auch in dieser Beziehung trotz allem bunten Wechsel sr Krankheit zur vollen Klarheit sich durchringt. Solche Bande lösen sich, wenn sie nicht an u. für sich unsittlich sind, nur durch klare Erkenntniß der rechten Schranken u. nicht durch eine gewaltsame Unterbrechung des Verkehrs. Leidenschaftliche Briefe aber des hingleichen verboten u. kommen nicht in s. Hände, nur die Leidenschaftlichkeit, die ihm zuwider werden muß, ohne ihn zu beunruhigen, darf er erfahren. Ich glaube er wird auch noch in Zukunft F[rau] v. L[öwenthal] lieben u. schäzen, aber in der rechten Weise u. in dem rechten Maaß. Wäre er nur erst aus dem Leiden selbst heraus, alles andre wird sich dann finden, dafür ist mir in keiner Weise

Digitized by Google

bange, die wichtigsten Dinge darf man ja eben um des Kranken Heil u. Ruhe willen für jetzt auch nur selten berühren. An s. Namenstag war er sehr unklar erst sehr heftig, aber neben allem dem Traumleben gieng ein stilles inniges Vernehmen aller Grüsse u. Zeichen der fernen Freunde her, daß ich ihn nie heiterer u. befriedigter gesehen habe, als wie ich ihm die mancherlei Liebesgaben zeigte u. die Briefe las, was er den andren Tag selbst nachholte, wie er denn darin überhaupt keinen Unterschied macht u. alles, was an ihn kommt in guter Zeit immer aufs Neue liest. Ihren ersten Brief, den er einmal in einem Anfall zerrissen hatte, hebt er wie ein Heiligthum in lauter kleinen Stückchen auf, so alle sr Braut. Die Blumen freuten ihn zu Thränen, wie er sich früher über Ihre gemalten Briefe besonders die Landschaft gefreut hatte. Nach dem bisherigen Gang der Krankheit, der sich in der ersten Zeit nie sicher bestimmen läst, wird es wohl Februar werden, bis die Sonne erhelend durchbricht, was m. endlichen Hoffnungen für s. Genesung nicht mindert. Er ist in den letzten Tagen immer einige Minuten klar gewesen; allein nie so licht u. übergescheidt wie oft in der 3ten u. 4ten Woche beim Besuche von H. Dr. Kerner u. mir ist es lieber, es ist so als dieser grelle Wechsel von Licht u. Schatten. Die Lösung ist naturgemäß in seinem Falle. Sie werden noch viel zu wissen wünschen, aber m. Zeit ist leider zu kurz zugemessen mehr u. oft zu schreiben. Fast alle freien Minuten, wenn ich von solchen reden kann, gehören ihm, deshalb komme ich auch um so weniger zum Schreiben über ihn, von dem wir nach allen Seiten Bescheid geben sollen. Der Schlaf ist immer noch nicht regelmäßig, aber genügend, der Appetit trefflich. Unsre Küche sagt ihm zu m. Freude sehr gut zu.

Daß es mit Ihrem Befinden wieder besser geht, freut uns innig. Möchten wir recht bald die Freude haben können Sie hier zu sehen. Mit ergebensten Empfehlungen an die verehrten Ihrigen in ausgezeichneter Hochachtung

Ihr gehorsamer Diener

Winnenthal, d. z. Dec. 44. Dr. A. Zeller.

Er bat mich schon öfter um die Exemplare sr Werke, die in Stuttgart seyen u. wünscht sie vollständig bei sich zu haben. H. Schurz versprach schon vor 3 Wochen es zu besorgen, ich weiß nicht ob er es wirklich gethan und Sie darum [gebeten] hat.

*

Dr. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

[Winnenthal, 3. Jan. 1845.]

Verehrteste Frau Hofräthin!

Fln E. Zumsteeg wird Ihnen gesagt haben wie unendlich leid es mir that Sie bei m. letzten Anwesenheit in Stuttgart nicht, wie ich mir fest vorgenommen hatte, besuchen zu können, wichtige Familienangelegenheiten u. die Besorgung vor 40 Commissionen für unser grosses Haus auf die nahen Feste absorbirten meine Zeit dermaßen, daß ich ausser Stande war Ihnen meine Aufwartung zu machen.

Digitized by Google

Ich wollte Ihnen dafür gleich nach den Feiertagen ausführlich schreiben, war aber in Folge der gehäuften Anstrengungen der letzten Zeit mehrere Tage ziemlich unwohl, so daß ich nur das dringendste besorgen konnte, was die Stunde brachte. So traf mich der Brief Ihres Herrn Gemahls als ich gerade mich zum Schreiben an Sie anschicken wollte. Wäre aber irgend etwas Erhebliches indessen in dem Befinden unsres Freundes eingetreten, so hätten Sie es doch alsbald erfahren, wie ich Ihnen das gleich im Anfang aufs Bestimmteste versprochen habe u. wie wir es in allen solchen Fällen halten. Ich habe Ihnen in m. letzten Briefe auseinandergesetzt, daß H. v. N[iembsch] seit Anfang December in eine Periode eingetreten ist, in welcher wegen des Ineinanderfließens der klaren und aufgeregteren Zustände wenig an einzelnen Aeußerungen u. Handlungen zu erzählen ist. In solchen Krankheiten ist übrigens nicht nach Tagen, kaum nach Wochen u. oft nur nach Monathen Zuverlässiges zu berichten, so wie sich das Leiden einmal zu einem nicht blos accessorischen Anfall sondern einer eigentlichen Geisteskrankheit gestaltet hat. Gewiß ist, daß aber die jezige Veränderung nur eine heilsame u. willkommene seyn kann, in dem sie dem überreizten Gehirn u. Nervensystem Zeit zur Erholung läßt, während Lenaus Geist in den freien lichten Zwischenräumen Jedesmal zu rührig u. geschäftig war als daß nicht ein neuer heftiger Sturm hätte nachfolgen sollen. Nach dem bisherigen Krankheitsgange ist nicht zu erwarten, daß wir vor dem Frühjahr eine dauerhafte Genesung eintreten sehen u. wir dürfen sehr zufrieden seyn, wenn sie dann schon erfolgt. Meine Hoffnung für einen guten Ausgang ist darum nicht geringer geworden. Es liegt eben in der Natur der Sache, daß von solchen Perioden an Wenigsten zu sagen ist, in denen die Natur wie im Schlafe an der Ausgleichung der eingetretenen Disharmonien arbeitet. Jede dauerhafte psychische Genesung ruht auf leiblichen Bildungen u. diesen sicheren und soliden Weg scheint es auch bei Lenau zu gehen. Sein Appetit ist trefflich, seine erst so schlaffe u. welke Muskulatur wird wieder prall u. elastisch, seine Wangen füllen sich u. sein Teint wird immer weißer; doch auch ist noch jezt noch der Unterleib nicht ganz in Ordnung, viel Neigung zu Verstopfung, Störung in der Gallesäure (?) u. s. w. Sein Schlaf ist immer noch sehr unregelmäßig, bald gut bald schlecht, bald viel bald wenig, bald bei Tag bald bei Nacht. Alle Ihre Briefe hat er erhalten, wie die von s. Braut, er liest sie, er freut sich, spricht aber selten ein Wort weiter, als daß ihm das Andenken u. die Liebe seiner Freunde innig wohl thue, daß ihnen sein Leben gehöre, daß er es ihnen allen recht zeigen werde, wie dankbar er allen sey. In vielen Wochen sprach er sich nicht näher über s. Braut aus. Nach dem Empfang des lezten Briefes u. des schönen Kissens war er bewegt u. sagte wiederholt, wie gut sie sey, wie unendlich er sie liebe, wie er in ihrem Besitz die Bürgschaft eines neuen glücklichen Lebens und Winters finde. Glauben Sie mir auch mir wird es nicht leicht mit meinen Wünschen für einen Kranken mich zu bescheiden u. zu gedulden. Ich muß auch ausharren in Hoffnung u. zufrieden seyn, wenn da u. dort ein Strahl hellen Lichts aus einer kranken Seele bricht, der den kommenden Morgen verkündet. Die Zeit wird schon noch

Digitized by Google

kommen, wo Sie oft u. viel von unsrem theuren Kranken hören werden u. wenn Sie keine Nachricht haben, dürfen Sie fest überzeugt seyn, daß keine Veränderung irgend bedeutendrer Art bei ihm eingetreten sey. Das Backwerk hat ihm sehr gemundet. Mit den ergebensten verehrungsvollsten Empfehlungen Ihnen allen.

In ausgezeichneter Hochachtung Ihr geh. Diener

Winn. d. 3. Jan. 45. Dr. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal] d. 10. Jan. 45.

Verehrteste Frau Hofräthin!

Vom Verlauf der letzten 8 Tage ist nicht viel Neues zu melden. Nur die Krisis der Krankheit scheint sich allmählich wieder zu einer . . . machen zu wollen was mir sehr erwünscht wäre. Troz aller Unruhe bald bei Tag bald bei Nacht stärkt der edle Kranke sich immer mehr u. so lebe ich der Hoffnung, daß die zunehmende Erstarkung auch, wie sie seine Wangen und Glieder mit neuem Leben schwellt, die edelsten Organe u. sein herrliches Haupt mit neuer Kraft durchdringen wird. Vielleicht gelingt es mir am Ende der nächsten Woche nach Stuttgart zu kommen, Sie zu besuchen um Ihnen so viel zu erzählen wie ich selbst weiß.

Mit der innigsten Verehrung

Ihr geh. Diener

Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

[Winnenthal 22. Jan. 1845.]

Verehrteste Frau Hofräthin.

Von der lezten Zeit kann ich Ihnen nur wenig über unsern theuren Kranken sagen. Zweimal hatte er ruhige Zwischenräume u. zwar längere u. verständigere als seit 6 Wochen; aber die übrige Zeit gieng auch in grosser Aufregung u. Unruhe (?) dahin, so daß sich aus diesen Trübungen nichts weiter berichten läßt als daß Appetit u. Kräfte im Allgemeinen gleich geblieben sind und ihm in beiden Zuständen das schöne Backwerk (?) gleich gut geschmeckt hat für das er Ihnen auch wie für die beiden Briefe vielmals danken läßt. Er war in den beiden Remissionen viel gelassener als sonst, gieng aber wenig auf die Gegenwart ein u. konnte nicht fertig werden mit Schilderungen u. Erzählungen aus den ersten Jahren ſs . . . Lebens, dessen Erinnerung er, wie Alles, was ihm einmal theuer war, mit grosser Pietät pflegt. Er sprach auch zum Erstenmal recht ausführlich von seinen Verwandten und der Schurzschen Familie, spielte etwas auf seiner Violine in alter Virtuosität u. erfreute sich aufrichtig des trüben nebligten Winterhimmels unsers stillen waldigen Thals u. äußerte wiederholt, wie ihm hier Alles so wohl gefalle, wie er in allen Maßregeln nur die humanste u. aussichtsvollste Übereinstimmung sehe, auch in allen Mitteln des Ernstes (?)

Digitized by Google

u. der Beschränkung u. das er gern bis zu seiner völligen Wiederherstellung hier bleibe. Die letzten Tage waren dagegen auch sehr unruhig u. von aller dieser Einsicht wenigstens äußerlich nichts wahrnehmbar. So liegt unser Hoffen dermalen unter einer Winterdecke u. ich kann nicht von dem frohen Glauben lassen daß es im Grund geborgen sey.

Vorrigen Freitag war ich auf einige Stunden in dringenden amtlichen Geschäften in Stuttgart u. wollte noch bei Ihnen auf der Heimreise vorfahren; allein durch ein Mißverständniß, das mich bis 7 Uhr abends aufhielt, wurde ich um die Möglichkeit gebracht, da ich wegen eines kranken Kindes nicht länger mehr säumen durfte. Dagegen hoffe ich nächster Woche noch einen ganzen Tag nach Stuttgart zu kommen, da ich noch mehreres dringende unbesorgt lassen mußte.

Unter den nächsten Wünschen habe ich mir die Bitte um Taback (?) anzuführen, von dem noch ein Vorrath bei Ihnen seyn solle.

Mit ergebenster Verehrung

Ihr geh. Diener

Winn d. 22. 1. 45. Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

[Winnenthal 21. März 1845.]

Verehrteste Frau Hofräthin!

Meinen innigsten Dank für Ihre gütige Theilnahme an m. Unwohlseyn! Es fängt an mir wieder besser zu gehen, so daß ich hoffe in den nächsten Tagen unsern theuren Kranken wieder besuchen zu können.

Seit 8 Tagen regt sich wieder neues lichteres Geistesleben in ihm, wie ich mit der innigsten Freude fast alle Tage vernehme u. wenn es auch erst einzelne sonnige Momente sind, so währt doch die Besserung aufs Neue unter der winterlichen Decke. Der Himmel lasse uns die herrliche Erfüllung unsrer Wünsche u. Hoffnungen erleben, das Bangen u. Fürchten gedenkt dann Niemand als mit Dank u. Freude.

Mit ergebenster Verehrung

Ihr geh. Diener

Winn d. 21/3 45. Dr. A. Zeller.

*

Dr. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

W[innenthal] d. 4/4 45.

Verehrteste Frau!

Meine Zeit ist heute leider zu kurz Ihnen so ausführlich über unsern theuren Kranken zu schreiben als ich gern möchte. Vielleicht gelingt es mir in den nächsten Wochen Sie wieder einmal zu besuchen. Bis dahin sieht man auch schon etwas weiter als jetzt. Ich habe ihn dem Äußern nach sehr zu s.

Digitized by Google

Vortheil verändert gefunden, die grauen Haare sind durch schwarze ersetzt u. selbst wieder schwarz geworden, die ausgefallenen wachsen ganz neu nach. Der ganze Mensch ist kräftiger geworden, die Farbe des Gesichts viel blühender u. männlicher, die Felder aus dem Gesicht sind verschwunden. Der Geist spricht aber meist noch im Traum, doch kommen die lichteren Momente öfter u. gestern hat er zum Erstenmal seit s. Hierseyn wieder etwas Zusammenhängendes gedichtet u. sogar niedergeschrieben; allein leider, ehe der Wärter es mir bringen konnte, wieder zerrissen. Man sieht sein Geist arbeitet unabläßig u. ringt nach gesetzmäßigem Schaffen. Das sind gute Zeichen, wenn auch die Erfüllung der Wünsche u. Hoffnungen, die wir alle für ihn hegen, nur langsam kommen mag. Der Besuch der Braut, deren Briefe er scheinbar mit großem Interesse liest, dürfte jedenfalls erst später am Platze seyn, wenn wir Ihnen u. ihr einmal noch Beßeres zu melden haben. Leider muß er noch in der Zelle seyn. Hoffentlich übt das Frühjahr auch auf Sie einen wohlthätigen Einfluß u. stärkt Sie zu neuen Freuden u. nicht zu längern Leiden. In der ersten, da ich Sie rufen lassen kann soll es gewiß geschehen. Ich weiß, was Sie sich beide sind u. daß Niemand innigeren Antheil an der Krankheit des Edlen nehmen kann als Sie. Er ist auch eine seltene Seele.

Meine Frau empfiehlt sich mit mir ergebenst Ihnen u. den geehrten Ihrigen allen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr geh. Diener

Dr. A. Zeller.

*

Dr. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

W[innenthal], d. 2. Mai 1845.

Verehrteste Frau!

Hier das versprochene Buch dr. F[rau] v. Dobenick. Die letzten Tage waren recht stürmisch bei unserm theuren Kranken, wie wir es fast noch nicht erlebten. Möchte nur das Resultat dasselbe seyn wie bei so manchen andern, die wir beobachteten u. auf den Sturm die sanfte Ruhe folgen. Es hat mir sehr wohl gethan, einmal wieder mit Ihnen über den geliebten Kranken ausführlich zu reden. Das Manuskript werde ich durch die Post senden, der Sicherheit wegen.

Mit ergebenster Empfehlung an Ihre ganze Familie

Ihr geh. Diener

Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

W[innenthal], d. 3 5 45.

Verehrteste Frau Hofräthin!

Die letzten 8 Tage giengen unter grossem Wechsel dahin; doch kamen viel mehr Pausen von Ruhe u. Stille, aber nur selten Momente größerer Klarheit, nie völliger.

Digitized by Google

Der Schlaf ist besser; würde er einmal anhaltend gut, so wäre Vieles gewonnen. Seine Freundlichkeit u. Liebe zu uns ist mir oft wahrhaft rührend. Der Musik denkt er jetzt öfter als seit längerer Zeit. Sein Aussehen ist gleich gut.

Mit ergebenster Verehrung

Ihr geh. Diener

Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal], d. 30. Mai 45.

Verehrteste Frau Hofräthin.

Gerade im Begriff Ihnen zu schreiben erhielt ich Ihr Werthes vom 29. d. Gottlob, daß ich Ihnen dießmal etwas Beßeres zu melden habe als seit vielen Wochen. Vor 8 Tagen befiel den theuren Kranken eine starke Diarrhöe, 3 Tage giengen die Speisen unverdaut ab, auch s. Gesicht war etwas gedunsen; die Sache gab sich aber bald wieder gänzlich u. eine größere Ruhe war die Folge. Vorgestern hatte er dann 6 so gute Stunden, wie noch nie in diesem Jahr. Er sprach so ruhig u. gelassen, der Ton sr. Stimme, s. Articulation war eine ganz andere wie sonst. Zufälliger Weise war ein Freund von ihm Prof. Eyth von Schönthal da. Er freute sich sehr ihn zu sehen u. von Kerners zu hören, musicirte in ganz gesunder Weise, Stücke von Beethoven, ungarische u. steyrische Tänze, phantasierte, alles moderato u. vortrefflich. Dann schrieb er scheinbar einige Zeilen an Kerner, spielte wieder auf ließ sich die Geige nicht nehmen bis er zuviel gespielt hatte u. wieder in s. Aufregung kam, die eher (?) auch ohnedieß gekommen wäre. Er sprach in den ruhigen Stunden auch sehr freundl. von Ihnen und wäre gern gleich zu Ihnen geeilt. Die folgende Nacht war sehr unruhig u. so gieng es fort bis gegen Abend, wo er einige gute Stunden hatte. Auch diesen Morgen ist er in einer gesünderen Verfassung. Gienge es so fort, so wäre der Besuch der Fln Behrends in der nächsten Zeit vielleicht thunlich, wenigstens ihre Nachbarschaft in W[innenthal] wünschenswerth. Jedenfalls möchte es ihr eine Erleichterung seyn u. ein Trost einmal hier gewesen zu seyn. Kann ich Sie in den nächsten 14 Tagen besuchen, so komme ich gewiß. Gebe der Himmel in Gnaden, daß der neue helle Schein den endlichen (?) Tag verkündete.

Mit ergebenster Hochachtung

Ihr

(Schluß folgt) Dr. A. Zeller.

Digitized by Google

Buchara

Von

Dr. Maximilian Lewels

Buchara ist ein Land und eine Stadt in Westturkestan. Westturkestan grenzt im Westen an das Kaspische Meer, im Süden an Persien und Afghanistan, im Osten an China und geht im Norden in die Kirgisensteppe über. Westturkestan ist nur im Südosten gebirgig. Den größten Teil des Landes nimmt das turanische Tiefland ein. In diesem Tieflande wechseln ungeheure Kies- und Sandwüsten mit ebenso ungeheuren Salz- und Lehmsteppen ab. Am Rande des Gebirges und längs der Flüsse liegen zahlreiche fruchtbare Lößoasen. Zwei mächtige Ströme durchziehen das Land: der Amudarja und der Syrdarja, der Oxus und der Jaxartes der Alten. Beide ergießen sich in den Aralsee. Fast alle andern turkestanischen Flüsse endigen in Salzseen oder verdursten in der Wüste. Turkestan gehört ja zu den großen Trockengebieten der Erde. Das Klima des Landes ist ausgesprochen binnenländisch. Der Winter ist zwar kurz, aber kalt, selbst in den Oasen des Tieflandes sind 20 Grad Kälte keine Seltenheit. Dabei liegt Turkestan in der Breite von Italien. Im Sommer brütet eine glühende Hitze über dem Lande. Das Thermometer steigt an einigen Orten bis auf 59 Grad im Schatten. Die große Hitze ist nur zu ertragen, weil in Turkestan die Luft im Sommer außerordentlich trocken ist. Die Niederschläge fallen im Frühjahr und Winter. Der Herbst ist die angenehmste Jahreszeit. Er hat linde Tage und kühle Nächte. Als Reisezeit empfiehlt sich vor allem der milde, früchtereiche Herbst, dann der Frühling, in dem der Boden der Steppe für kurze Zeit zum duftenden Blumenteppich wird und die Oasen in ein Meer von Blumen getaucht sind.

Politisch gehört das Land zu Russisch-Zentralasien. Es bildet das Generalgouvernement Turkestan mit der Hauptstadt Taschkent. Jedoch liegen an den Ufern des Amudarja zwei in ihrer innern Verwaltung selbständige Vasallenstaaten Rußlands, das Chanat Chiwa und das Emirat Buchara.

Das Emirat Buchara hat etwa zwei Fünftel von der Größe des Deutschen Reiches. Die Bevölkerung wird auf gut anderthalb Millionen geschätzt. Die Volksdichte beträgt kaum 10 auf den Quadratkilometer, in Deutschland 130. Diese Zahl wird verständlich, wenn wir bedenken, daß der größte Teil des Landes von Gebirgen und Wüsten erfüllt ist.

Man kann Buchara mit der Eisenbahn erreichen. Die Fahrt von Berlin über Moskau, Orenburg, durch die Kirgisensteppe nach Taschkent dauert fast acht Tage. Will man das Land von Westen her betreten, so setzt man von Baku in sechzehn Stunden nach dem turkestanischen Hafenorte Krasnowodsk über. Krasnowodsk ist der Ausgangspunkt der mittelasiatischen Bahn, die über Kisil-

Digitized by Google

Artwat, Askabad, Merw, Tschardschui, Neubuchara und Samarkand nach Taschkent führt.

Bei der Stadt Tschardschui betritt die Bahn bucharisches Gebiet. Die Stadt, die wegen ihrer prachtvollen, spottbilligen Melonen berühmt ist, lag einst am Amudarja. Heute liegt sie 13 Kilometer westlich vom Flusse. So weit hat der Fluß sein Bett nach Osten verlegt.

Der Amudarja bildet im allgemeinen die Süd- und Westgrenze von Buchara. Sein Oberlauf liegt im Gebirge. Beim Eintritt in die Ebene wird der Fluß schiffbar, allerdings nur für flachgehende Fahrzeuge. Indessen ist der Verkehr auf dem Flusse ganz unbedeutend. Die Ufer des Amudarja zeigen im Flachlande verschiedene Bilder. An manchen Stellen tritt die Wüste oder die Steppe unmittelbar an den Fluß heran, an andern Stellen begleiten ihn Schilf und Binsen, wieder andre Strecken sind mit dichtem Gebüsch aus Weiden, Pappeln, Tamarisken, Stechdorn und Kamelkraut bestanden, in dem sich Eber, Wölfe, Antilopen, Fasanen und andre jagdbare Tiere in Mengen finden. Vom Fuße des Gebirges bis über die Bahnlinie hinaus zieht sich eine Reihe von Oasen am Flusse entlang. Die größte von ihnen ist Tschardschui.

Bei Tschardschui ist der Amudarja ein stattlicher Strom. Die Bahn überschreitet ihn auf einer 1600 Meter langen eisernen Brücke. 30 Kilometer weiter östlich erreicht sie die große Serafschanoase. Der Serafschan, dem Samarkand und Buchara ihre Existenz verdanken, versiegt in der Wüste. Die Oase ist auf drei Seiten von einer entsetzlichen Sand- und Salzwüste umgeben. Die Bahn betritt die Oase bei dem Dorfe Karakül, das wegen seiner Lammfelle, Persianer, weltberühmt ist. Einige Stunden später erreicht die Bahn Kagan oder Neubuchara. Kagan ist eine russische Gründung. Es hat etwa 4000 Einwohner und sieht aus wie alle russischen Städte in Turkestan. Eigentümlich sind diesen Städten die riesigen, breiten, baumbepflanzten Straßen, hinter denen die niedrigen Häuser fast verschwinden. Einige Stunden hinter Kagan passiert die Bahn Kermineh, die zweite Residenz des Emirs, und tritt dann wieder auf russisches Gebiet.

Etwa ein Drittel des Emirates ist Tiefland. Es ist zum größten Teile wüstenhaft. Nur an den Grenzen der Oasen und am Amudarja finden sich brauchbare Weideplätze, auf denen nomadische Turkmenen und Usbeken mit ihren Herden von Ziegen, Schafen, Eseln und Kamelen umherziehen. Im übrigen herrscht außerhalb der Oasen die Wüste oder die Wüstensteppe vor. Grauenvoll ist die Dünenwüste, in der Scharen von niedrigen, gelben Dünen bald nach Norden, bald nach Süden vor dem Winde einherwandern; trostlos ist die braungelbe, kahle Lehmwüste, die im Sommer zum steinharten Felde, im Winter und Frühling zum grundlosen, zähflüssigen Sumpfe wird. Weite Gebiete bedeckt die glitzernde Salzsteppe. Weite Gebiete nimmt auch die ebene Sandsteppe ein, die meist nur eine spärliche Vegetation zeigt. Manchmal ist sie mit tief wurzelnden Saxaulbäumen oder niedrigen Tamarisken bestanden, so daß man fast von einem Tamariskenwalde sprechen möchte. In der Nähe des Amudarja schießt im Frühjahr gewaltig hohes Gras empor, das aber bei der ersten Hitze verdorrt.

Digitized by Google

Das Kulturland nimmt in Buchara nur ein Zehntel des Bodens ein. Der Boden des Kulturlandes besteht wie überall in Turkestan aus Löß. Der Lößboden ist ungemein ergiebig. Reis, Weizen, Gerste, Sorghum, Bohnen, Rüben, Luzerne und andre Feldfrüchte gedeihen vorzüglich. Der Ertrag an Obst, vor allem an Trauben und Melonen, ist geradezu fabelhaft. Ganz ausgezeichnet hat sich die Baumwollstaude in Turkestan entwickelt. Die Baumwollkultur hat dort einen solchen Aufschwung genommen, daß Rußland die Hälfte seines Bedarfs an Baumwolle aus den turkestanischen Oasen deckt. In Buchara und im östlichen Turkestan steht auch die Seidenzucht in Blüte. Fruchtbar ist der Lößboden indessen nur bei gehöriger Bewässerung. Da der turkestanische Sommer regenlos ist, so beruht der ganze Feld- und Gartenbau auf künstlicher Bewässerung. Durch eine Unzahl von Kanälen wird das Wasser der Flüsse, die durch die ungeheuren Schneemengen des Gebirgslandes gespeist werden, auf die Aecker und in die Gärten geleitet. Die turkestanischen Bewässerungsanlagen gehören zu den großartigsten Leistungen der Menschheit. Sie erscheinen um so bewunderungswerter, wenn man bedenkt, daß sie von einem Volke ohne technische Kenntnisse, ohne Karten und ohne Vermessungen ausgeführt worden sind.

Die Kulturoasen, deren größte die von Buchara und Karschi sind, sind ungemein dicht bevölkert. Im Durchschnitt kommen etwa 100 Menschen auf den Quadratkilometer bebauten Landes, in den größeren Oasen aber weit mehr. Diese Dichte ist für eine wesentlich ackerbautreibende Bevölkerung erstaunlich. Vergleichsweise hat die preußische Provinz Posen nur eine Dichte von 70 auf den Quadratkilometer. Eine so dichte Bevölkerung kann sich nur deshalb auf so engem Raume ernähren, weil die Leute äußerst genügsam sind — Wer wenig ißt, kann jeden Tag essen, sagt ein sartisches Sprichwort —, und weil der Boden wunderbar ergiebig ist. Weizen gibt den vierzigfachen, Reis den hundert- bis zweihundertfachen, Hirse den drei-, ja vierhundertfachen Ertrag der Aussaat. Buchara führt von seinen Produkten besonders Baumwolle, Seide, Wolle und Häute aus. Es erhält aus Rußland namentlich Kleiderstoffe, Metallwaren, Tee und Zucker.

Das Gebirgsland nimmt mehr als zwei Drittel von Buchara ein. Es erhebt sich im westlichen Pamir und in den Hissarbergen zu gewaltigen Höhen, stellenweise über 7000 Meter. Eine Unzahl von Flüssen und Bächen durchströmt das Gebirge. Die höheren Gebirgsteile sind wildromantisch. Gletscher und ewiger Schnee wechseln mit endlosen Hochwüsten, ungeheure senkrechte Felswände aus Quarz und Glimmerschiefer wechseln mit jähen Gipfeln aus Granit und Gneis, wüste, geröllerfüllte Täler mit grünen Terrassen, auf denen Nomaden ihr Vieh weiden. In den lößerfüllten Talbecken finden sich zahlreiche Dörfer, die idyllisch unter Pappeln, Weiden und Maulbeerbäumen liegen.

Die Bevölkerung von Buchara scheint auf den ersten Blick recht bunt zu sein. Man findet im Emirate: Sarten, Usbeken, Tadschiken, Galtschas, Karakirgisen, Kirgiskaisaken, Turkmenen, Karakalpaken, Afghanen, Inder, Perser, Juden und Russen. Den bei weitem größten Teil der Bevölkerung bilden die

Digitized by Google

Sarten. So wenigstens nennen die Russen die ansässige Bevölkerung östlich vom Amudarja. Um genau zu sein, muß man indessen drei Elemente unterscheiden, die Tadschiken, die Usbeken und die eigentlichen Sarten.

Das Verhältnis der Tadschiken, Usbeken und Sarten zueinander kann man sich am besten auf folgende Weise klarmachen. Bis zum sechzehnten Jahrhundert gab es in Buchara nur Tadschiken. Es waren das die alteingesessenen Einwohner vorwiegend iranischen Stammes und persischer Sprache, die allerdings infolge des Eindringens mazedonischer, griechischer, persischer, arabischer und mongolischer Eroberer bereits eine beträchtliche Blutmischung erfahren hatten. Diese Tadschiken haben sich in den östlichen Landesteilen ziemlich rein erhalten. Die Usbeken, ein türkisches Volk, sind um 1500 als Eroberer in das Land gekommen. Sie haben sich nur in wenigen Geschlechtern, wie in den Herrscherfamilien von Buchara und Chiwa, ganz rein erhalten. Zum größten Teil haben sie sich mehr oder weniger, am meisten in den Städten, mit den unterworfenen Tadschiken vermischt. Das Produkt dieser Vermischung sind die Sarten. Die Usbeken und die Sarten, in denen das usbekische Element durchaus vorwiegt, sind offene, gutmütige, etwas rohe, nicht allzu begabte Menschen. Die Sarten mit vorherrschend tadschikischem Blute dagegen bilden die Intelligenz der Bevölkerung. Ihrem Charakter nach stehen sie indessen weit unter den Usbeken. Der tadschikische Sarte ist faul, feig, unterwürfig, kriechend, mißtrauisch, verlogen, betrügerisch, rachsüchtig, grausam, lüstern und erlaubt sich jede Ausschweifung, deren ein Mensch nur fähig ist, solange er es ungestraft tun kann. Dabei ist er in seinem Auftreten und Benehmen höchst würdevoll und äußerlich ein sehr eifriger Mohammedaner.

An der Kleidung der Sarten, Tadschiken und Usbeken fällt dreierlei auf. An den Füßen tragen die bessergestellten Stadtbewohner glänzende, hohe, weiche Lederstiefel. Auf dem Kopfe tragen sie ein buntes Käppchen und darum einen weißen oder farbigen Turban. Das Hauptbekleidungsstück ist der Chalat, ein langes, schlafrockähnliches Gewand ohne Kragen, aber mit sehr langen, weiten Aermeln. Bei den Usbeken und den Sarten im russischen Gebiete ist der Chalat meist eng gestreift oder einfarbig, die Bucharen dagegen tragen Chalate von allen Farben und allen Mustern. Je nach der Jahreszeit und dem Vermögen trägt man zwei, drei oder auch ein halbes Dutzend Chalate übereinander. Der oberste oder zweitoberste Chalat wird meist durch einen Gürtel zusammengehalten.

Die Sarten sind im allgemeinen sehr genügsam. Reis, Bohnen, Brot und Früchte genügen den meisten zum Unterhalt. Von Fleischgerichten sind Schaschlyk und Ploff am beliebtesten. Schaschlyk besteht aus kleinen Stücken Schaffleisch und Schaffett, die am Spieße geröstet werden. Die etwa walnußgroßen gesalzenen und gepfefferten Fleisch- und Fettstücke werden von den ungewaschenen Garköchen, womöglich auf offener Straße, wechselweise an lange, dünne, runde Spieße gesteckt und über Holzkohlenfeuer geröstet. Der Ploff wird aus Schaffleisch, Schaffett, Reis, gelben Rüben und Rosinen bereitet. Der Ploff ist sehr

Digitized by Google

billig. Für 30 Pfennig kann man sich voll und toll daran essen. Dabei ist er äußerst schmackhaft, und ich muß gestehen, daß ich in mancher bucharischen Garküche mit Wonne und mit den Fingern in ein gemeinschaftliches Ploffgefäß hineingelangt habe.

Die Sarten sind große Kinderfreunde. Ein Haus mit Kindern, heißt es, ist ein Basar, ein Haus ohne Kinder ein Kirchhof.

Den Frauen der Sarten ist dasselbe Los beschieden wie allen Frauen im islamitischen Oriente. Sie sind von der Außenwelt so gut wie abgeschlossen. Auf der Straße erscheinen sie nur verschleiert und verhüllt. Unverschleiert sieht sie fast nur der eigene Mann, höchst selten ein Europäer. Der Sarte hat wenig Achtung vor seiner Frau. Seine Sprichwörter drücken das zur Genüge aus: Der Hund kennt keine Untreue, das Weib keine Treue. Wer zwei Frauen heiratet, dem ruhen die Ohren nicht. Wenn zwei Frauen zusammenkommen, ist der Basar fertig. Der Frosch hat keinen Schweif, die Frau keinen Verstand. Ist dein Weib dumm, so sei deine Peitsche dick.

Das Oberhaupt des Staates ist der Emir. Der Emir ist ein Vasall Rußlands, doch ist er in der inneren Verwaltung seines Landes fast selbständig. Der Emir läßt eigene Münzen schlagen. Die Münzeinheit ist die Tenga, eine pfenniggroße Silbermünze im Werte von 15 Kopeken. Ebenso groß wie die Tenga ist die kleinste Münze, der Pul. Er ist aus Messing und gilt etwas mehr als ein halber Pfennig. Der Doppelpul ist aus Kupfer, er ist gewöhnlich kleiner, aber dicker als ein Pfennig.

In der Verwaltung des Staates herrscht größte Dezentralisation. Verwaltungsbehörden, deren Bezirk sich auf den ganzen Staat erstreckt, gibt es überhaupt nicht. Der Emir oder sein Vertreter, der Kuschbegi, regiert direkt nur in der Oase von Buchara. Die übrigen Oasen des Emirats werden fast selbständig von Gouverneuren verwaltet, die den Namen Bek führen. Die Beks ernennen in ihren Bezirken nach Gutdünken die Beamten und Richter und sammeln die Steuern ein. Nur müssen sie dem Emir jährlich eine bestimmte Summe entrichten. Die Beks sind in ihrem Gebiete auch die obersten Richter. Todesurteile können indessen nur vom Emir ausgesprochen werden.

Die Rechtsprechung beruht in Buchara auf dem Schariat, d. h. dem Koran, der Tradition und den Entscheidungen der ersten Kalifen. Alle Verhandlungen sind mündlich und meist von erfrischender Kürze. Prügelstrafen werden oft an Ort und Stelle vollzogen. So wurden zu meinem Staunen einem Händler die zudiktierten zehn Schläge sofort nach Verkündigung des Urteils mit einem dicken Prügel auf den Rücken verabfolgt. Dann konnte er sich trollen. Das heißt prompte Justiz.

Das bucharische Strafrecht ist dank dem russischen Einflusse in den letzten Jahrzehnten humaner geworden. Früher waren Hängen, Pfählen, Verstümmeln, Verhungernlassen an der Tagesordnung. Als höchste Strafe galt früher das Herabstürzen vom Verbrecherturm, dem Minarett Mir Arab. Heute begnügt

Digitized by Google

man sich damit, dem zum Tode Verurteilten auf öffentlichem Markte mit einem gewöhnlichen Messer die Kehle zu durchschneiden.

Auch die Gefängnisse sind moderner geworden. Die alten Gefängnisse waren gegen 10 Meter tiefe Gruben, die sich nach oben flaschenartig verengten und mit einem Deckel geschlossen wurden. Die Gefängnisse wurden nie gereinigt. Für den Unterhalt der Gefangenen mußten die Verwandten sorgen, sonst verhungerten sie einfach. Das heutige Gefängnis in der Hauptstadt bietet einen fast behaglichen Aufenthalt. Es hat nach einem kleinen Hofe zu zwei vergitterte Türöffnungen, von denen man zu den 1 Meter tiefer liegenden, ziemlich geräumigen Hallen hinabsteigt. Durch die Türöffnungen und die kleineren Oeffnungen in der Decke tritt genügend Licht und Luft ein. Auf dem Boden liegen ziemlich saubere Matten. Die Gefangenen, in dem einen Raume Schuldner, in dem andern Verbrecher, tragen leichte Fußketten. Die Räume sind manchmal unangenehm überfüllt. Ob die Gefangenen hinreichend zu essen bekommen, erscheint trotz aller gegenteiligen Versicherungen der Beamten recht zweifelhaft. Wenigstens greifen sie begierig nach den Brotfladen, die der Besucher mitbringt. Im übrigen werden die Bucharen von der Justiz nicht eben sanft behandelt. Sehr streng wird Diebstahl bestraft. Diebstahl auf dem Basar während des großen Freitagsgebetes kann mit dem Tode bestraft werden. Leute, die entgegen den religiösen Vorschriften Alkohol genießen, erhalten Prügel. Fünfundsiebzig auf den Rücken oder auf den Bauch sind die landesübliche Taxe.

Die Bucharen sind im großen und ganzen fanatische Mohammedaner. Alle Aeußerlichkeiten ihrer Religion, die täglichen Gebete und Waschungen, das Freitagsgebet in der Moschee, das große Fasten im Ramadan beobachten sie mit größter Gewissenhaftigkeit. Das hindert sie aber nicht, ihren Nebenmenschen nach Möglichkeit zu betrügen und sich insgeheim den größten Ausschweifungen hinzugeben. Der religiöse Fanatismus wird besonders von den Mullas genährt. Mulla ist eigentlich jeder, der die Landessprache lesen kann, doch kommt dieser Titel vor allem den studierten Leuten und den Angestellten der Moscheen und der Unterrichtsanstalten zu. Die höchste Stelle nimmt der Kasi-Kalân ein. Er ist sozusagen ein Minister der geistlichen, juristischen und Unterrichtsangelegenheiten. Sehr angesehen und gefürchtet sind die Rais. Sie sind Kirchen- und Schulinspektoren. Sie überwachen den religiösen Unterricht, prüfen gelegentlich die Leute auf öffentlichem Markte über ihre religiösen Kenntnisse und traktieren hartnäckig Unwissende mit Peitschenhieben. Sie pflegen Drückeberger, die sich systematisch dem Besuche der Moscheen entziehen, mit Peitschenhieben zum Gebetsorte hinzutreiben. Natürlich sind sie bestechlich wie alle Beamte, so daß Erpressungen nicht selten sind.

Es gibt in Buchara mehrere religiöse Ordèn. Von ihnen sitzen die Derwische gewöhnlich, Gebete murmelnd, an den Moscheen und Kirchhöfen, auf Almosen wartend. Am auffallendsten sind die sogenannten Calandars. Sie leben meist gemeinsam. Auf dem Kopfe tragen sie spitze Ledermützen, in den Händen lange Stöcke mit Schellen oder klirrenden Ringen und Kürbisschalen, in denen

Digitized by Google

sie Almosen einsammeln. Singend und bettelnd durchziehen sie die Stadt. Auf dem Basar trifft man oft ganze Scharen von ihnen, die das Publikum furchtbar aussaugen.

In den Händen der Mullas liegt das gesamte Unterrichtswesen. Volksschulen (Mektebs), in denen Lesen gelehrt wird, gibt es in allen bucharischen Dörfern. Auch herrscht ein gewisser Schulzwang, natürlich nur für Knaben. Die Hochschulen, in denen man auch die Kunst des Schreibens erlernt, befinden sich in der Hauptstadt. Das Rechnen ist die schwache Seite der Bucharen. Kein Kaufmann auf dem Basar kann ohne eine Kinderrechenmaschine fertig werden. Die Volksschullehrer sind fast ganz auf die freiwilligen Gaben der Eltern ihrer Schüler angewiesen. Die Hochschullehrer erhalten aus den Stiftungen der Hochschulen ein geringes Gehalt, das zur bescheidensten Lebensführung eben hinreicht. Unterrichtet wird nach der in allen mohammedanischen Ländern beliebten Methode, die man als die kombinierte Brüll- und Silbenstechmethode bezeichnen kann. In der Mekteb herrscht die Brüllmethode vor. Die Schüler sitzen in Schneiderart in einem völlig kahlen Raume, der nur durch die Türöffnung oder ein Mauerloch erhellt wird. Der Fußboden ist von mehreren niedrigen Erhöhungen aus Lehm durchzogen, an denen die Schüler arbeiten können. Schüler von fünf bis sechzehn Jahren sind in demselben Raume, und fast jeder treibt etwas andres. Einer lernt das Alphabet, ein andrer buchstabiert in einer Fibel, ein dritter sagt ein Gebet auf, ein vierter rezitiert den Koran, wieder ein andrer liest in einem persischen Dichter, alle natürlich gleichzeitig. Jeder lernt seine Lektion möglichst laut. Die ganze Gesellschaft schreit, daß man es einen halben Kilometer weit hört. Dabei machen sie mit dem Oberkörper pendelnde Bewegungen. Der Lehrer hockt an der Seite oder in einer Ecke. Er hat mehrere verschieden lange Stöcke zur Hand, mit denen er die Lässigen zu stets erneutem Pendeln und Brüllen antreibt. Von Zeit zu Zeit kauert sich ein Schüler vor dem Mulla nieder, um seine Sache aufzusagen, sich etwas erklären zu lassen oder eine neue Aufgabe zu erhalten. Die Schüler lernen lesen und arbeiten dann eine Anzahl tadschikischer oder usbekischer Bücher durch. Fortgeschrittene lernen auch den arabischen Koran lesen, ohne aber von seinem Inhalte das Mindeste zu verstehen. Ferner lernen die Schüler die vorgeschriebenen Gebete und die religiösen Zeremonien. Den ganzen Kursus machen nur diejenigen durch, die später eine Medresse, eine Hochschule, besuchen wollen.

Die Medressen sind zweistöckige Gebäude von quadratischem Grundrisse, die einen großen Hof umschließen. Lehrer und Studenten wohnen in kleinen Zellen, die nur durch die Türöffnung Licht und Luft erhalten. Der Unterricht findet gewöhnlich auf dem Hofe statt. Die Mullas sitzen vor dem Halbkreise ihrer Schüler und arbeiten das gerade vorliegende Buch Satz für Satz und Wort für Wort erklärend und disputierend mit einer Gründlichkeit und Silbenstecherei ohnegleichen durch. Nach dem Unterrichte wiederholen die Studenten das Gehörte und lernen es, wenn nötig, auswendig, nach der — allerdings gemilderten — Brüllmethode natürlich. Gelehrt wird Logik, Metaphysik, Kosmologie, Theo-

Digitized by Google

logie, Astronomie, Naturwissenschaft, Jurisprudenz sowie arabische und persische Literatur. Das klingt recht großartig. Jedoch muß man bedenken, daß die islamitische Wissenschaft noch auf demselben Standpunkte steht, auf dem sie vor tausend Jahren stand, und daß das Lehren und Lernen fast nur ein getreues Wiederkäuen ererbter Lehrmeinungen ist. Die Schüler studieren, je nach Wissensdrang, dreißig bis hundert Bücher durch, das Studium dauert zehn bis zwanzig Jahre. Die ausgelernten Studenten werden Beamte, Richter oder Lehrer.

Die turkestanischen Städte sehen sich alle sehr ähnlich. Den Kern der Stadt bildet überall der Basar, das Geschäftsviertel, in dessen Mitte sich meist — nicht aber in der Hauptstadt Buchara — ein größerer freier Platz, der Basarplatz, befindet, auf dem Märkte, Volksversammlungen, Exekutionen und andre Volksbelustigungen stattzufinden pflegen. An den Basar schließt sich im Kreise das Wohnungsviertel an, dann die Stadtmauer aus Lehm, und außerhalb der Mauer folgen Kirchhöfe, Gärten und Felder.

Straßen, Häuser und Mauer der Stadt bestehen aus Lehm. Im Sommer bedeckt die Straßen tiefer Staub, im Winter tiefer Schlamm. Eine Wanderung durch die Straßen einer turkestanischen Stadt außerhalb des Basarviertels ist ungemein einförmig, da man nur die kahlen Mauern sieht, hinter denen sich die Wohnhäuser verstecken. Die schreckliche Eintönigkeit der Straßen wird nur hier und da durch eine Moschee oder eine Medresse unterbrochen.

Buchara, die Hauptstadt des Emirates, die 80 000 Einwohner zählen mag, erreicht man von Kagan oder Neubuchara aus mit einer Zweigbahn für teures Geld in einer kleinen halben Stunde. Vom Bahnhofe fährt man im Ein- oder Zweispänner in die innere Stadt. Es geht an einem der Kirchhöfe vorbei durch die dicke Lehmmauer der Stadt und anfangs zwischen einförmigen, grauen Lehmwänden, später zwischen Buden eine fürchterlich holperige, löcherreiche Lehmstraße entlang. Wenn es trocken ist, wundert man sich über den unglaublichen Staub, wenn es naß ist, über den fast knietiefen Dreck, jedenfalls aber über den massenhaften Kot, der mit peinlichster Unparteilichkeit über die ganze Länge der Straße und, wie man später zu seiner Freude bemerkt, überhaupt über alle Verkehrswege der Stadt ausgebreitet ist.

Am Wagenhalteplatz bei der Apotheke steigen wir aus, dann nimmt uns das Labyrinth des Basars auf. Zwischen würdevollen Mullas und keuchenden Lastträgern, zwischen Reitern zu Pferd und zu Esel, zwischen hochbepackten Kamelen und quiekenden, hochräderigen Arbas irrt man durch die engen, meist übelriechenden Basarstraßen, in denen die Reihen der Handwerker und Händler ihre Waren verfertigen und zum Kaufe anbieten. Eigentümlich sind dem bucharischen Basar die Buden mit Samtmützen und vielfarbigen Chalaten, ferner die bettelnden Derwische und die Teebuden, in denen ungezuckerter grüner Tee getrunken wird. Den größten Reiz des bucharischen Basars bildet die Farbenpracht des Marktgetriebes, das Gewimmel von weißen und farbigen Turbanen, das Durcheinander von bunten Chalaten in allen Farben und in allen Mustern.

Digitized by Google

Wer die Chalate der Bucharen nicht gesehen hat, der weiß kaum, was bunt ist. Und diese Farbenpracht der Kleidung steht in einem schreienden Gegensatze zu dem eintönigen Grau der Stadt. Die Straßen sind grau, die Häuser sind grau, die ungeschlachte Emirburg ist grau, die Moscheen sind grau, da sie ihren bunten Kachelbelag größtenteils verloren haben, und wenn man auf das Dach einer Moschee steigt, so blickt man auf ein weites, einförmiges, graues Häusermeer.

Buchara hat eine Unzahl von Medressen und Moscheen. Es ist ja das religiöse Zentrum des mohammedanischen Turkestans und ein Hochsitz islamitischer Wissenschaft, ja, wie die Bucharen behaupten, der einzige noch ganz unverfälschte Born islamitischer Gottesgelehrtheit. An Moscheen soll Buchara über dreihundert besitzen, doch werden es, die kleinsten mitgerechnet, wohl kaum hundert sein. Wer die drei großartigen Moscheen der Timuriden am Registan zu Samarkand gesehen hat, die von oben bis unten mit glänzenden, bunten Kacheln belegt sind, wird beim Anblicke der bucharischen Moscheen, die ihren Kachelbelag fast ganz verloren haben, arg enttäuscht sein. Die berühmtesten bucharischen Moscheen sind Kaljan und Divan-Begi. Freitags beim großen Mittagsgebet bietet sich vor der Moschee Divan-Begi ein überwältigendes Schauspiel. Hunderte von Bucharen in ihren bunten Gewändern verrichten im Takte ihr zeremonienreiches Gebet: erheben die Hände, verbeugen sich, werfen sich nieder, alles unter völligem Stillschweigen. Nur der Ruf des Vorbeters und das Geklapper der Störche, die in Scharen auf den bucharischen Moscheen nisten, unterbricht die feierliche Stille.

Die Burg des Emirs schließt sich in erhöhter Lage an den größten Platz der Hauptstadt, den Registan, an. Es ist eine kleine Stadt für sich, mit Straßen und Häusern, die dem Emir und seinem gesamten Hofstaate zur Wohnung dienen. Das Ganze ist von einer gewaltigen Lehmmauer umgeben, durch die ein mächtiges Kielbogenportal in das Innere der Burg führt. Zerlumpte Soldaten hüten den Eingang des Heiligtums.

Durch eine Eigentümlichkeit zeichnet sich Buchara vor andern turkestanischen Städten aus. Eine große Anzahl fast quadratischer Teiche, Ha-us genannt, „schmückt" die Stadt. „Schmückt" ist das richtige Wort. Im Orient gehört zum Schmuck immer etwas Schmutz, wenigstens tut er dem Schmucke und der Schönheit keinen Eintrag. Und an Schmutz fehlt es in diesen Teichen wahrlich nicht. Das Wasser ist schmutziggrau, bei tiefem Wasserstande sumpfgrün. Den Unrat, den diese Teiche enthalten, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß das Wasser vor seinem Einzug in die Teiche die Kanäle der Stadt durchflossen hat, die als Ablagerungsstätte für allen Schmutz des „edlen Buchara" dienen. Einmal jährlich werden Teiche und Kanäle gereinigt; dann erhebt sich in der Hauptstadt ein Gestank, der zum Himmel schreit. Die Bucharen schätzen dieses Wasser. Sie gebrauchen es unbedenklich zu allen Verrichtungen, zum Kochen, zum Waschen, zur Teebereitung, zum Trinken.

Diesem schönen Wasser verdanken die Bucharen auch eine merkwürdige Krankheit, die Rischta, den Fadenwurm (Filaria medinensis), von der fast jeder

Digitized by Google

Buchare ein- oder mehreremal betroffen wird. Mit dem Wasser gelangen im Magen ganz kleiner Krebschen die Weibchen des Rischtawurmes in den menschlichen Körper. Dort wird die Filaria frei. Sie setzt sich an einer ihr zusagenden Stelle, namentlich an den Gliedmaßen, unter der Haut fest und entwickelt sich dort in etwa neun Monaten zu voller Größe. Der ausgewachsene Filariawurm ist 1 bis 2 Millimeter dick, wird aber $^1/_2$ bis 2 Meter lang. Ist er reif, so entsteht an der Haut eine Geschwulst, die man öffnen muß, um den Wurm zu entfernen. Diese Operation wird von den bucharischen Barbieren vorgenommen, die in der Entfernung des Wurmes außerordentlich geschickt sind. Ich habe diesen Künstlern oft mit großem Vergnügen zugesehen. Sie stechen mit einer unsauberen Nadel in die Geschwulst, wühlen unter dem Stöhnen des Patienten in der Wunde herum, bis sie den Kopf des Wurmes gefaßt haben, und ziehen dann unter fortwährendem seitlichen Drücken den langen, milchweißen Wurm mit einer kleinen Zange oder mit den Fingern aus der Wunde heraus. Dann wird ein Stück glühenden Fettes auf die Wunde gelegt. Schließlich wird die Wunde mit Wasser aus dem nahen Teiche abgewaschen und mit einem wenig unsauberen Tuche verbunden. Die bei der Operation gebrauchten blut- und eitergetränkten Lappen und die Filaria selbst werden oft genug in den Teich vor der Barbierbude geworfen, ebenso waschen sich Rischtakranke mit offenen Geschwüren unbekümmert in den Teichen, so daß für den Kreislauf der Fadenwurmkrankheit hinreichend gesorgt ist, solange diese appetitlichen Zustände andauern.

Ekelhaft mag das Wasser der Ha-us also wohl sein, aber deshalb sind die Teiche selbst doch Zierden der Stadt. Besonders der Labi-Ha-us in der Nähe der Apotheke ist ein wahrhaft köstlicher Platz, wo sich das bucharische Leben in seiner ganzen Pracht zeigt. Am Rande des Teiches stehen ehrwürdige, alte Ulmen, und ringsherum sind Buden von Badern, Garköchen und Teewirten. Wenn man am Nachmittage in einer Teebude hockt und um einen herum buntgekleidete Sarten ihren Tee schlürfen, wenn auf den Stufen des Teiches die Wasserträger schöpfen und das Volk mit dem Wasser spielt und schwatzt, wenn hinter einem an der Moschee ein alter Meddah, ein Erzähler, vor einer hundertköpfigen Schar aus einem riesigen Folianten alte Geschichten und Märchen vorträgt, dann hat man ein Bild aus „Tausendundeiner Nacht", wie sich im weiten Oriente kaum ein zweites finden dürfte.

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Die Deutschen in Ungarn

Der gewaltige Völkerkampf im Osten hat auch unsre deutschen Ansiedlungen in Ungarn in Mitleidenschaft gezogen. Im Norden sind alte deutsche Ansiedlungsgebiete von den Russen heimgesucht worden, während in Slawonien blühende schwäbische Orte durch den Serbeneinfall schwer gelitten haben. Schon diese Vorgänge lenken die Aufmerksamkeit wieder einmal auf die Deutschen in Ungarn. Aber noch durch einen andern Umstand wird unser Interesse an diesen Deutschen geweckt. Die deutsche Wirtschafts- und Ansiedlungspolitik hat in den letzten Jahren sich wieder dem Osten zugewendet. Es ist das Schlagwort: Berlin—Wien—Konstantinopel oder sogar Berlin—Konstantinopel—Bagdad ausgegeben worden. Unzweifelhaft bilden auf diesem Wege die deutschen Ansiedlungen in Ungarn wichtige Brückenpfeiler. Ihre Geschichte und ihre Lage erregt daher ein ganz besonderes Interesse.

Die Geschichte der Deutschen in Ungarn geht bis auf Karl den Großen zurück, umfaßt also mehr als 1100 Jahre. Bekanntlich unterwarf Karl um 800 die Avaren und gründete zum Schutze seines Reiches die Ostmark. Diese umfaßte auch die an Niederösterreich und Steiermark angrenzenden Teile Ungarns. Hier in den gesegneten Gebieten des einstigen römischen Pannonien begann nun arbeitsfreudiges deutsches Leben. Zur Stütze ihrer Herrschaft überließen die deutschen Könige ihren Beamten und Kriegern, die sich hier niederließen, ferner den Kirchenfürsten und Klöstern ausgedehnte Gebiete. Von diesen Grundbesitzern wurden zahlreiche Bauern aus der deutschen Heimat herbeigezogen, denen deutsche Handwerker und Kaufleute folgten. So entstanden in den weiten Ländereien Herrenhöfe und Ansiedlungen, zum Teil auf den Trümmern der alten römischen Städte. Damals tauchten die Orte Altenburg, Miesingenburch (Wieselburg), Odinburch (Oedenburg) u. a. auf, deren Namen allein schon von der damaligen deutschen Bevölkerung Zeugnis ablegten.

Ueber dieses aufblühende deutsche Leben fiel wie ein vernichtender Frost in der Frühlingsnacht, der Einbruch der Madjaren.

Aber schon wenige Jahrzehnte später begannen die Fürsten eben dieses Volkes, das noch kurz zuvor nicht nur die deutschen Ansiedlungen in Pannonien, sondern ganz Deutschland mit völliger Vernichtung bedroht hatte, Deutsche anzusiedeln und mit mancherlei Vorrechten zu bestiften. Nach der vernichtenden Lechfeldschlacht (955) erstarkte mit deutscher Hilfe das ungarische Reich unter dem Großherrn Geisa und seinem Sohne Stefan dem Heiligen. Deutsche bringen dahin die Grundlagen des staatlichen Lebens, der materiellen und geistigen Kultur; vom deutschen Kaiser Otto III. gefördert, gestaltete Stefan sein Reich aus und erlangte die Königskrone. Mit einer bayerischen Prinzessin war er vermählt. Deutsche Krieger halfen ihm den Widerstand der nationalheidnischen Partei gegen die christlichdeutsche Kultur und Staatsordnung zu brechen. Deutsche Beamte und deutsche Geistliche unterstützten ihn bei der Neueinrichtung seines Reiches. Deutsche Bauern begannen wieder die Kultivierung des Landes, und deutsche Bürger legten die Grundlagen zum städtischen Leben. Auch spätere Könige förderten die deutsche Ansiedlung. In den Gesetzen der Könige Ladislaus und Koloman werden die „Gäste" erwähnt. Die ungarischen Könige des zwölften Jahrhunderts bedienten sich häufig deutscher Krieger. Den zahlreichen Gästen im Heere Geisas II. wurde die Waffentüchtigkeit Ungarns zugeschrieben; deutsche Krieger bildeten dieses Königs Leibschar. Derselbe König rief die zahlreichen Ansiedler herbei, die sich vor allem in der Zips (Nordungarn) und in Siebenbürgen niederließen.

Digitized by Google

Sie erhielten bestimmte Freiheiten; jene der Siebenbürger „Sachsen" hat sodann König Andreas II. in einem großen Freiheitsbrief zusammengefaßt (1224). Auch sonst hat Andreas II. und seine deutsche Gemahlin die deutsche Ansiedlung gefördert; er hat 1211 den deutschen Ritterorden ins siebenbürgische Burzenland um Kronstadt gerufen. Ueberall blühten damals in Ungarn und Siebenbürgen deutsche Ansiedlungen auf. Pest war ein großes und reiches deutsches Dorf. Mit den deutschen Ansiedlungen fand überall deutsches Recht Verbreitung.

Da brauste über diese hoffnungsvolle Saat der vernichtende Sturm der Mongolen oder Tataren (1241—1242). Alle Karpathenländer wurden von ihnen verwüstet; die bereits bestehenden Deutschansiedlungen erlitten schweren Schaden. Aber gerade dieser Niedergang wurde zu einem Ansporn, neue deutsche Scharen ins Land zu ziehen. König Bela IV. sagt selbst (1268), daß er mittels einer königlichen Urkunde von allen Seiten sowohl Bauern als Ritter zur Wiederbesiedlung des verödeten Landes berufen hatte. Dem Beispiele dieses Königs folgten die letzten Arpaden und die folgenden Könige aus verschiedenen Häusern, die in den deutschen Städten eine Stütze gegen den widerspenstigen Adel suchten und fanden. In den ersten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts erreichten die deutschen Städte und Siedlungen in Ungarn ihren Höhepunkt. Wie durchaus deutsch damals das Städtewesen in Ungarn war, geht schon aus dem Umstande hervor, daß 1458 allen Städten der Huldigungseid für König Matthias Korvinus deutsch vorgeschrieben wurde.

Seither aber begann die Not und der Verfall des Deutschtums in Ungarn. Entscheidend dafür war die Zeit der schwachen Könige Wladislaus und Ludwig II. Vollendet wurde das Unglück durch die folgenden Türkenkämpfe, die durch zwei Jahrhunderte Ungarn und seine Nebenländer durchtobten, bis die Habsburger diese Gebiete vollständig gewannen. Durch diese Kriege haben alle deutschen Ansiedlungen, die sich während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters über ganz Ungarn, Siebenbürgen, Slawonien und Kroatien ausgedehnt hatten, überaus gelitten. In einzelnen Teilen ist das Deutschtum völlig vernichtet worden. Am besten hat sich wohl das alte Siedlungsgebiet in den an Steiermark und Oesterreich angrenzenden Landesteilen erhalten. Hier bestanden vor allem zahlreiche Ansiedlungen in den Komitaten Wieselburg, Oedenburg und Eisenburg. In den mittleren Landesteilen, die lange Zeit unter türkischer Herrschaft seufzten, war vor allem das einst blühende Deutschtum von Pest und Ofen völlig vernichtet worden. Die Deutschorte im Bergwerksgebiet des nordwestlichen Ungarns, ferner die Ansiedlungen im Zipser Komitat und den angrenzenden Gespanschaften hatten alle Stürme besser überdauert, dagegen waren in den ohnehin spärlicher besiedelten östlichen und südlichen Landesteilen die Deutschen zumeist verschwunden. Ueberaus hatte auch Siebenbürgen gelitten; viele sächsische Orte waren völlig verödet.

Noch hatten die Habsburger die Kämpfe gegen die Türkei nicht beendet, so begannen sie mit der deutschen Kolonisation. Sie wußten, daß ohne diese das verödete Land für die Kultur nicht gewonnen werden könnte; sie siedelten aber auch Deutsche zur Stütze ihrer Herrschaft an. Besonders wurde die Ansiedlung durch Karl VI., Maria Theresia und Josef II. gefördert. Große Scharen von Ansiedlern kamen besonders aus dem südwestlichen Deutschland; sie wurden zumeist im südlichen Teile Ungarns angesiedelt. So erhielt das Banat, ferner die Backa und die sog. schwäbische Türkei (alle in Südungarn) ihren reichen Einschlag von deutschen Bevölkerungselementen („Schwaben"). Aber auch im mittleren und nördlichen Ungarn, ferner in Siebenbürgen ließen sich neue Ansiedler nieder; ebenso griff die Kolonisation nach Slawonien und Kroatien. Zu den freiwilligen Ansiedlern hatten sich aus den katholischen Ländern Altösterreichs verbannte Protestanten gesellt. Später kamen auch Deutschböhmen nach dem Banat. Die Ansiedlung wurde auch im neunzehnten Jahrhundert fortgesetzt. Die Innenkolonisation hat überhaupt nicht aufgehört. Besonders im südlichen Ungarn und in Slawonien kaufen die Deutschen unausgesetzt weitere Gründe an, auf denen neue Ansiedlungen entstehen. Da sie sich überaus stark vermehren, fehlt es nicht

Digitized by Google

an dem nötigen Menschenmaterial, doch würden hier noch viele Ansiedler von auswärts Platz finden. Die Gesamtzahl der Deutschen in Ungarn dürfte gegenwärtig 3 Millionen betragen.

Wie in allen Karpathenländern, haben die Deutschen auch in Ungarn seit den letzten Jahrhunderten des Mittelalters eine überaus segensreiche Kulturarbeit geleistet. Auf allen Gebieten der menschlichen Tätigkeit wurden von ihnen bedeutende Erfolge erzielt und überall die Grundlagen einer höheren Kultur gelegt.

An der Urbarmachung sind die deutschen Ansiedler hervorragend beteiligt. Hunderte ihrer Dörfer sind im Urwald entstanden. Wo die Deutschen sich ansiedelten, dort spielt fortan der Zehent von Feldfrüchten eine bedeutende Rolle; sie erst haben den ausgedehnten ertragreichen Ackerbau eingeführt; ihnen ist auch der Gemüsebau, die bessere Milchwirtschaft usw. zuzuschreiben. Im Zusammenhange mit dem ertragreichen Feldbau ist das Müllergewerbe in allen Karpathenländern erst durch Deutsche eingeführt worden. In Ungarn gab es ein eignes „Müllerrecht", das auf deutschem Recht beruhte. Allen Karpathenländern haben ferner die Deutschen den Weinbau gebracht oder ihn doch verbessert. „Költer" heißt im Ungarischen die Traubenpresse, „mustrol" heißt mosteln (Trauben quetschen), „anslog" der Einschlag beim Schwefeln des Weines. Ueberall, wo sich Deutsche niederließen, ist auch das Bierbrauergewerbe geübt worden. Ebenso wurde die Benützung der Wälder unter deutschem Einfluß begonnen. Auch Brettsägen wurden frühzeitig von Deutschen errichtet. Ganz auf deutscher Grundlage beruhte der Bergbau. Ueberall in Ungarn begegnen uns deutsche Bergbauer. Ebenso lehnte sich die alte Berggesetzgebung in den Karpathenländern an deutsche Vorbilder an, und die Masse der technischen Ausdrücke ist deutschen Ursprunges. So z. B. im Madjarischen perekmester (Bergmeister), hotyman (Hutmann), hever (Häuer), istolly (Stollen). Ganz auf deutscher Grundlage beruhte das Gewerbe. Deutscher Herkunft waren die Zünfte, die sich überall nachweisen lassen. Ganz nach deutschem Muster waren deren „Ordnungen" und „Gesetze" gestaltet; deutsch ist eine Menge der noch jetzt üblichen technischen Ausdrücke für Werkzeuge in der Sprache der Madjaren; deutsche Benennungen führen eine Menge von täglichen Gebrauchsgegenständen, die erst durch die deutschen Ansiedler bekannt und durch das deutsche Handwerk zugänglich geworden sind. Besonders hervorgehoben muß noch werden, daß jene Handwerke, die größere Kunstfertigkeit erfordern, vor allem von Deutschen gepflegt wurden. Auch der Handel wurde besonders durch Deutsche gefördert. Südlich und nördlich der Karpathen fand ein regelrechter Warenaustausch zwischen Okzident und Orient durch die in Ungarn, Siebenbürgen, Galizien, ferner in der Walachei und Moldau ansässigen Kaufleute statt. Kronstadt, Hermannstadt, Bistriz, Pest und Kaschau in Siebenbürgen und Ungarn gehörten zu den bedeutendsten Handelsplätzen.

Wie die materielle Kultur, so wurde auch die geistige in allen Karpathenländern von den Deutschen gefördert. Von deutschen Lehrern und Geistlichen wurden die Grundlagen der Bildung gelegt. Aber auch an der Entwicklung der Wissenschaften haben die Deutschen in diesen Gebieten einen hervorragenden Anteil. Schon seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts haben zahlreiche Deutsche aus Ungarn und Siebenbürgen zunächst an der Wiener, dann auch an der Krakauer, Leipziger und andern deutschen Universitäten studiert. An den Hochschulen Ungarns finden wir deutsche Gelehrte tätig, und unter den Pfarrern und Lehrern in deutsch-ungarischen Orten finden wir viele um die Literatur verdiente Männer. Frühzeitig finden wir in den deutschen Städten auch Büchereien. In Siebenbürgen gab es besonders in Hermannstadt und Kronstadt alte wertvolle Bibliotheken. Die Buchdruckerkunst und den Buchhandel haben in Ungarn zuerst Deutsche ausgeübt. Der am 5. Juni 1473 durch Andreas Heß in Buda beendete Druck der „Ofener Chronik" beweist, daß Ungarn in der Einführung der Buchdruckerkunst selbst England, Spanien und Oesterreich vorangegangen ist. Das älteste Zeitungswesen in Ungarn war deutsch. Vor 1780 gab es hier nur lateinische und deutsche Zeitungen. Das Schauspielwesen geht ebenfalls auf deutsche Grundlagen zurück.

Digitized by Google

Auf die Entwicklung der madjarischen Sprache und Literatur haben deutsche Forschung und Dichtung nachdrücklichen Einfluß geübt.

Die Lage der Deutschen in Ungarn ist in wirtschaftlicher Beziehung eine zufriedenstellende; dagegen lassen ihre politischen Verhältnisse viel zu wünschen übrig. Schon in früheren Jahrhunderten bestand eine scharfe Spannung zwischen Madjaren und Deutschen; schon damals kam es wiederholt zu heftigen Verfolgungen der deutschen Ansiedler. Seitdem durch den infolge der Niederlage von 1866 abgeschlossenen Ausgleich mit Ungarn (1867) der Einfluß der Zentralregierung in Wien aufgehört hat, sind die Deutschen in Ungarn vollständig von dem Willen der madjarischen Mehrheit abhängig. Es begann eine Zurücksetzung der Deutschen auf allen Gebieten, die mitunter geradezu den Charakter einer Verfolgung annahm. Vieles, was seither geschah, gereicht dem ungarischen Staate zu großem Schaden. In letzterer Zeit scheint man daher etwas andern Sinnes geworden zu sein. Im Hinblick darauf können wohl ausführliche Erörterungen der früheren Fehler unterbleiben.[1]) Eine versöhnliche Haltung der Madjaren in Ungarn den andern Nationalitäten gegenüber, insbesondere gegen die Deutschen, kann nur zur Kräftigung und Stärkung des Reiches beitragen, dem die Deutschen Ungarns stets treue Söhne gewesen sind.

Raimund Friedrich Kaindl (Wien).

Literarische Berichte

An die Front zum Deutschen Kronprinzen. Von Rudolf Presber. Elegant kartoniert M. 1.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Rudolf Presber war es durch eine Einladung des Deutschen Kronprinzen vergönnt, erhebende Tage in unmittelbarer Nähe des Kaisersohnes verleben zu dürfen. Was er dort hörte und miterlebte, versetzte ihn in eine so zuversichtliche Stimmung, daß er es für einen Raub angesehen hätte, nicht auch die in der Heimat Gebliebenen an seinen Empfindungen teilnehmen zu lassen. So ist ein Büchlein entstanden, das uns von der Schilderung der Ausfahrt an bis zu den Schlußworten in der gleichen Stimmung hält: ein Loblied deutscher Zuversicht, deutscher Ausdauer und deutscher Güte, wie sie sich in dem Kaisersohn verkörpern. Einen besonderen Reiz bilden die eingestreuten Gedichte, in denen Presber manches Erlebnis und manche im Hauptquartier berichtete soldatische Heldentat besingt.

Die Orientpolitik Metternichs 1829 bis 1833. Von Ernst Nolden. Wien, Gölzel.

Diese zu den Veröffentlichungen der Gesellschaft für neuere Geschichte Oesterreichs gehörige Schrift weist nach, daß Metternich den Zaren Nikolaus I., der sich von Oesterreich sehr abgewandt hatte, schließlich zu der alten Allianz mit Preußen und Oesterreich zurückführte. Sie ward 1833 auf der Zusammenkunft der zwei Kaiser in Münchengrätz besiegelt und führte ebenda zu dem Vertrag vom 18. September 1833, durch welchen Rußland und Oesterreich die Unabhängigkeit der Türkei ausdrücklich verbürgten und jede Aenderung der Dynastie verhindern zu wollen sich verpflichteten. Auch in Deutschland und Italien lieh Nikolaus Oesterreich wieder seine Unterstützung. E.

England als Seeräuberstaat. Von Dr. Ernst Schultze. Stuttgart, Ferd. Enke. M. 1.80.

Wie oft hat Schultze seine deutschen Volksgenossen auf die nachahmenswerten Seiten der britischen Kultur hingewiesen! Es spricht für seine strenge Objektivität, daß er jetzt mit demselben Nachdruck die unerträgliche Seewillkür Englands im Spiegel von Geschichte und Völkerrecht zeigt, zum ersten Male unter Heranziehung einer Fülle von Beispielen aus den letzten drei Jahrhunderten zusammenfassend und nach weitesten Gesichtspunkten den Staat unsrer Vettern a. D. als „Seeräuberstaat" brandmarkt. Ob seine Zukunftsprophezeiung sich bewahrheiten wird — wer weiß es? Aber interessant ist die Ver-

[1]) Näheres darüber wie über die Geschichte der Deutschen in Ungarn überhaupt bietet meine „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern", 8 Bände, und „Geschichte der Deutschen in Ungarn". Ein Volksbuch. (Beide Fr. Andr. Perthes, Gotha.)

Digitized by Google

mutung, daß gerade England nach dem Kriege für alle Fortschritte des Seekriegsrechts eintreten werde, auf jeden Fall, und geschickt begründet ist sie auch. H. Z.

Auf bebender Erde. Zeitgedichte von Hermann Kienzel. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottländer. M. 2.—.

Unter der Kriegslyrik unsrer Tage nimmt diese Sammlung des bekannten Dichters eine hervorragende Stelle ein. Der Krieg mit all seinem Elend und Jammer, aber auch mit seiner Begeisterung und Erhebung findet hier beredten Ausdruck. Ihre Bedeutung kennzeichnet auch der Umstand, daß einzelne der Gedichte in italienischen und französisch-schweizerischen Blättern übersetzt wiedergegeben wurden. E. M.

Friedrich Krupp in Briefen und Urkunden. Herausgegeben von Wilhelm Berdrow. Essen a. d. Ruhr, G. D. Baedeker. M. 4.—.

Herausgegeben im Auftrage der Firma Friedrich Krupp, enthält dieses keineswegs bloß familien- oder industriegeschichtliche, sondern zugleich die ganze Zeit der napoleonischen Gewaltherrschaft in den Rheinlanden widerspiegelnde Werk seinem Hauptinhalte nach eine Biographie des Gründers der berühmten Gußstahlfabrik in Briefen von seiner eignen Hand und der Hand seiner Freunde. Der Wert der Veröffentlichung liegt in ihrer Unmittelbarkeit: schlicht und nüchtern, in strenger Sachlichkeit, wie es das Geschäftsleben verlangte, ohne den rhetorischen Schmuck einer abgerundeten geschichtlichen Darstellung, nur durch kurze biographische Einschübe ergänzt und verbunden, sprechen diese Dokumente zu uns, so eindringlich und ergreifend, als ständen wir mitten in der Zeit jener Strebungen und Leiden, und dieser Eindruck wird noch erhöht durch die zahlreichen faksimilierten Briefe und bisher unveröffentlichten Bilder der verschiedenen Wirkungsstätten, an denen Friedrich Krupp sein arbeitsreiches Leben verbrachte. Dr. Hans Zimmer.

Weltgeschichte. Begründet von Hans Helmolt. Herausgegeben von Armin Tille. Leipzig, Bibliographisches Institut. Zweite, neuausgearbeitete und vermehrte Auflage, II. und III. Band.

Da leider durch den Krieg die rasche Vollendung des Werkes unterbrochen zu sein scheint, so soll nach der ausführlichen Würdigung, die der erste Band an dieser Stelle gefunden hat, und die bei Beendigung des Werkes für die gesamten übrigen Bände erneuert werden sollte, wenigstens vorläufig dem zweiten und dritten Band der wertvollen Veröffentlichung eine kurze Anzeige zuteil werden. Die beiden Bände behandeln die Geschichte von Westasien, Afrika, der Pyrenäenhalbinseln und Altgriechenland. Sie weisen all die Vorzüge auf, welche bei Besprechung des ersten Bandes hervorgehoben wurden. Auch in diesen Bänden ist der Grundsatz der örtlichen Einteilung der Darstellung des Stoffes festgehalten. Daneben sind jedoch weltgeschichtliche Erscheinungen von besonderer Bedeutung, wie das Christentum und die Kreuzzüge, durch besondere Aufsätze bedacht worden. Diese Abweichung von dem Grundplane muß als ein Vorzug erscheinen; noch dazu verdient der Aufsatz über das Christentum wegen seiner schönen und leidenschaftslosen Darstellung besonderes Lob. Auch für die vorliegenden Bände sind das reiche Kartenmaterial und die mit großer Sorgfalt ausgesuchten, zum Teil sehr wertvollen bilderischen Beilagen zu rühmen.

A. L.

Die Zukunft Polens. Von George Cleinow. Zweiter Band: Politik. Leipzig, Friedr. Wilh. Grunow. M. 8.—.

Hatte der erste Band dieses ein großes geschichtliches und dabei auch praktisch sehr wichtiges Problem in allumfassender Weite behandelnden Werkes die einschlägigen wirtschaftlichen Fragen zum Gegenstand der Untersuchung gemacht, so wird hier die Politik der Jahre 1864—1883 einer ausgezeichnet sachkundigen und fesselnden Beurteilung unterzogen. Authentisches russisches und polnisches Material ist benutzt, und die entsprechenden Teile der polnischen und russischen Literatur sind herangezogen, um Wesen und Wert der polnischen Politik, Triebfedern und Wirken der einzelnen Parteien erkennen zu lassen. Besonders die zweite Hälfte des Bandes muß uns Deutsche lebhaft interessieren, auch im Verhältnis zu Rußland, und gründlich räumt Cleinow mit den Verdächtigungen auf, die von russischer, ultramontaner und polnischer Seite gegen die preußischen Einflüsse in Russisch-Polen erhoben werden. Das Ganze ist ein sehr ernst zu nehmender Versuch, die Polenfrage in ihrem vollen Umfang und losgelöst von allen Parteimeinungen darzustellen, und es ist kein Zweifel, daß er der deutschen Politik manche wertvolle Anregung für die praktische Behandlung des Problems geben kann.

H. Z.

Ethik als Kritik der Weltgeschichte. Von Albert Görland. Leipzig, B. G. Teubner.

Spinoza beginnt seine Ethica ordine geometrico demonstrata mit einem Grundriß des Weltganzen, redet vom Wesen Gottes, stellt metaphysische Grundsätze auf — und der Leser fragt sich, was hat dies alles mit der Moral zu schaffen? Ein ähnliches Erstaunen ergreift ihn, wenn er dieses Buch

Digitized by Google

durchsieht, das aus dem Geist des gegenwärtigen kritischen Idealismus hervorgegangen ist. Doch in beiden Fällen läßt er sich wohl von der Notwendigkeit einer breiten Grundlegung überzeugen. Es ist nämlich Görlands Behauptung nicht ohne weiteres abzulehnen, daß erst das Sein denkend bewältigt sein muß, ehe man sich dem Seinsollenden zuwenden darf. Mit dem natürlichen Sein als einem Ganzen hat es die Logik zu tun, mit der Gesamtheit der Gemeinschaftswissenschaften (Wirtschaftslehre, Staatsrechtslehre, Erziehungswissenschaft) die Ethik. Das philosophisch Wesentliche ist die Einheit in jeder der beiden Problemgruppen. Für die erste wird Erkenntnis im höchsten Sinne des Wortes erfordert, d. h. umfassende und einheitliche Beziehung zwischen Denken und Sein. (Eine ähnliche Auffassung gegenständlicher Erkenntnis im Unterschied vom Denken findet sich schon in der Kritik der reinen Vernunft.) Für die zweite Gruppe erhebt sich die Idee eines umfassenden und einheitlichen Bezuges von Wille und Gemeinschaft. Diese Idee heißt: Menschheit. — Von solchen Voraussetzungen her betrachtet der Verfasser die Gesellschaft als Wirtschaftsganzes (besonders gut die Bemerkungen über den Kampf zwischen Kapital und Arbeit), den Staat und die Gemeinde; alle seine Ueberlegungen sind durch die Strenge eines systematischen Denkens ausgezeichnet. D.

Standbilder und Denkmünzen 1914. Von Richard Schaukal. Der ehernen Sonette zweite und dritte Reihe. München, Georg Müller.

In diesen Sonetten hat R. Schaukal, der uns schon manches gute Gedicht geschenkt hat, teils den Helden unsers Volks, lebenden wie toten, ein herrliches Denkmal errichtet, teils geißelt er darin unbarmherzig unsre Feinde. Mit tiefem Abscheu verfolgt er ihre Lügen und Heucheleien. Die ganze Sammlung ist ein Ausfluß von glühendem Patriotismus. E. M.

Die Zukunftsschule. Von M. v. Babo. Stuttgart, W. Spemann. M. 2.—.

Der kritische Teil dieses Buches, der Gedanke, daß in der heutigen Schule natürliche vorhandene Kräfte des Kindes ungenutzt bleiben, während vor allem auf sprachlichem Gebiete, aber auch sonst noch, unreife Kräfte zu verfrühter Betätigung gezwungen werden, ist nicht neu, und ebensowenig neu, wenn auch in mancher Beziehung neu und ansprechend begründet, ist die Forderung, daß sich die Zukunftsschule der Natur des Kindes anzupassen und den dreifachen Charakter einer Erfahrungs-, Uebungs- und Lernschule zu tragen habe. Aber neu und recht verdienstlich sind die Vorschläge für die Art und Weise, in welcher sich das künftige Lehr- und Lernverfahren in jedem einzelnen Unterrichtsfache zu gestalten habe, und was für neuartige Lehrmittel dazu herangezogen werden sollten. In diesem praktischen Teil des Buches verrät die Verfasserin, langjährige Leiterin einer höheren Mädchenschule, daß sie ihre reiche Erfahrung umsichtig und klug zu nutzen verstand. Hans Zimmer.

Neue Gedichte. Von Ernst Bowinkel. Leipzig, Fritz Eckardt. M. 3.—.

Eine erfreuliche Erscheinung liegt in diesen Gedichten vor. Das ist wieder einmal ein Dichter, der seinen Namen in Wahrheit verdient. Mit Genuß liest man seine Poesien und freut sich der Kunst, die darin hervortritt. Besonders gelungen sind seine Balladen „Empone", „Der Tod des Domitian", „Der Feldkaplan" u. a. Sicher dürfen wir von Dr. Bowinkel noch mehr Treffliches erwarten. E. M.

Selbsterziehung zum Tod fürs Vaterland. Aus den nachgelassenen Papieren des Kriegsfreiwilligen Professor Udo Kraft. Leipzig, E. F. Amelangs Verlag. M. 1.—.

Im Kriegsjahr 1870 geboren, im Kriegsjahre 1914 am 22. August bei Anloy fürs Vaterland gefallen, ist der Schulmann Udo Kraft ganz gewiß ein begeisterter und begeisternder Anhänger einer bis in den Tod getreuen und opferwilligen Vaterlandsliebe gewesen, deren schlichte unmittelbare Aeußerungen in Tagebüchern, Schulaufsätzen, Kommersreden und Briefen es wohl verdienten, für weitere Kreise zusammengestellt zu werden. Daß die liebevolle Hand des Bruders, die diese Aufgabe übernahm, gelegentlich etwas zu reichlich auswählte, sei ihr nicht weiter verargt. Z.

Alban Stolz und die Schwestern Ringseis. Ein freundschaftlicher Federkrieg. Herausgegeben von A. Stockmann. 2. Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Preis geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Der als Ergänzungsheft der „Stimmen aus Maria-Laach" veröffentlichte interessante Briefwechsel zwischen Alban Stolz und den Schwestern Ringseis erscheint nun in anderm (Oktav-)Format und ist durch einige weitere Briefe der Schwestern Ringseis erweitert worden. Auch die Bilder der an der literarischen Fehde beteiligten merkwürdigen Personen wurden dem Bande beigegeben. Die interessante Korrespondenz wird den vielen Verehrern Alban Stolz' willkommen sein. —n.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Alten, Georg v., Handbuch für Heer und Flotte. Lieferung 79, 80, 81. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. à M. 2.—.

Bab, Julius, Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd. 7. Berlin, Morawe & Scheffelt. à 50 Pf.

Baden-Powell, Robert, Meine Abenteuer als Spion. Leipzig, Otto Gustav Zehrfeld. M. 1.—.

Bartholdy, A. Mendelssohn, Der Kriegsbegriff des englischen Rechts. Mannheim, J. Bensheimer. M. 3.—.

Bergsträßer, Ludwig, Die diplomatischen Kämpfe vor Kriegsausbruch. München, R. Oldenbourg. Geh. M. 2.—.

Blätter für zwischenstaatliche Organisation der „Friedenswarte". XVII. Jahrgang, Nr. 6. Zürich, Art. Institut Orell & Füßli.

Bordeaux, H., Der Irrweg der Freiheit. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Deutschland und der Weltkrieg. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 7.—, geb. M. 9.—.

Düsel, Dr. Friedrich, Verdeutschungen. Braunschweig, George Westermann. M. 1.50.

Esbach, Dr. Friedrich Carl, Taxis. Festschrift zur Silberhochzeit des Fürstenpaares von Turn und Taxis. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Geh. M. 1.—.

Feldstein, Herman, Polen und Juden. Wien IX, Alserstr. 50, Carl Herrmann.

Genossenschaftliche Kultur. Heft 4 und 5. Eßlingen, Wilh. Langguth. à 20 Pf.

Goebel, Heinrich, Kriegsnovellen. Berlin, Morawe & Scheffelt.

Graber, Hermann, Deutsche Lieder aus großer Zeit. Mit Titelzeichnung von Hans Thoma. Nrn. 27/28, 29/30 je M. 1.—, 31 50 Pf., 39/40 M. 1.—. Berlin-Lichterfelde, Chr. Friedrich Vieweg. G. m. b. H.

Graß, Otto, Kunst und Geschäft. Auch eine Kriegsbetrachtung. Bremen, Rolandsverlag H. Boesking & Co. 40 Pf.

Großer Bilder-Atlas des Weltkrieges. 1. u. 2. Lieferung. München, F. Bruckmann A.-G. 20 Lieferungen à M. 2.—.

Herbert, M., Verborgenheiten. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Herbert, M., Mein Kriegsbuch. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 1.80, geb. M. 2.40.

Hoberg, Dr. Gottfried, Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und die katholische Religion. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. 50 Pf.

Hutten, M. v., Rufende Weiten. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 3.60, geb. M. 4.60.

Kämpfer, Friedr., Der Tod und was dann? Berlin SW. 48, Friedrichstr. 242, Selbstverlag. 50 Pf.

Kriegshefte aus dem Industriebezirk. Heft 8: Schrödter, Die Eisenindustrie unter dem Kriege. Heft 9: Brandt, Wirtschaftskultur und deutsche Verwaltung der besetzten Gebiete in Feindesland. Essen, G. D. Baedeker. à 80 Pf.

Les Cruautés Bulgares en Macédoine Orientale et en Thrace 1912—1913. Athen, P. D. Sakellarios.

Loeb, Moritz, Eduards unselige Erben. Augsburg, Haas & Grabherr. M. 1.50.

Meurer, Dr. Christian, Der Lusitania-Fall. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 2.—.

Perthes' Schriften zum Weltkrieg. Scholz, Heinrich, Der Krieg und das Christentum. Gotha, Fr. Andreas Perthes A.-G.

Polen, Wochenschrift für polnische Interessen. Nr. 29, 30, 31, 32, 33. 1. Jahrgang. Wien I, Wipplingerstr. 12, Red. d. „Polen".

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Heft 19: Köhler, Der Weltkrieg im Lichte der deutschprotestantischen Kriegspredigt. Heft 20: Bertholet, Religion und Krieg. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. 50 Pf., geb. 80 Pf.

Schwetschke, Dr. Eugen, Fürst Bismarck und sein Dichterfreund. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke Druck und Verlag G. m. b. H. 50 Pf.

Sengfelder, Bernhard, Starkutar der Schmied. Ein Schauspiel. Berlin, Robert Markiewicz. M. 2.—.

Straszewski, Dr. Moritz, Die polnische Frage. Wien IX, Alserstr. 50, Carl Herrmann. M. 1.20.

Technische Monatshefte. Heft 3 und 4. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. Vierteljährlich M. 1.25.

Thissen, Dr. Otto, Mit Herz und Hand fürs Vaterland. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 3.60, geb. M. 4.60.

Weltkultur und Weltpolitik. Valentin Veit, Belgien und die große Politik der Neuzeit. Tomaschiwskyi, Stephan, Die weltpolitische Bedeutung Galiziens. München, F. Bruckmann A.-G. à 50 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Vierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Juli 1915

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Reinliche Scheidung 1
Dr. Freiherr v. Jettel: Italiens „heiliger Krieg" 2
Prof. Dr. Siegm. Günther (München): Englands Aufstieg und Niedergang . . 9
Archivrat Dr. Lulvès (Hannover): Die Wechselbeziehungen zwischen Italien und Rußland in der Geschichte II. 25
A. v. Kirchenheim: Der Seekodex der Ozeanokraten. Dritter völkerrechtlicher Brief 36
Professor Lammasch: Erinnerungen an die Haager Friedenskonferenzen (Schluß) 40
Generalleutnant z. D. v. Görtz: Der fünftägige Feldzug in Belgien vor hundert Jahren 46
Geh. Sanitätsrat Prof. J. Schwalbe (Berlin): Zur Organisation der weiblichen Kriegskrankenpflege 63
Oberhofprediger D. Ernst Dryander: Die Stellung Jesu zum Kriege 66
Freiherr v. Hengelmüller: Graf Alois Károlyi. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie (Fortsetzung) 76
Prof. Dr. Eugen Oberhummer (Wien): Amerikanische und europäische Städte (Schluß) 85
Paul v. Ebart (Coburg): Jugendbriefe des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha aus Bonn (Schluß) 93
Geh. Bergrat Dr. Branca, Universitätsprofessor für Geologie und Paläontologie in Berlin: Der Krieg in seinen Folgen für die Internationalität der Wissenschaft 102
Dr. jur. Kurt Ed. Imberg: Englands Reue über Japan 108
Berichte aus allen Wissenschaften.
Dr. Raimund Friedrich Kaindl (Czernowitz-Wien):
Geschichte: Deutsches Leben in Galizien und in der Bukowina . . 114
Literarische Berichte 117
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 120

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1915

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
In 1915 trotz dem Kriege gleiche Steigerung der Dividenden für die Versicherten wie in den letzten Jahren.
— Mitversicherung der Kriegsgefahr. —

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wildbad württ. Schwarzwald, 430 m ü. d. M. :: **20,000 Kurgäste.**
Warme Heilquellen
(31—37° C.)
mit natürlicher der menschlichen Blutwärme angemessener Temperatur und großer Radioaktivität. **Vorzügliche Heilerfolge** bei **Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus, Ischias, Neurasthenie, Verwundungen und Lähmungen und allen Folgeerscheinungen des Krieges.** — Alle erforderlichen Kurmittel wie Mediko-mechanisches Institut, Radium-Emanatorium, Elektrotherapie. — Für Kriegsteilnehmer weitgehende Vergünstigungen. **Luftkuren, Sommerfrische.** Neues Kurhaus. Drahtseilbahn auf den Sommerberg, 730 m ü. d. M. Berghôtel. Prospekt gratis durch den **Kurverein.**

In 18. Auflage ist erschienen:
Oeflers Geschäftshandbuch
(Die kaufmännische Praxis).

Dieses Buch enthält in klarer, leichtverständlicher Darstellung: Einfache, doppelte und amerikanische Buchführung (einschließlich Abschluß); Kaufmännisches Rechnen; Kaufmännischen Briefwechsel (Handelskorrespondenz); Kontorarbeiten (geschäftliche Formulare); Kaufmännische Propaganda (Reklamewesen); Geld-, Bank- und Börsenwesen; Wechsel- und Scheckkunde; Versicherungswesen; Steuern und Zölle; Güterverkehr der Eisenbahn; Post-, Telegraphen- und Fernsprechverkehr; Kaufmännische und gewerbliche Rechtskunde; Gerichtswesen; Übersichten und Tabellen; Erklärung kaufmännischer Fremdwörter und Abkürzungen; Alphabetisches Sachregister.

In wenigen Jahren über **170000 Exemplare verkauft!**

Tausende glänzender Anerkennungen. Herr Kaufmann Aug. Ramdor, Lehrer am Büsch-Institut in Hamburg, schreibt: „Es ist das beste Handbuch für kaufmännische Praxis unter all den Dutzenden Werken ähnlichen Inhalts, die ich beruflich zu prüfen hatte." — Das 384 Seiten starke, schön gebundene Buch wird franko geliefert gegen Einsendung von nur 3,20 Mk. oder unter Nachnahme von 3,40 Mk. **Richard Oefler, Verlag, Berlin SW 29.**

Digitized by Google

Ein Denkmal deutscher Arbeit in Deutsch-Südwest

Menschen und Tiere in Deutsch-Südwest

Von

Adolf Fischer

Geheftet M 4.—, in Leinen gebunden M 5.—

„Von zahlreichen Werken über Deutsch-Südwest, die mir im Laufe der Jahre unter die Augen gekommen sind, hat keines mein Interesse von vornherein und dauernd gefesselt wie das vorliegende. Vielleicht ist etwas Stimmung dabei angesichts der begehrlichen Blicke, mit denen unsere Neider auf die gewaltige Arbeit und Erfolge unserer Kulturpioniere sehen, sicher aber muß ich den größeren Teil dem Verfasser zuschreiben, der als Jäger und Offizier einen militärisch straffen Zug auch in seinen Schilderungen nicht vermissen läßt. Diese kurze, schlichte, aber inhaltreiche Straffheit paart sich gut mit reichem Wissen, feiner Empfindung für alle Gebilde der Natur und mit scharfem Urteil über das Land und seine Verhältnisse. In der stilistischen Eigenart und der kunstlosen Einfachheit tritt indessen eine eigene, fast möchte ich sagen persönliche Poesie hervor, die es entbehren läßt, daß dem Buche keine einzige Abbildung beigegeben ist. Und doch hat die Plastik der Naturschilderung darunter keineswegs gelitten. Dem Werke wünsche ich recht viele Leser, unseren Kolonien aber gleichgeartete Schilderer."

(Reichsbote, Berlin.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Gediegenes Geschenkbuch für jeden Kaufmann

Paul Lechler
Geschäftserfolg und Lebenserfolg

Geheftet M 1.50, in Leinen gebunden M 2.50

Das 11.—13. Tausend ist bereits erschienen!

„So kann nur ein Mann reden und schreiben, der auf Grund eines arbeitsreichen Lebens außergewöhnliche Berufs- und Lebenswerte aufzuweisen hat, ein wahrhaft „königlicher Kaufmann". Wer seinem Rate folgt, den wird es nicht gereuen." (Reichsbote, Berlin.)

Jeder Vater, der seinen Sohn einem kaufmännischen Beruf zuführen will, und

jeder junge Kaufmann sollte das Buch lesen.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Der Deutsche Krieg

Politische Flugschriften, herausgegeben von **Ernst Jäckh**

Erscheinen in zwanglosen Heften — Preis jedes Heftes 50 Pfennig

Neue Hefte:

45. **Prof. Dr. W. Gerloff,** Der wirtschaftliche Imperialismus und die Frage der Zolleinigung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn.
46. **Geheimrat Prof. Dr. O. v. Gierke,** Der deutsche Volksgeist im Kriege.
47. **Prof. Dr. Kurt v. Rümker,** Mit Schwert und Pflug!
48. **E. Meyer,** Deutschland u. Ägypten.
49. **W. v. Massow,** Wie steht es mit Polen?
50. **Geheimrat Dr.-Ing. H. Muthesius,** Die Zukunft der deutschen Form.
51. **Dr. Hans Rost,** Deutschlands Sieg — Irlands Hoffnung.
52. **N. Goldmann,** Der Geist des Militarismus.
53. **Dr. Levin L. Schücking,** Der englische Volkscharakter.
54. **Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Albert Neisser,** Der Krieg und die Geschlechtskrankheiten.

Eine Stimme aus dem Kreise der Bezieher der Flugschriften-Sammlung

Dekan Eytel in Heidenheim schrieb an den Herausgeber u. a.: „Schon viele Ihrer Kriegshefte, deren Abonnent ich bin, haben mir in dieser Kriegszeit das Herz erhoben und gestärkt, ich sage Ihnen tiefen Dank dafür! Der Krieg ist ein Erwecker großer Gedanken, Ihre Arbeit bringt sie uns zur Kenntnis und zur Wirkung, und die Fülle großer Ideen und weitreichender Ziele kommender hoher Menschheitsentwicklung und Kulturarbeit trägt über alle Sorgen des Augenblickes kühn empor. Aber so gewaltig wie Trampes „Kampf um die Dardanellen" hat mich noch keines von allen erhoben. Vielleicht kommt es eigenen Gedanken entgegen, die mich längst beschäftigen. Ich begreife nicht, daß nicht jeder Italiener einsieht, daß Gibraltar und Suez Italien strangulieren und die Zukunft Italiens von dem Untergang der englischen Weltmacht abhängt."

Kriegsberichte

aus dem Großen Hauptquartier

Erscheinen in zwanglosen Heften zum Preise von je 25 Pfennig

Neue Hefte:

5. Aus den Kämpfen im Osten: Schulter an Schulter mit unseren Verbündeten — Aus den Karpathen — Der Rückzug der neuen X. russischen Armee — Der geplante russische Einfall in Tilsit.
6. Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel. Mit einer Karte.
7. Die Durchbruchsschlacht in Galizien bis zur Einnahme von Przemysl. Mit zwei Karten.

Diese ausführlichen amtlichen Berichte sind **die ersten und wichtigsten Bausteine zu einer Geschichte des Krieges.** Ihre Anschaffung und vollständige Sammlung empfiehlt sich daher für jedermann; sie sind auch zur Versendung an unsere Krieger im Feld (Porto 10 Pf.) hervorragend geeignet.

Ein Verzeichnis der früher erschienenen Hefte beider Sammlungen ist kostenlos von jeder Buchhandlung zu erhalten; auf Wunsch auch direkt durch die

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.

Vierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. August 1915

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

CORNELL UNIVERSITY
NOV 18 915
LIBRARY

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Woran erinnert die deutsche Front in Ost und West? 121
Europa und die Zeitungsdemagogie 126
Dr. H. v. Langermann: Über Abrüstung und Völkerfriedenskongreß 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. 134
Dr. Hatschek, Universitätsprofessor (Göttingen): Die Wandlungen der Monroedoktrin 142
Wilhelm Biernatzki-Voorde: Friedrich v. Martin 149
K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Fürst Karl Anton von Hohenzollern in seiner Politik. Aus Briefen an ihn und von ihm 158
Ueber die russische Armee im Jahre 1850. Nach Aufzeichnungen des Majors v. Schlegell, bearbeitet von M. Conrad 168
Dr. Wolfgang Windelband (Heidelberg): Habsburg und Hohenzollern . . . 176
Prof. Dr. Hugo Ribbert (Bonn): Anpassung und Krankheit 189
Prof. Dr. Budde (Hannover): Neuidealismus und Pädagogik 197
Theodor v. Sosnosky: Aus vergangenen Tagen. Kriegsbriefe aus dem Jahre 1859 204
Strobl v. Ravelsberg (Wien): Gablenz vor Oeversee. In Briefen aus dem Jahre 1864 212
F. v. Wantoch-Rekowski: Italienische Erinnerungen 225
Brief eines Gewesenen. Von einem früheren Minister 228
Berichte aus allen Wissenschaften.
Geschichte. Ernst Lennhoff: Ein Fürstenbundplan des Freiherrn Hans v. Gagern aus dem Jahre 1794 230
Literarische Berichte 234
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 239

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1915

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. **Anzeigen** Bei größeren Aufträgen angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.
Inseratannahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, u. sämtl. Annoncenexpeditionen des In- u. Auslandes.

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
In 1915 trotz dem Kriege gleiche Steigerung der Dividenden für die Versicherten wie in den letzten Jahren.
— Mitversicherung der Kriegsgefahr. —

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei
Schlaflosigkeit und Nervosität
In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Ein Buch, aus dem uns in ernsten Tagen herzerquickende Wärme entgegenquillt,
ist nach dem Urteil der Täglichen Rundschau, Berlin:
Der Bodenseher
Erzählung von
Ludwig Finckh
Mit 16 farbigen Bildern von Karl Stirner
5. Auflage. Geheftet M 3.—, in Leinen gebunden M 4.—
„Es tut wohl, neben dem aufregenden Inhalt der Zeitungen und der übrigen Kriegsliteratur auch etwas aus dem Reiche des Friedens und der Heimatliebe zu lesen, zumal wenn die Heimat so liebevoll mit den Augen des Dichters gesehen und mit dem Griffel des Künstlers geschildert ist.“ (Prof. Dr. Rob. Gaupp, Tübingen.)

Ein ausführlicher Prospekt über sämtliche in unserem Verlag erschienenen Werke Ludwig Finckhs ist kostenlos durch jede Buchhandlung, auf Wunsch auch direkt von uns zu erhalten.
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart
Digitized by Google

Deutsche Kriegsklänge 1914/15

Erstes und zweites Heft

Ausgewählt von

Johann Albrecht Herzog zu Mecklenburg

1. **Feldpostausgabe**, Preis jedes Heft versandfertig (portofrei ins Feld zu senden) 40 Pfg.
2. **Buchausgabe** in eleg. Pappbd. Preis je 1.20 M.
3. **Liebhaberausgabe** auf Büttenpapier in Leder gebunden, 150 handschriftlich vom Herzog Johann Albrecht signierte Exemplare Preis je 15 M.

Herzog Johann Albrecht, der frühere Regent von Braunschweig, ist als Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft weithin als Förderer der deutschen Sache bekannt. Die von ihm ausgewählten Gedichte, denen sich weitere Fortsetzungen anschließen werden, sollen in ernster und heiterer Abwechselung die Taten und Stimmungen widerspiegeln, die in dem jetzigen Riesenkampf um unsere Freiheit die Seele unseres Volkes ergriffen und durchbebten.

Verlag von K. F. Koehler / Leipzig

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

In neuen Auflagen liegen vor:

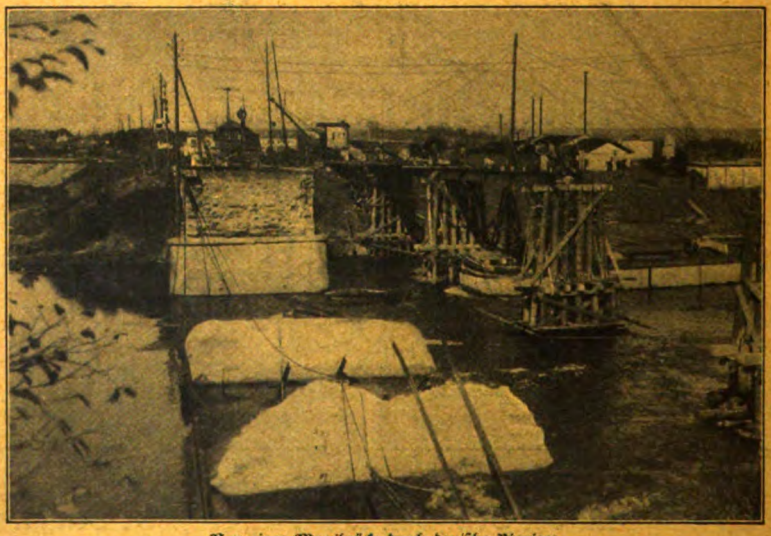
Im polnischen Winterfeldzug
mit der Armee Mackensen

Von **Fritz Wertheimer**

Mit zahlreichen photographischen Aufnahmen und 1 Umschlagbild von Ludwig Putz

4. Auflage. Geheftet M 3.–, gebunden M 4.–

„Eindrücke und Erlebnisse auf dem östlichen Kriegsschauplatze, die zu den besten Schilderungen gehören, die wir von Kriegsberichterstattern gelesen haben. Ihre Lektüre hat uns einen vollen Genuß bereitet. Der Verfasser weiß viel vom Geist unserer Truppen, von der Rauheit des Kriegshandwerks und von echt menschlichen, rührenden Zügen unserer Soldaten zu erzählen. Mit einem Wort: eines der besten Bücher über die Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz."
(Augsburger Postzeitung.)



Bau einer Maasbrücke durch deutsche Pioniere
Illustrationsprobe aus Binder, Mit dem Hauptquartier nach Westen

Mit dem Hauptquartier nach Westen
Aufzeichnungen eines Kriegsberichterstatters

Von **Heinrich Binder**

Mit 40 photographischen Aufnahmen, 1 Kartenskizze und 2 schematischen Darstellungen im Text

4. Auflage. Geheftet M 3.–, gebunden M 4.–

„Ein kluger und hellsehender Mann berichtet in diesem Buche, was er in dem ersten Teil des Krieges, der Eroberung Belgiens, gesehen hat. Er hat eine außerordentlich starke Beobachtung, eine subjektive und deshalb interessante Weise, die Dinge zu fassen, und einen lebhaften und gewandten Stil. Überall klingen uns Namen entgegen, die wir vor Monaten mit Zittern oder mit Begeisterung genannt haben; überall erleben wir all die reizenden kleinen Züge mit, die den Mitkämpfern den Krieg erträglich machen und die Mannesfreundschaften gründen."
(Hamburger Fremdenblatt.)

Digitized by Google

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Roß in Stuttgart

Vierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. September 1915

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

CORNELL UNIVERSITY
JAN 7 916
LIBRARY.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Dr. **Freiherr v. Jettel**: Albanien 241

Scheich Abdul-Asis Tschawisch: Der Islam und Deutschland. Wie soll man sich die Zukunft des Islams denken? 249

W. Reiche (Wiesbaden): Der französische General Champion, ein Anhänger Kaiser Wilhelms I. 253

Prof. Dr. **H. Guthe** (Leipzig): Französische und englische Pläne im vorderen Orient 258

Dr. phil. **W. Koester** (Münster): E. M. Arndt über die Erbkaiserpartei und über die deutsche Einigung. Ungedruckte Briefe Arndts 267

Prof. Dr. **Bernhard Fehr**: Der englische Machtbegriff 282

Prof. **Karl B. Hofmann** (Graz): Die sakrale Rolle des Wassers 287

K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Fürst Karl Anton von Hohenzollern in seiner Politik. Aus Briefen an ihn und von ihm (Schluß) 301

Karl Mollenhauer: Dorpat-Jurjew. Erinnerungen aus der Studienzeit . . . 311

Dr. **Max B. Weinstein**: Die Zusammenhanglosigkeit und Verbindung in der Welt 318

Robert Albert (Klein-Zschachwitz bei Dresden): Einer der letzten Frühdeutschen 324

Dr. **Heinr. Schierbaum** (Burgsteinfurt): Lenaus Geistesumnachtung. Sein Aufenthalt in Winnenthal. Mit unveröffentlichten Briefen des Hofrats Dr. med. Zeller 328

Dr. **Maximilian Lewels**: Buchara 340

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte. **Raimund Friedrich Kaindl** (Wien): Die Deutschen in Ungarn 350

Literarische Berichte 353

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 356

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1915

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig.

Anzeigen

Bei größeren Aufträgen angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.

Inseratannahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, u. sämtl. Annoncenexpeditionen des In- u. Auslandes.

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Dividendenzahlungen an die Versicherten in den beiden Kriegsjahren mehr als 15 Millionen Mark.

Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier

Erscheinen in zwanglosen Heften zum Preise von je 25 Pf.

Neue Hefte:

8. Die Schlacht in Galizien: Von Przemysl bis Lemberg. Mit zwei Karten.
9. Ypern — Les Eparges — Ban de Sapt. Mit drei Karten.
10. Neues vom Feldmarschall Hindenburg. Mit einer Karte.
11. Die Argonnenkämpfe vom 20. Juni bis 2. Juli u. vom 13./14. Juli 1915. Mit vier Karten.

„Die Darstellung ist durchweg anziehend und wird auch denjenigen fesseln, dem der allgemeine Verlauf aus den mannigfachen in zeitlicher Ordnung gegebenen Übersichten genau bekannt ist. Denn er erfährt hier eine Fülle belangreicher und packender Einzelheiten ... Die dankenswerte Sammlung sei bestens empfohlen."

(Literarisches Zentralblatt, Leipzig.)

Ein Verzeichnis der früher erschienenen Hefte der Sammlung ist kostenlos von jeder Buchhandlung zu erhalten; auf Wunsch auch direkt durch die

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

THE CONTINENTAL TIMES

hat

die größte Auflage

aller Zeitungen in englischer Sprache auf dem europäischen Kontinent

Hervorragende amerikanische Mitarbeiter, welche im In- und Auslande wohlbekannt sind, und das unentwegte Eintreten für Wahrheit und Gerechtigkeit machen die Continental Times zu einem geeigneten Organ, um bei dem englisch sprechenden Publikum im neutralen Auslande, namentlich in den U. S. A., zur Aufklärung beizutragen.

Vorzügliches Insertions-Organ.

..... 14tägiges Probe-Abonnement kostenlos. .....

The Continental Times War-Book

eine Zusammenstellung wichtiger Artikel, die der Feder bedeutender Autoren, namentlich Amerikanern, entstammen.
Preis M. 1.–

The Continental Times Berlin W 50

3mal wöchentlich erscheinend Montag, Mittwoch und Freitag:

Abonnementsgebühr, auch Postabonnement, monatlich M. 2.–

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

ZEITUNGS-NACHRICHTEN

für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert **über jeden beliebigen Gegenstand** in Original-Ausschnitten sachgemäß ausgewählt und schnell das

Zeitungs-Ausschnitt-Bureau C. Freyer,

Prospekte und Tarife gratis. **BERLIN-Südende.**

Geschäftliche Mitteilung

Großer Bilderatlas des Weltkrieges. Unter diesem Titel beginnt soeben bei der F. Bruckmann A.-G. in München ein Kriegsbilderwerk zu erscheinen, das sich in Anlage und Aufbau von allen bisher veröffentlichten illustrierten Kriegsgeschichten wesentlich unterscheidet. Wie die Werkzeuge des Krieges, so haben sich auch die Mittel, ihn im Bilde darzustellen, zu großer Vollkommenheit entwickelt. Das zeigt sich an diesem Bilderbericht, der, nach den einzelnen Kriegsschauplätzen und innerhalb derselben chronologisch geordnet, in vollendeter Form die gewaltigen Vorgänge so deutlich und so erschöpfend wie möglich vor Augen führt. Der Atlas bringt nur Wirklichkeitsbilder; Phantasiedarstellungen sind ausgeschlossen. Das von Hermann Konsbrück bearbeitete Werk verzichtet mit voller Absicht auf umfangreiche Textbeigaben, die dem Wesen des Bilderwerkes widersprechen würden. Außer den Bildern werden wichtige Urkunden im Faksimile gegeben, die zusammen mit den Seitenüberschriften die zeitliche Folge der Ereignisse ausreichend erläutern. Dem unerhörten Lügenfeldzug unserer Gegner wird die gebührende Beachtung geschenkt; Stimmungsbilder aus dem Lager der Feinde ergänzen in willkommener Weise das Gesamtbild. Der erste Band des Werkes wird bis Weihnachten fertig vorliegen, der zweite erscheint im nächsten Jahr. Wir verweisen im übrigen auf den diesem Hefte beiliegenden illustrierten Prospekt.

Zwei wichtige Schriften über den Seekrieg

Soeben wurden ausgegeben:

„Lusitania". Von Hans Steinuth

Geheftet M 1.50

England und der U-Boot-Krieg. Von Hans Steinuth

Geheftet M 1.20

Der Verfasser, ein genauer Kenner der Verhältnisse, weist in der Broschüre „England und der U-Boot-Krieg" schon für die kurze Zeit der Dauer des U-Boot-Krieges nach, daß das deutsche U-Boot erreicht hat, was England in stolzer Unnahbarkeit sich nie träumen ließ: es vernichtete englische Kriegsschiffe, versenkte englische Handelsdampfer, rief Lohn-, Fracht- und Versicherungserhöhungen hervor, schraubte Lebensmittelpreise in die Höhe, warf den ganzen englischen Handel durcheinander usw.; das U-Boot veranlaßte, daß Englands Ansehen bei den Völkern als unumschränkte Beherrscherin der Meere erheblich abzubröckeln begann. Die andere Schrift ist dem „Lusitania"-Fall gewidmet, die neben den historischen Vorgängen (Warnung, Untersuchung usw.) auch die rechtlichen Fragen über Bewaffnung usw., und vor allen Dingen die Folgen eingehend beleuchtet. In beiden Schriften sind die verschiedenen amtlichen Dokumente, die in Sachen des U-Boot-Krieges und im besonderen des „Lusitania"-Falles zwischen den einzelnen Nationen gewechselt wurden, im Wortlaut mitgeteilt. Die immer fesselnde Darstellungsweise wirkt bei den schwierigsten und sprödesten Teilen der Materie niemals ermüdend.

Der Deutsche Krieg

Politische Flugschriften, herausgegeben von **Ernst Jäckh**

Erscheinen in zwanglosen Heften. Preis jedes Heftes 50 Pfennig

Neue Hefte:

55. **Theodor von Sosnosky,** Irredenta-Politik.
56. Prof. Dr. **R. Liefmann,** Bringt uns der Krieg dem Sozialismus näher?
57. **Richard Kiliani,** Der deutsch-englische Wirtschaftsgegensatz.
58. **Theodor Heuß,** Kriegssozialismus.
59. **Moeller van den Bruck,** Belgier und Balten.
60. **Prinz Olgierd Czartoryski,** Müssen Deutsche und Polen sich immer befehden?

Eine Stimme aus dem Kreise der Bezieher der Flugschriften-Sammlung

„Wenn ich die Unmenge von Literatur betrachte, die der gegenwärtige Krieg erzeugt hat, so muß ich offen gestehen, daß die von Jäckh herausgegebenen Flugschriften so ziemlich das Beste und Wertvollste sind, was in dieser Beziehung geschaffen wird. Ich habe sämtliche Bändchen mit größtem Interesse gelesen. Die starke Verbreitung der Flugschriften an Bahnhöfen und wo man sonst hinkommt, freut mich außerordentlich; denn es sind wahre Volksbildungsschriften nicht allein für den sogenannten einfachen Mann — auch für uns. Darum viel Glück den folgenden Heften."

(Dr. Rich. Rahner, Arzt und Schriftsteller in Gaggenau.)

Ein ausführlicher Prospekt über die Flugschriften-Sammlung „Der Deutsche Krieg" ist kostenlos von jeder Buchhandlung zu erhalten, auf Wunsch auch direkt durch die

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Vierzigster Jahrgang. Vierter Band

Oktober bis Dezember 1915

Stuttgart und Leipzig 1915 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XL

(Oktober bis Dezember 1915)

Seite

H. Wittmaack: Der Unterseebootskrieg gegen feindliche Kauffahrteischiffe in völkerrechtlicher Beziehung 1

Emil Abderhalden (Halle a. S.): Die Bedeutung der Fermente im Haushalte der Natur 15

A. Tscharykow, k. russischer General und Botschafter: Die friedliche Eroberung von Merv. Aus den Erinnerungen an den Feldzug des Generals Komarow im Jahre 1884 . . . . . 31. 150

Sigmund Münz (Wien): Graf Nigra. Erinnerungen und Briefe . . 48

H. Schmidt-Rimpler (Halle a. S.): Kriegsblinde 61

Prof. D. Dr. **Diehl** (Friedberg): Zur Geschichte von G. G. Gervinus' „Bekehrung" im Jahre 1826 69

A. v. Kirchenheim: Flaggenmißbrauch. Vierter völkerrechtlicher Brief . 77

Sir Charles Bruce: Die deutsche Flotte als Werkzeug des Friedens . 83

Dr. **Heinr. Schierbaum** (Burgsteinfurt): Lenaus Geistesumnachtung. Sein Aufenthalt in Winnenthal. Mit unveröffentlichten Briefen des Hofrats Dr. med. Zeller (Schluß) 87

Prof. Dr. **Oskar Loew**: Ueber Bodenmüdigkeit und Bodensäuberung . 97

Dr. **K. Koppin**, Geh. Regierungsrat (Wiesbaden): Urzeugnisse germanischen Wesens 104

Oeffentliche Meinung 121

Archivrat Dr. **Lulvès** (Hannover): Die Lage des Papsttums in dem gegenwärtigen europäischen Kriege 131

Quousque tandem. Von einem österreichischen General 163

Freiherr v. la Valette St. George: Der Niederbruch Rußlands . . . 164

Prof. Dr. **Hugo Ribbert** (Bonn): Entwicklung 175

Vernichtungsstrategie. Von einem preußischen General 186

Karl Mollenhauer: Dorpat-Jurjew. Erinnerungen aus der Studienzeit . 190

Prof. Dr. **J. Schwalbe** (Berlin): Illusionen und Suggestionen 201

Digitized by Google

Seite

J. Neuberg, Regierungsrat: Der Krieg und das Urheberrecht 208
Sigmund Münz: Graf Nigra über Fragen der innern Politik Italiens. Erinnerungen und Gespräche 214
Bulgarien und die neue Offensive der Mittelmächte gegen Serbien. Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D. 224
H. Wittmaack: Schutz von Forderungen feindlicher Ausländer im Krieg 228
Dr. **Alfred Freiherr v. Overbeck**, ord. Professor der Rechte an der Universität Freiburg (Schweiz): Verbrechensprophylaxe 232
Dr. **Wilhelm Fraknói**, Titularbischof von Arbe: Zur Entstehungsgeschichte des Dreibundvertrags 241
Steht das Ende des Weltkrieges nahe bevor? 252
John L. Stoddard (Meran): Amerikas Stellung zum Weltkrieg . . . 255
Dr. **Freiherr v. Jettel**: Der Bukarester Frieden 276
Kurd v. Schlözer: Jugendbriefe 283
Karl v. Stengel: Die Zukunft des Völkerrechts 292
Verdeutschung. Von einem preußischen General 303
Friedrich Bock: Ein neuer Brief von Ernst Moritz Arndt 305
A. v. Kircheuheim: Politisches Gleichgewicht. Fünfter völkerrechtlicher Brief 308
Wilhelm v. Wannisch, Feldmarschalleutnant a. D.: Eine Charakteristik unsrer Gegner und die sich ergebenden Folgerungen 313
M. v. Köller: Cujus culpa? Eine psychologische Studie 321
Im Königreich Westfalen 326
Dr. **Carl Nießen** (Köln), Kriegsfreiwilliger Unteroffizier der Feldartillerie: Die Franzosen im Urteil eines Großonkels Goethes 338
Otto Raus: Flüchtlingsneurosen 344

Berichte aus allen Wissenschaften

Psychologie. **Paul Gast**: Das Gefühl der Gewißheit 114

Kleine Revuen

Literarische Berichte 117. 237. 352
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 120. 240. 355

Digitized by Google

Der Unterseebootskrieg gegen feindliche Kauffahrteischiffe in völkerrechtlicher Beziehung

Von

H. Wittmaack

Die Londoner Seerechtsdeklaration von 1909 befaßt sich, ebenso wie die Verträge der Zweiten Haager Friedenskonferenz aus dem Jahre 1907, nicht mit dem Kriege der Unterseeboote und der Luftfahrzeuge. Es erklärt sich dieses wohl aus dem überwiegenden Einfluß, den die englische Regierung bei völkerrechtlichen Verhandlungen über das Seerecht ausübt. Sowohl die U-Boote wie die Luftfahrzeuge sind moderne Kriegsmittel, und es war mindestens zweifelhaft, ob England auch in diesen Kampfmitteln, wie in seiner Flotte, die Oberhand über die andern Völker gewinnen werde. Den englischen Interessen entsprach es daher, hierüber keine Bestimmungen zu vereinbaren. Führt England Krieg, so setzt es sich erfahrungsgemäß über alle ihm unbequemen völkerrechtlichen Regeln hinweg. Hätte es in den neueren Kampfmitteln die Ueberlegenheit erlangt, so würde es sich dieser rücksichtslos bedient haben, ohne irgendwie ein Bedenken bezüglich der völkerrechtlichen Zulässigkeit derselben zu haben. Machten dagegen Staaten, die mit England im Kriege waren, von den U-Booten und den Luftfahrzeugen Gebrauch, ohne daß England ihnen hierin gewachsen war, so war es in der Lage, diese Kampfmittel als völkerrechtswidrig auszuschreien und diejenigen, die sich ihrer bedienten, für Seeräuber, Piraten u. dgl. zu erklären, da in den Verträgen und in dem seitherigen Völkerrecht hiervon nicht die Rede sei. In Ermanglung von Verträgen sind wir darauf angewiesen, die völkerrechtliche Zulässigkeit der Kriegführung durch U-Boote nach den allgemeinen Regeln zu beurteilen.

Was die Bekämpfung feindlicher Kriegsschiffe durch U-Boote anlangt, so gilt die Regel, daß bis dahin, daß das Ziel des Krieges erreicht ist, der Kriegführende, genau genommen, ein Recht hat, jedes Mittel anzuwenden, das zur Erreichung des Zieles, für welches er die Waffen ergriffen hat, notwendig ist. So spricht sich insbesondere auch der berühmte amerikanische Völkerrechtsschriftsteller Wheaton aus. Nach dieser Regel kann es nicht zweifelhaft sein, daß ein kriegführender Staat auch mittels U-Booten die Kriegsschiffe seines Gegners

Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

angreifen darf. Die Waffe des U-Boots, der Torpedo, ist übrigens auch keine durchaus ungewöhnliche. Auch Schiffe andrer Art bedienen sich derselben; außerdem kann man auch die Kriegführung durch Minen als etwas Aehnliches ansehen. Die Zulässigkeit der Bekämpfung feindlicher Kriegsschiffe durch U-Boote wird auch in den Noten der nordamerikanischen Regierung, betreffend das Schiff „Lusitania", so wenig freundlich sie auch gegen Deutschland sind, nicht bestritten.

Was die Angriffe auf feindliche Kauffahrteischiffe anlangt, so ist im Landkriege die Regel anerkannt, daß das Privateigentum feindlicher Untertanen, ebenso wie dasjenige der Neutralen, geachtet werden muß. Diese Regel gilt, wenigstens formell, noch gegenwärtig. Man kann vielleicht sagen, daß sie in dem gegenwärtigen Kriege nicht vollständig beobachtet wird, aber keine kriegführende Macht hat sich offen davon losgesagt. Anders liegt die Sache im Seekriege. Die Achtung des Privateigentums ist für feindliche Kauffahrteischiffe und für die darauf verladenen, auf hoher See schwimmenden Güter nicht anerkannt. Im Gegenteil steht es fest, daß feindliche Kauffahrteischiffe, wie feindliche Güter, auf See von einer kriegführenden Macht angegriffen und genommen werden dürfen. Das Völkerrecht kennt keine Beschränkung bezüglich der Kampfmittel gegen feindliche Kauffahrteischiffe. Es wird zwar davon ausgegangen, daß die Nehmung durch Schiffe einer kriegführenden Macht erfolgt, aber dieses erklärt sich dadurch, daß nur der regelmäßige Fall behandelt wird. Schon nach den früheren Verhältnissen würde nichts entgegengestanden haben, daß ein feindliches Kauffahrteischiff durch eine Strandbatterie genommen werde. Es ist deshalb kein Grund ersichtlich, warum nicht auch die U-Boote als Kampfmittel gegen feindliche Kauffahrteischiffe sollten benutzt werden dürfen. Allerdings ist es als Regel anzusehen, daß das nehmende Schiff die Prise nach einem Hafen seines Staates bringt, nachdem die Schiffspapiere sichergestellt worden sind, daß dort vor einem Gericht oder einer Art Gericht, dem Prisengericht, eine Untersuchung stattfindet, und daß dann ein Urteil darüber erlassen wird, ob das Schiff mit Recht genommen ist, und also dem nehmenden Staate anheimfällt oder zurückzugeben ist. Solches gilt aber nur als Regel und nicht, wenn durch besondere Verhältnisse die Beobachtung dieses Verfahrens verhindert wird. Es ist anerkannt, daß, wenn es infolge besonderer Umstände dem nehmenden Schiff nicht möglich ist, das genommene Schiff in den Hafen zu bringen, es dasselbe auf hoher See vernichten darf. Ein berühmter amerikanischer Jurist, Kent, bemerkt in dieser Hinsicht: „Sometimes circumstances will not permit property captured at sea to be sent into port; and the captor in such cases may destroy it." Die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika wies bei Ausbruch des Krieges mit England im Jahre 1812 die Befehlshaber ihrer Schiffe sogar an, alle genommenen Schiffe, mit Ausnahme der besonders wertvollen, sofort zu vernichten. In dem nordamerikanischen Sezessionskriege vernichteten die Kreuzer der konföderierten Staaten die genommenen Schiffe ohne weiteres, weil es ihnen nicht möglich war, sie in einen heimatlichen Hafen zu bringen.

Digitized by Google

In der Londoner Seekriegsrechtsdeklaration findet sich die hier einschlagende Bestimmung, daß ein neutrales Schiff, wenn es den Feind unterstützt, insbesondere Konterbande führt, wie ein feindliches Schiff genommen und zur Aburteilung in einen Hafen gebracht werden kann. Die Deklaration erkennt aber in dem Art. 49 an, daß von dieser Regel eine Ausnahme gemacht und das Schiff zerstört werden kann, wenn es dem nehmenden Schiffe nicht wohl möglich ist, die Prise in einen Hafen zur Aburteilung zu bringen. Es kann danach einem völkerrechtlichen Bedenken nicht unterliegen, wenn ein U-Boot, das nicht imstande ist, das feindliche Kauffahrteischiff in einen Hafen zu bringen, es auf hoher See versenkt. Man könnte einwenden, daß dieser Fall bei dem U-Bootkriege der regelmäßige sei, während sonst nur unter besonderen Verhältnissen, also ausnahmsweise, die Vernichtung des genommenen Schiffes zulässig sei, allein diese Unterscheidung ist nicht prinzipieller Natur, es handelt sich vielmehr nur um zufällig verschiedene Umstände. Der russische Völkerrechtsschriftsteller F. v. Martens, welcher zugleich Berater des russischen Auswärtigen Amtes war, erwähnt, daß Umstände eintreten können, welche die Abfertigung der Prise in den heimatlichen Hafen unausführbar machen, und daß das Seerecht in solchen Fällen eine Versenkung des feindlichen oder neutralen Schiffes gestatte. Nachdem dann diese Fälle aufgeführt sind, fügt er hinzu: „Die große Entfernung der russischen Häfen von den Hauptmeeren und Ozeanen wird ganz besonders häufig den russischen Kreuzern, falls dergleichen in Gebrauch genommen werden, keine Wahl lassen, als die erbeuteten Schiffe zu versenken, wodurch wiederum zahlreichen Anschuldigungen wider Rußland Nahrung gegeben werden dürfte." Diese Ausführung ist nie beanstandet. v. Martens hält also die Nehmung feindlicher Schiffe durch russische Kreuzer für unbedenklich, obgleich solche in den meisten Fällen nach den Verhältnissen nicht in einen russischen Hafen gebracht werden können, sondern auf hoher See vernichtet werden müssen.

Das feindliche Frachtgut auf einem feindlichen Schiffe kann ebenfalls genommen und eingezogen werden. Es kann also nicht wohl zweifelhaft sein, daß es dem nehmenden Schiffe gestattet ist, auch dieses auf hoher See zu vernichten, wenn es nicht möglich ist, es in einen inländischen Hafen zu führen. Auch insoweit kann es einem völkerrechtlichen Bedenken nicht unterliegen, wenn ein U-Boot mit dem feindlichen Schiffe zugleich die feindliche Ladung versenkt. Eine Verpflichtung zur Entschädigung ist in einem solchen Falle ausgeschlossen, da das feindliche Gut der Einziehung unterliegt.

Wenden wir uns jetzt zu der Frage, ob ein U-Boot auch berechtigt ist, die neutrale Ladung auf einem feindlichen Kauffahrteischiffe mit dem Schiffe selbst zu versenken, ohne daß dadurch ein Entschädigungsanspruch begründet wird. Nach der Deklaration von Paris aus dem Jahre 1856 bezüglich des Seekriegsrechts können auch auf einem feindlichen Schiffe neutrale Güter nur dann genommen werden, wenn sie Konterbande sind. Der Deklaration sind fast alle Staaten beigetreten. Eine Ausnahme machen die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ihnen gegenüber würde daher formell noch das frühere Völker-

Digitized by Google

recht gelten, nach welchem die Regel ist „unfrei Schiff, unfrei Gut", d. h. daß neutrales Gut auf einem feindlichen Schiffe wie feindliches zu behandeln sei. Wie nun auch der formelle Rechtszustand sein mag, es würde der großen Wichtigkeit der Fragen, die hier erörtert werden, nicht entsprechen, wenn man dabei von juristischen Regeln ausgehen wollte, die jetzt als veraltet und überwunden angesehen werden, denn wenn die nordamerikanische Regierung der Pariser Deklaration nicht beigetreten ist, so ist dieses nicht geschehen, weil sie die erwähnte Regel über das neutrale Gut auf feindlichem Schiffe für ungerechtfertigt gehalten hat, sondern weil sie sich nur mit einem weitergehenden Schutz der Neutralen im Seekriege, als durch die Deklaration gewährt wurde, einverstanden erklären wollte.

Die Regel der Deklaration kann nur auf den gewöhnlichen Fall bezogen werden, daß eine Freilassung oder Rückgabe des neutralen Gutes möglich ist. Von dem Fall, daß das feindliche Schiff mit der Ladung zerstört werden muß, ist in der Deklaration nicht die Rede. Man hat denselben nicht vorgesehen, er ist daher nach allgemeinen Grundsätzen zu beurteilen. Man kann nicht annehmen, daß die Deklaration einer kriegführenden Macht die Verpflichtung zum Schadenersatz in einem solchen Falle hat auferlegen wollen. Es hieße dieses, eine Macht ohne entsprechendes Entgelt mit einer oft schweren Verpflichtung wegen einer Handlungsweise zu belasten, die für die Durchführung der Feindseligkeiten notwendig war. Für eine solche Belastung fehlt es an einem Rechtsgrund. Die Folgen der höheren Gewalt muß derjenige tragen, den sie treffen. Wollte man der kriegführenden Macht in einem Falle der erwähnten Art eine derartige Verpflichtung auferlegen, so könnte sie dadurch genötigt werden, unter Umständen eine Maßnahme, die zum Angriff oder zu ihrer Verteidigung dienlich, wenn nicht notwendig, ist, aufzugeben. Eine derartige Beschränkung in der Kriegführung lag außerhalb des Zweckes der Deklaration. Diesen Standpunkt hat auch eine Entscheidung des französischen Prisengerichtshofs höchster Instanz vom 21. Mai 1872 in Uebereinstimmung mit dem Prisengericht erster Instanz eingenommen. Während des Deutsch-Französischen Krieges waren die deutschen Schiffe „Vorwärts" und „Ludwig" von einem französischen Kreuzer genommen. Die beiden Schiffe mußten auf hoher See verbrannt werden, weil der Kommandant des Kreuzers nicht imstande war, Mannschaft abzugeben, um sie in einen Hafen zu bringen. Auf dem Schiffe befanden sich Güter, die Engländern, also Neutralen, gehörten. Diese wurden mitverbrannt. Die Eigentümer verlangten nun Entschädigung. Der Anspruch wurde von den französischen Prisengerichten abgelehnt. In dem Urteil vom 21. Mai 1872 heißt es: „Considérant que si aux termes de la déclaration du Congrès de Paris du 16 avril 1856 la marchandise neutre n'est pas saisissable à bord d'un navire ennemi, il suit de là seulement que le neutre, qui a embarqué ses marchandises sur ce navire, a droit à la restitution de ses marchandises ou, en cas de vente, au payement du prix, mais qu'on ne peut induire de cette déclaration qu'il peut réclamer une indemnité à raison des préjudices qu'ont pu lui causer, soit la capture du

Digitized by Google

navire, lorsque cette capture a été jugée valable; soit les faits de guerre qui ont accompagné ou suivi cette capture." Dann wird ausgeführt, daß die Schiffe mit Recht genommen und die Zerstörung derselben und der Ladung aus einem zutreffenden Grunde angeordnet worden sei, daß unter diesen Umständen „la destruction de cette prise constituait un fait de guerre, dont les propriétaires de la cargaison ne peuvent être admis à discuter l'opportunité et qui ne peut donner ouverture à leur profit à un droit d'indemnité." Diese Entscheidung ist von der britischen Regierung nicht beanstandet und wird auch von englischen Völkerrechtslehrern gebilligt. Man kann sie daher unbedenklich als richtig ansehen. Auf der Londoner Seerechtskonferenz ist die Frage zwar erörtert, aber bei der Verschiedenheit der Ansichten nicht zur Entscheidung gekommen.[1])

Auf denselben Standpunkt wie der französische Prisengerichtshof hat sich das Prisengericht in Hamburg in einem Urteil vom 29. Januar d. J. gestellt. Es handelte sich dabei um eine Entschädigung für die Vernichtung von Gütern neutraler Eigentümer auf einem englischen Schiffe, welches durch ein deutsches U-Boot versenkt war.

Wenn ein Kreuzer ein feindliches Kauffahrteischiff auf hoher See vernichtet, so ist, von Ausnahmefällen abgesehen, die Möglichkeit gegeben, die Mannschaft und etwaige Passagiere zu retten. Fälle, in denen solches nicht geschehen kann, sind seltene Ausnahmen. Anders liegt die Sache bei der Zerstörung eines feindlichen Kauffahrteischiffs durch ein U-Boot, indem das U-Boot regelmäßig nicht imstande ist, die Mannschaft und die etwaigen Passagiere des zerstörten Schiffes aufzunehmen und in einen Hafen zu befördern. Es fragt sich, ob es mit völkerrechtlichen Regeln im Widerspruch steht, wenn ein U-Boot ein feindliches Kauffahrteischiff versenkt, ohne für die sichere Rettung der darauf befindlichen Personen zu sorgen. Diese Frage muß verneint werden. Es gibt keine Regel, welche die Kriegführung gegen feindliche Kauffahrteischiffe in einer solchen Weise beschränkt, ebensowenig wie die Beschießung feindlicher Festungen verboten ist, weil dadurch Personen der Zivilbevölkerung, sogar Frauen und Kinder, getötet und verletzt werden. Die kriegerischen Operationen können durch derartige Umstände nicht behindert werden. Dabei versteht es sich von selbst, daß der Führer eines U-Boots besondere Rücksicht darauf zu nehmen hat, daß die an Bord befindlichen Personen gerettet werden, wenn solches ohne Beeinträchtigung der kriegerischen Operationen möglich ist. In dieser Hinsicht handelt es sich um eine Frage des Ermessens und nicht um völkerrechtliche Regeln. Bei der Un-

[1]) Von der englischen Regierung wurde der Standpunkt vertreten, daß der neutrale Eigentümer der Ladung einen Rechtsanspruch auf Entschädigung habe. Man sieht, wie weitblickend die englischen Juristen sind. Wäre dieser Grundsatz anerkannt, so würde der U-Bootskrieg gegen feindliche Kauffahrteischiffe so gut wie unmöglich geworden sein, denn die Konsequenz des Grundsatzes hätte dazu geführt, daß Menschenleben bei der Zerstörung feindlicher Schiffe vollständig geschont werden müßten, da die an sich widerrechtliche Vernichtung von Menschenleben durch Entschädigung nicht wieder gutgemacht werden kann.

Digitized by Google

bestimmtheit des Völkerrechts kann man allerdings auch von einer Verletzung desselben sprechen, wenn bei der Kriegführung die Grundsätze der Humanität gröblich verletzt werden, indem man annimmt, daß das Völkerrecht auch in der Kriegführung Humanität verlangt, soweit solche möglich ist. Der Führer eines U-Boots würde z. B. ein kleines feindliches Fahrzeug, welches eine unverhältnismäßig große Anzahl von Menschen, etwa durch Rettung Schiffbrüchiger, mit sich führt, nicht vernichten dürfen, wenn nicht eine Gewähr für die Rettung dieser Personen vorhanden ist. Er hat einerseits zu berücksichtigen, welcher Nachteil dem Feinde und welcher Vorteil seiner eignen kriegführenden Macht durch die Vernichtung des feindlichen Schiffes erwächst, anderseits, ob nicht dieser Vorteil oder dieser Nachteil gegenüber der damit verbundenen Gefährdung oder Tötung von Menschen nach der allgemeinen Christenpflicht in der Weise zurücktreten müsse, daß auch von seinen Vorgesetzten und von der Bevölkerung seines Staates die Freilassung des feindlichen Schiffes eine Mißbilligung nicht wohl erfahren könnte. Hierbei kommt in Betracht, daß der Führer eines U-Boots verpflichtet ist, schonungslos gegen den Feind vorzugehen, soweit dieses durch das Interesse seines Staats geboten ist. Seine eigne Humanität muß gegenüber dieser Pflicht zurücktreten. Führt ein feindliches Kauffahrteischiff eine erhebliche Menge Waffen oder Munition für die feindliche Armee, so darf der U-Bootführer nicht davon Abstand nehmen, dasselbe zu vernichten, auch wenn sich eine größere Anzahl Personen als Passagiere an Bord befinden und das Leben dieser gefährdet wird. Der Schutz der Angehörigen der eignen Armee ist seine erste Pflicht. Seine Humanität muß zunächst auf die eignen Landsleute Rücksicht nehmen, erst in zweiter Linie kommen die Angehörigen andrer Staaten in Betracht.[1])

Vergleichen wir mit diesen Ausführungen die seitherigen Vorschriften des Völkerrechts, so wird der seltene Fall, in dem ein genommenes feindliches Kauffahrteischiff auf hoher See zerstört werden muß, ohne daß die Besatzung gerettet werden kann, nicht besonders besprochen. Es ist bereits oben erwähnt, daß der russische Völkerrechtslehrer F. v. Martens annimmt, die russischen Kreuzer würden sehr häufig in die Lage kommen, genommene feindliche Kauffahrteischiffe nach der Nehmung zu zerstören. Wenn derartige Fälle häufig sind, so muß es auch vorkommen, daß der Kreuzer nicht imstande ist, für die Rettung der auf dem genommenen Schiffe befindlichen Personen mit Sicherheit zu sorgen. v. Martens erwähnt diesen Fall nicht und bemerkt insbesondere nicht, daß dann das feindliche Schiff freigelassen werden müsse.

---

[1]) In bezug auf den Fall, wo ein feindliches Kauffahrteischiff mit hochwertigen, für den Feind bestimmten Konterbandegütern beladen ist, bemerkte der russische Delegierte auf der Londoner Seerechtskonferenz: „In Fällen dieser Art würde sich der Kaptor, wenn es ihm tatsächlich unmöglich ist, das aufgebrachte Schiff in einen Hafen zu bringen, fast eines Verrats gegen sein Vaterland schuldig machen, wollte er seine Prise freilassen und ihr gestatten, nach ihrer Bestimmung zu fahren; er würde selbst dem Feinde die Waffen liefern, welche dieser zur Bekämpfung seines Landes nötig hat."

Digitized by Google

In der Instruktion, welche die amerikanische Regierung im Jahre 1812 gab, alle feindlichen Schiffe zu verbrennen, war bemerkt, es sei die Aufgabe der amerikanischen Kreuzer, den englischen Handel zu vernichten. Zu diesem Zwecke müßten die englischen Kauffahrteischiffe nach ihrer Nehmung verbrannt werden. Ein einzelner Kreuzer könne nur wenige Prisen mit Mannschaft versehen, jede Prise sei eine ernstliche Verminderung seiner Macht, wenn er eine Prisenmannschaft auf dieselbe schicken müsse, aber ein Kreuzer, welcher die feindlichen Schiffe vernichte, habe die Fähigkeit, seine Tätigkeit mit voller Kraft (in full vigour) fortzusetzen, solange er seine Provision und Ausrüstung wieder ersetzen könne. (Hall, International Law, 5. Aufl. von Atlay, S. 457 und 458.) Davon, daß vor der Vernichtung des genommenen Schiffes dessen Mannschaft und etwaige Passagiere gerettet werden müßten, ist nicht die Rede. Es kann auch nicht die Absicht gewesen sein, daß der Kreuzer diese Personen bergen solle, denn sonst würde er seine verderbliche Tätigkeit nicht, seiner Aufgabe gemäß, in langer Zeit haben fortsetzen können. Es scheint vielmehr, daß die Instruktion dahin zu verstehen ist, daß die feindlichen Schiffe vernichtet werden sollten, ohne daß der Befehlshaber des Kreuzers um die Rettung der darauf befindlichen Personen sich zu kümmern brauchte.

Der Art. 3 des Haager Abkommens über die Behandlung der feindlichen Kauffahrteischiffe beim Ausbruch der Feindseligkeiten vom 18. Oktober 1907 bestimmt, daß feindliche Kauffahrteischiffe, die ihren letzten Abfahrtshafen vor dem Beginn des Krieges verlassen haben und in Unkenntnis der Feindseligkeiten auf See betroffen werden, nicht eingezogen werden dürfen. Sie können indessen unter Umständen gegen Entschädigung zerstört werden, wie ausdrücklich bestimmt wird, unter der Verpflichtung (sous l'obligation), daß für die Sicherheit der Personen und die Erhaltung der Schiffspapiere gesorgt wird. In diesem besonderen Falle ist dem nehmenden Schiffe die Verpflichtung auferlegt, für die Sicherheit der Personen, die sich an Bord des genommenen Schiffes befinden, zu sorgen. Kann es dieses nicht, so muß das Schiff freigelassen werden. Man kann daraus, daß man diese Verpflichtung hier besonders statuiert hat, schließen, daß im allgemeinen eine solche formelle Verpflichtung im völkerrechtlichen Sinne nicht als bestehend angesehen worden ist, und daß in andern Fällen die oben erwähnten Regeln gelten.

Die Londoner Seerechtsdeklaration bestimmt über die Wegnahme neutraler Schiffe, daß solche regelmäßig in einen Hafen gebracht und dort im prisengerichtlichen Verfahren abgeurteilt werden müssen. In gewissen Ausnahmefällen wird die Zerstörung des Schiffes gestattet. Dabei wird im Art. 50 bestimmt, daß vor der Zerstörung die auf dem Schiffe befindlichen Personen in Sicherheit gebracht werden „müssen" (devront). Die Fassung dieser Bestimmung weicht von der entsprechenden des Art. 3 des Haager Abkommens ab. Man kann nicht annehmen, daß diese Abweichung eine zufällige ist, denn die Londoner Konferenz hat ohne Zweifel auf die Verhandlungen des Haager Friedenskongresses Rücksicht genommen. Man hat also den Fall des Art. 50 von dem

Digitized by Google

des Art. 3 unterscheiden wollen. Dieses erklärt sich leicht, denn im Art. 3 ist das Schiff ohne irgendwelches Verschulden seinerseits in die gefährliche Lage geraten. Solches ist aber bei einem neutralen Schiffe, welches der Konfiskation unterliegt, weil es feindliche Akte begangen hat, nicht der Fall. Im Art. 50 ist zwar auch ausgesprochen, daß die Menschen auf dem der Zerstörung ausgesetzten Schiffe zu retten seien, aber nach den allgemeinen Regeln unterliegt diese Vorschrift der Beschränkung, daß die Rettung zu erfolgen hat, soweit sie unter den Umständen möglich ist. Es ist unmöglich, dem Kreuzer einer kriegführenden Macht zuzumuten, ein neutrales Schiff, welches dem Feinde Konterbande zuführt, oder sonst sich an den Feindseligkeiten beteiligt, frei passieren zu lassen, wenn es nicht imstande ist, die auf demselben befindlichen Personen zu retten. Es hieße dieses die Angehörigen der eignen Streitkräfte in Gefahr bringen, um fremde Personen von einer Gefahr, der sie sich wissentlich ausgesetzt haben, zu befreien.[1])

Was die Frage anlangt, ob die Führer der U-Boote rechtlich verpflichtet sind, den Kapitän und die Besatzung des feindlichen Schiffes vor dem Angriff zu warnen und ihnen eine Frist zum Verlassen des Schiffes zu gewähren, so besteht eine derartige völkerrechtliche Verpflichtung nicht. Gewiß ist es ein Gebot der Menschlichkeit, das Leben der Feinde, wie dasjenige unsrer Mitmenschen überhaupt, soweit möglich zu schonen, und man mag bei dem unbestimmten Charakter des Völkerrechts eine Verletzung dieser Pflicht unter Umständen auch als eine völkerrechtswidrige Handlung bezeichnen können. Daraus läßt sich aber eine grundsätzliche Verpflichtung des Führers eines U-Boots, den auf einem anzugreifenden Schiffe befindlichen Personen vorher eine Mitteilung von dem bevorstehenden Angriff zu machen und den Angriff dann erst nach einer gewissen Frist vorzunehmen, nicht herleiten. Ob und inwieweit solches geschehen kann, hängt von dem Ermessen des Führers des U-Bootes ab. Er hat dabei nicht allein zu berücksichtigen, ob der von dem Angriff zu erwartende Vorteil die Gefährdung der auf dem feindlichen Schiffe befindlichen Personen aufwiegt, sondern nicht weniger auch, ob von der vorherigen Ankündigung des Angriffs eine Gefahr für das U-Boot zu erwarten ist. Er ist verpflichtet, für die Erhaltung des ihm anvertrauten Fahrzeuges zu sorgen. Ist anzunehmen, daß das feindliche Schiff mit Kanonen ausgerüstet ist, womit das U-Boot vernichtet oder

[1]) Am 9. August d. J. versenkte ein englischer Kreuzer den deutschen Fischdampfer „Saturn" in der Nordsee. Der Mannschaft wurde ein Zeitraum von 7 Minuten zur Besteigung der Boote gewährt. Sie trieb dann ungefähr zweieinhalb Stunden lang im offenen Boot auf der See umher, bis sie von einem holländischen Fischdampfer aufgenommen wurde. Der englische Kreuzer hat also, bevor er das Schiff „Saturn" versenkte, nicht für die Sicherung der Mannschaft Sorge getragen, obgleich ihm solches, falls nicht etwa außergewöhnliche Verhältnisse vorgelegen haben, leicht möglich gewesen sein muß. — Er ist ebenso verfahren, wie die deutschen U-Boote zu tun pflegen. Deutsche Kreuzer haben seither bei der Zerstörung feindlicher Handelsschiffe für die Sicherheit der Mannschaft gesorgt. Wären sie ebenso verfahren wie der englische Kreuzer, so würde dieses ohne Zweifel in der ausländischen Presse als Mord, Piraterie u. dgl. verschrien worden sein.

Digitized by Google

beschädigt werden kann, oder daß es versuchen kann, das U-Boot durch Rammen zu verletzen, so darf er das feindliche Schiff nicht vorher warnen. Die Personen, die sich auf einem einer kriegführenden Partei angehörigen Kauffahrteischiff befinden, wissen, daß das Schiff von einem feindlichen Fahrzeug, von einem U-Boot, einem Luftschiff oder einem Flugzeug, wie von einem gewöhnlichen Schiff, angegriffen werden kann. Sie setzen sich wissentlich einer solchen Gefahr aus, wenn sie sich auf dem Kauffahrteischiff einschiffen, und können es der feindlichen Regierung nicht zum Vorwurf machen, wenn sie nicht noch ausdrücklich auf diese Gefahr aufmerksam gemacht werden. Die deutsche Regierung hat bekanntlich vor der Eröffnung des U-Bootkrieges öffentlich darauf aufmerksam gemacht, daß solche Boote das Fahren in einer bestimmten Gegend, einer Kriegszone, besonders gefährlich machen würden. Dieses war eine Maßnahme der Humanität. Völkerrechtlich war sie nicht geboten.

Eine analoge Vorschrift gilt nach Art. 6 des Haager Abkommens, betreffend die Beschießung durch Seestreitkräfte in Kriegszeiten vom 18. Oktober 1907. Danach soll der Befehlshaber einer angreifenden Seemacht die Beschießung eines befestigten Ortes nicht vornehmen, bevor er, sofern dieses möglich ist, die Behörden benachrichtigt hat, aber mit Ausnahme des Falles, wo die militärischen Erfordernisse es nicht gestatten. Ob eine solche Ausnahme anzunehmen ist, hängt von der verständigen Beurteilung des Befehlshabers ab.

Die Angehörigen eines neutralen Staates, die sich auf einem Kauffahrteischiff einer kriegführenden Macht, sei es als Mitglieder der Schiffsmannschaft, sei es als Passagiere, befinden, nehmen völkerrechtlich keine andre Stellung ein als die Angehörigen des Heimatstaates des Schiffes. Der Angehörige eines neutralen Staates hat auf dem Gebiet einer kriegführenden Macht keinen Anspruch auf eine ausnahmsweise Behandlung von dem feindlichen Staate. Er steht dem friedlichen Angehörigen der kriegführenden Macht, auf deren Gebiet er sich befindet, gleich. Festungen dürfen, wenn im übrigen die Voraussetzungen hierfür vorliegen, beschossen werden, auch wenn sich neutrale Personen darin befinden. Nach dem erwähnten Art. 6 steht der Umstand, daß sich an dem feindlichen Ort ein Neutraler befindet, einer Beschießung ohne vorherige Ankündigung an die Behörden nicht entgegen. In gleicher Weise verhält es sich mit Neutralen auf einem Schiffe einer kriegführenden Macht. Kauffahrteischiffe auf hoher See gelten nach dem Völkerrecht als Teile des Gebietes ihres Heimatstaates. Die darauf befindlichen neutralen Personen müssen die Folgen eines Angriffs der feindlichen Macht ebenso tragen wie die Neutralen auf dem feindlichen Territorium. Grundsätzlich greift dieselbe Regel Platz, die der Entscheidung des französischen Prisengerichtshofs zugrunde liegt; es handelt sich um die Folgen eines Fait de guerre.

Ein Kauffahrteischiff, welches von dem Kreuzer einer feindlichen Macht auf hoher See angehalten wird, darf, wenn es zu entfliehen sucht oder Widerstand leistet, in den Grund gebohrt werden; der Kreuzer braucht nicht erst zu unter-

Digitized by Google

suchen, ob sich unter der Mannschaft oder den Passagieren Angehörige eines neutralen Staates befinden. Dieselben teilen das Schicksal der andern auf dem Schiffe befindlichen Personen.

Die oben entwickelten Grundsätze scheinen auch von der englischen Regierung befolgt zu werden. Nach Zeitungsnachrichten wurden im Orient zwei türkische und drei deutsche Handelsschiffe, die Kriegsmunition nicht an Bord hatten, ohne vorherige Warnung von englischen U-Booten angegriffen. Auf einem der türkischen Schiffe befanden sich 700 Passagiere, darunter viele Frauen und Kinder. Man kann unbedenklich annehmen, daß diese Passagiere nicht alle Untertanen einer feindlichen Macht gewesen sind, sondern daß sich auch neutrale Personen, z. B. Griechen, unter ihnen befunden haben. Man kann das englische Verfahren nicht etwa als Vergeltungsmaßregel entschuldigen oder rechtfertigen, denn gegenüber den türkischen Schiffen konnte von einer Vergeltung nicht die Rede sein, da englische Handelsschiffe von türkischen U-Booten nicht angegriffen worden waren.

Die Versenkung des englischen Passagierschiffs „Lusitania", infolge deren so viele Zivilpersonen, darunter Frauen und Kinder, ums Leben gekommen sind, hat wohl in keinem andern Lande eine so tiefe und aufrichtige Teilnahme gefunden wie in Deutschland. Man ist aber trotzdem der Ueberzeugung, daß auf die Waffe des U-Boots, in der wir eine Ueberlegenheit über unsre Feinde haben, von der deutschen Regierung nicht verzichtet werden darf. Der Krieg ist eben, wie wir das tagtäglich erfahren, ein wild grausames Handwerk.

Die Berechtigung unsrer Flotte zur Versenkung der „Lusitania" lag für den gesunden Menschenverstand auf der Hand, denn das Schiff führte eine Menge Waffen und Munition für unsre Feinde zum unmittelbaren Gebrauch mit sich. Eine Schonung des Schiffes würde danach nur scheinbar eine Humanität, in Wirklichkeit aber eine große Inhumanität gewesen sein. Der Führer des U-Boots hätte sich „fast eines Verrats gegen sein Vaterland" schuldig gemacht, um die Ausdrucksweise des russischen Delegierten auf der Londoner Konferenz zu gebrauchen, wenn er das Schiff freigelassen hätte.

Der Angriff ist allerdings ohne vorherige Warnung erfolgt. Eine solche war aber überflüssig, da von seiten der Deutschen Botschaft in Washington vor der Abfahrt des Schiffes öffentlich bekanntgemacht war, daß ein Angriff eines deutschen U-Bootes auf die „Lusitania" zu erwarten sei. Sowohl die Mannschaft wie die Passagiere waren von der drohenden Gefahr unterrichtet, als sie sich einschifften; sie brauchten also von dem Führer des U-Boots nicht noch besonders hierauf aufmerksam gemacht zu werden. Ueberdies ließ sich annehmen, daß ein so großes und prachtvolles Schiff wie die „Lusitania" mit den nötigen Booten und Rettungsanstalten versehen sei, um die Passagiere und die Schiffsmannschaft auch nach der Torpedierung noch retten zu können. Diese Annahme wurde dadurch bestärkt, daß sich in Neuyork eine große Anzahl Passagiere zur Ueberfahrt nach Europa auf das Schiff begeben hatten, obgleich ihnen die Gefahr, daß das Schiff torpediert werden könne, bekannt war. Man konnte einer solchen

Digitized by Google

Anzahl von Passagieren nicht wohl den frivolen Leichtsinn zutrauen, unter diesen Umständen das Schiff zur Ueberfahrt zu benutzen, ohne sich von dem Vorhandensein der nötigen Rettungsanstalten zu vergewissern.

Die nordamerikanische Note an die deutsche Regierung vom 10. Juni 1915 hebt vorwurfsweise hervor, daß die Torpedierung der „Lusitania" „ohne den geringsten Anruf oder Warnung" erfolgt sei. Dieses ist eine advokatorische Bemerkung. Jedermann auf der „Lusitania" war mit der Gefahr, welche dem Schiffe drohte, bekannt. Dadurch war eine besondere Warnung überflüssig und zwecklos.

Die englische Admiralität hatte die Reedereien der englischen Handelsschiffe angewiesen oder aufgefordert, ihre Schiffe mit Kanonen zur Verteidigung gegen U-Boote zu versehen, auch, wenn möglich, das U-Boot durch Rammen zu vernichten. Man mußte annehmen, daß diese Aufforderung bei der Reederei eines so großen Schiffes wie die „Lusitania" nicht unbefolgt bleiben könne; es mußte daher bedenklich erscheinen, vor der Torpedierung eine Warnung an die „Lusitania" gelangen zu lassen, da die Folge hiervon sein konnte, das U-Boot einer Gefahr auszusetzen, der es nicht gewachsen war.

Es scheint nach der Note vom 10. Juni 1915, daß die nordamerikanische Regierung die Ansicht vertreten will, die deutschen U-Boote dürften ein englisches Kauffahrteischiff nur angreifen, wenn es bewiesen sei, daß solches bewaffnet sei. Diese Bemerkung erklärt sich aus der Haltung der nordamerikanischen Regierung gegenüber Deutschland. Der Art. 6 des Abkommens, betreffend die Beschießung durch Seestreitkräfte in Kriegszeiten, bestimmt, daß ein Befehlshaber einer angreifenden Seemacht vor der Beschießung eines feindlichen Platzes alles tun soll, um die Behörden vorher zu benachrichtigen, jedoch mit Ausnahme des Falles, wo die militärischen Erfordernisse es nicht gestatten. Diese Vorschrift trifft analog auf den Fall zu, wo ein U-Boot ein feindliches Handelsschiff angreifen will. Eine Verpflichtung, vor dem Angriff das feindliche Schiff zu benachrichtigen, ist ausgeschlossen, wo die militärischen Erfordernisse es nicht gestatten. Ob ein solcher Fall vorliegt, ist von dem Führer des U-Bootes nach seinem pflichtmäßigen Ermessen zu beurteilen. Von ihm muß dabei, abweichend von dem Befehlshaber einer Seemacht, die einen feindlichen Platz am Lande beschießen will, insbesondere auch die Sicherheit seines Fahrzeuges berücksichtigt werden.

Hiernach läßt sich nicht behaupten, daß der Führer des U-Boots es an Humanität habe fehlen lassen, wenn er nicht vor der Torpedierung noch eine besondere Warnung an die „Lusitania" richtete.

In der Note der deutschen Regierung vom 8. Juli d. J. wird auf die verschiedenen Verletzungen des Völkerrechts durch unsre Feinde hingewiesen. Ob dieser Hinweis dazu dienen sollte, die Benutzung der U-Boote als Kampfmittel zu erklären oder zu rechtfertigen, ist nicht klar. Die nordamerikanische Regierung scheint ihn in dem letzteren Sinne aufgefaßt zu haben, denn es heißt in ihrer Note vom 23. Juli d. J.:

Digitized by Google

„Die Vergeltungshandlung eines Kriegführenden ist an und für sich ein Handeln außerhalb des Gesetzes, und die Verteidigung einer Maßnahme als Vergeltungsmaßnahme bedeutet das Zugeständnis, daß sie ungesetzlich ist."

Diese Ausführung ist unrichtig. Dadurch, daß eine kriegführende Macht sich an die völkerrechtlichen Regeln nicht kehrt, wird die feindliche Macht zu Vergeltungsmaßregeln berechtigt. Liegen die Voraussetzungen für solche Maßregeln vor, so sind sie nicht, wie die nordamerikanische Note behauptet, ungesetzlich, sondern völkerrechtlich erlaubt. Die Neutralen haben sich die Folgen dieser Maßregeln ebensoweit gefallen zu lassen, wie überhaupt Akte der Kriegführung. Die nordamerikanische Note sucht die Sache zu verdrehen, indem sie sich darauf stützt, daß eine Vergeltungshandlung an und für sich ein Handeln außerhalb des Gesetzes sei. Es kommt aber nicht darauf an, was die Handlung „an und für sich", sondern was sie unter den besonderen Umständen ist. Und unter den besonderen Umständen ist sie, wenn die Voraussetzungen einer Vergeltung vorliegen, nicht „ungesetzlich".

Ob nun der Krieg gegen feindliche Handelsschiffe durch U-Boote sich als Vergeltung gegen feindliche Verletzungen des Völkerrechts rechtfertigen ließe, wenn er sonst völkerrechtswidrig wäre, ist eine Frage, die sich schwer beantworten läßt. Die Versenkung der „Lusitania" war aber, auch wenn man den obigen Ausführungen nicht beitreten will, aus einem anderen Grunde gerechtfertigt. Das Schiff hatte notorisch, wie auch durch die seeamtliche Untersuchung in England bestätigt wurde und das Manifest ergab, eine große Menge Waffen und Munition für England zum unmittelbaren Gebrauch gegen die deutsche Armee an Bord. Es war durch das Selbsterhaltungsrecht oder durch Notwehr für die deutsche Kriegsmacht geboten, es zu verhindern, daß diese für unsere Armee so verhängnisvolle Ladung an ihren Bestimmungsort gelangte. Die Notwehr oder das Selbsterhaltungsrecht rechtfertigt Maßregeln, die sonst nicht erlaubt sind. Dieser Grundsatz ist als selbstverständlich natürlich auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt. Der berühmte nordamerikanische Völkerrechtslehrer Hall bemerkt: „In the last resort almost the whole of the duties of states are subordinated to the right of self-preservation. — There are however circumstances falling short of occasions upon which existence is immediately in question, in which, through a sort of extension of the idea of self-preservation to include self-protection against serious hurt, states are allowed to disregard certain of the ordinary rules of law in the same manner as if their existence were involved."

Im Jahre 1838 besetzte eine Anzahl kanadischer Insurgenten eine zu Nordamerika gehörende Insel im Niagara, von welcher aus sie einen Angriff auf britisches Gebiet vermittels des Schiffes „Caroline" ausführen wollte. Die englische Regierung ließ die „Caroline" zerstören, während sie in nordamerikanischem Gebiet vor Anker lag. Die nordamerikanische Regierung verlangte von der britischen Aufklärung über diese anscheinende Völkerrechtsverletzung und insbesondere den Nachweis der Notwendigkeit der „self-defence, instant, over-

Digitized by Google

whelming, leaving no choice of means, and no moment for deliberation." Die britische Regierung konnte ohne Schwierigkeiten die Voraussetzungen der Selbstverteidigung nachweisen, und die nordamerikanische Regierung beruhigte sich dabei.

Die Voraussetzungen der Selbstverteidigung, welche in diesem Falle von der nordamerikanischen Regierung aufgestellt wurden, sind bei der Versenkung der „Lusitania" vorhanden gewesen.

Die Noten des Präsidenten Wilson bestreiten zwar nicht die Tatsache, daß die „Lusitania" Waffen und Munition zum unmittelbaren Gebrauch gegen die deutschen Armeen an Bord hatte. Dieses war nicht wohl möglich. Die Tatsache wird aber auch trotz ihrer Notorietät nicht zugegeben, sondern in der Note vom 10. Juni für unerheblich erklärt. Trotzdem glaubt der Präsident Wilson in Anlaß der Versenkung der „Lusitania" die deutsche Regierung auf die Pflichten der Menschlichkeit hinweisen zu müssen.

Durch die große Quantität von Waffen und Munition, welche auf der „Lusitania" verladen war, wären voraussichtlich weit mehr deutsche Soldaten ums Leben gekommen, als sich Personen auf der „Lusitania" befanden, wenn die Ladung an ihren Bestimmungsort gelangt wäre. Die Vernichtung der „Lusitania" stand also in Ermangelung anderer Mittel, den weiteren Transport der gefährlichen Ladung zu verhindern, nicht allein mit den Pflichten der Menschlichkeit nicht in Widerspruch, sondern war durch dieselben geboten, auch wenn man davon absehen will, daß der Führer des U-Bootes mit Sicherheit darauf rechnen mußte, daß die Mannschaft und die Passagiere des Schiffes durch die Boote gerettet würden.

Man hat mitunter die Gestattung der überseeischen Lieferung von Munition und Waffen an eine kriegführende Partei durch den Hinweis zu entschuldigen versucht, der andere kriegführende Teil könne das Schiff, das die Munition und Waffen befördere, anhalten und wegnehmen. Den Deutschen ist dieses durch gewöhnliche Kriegsschiffe nicht möglich, sie haben aber ein gewisses Hilfsmittel gegen derartige Waffenlieferungen in den U-Booten, vielleicht auch in den Fliegern. Dieses Hilfsmittel will Wilson ihnen jetzt entziehen.

Im Interesse des Friedens und der Menschlichkeit geben wir uns jedoch der Hoffnung hin, daß es der deutschen Regierung gelingen werde, einen Weg zu finden zu einer friedlichen Verständigung mit Amerika. Im Vertrauen auf den Sieg der Wahrheit und der christlichen Ideen dürfen wir danach wohl annehmen, daß mit der Zeit die Menschlichkeit, die Brüderlichkeit und die Gerechtigkeit auch in den maßgebenden Kreisen in den Vereinigten Staaten Eingang finden werden.

Nachtrag

Nachdem der vorstehende Artikel geschrieben war, ist der englische Passagierdampfer „Arabic" unter ganz ähnlichen Verhältnissen, wie sie bei der Torpedierung der „Lusitania" vorlagen, auf der Reise von Amerika nach England von einem deutschen U-Boot versenkt worden. Auch hierbei sind einige Menschen-

Digitized by Google

leben, wenn auch nicht in solcher Zahl wie bei der „Lusitania", verloren gegangen, und es haben sich darunter einige nordamerikanische Staatsangehörige befunden. Die deutsche Regierung hatte, um der nordamerikanischen Regierung entgegenzukommen, Instruktionen erteilt, nach welchen der Führer des U-Bootes die „Arabic" ohne Warnung und ohne Rettung der Menschenleben nur dann angreifen durfte, wenn das Schiff entweder einen Fluchtversuch machte oder Widerstand leistete. Der Führer des U-Boots hatte vor der Torpedierung dem Schiffe keine Warnung zukommen lassen, weil er aus den Umständen den Schluß zog, daß die „Arabic" einen gewaltsamen Angriff auf sein Boot plante. In einem Anschreiben an die Nordamerikanische Botschaft in Berlin hat das Auswärtige Amt sich dahin ausgesprochen, daß es eine Verpflichtung des Deutschen Reiches zum Schadenersatz selbst für den Fall nicht anerkenne, daß der Kommandant sich über die Angriffsabsicht der „Arabic" geirrt haben sollte.

Die Frage, ob der Führer eines U-Boots völkerrechtlich verpflichtet ist, ein feindliches Handelsschiff vor dem Angriff zu warnen und eine Frist für die Rettung der an Bord befindlichen Personen zu gewähren, ist oben erörtert und im allgemeinen verneint. Will man aber eine derartige Verpflichtung annehmen, so kann sie jedenfalls nicht weitergehen, als daß es von dem Ermessen des U-Bootführers abhängen muß, eine solche Warnung zu unterlassen, wenn militärische Rücksichten dagegensprechen. Es ist oben auf die Analogie der Bestimmung des Art. 6 des Haager Abkommens vom 18. Oktober 1907 hingewiesen. In dem Falle der „Arabic" hatte der U-Bootführer zu berücksichtigen, ob von dem anzugreifenden Schiffe eine Gefahr für sein eignes Fahrzeug zu befürchten sei. Es liegt auf der Hand, daß der Führer danach nicht unbedingt verpflichtet war, mit seinem Angriff so lange zu warten, bis es unumstößlich feststand, daß die „Arabic" einen Angriff auf sein Boot plane. Er mußte vielmehr nach seinem verständigen Ermessen beurteilen, ob nach den Umständen eine große Wahrscheinlichkeit dafür vorliege, daß ein solcher Angriff beabsichtigt sei.

Die deutsche Regierung hat sich gegenüber der nordamerikanischen bereit erklärt, die Frage, ob eine Entschädigung für den Tod nordamerikanischer Staatsangehöriger zu leisten sei, dem Haager Schiedsgericht zur Entscheidung zu unterbreiten. Dabei hat sie hinzugefügt, sie setze es als selbstverständlich voraus, daß der Schiedsspruch nicht etwa die Bedeutung haben solle, eine generelle Entscheidung über die völkerrechtliche Zulässigkeit oder Unzulässigkeit des deutschen U-Bootkrieges zu treffen.

Digitized by Google

Die Bedeutung der Fermente im Haushalte der Natur[1])

Von

Emil Abderhalden (Halle a. S.)

Es gibt wohl nicht viele Probleme, die alle Kreise so fesseln, wie die Frage nach dem Wesen der Lebensvorgänge. Die verschiedensten Ansichten über das, was Leben ist, sind entwickelt und mit großer Energie verfochten worden. Heute sind wir bescheidener geworden und erkennen, daß eine Erklärung der gesamten Lebensvorgänge zurzeit nicht möglich ist. Wir versuchen von den uns bekannten Geschehnissen in den Zellen möglichst viele mit Prozessen gleichzustellen, die wir außerhalb dieser durchführen können. Wir wissen, daß in den Zellen bestimmte Bedingungen gegeben sind. Ferner ist uns bekannt, daß physikalische und chemische Prozesse sich vollziehen. Viele davon können wir mit dem gleichen Endresultate im Laboratorium nachahmen. Freilich bleibt es recht oft eine offene Frage, ob die Wege, die zu diesem führen, in der Zelle und im Reagenzglas die gleichen sind. In vielen Fällen können wir wohl das gleiche Ergebnis zeitigen, jedoch sind die Bedingungen, unter denen wir arbeiten, ganz andrer Art als die in der Zelle herrschenden. Sicher festgestellt ist, daß die verschiedenen Organismen weder Stoffe aus nichts bereiten, noch solche vernichten können. Das Gesetz der Erhaltung der Materie gilt sowohl für die unbelebte als die belebte Natur. Das gleiche gilt auch für das Gesetz der Erhaltung der Energie. Die Zelle setzt Energie um. Dabei macht sie mannigfache Wandlungen durch. Es hat vieles für sich, daß wir noch nicht alle Formen kennen, unter denen Energie auftreten kann. Immer bleibt jedoch die gesamte Energiemenge sich gleich. Weder verschwindet in der Zelle Energie, noch wird solche aus nichts erzeugt. Die Zelle erhält mit der aufgenommenen Nahrung eine bestimmte Menge Energie. Mit dieser arbeitet sie.

Besonders verlockend sind Studien vergleichender Art über bestimmte Vorgänge in den Zellen der verschiedensten Organismenarten. Wir begegnen überall neben Vorgängen, die eine für bestimmte Klassen von Lebewesen charakteristische Erscheinungsform zeigen, auch solchen gleicher Art. Pflanze und Tier sind nicht, wie man es sich früher dachte, scharf abgegrenzt. Die neuere Forschung hat immer mehr beiden gemeinsame Vorgänge nachgewiesen. Es bezieht sich dies im besondern auf die so wichtigen Stoffwechselprozesse. Scharf unterschieden sind die mit Blattfarbstoff ausgestatteten Pflanzen von den Tieren dadurch, daß sie, von viel einfacheren Verbindungen ausgehend als diese, die mannigfaltigsten

[1]) Vortrag, gehalten am 9. Januar 1915 auf Einladung des Deutschen Frauenvereins vom Roten Kreuz für die Kolonien in Stuttgart.

Digitized by Google

Synthesen ausführen können. Die chlorophyllführende Pflanze vermag aus Kohlensäure und Wasser eine gewaltige Zahl der verschiedenartigsten Stoffe aufzubauen. Zu stickstoffhaltigen Verbindungen nimmt sie dazu noch Ammoniak oder Salpeter auf. Den Schwefel bezieht sie aus Schwefelsäure und den Phosphor aus Phosphorsäure. Wir sehen vor unsern Augen Stoffe der unbelebten Natur in Zellen eintreten. Sie werden zum Teil Bestandteile von solchen und sind als solche an Lebensvorgängen beteiligt. Kohlensäure, die eben von einem Tier ausgeatmet und der unbelebten Natur zurückgegeben worden ist, tritt wieder in den Kreislauf des Lebens ein, sobald sie von einer Pflanze verwertet wird. Die Kohlensäure kann auch bei der Verbrennung von Kohle, die vielleicht jahrtausendelang im Schoße der Erde geschlummert hat, gebildet werden. Ungezählte Jahre war dieser Kohlenstoff festgelegt, bis Menschenhand ihn in Gestalt der Stein- oder Braunkohle zutage fördert und zur Gewinnung von Energie mit Sauerstoff zusammenbringt, d. h. verbrennt.

Es ist ein außerordentlich reizvolles Problem, die Lebensgeschichte des Kohlenstoffs zu schreiben. Nur kennen wir weder einen Anfang noch ein Ende dieses Lebenslaufes. Betrachten wir ein Stück Kohle. Sie stammt von Pflanzen. Dereinst war der in ihr enthaltene Kohlenstoff von chlorophyllführenden Pflanzenorganen in Form von Kohlensäure aus der Luft aufgenommen worden. Der Blattfarbstoff allein genügt zur Assimilation der Kohlensäure nicht. Es gehört dazu noch Energie. Diese entstammt dem Sonnenlicht. Eine ganz bestimmte Menge von Sonnenenergie ist notwendig, um aus Kohlensäure und Wasser z. B. Zucker aufzubauen. Wird dieser wieder in Kohlensäure und Wasser zerlegt, dann wird genau die gleiche Menge von Energie frei, wie bei dem umgekehrten Prozesse der Bildung des Kohlenhydrats aus den erwähnten Ausgangsmaterialien verwendet worden ist. Die Pflanzenzelle vermag mittels Sauerstoffs den Abbau zu vollziehen. Die Tierzelle verhält sich ebenso. Sie schafft sich Energie und zugleich mannigfache Baumaterialien durch Oxydation mancherlei sog. organischer, d. h. aus Kohlenstoff und Wasserstoff und in vielen Fällen noch andern Elementen bestehender Verbindungen. Wir haben einen richtigen Kreislauf der Energie vor uns.

Verbrennen wir ein Stück Kohle, dann leuchtet uns in gewissem Sinne Sonnenlicht entgegen, das vor Jahrtausenden die Erde beschienen hat. Die zur Wahrnehmung gelangende Wärme ist Sonnenwärme! Der Kohlenstoff der Kohle ist sicherlich mehr als einmal Bestandteil der Luft gewesen. Die Pflanze, von der die Kohle stammt, hat ihn aus dieser aufgenommen. Wo war der Kohlenstoff der Kohlensäure zuvor? Vielleicht bildete er einen Bestandteil einer Zelle eines gewaltigen Ichthyosaurus! Vielleicht war er gar am Aufbau einer Ganglienzelle beteiligt! Als Baustein einer solchen Zelle nahm er Anteil an der Bildung von Wahrnehmungen, von Gedanken, von Vorstellungen! Nun ist der Kohlenstoff wieder durch Verbrennung der Kohle der Luft übergeben. Wieder nimmt ihn eine Pflanze auf. Er wird in bestimmte Zellen eingefügt und vollzieht im Verein mit andern Bausteinen bestimmte Funktionen. Die Pflanze hat mit seiner

Digitized by Google

Hilfe und mittels andrer Stoffe bestimmte Verbindungen aufgebaut. Sie kann den aufgenommenen Kohlenstoff der Atmosphäre selbst wieder zurückgeben, indem sie das aufgebaute Produkt durch Oxydation zerlegt, oder es stirbt die Pflanze ab. Sie verfault, d. h. sie wird auf ganz besondere Art in ihre Bestandteile aufgelöst. Oder aber es erscheint ein Tier und verzehrt die Pflanze mit all ihren kompliziert gebauten Produkten. Die Zellen des Tieres verwenden die aufgenommenen Zellbestandteile der Pflanzen in mannigfaltiger Weise. Sie benützen sie als Bausteine, oder sie bereiten daraus bestimmte Verbindungen mit besonderen Wirkungen, oder aber sie bauen sie tief ab und lassen schließlich aus ihnen sog. Stoffwechselendprodukte hervorgehen. Es sind dies Stoffe, für die der Organismus keine Verwendung mehr hat. Es gehören dazu Kohlensäure, Wasser, Harnstoff, Ammoniak usw. Die Kohlensäure kehrt, nachdem der in ihr enthaltene Kohlenstoff wichtige Funktionen in einer kompliziert gebauten Verbindung erfüllt hat, in die Luft zurück. Wieder ist ein „Lebensabschnitt" des Kohlenstoffs abgeschlossen. Dieser war in Wirklichkeit viel mannigfaltiger, als unsre Schilderung es vermuten läßt! Wieder übernimmt die Pflanze den Kohlenstoff in Form der Kohlensäure. Für den Wasserstoff, den Stickstoff, den Schwefel, den Phosphor usw. können wir ebenfalls den ganzen Reigen von der unbelebten Natur zu der Pflanze und von dieser zum Tier verfolgen. Pflanze und Tier stehen in engster Wechselbeziehung. Die erstere bereitet Stoffe, die für das letztere unentbehrlich sind. Ein Tierleben ohne Pflanzenwelt ist unter den jetzt herrschenden Bedingungen ganz undenkbar. Nur die Pflanze kann Sonnenenergie direkt verwerten. Nur sie vermag Kohlensäure und Wasser in großem Maßstabe zu verwerten. Das Tier ist auf komplizierter gebaute Verbindungen angewiesen. Sie kann nur verwandelte Sonnenenergie benützen, soweit unsre Kenntnisse reichen.

Die Pflanze verwendet die Stoffwechselendprodukte des Tieres, nachdem diese in bestimmter Weise verwandelt sind. Das Tier selbst geht schließlich auch zugrunde, und mit ihm werden ungezählte Verbindungen aller Art dem Kreislauf der Stoffe wieder zur Verfügung gestellt. Kein andrer Organismus vermag mit ihnen etwas anzufangen, bevor nicht tiefgreifende Vorgänge das ganze Material verwandelt haben. Da, wo eben tierisches Leben seinen Abschluß fand, sproßt bald Pflanzenleben empor. Ein Samenkorn findet reichlich Nahrung. Der Keimling wächst, läßt Stengel und Blätter entstehen, und bald entfalten sich Knospen zu prachtvollen Blüten. Insekten aller Art umgaukeln sie. Es jauchzt das Leben! Schon nähert sich ein großes Tier und eignet sich den prachtvollen Organismus der Pflanze an. Sie hat aufgehört, zu leben. Das Leben ist aber trotzdem nicht vernichtet. Die Bestandteile der Pflanzenorgane finden wir bald wieder in den Zellen des Tieres, das die Pflanze verzehrt hat. Wir erkennen sie allerdings kaum mehr, so sehr haben sie sich verändert. So spielt sich vor unsern Augen ewiges Leben auf der Erde ununterbrochen im buntesten Reigen ab!

Im Rahmen des geschilderten Wechsels der einzelnen Stoffe von der unbelebten Natur zur belebten und innerhalb dieser von der Pflanze zum Tier

Digitized by Google

und von diesem zur ersteren oder zur unbelebten Natur drängen sich ungezählte interessante Fragestellungen. Wir wollen eine herausgreifen. Es genügt uns nicht, festgestellt zu haben, daß Stoffe, die der Pflanze angehört haben, vom Tier übernommen werden, und umgekehrt auf Material tierischer Herkunft Pflanzen entstehen können. Wir möchten in die Umwandlungsprozesse, die sich unzweifelhaft beim Uebergang der einzelnen Stoffe von Organismus zu Organismus und von der belebten zur unbelebten Natur und umgekehrt vollziehen, einen möglichst tiefen Einblick gewinnen.

Schon die einfache Betrachtung der Ernährung der verschiedenartigen Organismen regt uns zum Nachdenken an. Ungezählte Pflanzenarten nehmen Kohlensäure auf und bereiten mit der gleichen Energie und dem gleichen Blattfarbstoff Verbindungen bestimmter Art unter offenbar den gleichen oder doch sehr ähnlichen Bedingungen. Trotz der ganz gleichen Ausgangsmaterialien beobachten wir, daß eine außerordentlich große Zahl verschiedener Formen entsteht. Wem wäre die kaum erschöpfbare Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt nicht bekannt?! Offenbar sind nicht die gebildeten Verbindungen ausschlaggebend, sondern die Struktur und gesamte Organisation der schon vorhandenen Zellen. In sie werden die neuen Materialien eingefügt. Würde jede Zelle der Pflanze genau die gleichen Stoffe enthalten, dann wäre nicht leicht zu verstehen, wieso die eine Zellart die Funktionen eines Blattes, die andre die eines Stengels, oder einer Wurzel, oder einer Blüte erfüllt. Wohl könnte durch ein verschiedenes Mengenverhältnis, in dem die einzelnen Verbindungen sich in den einzelnen Zellarten finden, manche Eigentümlichkeiten bestimmter Zellen mit besonderen Funktionen erklärt werden. Sobald man jedoch tiefer in die Zellvorgänge eindringt und vor allem den Stoffwechselprozessen nachgeht, erkennt man, daß sicher jede Zelle mit besondern Funktionen auch einen ganz besondern Bau haben muß. Da offenbar in den chlorophyllführenden Zellen nicht ungezählte, spezifisch ausgerüstete Produkte für jede Zellart bereitet werden, sondern vielmehr indifferentes Baumaterial und Reservestoffe entstehen, so muß jede Zellart die Möglichkeit des Umbaus besitzen. Nun wissen wir aus den Erfahrungen im chemischen Laboratorium, daß es im allgemeinen nicht schwerhält, eine Verbindung in eine andre überzuführen, sobald wir die erstere in einfachere Bruchstücke zerlegen dürfen. Dies gilt vor allem von Verbindungen, die zusammengesetzter Natur sind, und um solche handelt es sich größtenteils bei den Zellbestandteilen.

Es sei z. B. eine Verbindung, die aus den beiden Bausteinen a und b besteht, zu verwandeln. b folge auf a, d. h. die Verbindung sei a—b. Daraus soll nun der Körper b—a bereitet werden. Sobald wir die Bausteine a und b bereiten können, hält es nicht schwer, diese in der Reihenfolge b—a zu vereinigen. Man weiß nun, daß Pflanzenzellen viele zusammengesetzte Verbindungen in ihre Bausteine zerlegen können. Es handelt sich zumeist um einen Abbau unter Wasseraufnahme, um eine sog. Hydrolyse. Die Spaltung schreibt man Stoffen zu, die man Fermente genannt hat. Man kennt sie nicht als solche; auf ihre Anwesenheit schließt man aus der Wirkung. Wir geben z. B. zu Stärke, einem

Digitized by Google

Gemisch von zusammengesetzten Kohlehydraten, Zellsaft und beobachten, daß nach einiger Zeit das Stärkekorn sich verändert. Es wird allmählich kleiner und schließlich verschwindet es ganz. Es tritt ein stufenweiser Abbau ein. Schließlich bleiben Traubenzuckermoleküle übrig. Mit dem gleichen Endergebnis können wir Stärke im Reagenzglas z. B. mit Säure zerlegen. Wählen wir Fett, dann beobachten wir Verseifung. Es treten die Bausteine der Fette, Alkohole und Fettsäuren, auf. Gehen wir vom Eiweiß aus, dann beobachten wir eine Lösung durch Zellsaft. Es bilden sich Peptone und Aminosäuren. Schließlich treffen wir auf keine Spur von Eiweiß mehr. Es ist in seine Bausteine, die Aminosäuren, aufgespalten worden.

Ueberall, wo Zellen sind, treffen wir auf Fermente. Sie wirken schon in Spuren. Charakteristisch für sie ist, daß sie nach Ablauf der Reaktion unverändert zur Stelle sind. Sie können von neuem Umsetzungen vollziehen. Die Fermente sind auf bestimmte Substrate eingestellt. Wir kennen Fermente, die Fette spalten. Diese greifen Kohlehydrate nicht an. Umgekehrt vermögen Fermente, die z. B. Stärke hydrolysieren, nicht Fett zu verseifen. Die spezifische Einstellung bezieht sich nicht nur auf ganze Stoffgruppen, sondern vielfach auf einzelne Glieder derselben. So kennen wir Fermente, die Malzzucker spalten, nicht aber Milchzucker. Das diesen zerlegende Ferment greift Malzzucker nicht an.

Es gibt nicht nur Fermente, die hydrolysieren, sondern auch solche, die unter Wasserabspaltung aufbauen, d. h. den umgekehrten Prozeß wie die sog. Hydrolysen vollziehen. Viele Forscher sind der Ansicht, daß das gleiche Ferment je nach den vorhandenen Bedingungen spalten und aufbauen kann. Andre Fermente sind bei Oxydations-, wieder andre bei Reduktionsprozessen beteiligt. Wir wollen uns hier nicht in Einzelheiten verlieren, sondern von allgemeineren Gesichtspunkten aus die Bedeutung der Fermente betrachten.

Wir können uns an Hand des eben Besprochenen bereits ein Bild machen, wie die einzelne Pflanzenart ihren speziellen Charakter trotz der stets sich bildenden gleichartigen Assimilationsprozesse beibehält, und wie sie innerhalb des eignen Organismus eine große Zahl von Zellarten mit ganz besonderen Baumaterialien ausstatten kann. Die Assimilationsprodukte werden den einzelnen Zellen zugeführt. Diese lagern diese zum Teil unverändert als Reservematerial ab. Zum Teil werden bestimmte Verbindungen geformt, sei es, daß Baumaterialien notwendig sind, sei es, daß Sekretstoffe hergestellt werden. Bei der Bereitung all dieser Stoffe geht die Zelle von den Bausteinen der zusammengesetzten Verbindungen aus. Stärke wird zu Traubenzucker abgebaut, aus Fetten werden die Bausteine gebildet und ebenso aus Eiweiß, den Kernstoffen usw. Durch Zusammenfügen der einzelnen Bausteine in bestimmter Reihenfolge und bestimmter Art werden Verbindungen mit ganz spezifischem Charakter erzeugt. Es ist ein zelleignes Produkt entstanden. Es ist in seiner ganzen Art für alle übrigen Zellarten fremd. Bausteine der zusammengesetzten Verbindungen bilden ohne Zweifel auch das Ausgangsmaterial zur Bildung bestimmter Sekretstoffe. Der einzelne Bau-

Digitized by Google

stein kann behauen und umgeformt werden. Ungezählte Prozesse greifen ineinander ein, bis ein bestimmtes Produkt dargestellt ist. So hat jede Pflanze Artcharakter und innerhalb ihres Organismus jede Zellart Funktionscharakter. Arteigne und zelleigne Stoffe erfüllen sie neben Produkten, die vielen Pflanzen gemeinsam sind. Dazu gehören Reservestoffe und Stützsubstanzen, denen vielfach ein Artcharakter fehlt. Wir sehen beständig in die Pflanze Kohlensäure, Wasser, Ammoniak oder Salpeter usw. einströmen und in bestimmten Werkstätten unter Aufwand von Sonnenenergie und der Mitwirkung von Chlorophyll bestimmte Verbindungen entstehen, die den einzelnen Zellarten als rohes Baumaterial zur Verfügung gestellt werden. In der Zelle beginnt die Feinarbeit. Jede Zelle mit besonderen Funktionen muß einen besondern Bau haben und ihn erhalten.

Schon einmal erwähnten wir, daß das Tier auf die Pflanze angewiesen ist. Auch der Fleischfresser bezieht seine Nahrung indirekt aus der Pflanzenwelt. Er frißt direkt oder „auf Umwegen" Pflanzenfresser! Suchen wir in das Wesen der Ernährung tiefer einzudringen, dann stoßen wir sofort auf die gleiche Fragestellung wie bei den Pflanzen. Wir bemerken auf einer bestimmten Pflanzenart ungezählte Kostgänger ganz verschiedener Art. Da beschneidet eine Raupe ein Blatt in großzügiger Art. Sie ist unersättlich! Daneben nährt sich ein Käfer von dem gleichen Blatt. Der Käfer behält seine Art und die Raupe die ihrige trotz der gleichen Nahrung. Wir erblicken auf einer Weide Ziegen, Schafe, Rinder, Pferde, Hasen usw. Alle fressen die gleichen Pflanzen, und doch behält jedes Tier seinen spezifischen Habitus! Wir füttern einen Hund, eine Katze, einen Löwen, einen Habicht, einen Hecht usw. mit genau dem gleichen Fleisch. Es gelingt uns nicht, einen Einfluß auf die Artcharaktere zu gewinnen. Ja, wir können einzelne Zellen in genau der gleichen Kulturflüssigkeit züchten, und doch differenziert sich jede neue Zelle nach der, aus der sie hervorgegangen ist. Es ist ein bestimmter Bauplan, der bei jeder Zellart jeden Neubau beherrscht. Schließlich zeigt uns der Allesesser am besten, daß die Art der Nahrung nicht für die innere Organisation der Zellen maßgebend sein kann. Ob wir nun heute nur Vegetabilien zu uns nehmen und morgen nur Fleisch und endlich gemischte Kost, es bleibt sich das für die Organisation der Zellen des Organismus gleich.

Wie ist das nun möglich? Es zeigte sich bald, daß im Verdauungskanal Stoffe vorhanden sind, die die aufgenommenen zusammengesetzten Verbindungen zerlegen können. Wieder sind es Fermente, die eingreifen. Unsre Nahrung besteht aus Zellen. Diese enthalten Verbindungen mit zelleignem Charakter. Für diese haben wir keine direkte Verwendung, wohl aber sind uns ihre Bausteine sehr wertvoll. Je weiter die Forschung in das Wesen der Verdauung eindrang, um so mehr zeigte es sich, daß sie in der Hauptsache die Bedeutung hat, spezifisch gebauten, zusammengesetzten Stoffen durch Abbau ihren besondern Charakter zu nehmen. Baustein wird von Baustein gelöst, und schließlich bleibt ein Gemisch von indifferenten Bausteinen übrig. Nichts erinnert mehr an den kunstvollen Bau!

Digitized by Google

Ein Vergleich mag das Verständnis des Wesens der Verdauung erleichtern. Würden wir von einem Baumeister verlangen, daß er ein Gebäude mit einer besondern Aufgabe, z. B. ein Schulhaus, in eine Maschinenfabrik umbauen soll, dann würde er sicherlich den Auftrag ablehnen, wenn er das vorhandene Gebäude der „neuen Funktion" unmittelbar anpassen sollte. Er wird jedoch darauf eingehen, wenn er das Schulhaus abbauen darf. Er wird Stein von Stein brechen, die Fenster herausnehmen usw. Schließlich wird nichts mehr an die ursprüngliche Bestimmung des Baumaterials erinnern. Nun beginnt der neue Bau. Mancher Baustein wird unverändert eingesetzt, mancher muß in mehr oder weniger großem Umfange verwandelt werden, ja mancher Teil ist gar nicht mehr verwendbar. Er wird ausgeschieden. In ganz ähnlicher Weise geht im Darmkanal eine Zerlegung all der mannigfaltigen zelleignen Stoffe und auch der aufgenommenen Reservestoffe vor sich. Die Sortierungsarbeit setzt jenseits des Darmes ein. Jede Zelle erhält Baumaterial zugeführt. Sie verwendet es nach eignen Plänen und eignem Bedarf. Bald wird es nur als Energiequelle ausgenützt, bald werden Sekretstoffe mit spezifischem Charakter bereitet, bald wird Baustein an Baustein gefügt, um ein zelleignes Produkt zu bilden, das am Aufbau der Zelle Anteil hat. Jede Zelle innerhalb der einzelnen Art hat Artcharakter, und jede Zelle innerhalb des Organismus weist wiederum entsprechend ihren besondern Funktionen zelleignen Charakter auf. Vielleicht wiederholt sich der „Funktionscharakter" bei den gleichartigen Zellen in der ganzen Tierreihe in der gleichen Weise. So könnten die Leberzellen in der ganzen Tierreihe, abgesehen vom Artcharakter, gleiche Züge tragen und ebenso die Schilddrüsenzellen usw.

Jedenfalls erhellt aus dieser Darstellung, daß auch die Zellen des tierischen Organismus die Fähigkeit besitzen müssen, umbauen zu können. In der Tat besitzen sie die dazu nötigen Werkzeuge in reichem Maße, nämlich die Fermente. Im Darmkanal geht der Art- und Funktionscharakter der Bestandteile des Zellinhalts der aufgenommenen Nahrung verloren. In der Zelle wird zelleignes Material erzeugt. Ehe dieses die Zellen wieder verläßt, muß ihm der besondere Charakter wieder genommen werden, denn sonst würden Stoffe kreisen, die für jede andre Zellart fremdartig sind. Fermente sind es, die auch in diesem Falle in Wirksamkeit treten und den spezifischen Bau zelleigner Stoffe zerstören.

Bei diesen Vorstellungen müssen wir einen Augenblick stehenbleiben. Liegt hier ein kühner Gedankenflug vor oder handelt es sich um Erkenntnisse, die der Natur in mühsamer Arbeit abgerungen sind? Das letztere ist der Fall. Das Studium der Verdauung selbst hat zu der Feststellung geführt, daß in den Verdauungssäften Fermente vorhanden sind, die die zusammengesetzten Verbindungen der Nahrung bis auf einzelne — Zellulose z. B. — bis zu den Bausteinen abzubauen vermögen. Unklar blieb zunächst, wie weit der Abbau unter normalen Verhältnissen geht. Der Nachweis, daß man im Reagenzglas den Abbau bis zu den Bausteinen treiben kann, genügt nicht. Der Umstand, daß es gelingt, Hunde monatelang mit den Bausteinen der zusammengesetzten Nahrungsstoffe, also mit Fettsäuren, Glyzerin, Traubenzucker, Aminosäuren, den Bausteinen der

Digitized by Google

Kernstoffe, Salzen, Wasser und Sauerstoff zu ernähren, beweist, daß der tierische Organismus mit diesen auskommt. Schließlich weisen immer mehr Beobachtungen darauf hin, daß in der Hauptsache Bausteine im Blute und der Lymphe zum Transport kommen. Sie stellen das eigentliche Umsatzmaterial der Zellen dar.

Die Immunitätsforschung hat Methoden gezeitigt, die von ganz andern Gesichtspunkten aus das gleiche Ergebnis gezeitigt haben, nämlich, daß zusammengesetzte, artfremde Verbindungen nicht in den Kreislauf aufgenommen werden, solange normale Verhältnisse vorliegen. Wir können diese durchbrechen, indem wir z. B. Eiereiweiß oder sonstige Stoffe direkt oder indirekt, subkutan oder intravaskulär in das Blut überführen, d. h. sie der Wirkung der Fermente des Verdauungstraktus entziehen. Dabei zeigte es sich, daß das Blut besondere Eigenschaften annimmt. Schon Hamburger hatte auf Grund dieser Beobachtung geschlossen, daß die Verdauung den Zweck hat, der Erhaltung der Art zu dienen.

Wir können auch mittels chemischer Methoden beweisen, daß selbst einfache zusammengesetzte Verbindungen vom Organismus nicht direkt übernommen werden. Wir finden z. B. im Blute und in den Geweben von Tieren, die mit Rohrzucker gefüttert werden, diesen Zucker nicht. Das Reservekohlehydrat Stärke ist im tierischen Organismus auch nicht anzutreffen. Das Tier bereitet sich aus Traubenzucker ein „tiereignes“ Reservekohlehydrat, das Glykogen.

Ueberall, wo wir hinblicken, erkennen wir in der Zelle, ob sie nun ein Einzelwesen darstellt oder einen Teil eines Organes und damit eines Organismus, ein Gebilde von hoher Selbständigkeit. Mittels abbauender und aufbauender Fermente erhält sich jede Zellart ihren spezifischen Charakter. Aus einem unendlich mannigfaltigen Material von Nahrungsstoffen werden ihr deren Bausteine zur Verfügung gestellt. Nach eignen Plänen baut sie aus diesen neues Zellmaterial. Wir erkennen somit, daß die Fermente bei der Erhaltung des Artcharakters und vielleicht darüber hinaus der Eigenart des Individuums eine ausschlaggebende Rolle spielen. Ferner ermöglichen sie der einzelnen Zellart, den Funktionscharakter zu bewahren.

Stirbt ein Organismus, sei es nun eine Pflanze oder ein Tier, dann setzt die Abbrucharbeit in großem Umfange ein. Die Zellfermente reißen alles nieder. Es fehlt jegliche Kontrolle und jeder Ausgleich. Baustein löst sich von Baustein. Bald treten Mikroorganismen und auch Makroorganismen aller Art hinzu und vollenden das notwendige Zerstörungswerk. Der kunstvolle Bau des Organismus verliert seine charakteristischen Bestandteile. Es bleibt ein großer Trümmerhaufen übrig. Es bleibt der Abbau nicht bei den Bausteinen der zusammengesetzten Zellbestandteile stehen. Er geht weiter. Schließlich kehrt der Kohlenstoff zum größten Teil und je nach den Bedingungen oft auch ganz als Kohlensäure in die Luft zurück. Vielfach werden Verbindungen des verstorbenen Organismus auch Zellbestandteil der die Leiche bevölkernden Lebewesen. Der Wasserstoff wird zu Wasser oxydiert, der Stickstoff wird in Ammoniak übergeführt usw., kurz, es werden alle Zellbestandteile auf mannigfaltigen Umwegen in Produkte verwandelt, von denen ausgehend die Pflanze wieder Verbindungen bereiten

Digitized by Google

kann, die zunächst ihr und dann auch dem Tiere zugute kommen. Zwischen Pflanze und Tier steht das gewaltige Volk der Mikroorganismen. Wir pflegen sie im allgemeinen nicht hoch einzuschätzen! Sind sie uns doch vornehmlich als Erreger zahlreicher Krankheiten bekannt. Wir tun dem gesamten Volke der Mikroorganismen unrecht, wenn wir sie nur als unsre Feinde betrachten. Sie sind zum weitaus größten Teil unsre Freunde. Sie vermitteln den Kreislauf zwischen Tier- und Pflanzenreich mittels ihrer mannigfaltigen Fermente. Wir können den Ackerboden, der uns bei oberflächlicher Betrachtung unbelebt zu sein scheint, geradezu als einen Zellenstaat betrachten. Ungezählte Mikroorganismen beleben ihn. Sie arbeiten alle zusammen. Die eine Bakterienart wandelt ein bestimmtes Produkt bis zu einer bestimmten Stufe um. Eine andre setzt die Umwandlung fort, bis schließlich Verbindungen entstanden sind, die von der Pflanze verwertet werden können.

Siedeln sich Mikroorganismen in unsern Geweben an, d. h. kommt es zu einer Infektion, dann hängt die Möglichkeit eines Verweilens und einer Weiterentwicklung der Eindringlinge davon ab, ob das betreffende Lebewesen imstande ist, sich auf Kosten der im Blute, der Lymphe oder den Zellen vorhandenen Stoffe zu ernähren. Dazu gehört die Fähigkeit des Abbaus vorhandener, zusammengesetzter Verbindungen. Gelingt dieser Abbau nicht, dann hungert der Eindringling und geht schließlich zugrunde. Also auch hier stoßen wir auf die große Bedeutung jener Fermente, die es ermöglichen, aus nicht direkt verwertbaren, zusammengesetzten Verbindungen die indifferenten, allen Zellen der ganzen Organismenwelt vertrauten Bausteine zu bereiten.

Gewiß wird mancher, der die Natur mit Interesse studiert hat, daran zweifeln, daß jede Pflanzen- und Tierart mit besonders gebauten Bestandteilen ausgestattet sein kann. Kennen wir doch Tausende von Pflanzenarten und ungezählte von Tierarten. Begeben wir uns gar ins Reich der einzelligen Lebewesen, dann stoßen wir erst recht auf unübersehbare Zahlen von Arten. Diese sollen nun alle eigenartig zusammengesetzte Zellbestandteile haben! Es scheint dies bei oberflächlicher Betrachtung ganz unmöglich zu sein. In dieser Meinung wird man noch bestärkt, wenn man der Erforschung der Zusammensetzung der zusammengesetzten Nahrungsstoffe folgt. Entgegen der früheren Annahme, daß z. B. die verschiedenen Eiweißstoffe sich durch verschiedene Bausteine auszeichnen, hat die Untersuchung von Proteinen ganz verschiedener Herkunft mit den von Emil Fischer geschaffenen Methoden ergeben, daß mit wenig Ausnahmen stets die gleichen Bausteine wiederkehren. Ihre Anzahl ist gar nicht so groß. Es dürften etwa 20 verschiedene Aminosäuren am Aufbau der meisten Proteine beteiligt sein. Wie sollten nun artspezifische Eiweißstoffe in so ungeheuer großer Zahl aus nur 20 verschiedenen Bausteinen möglich sein! Ja unsre Schilderung verlangt innerhalb des einzelnen Organismus zellspezifische und funktionsspezifische Proteine!

Alle Zweifel schwinden, wenn man sich überlegt, wie viele Kombinationsmöglichkeiten vorhanden sind, wenn man 20 verschiedene Gegenstände, sie seien

Digitized by Google

mit a, b, c, d usw. bezeichnet, in verschiedener Reihenfolge aneinander reiht. Schon bei 7 Gegenständen kommt man auf 5040 Möglichkeiten, bei 16 auf 20 922 789 888 000 und bei 20 auf 24 329 020 081 766 400 000 Möglichkeiten! Vollständig unberücksichtigt ist hierbei, daß die Zahl der Kombinationen noch weiter ins Ungemessene gesteigert werden kann, indem man nicht nur die Reihenfolge, sondern auch die Bindungsart der einzelnen Bausteine untereinander ändert. Endlich können noch dadurch Besonderheiten geschaffen werden, daß die einzelnen Verbindungen in den Zellen in einem verschiedenen Mengenverhältnis zugegen sind. Alle Zellbestandteile zusammen bedingen das eigenartige Milieu, das der Zelle das charakteristische Gepräge gibt. Wir erkennen somit, daß tatsächlich die Möglichkeit vorliegt, daß jede Zellart einen spezifischen Charakter besitzt und diesen dem eigenartigen Bau zusammengesetzter Zellbestandteile verdankt.

Der aus Geweben bestehende Organismus weist eine Arbeitsteilung auf. Wir kennen Zellen, die dafür sorgen, daß nichts Artfremdes den übrigen Zellen zugeführt wird. Es sind dies jene Zellarten, die die Verdauungssäfte bilden. Die Darmwand bildet eine Barriere zwischen Außen- und Innenwelt im einzelnen Organismus. Die Zellen jenseits dieser erfahren unter normalen Umständen nicht, was für Nahrungsbestandteile zur Aufnahme gelangt sind. Jahraus, jahrein werden ihnen im Blute und der Lymphe die gleichen Nahrungsstoffe zugeführt. Sie erleben nie Ueberraschungen! Das Blut weist eine auffallend konstante Zusammensetzung auf. Es wäre dies undenkbar, wenn ihm vom Darmkanal aus die verschiedenartigsten zusammengesetzten Verbindungen übermittelt würden. Nicht nur qualitativ bleibt die Zusammensetzung des Blutes in engen Grenzen konstant, sondern auch quantitativ. Ohne Zweifel fällt der Leber die Aufgabe zu, dafür zu sorgen, daß zu reichlich aufgenommene Stoffe zurückgehalten werden. Gewiß wird mancher Stoff auch umgebaut oder zerlegt. Die Leber liegt als Wachtposten zwischen dem Darm und den übrigen Organen. Alles Darmblut muß mit den resorbierten Nahrungsstoffen beladen zuerst an ungezählten Leberzellen vorbeifließen, ehe es dem großen Kreislauf übergeben wird. Ist somit von dieser Seite einer Veränderung der Zusammensetzung des Blutes in sorgfältiger Weise vorgebeugt, so drohen von andern schwere Gefahren. Die einzelnen Zellen vollziehen mannigfaltige Prozesse. Sie erzeugen dabei verschiedenartige Verbindungen. Es wird Energie verbraucht. Um diese zur Verfügung zu haben, müssen die Zellen organische Verbindungen spalten und oxydieren. Es bilden sich dabei Stoffwechselendprodukte. Die Zelle gibt diese ab. Sie gelangen in das Blut. Bald bringen diese, bald jene Zellen in größerer Menge derartige Produkte hervor. In gewissem Umfange sind diese normale Blutbestandteile. Steigt jedoch ihre Menge an, dann kommt es leicht zu Störungen. Besondere Organe überwachen die Zusammensetzung des Blutes und entnehmen ihm jene Stoffe, die ihm zwar zukommen, die jedoch an Menge eine bestimmte Grenze überschritten haben. Die Lungen entfernen das gasförmige Stoffwechselendprodukt, die Kohlensäure. Mit jedem Atemzug entweicht solche in die umgebende Luft. Die festen Stoffe werden in Wasser gelöst durch die Nieren ausgeschieden.

Digitized by Google

Einzelne Stoffe, wie z. B. das Eisen, werden in der Hauptsache durch die Dickdarmschleimhaut nach außen befördert. Alle diese Organe sorgen dafür, daß kein Stoffwechselendprodukt auf die Dauer in zu großer Menge im Blute verbleibt. Es ist dies von der allergrößten Bedeutung für die Funktionen jeder einzelnen Zellart. Ungezählte Prozesse würden gestört sein, wenn das Nährmedium der Zellen — Blut und Lymphe — größere Schwankungen in seiner Zusammensetzung erleiden würde.

Wir können nun, wie schon erwähnt, die eben geschilderte Harmonie in den Beziehungen zwischen Zellen und Blut dadurch stören, daß wir in das Blut fremdartige Stoffe hineinbringen. Wir können z. B. Traubenzucker in dieses einführen. Wir beobachten, daß dieser zum großen Teil durch die Nieren ausgeschieden wird. Der Rest wird je nach dem vorhandenen Bedarf verwertet. Spritzen wir Rohrzucker ein, dann bemerken wir gleichfalls, daß die Nieren die blutfremde Substanz zur Ausscheidung bringen. Häufig findet man jedoch einen Teil des zugeführten Rohrzuckers nicht wieder. Was ist aus ihm geworden? Es zeigte sich — Weinland stellt das zum erstenmal fest —, daß im Blutplasma ein Ferment auftritt, das Rohrzucker in seine Bausteine zerlegen kann. Vor der Einspritzung des Zuckers ist es nicht nachweisbar. Führt man Proteine oder Peptone zu, dann trifft man im Blutplasma auf Fermente, die die zugeführten zusammengesetzten Verbindungen zu spalten vermögen. Es wird gewissermaßen die versäumte Verdauung im Blute nachgeholt. Das spezifisch aufgebaute und daher den Zellen fremdartige Produkt wird durch Abbau seiner Eigenart beraubt. Es werden indifferente Abbaustufen erzeugt, die je nach Bedarf von den Zellen der Gewebe verwertet werden können.

Eigentlich war schon seit langer Zeit bekannt, daß der Organismus Fermente verwendet, wenn es gilt, im Organismus auch jenseits des Darmes fremdartige Stoffe zu beseitigen. Bei der Lungenentzündung treffen wir in den Alveolen auf Fibrinmassen. Sie sind körperfremd. Fibrin ist kein normaler Bestandteil des Organismus. Der Lösung der Lungenentzündung liegt eine Auflösung des festen Fibrins zugrunde. Sie erfolgt durch Fermente, die durch weiße Blutkörperchen an die Gerinnsel herangebracht werden. Es vollzieht sich in der Lunge eine regelrechte Verdauung. Bei jedem Exsudat und Transsudat sehen wir den gleichen Vorgang. Fermente besorgen die Wegräumung des Fremdartigen. Jeder Eiterung liegen umfassende Fermentprozesse zugrunde. Fremdartig wird schließlich auch der gewaltig vergrößerte Uterus, wenn er seine Aufgabe erfüllt und die in ihm aufgewachsene Frucht nach außen abgegeben wird. Ungezählte Zellbestandteile werden zerlegt, bis schließlich aus dem gewaltig vergrößerten Organ wieder das kleine des nichtschwangeren Zustandes geworden ist.

Gewaltige Abbau- und Aufbauprozesse, bei denen Fermente beteiligt sind, treffen wir auch sonst in der Natur, namentlich bei Metamorphosen. Bei der Umwandlung des Engerlings in den fertigen Maikäfer, der Raupe in den Schmetterling usw. beobachten wir, daß aus vorhandenen Geweben ganz andre werden. Der Umbau ist nur möglich, nachdem die Bestandteile der ur-

Digitized by Google

sprünglichen Zellen zerlegt und in Bausteine übergeführt sind. Ob dabei auch größere Komplexe übernommen werden können, ist ungewiß und für die vorliegende Frage ohne prinzipielle Bedeutung. Wandelt sich die Kaulquappe in das fertige Tier, den Frosch oder die Kröte um, dann vollziehen sich auch umfassende Umbauprozesse. Beine sprossen hervor, und gleichzeitig schrumpft der Schwanz zusammen und verschwindet schließlich. Ein sehr schönes Beispiel der Umwandlung eines bestimmten Gewebes in ein andres bietet der Lachs. Er nimmt während seines Aufenthaltes im Süßwasser keine Nahrung auf. In dieser Zeit vollzieht sich die Geschlechtsreife. Der gewaltige Seitenrumpfmuskel verliert mehr und mehr an Masse, und gleichzeitig wachsen die Geschlechtsdrüsen ganz außerordentlich. Ihre Zellen haben mit den Muskelzellen nichts gemein. Aus Eiweißstoffen bestimmter Art der letzteren werden ganz eigenartige Proteine der Geschlechtsdrüsenzellen. Ueberall, wo abgebaut wird, treffen wir auf Fermentwirkung. Wie schon betont, spielen auch beim Aufbau, der Synthese, Fermente eine Rolle.

Unter normalen Verhältnissen stößt man im Blutplasma auf keine Fermente, die Eiweiß oder Peptone abzubauen vermögen. Das deutet darauf hin, daß kein Anlaß zu einem Abbau vorhanden ist. Offenbar kreisen im Blute nur bluteigne Stoffe. Es gilt dies auch für die zusammengesetzten Verbindungen. Die Zellen entlassen keine zelleignen Stoffe, ohne sie vorher abgebaut zu haben. Es ist denkbar, daß bei Störungen des Zellstoffwechsels diese Regel durchbrochen wird. Wir wissen, daß es eine Störung des Zuckerabbaus gibt. Beim Diabetes melitus, der Zuckerharnruhr, ist dies der Fall. Das Blut enthält mehr Traubenzucker als sonst. Die Nieren scheiden den Ueberschuß an diesem aus. Ferner trifft man ab und zu auf Personen, die einzelne Aminosäuren gar nicht oder nur ungenügend abzubauen vermögen. Es fehlt offenbar das Ferment, das den Abbau vollzieht, oder es ist zwar vorhanden, es sind jedoch die zu seiner Wirkung erforderlichen Bedingungen nicht erfüllt. Warum sollte es nicht vorkommen, daß auch der Abbau von zusammengesetzten, spezifisch gebauten Verbindungen einmal gestört ist?

Die ganze Forschung besteht aus Fragestellungen. Gar oft fällt die Antwort negativ aus. Das darf uns nicht abhalten, immer neue Probleme aufzuwerfen und mit immer feineren Methoden an ihre Lösung heranzugehen. War einmal die Frage gestellt, ob unter bestimmten Umständen im Blute blutfremde Stoffe kreisen, so mußte zu ihrer Beantwortung das geeignete Versuchsmaterial ausfindig gemacht werden. Man konnte einmal an artfremdes, eo ipso blutfremdes Material denken. Solches kreist ohne Zweifel bei Infektionen. In der Tat konnte bewiesen werden, daß im Blute Fermente nachweisbar sind, die auf bestimmte Erreger eingestellt sind. Bei Tuberkulose konnte z. B. gezeigt werden, daß das Blutplasma der Erkrankten Tuberkelbazilleneiweiß abzubauen vermag. In vielen Fällen wird außerdem noch das befallene Organ von ihm zerlegt. Offenbar kreisen in diesem Falle Stoffe aus diesem. Die Bakterien zerstören Gewebe. Es gelangen in das Blut zwar art- und körpereigene

Digitized by Google

Stoffe, sie sind jedoch ihrer ganzen Struktur nach blutfremd. Mit den zelleignen Produkten können natürlich auch die zugehörigen Fermente in das Blut übergehen.

Arteigne und zugleich blutfremde Stoffe kreisen ab und zu während der Schwangerschaft. Man hat beobachtet, daß Zottenepithelien der Plazenta abgerissen und im Blute verschleppt werden. Was wird aus diesen? Sollten nicht Fermente eingreifen und diese dem Blute fremden Stoffe durch Abbau entfernen? Der Versuch mußte entscheiden. Wie soll man in einem solchen Falle auf Fermente fahnden, da man sie doch als solche gar nicht kennt? Zurzeit bleibt gar nichts andres übrig, als ihre Wirkung manifest werden zu lassen. Wir können das nur dadurch erreichen, daß wir dem Blutplasma resp. -serum bestimmte Substrate, z. B. Eiweißstoffe, vorlegen und beobachten, ob diese verändert werden. Eiweiß gehört zu den sogenannten kolloiden Stoffen. Diese sind unter anderem dadurch ausgezeichnet, daß sie durch tierische Membranen nicht hindurch diffundieren. Die nächsten Abbauprodukte zeigen bereits das Vermögen, eine solche Wand zu durchdringen. Gibt man Eiweiß oder eiweißhaltige Gewebe in einen sogenannten Dialysierschlauch und fügt man dazu Serum einer normalen und nicht schwangeren Person, dann erscheinen, wenn man die Dialysierhülse in reines Wasser eintaucht, in der Außenflüssigkeit keine Produkte, die den verwendeten Eiweißstoffen zugehören. Gibt man Fermente zum Eiweiß, die dieses abzubauen vermögen, dann diffundieren sehr bald aus dem Schlauchinnern in die Außenflüssigkeit Eiweißabbaustufen.

Es wurde nun in besonderer Weise Plazentagewebe zubereitet und in zahlreichen Versuchen im Dialysierschlauch mit Serum von nicht schwangeren Individuen zusammengebracht. Es ließen sich nie Produkte im Dialysat nachweisen, die auf einen Abbau von Eiweiß hingewiesen hätten. Wurde dagegen Serum von Schwangeren der Plazenta zugesetzt, dann fand regelmäßig ein Abbau von Plazentaeiweißstoffen statt. Der Befund ist ein so regelmäßiger, daß es möglich geworden ist, mittels des angedeuteten Verfahrens die Diagnose der Schwangerschaft aus dem Verhalten des Blutplasmas gegen Plazentaeiweiß zu stellen. Auch bei Tieren bewährt sich das Verfahren durchaus. Da die Reaktion während der ganzen Dauer der Schwangerschaft nachweisbar ist, kann sie nicht mit dem Eintritt zellulärer Elemente von der Plazenta aus in die Blutbahn zusammenhängen. Entweder handelt es sich um einen Uebertritt ungenügend abgebauter, plazentaeigner Proteine und ihrer nächsten Abkömmlinge, oder es gehen auch Fermente oder auch nur diese über. Es spricht vieles dafür, daß Substrate und Fermente zugleich dem Blute zugeführt werden.

Die Diagnose der Schwangerschaft auf der gegebenen Grundlage ist nicht nur mittels des sogenannten Dialysierverfahrens gesichert worden, sondern noch durch andere Verfahren. Man kann z. B. Serum und Pepton aus Plazentaeiweiß im Polarisationsrohr zusammenbringen und dann das Drehungsvermögen des Gemisches feststellen. Man verfolgt dann, ob es bei Körpertemperatur die Anfangsdrehung beibehält oder aber, ob diese sich ändert. Das

Digitized by Google

letztere ist der Fall, wenn ein Abbau des Peptons eintritt. Mischt man Serum von nicht schwangeren Personen mit Plazentapepton, dann bleibt die Anfangsdrehung sich gleich. Sie ändert sich, wenn zum Pepton Serum von Schwangeren zugesetzt wird. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß das Blutplasma von Schwangeren besondere Eigenschaften besitzt, die es scharf von solchen von nicht Schwangeren unterscheidet. Es enthält Fermente, die auf Plazentaeiweiß eingestellt sind.

Diese Beobachtungen riefen andern Fragestellungen. Sollte es nicht möglich sein, die Anwesenheit fremdartiger Gewebe im Körper mittels einer ganz entsprechenden Versuchsanordnung zu erkennen? Der Krebs, das Sarkom usw. sind alles Gewebsarten, die fremdartig sind. Sollte der Organismus dagegen nicht auch Fermente mobil machen? Es ist wohl möglich, daß aus den Zellen dieser Gewebe Stoffe, die noch den Zellcharakter tragen, in das Blut übergehen und dort blutfremd wirken. Nicht von der Hand zu weisen ist auch die Möglichkeit, daß nur Fermente aus den Zellen der Geschwülste in das Blut gelangen. Es braucht die Anwesenheit eines bestimmten Fermentes nicht immer das Vorhandensein blutfremder Substrate zu beweisen.

Die Untersuchung zahlreicher Fälle von Karzinom, Sarkom, Myom usw. ergab, daß es möglich ist, im Reagenzglas das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein dieser Tumoren zu erkennen. Selbstverständlich bedarf es einer sehr großen Anzahl von Untersuchungen, bis der Beweis als geführt betrachtet werden darf, daß die Diagnose eine sichere ist. Bis jetzt dürften etwa 500 Fälle mit Erfolg untersucht sein.

Weiterhin wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht bei Störungen von Organfunktionen bestimmter Art Fermente im Blute anzutreffen sind, die auf Substrate der veränderten Organe eingestellt sind. Zunächst wurden Krankheiten untersucht, bei denen bestimmte Organstörungen erkannt sind. Der Morbus Basedowii, die Addisonsche Krankheit usw. gaben ein prachtvolles Material zu Forschungen auf Blutfermente mit bestimmter Wirkung ab. Die bisherigen Erfahrungen ermuntern zu umfassenden Untersuchungen. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß die ganze Forschung mit ihren Ideen und Methoden auch auf das Gebiet der Geisteskrankheiten angewandt worden ist. Fauser in Stuttgart und Binswanger mit Wegener in Jena machten die ersten Versuche. Sie führten zu Resultaten, die sehr vielversprechend sind. Zahlreiche andre Forscher, ich nenne nur Lampe in München, Kafka in Hamburg, de Crinis in Graz, haben so zahlreiches Material mit so bestimmten, immer wiederkehrenden Resultaten zutage gefördert, daß die Hoffnung berechtigt ist, daß die eingeschlagenen Wege uns manchen Einblick in bisher in ihrem Wesen ganz unklare Krankheitsbilder bringen werden.

Jeder Fortschritt auf dem Gebiete der Erkennung von Krankheitsprozessen und der Ergründung ihres Wesens eröffnet Ausblicke auf eine erfolgreiche Therapie. Weshalb sollte der Versuch nicht gewagt werden, die Fermente in den Dienst der Bekämpfung von Krank-

Digitized by Google

heiten zu stellen? Es sind bereits Versuche im Gange, um Tumoren und speziell den Krebs und das Sarkom mit Fermenten zu beeinflussen. Die bisherigen Erfahrungen ermuntern zu weiteren Versuchen.

Es liegt ein ganz gewaltiges Arbeitsgebiet vor. Ungezählte Fragestellungen sind noch unbeantwortet. Große Mittel sind notwendig, um es so auszubauen, daß ein festes Fundament für weitere Forschungen errichtet werden kann. Der Wunsch, zu erfahren, in welchen Fällen die erwähnten Methoden erfolgreich sind, hat dazu geführt, viele verschiedene Krankheiten an Hand weniger Fälle zu prüfen. Die Forschung ist vielfach an der Oberfläche geblieben. Es bedarf einer großen Anzahl von Mitarbeitern, um sie zu vertiefen.

Das hier geschilderte Forschungsverfahren verspricht nicht nur reiche Früchte für die praktische Medizin, sondern ganz allgemein für die Biologie. Die Tatsache, daß der tierische Organismus das Eindringen von blutfremden Stoffen mittels Fermenten bekämpft, die diese zu zerlegen vermögen, ist an und für sich interessant. Besonders wichtig ist die Tatsache, daß körpereigne Stoffe blutfremd wirken. Endlich ist die Beobachtung von größter Bedeutung, daß die einzelnen Fermente ganz spezifisch auf bestimmte Substrate eingestellt sind. Dieser Umstand ermöglicht die Fahndung auf Störungen in bestimmten Organen. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß selbstverständlich eine bestimmte Diagnose nicht gestellt werden kann. Finden wir z. B., daß das Blutplasma einer bestimmten Person Lungeneiweißstoffe abbaut, dann können wir nur diese Tatsache registrieren. Der Arzt muß entscheiden, welcher Art die Störung ist. Es kann Tuberkulose vorliegen, es ist jedoch auch möglich, daß ein Tumor sich im Lungengewebe eingenistet hat usw.

Jede Forschung arbeitet mit Tatsachen und Hypothesen. Der Geist des Menschen ist nicht mit der bloßen Aneinanderreihung von Tatsachen zufrieden. Er sucht nach Zusammenhängen. Es dauert sehr lange, bis diese restlos durch weitere Tatsachen gegeben sind. Zunächst muß ein Gerüstwerk von Vorstellungen bestimmter Art diese ersetzen. Gar oft erweisen sie sich im Laufe der weiteren Forschung als unzutreffend. Neue Hypothesen treten an die Stelle der alten. Sie sind alle vergänglich. Nur die Tatsachen haben dauernden Bestand. Wir zweifeln nicht daran, daß manche der geschilderten Vorstellungen über das Wesen der im Blute auftretenden, Abwehrfermente genannten Fermente im Laufe der Zeit sich als revisionsbedürftig erweisen wird. Die Forschung braucht bestimmte Richtlinien. Decken sie sich nicht mit den Befunden des exakten Versuches, dann müssen sie sofort verlassen werden. Nichts ist für den Fortschritt der Wissenschaft verhängnisvoller als das zähe Festhalten an unhaltbar gewordenen Hypothesen.

Das erschlossene Forschungsgebiet weist, wie nur wenige, auf die Notwendigkeit der Organisation der Forschung hin. Chemische und physikalische Methoden sind erforderlich, um die aufgeworfenen Probleme zu ergründen. Morphologische Studien sind ferner notwendig, um z. B. das Krebsproblem erfolgreich zu be-

Digitized by Google

arbeiten. Im einzelnen Falle erweisen sich ganz verschiedenartige Forschungsmethoden als besonders erfolgreich. Vielfach hat die bis zum äußersten getriebene Spezialisierung jedes Forschungszweiges sich als ganz besonders erfolgreich erwiesen. Es kommen jedoch stets wieder Zeiten, in denen es notwendig wird, die von verschiedenen Forschern eingebrachten Erträge unter gemeinsamen Gesichtspunkten zu betrachten. Es kann sonst zu leicht der Fall eintreten, daß Forschungszweige, die aufeinander angewiesen sind, den Zusammenhang verlieren. Es kann sich auch ereignen, und dieser Fall ist bei dem besprochenen Forschungsgebiet gegeben, daß nur dann der Forschung ein voller Erfolg beschieden ist, wenn eine ganze Anzahl von besonders geschulten Mitarbeitern zur Verfügung steht, um Fragestellungen, die voneinander direkt abhängig sind, zugleich mit ganz verschiedenartigen Methoden in Angriff nehmen zu können.

Ueberblickt man das neu erschlossene Forschungsgebiet genau, dann erkennt man, daß seine Grundlagen auf festen Pfeilern ruhen. Die entwickelten Anschauungen haben nichts Ueberraschendes mehr, wenn man die ganze Forschung von weiteren Gesichtspunkten aus betrachtet. Wir sehen Fermente an der Arbeit, wenn es sich darum handelt, aufgenommene Nahrungsstoffe in eine Form zu bringen, die den Zellen es ermöglicht, das ihnen zugeführte Material zu den mannigfaltigsten Aufgaben zu verwerten. Jede Zelle nimmt Fermente zur Hilfe, sobald sie zusammengesetzte Verbindungen in einfachere Produkte zu zerlegen hat. Tauchen fremdartige Stoffe bei pathologischen Prozessen auf, dann sind es wieder diese nur an ihrer Wirkung erkennbaren Stoffe, die an ihrer Beseitigung arbeiten. Ist festgestellt, daß unter normalen Verhältnissen an bestimmten Orten des Körpers, z. B. im Blutplasma, der Lymphe, der Zerebrospinalflüssigkeit usw., Fermente mit bestimmten Wirkungen nicht anzutreffen sind, so schließen wir auf eine Störung, sobald wir solchen begegnen. Wir lassen zunächst die Frage offen, ob die Anwesenheit der betreffenden Fermente auf das Kreisen von zwar körpereignen, jedoch blutfremden, aus bestimmten Organen stammenden, zusammengesetzten Verbindungen zurückzuführen ist, oder aber, ob bestimmte Zellen für bestimmte Fermente durchlässig geworden sind, oder aber, ob vielleicht Substrat und Ferment zugleich bestimmte Zellen verlassen haben. Erst die weitere Forschung kann im einzelnen Falle Klarheit bringen.

Digitized by Google

Die friedliche Eroberung von Merv[1])

Aus den Erinnerungen an den Feldzug des Generals Komarow im Jahre 1884

Von

N. Tscharykow, k. russischer General und Botschafter

Allen sind die Umstände bekannt und vielen auch die Einzelheiten, unter welchen sich im Anfang der achtziger Jahre der Aufstand des muselmanischen Predigers, der sich für den Mahdi[2]) ausgab, entwickelte und schnell verbreitete. Aegyptische Garnisonen und Abteilungen, sogar solche, welche sich unter dem Kommando europäischer Offiziere befanden, wurden vernichtet, die Stadt Khartum belagert und erobert; der Verteidiger der Stadt, der berühmte General Gordon, wurde getötet, und die Engländer, die zu seiner Befreiung herbeieilten, auf den Kopf geschlagen.

Als ich im Jahre 1887 eine Reise durch Aegypten machte, hatten die Mahdisten das riesige und reiche Land dem Feuer und Schwerte überliefert, schlossen es ab von allgemeiner menschlicher Kultur und beherrschten nicht nur den ganzen Sudan, sondern auch die Nilebene bis zu Wadi-Halfa.

Erst nach Verlauf vieler Jahre gelang es den englisch-ägyptischen Heeren, unter Aufwand riesiger Mittel und Kräfte, den Sudan zurückzuerobern und das dort entstandene mahdistische Reich zu vernichten. Dieses geschah aber erst nach dem Tode des ersten Mahdi — Mohammed Achmed.

Wenigen ist es jedoch bekannt, daß um dieselbe Zeit, im Jahre 1883, dem Jahre 1300 der mohammedanischen Zeitrechnung, als der grelle Komet, der lange am Himmel des nahen und mittleren Orients leuchtete, die abergläubischen Eingeborenen in Unruhe versetzte und das Beginnen des neuen Jahrhunderts, Hedschra, die Erwartung des Mahdi wiederbelebte, daß um diese selbe Zeit die mahdistische Bewegung auch in Zentralasien sich zu regen begann.

Das Zentrum dieser Bewegung war Merv; damals war es noch ein unabhängiger, räuberischer, turkmenischer Bezirk. Der Urheber der Bewegung war eine geheimnisvolle Persönlichkeit, die ihren Namen unter dem Pseudonym „Siach-Pusch", d. h. der Schwarzröckige, verbarg. (Siach-Pusch ist auch der

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Dieser Artikel, der uns von dem Verfasser noch vor Ausbruch des Krieges zuging, wird für die Gegenwart nicht ohne Interesse sein. Die schonende Art, mit der ein humaner russischer General in Zentralasien vorging, läßt die heutige Kriegsführung der Russen in Ostpreußen, Galizien und Polen in noch grellerem Licht erscheinen.

[2]) Mahdi oder Imam Mahdi ist der von den Mohammedanern erwartete Prophet, ein Nachfolger Mohammeds. Er soll den Glauben wiederherstellen, die Aufgabe Mohammeds vollenden, die Ungläubigen bekehren und alle Güter der Erde gerecht verteilen. Nach islamitischen Legenden soll das Auftreten Mahdis, „Churudsch", in den letzten Jahren vor dem Ende der Welt erfolgen.

Digitized by Google

Name eines sudanesischen Volksstammes, der durch besondere Wildheit, Rachgier und den Sklavenhandel sich auszeichnete. Anmerkung des Uebersetzers.)

Dieser Mensch besaß eine merkwürdige Kraft, durch die Macht seiner Persönlichkeit einen Teil der Merver Turkmenen sich zu unterwerfen. Seine Tätigkeit hing mit den Umtrieben des bekannten Prätendenten des afghanischen Thrones, Ejub-Khan, zusammen; dieser Ejub-Khan schlug die Engländer bei Maiwanda und lebte im Jahre 1883 in Chorasan. Im Frühling 1884 wob Siach-Pusch auf politischem und religiösem Untergrund ein ganzes Netz von Intrigen, indem er sich für den Stellvertreter, den „Naib", des Mahdi ausgab; dieses Intrigennetz bedrohte immer mehr und mehr den Frieden.

Zum allgemeinen Glück fiel diese Phase der Bemühungen des Siach-Pusch zufällig — wenn es in der Geschichte überhaupt Zufälligkeiten gibt — mit der Einnahme Mervs durch russische Truppen zusammen.

Diese friedliche Eroberung war erforderlich, um die Ruhe, Ungefährlichkeit und kulturelle Entwicklung des Landes zu garantieren, das an unser eben gebildetes transkaspisches Land grenzte. Die Anhänger des Siach-Pusch vollführten auf sein Geheiß zwei mißglückte Ueberfälle auf das kleine Expeditionskorps des Generals Komarow, das auf dem Wege nach Merv war, um da, nach dem Willen der Mehrheit der dortigen Einwohner, russische Verwaltung einzuführen. In der Zwischenzeit zwischen diesen beiden Ueberfällen schlugen unsre Achal-Tekinschen Milizsoldaten Scharen von aufständischen Mervern.

Als das Mißgeschick des Siach-Pusch und seiner Anhänger sich herausstellte, verhafteten die eingeborenen Turkmenen den Siach-Pusch und seine Hauptanhänger und brachten sie im März 1884 ins russische Lager.

Dadurch wurde weiteres Blutvergießen verhindert und wurden die Schrecknisse vermieden, die, wenn sie auch nicht so furchtbar wie die im Sudan gewesen wären, auf jeden Fall unnütze Leiden verursacht und die endgültige Herstellung des Friedens durch die Russen in Zentralasien aufgehalten haben würden.

Ich befand mich als Gast beim Expeditionskorps des Generals Komarow; ich fuhr aus Petersburg, wo ich vorher das Amt des Ersten Sekretärs der Kanzlei des Auswärtigen Amtes bekleidete, nach Taschkent, um ein neues Amt, das des Beamten für außerordentliche Aufträge diplomatischer Art beim Generalgouverneur von Turkestan, anzutreten.

Mit der Erlaubnis des damaligen Direktors des Asiatischen Departements, J. A. Sinowjew, eines ausgezeichneten Kenners zentralasiatischer Angelegenheiten und eines glänzenden Organisators der damaligen zentralasiatischen Politik Rußlands, fuhr ich nach Turkestan durch den transkaspischen Distrikt und über die damals außerordentlich interessanten benachbarten persischen und turkmenischen Gebiete, darunter auch über Merv, in der Absicht, über Buchara nach Taschkent zu gelangen. Nach der Verhaftung des Siach-Pusch vernahm ich im Auftrage des Generals Komarow den Agitator und seine Genossen und klärte, soweit es möglich war, die Persönlichkeit und die Rolle dieses recht ungewöhnlichen Menschen auf.

Digitized by Google

Es gelang mir, dabei einige wissenswerte Umstände aufzuklären, die ich in meinem Notizbuch, zusammen mit andern Einzelheiten der Expedition, vermerkte.

Seit der Zeit sind dreißig Jahre verflossen. Die „Mervsche Frage", damals so akut und den europäischen Frieden bedrohend, gehört in das Bereich der Geschichte.

Die politische Bedeutung dieser Frage ist erörtert in dem nach der Zeitfolge ersten russischen Orangebuch,[1]) das von unserm Auswärtigen Amt veröffentlicht wurde.

Die hervorragenden Verdienste des Generals A. W. Komarow (verstorben im Jahre 1904) sind, leider zu kurz, in der Jubiläumsausgabe erwähnt, die anläßlich des fünfundzwanzigjährigen Gedenktages der Schlacht auf dem Flusse Kuschka[2]) erschien.

Rittmeister Alichanow beschreibt ausführlich sein Mitwirken bei der Eroberung von Merv und seine Beobachtung über die Tätigkeit der Merver und des Siach-Pusch in der Zeitschrift „Europäischer Bote" (Westnik Ewropy)[3]) anläßlich des zwanzigjährigen Gedenktages dieses Ereignisses.[4])

Ich möchte als Augenzeuge den Alichanowschen Bericht ergänzen, und zwar durch eigne Erinnerungen an den Feldzug nach Merv und die Einnahme dieses Landes durch die militärische Expedition des Generals Komarow.

I.

Ich gelangte nach Krasnowodsk am 1. Januar 1884.

Am selben Tage, fast 1000 Werst von dieser unsrer damaligen Basis am östlichen Ufer des Kaspischen Meeres, beschloß der Gengisch (Versammlung der Khane, Aeltesten und Abgeordneten aller Stämme und Geschlechter des Mervschen Volkes), dem russischen Reiche sich freiwillig zu unterwerfen.

---

[1]) „Afghanische Grenzfragen, Unterhandlungen zwischen Rußland und England 1872—1885". Ausgabe des Auswärtigen Amts, gedruckt bei Suvorin 1886, S. 20—34.

[2]) „Die Schlacht an der Kuschka am 18. März 1885 und die territorialen Eroberungen unter der Herrschaft des Kaisers Alexander III., mit einem Bildnis A. W. Komarows", St. Petersburg bei Stoikow 1910, S. 7—9. Bei Kuschka schlug Komarow eine bedeutend überlegene afghanische Abteilung auf den Kopf, die gegen das von den Russen besetzte südliche Turkmenien vorrückte.

[3]) Alichanow (Ali Khan Awarsky), kaukasischer Mohammedaner, hervorragend begabter und unternehmungslustiger Offizier, war in den siebziger Jahren Adjutant des kaukasischen Statthalters. Wegen eines Duells wurde er degradiert, ließ sich ins transkaspische Land versetzen und wurde vom General Komarow beauftragt, über die Kooptierung dieses Landes für Rußland zu verhandeln. Für diese Tätigkeit wurde er belohnt durch Wiederverleihung seines früheren Ranges und seiner Orden und zum Hauptmann des Mervschen Distriktes erhoben. In der Schlacht an der Kuschka befehligte Alichanow die Kavallerie der Komarowschen Truppen. Zwanzig Jahre später wurde er als stellvertretender Generalgouverneur durch die Revolutionäre im Kaukasus erschlagen.

[4]) „Westnik Ewropy", September und Oktober 1904; „Transkaspische Erinnerungen 1881—1885".

Digitized by Google

Die Motive und Umstände dieses Ereignisses sind ausführlich erwähnt in dem oben zitierten Orangebuch und in den „Transkaspischen Erinnerungen" Alichanows.

Ich erfuhr von diesem Beschlusse von General Komarow, als ich in Aschabad ankam. Der Weg dahin führte zuerst per Schiff bis zur Michailowschen Bucht, wo auf der sandigen und wasserlosen Insel Usun-Ada die jetzige zentralasiatische Eisenbahn begann.[1]) Weiter benutzte ich Bataillonspferde, die mir liebenswürdigerweise durch den Distriktshauptmann entgegengeschickt wurden. Poststationen gab es damals nicht, und der Telegraph aus Rußland reichte nur bis Aschabad.

In Aschabad erfuhr ich von General Komarow, daß aus Petersburg die Erlaubnis angelangt sei, die Merver in den Verband des russischen Reiches aufzunehmen, und daß in diesen Tagen in Aschabad eine Deputation der Merver Khane und Aeltesten erwartet werde, die dem Kaiser den Eid leisten sollte. Darauf beabsichtigte General Komarow selbst mit seinen Truppen nach Merv zu gehen, um da die neue Verwaltung einzusetzen; er schlug mir vor, mit ihm nach Merv zu gehen, und versprach, mir nachher bei meinem weiteren Wege über die Sandwüste Karakum, über Tschardschuy, nach Buchara behilflich zu sein.

Alle diese Nachrichten bereiteten mir große Freude, hauptsächlich weil sie der Hoffnung Raum gaben, daß eine friedliche, den russischen Interessen entsprechende Lösung der Mervschen Frage bevorstünde; einer Frage, deren Schwierigkeit in Petersburg voll und ganz begriffen wurde.

Gleichzeitig erschien es mir höchst verlockend, bei solchen günstigen Bedingungen Merv aufzusuchen, das geheimnisvolle Land, das „Kaiserin des Weltalls" („Schach-i-Dschechan") genannt wurde. Der unternehmungslustige englische Korrespondent O'Donovan hatte im Jahre 1882 die neuesten und sehr sensationellen Nachrichten aus diesem Lande veröffentlicht; er hatte in dem Lande ziemlich große Lebensgefahr ausgestanden und längere Zeit in Merv gefangen gesessen.

Ich war bei der Vereidigung der Mervschen Abgesandten anwesend und fuhr am 9. Februar von Aschabad nach Chorasan; ich hatte mich mit General Komarow verabredet, nicht später als am 22. Februar in Karra-Benta zu ihm zu stoßen.

Dieses Karra-Benta (d. i. „alter Wasserdamm") befand sich an dem Flusse Tedschen;[2]) dort, als auf dem äußersten Punkt der russischen Besitzungen nach

---

[1]) Diese Bahn erstreckte sich damals nur vom Meere bis zu Kyzyl-Arwat, d. i. die erste Achaltekinsche Oase auf der Entfernung von zirka 200 Werst. Die Schienen waren hier zum ersten Male in der Geschichte über eine sandige Wüste gelegt, und zwar durch General Annenkow während des Feldzuges des Generals Skobolew nach Geok-Tepe, in den Jahren 1880/81.

[2]) So wird der Unterlauf des Flusses Heri-Rud genannt, der die Oase Tedschen bewässert. (Anmerkung des Uebersetzers.)

Digitized by Google

der Mervschen Seite, war die unbedeutende Wachabteilung gelegen, mit der General Komarow Merv zu besetzen beabsichtigte.

Ich gelangte nach Chorasan über den noch nicht untersuchten Gaudanschen Höhenpaß, über den ein Saumpfad nach der Stadt Kutschan[1]) führte.

Ein andrer Paß führte über denselben, grenzebildenden, Gebirgsrücken Kopet-Dag, und zwar der Dawansche Paß; P. M. Lessar hatte ihn schon untersucht, bezeichnete ihn aber als unbequem.

Dieser P. M. Lessar, der später ein bekannter Diplomat, Botschaftsrat in London und Botschafter in Peking war, war damals noch Verkehrsingenieur und rekognoszierte das Gelände für Chausseen und Eisenbahnen östlich von Aschabad; er unterstand dem Befehlshaber des transkaspischen Landes.

Nach der Einnahme Geok-Tepes durch General Skobelew ging Lessar im Jahre 1881 als Nivelleur nach Afghanistan bis zur Stadt Herat.

Dabei machte P. M. Lessar eine geographische Entdeckung von geschichtlicher Bedeutung.

Unsrer Generation wurde gelehrt, daß die transkaspischen Steppen von der Ebene von Herat durch eine natürliche Grenze — dem schneebedeckten Bergrücken Parapamir — getrennt sei. Lessar jedoch bewies, daß ein solcher Bergrücken überhaupt nicht existiert, daß der Hauptpaß, der das transkaspische Land mit dem Herat verbindet, der Karwan-Aschan, nur einige hundert Fuß über dem Meeresspiegel liegt, und daß man von Aschabad nach Herat bequem im Wagen fahren kann. Das durch diese Entdeckung festgestellte Fehlen einer natürlichen Grenze längs dem nordwestlichen Rande Afghanistans bewog die englische Regierung, Unterhandlungen mit Petersburg anzuknüpfen wegen Feststellung einer genau vertragsmäßig festgesetzten Grenze zwischen den russischen und englischen Einflußsphären, wie in dieser Gegend, so auch weiter in östlicher Richtung.

Lessar trat 1885 in den diplomatischen Dienst und weihte dieser Aufgabe alle seine Kräfte und die besten Jahre seines Lebens. Ihm gelang es, die gesuchte Grenzlinie vom Flusse Todschen bis zum Pamir zu finden und dadurch eine Basis zu einem freundschaftlichen, kulturellen Zusammenwirken Rußlands und Englands in Asien zu legen.

Als ich mir im Herbste 1883 in Petersburg ein Zelt, Gepäck und alles Nötige für die lange Winterreise einkaufte, half mir Lessar viel durch seine Erfahrungen und guten Ratschläge. Lessar selbst kehrte einige Tage vor meinem Auszug von Aschabad zurück. Bald darauf ging er mit General Komarow nach Karra-Bent und Merv.

Der Gaudanpaß erwies sich sehr hoch; mein Aneroidbarometer sank bis zu 7200 Fuß. Der Paß war vollkommen verschneit, ebenso wie auch der Dawandsche Paß, über welchen ich ins transkaspische Land zurückkehrte.

---

[1]) Stadt in Chorasan mit etwa 10000 Einwohnern, sie wurde durch ein Erdbeben am 17. Januar 1895 völlig vernichtet. (Anmerkung des Uebersetzers.)

Digitized by Google

Späterhin jedoch wurde die Chaussee, die jetzt Aschabad mit Chorasan verbindet, über den Gaudanpaß gebaut, da er seiner Gestaltung nach sich doch als bequemer erwiesen hatte.

In den Distrikten Kutschan und Deriges, die sich in diesem Teile des Chorasan befinden, existierte damals eine vom Schah halb unabhängige Regierung eingeborener erblicher Gouverneure, der „Ilkhaniew". Die Bevölkerung war sehr arm. Russische Waren fand man fast nicht vor, und in den Dorfsiedlungen sah man überall die Spuren turkmenischer räuberischer Ueberfälle der „Alamanen". Die russische Regierung bemühte sich hartnäckig, diesen räuberischen Ueberfällen ein Ende zu machen.

Ich sah auf jeden Schritt und Tritt Zeichen der Wiedergeburt dieser Landschaft zu einem normalen wirtschaftlichen Leben. Vernachlässigte Bewässerungskanäle, „Kjarise", wurden wiederhergestellt, zu alten Aeckern wurden neue hinzugefügt. Die Ackerbauer arbeiteten ruhig auf den Feldern, die noch mit zahlreichen kleinen Lehmtürmchen besetzt waren, in die die Eingeborenen sich versteckten beim Herannahen der Alamanen.

Mein Führer, ein alter Turkmene, Pascha Serdarj, ein berüchtigter Räuber, der in die Dienste der russischen Regierung getreten war, sagte öfter nicht ohne Bitterkeit: „Die Perser kommen uns nett entgegen! In früheren Zeiten kam es öfters vor: Hände gefesselt und nach Merv in die Gefangenschaft. Jetzt schlafen sogar die Frauen auf den Dächern (d. h. im Freien), ohne die Entführung durch die Turkmenen zu befürchten."

Als im Herbst 1883 Rotten Mervscher Turkmenen neue Ueberfälle auf das östliche Chorasan ausführten, ließ General Komarow den oben erwähnten Wachtposten nach Karra-Benta vorrücken zur Niederwerfung dieser Räuber.

Unter diesen Umständen bedeutete die freiwillige Unterwerfung Mervs der russischen Regierung nicht nur für die Turkmenen, sondern auch für Chorasan den Anfang einer neuen Epoche des wirtschaftlichen Aufblühens, der Sicherheit und des Friedens.

Nachdem ich von den Höhen Kopet-Daga in die Oasen des Atek hinabgestiegen war, gelangte ich mit einem Dolmetscher, einem Diener und zwei Saumpferden sowie mit einem Ehrengeleite von zwei Kosaken am 22. Februar nach Karra-Bent. Der letzte Marsch von 74 Werst ohne Wasser von der Siedlung Kaachka war sehr schwierig. Der Fluß Tedschen, der bei Karra-Bent abgedämmt ist, bildet hier eine kleine Oase mit Aeckern und Gärten, hinter welchen der Fluß sich im Sande verliert. In der Nähe des Wassers waren verteilt: 4 Kompagnien der Transkaspischen Schützenbrigade, 200 kaukasische Kosaken, 1 Korporalschaft Achal-Tekinscher Miliz und 4 kleine Gebirgsgeschütze auf Rädern, so alten Systems, daß sie gar keine praktische Bedeutung hatten. Die Menschenzahl des ganzen Expeditionskorps überschritt nicht 1500 Mann.

General Komarow und sein kleiner Stab hausten in halbkegelförmigen Filzjurten (Nomadenzelten), neben welchen gewöhnlich Lessars und meine Zelte aufgeschlagen wurden.

Digitized by Google

Das Wetter war klar und frisch. Am Tage jedoch brannte die Sonne, und ich überzog meine Mütze mit einem weißen Ueberzug.

Das Leben im Lager war sehr ruhig. Es wurden die Vorbereitungen beendet zur Ueberwindung eines wasserlosen Marsches von 110 Werst bis nach Merv. Ich plauderte öfters über Politik und viele andre Fragen mit A. W. Komarow, von seiner Gastfreundschaft profitierend und durch seinen herzlichen Empfang ermuntert. Je näher ich mit diesem hochgebildeten und vielseitig begabten Menschen bekannt wurde, desto mehr wuchs meine Hochachtung für sein in Europa wohl geschätztes Wissen (in der Entomologie, Archäologie und Numismatik); diese Eigenschaften vereinigte er mit den kriegerischen Vorzügen eines alten Kaukasiers, die er ein Jahr darauf bei Kuschka so glänzend bewies. — Abends wurde beim General gewöhnlich Bridge gespielt.

Für den 25. Februar, 8 Uhr morgens, war das Ausrücken der Expedition anberaumt.

Den Abend vorher kam ich nach der gewohnten Kartenpartie eben in meinem Zelt an und zog meinen Pelz und meine Filzstiefel an, um mich schlafen zu legen, als eine Ordonnanz erschien und meldete, der General wünsche mich zu sprechen.

Ein berittener Expreßbote überbrachte soeben dem General einen Brief von Alichanow aus Merv.

In diesem Briefe teilte Alichanow, der nach Merv kommandiert war, um es für unsern Einzug vorzubereiten, mit, daß infolge der Predigten des Mullah Siach-Pusch in Merv ein Aufstand ausgebrochen sei, und daß an 5000 bewaffnete Turkmenen unter der Führung des Kadschar-Khan, eines einflußreichen und ehrgeizigen Aeltesten des Mervschen Geschlechtes der Bachschi, beschlossen hätten, das russische Expeditionskorps beim ersten Wasserplatz auf dem Wege nach Merv zu überfallen.

Der General las mir Alichanows Brief vor und wünschte meine Meinung über unsre Lage zu hören. Diese schien mir nicht beneidenswert, aber eine Meinungsverschiedenheit darüber, was zu machen wäre, konnte es nicht geben.

Selbstverständlich war das Expeditionskorps nur für eine friedliche Besetzung der Oase berechnet und nicht für irgendeinen Kampf mit einem Teile seiner Bevölkerung, die bis 400000 Seelen zählte.

Vor uns — 110 Werst wasserlosen Weges. Hinter uns mehr als 300 Werst Steppe bis Aschabad, wo damals übrigens auch nur zwei Bataillone noch standen.

Augenscheinlich beruhte unsre Kraft nicht auf der Anzahl der Bajonette, sondern auf der Wirkung des russischen Namens, der bezaubernd auf die Turkmenen wirkte, seit unlängst Geok-Tepe durch Skobelew genommen war.

Es war klar, daß die Merver unser Expeditionskorps nicht nur durch Ueberfall, sondern auch in offener Schlacht vernichten konnten. Dafür hätte genügt, daß sie die Vorräte von Futter und Getreide verbrannten, mit ihren

Digitized by Google

Herden tiefer in die Steppe wanderten und unsre Verbindung mit Aschabad störten.

Doch der Gengesch des 1. Januar war ohne Zweifel der Ausdruck des ernsten Entschlusses der Mehrheit der Bevölkerung der Oase, ihre Zukunft in die Hände der russischen Regierung zu legen.

Es war wichtig, in den Gemütern der Eingeborenen die zauberhafte Wirkung des russischen Rufes zu erhalten; dafür war es notwendig, den Mervern zu zeigen, daß alle ihre Demonstrationen dem General gleichgültig seien und nicht eine Stunde die Bewegung des Expeditionskorps aufhalten könnten. So beschloß der General Komarow auch zu handeln. Der weitere Gang der Ereignisse zeigte, wie richtig er die Sachlage übersah und wie folgerecht und erfolgreich er seine Taktik durchführte.

Am 25. Februar, um 8 Uhr morgens, zog das Expeditionskorps aus Karra-Bent in der Richtung nach Merv aus, allen Anforderungen der kriegerischen Vorsicht nachkommend.

II.

Der erste Marschabschnitt betrug nach der Marschroute 20 Werst. Wie der Marsch, so war auch das Biwak ohne Wasser. Beim Expeditionskorps waren 155 Kamele. Die Hälfte von ihnen führte Wasser für Menschen und Pferde und zum Abkochen.

Der Weg führte über eine sandige Ebene, bedeckt mit Gras, das die Karakumsche Sandwüste[1]) während der Frühlingsmonate in ausgezeichnetes Weideland verwandelt. Brennmaterial war in Gestalt von Strauchwerk genügend vorhanden. Stellenweise fand man noch Wasser von Schnee und Regen vor, das sich in lehmigen Löchern des Bodens, genannt „Kaak", angesammelt hatte.

Von 12 Uhr mittags bis 3 nachmittags wurde gerastet. Um 6 Uhr abends kamen wir zum Standort unseres ersten Nachtlagers. Die Infanterie gelangte gegen 10 Uhr abends an. Abends sangen die Schützen Chorlieder. Die Turkmenen sagten daraufhin dem Dolmetscher Tairow: „Den ganzen Tag gegangen und jetzt singen sie Lieder; gegen solche Leute kommt man nicht auf."

Ein Abgesandter von Sara-Khan, den Häuptling des nächsten Mervschen Stammes Ssytschmas, kam im Lager an, um den General zu bitten, den Zeitpunkt seiner Ankunft in der Mervschen Oase anzugeben, damit man ihm einen feierlichen Empfang bereiten könnte.

Die Nachrichten aus Merv waren gut. Der Tag war frisch, etwas trübe. Eine gleiche, nur mondhelle Nacht folgte. Im Zelte war es warm und behaglich.

Am nächsten Tage, nach einem wasserlosen Marsche von 18 Werst, schlug das Expeditionskorps beim verfallenen Bewässerungskanal Kumjab, der mit Regenwasser gefüllt war, das Nachtlager auf; dieser Ort befand sich in einer

---

[1]) Karakum heißt auf kirgisisch „schwarzer Sand". Diese Wüste liegt zwischen Aralsee, den Flüssen Sir Darja und Sary Su und dem Arzatal-Barbisee.
(Anmerkung des Uebersetzers.)

Digitized by Google

Entfernung von 2 Werst von den Ruinen der altertümlichen bucharischen oder chiwinschen Festung Kulan-Rabat.

Lessar vermaß den Weg mit Hilfe eines Odometers. Dies war das erste Rad, das nach Merv gelangte, da hier bis zu unsrer Ankunft alles auf Packtieren transportiert wurde; nicht mal die „Arba", der asiatische zweiräderige Wagen, war hier bekannt. Es existierten überhaupt keine Wege, da es auch keine regelmäßige Verbindung zwischen einzelnen Orten gab.

A. W. Komarow und seine Begleiter machten Halt bei einem Kaak mit Regenwasser, um die Pferde zu tränken. Dort begegneten wir vielen Mervern, die in Gruppen und einzeln nach Tedschen zur Arbeit gingen. Sie wollten Weizen säen; die Aussaat hatten sie bei sich. Sie hofften, daß die Anwesenheit der Russen sie vor räuberischen Ueberfällen schützen werde.

Unweit weideten einige Hammelherden auf dem prächtigen Steppengrase; sie weideten zum ersten Male fast ohne Schutz. Diesen Umstand schrieben wir unsrer Ankunft und dem hergestellten Frieden zu. Es waren lauter gute Symptome.

General Komarow teilte mit Hilfe des Dolmetschers Tairow den begegnenden Turkmenen in ihrem Fassungsvermögen angepaßten Worten und einfach gebauten Sätzen mit, daß wir nach Merv gekommen seien, um jedem Eingeborenen die Möglichkeit zu geben, seinen Beschäftigungen friedlich nachzugehen; die Reichen könnten ihren Reichtum vergrößern, die Armen könnten sich bereichern; daß der Glauben, die Gebräuche und das Eigentum der Eingeborenen unangetastet bleiben sollten unter der Herrschaft des russischen Zaren, der kein Alamanentum (Räuberei) zulassen und jeden bestrafen werde, der das Leben und die Sicherheit friedlicher Bürger bedrohen würde.

Eine ebensolche Proklamation des Generals wurde durch Alichanow in Merv verlesen; Alichanow meldete, daß die Merver, nachdem sie sie gehört, ihm sagten: „Wenn alles so sein wird, dann brauchen wir nichts Besseres."

Alichanow fügte noch hinzu, daß die Merver es gern gesehen hätten, wenn keine russischen Truppen in ihr Gebiet kommen würden. Doch dieses ist unmöglich, da zur Bezähmung der Alamanen die Anwesenheit einer bewaffneten Kraft unumgänglich nötig ist. Es war klar, daß für einen Krieg gegen die Russen nur die aristokratischen Familien der früheren Khane waren, die bei der russischen Verwaltung ihre frühere Macht einbüßen mußten; auch die Jugend war dafür, da sie ungerne von der Räuberei ließ, durch die sie ihre Tapferkeit beweisen und auch in althergebrachter Art sich ihre Bräute holen konnten: der Bräutigam mußte sich im Kampfe auszeichnen und aus der Beute den „Kalym", das Lösegeld, den Eltern der Braut bezahlen. Da außerdem jegliche Industrie und jeglicher Handel fehlten, war die Räuberei die einzige Art einer schnellen und ehrenvollen Bereicherung.

Nach dem Befehle des Generals wurden bei den uns begegnenden Turkmenen einige Hammel gekauft, und zwar für bares Geld und zu gutem Preise.[1])

[1]) 20 persische Krane oder 8 Rubel für einen Hammel, der zirka 2 Pud schieres Fleisch hatte.

Digitized by Google

Diese Käufe wirkten sehr günstig auf die Stimmung der Eingeborenen, da sie eine wertvolle faktische Bekräftigung der freundlichen Reden des Generals waren.

Am 27. Februar gelangte das Expeditionskorps nach einem wasserlosen Marsche von 26 Werst zum Biwak bei Karib-Ata; jetzt befindet sich da eine gleichnamige Station der zentralasiatischen Eisenbahn, die letzte vor Merv.

In Karib-Ata befanden sich zwei kleine Seen mit Süßwasser, das von getautem Schnee gebildet war. Dies waren dieselben Seen, zu denen Kadschar-Khan uns nicht hinzulassen wollte.

Jedoch gelangte General Komarow schon um 1 Uhr 40 Minuten nachmittags dorthin und gruppierte die Truppen um den Kaak, so daß der Zugang zum Wasser von allen Seiten abgeschnitten war.

Die nicht organisierten Truppen des Kadschar-Khan hatten sich verspätet.

Dieser letzte Marsch führte die ganze Zeit durch Unterwald und Strauchwerk, vorbei an den Brunnen von Dort-Kuju (jetzt auch eine Eisenbahnstation); diese Brunnen enthielten ein salzhaltiges Wasser, das nach Schwefelwasserstoff roch, das die Pferde jedoch tranken.

Unterwegs sahen wir Aecker, die einmal in fünf bis sechs Jahren durch die Ueberschwemmung des Flusses Murgab bewässert wurden; dieser Fluß speist auch die angrenzende Mervsche Oase.

Einige Haufen von Saman, dem einheimischen Futtermittel, wurden vor unserer Ankunft in Brand gesteckt und brannten noch, als wir ankamen. Jedoch fütterten die Kosaken die Ueberreste auf, da wir wenig Futter mithatten.

Die Mervschen Khane Sara-Batyr (vom Geschlechte Bachschi) und Maily-Khan sandten uns nach Karib-Ata wasserbeladene Kamele und zwei Mann mit einem Briefe entgegen. In diesem Briefe bedankte sich Alichanow beim General für die Nachricht, daß er zum Major befördert worden war. Er schrieb, in Merv sei alles ruhig.

Alichanow selbst hatte die Absicht, am nächsten Tage mit Mervschen Khanen und Reitern in unser Lager zu kommen, um den General feierlich zu empfangen.

Immer mehr Merver kamen zu unserem Lager, um uns Tschurek (einheimisches Brot) und Furage zu verkaufen. Nachdem sie ihre ganze Ware abgesetzt hatten, ritten einige nach dem zirka 20 Kilometer entfernten Merv, um neue Vorräte zu holen. Bald wird sich hier wohl eine große Oase herausbilden, dachten wir uns, das ist ausgezeichnet, da die Vorteile der russischen Okkupation dadurch den Eingeborenen augenscheinlicher werden.

In Karib-Ata hatten wir Rasttag. Am Abend spielten wir Bridge. Wir hatten keine wasserlosen Märsche mehr vor uns.

Am 28. Februar war der Himmel vom Morgen an bedeckt. Dann fing ein ununterbrochener Regen an.

Ungefähr um 9 Uhr kam Alichanow an. Aus Merv ritten mit ihm alle vier Khane aus, die unter Beförderung zu Majoren, zu Hauptleuten der vier Stämme der Mervschen Turkmenen ernannt wurden; auch ritten mit ihm alle Aeltesten (Aksakale) aller Mervschen Stämme in der Zahl von zirka 300 Mann

Digitized by Google

und fünf alte Turkmenen aus Yolatana, die die Absicht hatten, auch die russische Staatsangehörigkeit zu erwerben.

Die Khane und ihre Begleiter kamen jedoch nicht ins Lager, sondern blieben in der Entfernung von zirka 2 Kilometer hinter einem Hügel stehen, um dort, wie sie sich ausdrückten, Befehle zu erwarten.

In Wahrheit jedoch warteten sie nach asiatischem Brauch keine Befehle ab, sondern wollten den Ausgang der bevorstehenden Schlacht Kadschar-Khans mit General Komarow abwarten. Hätte wider Erwarten Kadschar-Khan gesiegt, so würden unsre Freunde zweifelsohne zu ihm gestoßen sein und mit ihm die Beute geteilt haben. Da jedoch wir die Sieger blieben, so blieben die Khane und ihre Anhänger uns treu. Unterdessen teilten uns die Khane alles mit, was sie über die Bewegung und den Vormarsch der feindlichen Merver erfahren konnten. Komarow durchschaute diese zweifelhafte Freundschaft natürlich vollkommen. Er ließ sich aber in seinen Unterhandlungen mit den Khanen nichts merken und bezeugte ihnen ununterbrochen seine Freundschaft und sein Vertrauen, das sie übrigens nachher in der Tat auch rechtfertigten.

Alichanow teilte uns bei seiner Ankunft mit, daß, trotzdem noch gestern vollkommene Ruhe herrschte, heute alle Anhänger des Kadschar-Khan auf das Geheiß von Siach-Pusch in Merv Unruhen stifteten und gegen die russischen Truppen auszogen.

Einige Stunden später benachrichtigten die Khane den General, daß Kadschar-Khan näherrücke und zu unserm Lager gegen 2 Uhr nachts gelangen könnte.

Angesichts dessen befahl der General den Truppen, ums Wasser ein Karree zu bilden.

Da wir jedoch zu wenig Truppen hatten und es zugleich notwendig war, alle Wege zum Süßwassersee zu verteidigen, hatte unser Karree nur drei Seiten; die dritte Seite wurde durch eine Schwarmlinie der Infanterie gebildet.

Die Kamele, die sich völlig gleichgültig zu allen Ereignissen verhielten, und das Gepäck wurden in der Mitte des Karrees versammelt; ebenda befanden sich auch die Nomadenzelte Komarows und seines Dolmetschers, sowie Lessars und meine Zelte.

Die Korporalschaft der Achal-Tekinschen Miliz, 18 Mann, bewaffnet mit Berdangewehren, wurde in der Richtung vorgeschickt, aus welcher Kadschar-Khan erwartet wurde, und 200 Kosaken des Tamanjschen Kosakenregiments hielten die Kreuzungen besetzt und verbanden das Lager mit der vorgeschickten Abteilung.

Gegen 3 Uhr nachts hörten wir Schüsse fallen; die vorrückenden Turkmenen stießen auf die Milizsoldaten und eröffneten ein Feuergeplänkel. Kadschar-Khan erzählte mir späterhin, daß er dabei vier Mann an Toten und neun Verwundeten verlor. Die Miliz hatte keine Verluste. Das Pferd eines jungen Turkmenen, eines Anhängers Kadschar-Khans, scheute vor den Schüssen, brach aus und brachte auf seinem Rücken seinen Herrn direkt in unser Lager, wo er auch verhaftet wurde.

Bald wurde wieder alles still.

Digitized by Google

Eine Kosakenpatrouille klärte auf und stellte fest, daß der Feind den Rückzug angetreten habe; als ich vorritt, um mich von der Lage der Dinge durch Augenschein zu überzeugen, traf ich Boten unserer Khane, die mit Berichten zum General unterwegs waren. Nach ihren Nachrichten zog sich Kadschar-Khan mit seinen Leuten zurück; er hatte sich überzeugt, daß der Kaak von den Russen schon umkreist war. Außerdem litt der Feind selbst an Wassermangel und kehrte deshalb nach Merv zurück. Wir hatten auf unserm Marsche die intakten Bewässerungskanäle der Oase noch nicht erreicht; um nun in der Steppe standhalten zu können, war der Feind wie auch wir auf das Wasser des Karib-Ata angewiesen. Wir waren beim Wasser früher als die Merver angelangt; da die Merver keine Hoffnung hatten, die Seen zurückzuerobern, zogen sie sich notgedrungen zurück.

III.

Da die Mannschaft den großen Teil der Nacht unter Gewehr verbracht und Ruhe nötig hatte, beschloß General Komarow, noch einen Tag in Karib-Ata zu bleiben. Wahrscheinlich wollte Komarow sich auch von der Bedeutung des gestrigen Ueberfalles und der Stellungnahme der Eingeborenen zu demselben überzeugen.

Die Turkmenen kamen, wie tags zuvor, schon morgens zu unserm Lager, Brot, Furage und Hammel zum Kauf anbietend.

Unsre Khane mit ihren Reitern hielten sich jedoch noch immer hinter dem Hügel, teilten jedoch dem General alles mit, was in Merv vorging.

Bald darauf meldeten sie uns, daß in der Richtung der Steppe eine Schar unsrer gestrigen Gegner sich versammelte. General Komarow erteilte sofort den Befehl, daß die Korporalschaft der Akal-Tekinschen Miliz unter der Führung eines russischen Unteroffiziers zur Aufklärung dorthin vorrücken sollte.

Etwa 150 Werst vom Lager entfernt entdeckten die Milizsoldaten ungefähr 150 berittene und bewaffnete Merver, die auch eine Fahne mitführten.

Ohne lange zu überlegen, stürmte die Korporalschaft reißend vor und griff die Merver mit gezogenem Säbel an. Einige Merver wurden getötet. Die übrigen flohen, die Verwundeten mitnehmend, unter denen auch der Sohn Kadschar-Khans war. Wir hatten keine Verluste.

Diese Begebenheit bewies, daß die Turkmenen bei einer entsprechenden Organisation nützliche kriegerische Fähigkeiten besitzen. Was die Tatsache anbelangt, daß die Achal-Tekinschen Turkmenen sich so gerne in einen Kampf mit den Merv-Tekinern einließen, so erklärt sie sich durch das völlige Fehlen des Gefühles der Stammeinheit bei den Turkmenen; vielleicht ist es auch dadurch zu erklären, daß die Leute von der Achal-Tekinschen Miliz auf ihre Würde als russische Soldaten sehr stolz waren und diese erst unlängst verliehene Würde und die verliehenen Kosakenachselstücke hoch in Ehren hielten; sie waren auch begierig, zu zeigen, daß sie an Tapferkeit und Tüchtigkeit den übrigen Eingeborenen, die nicht durch den Dienst im russischen Heere geehrt waren, weit überlegen seien.

Digitized by Google

Gleich nach der Einverleibung von Merv organisierte General Komarow auch dort eine Miliz von 100 Eingeborenen; er gab ihnen ebenso wie den Achal-Tekinern ein genügendes Gehalt[1]) und übertrug ihnen einen Militärdienst, der jedenfalls für die übrige Bevölkerung keine Gefahr bedeutete; die Ehrenposten verteilte er an die eingefleischtesten und tapfersten Merver Alamanen. Sie leisteten dem General tapfere Hilfe in der Schlacht mit den Afghanern am Flusse Kuschka.

Als ich am selben Tage gegen Mittag im Zelte Komarows saß, wurde gemeldet, daß der Merver Hauptmolla herannahe.

Der General befahl, ihn zu empfangen. Nach einigen Minuten ritt in Begleitung zweier Diener ein großgewachsener, würdig aussehender Greis zum Zelte heran; er hatte einen langen, grauen Bart und war in ein weißes Gewand gehüllt; auf dem Kopfe hatte er einen riesengroßen weißen Turban.

Der Molla ließ sich vom Pferde heben und trat, von seinen Dienern gestützt, ins Zelt des Generals; nach einer Verbeugung wandte er sich an ihn mit einer langen und blumigen Begrüßungsrede.

Er gab seiner Freude über die Ankunft des Generals in Merv Ausdruck; er dankte dem weißen Zaren für seine Bereitwilligkeit, das Mervsche Volk unter seinen hohen Schutz zu nehmen; auch versicherte er, daß von nun an für Merv eine neue Aera der Ruhe und des Wohlstandes anbreche.

Als Antwort sagte der General dem Molla, daß er mit Vergnügen das Haupt der Mervschen Geistlichkeit begrüße; er wiederholte noch einmal die Versprechungen, die in seiner Proklamation enthalten waren; zum Schluß bat er den Molla, auf seine Landsleute einzuwirken, auf daß diese Gefühle der Dankbarkeit und der Treue dem russischen Zaren, auf die er eben hingewiesen hatte, sich befestigten.

Es wurde Tee gereicht, und die freundschaftliche Unterhaltung zog sich in die Länge.

Ganz zum Schlusse sagte der Molla dem General: „Unser Volk ist unwissend und wild; in seiner Mitte gibt es dumme Leute, die vor dem Erscheinen der russischen Truppen Angst haben und nicht verstehen, welch großer Nutzen uns dadurch entspringt. So gingen gestern einige solcher Leute aus Merv und einer von ihnen, ein unüberlegter Jüngling, geriet in Euer Lager. Angesichts der Freundschaft, die Ihr mir jetzt erweist, erlaubt mir, ihn mit mir mitzunehmen."

---

[1]) Der Milizionär erhielt ein Gehalt von 25 Rubel monatlich; dabei mußte er sein eignes Kleid und eignes Pferd haben; auch mußte er sich und sein Pferd ernähren. Der Staat lieferte ihm ein gezogenes Gewehr und Patronen. Die Milizionäre erzählten mir, daß sie ja eigentlich früher durch räuberische Ueberfälle auf Perser bedeutend mehr als 300 Rubel jährlich verdienten, jedoch riskierten sie dabei, gefangen und gepfählt zu werden. Deshalb erschien ihnen der Dienst der russischen Regierung auch vorteilhafter hinsichtlich der persönlichen Sicherheit. Gewöhnlich versahen die Milizionäre den Wach- und Patrouillendienst längs der Grenzen des transkaspischen Landes.

Digitized by Google

„Ich schenke Ihnen den Mann," sagte der General und befahl, den gestrigen Gefangenen zu bringen und ihm sein Pferd und seine Waffen — einen Säbel und ein Gewehr — zurückzugeben.

Der Molla bedankte sich aufs herzlichste, seine Diener halfen ihm aufs Pferd, und er kehrte mit dem befreiten Turkmenen zurück nach Merv.

„Warum haben Sie dem Gefangenen die Waffen wiedergeben lassen?" fragten viele von uns nachher den General. „Er wird doch heute Nacht wieder auf uns schießen."

„Unsre Lage wird dadurch, daß die Merver ein Gewehr mehr oder weniger haben, nicht verändert," antwortete Komarow. „Und darum habe ich dem Molla nicht nur den Gefangenen, sondern auch sein Gewehr zurückgegeben, damit die Turkmenen wissen, daß meinetwegen sie mir alle ..."

In diesem Ausdruck à la Cambronne spiegelte sich die ganze Politik Komarows den Turkmenen gegenüber. Sie sollten immer mehr und mehr überzeugt werden, daß wir unermeßlich höher stehen als sie; zugleich aber erwies er sich gütig und freundlich bis zur letzten Möglichkeit jedem Eingeborenen gegenüber.

Abends wurde der Befehl erteilt, sich zum Marsche nach dem Gehöft Owas-Topas bereitzuhalten; dieses Gehöft war etwa 8 Kilometer von der Mervschen Festung Kouschut-Khan-Kala entfernt gelegen.

Das Gehöft Owas-Topas gehörte zum Bezirk des obenerwähnten Sara-Batyr-Khan; dieser hatte den Befehl erteilt, über die zahlreichen Bewässerungskanäle, die wir auf dem Wege passieren mußten, Brücken zu schlagen, die für das Passieren der Kompagniewagen und unsrer Artillerie breit genug waren.

Am 29. Februar rückte das Expeditionskorps in der Frühe aus. 5 Werst ging es ohne Zwischenfälle vorwärts über die Brücken des gastfreundlichen Sara-Batyr. Einige dieser Bewässerungskanäle waren bis 2 Saschen breit (1 Saschen = 7 Fuß. Anmerkung des Uebersetzers). Jedoch die turkmenischen Milizsoldaten, die auf ihren rasseechten tekinschen Hengsten ritten, machten wenig von den Brücken Gebrauch; sie erweckten in uns eine unwillkürliche Bewunderung für die Leichtigkeit, mit der sie ritten und in vollem Lauf über die wassergefüllten Gräben setzten, besser als man es auf einer westeuropäischen Parforcejagd tut.

Die tekinschen Pferde sind durch ein jahrhundertaltes System zu ausgezeichneten mutigen und großen Rennern emporgezüchtet worden. Sie haben in vielen Hinsichten Aehnlichkeit mit reinrassigen englischen Pferden.

Als im Jahre 1861 die Turkmenen eine nach Tausenden zählende persische Armee auf den Kopf geschlagen, alle Geschütze erobert und die mit dem Leben davongekommenen persischen Krieger zu Sklaven gemacht hatten, ritten turkmenische Reiter in weniger als vierundzwanzig Stunden bis zu der 100 Werst von Merv entfernten persischen Festung Serrachs; sie plünderten dort die ganze Umgebung, bevor die Nachricht von der persischen Niederlage dorthin gelangt war.

Als wir uns gegen Mittag schon in der Nähe des Gehöftes Owas-Topas befanden, hörten wir vor uns Kanonenschüsse.

Digitized by Google

Folgendes stellte sich heraus: Die Anhänger Siach-Puschs und des Kadschar-Khan waren noch lange nicht entmutigt durch die gestrigen und heutigen Erfahrungen. Sie besaßen noch einige persische Kanonen aus dem Feldzug von 1861; diese schleppten sie auf die Brustwehr der Festung Merv (Kouschut-Khan-Kala) herauf. Durch Zeichnungen sammelten sie Geld zum Ankauf von Schießpulver und begannen nun aus diesen Geschützen in die Richtung, aus der das russische Expeditionskorps erwartet wurde, zu feuern.

Solch eine Schießerei konnte unsern Truppen natürlich keinen Schaden beibringen; entweder sollte sie die Russen einschüchtern oder aber den Mut der feindseligen Turkmenen heben.

Da die Schießerei nicht aufhörte, baten einige Offiziere den General Komarow um Erlaubnis, die Festung Merv im Sturme zu nehmen.

Die Versuchung war wirklich groß. Die Erstürmung von Merv würde ein geschichtliches Ereignis werden, welches den Stürmenden Ruhm, St.-Georgs-Kreuze und andre Belohnungen einbringen würde. Vom Standpunkt der militärischen Karriere aus war es für die Mitglieder des Mervschen Expeditionskorps eine außerordentlich günstige Gelegenheit, sich auszuzeichnen.

Jedoch fühlte General Komarow tief und ehrlich nicht nur seine taktische Lage, sondern auch die auf ihm ruhende politische Verantwortung.

„Nein," sagte er „wir sind nicht hierhergekommen, um Krieg zu führen, sondern um Frieden zu stiften. Lassen wir sie. Morgen werden sie von selbst weggehen."

Der General erklärte mir, daß die unorganisierten Scharen der Eingeborenen nicht lange auf einem Platze verbleiben können, da sie keine Verpflegung haben. Sollten heute in Kouschut-Khan-Kala einige tausend Merver versammelt sein, so müßte morgen ein großer Teil von ihnen wegrücken. Jedoch das Hauptmotiv der Handlungsweise Komarows war sein unbeugsamer Wille, der Okkupation von Merv den friedlichen Charakter zu erhalten; es sollte eine freiwillige und friedliche Unterwerfung des Landes unter das russische Zepter sein. Dies war die Tendenz, die der General auf seinem ganzen Feldzuge verfolgte.

Nachdem das Expeditionskorps Owas-Topas passiert hatte, blieb es unweit von diesem Orte stehen. Um 1 Uhr wurde das Biwak aufgeschlagen. Uns umgab vollkommen flaches Ackerland, das von einem Netz von Bewässerungskanälen durchschnitten wurde.

Das Lager wurde wie bei Karib-Ata aufgeschlagen. Die Kamele, der Train, die Wagen und die Zelte in der Mitte, die Truppen im Umkreis.

Unsre Khane folgten uns den ganzen Tag in gleicher Richtung, sich 2 bis 3 Kilometer abseits haltend. Sie biwakierten gleichzeitig mit uns in gleicher Entfernung.

Gegen Abend meldeten sie dem General, daß Kadschar-Khan heute nacht um 12 uns zu überfallen gedenke.

Zu dieser Zeit war alles zum Empfange des Feindes bereit.

Um den Train und die Zelte wurde wieder ein Karree gebildet; da wir jedoch hier nicht ein so großes Wasserbecken wie in Karib-Ata umstellen mußten,

Digitized by Google

konnten wir dem Karree vier vorschriftsmäßige Fronten geben. Jede Seite wurde annähernd durch je eine Kompagnie gebildet, die in entwickelter Front zwei Glieder tief sich aufstellte. Die Seiten des Karrees waren numeriert, die nördliche Seite trug die Nummer 1.

Der Mannschaft war befohlen, Ellenbogen an Ellenbogen zu stehen; Verschanzungen waren nicht aufgeworfen. Diese Taktik war genau die der napoleonischen Epoche, jedoch war sie hier, den örtlichen Bedingungen nach, sehr zweckmäßig.

Das Feuer sollte nur nach Kommando und in Salven erfolgen. Gezielt sollte auf 300 Schritt werden.

Das ganze Expeditionskorps war mit Berdangewehren ausgerüstet, einer ausgezeichneten Waffe, mit der in der türkischen Kampagne 1877/78 nur die Garde ausgerüstet war.

Die Merver waren ausgerüstet mit Gewehren verschiedenster Systeme; ein Exemplar davon hatten wir bei unserm entlassenen Gefangenen gesehen.

In Erwartung des Ueberfalles schritt der General mit seinem Stab die Front ab. Es war eine warme, klare Nacht, und der Vollmond erleuchtete auf weite Entfernung das flache Gelände.

„Wie gut ist es, daß jetzt Vollmond ist," sagte ich zum General.

„Ich habe damit gerechnet," antwortete er. Da erst begriff ich, warum A. W. Komarow bei meiner Abfahrt von Aschabad darauf drang, daß ich gerade am 22. Februar in Kara-Bent zu ihm stoßen soll. Der 22. Februar war acht Tage vor Vollmond. Augenscheinlich hatte Komarow vorausgesehen, daß, wenn wir auf Widerstand bei den Mervern stoßen würden, dieser in Gestalt von nächtlichen Ueberfällen erfolgen würde. So war es auch in der Tat.

Gegen Mitternacht hörten wir aus der Ferne, der nördlichen Front des Karrees gegenüber, Rufe: „Allah, Allah!" Schüsse gingen los, häuften sich, die Kugeln pfiffen über uns hinweg, und bald konnte man sehen, wie turkmenisches Fußvolk, in dichten Scharen über die erhöhten Ränder der Wasserkanäle kriechend, zum Sturme auf das Lager vorrückte.

Das Pfeifen der Kugeln erinnerte mich an den Balkanfeldzug. Jedoch das türkische Feuer war, wenn auch ebenso undisziplinierter, viel ernsthafter als das der Turkmenen.

Ich stand neben dem General an der Nordfront, als in der Nähe von uns ein Stöhnen erscholl. Eine Kugel traf einen Schützen in den Leib. Gegen Morgen war er tot.

Die Mannschaft hielt die Gewehre im Anschlag, mit ruhiger Aufmerksamkeit das Kommando erwartend.

Die Turkmenen kamen immer näher heran. Ihre „Papachen" (hohe Mützen aus Hammelfell) zeichneten sich scharf auf dem offenen Horizont ab. Die Rufe „Allah" gelangten bald zu ihrer höchsten Entfaltung und verwandelten sich in ein Heulen. Als die Merver zirka 300 Schritt entfernt waren, ertönte das Kommando: „Erste Front Feuer!"

Digitized by Google

Es ertönte eine glänzend klappende Salve der nördlichen Front. Die Mannschaft lud sofort die Gewehre wieder und gab nach Kommando die zweite und die dritte Salve ab.

Eine Grabesstille trat ein.

Nach einigen Minuten schickte der General 100 Kosaken vor, um das Gelände zu rekognoszieren. Die Kosaken zählten 16 turkmenische Leichen. Die übrigen Merver waren verschwunden. Unsere Verluste beschränkten sich auf den einen tödlich verwundeten Schützen.

Während General Komarow sich an der Nordfront befand, geschah in der Mitte des Lagers ein tragikomischer Zwischenfall. Der Dolmetscher des Generals, Tairow, der offiziell den Posten des russischen Handelsagenten in Budschnurda und Kutschan bekleidete, war ein Perser; bei Beginn des Gefechtes handelte Tairow nach dem Muster der persischen Generäle, d. h. er zog sich in sein Zelt zurück. Dieses Zelt glich dem des Generals Komarow vollkommen und war auch wie immer neben demselben aufgestellt.

Plötzlich wird der Woilach beim Zelteingang Tairows hochgehoben, und ein Turkmene mit gezogenem Säbel in der Hand schleicht sich herein.

Der Dolmetscher schrie auf, der Merver wurde gepackt und entwaffnet; als man ihn fragte, wozu er gekommen wäre, antwortete er tapfer: „Ich wollte den General ermorden."

Es stellte sich heraus, daß, als die allgemeine Aufmerksamkeit nach der Seite des Lagers abgelenkt wurde, wo das Gewehrfeuer begann, es diesem Turkmenen gelungen war, sich in die Mitte des Lagers zu schleichen; er nahm an, daß der russische General nach persischem Brauche während des Gefechtes in seinem Zelte sitzt, und schlich sich in dasjenige, in dem er ein Licht erspähte. Zu seinem Pech war das das Zelt des Dolmetschers.

Nachdem der General Komarow sich von der Flucht der Merver überzeugt hatte, befahl er den Leuten, sich zu rühren, und kehrte in sein Zelt zurück.

Das ihm da gemeldete Attentat des Merver brachte den General in eine recht schwierige Lage.

Dieses Verbrechen ungesühnt zu lassen, war schlechterdings unmöglich. Es war aber höchst unerwünscht, den Verbrecher zu richten und zu füsilieren oder zu hängen; der Hingerichtete wäre in den Rang eines Märtyrers für Glauben und Heimat erhoben worden, und das Andenken an ihn, mit dem Nimbus des Märtyrertums umgeben, würde lange Zeit die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Mervern und Russen verhindert haben.

Aus diesem Dilemma rettete sich der General durch einen sehr weisen Entschluß.

Er rief den oben erwähnten Sara-Batyr-Khan, auf dessen Territorium wir uns befanden, und sagte zu ihm:

„Ich bin dein Gast; dieser Mensch wollte mich töten. Ich gebe ihn in deine Gewalt; tue mit ihm, was du willst."

Der Khan führte den Mörder aus dem Lager hinaus und erschoß ihn. Am nächsten Morgen sah ich unweit seine nackte Leiche liegen. Die Handlungs-

Digitized by Google

weise des Sara-Batyr-Khan entsprach den örtlichen Gebräuchen und befriedigte die turkmenischen Sittlichkeitsbegriffe. Der Erschossene wurde bald vergessen.

Am nächsten Tage gelangte das Expeditionskorps ohne weitere Zwischenfälle an sein Ziel — zur Festung Merv oder Kouschut-Khan-Kala.

(Schluß folgt)

Graf Nigra

Erinnerungen und Briefe

Von

Sigmund Münz (Wien)

Kein Diplomat an der Wende des neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts konnte auf eine so lange und wechselreiche Laufbahn zurückblicken, keiner konnte sich einer so bedeutsamen Vergangenheit rühmen wie Costantino Nigra, der im Juli 1907 in Rapallo in Ligurien im achtzigsten Lebensjahre verstorbene ehmalige italienische Botschafter in Paris, Petersburg, London und Wien. Schon im sechsten Dezennium des vergangenen Jahrhunderts hatte er sein Cachet. Die andern Diplomaten Italiens, die in unser zwanzigstes Jahrhundert hinüberlebten, hatten erst, als die nationale Einheit vollzogen war, ihre Leiter erklommen. Nigra dagegen war schon in hervorragender Stellung am Pariser Hofe, als Italien noch gar nicht die beiden letzten Stationen seiner Einheit, Venedig und Rom, erreicht hatte. Er mußte manchmal seine taktvolle Gewandtheit zur Geltung bringen, damit die Niederlagen Italiens auf dem Schlachtfelde, etwa die im Kriege von 1866 gegen Oesterreich, vergessen würden. Wo die Armee versagte, mußte für Italien die Diplomatie mit der Feder kraftvoll einsetzen. Italien war nicht umsonst das Land, das einen Machiavelli hervorgebracht hatte. Auch Nigra war solch eine Feder, deren geschickter Zug in Paris wettmachte, was durch ein stumpfes Schwert bei Custozza und durch eine schlechte Leitung bei Lissa verloren war. Cavour war sein Lehrer in der diplomatischen Kunst.

In sehr jungen Jahren schon war er Sekretär des großen Staatsmannes, der durch seine unerreichte diplomatische Meisterschaft Italien geeinigt hat. Schon 1856 hatte Nigra — damals ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren — den Grafen Cavour zum Pariser Kongreß begleitet.

Cavour, der selbst keinen klassischen Unterricht genossen hatte, weder Lateinisch konnte noch mit der italienischen Literatur ernstlich vertraut war, hielt viel auf guten, geschlossenen, tüchtigen Stil, und dies hat auch Nigra von ihm gelernt, wenn er auch im Gegensatz zu Cavour, der einmal gestand, wohl kein Latein, aber desto mehr die Logik zu wissen, ein Mann von höchster klassischer Bildung war.

Eines Tages sandte er dem Schreiber dieser Zeilen, der in den fünfzehn letzten Jahren von Nigras Wiener Botschafterzeit (1885 bis 1903) in steter

Digitized by Google

Verbindung mit ihm stand, die Kopie eines Briefes, den er an einen hervorragenden italienischen Publizisten geschickt hatte, und in welchem er die folgende Erinnerung auffrischte: „Ich habe," schrieb Nigra, „mit Mühe und Not den Grafen Cavour zurückgehalten, von einem Augenblick zum andern von seinem Posten in Washington einen unsrer Diplomaten abzuberufen, der, statt ihm einen nüchternen und präzisen Bericht über eine um jene Zeit in den Vereinigten Staaten ausgebrochene wirtschaftliche Krise zu übermitteln, ihm einen gelehrten Bericht einsandte, in welchem die „conciossiaché" (weil — da) und die langen, nach der Schablone gewisser Reden gestalteten Perioden überwogen."

Nigra selbst bildete sich, wie wir ihn aus seinen Gesprächen kannten, auf seine diplomatische Kunst, die ja viel dazu beigetragen hatte, Venedig dem Königreiche Italien einzuverleiben, gar nicht allzuviel ein, trotzdem Cavour diese Kunst bereits in Nigras frühen Jahren so hoch veranschlagt hatte, daß er seinen jungen Liebling fast all den großen Aufgaben gewachsen glaubte, die er selbst, sich schnell fürs Vaterland verzehrend, vollbrachte. Desto stolzer war Nigra, der auch als Philologe und Dichter sich einen Namen gemacht hat, auf seine literarischen Eigenschaften, und er hielt sie keineswegs für etwas, was fernab von seinem eigentlichsten Berufe gelegen wäre, sondern für einen unumgänglichen Bestandteil seiner diplomatischen Aufgaben. Er rühmte sich, mit Marco Minghetti, Ricasoli, Visconti-Venosta, Ruggero Bonghi und dem, wie er meinte, leider allzu schnell vergessenen Isacco Artom, seinem einstigen Kollegen als Privatsekretär Cavours, beigetragen zu haben, den diplomatischen Stil des modernen Italien zu schaffen. Früher, meinte er, hätten jene italienischen Diplomaten, die innerhalb des werdenden neuen Italien etwas zählten — die piemontesischen — ausschließlich Französisch geschrieben. War ja auch Cavour solch einer, der das Französische ungleich mehr als das Italienische meisterte. Allen Ernstes meinte Nigra, man müßte, um eine in einigermaßen gutem Italienisch abgefaßte diplomatische Note zu lesen, bis auf den Kardinal Bentivoglio zurückgehen. „Ein italienischer Botschafter, der es sich träumen ließe, vor Kaiser Wilhelm oder Herrn Loubet die Reden zu halten, die der Historiker Guicciardini und Machiavelli den venezianischen und Florentiner Gesandten, die bei dem allerchristlichsten König oder bei Karl V. oder beim Papst beglaubigt waren, in den Mund legt, würde Gefahr laufen, vor die Tür gesetzt zu werden." Er selbst schrieb schlicht und durchsichtig wie ein klarer Quell. Literarisches Können hatte er als die Kunst, sauber und nüchtern zu sprechen und zu schreiben, hingestellt, und so, meinte er, müßte man schreiben, ob es sich um Schuhe oder internationale Politik handle. Als wir einmal von einem sog. Gedankendichter, der über eine weniger gute Form verfügte, miteinander plauderten, meinte er: „Die Form ist bei Gedichten die Hauptsache," und er zitierte ein Wort aus dem Korpus juris: „Forma esse rei." Und ein andermal rühmte er mir gegenüber die Klarheit des Ausdrucks und bemerkte: „Dichtungen, die nicht leicht hinfließen, sind keine Dichtungen." Dies sagte er, als die Rede auf gewisse anspruchsvoll pathetische Schwerfälligkeiten Carduccis kam.

Digitized by Google

Wenn ich in den Briefen blättere, die ich von ihm aufbewahre und die sich über den Zeitraum von mehr als einem Jahrzehnt ausdehnen, so tritt mir aus seinen Schriftzügen und aus dem, was sie mitteilen, die saubere und nüchterne, die bescheidene und vornehme Persönlichkeit des Schreibers entgegen. Ich glaube ihn aber auch vor mir zu sehen mit seinem scharfen und bestimmten Antlitz. Er war ein Piemontese, und die starre Kraft der piemontesischen Gletscher schien in ihm durch die Sonne Italiens gelöst. So war er denn sehr gemessen und ohne allzu mitteilsames südliches Gebärdenspiel.

Dankbar für Anerkennung, jagte er doch nie nach Reklame. Ganz im Gegenteil. Er konnte sich aufregen, wenn man zu viel von ihm sprach. Er war der Meinung, daß es dem Diplomaten nicht gezieme, sich zu viel auf der Bühne der Oeffentlichkeit vorzuwagen.

Im Juni 1898 vollendete er das siebzigste Lebensjahr. Die „Neue Freie Presse" beglückwünschte ihn am Vorabend seines Geburtstages in einem eingehenden Feuilleton. In Wien erfuhr man erst aus diesem, daß der Botschafter Italiens siebzig Jahre alt geworden. Allgemein hielt man ihn für jünger. Auf die Anfrage einiger Wiener Blätter, ob es sich bestätige, daß Graf Nigra siebzig Jahre alt geworden, gab die Italienische Botschaft den Bescheid, er feire keineswegs seinen siebzigsten Geburtstag. Sofort verleugnete die ganze übrige Presse einmütig den voreiligen Glückwunsch und dessen Verfasser. Dieser freilich hatte seine Kenntnis aus dem offiziellen „Annuario diplomatico" geschöpft, in dem es schwarz auf weiß zu lesen war: „Nacque a Sale Castelnuovo — Circondario d'Ivrea — il 12. giugno 1828." Einen Augenblick stutzte er, als er in den Zeitungen die Erklärung der Botschaft las, und sagte sich: Wer weiß es besser, der Graf selbst oder das Annuario und der mit diesem verbündete Verfasser? Daß Graf Nigra, aus dessen Munde ich nie eine Unwahrheit oder etwas, was einer solchen ähnlich sah, gehört hatte, auch in dem vorliegenden Falle nicht gelogen haben könne, war mir über jeden Zweifel erhaben. Aber bald erkannte ich den Scherz: Graf Nigra feiert nicht seinen siebzigsten Geburtstag. Das feiert nicht war zu unterstreichen. Er war wohl siebzig Jahre alt geworden, aber er feierte nicht. Er feierte schon darum nicht, weil er das Altwerden für etwas so Schreckliches hielt, daß er lieber gar nicht daran erinnert sein wollte. Er gedachte doch lieber der schönen jungen Tage von Turin, da er, um mit seinem Lehrmeister Cavour zu sprechen, der Italiener mit den rosigen Wangen und dem Lächeln des Kindes war, oder von Paris, da er, ein Adonis, im Sonnenschein höchster Frauengunst dahinwandelte. Schon wenige Stunden nach Erscheinen des Feuilletons im Morgenblatte kam ein Brief folgenden Inhalts an:

Wien, 12. Juni 1898.

Ich bedaure sehr, daß Sie sich die Mühe genommen haben, der Welt die Feier meines Geburtstages mitzuteilen, den ich nicht feiere. Ihr Artikel trägt mir eine Menge Briefe, Depeschen und Karten ein, auf die ich antworten muß,

Digitized by Google

und kostet mich also nicht wenig Geld und Zeit, die ich sehr unnütz verschleudern muß.

Ich bitte Sie, mich in Zukunft im voraus verständigen zu wollen, wenn Sie die Absicht haben, von mir zu sprechen. Ich empfange Sie immer, wie Sie wohl wissen, mit Vergnügen. So gibt es also keine Entschuldigung für Sie.

Ich betrachte Ihren Artikel als einen wohlwollenden Wink, daß es für mich Zeit sei, von der Schaubühne zu verschwinden.

Ich verbleibe Ihr ganz ergebener Nigra.

Er hatte also die Empfindung, daß er an das Altwerden erinnert worden war. Aus den Blättern seines eignen Lebens sprach so viel Vergangenheit zu ihm, daß er sich vielleicht daran gemahnt glaubte, daß er auf keine Zukunft Anspruch haben könne.

Allein so sehr Nigra auch Staatskunst und Publizistik für leibliche, in wahrhaft modernen Staaten auch für unzertrennliche Geschwister hielt, so wollte es ihm doch dünken, als ob in Wien, insbesondere insoweit die Führung der auswärtigen Politik, die ihm noch von einem sehr höfischen und feudalen Einschlag durchzogen schien, in Betracht kam, diese Erkenntnis noch nicht hinlänglich Platz gegriffen hätte und man noch immer geneigt wäre, ein wenig de haut en bas auf die Presse herabzusehen.

Ihm nun als auswärtigem Diplomaten, meinte er, käme es nicht zu, in einer die bisherigen Gewohnheiten des Wiener Hofes und Auswärtigen Amtes vielleicht etwas herausfordernden Weise sich nach außen hin als zu offenkundiger Bundesgenosse der Presse geltend zu machen. Ueberdies hatten wir gerade an jenem Julitage über den Grafen Goluchowski im Zusammenhange mit seinem Vorgänger, dem Grafen Kalnoky, gesprochen. Mit dem letzteren hatte Graf Nigra nicht nur ein ganzes Jahrzehnt in Wien, sondern früher schon in Petersburg zusammengewirkt, und er schätzte an ihm die feine, alte, namentlich an der französischen Literatur genährte Bildung, der allerdings kein sehr modernes, im Zeichen des Weltverkehrs stehendes Empfinden zur Seite ging.

Wenn ich während der Jahre 1889 bis 1903 zu ihm in den Botschaftspalast in Wien kam, so nahm in unsern Gesprächen die Literatur, von der er selbst ein hervorragender Vertreter als Gelehrter und Dichter war, zuweilen einen noch breiteren Raum ein als die Politik. Er verfolgte mit großem Interesse namentlich die neuen lyrischen Erscheinungen in Italien. Aus seinem Munde hörte ich zum erstenmal den Namen Annie Vivanti. Indem er mir ein eben erschienenes Bändchen ihrer „Lirica“ zeigte und die temperamentvolle Zigeunerart ihrer Lieder rühmte, las er mir alsdann die Einleitung zu denselben von Carducci vor und bemerkte dazu: „Sehen Sie, welch eines Bombastes er fähig ist. Dieser Schwulst ist eher dazu angetan, der von ihm empfohlenen Dichterin zu schaden als zu nützen.“

Ein andermal las er mir einige Seiten aus dem eben erschienenen Roman D'Annunzios „Il fuoco“ vor und hielt strengstes Gericht über das Paradoxe des Inhalts und den törichten Ueberschwang der Sprache.

Digitized by Google

Ein andermal erzählte ich ihm von einer eben in Italien erschienenen Uebersetzung von Goethes „Faust". Der Uebersetzer war der mir befreundete, nunmehr verstorbene Giuseppe Biagi, der ehemalige diplomatische Vertreter Italiens in Mexiko. Nigra bat sich die Uebersetzung von mir aus. Nach einigen Tagen schon schickte er sie mir mit den nachfolgenden Zeilen zurück:

Wien, 21. Oktober 1901.

Ich stelle Ihnen den „Faust" zurück. Die Uebersetzung wird dem Buchstaben gemäß getreu sein. Aber dies wird nach meinem Eindrucke ihr Hauptverdienst sein. Die Verse sind nachlässig, und für ein Kunstwerk ist das ein schwerer Fehler. Die italienische Sprache wird es sowenig wie, glaube ich, eine andre zulassen, daß man dem Meere das Epitheton „altier" (stolz) (S. 118, letzte Zeile) gibt. Und wie kann man sagen:

Chiusi gli occhi affatto?[1])

Um wie vieles besser übersetzt Guerrieri:

Poi chiuse il moribondo
Occhio, e non bevve più![2])

Wenn man nicht Herr des Reimes ist — und Biagi ist es nicht —, so schreibt man in Prosa oder in reimlosen Versen. Ich weiß es wohl, daß es jetzt Mode ist, nachlässige Verse zu schreiben — manchmal mit Akzenten oder auch falschen Akzenten —, und dies unter dem Vorwande, daß die Kunst natürlich sein soll! Aber dann soll man eben gar nicht in Versen schreiben. Ich denke, daß der beste Uebersetzer Goethes, will sagen von Goethes „Faust", Arrigo Boito sei. Boitos Libretto (zu seiner Oper „Mefistofele") ist wohl keine Uebersetzung von Goethes „Faust". Aber dieses Libretto ist doch ein herrliches Kunstwerk, das Goethe begreifen und bewundern lehrt. Es ist eine entzückende Synthese des deutschen Meisterwerks. In jenen wenigen Seiten findet man das Gehirn und die Seele Goethes, und zwar ohne das Nebelhafte und die Wortspiele, die sich wohl da und dort im Original finden.

P. S. Ich trete in zwei Tagen meine Urlaubsreise an. Wenn Sie nicht mehr die Briefe des armen Reßmann brauchen, so wollen Sie mir dieselben zurückstellen."

Mit den Briefen Reßmanns verhält es sich wie folgt:

Reßmann, der Italiener mit dem deutschen Namen, hat in Paris jahrzehntelang als Botschaftsrat gewirkt, bis daß er selbst Botschafter wurde. Während der Belagerung von Paris und des Treibens der Kommune weilte Nigra in Tours, wo sich der Sitz der Regierung befand, während Reßmann in der Hauptstadt geblieben war. Ueber das hochdramatische Treiben in jenen furchtbaren Tagen, über das Pandämonium der Kommune zumal, erstattete Reß-

[1]) Aus Margaretens Sang: „Es war ein König in Thule."

[2]) Die Augen täten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Digitized by Google

mann an seinen fern von Paris befindlichen Chef in ausführlichen Briefen regelmäßig Bericht, und diese Briefe hatte mir Nigra leihweise überlassen. In seinem Nachlasse sollten sie sich befinden, und sie würden, wenn sie eines Tages veröffentlicht würden, von vielen mit Interesse gelesen werden. Aber besteht dieser Nachlaß noch? Ist er nicht völlig vernichtet worden?

Daß bei häufigem Zusammentreffen alle Vorkommnisse in Italien, die einigermaßen von öffentlichem Interesse waren, unter uns zur Sprache kamen, versteht sich von selbst. Sein Urteil insbesondere über Lebende war eher milde. Ein weiser Mann, der er war, schien er noch eher über Tote mit Strenge zu richten als über Lebende, und er strafte so das Wort Lügen: „De mortuis nil nisi bene.“ In der Tat, es scheint auch uns viel wichtiger, den Lebenden Wohlwollen angedeihen zu lassen als den Toten.

In der Karwoche 1902 war Mascagni nach Wien gekommen, um, wenn ich mich gut erinnere, Rossinis „Stabat mater“ im großen Musikvereinssaal zu dirigieren. Aus dieser Zeit finde ich das nachfolgende Billett Nigras vor:

Wien, 28. März 1902.

Ich bringe Ihnen in Erinnerung, daß Sie morgen Samstag zusammen mit Mascagni bei mir frühstücken sollen.

Es war ein Karsamstag, an dem sich ein Stück Bohème — Mascagni an der Spitze — in den Salons der Italienischen Botschaft eingefunden hatte. Die zwei Prinzessinnen, die der Botschafter eingeladen hatte, würden sich vielleicht in dem Kreise etwas fremdartig ausgenommen haben, wenn nicht die eine — eine Oesterreicherin — selbst den Pinsel führte, die andre — eine Italienerin, doch in Oesterreich geboren — sich hier auf italienischem Boden mit landsmännischen musizierenden und singenden Kapazitäten zusammengefunden hätte.

Es herrschte ein sehr ungezwungener Ton, und der Hausherr, voll liebenswürdig sprühender Laune, erzählte viel von den schönen Tagen in Paris, von den Tuilerien und dem Quartier Latin, von der Großen Oper und den urwüchsigen Streichen Gioachino Rossinis, und der alte Diplomat erzählte so viel, daß die burschikos laute Art des Komponisten der „Cavalleria rusticana“, den seine Signora angesichts mancher drohenden Lola und eifersüchtigen Santuzza allerwärts begleitete, gar nicht allzu grell von dem vornehmen Takt des Hausherrn abstach.

Damals erging sich Nigra in mancherlei Erinnerungen an den Komponisten des „Barbiers von Sevilla“. Er hatte ganz besonderen Grund dazu, denn einen Dirigentenstab, den er zum Andenken an Rossini bewahrte, mit dem er einstmals in Paris viel verkehrte, hatte er Mascagni zum Geschenk gemacht, als dieser in Rossinis Vaterstadt Pesaro zum Direktor des Konservatoriums ernannt worden war. Einmal ward dem Gesandten Italiens in Paris, damaligem Cavaliere Nigra, die Aufgabe, Rossini den Eid abzunehmen, als dieser zum Cavaliere dell'ordine di Savoia ernannt worden war. Die Zahl der Ritter dieses Ordens, dem auch Nigra in späteren Jahren angehören sollte, beschränkt

Digitized by Google

sich auf vierzig, und mit der Zugehörigkeit zu demselben ist eine jährliche Dotation aus den Mitteln des italienischen Königshauses verbunden. Nigra, der als Vertreter des Königs den Signor Rossini den Eid auf die Bibel schwören lassen mußte, wollte es im Hause des Maestro selbst tun, und dieser wohnte damals in Passy. Nigra dachte bei sich: Wie ich Rossini kenne, wird er wohl keine Bibel im Hause haben. In Passy eingetroffen, zeigte ihm Nigra lächelnd die Bibel. Gleichfalls lächelnd erwiderte Rossini: „Eccellenza, Sie haben sehr richtig geahnt, daß bei mir keine Bibel zu finden sei." Von Rossini erzählte Nigra weiter, daß er die Gewohnheit hatte, jeden Vormittag zu den Rothschilds in der seiner Pariser Wohnung benachbarten Rue Lafitte zu gehen und dabei regelmäßig beim Chef de cuisine vorzusprechen, wobei er sich von diesem die neuesten Saucen demonstrieren ließ und von ihnen zu lecken pflegte. Rossini, ein großer Feinschmecker, bildete sich viel mehr darauf ein, daß er Makkaroni oder Risotto zu bereiten verstand, als darauf, daß er doch auch ein wenig zu komponieren wußte.

*

Nigra hatte mittlerweile nicht nur Wien, sondern auch der diplomatischen Laufbahn Ade gesagt. Zu Ende des Jahres 1903 hatte er die Hauptstadt Oesterreichs mit der stillen Absicht verlassen, nicht mehr auf seinen Posten zurückzukehren. Er hatte sich bereits seit Jahren ein großes Haus auf Trinità bei Monti, also in nächster Nähe der grünen Anlagen des Pincio, in Rom erworben. Daneben hatte er noch ein Haus in Venedig, in dem Quartier von San Simeone, dem Bahnhof gegenüber, gekauft, mit der Absicht, in der geräuschlosesten aller Städte der Welt einen großen Teil des Jahres zu verbringen. Im Februar 1904 kündigte ich ihm an, daß ich ihn zu Ostern besuchen wollte und sich mir ein berühmter Maler anschließen würde, den ich zwei Jahre früher an jenem Karsamstag bei dem Mascagni zu Ehren veranstalteten Mahl in seinem Hause in Wien kennen gelernt hatte. Gleichzeitig schrieb ich ihm, wie glücklich sich jener Maler schätzen würde, wenn der Graf ihm gönnen wollte, seinen so ausdrucksvollen Kopf auf die Leinwand zu bannen. Da erwiderte mir Graf Nigra:

Venezia, San Simeone Grande 928 (Rio Marin), 26. Februar 1904.

Ihr gutes Schreiben vom 22. d. M. ist ein neuer Beweis, den Sie mir von Ihrer Freundschaft geben. Ich werde immer mit Vergnügen Sie und einen jeden sehen, der in Ihrem Namen zu mir kommt, ob nun in Venedig oder anderwärts. Ich beabsichtige nun, bis Mitte Mai hier zu bleiben. Dann möchte ich einen Ausflug nach Wien machen, um vom Kaiser Abschied zu nehmen. Es war nicht ohne Traurigkeit, daß ich Ihr gastliches Wien verlassen, und ich habe wahren Schmerz, den ich mein Leben lang fühlen werde, darüber empfunden, daß ich mich von den vielen Freunden trennen mußte, die ich gefunden und denen ich treu bleiben werde.

Sie werden sicherlich begreifen, daß man nicht leichten Herzens eine Karriere abbricht, die, man kann sagen, meine ganze Existenz war; und es ist ganz be-

Digitized by Google

sonders schmerzhaft für mich, zu denken, daß ich zu diesem Entschlusse gezwungen war, weil ich alt bin und in mir nicht mehr jene Kraft und Arbeitslust fühle, die nötig sind für den Beruf, in dem ich nun dreiundfünfzig Jahre gestanden bin. Ein solcher Entschluß war demnach sehr peinlich für mich, hatte sich aber als notwendig herausgestellt, und ich bedaure ihn nicht.

Mit lebhaftem Vergnügen werde ich Ihren illustren Freund Laszlo sehen. Ich bin ein großer Bewunderer seiner wahrhaft hervorragenden Begabung. Ich freue mich, daß er, um hier auszuruhen, nach Venedig kommen will, das ja so eigentlich die Stadt der Ruhe ist. Aber Sie kennen ja die Abneigung, die mir eigen ist, mich vor Leuten zur Schau zu stellen. Ich bin nunmehr am Ende meines Daseins — bin ein historisches Dokument, das nicht mehr jenes aktuelle Interesse darbietet, dem die gegenwärtige Zeit nachjagt, die es nach neuen Dingen gelüstet. Das neue Jahrhundert liebt es nicht, sich nach rückwärts zu wenden und dorthin zu steuern, von wo es seinen Ausgang genommen. Es blickt nach der Zukunft aus, bemüht sich um die nicht leichten Probleme, die es lösen muß, und ruft die zukünftigen Genien an, denen es zukommen wird, die Lösung zu finden. Die Kunst muß fatalerweise dieser Tendenz folgen. Laszlo muß die Porträte der Jungen malen und für die Zukunft die Anmut seiner schönen Zeitgenossinnen verewigen. Wenn er die Porträte der Alten malen wollte, so würde er beitragen, in der Seele der Denker eine Revolte gegen die törichte Natur hervorzurufen, welche die Schönheit, die Kraft, die Anmut und das Genie mit eben derselben Gleichgültigkeit schafft, mit der sie sich dann ihr eignes Werk zu zerstören gefällt.

Ich kann demnach unserm gemeinsamen Freund nicht meinen Kopf versprechen.

Wollen Sie mir wohl und sehen Sie stets in mir Ihren

liebevollst ergebensten

Nigra.

Um keinen Preis war er dazu zu bringen, sich malen zu lassen. Ricard, ein in den Tagen des zweiten Empire weit bekannter Künstler, hatte ihn gemalt, als er ein Mann von ungefähr vierzig Jahren war und in männlicher Schönheit auf der Höhe des Lebens stand. Ich besitze einen Stich dieses Porträts, das uns aus seinem offenen Antlitz und seiner hohen Stirne den Willen zum Leben, zur Lust, zu kühn ausgreifenden Plänen ablesen läßt. In aller Offenheit sagte Nigra zu mir: „Sie haben dieses Porträt von mir oft genug gesehen. Wenn ich nicht mehr bin, so behalten Sie mich in Erinnerung, wie Sie mich aus diesem Bildnis jüngerer und schönerer Jahre kennen. Versuchen Sie, den Greis mit den pergamentnen Wangen, als den Sie mich nun gesehen, zu vergessen, und ich bitte Sie davon abzustehen, daß ich den Ehrgeiz haben soll, mit den Zügen des Verfalles auf die Nachwelt zu kommen.“ So sprach er noch zu mir in jenem Mai 1904, als ich bei ihm in Venedig war.

Den Frühherbst 1905 verbrachte ich in Baden-Baden, das ihm von den Tagen des zweiten Empire her, als die vornehmste Gesellschaft von Paris in

Digitized by Google

der Badestadt an der Oos regelmäßig Villeggiatur zu halten pflegte, wohlvertraut war. Ich berichtete ihm, daß ich die Freude hätte, zuweilen mit dem deutschen Reichskanzler Fürsten Bülow, der Fürstin Bülow und deren Mutter, Madame Minghetti, der Witwe des verstorbenen italienischen Staatsmannes, zusammenzutreffen. Nigra gebrauchte damals die Bäder von San Pellegrino in den bergamaskischen Alpen und schrieb mir eine Ansichtskarte:

Viale Vittorio Emanuele, San Pellegrino (Bergamo), 12. September 1905.

„Ich sende Ihnen Dank und Gruß. Ich füge hinzu Wünsche für einen angenehmen und langen Aufenthalt in Baden-Baden, eine beliebte Herbstresidenz. Sie sind um diesen Ort doppelt zu beneiden, weil ausgezeichnete Bekannte von Ihnen dort weilen."

Als ich die Karte bekam, beachtete ich weiter nicht, daß er das Wort „langen" unterstrichen hatte. Erst als ich ein Jahr später ihn in San Pellegrino aufsuchte, erzählte er mir lächelnd, er hätte mir einen Wink gegeben, meinen Aufenthalt in Baden-Baden auszudehnen, da er gerade von dem Minister des Aeußern, Tittoni, unterrichtet worden wäre, daß dieser drei Wochen später zum Besuche des Reichskanzlers Fürsten Bülow nach Baden-Baden gehen würde und er es für nützlich gehalten hätte, daß ich Tittoni sähe. Und auch der nachfolgende Brief zeigt, daß er den mir gegebenen, von mir allerdings nicht beachteten Wink im Gedächtnisse behalten hatte.

*

Venedig, San Simeone Grande, 16. Dezember 1905.

Es sind nun drei Wochen her, daß ich in Venedig an Influenza erkrankt bin. Jetzt befinde ich mich im Anfang der Rekonvaleszenz. Der Arzt untersagt mir jede Arbeit, sogar die einfache tägliche Korrespondenz. Ich beschränke mich demnach darauf, Ihnen in Erwiderung Ihres Schreibens herzliche Glückwünsche[1]) zu senden.

Ihr ergebenster

Nigra.

P. S. Ich habe die Mission für die nächste Haager Konferenz abgelehnt und dies wegen meiner Gesundheit. Ich hoffe, daß Visconti-Venosta hingehen und seine Arbeit daselbst nicht in Vergessenheit geraten wird, wie die meine.

Ich bedaure, daß Sie nicht in Baden-Baden waren, als Tittoni hinkam. Ich glaube, Ihnen damals geschrieben zu haben, Sie möchten Ihre Abreise aufschieben, oder wenigstens wünschte ich, Sie hätten sie aufgeschoben.

Er irrte, wenn er annahm, ich sei nicht mehr in Baden-Baden gewesen, als Tittoni zu Ende September dort eintraf. Ich hatte vielmehr eine Begegnung mit dem italienischen Minister des Aeußern. In Baden-Baden war es auch, wo ich damals mit dem greisen Präsidenten der ersten Haager Friedens-

[1]) Für Weihnachten und Neujahr.

Digitized by Google

konferenz, Baron v. Staal, dem früheren russischen Botschafter in London, und dem luxemburgischen Minister Dr. v. Eyschen, der gleichfalls im Haag gewesen, zusammentraf, und von beiden konnte man hören, wie hochverdient sich Graf Nigra als erster Delegierter Italiens um die erste Friedenskonferenz gemacht hätte. Er war es, der vor die Konferenz den Vorschlag gebracht hatte, daß, wenn zwei Staaten in einem Konflikt begriffen wären, der zum Kriege führen könnte, sie die moralische Verpflichtung hätten, die guten Dienste eines dritten Staates, der den Ausgleich zwischen den Streitenden anstrebte, sich gefallen zu lassen. So geschah es auch später, als infolge des Huller Zwischenfalls Feindseligkeiten zwischen England und Rußland drohten und Frankreich daran ging, sie auszugleichen. Wenn Nigra mir schrieb, seine Bemühungen um die Haager Friedenskonferenz wären in Vergessenheit geraten, so war dies eine etwas verstimmte Auffassung. In Italien mag man vielleicht sein Wirken im Haag nicht hoch genug bewertet haben — allein der erste Delegierte Amerikas, der damalige Berliner Botschafter Andrew White, tut in seinen Memoiren der Leistungen Nigras im Haag rühmlichst Erwähnung, und der allgemeine Eindruck bei allen Teilhabern der Konferenz, die sich allerdings bei geschlossenen Türen abspielte, war, daß, dank dem glücklichen Eingreifen des erfindungs- und auskunftsreichen ersten Vertreters Italiens auf der Konferenz, manches erreicht ward, was ohne ihn nicht zustande gekommen wäre. Kaum hatte Präsident Roosevelt die Anregung zu einer zweiten Haager Konferenz gegeben, so wurde das Marokkoproblem akut und Nigras Freund Visconti-Venosta mit der Vertretung in Algeciras betraut, so daß die Regierung des Quirinals nicht mehr ihn, sondern den Doyen der aktiven Diplomaten Italiens, den Pariser Botschafter Tornielli, für die zweite Haager Konferenz in Aussicht nahm.

Das Kabinett Fortis war gefallen, und der König hatte, bevor er den Toskaner Sonnino mit der Kabinettsbildung betraute, auch den Rat des Grafen Nigra eingeholt. Daraus, daß dieser im Quirinal eine längere Unterredung mit König Viktor Emanuel III. gehabt hatte, glaubte ich zu ersehen, daß sich die Gesundheit des Grafen, der mir zwei Monate früher so ungünstigen Bescheid über seinen Zustand gegeben hatte, gebessert habe. Ich erlaubte mir, ihn nun zu ermuntern, seine Memoiren, von denen ich wußte, daß er sie zum guten Teile fertig hatte, da er mir Stücke davon schon in Wien vorgelesen, baldigst der Oeffentlichkeit zu übergeben. Damals glaube ich ihn auch daran erinnert zu haben, daß sein großer Meister Cavour ihm einmal nach Paris ein Schreiben des Prinzen Napoleon zugeschickt und diesem die Worte beigefügt hätte: „Es ist ein merkwürdiges Schriftstück und reiht sich an andre, die ich Ihnen hinterlassen werde, damit Sie nach meinem Tode die Geschichte unsrer Zeit schreiben." Also glaubte ich an den nunmehr im Ruhestande lebenden Staatsmann einen Appell richten zu sollen, er möchte die die Ereignisse der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts umfassende Geschichte seines Lebens nicht länger der Oeffentlichkeit vorenthalten.

Er antwortete mir:

Digitized by Google

Rom, Trinità dei Monti 18, 18. Februar 1906.

Meine Gesundheit ist noch nicht ganz hergestellt. Daß ich, zum König berufen, in geschlossenem Wagen und im Lift zu ihm gelangt bin, ist wohl ein Zeichen, daß ich noch nicht im Sterben bin, aber doch kein solches großer Stärke.

Es ist Tatsache, daß die Influenza, die mich im November in Venedig heimgesucht, in mir eine äußerste Schwäche zurückgelassen, die mir jede körperliche und geistige Ermüdung untersagt. Natürlich hat meine Korrespondenz darunter zu leiden. Ich werde Ihnen demnach nicht ausführlich schreiben.

Ich danke für den Vorschlag, kann ihn aber nicht annehmen. Ich habe nicht die Absicht, meine Memoiren zu veröffentlichen. Ich glaube Ihnen schon ein andermal die Gründe dieses meines Entschlusses mitgeteilt zu haben. Ich werde sie Ihnen wiederholen, sobald ich Sie im Frühling hier sehen werde.

Wenn man über Taten, in die noch lebende Personen verwickelt waren, die Wahrheit sagt, so ist man sicher, mehr Unannehmlichkeiten als Genugtuungen einzuheimsen — ich hatte für meine Person diese Erfahrung gemacht.

Anderseits ist es nicht immer gut, gewisse Legenden zu zerstören. Auch die Legende ist ein Teil der Geschichte, und dies, insofern sie Gefühle spiegelt, die in Wirklichkeit bestanden haben, wenn sie auch auf irrigen oder unmöglichen Angaben ruhen. Emile de Girardin pflegte zu sagen, daß die Geschichte zu nichts tauge. Sicher ist, daß die Erfahrung der Vergangenheit den Völkern und den Individuen von wenig Nutzen ist. Die einen und die andern haben den Ehrgeiz, ihre eignen Erfahrungen durchzumachen. In jedem Fall will und muß die Welt nach der Zukunft ausschauen und sich nicht damit aufhalten, nach rückwärts zu blicken und sich an eine Vergangenheit zu erinnern, die nimmer wiederkehren kann.

Stets Ihr herzlichster und ergebenster

C. Nigra.

Wenn er in diesem seinem Briefe darauf anspielt, mir schon einmal die Motive seines Entschlusses, von einer Veröffentlichung seiner Memoiren abzustehen, mitgeteilt zu haben und mir sie beim nächsten Zusammentreffen zu wiederholen, so verhält es sich damit wie folgt: Graf Nigra hatte um die Mitte der neunziger Jahre in einem Essay „Ricordi diplomatici“ die Gründe auseinandergesetzt, warum Italien und Oesterreich-Ungarn im Jahre 1870 nicht die von Napoleon III. begehrte Allianz mit Frankreich gegen Preußen eingegangen seien und warum es von den Franzosen töricht sei, Italien, wenn es sich für die im Jahre 1859 gegen Oesterreich geleistete Hilfe nicht revanchierte, der Undankbarkeit zu zeihen. Als eine der Ursachen führte er an, daß Rußland, wenn Italien und Oesterreich-Ungarn losschlagen wollten, gedroht hätte, Preußen beizuspringen. Nigra hatte dies dokumentarisch belegt und von der bevorstehenden Publikation sogar den russischen Minister des Aeußern, Herrn v. Giers, verständigt. Nichtsdestoweniger wurde er von der französischen Presse, die auf diese Weise belehrt wurde, daß es eine Zeit gegeben, in welcher der nunmehrige russische Alliierte keineswegs auf seiten Frank-

Digitized by Google

reichs gestanden, in den Staub gezerrt, und diese feindseligen Angriffe gingen dem höchst empfindlichen Manne sehr nahe. Er war, wenn er weitere Memoiren veröffentlichen wollte, sicher, tausend Empfindlichkeiten — besonders in Frankreich — zu wecken. Er, der fünfzehn Jahre in Frankreich und noch dazu in höchst bevorzugter Stellung und als Liebling des Kaiserhofes hingebracht, hatte sich einerseits über die politische Zuverlässigkeit Frankreichs ein sehr strenges, den Franzosen wenig günstiges Urteil gebildet, und anderseits wollte er seine Memoiren nicht mit einer in Rosenwasser getauchten Feder geschrieben haben. So zog er es, um Diskussionen und Polemiken aus dem Wege zu gehen, vor, nichts zu veröffentlichen.

Als ich ihn nach einiger Zeit wieder fragte, wie es ihm mit seiner Gesundheit ginge, sandte er mir von Rom eine Ansichtskarte mit der Kirche von San Saba und dem Oratorium von San Silvia.

21. April 1906.

Dank für Ihre Karte. Ich werde den Mai in Venedig zubringen. Aber ich bin noch kränklich. Nigra.

Im September 1906, im Begriffe, nach dem Comer See zu gehen, fragte ich bei ihm an, wo ich ihn wohl in Oberitalien um diese Zeit antreffen würde, und er antwortete:

Grand Hotel San Pellegrino, 30. August 1906.

Vom 10. bis zum 15. September werde ich, wenn nichts dazwischenkommt, noch hier in San Pellegrino im Bergamaskischen sein und mich sehr freuen, Sie wiederzusehen.

Am 11. September mittags war ich bei ihm in den bergamaskischen Alpen angelangt und blieb mit ihm bis zum folgenden Tag in stetem Zwiegespräch auf seinem Zimmer oder auf der Promenade oder bei den gemeinsamen Mahlzeiten. Ich fand seinen leiblichen Zustand nicht gut, doch seine geistigen Kräfte, sein Urteil, insbesondere aber sein Gedächtnis ungeschwächt. Er war liebenswürdig und teilnahmsvoll gegenüber allen Gästen, die das prächtige, monumentale Badehotel beherbergte. Es waren zumeist Leute aus Oberitalien, doch auch aus dem Süden. Die Saison ging ihrem Ende entgegen — der Herbstwind strich schon über das Tal. Der Stimmung in der Natur voll herben Ernstes schien auch die Stimmung des Grafen, über dem die Resignation des Lebensabends lag, zu entsprechen. Gleichwohl interessierte er sich für alles. Von einer jeden der schönen Frauen, denen wir am Abend in dem glänzend erleuchteten Speisesaal begegneten, wußte er mir zu sagen, wer sie wäre. Und auch am nächsten Vormittag, als wir mit dem venezianischen Kunstantiquar Guggenheim einen kleinen Spaziergang machten und dieser von der temperamentvollen Art, mit der Wilhelm II. seinen Kunsteifer entfaltet, einige bezeichnende authentische Züge erzählte, sprach Nigra mit einsichtsvollem Interesse über den Kaiser und die neuesten Kunstströmungen ...

Digitized by Google

Dann fuhren wir im Lift zusammen zu unsern Wohnungen hinauf. Er begleitete mich, nahm Abschied in sehr gedämpftem, von Wehmut verschleiertem Ton, aus welchem vielleicht so etwas wie die Hoffnungslosigkeit auf ein Wiedersehen sprach.

In San Pellegrino hatte er dankbarst Emile Olliviers gedacht und mich im Gespräche auf einige Zeilen in den Memoiren des französischen Staatsmannes hingewiesen, die ein Porträt der Persönlichkeit Nigras enthielten. Zu Hause in Wien angekommen, suchte ich in dem mir bezeichneten achten Bande vergeblich nach der bewußten Stelle. Als ich ihn auf seinen Irrtum aufmerksam machte, schrieb er mir von seiner engeren Heimat Piemont aus, wohin er sich auf seine Besitzung in den kanavesischen Alpen zu seinem Sohne begeben hatte:

Grand Hotel Torino e Trombetta, Turin, 9. Oktober 1906.

Ich notiere mir, wie Sie wohl wissen, nichts von dem, was man über mich schreibt. Ich kann Ihnen demnach von hier aus, wo ich ohne Bücher bin, keine näheren Angaben machen.

Was Ollivier über die Feindseligkeit der Frau Rattazzi gegen mich sagt, ist wahr. Sie hatte den Ehrgeiz, Botschafterin Italiens in Paris zu werden.

Ich weiß nichts über die Absichten der italienischen Regierung betreffs der Ausgrabungen von Herkulanum.

Zu Ihrer Danachrichtung informiere ich Sie, daß ich nächsten Sonntag den 14. in Rom zu sein hoffe.

Stets Ihr herzlichst ergebener

Nigra.

Erst später fand ich die bewußte Stelle, jedoch im fünften Band der Olliverschen Memoiren. Ollivier spricht da von Nigra als einem Manne, der seinem Vaterland in Paris unermeßliche Dienste geleistet habe und ein diplomatischer Unterhändler hors concours gewesen sei, und er charakterisiert seine diplomatischen Eigenschaften mit den Worten: „Adroit à suggérer, rapide à deviner, habile à convaincre."

Die Bemerkung Nigras betreffs Madame Rattazzis scheint darauf deuten zu sollen, daß diese eine Art Nebenbotschafterin neben dem damaligen Botschafter (Nigra) in Paris zu sein den Ehrgeiz hatte, vielleicht aber gar wohl auch den Grafen Nigra, wenn auch vergeblich, zu fangen suchte. ... Was Nigras Worte über Herkulanum anbelangt, so hängen sie mit einem Gespräche zusammen, das wir in San Pellegrino über das Projekt des Cambridger Professors Waldstein, den verschütteten antiken Ort auszugraben, miteinander geführt hatten. Graf Nigra begrüßte die Absicht des englischen Gelehrten mit lebhafter Teilnahme, denn seine Kenntnis der alten Klassiker bestärkte ihn in der Ueberzeugung, daß der Boden Herkulanums der Welt ungleich mehr geben würde, als man in Pompei gefunden. Er war jedoch, wie sein Brief zeigt, noch nicht sicher, ob die italienische Regierung sich geneigt zeigen würde, auf den Plan Waldsteins einzugehen und die nach dem Dafürhalten des englischen

Digitized by Google

Gelehrten nur unter Mithilfe aller zivilisierten Staaten Europas und Amerikas durchführbare Ausgrabung des vor mehr als achtzehn Jahrhunderten untergegangenen Ortes zuzulassen. Seither ist die Sache allerdings in einem Waldsteins Absichten, für die auch der Schreiber dieser Zeilen eine Lanze gebrochen, ungünstigen Sinne prinzipiell erledigt worden und tatsächlich nicht vorwärtsgekommen.

Graf Nigra blieb nicht lange in Piemont. Es zog ihn wieder nach Rom, das, mit Lord Byron zu sprechen, das Vaterland seiner Seele, seiner von klassischer Bildung durchtränkten Seele war. Die Italiener haben vielleicht vergessen, wieviel er selbst während des siebenten Dezenniums des vergangenen Jahrhunderts als Gesandter getan hat, um die öffentliche Meinung von Paris, die damals die öffentliche Meinung von Europa war, und durch die Einwirkung auf seine Kollegen in der Pariser Diplomatie auch die Kabinette Europas der Okkupation des bis dahin päpstlichen Roms durch Italien günstig zu stimmen. So hatte er beigetragen nicht nur, daß Venedig zu Italien fiele, sondern auch daß Rom Hauptstadt Italiens würde.

Kriegsblinde

Von

H. Schmidt-Rimpler (Halle a. S.)

Der Weltkrieg, in dem wir stehen, legt unserm Volke schwerere Opfer auf als unsern Gegnern, da unser Heer ein wahres Volksheer ist, in dem unser gesamtes wirtschaftliches und geistiges Können vertreten ist. „Farbige", wie die Franzosen und Engländer, haben wir nicht unter uns, und asiatische Völkerstämme mit ihrer Halbwildheit, wie bei den Russen, fehlen uns ganz. Das ist das Entsetzliche, daß wir in diesem uns aufgedrungenen Kampfe kulturell viel höherstehende Menschen als Kriegsopfer darbringen müssen als unsre Feinde. Wer gesehen hat, mit welcher Begeisterung unsre gesamte Jugend, auch von den höheren Schulen und von den Universitäten herbeiströmend, dem Rufe des Kaisers freiwillig gefolgt ist, wie Männer aller Stände, auch Universitätsprofessoren, die nicht gedient hatten, sich als gemeine Soldaten in das Heer einreihen ließen, der empfindet um so schmerzlicher die Blutopfer, die gebracht sind. Und nicht nur die Massen der Gefallenen zählen hier schwer, auch viele der Schwerverwundeten rühren an unser Herz, vor allen unter diesen die Erblindeten. Wie schrecklich, in der Blüte des Lebens des wichtigsten der Sinne beraubt zu sein! Und gerade in diesem Krieg sind unverhältnismäßig viele Soldaten durch feindliche Projektile blind geworden, viel mehr, als es in den Kämpfen des vorigen Jahrhunderts der Fall gewesen.

Digitized by Google

Durch Krankheiten, so besonders durch die Aegyptische Augenkrankheit (Trachom, Granulationen, Körnerkrankheit), sind allerdings in den Napoleonischen Kriegen viele Hunderte, ja Tausende auch erblindet. Der berühmte Militärarzt Larrey berichtet, daß er nach der Schlacht bei Abukir in dreieinhalb Monaten mehr als 3000 Augenkranke in die Hospitäler schickte. Die französische Armee brachte das ansteckende Leiden nach Europa, besonders nach Belgien, wo es sich festsetzte, so daß der dorthin 1834 als Konsiliarius der Regierung berufene Berliner Chirurg Professor Jüngken konstatierte, daß in wenigen Jahren dort 4000 vollständige und zirka 10000 einseitige Erblindungen eingetreten waren. Es ist bekannt, daß sich diese Krankheit endemisch in vielen Gegenden bei uns, in Rußland und auch in Ungarn eingenistet und gehalten hat; zu ihrer Ausrottung ist erst neuerdings alljährlich in den Etat des preußischen Staats eine große Summe eingesetzt worden. Die Befürchtung war naheliegend, daß das Trachom auch in diesem Kriege, besonders im Osten, verheerend in unsern Armeen wieder ausbrechen könnte. Zum Glück ist dies aber nicht eingetreten. Was jedoch kaum zu erwarten war, daß in diesem Kriege so viele Soldaten blindgeschossen würden, ist leider wahr geworden. Gewehrkugeln und Sprengstücke oder Kugeln größerer Geschosse vernichteten das Sehvermögen. Viel hat gewiß auch das Liegen in den Schützengräben, was in dieser Ausdehnung früher nie stattgefunden hat, dazu beigetragen, daß die Verwundungen des Kopfes so häufig geworden sind. Denn diese sind es, welche die Erblindung in der Regel verursachen: es wird das Auge oder seine Umgebung getroffen, oder das Gehirn. Daß aber auch durch den Luftdruck dicht vorbeifliegender Geschosse das Sehorgan geschädigt werden kann, wird durch einzelne Fälle erwiesen, bei denen Augapfel und Gehirn intakt waren. Hier zeigte die Augenspiegeluntersuchung bisweilen im Augenhintergrunde kleine Blutungen oder auch Veränderungen der Choroidea, wie man sie nach starken Kompressionen beobachtet, so bogenförmige weiße Risse. Durch das Vorbeifliegen des Geschosses wurde ein Luftdruck auf das Auge geübt, der es zusammenpreßte und dadurch die Häute am hintern Pol zum Zerreißen brachte. Dasselbe kann auch durch ein Geschoß geschehen, das in der Nähe des Auges eindringt, ohne den Bulbus direkt zu berühren. Aehnlich, ohne äußere sichtbare Verletzung des Bulbus, können auch beide Sehnerven ausnahmsweise getroffen sein; man sieht dann nur die kleine Eintritts- und Austrittsöffnung in der Schläfengegend, wie man es gelegentlich findet bei Leuten, denen ein Selbstmord mißlungen ist, und die sich nur blindgeschossen haben. Aber meist bewirken die zur Erblindung führenden Kriegsverletzungen auch Zerreißungen in der Umgebung, die dann noch später sehr oft schwierige plastische Operationen erfordern, so Hauttransplantationen, das Einsetzen von freien Haut- und Schleimhautstücken, von Knorpel usw., wenn die Lider verletzt sind. Auch die Wiederherstellung der geschrumpften Augenhöhle kann erforderlich werden, wenn man künstliche Augen einsetzen will. Man hat es jetzt zu großer Vollkommenheit in der Anfertigung der künstlichen Augen in Deutschland gebracht, während man früher geeignete Prothesen, die aus flachen Porzellanschalen mit einer zentralen

Digitized by Google

Glaserhöhung, hinter der die farbige Regenbogenhaut mit schwarzer Pupille liegt, in natürlicher Form und Farbe vollkommen nur aus Paris beziehen konnte. Noch zu v. Graefes Lebenszeiten kam der Verfertiger Boissonneau alljährlich mit seinem Musterlager zu bestimmter Zeit nach Deutschland und verkaufte sie bei uns zu fabelhaften Preisen, während sie jetzt für zirka 10 bis 20 Mark überall zu haben sind. Die Familie Müller aus Thüringen, deren Hauptvertreter in Wiesbaden sein Geschäft betreibt, hat ihre Verfertigung zu großer Vollkommenheit gebracht; in sehr schwierigen Verhältnissen, wenn z. B. die Augenhöhle verunstaltet oder verkleinert ist, müssen sie besonders angefertigt werden. Ich habe schon häufig in der Klinik beobachtet, daß künstliche Augen von meinen Studenten trotz sorgfältiger Untersuchung nicht als Kunstprodukt erkannt, sondern für normale gehalten wurden. Schlimmstenfalls, wenn etwa die Lider zusammengewachsen sind, können die Schalen auch hinter den Gläsern einer aufgesetzten Brille befestigt werden. Diese künstlichen Augen sind von großem Wert, da gerade jüngere Blinde Gewicht darauf legen, ihr Leiden nicht aller Welt zu zeigen. Daher wohl auch der häufige Gebrauch des Wortes „sehen" bei ihnen, wo vom eigentlichen Sehen nicht mehr die Rede sein kann. So sagte ein Blinder, als er einem Kinde einen auf die Erde gefallenen Gegenstand, nach dem es sich vergeblich gebückt hatte, auflangte, scheltend: „Kannst du denn nicht sehen?" Psychologisch interessant ist auch folgender Fall: Als man sich längere Zeit abgemüht hatte, einem erblindeten Landwehrmann passende Schalen zu suchen, meinte er, man solle es doch lieber lassen, bis seine Frau käme, da sie besser als er die Farbe seiner verlornen Augen kenne.

Bei Zerstörungen der Sehnerven kommt es zu einer ophthalmoskopisch im Auge sichtbaren Abblassung (Atrophie) der Sehnerven, wenn auch bisweilen erst nach einiger Zeit.

Verletzungen der Sehnerven im Gehirn oder der dort befindlichen Sehzentren führen gleichfalls zur Erblindung, sind aber seltener im Kriege die Ursache der Erblindung, da sie meist mit der Zerstörung lebenswichtiger Funktionen sofort töten. Es ist aber interessant, daß Schußwunden beobachtet sind, wo das Geschoß gerade das Sehzentrum einer Hirnhälfte getroffen haben muß, da eine Hemianopsie (oder Hemiopie, Halbsichtigkeit) entstanden war. Der Verwundete konnte auf beiden Augen nur die linke Hälfte des Gesichtsfeldes erkennen. Da nach sicheren Untersuchungen der rechte Sehnerv die dem Gesichtsfeld entgegengesetzt liegenden rechten Netzhauthälften versorgt, so ist anzunehmen, daß der Sitz des Geschosses der linke Hinterhauptlappen des Gehirns war, in dem der Ursprung des linken Sehnerven liegt. Die äußere Kopfwunde und die Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen machte diese Annahme auch wahrscheinlich.

Wenn nun in all diesen Fällen objektive Verletzungen, oft noch durch Knochenverletzungen in den anliegenden Höhlen kompliziert, nachweisbar waren, welche die Erblindung erklärten, so gibt es doch auch vereinzelt Fälle, in denen Soldaten plötzlich nach einem Gefecht erklärten, nicht mehr sehen zu können, ohne daß sie irgendeine Verletzung erhalten hatten. Mir ist von einem hervorragenden

Digitized by Google

Kollegen ein Fall berichtet worden, wo ein Soldat, bei dem keinerlei Verwundung festzustellen war, fast sechs Monate im Krankenhause als Blinder sich befand. Zuerst hatte man natürlich die Vermutung, daß der Soldat simuliere. Aber die genaueste Untersuchung und Beobachtung gab keinen Anhalt dafür. Dann kehrte plötzlich bei einer indifferenten Behandlung mit Tinctura Asae foetidae das Sehvermögen wieder zurück. Man muß hier eine plötzliche Affektion des Nervensystems annehmen, die eine Perzeption der Seheindrücke verhindert, wie man sie analog bei Hysterischen beobachtet hat.

Im gewöhnlichen Leben findet man leider nicht selten, daß nach Erblindung eines Auges durch eine Verletzung das zweite Auge, mehr oder weniger spät, erkrankt und durch „sympathische" Entzündung zugrunde geht. Ueber die Ursachen dieser von dem zuerst verletzten Auge ausgehenden Erkrankung sind die Meinungen noch weit auseinandergehend. Erfreulicherweise sind in dieser Form, soviel ich weiß, noch keine Erblindungen in diesem Kriege erfolgt: vielleicht weil man sich veranlaßt gesehen hat, das meist zerstörte Auge sofort herauszunehmen.

Wie verhalten sich nun bei diesen plötzlichen Erblindungen unsre davon betroffenen unglücklichen Krieger?

Wie selbstverständlich, ist dies nach der Persönlichkeit, nach den Lebensverhältnissen, in denen sie stehen oder in die sie nach der Erblindung kommen, und der Gesamtschätzung des Verlustes des Sehens außerordentlich verschieden; sicher ist, daß auch die religiöse Auffassung, welche in dem erduldeten Unglück eine von Gott gewollte Fügung sieht, für viele ein Trost wird. Auffällig ist, wie in Einzelfällen der schwere Schicksalsschlag mit kaum erklärlicher Ruhe ertragen wird. Meist besteht anfänglich nach Kopfverletzungen noch eine gewisse Gedankenverwirrung.

Nie habe ich gesehen, daß Erblindung als ein so entsetzliches Unheil betrachtet wurde, daß es besser sei, sich ihm durch den Tod, also durch Selbstmord, zu entziehen. Ja, vorher, ehe der Verlust des Sehvermögens eingetreten ist, wird wohl diese Anschauung ausgesprochen, aber wenn die Erblindung erfolgt ist, fügt man sich in das Geschick. Selbst in den nicht allzu seltenen Fällen, wo ich Unglückliche gesehen, die bei dem Versuch des Selbstmordes mittels eines Schusses durch den Kopf sich nicht töteten, sondern nur blindschossen, die demnach jetzt noch einen weiteren Grund hatten, sich den Tod zu geben, habe ich nie die Wiederholung des Selbstmordversuchs erlebt. Abweichend von diesen Erfahrungen las ich neulich, daß „ein Kriegsblinder aus Unwissenheit über seine Zukunft und in der Sorge, seinen Angehörigen zur Last zu fallen, versuchte, sich das Leben zu nehmen".

Sehr oft wirkt bei verheirateten erblindeten Kriegern auch die Frau tröstend und aufrichtend und hilft sie hinüberleiten in das zukünftige lichtlose Leben.

Zum Glück wird jetzt materiell besser für die Kriegsblinden gesorgt wie in früherer Zeit. Vom Staat allein bezieht jeder kriegsblinde Gemeine — Offiziere erhalten natürlich höhere Pensionen — eine Minimalrente von 1350 bis 1400 Mark. Sie setzt sich zusammen aus der Kriegszulage, der Verstümmelungs-

Digitized by Google

zulage und der Erwerbbeschädigungsrente. Außerdem fällt noch vielen Arbeitern aus ihrer Zivilstellung die Invalidenrente zu.

Weiter sind durch Privatwohltätigkeit große Summen zur Unterstützung für die Kriegsblinden gesammelt worden. Die hervorragendste Sammlung ist durch ein „Komitee zur Unterstützung erblindeter Krieger" veranlaßt worden, dem man Beiträge durch das Bankhaus S. Bleichröder, Berlin W, Behrenstraße 63, zusenden kann. Graf Botho v. Hochberg hat in Berlin eine „Kriegsblindenstiftung" Weihnachten 1914 begründet. Auch der Reichsdeutsche Blindenverband E. V. hat Summen zur Kriegsblindenhilfe zusammengebracht und ein Kriegsblindenerholungsheim in Binz auf Rügen gestiftet. — Die Patriotische Gesellschaft in Hamburg, Neueburg 13, vermittelt Arbeitsnachweise.

Wenn die ärztliche Hilfe erschöpft ist, wird man die Kriegsblinden für das neue Leben, das sie beginnen, vorbereiten müssen. Das erste ist, daß sie die Blindenschrift schreiben und lesen lernen. Mit diesem Unterricht ist schon in einzelnen Lazaretten begonnen worden; sonst wird man sie in größerer Anzahl an die Blindenanstalten, die zu dem Zweck eventuell zu vergrößern sind, verteilen. Gemeinhin wird dies Neulernen nicht zu viel Schwierigkeiten machen, da wir es ja bei unsern Leuten nicht mit Analphabeten zu tun haben. Aber alles, was sie bisher mit den Augen erkannt haben, müssen sie jetzt durch Befühlen und Betasten ergründen. Die Blindenschrift ist daher erhaben. Meist sind in den Lesebüchern, die für sie gedruckt sind, große lateinische Buchstaben angewandt, die hervorgepreßt sind. Die Hervortreibung der Buchstaben geschieht entweder so, daß in ihrer Gesamtheit die ganzen Einzellinien, aus denen sie sich zusammensetzen, hervorstehen, oder die Linie wird, um sie leichter zu fühlen, als aus einzelnen Punkten bestehend hervorgepreßt. Schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts hat ein blinder Franzose namens Braille statt der gewöhnlichen Buchstaben eine Art Stenographie erfunden, in der für jeden Buchstaben hervorgepreßte Punkte stehen, z. B. A⁺, B⁺⁺, C⁺⁺ usw. Diese Schrift hat allgemeinen Anklang gefunden und ist überall als Druck und Schrift für Blinde eingeführt worden. Auf dem Blindenlehrerkongreß 1879 zu Berlin ist dieser Schriftform — gegenüber der amerikanischen und der von L. v. Ste. Marie vorgeschlagenen deutschen, die auf einer andern, zum Teil einfacheren Punktanordnung beruht — wegen ihrer bereits erprobten Brauchbarkeit und ihrer allgemeinen internationalen Verbreitung die Palme zuerkannt und beschlossen worden, daß fortan nur in Braillescher Punktschrift gedruckt werden soll. Sie hat auch den großen Vorteil, weniger Raum als der Druck mit großer Antiqua einzunehmen. In Punktschrift oder mit großen erhabenen Buchstaben sind, außer der Bibel, zahlreiche Schriften für Blinde gedruckt worden. Jede Blindenanstalt hat solche in ihrer Bibliothek. Die Blindenliteratur umfaßt jetzt schon über 100000 Werke, teils zur Unterhaltung, teils rein wissenschaftlicher Natur; auch zahlreiche Musikwerke sind vorhanden. Eine sehr große Sammlung ist in der Hamburger Blindenanstalt, von der auch Bücher verliehen werden, zusammengebracht. Ebenso in der Deutschen Zentralbibliothek für Blinde in Leipzig, Parkstraße 2.

Digitized by Google

Zum Schreiben der Brailleschen Punktschrift bedient man sich einer Tafel — ähnlich wie die Schiefertafel der Kinder gestaltet —, die mit sehr nahestehenden Querriefen durchzogen ist; auf sie wird das Papier gelegt und mittels eines Rahmens an den Rändern befestigt. Auf dem Rahmen ist eine Art schmalen Messinglineals, von unten nach oben verschiebbar, das entsprechend den zu bildenden einzelnen Punktbuchstaben dicht nebeneinander befindliche gleichgroße viereckige Ausschnitte zeigt. Indem der Blinde nun mit dem linken Zeigefinger den Ausschnitt, in den der einzelne Buchstabe kommt, betastet, macht er mit einem in der rechten Hand gehaltenen Metallstift punktförmige Eindrücke. Durch die Rinnen der unterliegenden Tafel, von denen je drei innerhalb jedes Linealausschnittes übereinander liegen und in die der Stift beim Eindrücken das Papier preßt, wird eine gleichmäßige Entfernung der senkrechtstehenden Punkte erzielt. Man geht mit dem Messinglineal linienweise von unten nach oben. Den einzelnen Buchstaben punktiert man so, daß, was unten von Punkten steht, nach oben kommt, damit beim Umdrehen des Blattes dem Leser die Buchstaben richtig und im Hochrelief erscheinen. Die Schnelligkeit, mit der geübte Blinde schreiben, ist enorm. Wenn Blinde für und an Sehende schreiben, werden sie sich der eignen Schrift (um in der richtigen Reihe zu bleiben, kann man das Papier von oben nach unten in horizontalen Reihen kniffen) oder besser der Schreibmaschine bedienen. Zur Benutzung für Blinde werden besondere Maschinen mit erhabenen Buchstaben auf den Tasten angefertigt.

Schreiben und Lesen muß jeder Kriegsblinde lernen. Aber man überstürze den Unterricht nicht und lasse ihm Zeit. Auch sind eventuell Hindernisse, die beispielsweise in der Benutzungsfähigkeit der Hand liegen können, zu berücksichtigen.

Zur Unterhaltung gibt es sonst für Blinde eigens angefertigte Spielkarten (durch auf der Rückseite angebrachte Einstiche usw. gekennzeichnet), Dominosteine, Damenbrett- und Schachspiele: für letztere beiden sind die weißen Felder der Bretter vertieft, die schwarzen erhöht; in der Mitte haben sie Vertiefungen, in welche Zapfen, die sich an den Steinen bzw. Schachfiguren befinden, hineinpassen. Auch beim Würfelspiel leitet den Blinden sein Tastgefühl zum Erkennen der Zahl der Augen. Im Kegeln kann er bald große Gewandtheit erlangen: er sucht mit dem Fuß oder auch mit der Kugel in der Hand das Auflegebrett, legt sich im Geist die gerade Linie zu den Kegeln zurecht und schiebt, wenn er einige Uebung erlangt hat, mit einer Gewandtheit, daß der Zuschauer im ersten Augenblick an der Blindheit mancher Spieler zweifelt. Auch das Geschäft des Kegelaufsetzers kann ein Blinder übernehmen, da er durch das Gehör über das Kommen und Anschlagen der Kugel unterrichtet wird.

Die freie, unbehinderte Bewegung im Raume wird nur durch Uebung und Erfahrung allmählich erlernt, kann dann aber zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet werden. So schreibt Dr. Sommer, welcher, selbst erblindet, in Bergedorf bei Hamburg ein Asyl für gebildete erwachsene Blinde errichtet hat, daß er von Hamburg nach Harwich und von dort nach London

Digitized by Google

und über Havre zurück ohne Begleiter gereist sei, und hebt hervor, daß durch solche selbständige Fahrten das Selbstvertrauen und das Gefühl der Unabhängigkeit mächtig gestärkt werde.

Um selbständige Bewegung im Zimmer zu erleichtern, dienen entsprechend gelegte Läufer usw. Eine gute Anleitung für die Verwendung derartiger Hilfsmittel hat der bekannte Pariser Augenarzt Javal gegeben in seinem Buche „Entre Aveugles, conseils à l'usage des personnes, qui viennent de perdre la vue", das 1903 erschienen ist. Javal ist selbst an doppelseitigem Glaukom erblindet; 1904 sah ich ihn noch auf dem Internationalen Augenärztekongreß in Luzern, wo er sich ziemlich frei bewegte und an den Verhandlungen teilnahm. Javal hat besonders, da das Tastgefühl für die Orientierung der Blinden eine große Rolle spielt, die Benutzung des Stockes empfohlen. Er trägt beständig ein dünnes Spazierstöckchen von schwarzem Schlehdorn mit eiserner Spitze, das mit einer Schnur am Rockknopf befestigt werden kann. Für Gänge außer dem Hause kann im Notfall ein Hündchen dienen. Um jemand herbeizurufen, klatscht der Blinde in die Hände oder pfeift. Eine gewisse Schwierigkeit bietet das Essen, besonders in Gesellschaft, da dem Blinden leicht Ungeschicklichkeiten und Unsauberkeiten passieren. Aber fast stets sind mitleidige Nachbarn bereit, ihm vorzulegen und einzuschenken. Und gerade dem gebildeten Blinden macht das Speisen in guter Gesellschaft ein besonderes Vergnügen, da er hier mit den Sehenden gleich genußfähig ist. Professor Batzko („Ueber mich selbst und die Blinden, meine Unglücksgefährten", Leipzig) schreibt, nur zwei Glückseligkeiten habe der Blinde: Freunde an seinem Tisch zu vereinen und an die Ausgleichung zu denken, die ihm in einer besseren Welt aufbewahrt werde. Wenn dies richtig wäre, so käme für unsre Kriegsblinden doch immer das erhebende Gefühl hinzu, daß sie das schwere Opfer ihres Sehens im Dienste des Vaterlandes und für dessen Sieg gebracht haben. Aber es ist nicht wahr, es bleiben ihnen noch viele Glücksmöglichkeiten, vor allem die, welche sie sich durch Arbeiten schaffen und durch das Bewußtsein, nicht nutzlos auf der Welt zu leben und gelebt zu haben. Dazu aber gehört, daß sie nicht faul dahinträumen, sondern, wenn sie zuerst das unumgänglich Nötige für die neue Lebenslage gelernt haben, weiter arbeiten und ihre Kräfte nicht brach liegen lassen, wenn möglich ihre vor dem Kriege geübte Beschäftigung wieder aufnehmen. Wenn dies auch nicht in der ehemals erlangten Vollkommenheit geschehen kann, so möge doch der Arbeiter und Handwerker, der Kaufmann und Studierte sehen, ob er nicht in seiner früheren Stellung irgendwie tätig sein könne. Es ist ja auch nicht nötig, daß er das an Lohn, was er damals hatte, verdienen muß; wir haben gesehen, daß der Staat und Privathilfe Einrichtungen geschaffen, die ihn unterstützen und so stellen, daß er wenigstens den notwendigsten Lebensunterhalt empfängt.

Es gilt eben für den Blinden fast noch mehr als für den Sehenden das Wort:

Arbeit macht das Leben süß, macht es nicht zur Last;
Der nur hat Bekümmernis, der die Arbeit haßt!

Digitized by Google

Ich halte es, wie gesagt, für das richtigste, daß jeder Kriegsblinde zuerst danach strebe, in seinem früheren Beruf oder damit in Verbindung stehenden Beschäftigungen sich eine Tätigkeit zu schaffen. Erst in zweiter Linie kommen Handwerke in Erwägung, die man gewöhnlich als für Blinde besonders geeignet empfiehlt. Hierher gehören die in Blindenanstalten, oft von blinden Meistern gelehrten, so die Korbmacherei, Seilerei, Bürstenmacherei, Flechtarbeiten und Mattenfabrikation. Aber um es zur Vollkommenheit hierin zu bringen, ist eine mehrjährige Lehrzeit erforderlich.

In China und vorzugsweise in Japan sind fast alle Masseure Blinde; auch bei uns haben einzelne Blinde dies Gewerbe ergriffen, ohne aber immer ausreichende Beschäftigung zu finden.

Musikalisch beanlagte Blinde können sich ausbilden lassen und Musiker in Kapellen oder Musiklehrer werden; auch als Organisten in Kirchen sowie als Klavierstimmer finden sie nicht ganz selten Verwendung. Aber nicht wünschenswert erscheint es, Unbegabte oder auch mäßig Begabte in diese Berufe zu bringen. Auch die Deutsche Gesellschaft für künstlerische Volkserziehung, die schon über erhebliche Mittel für Kriegsblinde verfügt und sich zur Aufgabe gemacht hat, durch kostenlose Erteilung von Unterricht sowie durch Schenkung von Instrumenten ihnen zu helfen, hat ausdrücklich hervorgehoben, daß „die berufliche Ausbildung zur Musik nur ganz ausnahmsweise bei genialer Begabung erfolgen soll". Aber der häusliche und private Betrieb der Musik kann den Blinden erwünschte Beschäftigung, Erhebung und Trost in manchen Stunden der Sorge und Mutlosigkeit gewähren.

Von den studierten Ständen eignet sich für Blinde noch am meisten der des Lehrers und des Geistlichen. Der Lehrer wird allerdings dem Sehenden in der Handhabung der Disziplin bei jüngeren Schülern nachstehen; bei älteren und gesetzteren kommt dies weniger in Betracht. In der Stadt Hamburg hat ein blinder Oberlehrer und ein blinder Volksschullehrer Anstellung gefunden. An der Universität Halle doziert ein blinder Professor Mathematik. Auch ein Theologe kann seine Stellung ganz gut ausfüllen. Nur, sagte mir einst ein erblindeter Pastor, werde es ihm beim Austeilen des Abendmahles schwer, den Mund des Empfängers zu finden. Die Tätigkeit eines Mediziners ist bei vollständiger Erblindung ganz ausgeschlossen, die eines Juristen ebenso, wenn er Staatsdienst erstrebt. Allerdings hörte ich, daß in Wien noch in späterem Alter ein erblindeter Oberleutnant seinen Dr. juris machte und eine befriedigende Tätigkeit fand.

Natürlich gehört zu alledem ein den meisten Menschen nicht innewohnendes Maß von Fleiß und Energie.

Man hat sich in neuerer Zeit vielfach mit der Frage beschäftigt, ob man nicht den Kriegsblinden ein gemeinsames Asyl schaffen solle. So hat die Provinz Westpreußen den Bau eines Hauses für Kriegsblinde im Wert von 220 000 Mark beschlossen. Für eine zeitweilige Unterbringung der Kriegsblinden zwecks ihrer Ausbildung, wenn die Blindenanstalten nicht ausreichen, und für einige allein-

Digitized by Google

stehende Blinde in höherem Alter sind derartige Asyle ganz vortrefflich, aber für die Gesamtheit sind sie nicht erwünscht. Der Blinde will meist in dem früheren Verwandten- und Bekanntenkreise bleiben, in dem er bis dahin gestanden. In Wien haben unter zweiundsechzig Blinden, die in einer Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt untergebracht waren, nach Pablasek's Angaben fünfunddreißig nach kürzerer oder längerer Zeit des Aufenthaltes darin die Wohltat des Instituts geradezu zurückgewiesen und ein größtenteils armseliges Fortkommen an ihrem eigenen häuslichen Herd oder unter ihren Angehörigen vorgezogen. Wie viel mehr wird dieses noch für die Kriegsblinden gelten! Wenn sie auch jetzt Soldaten sind, werden sie nicht zeitlebens kaserniert sein wollen.

Andererseits wird es für kriegsblinde Handwerker wünschenswert erscheinen, daß sie ihren Wohnsitz in der Nähe von Blindeninstituten nehmen, da sie zur Beschaffung des Arbeitsmaterials und zum Verkauf ihrer Arbeiten häufig der Unterstützung bedürfen werden. Sind sie in kleine Städte oder Dörfer gegangen, so werden Gebildete zu interessieren sein, die sich dauernd um sie kümmern und ihnen zur Hand gehen.

Am glücklichsten wird der Kriegsblinde leben, dem eine treue, sorgsame und opferwillige Hausfrau zur Seite steht.

Weiteres findet man: Schmidt-Rimpler, Ueber Blindsein. Breslau, S. Schottlaender. — Schmidt-Rimpler, Die Erblindung Erwachsener. Deutsche Rundschau, Februar 1905. — Krückmann, Ueber Kriegsblindenfürsorge. Deutsche Medizinische Wochenschrift 1915, Nr. 25 bis 27.

Zur Geschichte von G. G. Gervinus' „Bekehrung" im Jahre 1826

Von

Professor D. Dr. Diehl (Friedberg)

Georg Gottfried Gervinus hat in seinen „Lehrjahren in der Wissenschaft" kein entscheidungsvolleres Jahr erlebt als das Jahr 1826. In seiner 1860 niedergeschriebenen und 1893 im Druck erschienenen Selbstbiographie („G. G. Gervinus' Leben. Von ihm selbst") berichtet er darüber: „Die Summe, die mir die große Umwälzung jenes Jahres auswarf, war eine Dotation für das ganze Leben. Es ist der Sinn für Wahrheit, der damals rein und voll aus einer Knospe aufbrach, die zuvor sehr bedenklich verfehrt erschien. Die empfangende Seite dieses Wahrheitssinnes, jene Unbefangenheit in der Annahme aller Dinge in ihrer echten Gestalt, war mir mit glücklichen äußeren Sinnen angeboren, eine Eigenschaft ohne Verdienst; aber sie war durch die Masse der ungesunden und schiefen Gegenstände in Literatur und Leben, auf die mein Auge

Digitized by Google

in jener romantischen Periode so sehr ausschließlich gerichtet war, notwendig getrübt und gefährdet worden. Die ausgebende Seite jenes Wahrheitssinnes aber war unter dem Wildfangleben mit meinen Schulgenossen durch die Künste der Verheimlichung und Verleugnung in sehr üble Gewohnheiten geraten; und der weichliche Poetenschwindel, der darauf folgte, taugte wenig, die stoische Kraft in mir zu erzeugen, diese Gewohnheiten mit Gewalt zu unterdrücken. Jetzt hatte ich den Anlauf zu solch einer Kraftentwicklung genommen, und sie stellte mein natürliches Wesen durch den einen Schlag meiner Verwandlung dergestalt her, daß mir die reine Empfängnis und die reine Wiedergabe aller höheren Wahrheit in Kritik und Buch, in historischer Forschung und Darstellung, im Leben und Handeln, im ersten Eifer zu einer Sucht, nachher zur stillen Lebens- oder Berufsgewohnheit ward."

Will man Ausgangs- und Endpunkt dieser „Bekehrung" in Personen darstellen, so geschieht es sicher am besten unter der Devise: „Von Hessemer zu Schlosser." Friedrich Max Hessemer, der phantasiereiche und phantastische Freund von Gervinus, verlor im Jahr 1826 die Leitung von dessen Geistesleben; an seine Stelle trat der „würdige Gelehrte" Professor Friedrich Christoph Schlosser in Heidelberg, dem Gervinus in seiner Selbstbiographie gerade deshalb ein Denkmal setzte.

Weil Gervinus von dieser „großen Revolution" des Jahres 1826 sehr viel hielt, hat er sie in ihren Anfängen, ihrer Entwicklung und ihren Folgen ausführlich in seiner Selbstbiographie behandelt. Immerhin ist seine Darstellung aus naheliegenden Gründen mitunter lückenhaft geblieben, so daß es sich wohl verlohnt, nach Materialien Umschau zu halten, die geeignet sind, die Ausführungen von Gervinus zu ergänzen. Im nachfolgenden biete ich solche Ergänzungen dar. Sie sind dem Briefwechsel von Georg Ludwig Kriegk mit Gervinus aus den Jahren 1825 bis 1828 entnommen, der, soweit es sich um Briefe von Gervinus handelt, in Abschriften auf der Heidelberger Universitätsbibliothek, soweit Briefe von Kriegk in Betracht kommen, im Konzept in dessen „Denkbuch meiner selbst" (im Besitz von Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. de Bary in Frankfurt, 2 Bände) erhalten ist. In dem „Denkbuch" befinden sich außer den Konzepten von 18 Briefen Kriegks an Gervinus noch die Konzepte von 12 Briefen Kriegks an andre Persönlichkeiten, die auf dieselben Verhältnisse Bezug nehmen.

Georg Ludwig Kriegk (geb. 1805), ein Altersgenosse von Gervinus und, wie er, ein geborener Darmstädter, der bis zu Gervinus' im Jahr 1819 erfolgtem Uebertritt in die Kaufmannschaft dessen Klassenkamerad im Darmstädter Gymnasium gewesen war, kam mit dem Jugendfreund Ostern 1825 wieder in Beziehung, als Gervinus nach seinem Ausscheiden aus dem Kaufmannsstande und bestandener Reifeprüfung die Universität Gießen bezog, woselbst Kriegk in seinem letzten Semester studierte. Der reife Student, „ein selten begabter Mensch, der Gervinus immer wie ein Nachwuchs aus den Hamann-Claudiusschen Zeiten gemahnte", nahm sich des Neulings herzlich an und suchte ihn auf alle Weise

Digitized by Google

wissenschaftlich zu fördern. Leider mußte Kriegk schon bald verspüren, daß neben seinen Einwirkungen auf Gervinus Einflüsse andrer Persönlichkeiten standen, die die Saat, die er gestreut, zu stören oder zu zerstören drohten. Namentlich galt dies von dem in Gießen im Dienst bei dem Distriktsbauwesen der Provinz Oberhessen stehenden Friedrich Maximilian Hessemer. Hessemer lud, wie Gervinus später selbst zugeben mußte, auf den „jungen Studenten" die „ganze Bürde alles Phantastischen"; er machte ihn, der ein Gelehrter werden sollte, zum Sklaven weichlichen Poetenschwindels und eitler Schwärmerei und Tändelei.

Obwohl diese Erziehungsergebnisse Kriegks sehr wenig ermutigend waren, ließ er nicht locker. Namentlich als er im August 1825 Gießen verlassen und am 3. September eine durch Professor Schlossers, seines geliebten Lehrers, Vermittlung ihm übertragene Hauslehrerstelle bei Frau Bernus in Frankfurt angetreten hatte, suchte er fortgesetzt auf Gervinus im Sinne einer Loslösung von der Hessemerschen Phantasterei und Hinführung zur Wissenschaft einzuwirken. Zu diesem Zweck begann er am 18. August 1825, also noch vor der Uebersiedlung nach Frankfurt, einen Briefwechsel, der schon im zweiten Brief wissenschaftlich ernsten Charakter annahm und bis in den Juli 1826 ununterbrochen weitergeführt ward. Er verfolgte damit, wie aus den Briefen deutlich hervorgeht, die Absicht, Gervinus in andre Wege zu bringen; heraus aus der Tändelei und Phantasterei und hinein in die ernste Arbeit um die Probleme der Philologie, der Religion und des Lebens. Im Hintergrund dieser Bestrebungen stand die Losung: „Los von Hessemer, hin zu Schlosser!" Mit diesen Bemühungen hatte Kriegk auch Erfolg. Bereits am Ende des Wintersemesters 1825/26 erlebte er die Freude, daß Gervinus Gießen verließ, um nach Heidelberg überzusiedeln. Wie froh er darüber war, wie ihn namentlich die Loslösung des Freundes von Hessemer beglückte, ersehen wir aus einer Stelle in einem Briefe Kriegks an seinen Freund Fohr in Heidelberg, der Gervinus eine Wohnung vermittelt hatte. Er schreibt da am Dienstag, den 11. April 1826: „An Gervinus habe ich wegen des Logis den 1. März geschrieben und ihm bemerkt, daß, wenn er Dir nicht recht bald schriebe, dies dafür gelten solle, daß ihm dasselbe recht wäre. Aber wegen der Mollerischen Sachen konnte ich ihm nicht schreiben, da ich faullenzerisch ihm seit dem Empfangen Deines Briefes noch nicht geschrieben habe, und er jetzt schon lange in Darmstadt ist, und zwar ohne Hessemer."

Aber die Loslösung von Hessemer war noch nicht genug. Gervinus mußte auch „zu Schlosser". Wie sehr es Kriegk gerade hierauf ankam, ersehen wir nicht bloß aus dem Schluß eines Briefes an Gervinus vom 22. Mai („Bist Du mit Schlosser bekannt? Und wie gefällt er Dir?"), sondern aus zwei Briefen an Roßmann, die diesem Brief vorausgingen. Am 5. Mai 1826 schrieb Kriegk an Roßmann: „Hat Gervinus bei Schlosser Zutritt? Darüber antworte mir ja; denn der muß ihm auf jeden Fall verschafft werden." Und am 22. Mai 1826 schreibt er an denselben die vielsagenden Sätze: „Dein Urteil über Fohr und Gervinus tut mir leid. Ich kann mir nicht denken, daß Gervinus,

Digitized by Google

besonders wenn er durch eine nähere Bekanntschaft mit Schlosser an Stelle der Hessemerschen Abgeschmacktheiten Sinn und Achtung für Gründlichkeit und Bescheidenheit und Ernst im Urteilen erhalten könnte, das nicht werden sollte, was er werden kann."

Kriegk hat Recht behalten. Nur durch Schlosser ist Gervinus geworden und konnte er damals werden, wozu in ihm die Anlagen steckten. Freilich kostete es Mühe, bis es dahin kam. Vor allem galt es, die immer noch vorhandene „Unbescheidenheit und Unreife" von Gervinus zu brechen, an der nicht bloß Kriegk, sondern fast alle Freunde Anstoß nahmen. Dies besorgte zum Teil Kriegk, zum Teil Kriegks Freunde in Heidelberg, besonders Roßmann. Ersteres geht aus einem Briefe hervor, den Kriegk an Gervinus am 28. Juli 1826 schrieb; er geht darin mit des Freundes Eitelkeit hart ins Gericht und wird an verschiedenen Stellen stark persönlich, was denn auch dahin führte, daß Gervinus das Schreiben an Kriegk einstellte. Letzteres aber ersehen wir aus einer Stelle eines Briefes Kriegks an Roßmann, der ebenfalls vom 28. Juli datiert ist. In ihm heißt es: „Du erzählst mir von einer Disputation, die Du mit Gervin gehabt; sie hat Dir wohl vielen Spaß gemacht. Das beste, was Du zu seinem Besten tun kannst, ist meiner Meinung nach, ihn, wo und wann Du kannst, auf seine Unbescheidenheit und Unreife aufmerksam zu machen. Darum dreht sich auch allein der beiliegende Brief, den ich Dich zu besorgen bitte." (Gemeint ist der Brief, der oben zitiert ist.)

Trotzdem Gervinus die brieflichen Beziehungen zu Kriegk abgebrochen hatte, bekümmerte sich dieser auch weiterhin um des Freundes wissenschaftliche Entwicklung und versuchte alles, mit ihm wieder in Briefwechsel zu kommen. So schrieb er z. B. am 5. Oktober an Roßmann: „Gervinus hat mir auf meinen letzten Brief vom 28. Juli noch nicht geantwortet, vielleicht weil er mir böse ist ich habe allerdings etwas hart und erzürnt geschrieben, muß aber, nach einer nochmaligen Durchlesung der Kopie, gestehen, daß ich noch jetzo jeden Augenblick dasselbe und ebenso an ihn schreiben würde. Grüße ihn und gebe mir Aufklärung über diese Sache." Und am 7. Januar 1827, also fast ein halbes Jahr, nachdem Gervinus das Schreiben eingestellt hatte, ließ Kriegk an Roßmann die Mitteilung gelangen: „Den Fohr und überhaupt jeden, der meiner gedenkt, grüße recht herzlich; den Gervinus auch, aber mit dem Bedeuten, daß sein Grund, warum er mir nicht schreibe, gar kein Grund wäre, und daß ich deswegen, bis er dies eingesehen habe, böse wäre."

Gervinus ließ aber auch weiterhin auf einen Brief warten. Erst Ende Februar oder Anfang März gab er auf den Brief vom 28. Juli eine Antwort. Sie war bitter und warf u. a., was charakteristisch für die damals noch teilweise ablehnende Stellung von Gervinus zu Schlosser ist, Kriegk sklavische Abhängigkeit von Schlosser vor; auch kündigte sie die Korrespondenz mit Kriegk auf. Dieser nahm die Aufkündigung mit Bedauern an, hatte aber die Freude, daß Gervinus bald nachher seine Aufkündigung zurücknahm, worauf die alte Freundschaft aufs neue besiegelt ward.

Digitized by Google

Im April 1827 war der Streit begraben. Im Mai begannen die Verhandlungen, die schließlich dazu führten, daß Gervinus, nunmehr ganz „Schlosserianer", in der Gutermannschen Anstalt in Frankfurt im August als Hauslehrer eintrat. Die Stelle war ihm wesentlich unter Kriegks Mitarbeit übertragen worden, wie dessen Briefe an Gervinus vom 5. und 17. Mai, 9. Juni, 13. Juli und 8. August 1827 sowie ein Brief Kriegks an Schlosser vom 28. Juni 1827 deutlich dartun.

Von Mitte Mai 1827 an war der letzte Rest der Verstimmung zwischen Gervinus und Kriegk ausgetilgt. Die Grundlage zur völligen Aussöhnung hatte ein Bekenntnis seines Lebens gegeben, mit dem Gervinus am 7. Mai dem Freunde gegenübergetreten war und das Kriegk am 17. Mai mit einer „Erzählung des Ganges seiner Bildung" erwiderte. Beide Bekenntnisse sind von literarischem Werte. Das Kriegks für die Lebensgeschichte von Gervinus wegen der Schilderung der gemeinsam verlebten Jugend und wegen der einleitenden Sätze, in denen Kriegk es offen ausspricht, daß er seit Jahren alles daran gehängt habe, den Freund von der „verderblichen Einwirkung Hessemers zu dem ihm entgegengesetzten Schlosser" zu bringen. Das von Gervinus aber deshalb, weil wir aus ihm erfahren, wie der junge Gervinus über seine Jugendentwicklung dachte. Wir teilen das letztere zum größten Teil mit. Es lautet:

„Ich war von früh auf ohne eigentliche Erziehung; von meinem Vater erbte ich, was ich von Trotz und Kraft habe, von meiner Mutter Alles, was sich sonst Gutes an mir findet. Meinen ersten Unterricht erhielt ich in der Stadtschule, dann kam ich zu dem groben Candidaten Graul. Seine Ohrfeigen müssen mir das Latein schnell eingeprägt haben, denn ich kam unerhörterweise schon nach ½ Jahr nach Quarta. Daß ich unter die sogenannten fleißigen Schüler gehörte, weißt Du; mein Eifer kam ganz aus mir, weil sich meine Eltern zwar über ein Prämium freuten, aber sonst sich um meinen Fleiß nichts kümmerten und weil, wie Du auch weißt, im Gymnasium selbst auch nicht die geringste Anregung war. Wenn ich nach allem, was in dem Gymnasium geschah oder vielmehr nicht geschah, an die Lehrer zurückdenke, und damit den ganzen folgenden Gang meiner Bildung, der durch diesen schlechten Zustand der Schule allein diesen schlechten Gang nahm, zusammenhalte, so denke ich keineswegs mit jenem Dank, den uns diese Lehrer so oft für unser reiferes Alter profezeiten, sondern mit wahrer Erbitterung an sie. Denn wenn ich mich erinnere, wie das ganze Personal den Unterricht nur als eine Last ansah und sich nach nichts bestrebte, als diese zu erleichtern, sei es noch so sehr auf Unkosten der Schüler, wie jeder einzelne auf eine andere Art geistlos war, wie fleißige und faule auf gleiche Weise vernachlässigt wurden, kurz, wie die ganze Anstalt darauf berechnet schien, allen guten Geist, wo er sich etwa von selbst regte, zu unterdrücken, so weiß ich nicht, worüber ich ergrimmt werden könnte, wenn nicht hierüber. — Also verwiesen auf mich selbst, machte ich eine Zeit lang meine Arbeiten mechanisch, bis ich mit Nodnagel bekannt ward und mit Niebergall. Der eine ließ sich leiten, wenngleich er sich oft in bigotten Aeußerungen gefiel, der erstere leitete gern, war

Digitized by Google

eitel und suchte dieß zu verstecken. Damals ließ man sich seine Superiorität gefallen und jene Zeit ward hingebracht mit Spiel und Spaziergang, später mit Reisebeschreibungen, Robinsonaden usw.; an Zusammenarbeiten oder sonst eine strenge Beschäftigung dachten wir nicht, obgleich doch Nodnagel als allgemeines Muster uns aufgestellt ward. Dann folgte eine dunkle Zeit, als ich von N. getrennt war bei seinem früheren Uebergang nach Tertia. Bei unsrer erneurten Bekanntschaft waren unsre Paradiese in le Vaillants Afrika ꝛc. und ich glaube, ohne einen glücklichen Traum, den ich hatte, wären wir mit Sack und Pack damals unsern Eltern durchgegangen und hätten uns durch Gensdarmen wieder holen lassen. Als dieser Plan aufgegeben war, kam eine Jagdperiode, in die wirklich schlechte Streiche fallen, dann kam eine Art Studentengeist in uns, der noch verderblicher war. In Secunda war meine Verbindung mit N. enger. Er poetisierte, ich machte es ihm nach. Solange dieß eine Kinderposse blieb und unter unsern 4 Ohren war es ganz gut; sobald aber einmal etwas in den Klassen vom Lehrer vorgelesen war, und Wetteifer und Eitelkeit entstand, so folgte auch Vernachlässigung aller Dinge, außer der Poesie. Dieß ging so weit, daß wir 11—12 Jahr alt eine Zeitschrift schreiben wollten, ja daß wir einen Frankfurter Buchhändler mit Briefen, ja mit Proben halbgeneigt zum Verlag machten. Bei N. war die schädliche Wirkung dieser Art von Wuth schneller und in ihren Folgen trauriger, als bei mir, weil Moderoman und Taschenbücher und Theater und Musik (diese Strafengel unsrer Zeit) ihn mehr beschäftigten als mich. Meine fast einzige Lektüre war der Homer, und dem Alten dank ich's heute, daß er mir unter allen ungeheuren Verirrungen einen Sinn für's Große erhalten hat. In all meinen Poesien klingt der Homer an, und wie ich wüthend Hexameter machte, weißt Du. Ueberhaupt regte sich damals das erste Leben und das Bedürfniß geistiger Thätigkeit in mir, und dieß Bedürfniß legte zu dieser Zeit gegen das fanatische Treiben auch eine würdige und ernste Beschäftigung in die Wagschale, nemlich ein Studium der Geografie, das ich mit einem gewissen Kriegk, dessen Du schwerlich mehr Dich erinnerst, in ähnlichem Eifer trieb, wie die Poesie mit N. Jener Zeitpunkt war der Kampf zwischen vernünftigen und unvernünftigen Prinzipien und allerdings warst Du damals mein Virgil, der mich durch das inferno führte, aber nicht ins Purgatorio brachte. Das Uebergewicht, das sich eine Zeit lang nicht entscheiden wollte, gab endlich der Bund auf die böse Seite. Eine eigentliche Tendenz lag dem Ding nicht zu Grunde, es war nur ein Gefühl des Vorzugs vor Andern, ein Ausscheiden und Trennen, ein dunkles Streben nach etwas Besserem. Ich bin weit entfernt, die Sache in ihrer Wirkung eine Kinderei zu nennen, noch auch in ihrem Zweck. Alle Mitglieder sind, glaub ich, bis auf diesen Tag originelle Käuze geblieben, sogar der Noack. Dieser Bund schürte die Poesie frisch, ich ward entsetzlich faul und fing an, da ich dabei stets oben blieb, das Klassenwesen zu verachten, so daß es mir unerträglich gewesen wäre, nur einen Tag noch nach meiner Confirmation in dem Gymnasium zu bleiben. Ich hoffte und dachte, im Kaufmannstand Muße zu finden für Poesie, und ging nach Bonn.

Digitized by Google

Dort kam aber das Ding anders und Muse und Muße ward mit Gewalt verjagt. Daher packt ich auf und ging fort. Bei Schwab fand ich's glücklicherweise besser und hatte Zeit genug übrig. Doch aber starb in dieser Einsamkeit, als nach und nach alle Freunde schieden, Poesie und alle geistige Regsamkeit aus. Neue Sprachen waren meine einzige Beschäftigung. Bald hörte auch diese auf, und dieß war die schreckliche Periode, in der ich einer völligen Auflösung an Geist und Körper entgegen zu gehn schien. Es waren damals mächtige Hebel, um mich emporrichten zu können; Hessemer und J. Paul vermochten's. Der erste brachte meine Poesien zu Ehren, ja zu Druck, der andere hob den völlig gesunkenen Menschen in mir völlig empor. Mögen die beiden immer Schuld haben an einer neuen Versenkung in poetische Träume, mögen sie mich auch bis zu dem Punkt kranker Einbildungskraft gebracht haben, daß ich mich damals in ein Mädchen verliebt, ehe ich es noch gesehn hatte, und noch 2 Jahre lang diese Leidenschaft behielt, daß ich dann Schauspieler werden wollte, dennoch danke ich ihnen ewig das Bessere und Größere, daß sie mich zum Menschen bildeten, der bald in seinem Charakter feststand und mit diesem auch nachher den rechten Weg zur geistigen Ausbildung finden mußte. Ich kam von Schwab weg und wollte Aesthetik studieren; so wenig Bildung hatte ich, daß ich auf einen solch verrückten Gedanken kommen konnte. Ich präparirte mich zum Examen, dadurch kam ich an die Sprachen, dadurch an die Filologie. Der erste Curs in Gießen brachte mir keinen Geschmack dafür bei, der 2te durch Ossann Ekel. Damals schon fing der innere Kampf an. Ich wollte Filosof werden, las den Kant, verachtete schon den Hillebrand, sann über Systeme, trieb Mathematik. Darauf ging das nicht und ich kam wieder auf den Poeten. Ich wollte eine historische Tragödie machen und studierte etwa 20 Chroniken an den betreffenden Stellen durch; das brachte mich an Geschichte. Ich kam hierher ohne Eifer und Lust, ich wollte dem Schlosser meinen Plan mittheilen, Geschichte zu studiren, sein ganzes Wesen hielt mich ab; und obgleich ich allmählig erkannte, daß das gelehrte Treiben unserer Zeit verkehrt sei, obgleich ich in jeder Thätigkeit allein den praktischen Sinn hochsetzte und darnach strebte und gerade weil ich ihn in der gelehrten Filologie ganz vermißte, diese so haßte, obgleich ich auch erkannte, daß um diese Verkehrtheit der Zeit zu fassen und ihr zu begegnen, die Geschichte der einzige Weg wäre, so war ich doch noch zu unklar für einen festen Entschluß. So fing ich an, griechisch und latein zu lesen; es ging nicht. Ich hatte alle Mühe, wenn ich eine Stunde aufmerksam lesen wollte. Da mir die Sprachen, die ich als Historiker nur als Mittel ansehn durfte, schon allein so viele Schwierigkeiten machten, so verließ mich der Muth und ich wollte Filolog bleiben. Ich fing frisch an zu arbeiten, es ging nicht. Ich machte mich weiß, ich sei krank, aber ich schlief und aß ganz trefflich und in aufrichtigen Stunden gestand ich mir, daß ich mich belog. Ich dachte also, ich sei eher zum poetischen Filologen geschaffen und übersetzte die Elektra. 5 Verse wurden fertig, es ging auch nicht. Jetzt that ich nichts, las, fühlte mich unglücklich, dann wollte ich meine Tragödie ausarbeiten. Ich machte Eine Szene, die so geschraubt ist und

Digitized by Google

so berechnet und so sehr meinen damaligen Zustand verräth, daß ich sie stets aufheben will. Nun wechselte einen fürchterlichen Monat durch bittere Lustigkeit, anklagender Groll, Mißtrauen und entsetzlicher Jammer in mir, dann kam ich auf den glücklichen Einfall, mich zu fragen, wozu ich denn eigentlich da sei auf Gottes Erdboden, denn daß ich mir mit einem grossen „zu Nichts" geantwortet hätte, dazu war ich noch zu gesund. Ich wollte ein Tagebuch führen; ich hatte deren schon viele angefangen, aber theils aus Grundsatz, theils weil ich mich auf Selbsttäuschung oft traf, aufgehört. Dieß letzte fing daher mit den Worten an: „Ich schwöre nicht, dieses Tagebuch immer zu führen, denn ich kann es nicht, aus Schwachheit, aber ich schwöre, die strengste Wahrheit in dem zu sagen, was ich hineinschreibe." In diesem Geist schrieb ich und dacht ich und ehe ich noch 2 Seiten geschrieben, da ging mir ein Licht auf, wie lange ich mich getäuscht hatte, wie sehr jenes fantastische Treiben die Folge eines langen, grausamen Selbstbetrugs war, wie ich so gar, gar nicht zum Poeten gemacht war, sondern nur ein leerer Nachbeter und Affe, und wie ich die einzige Quelle, aus der eine selbstständige Bildung fließen kann, mein eignes Ich verstopft hatte, wie dieß Ich gar nicht so übel war, als ich mich weiß machen wollte, ja wie sogar mein ganzes Wesen von Natur weit mehr zum Verstand hinneigte, als zur Fantasie, und wie alle die großen Ideale von Liebe und Freundschaft und Dichtkunst nur schöne Träume waren. Zwei Tage stand es an und dann war ich so sehr anders, daß ich ihnen schon nachrief: es waren dumme Träume, und wenn ich jetzt abgekühlt und mit schärferem Blick darauf zurücksehe, so muß ich sagen: es war unverschuldeter Wahnsinn. Ich sah mich seit den 3 Tagen, in welchen meine vita nuova aufkeimte, an Geist und Körper neu wachsen; die schnelle aber kräftige und lang vorbereitete Revolution ließ mich bald tief einsehen, daß es keine jener momentanen Verschwörungen war, die mein beßres Ich so oft vergeblich versucht hatte, sondern ein bleibender, umgestaltender Eindruck, den der Verstand mit Gewalt erzwang, und daß wie in der Weltgeschichte keine Verschwörung eine Umgestaltung der Dinge hervorbringt, so auch im Menschen, und daß dieß nur durch totale Revolutionen geschieht. Zugleich mit meiner Aenderung sah ich in Hessemer, der alle meine einzelnen Stimmungen in jener Schreckensperiode in meinen häufigen Briefen verfolgte, eine ganz ähnliche Regung entstehn, schürte, als ich im Reinen war und auch Er ist jetzt wieder Ein Herz und Eine Seele mit mir, obgleich ich ihn damals mit Ernst von mir stieß, — und wie anders ist jetzt unser ganzes Verhältniß! Er ist jetzt Architekt, vor dem ich allen Respekt habe und dieser Gewinn ist mir lieber, als jeder andre. Nun wird es denn stets klarer vor mir und offener, Friede ist in mir aufgestanden und eine Thätigkeit, von der ich früher keine Ahnung hatte, und ich lenke mit frohem Segel nach einem fernen Ziel, nach jenem nil admirari, das vielleicht Institutricen ziemlich kalt und nüchtern vorkommen mag, aber für einen männlichen Geist anlockende Gewalt hat."

Mit der Uebersiedlung Gervinus' nach Frankfurt hören die Briefe Kriegks an den Freund auf. Im „Denkbuch" schwindet aber damit Gervinus' Name

Digitized by Google

keineswegs. Immer wieder lesen wir, wie selig Kriegk ist, daß er seinen Gervinus bei sich hat. Am 14. August 1827 schreibt er z. B. an den Maler Lukas in Darmstadt: „Gervinus ist jetzt auch hier als Lehrer angestellt und ich bin dafür, Gott ich kann Dir nicht sagen wie großen Dank schuldig. Er ist ein ebenso edeler als geistvoller Mensch und dabei der wärmste Freund, und ich, der ich seither hier zwar viele Bekannte, aber gar keinen Freund hatte, kann Dir nicht sagen, in wie hohem Grade ich seinen Werth für mich jetzt empfinde."

Ebenso freudig schreibt er Donnerstag, den 27. Dezember 1827 an Fohr zu Heidelberg: „Von mir selbst kein Wort weiter, als daß ich im Genusse der lieben Seele Gervinus und im Gefühl eines sich kräftigenden Körpers und eines seiner wehmütigen Gefühle öfter als früher Herr werdenden Geistes mich sehr glücklich fühle."

Im Jahre 1829 löste sich dies schöne Verhältnis. Gervinus gab seine Frankfurter Stelle auf und siedelte wieder nach Heidelberg über. Dort ward er 1830 Privatdozent der Geschichte und, nach längerem Aufenthalt in Italien, 1835 außerordentlicher Professor. Sein weiteres Wirken als Göttinger und Heidelberger Geschichts- und Literaturprofessor ist bekannt. Kriegk dagegen blieb zeitlebens in Frankfurt. Er wirkte bis 1848 daselbst als Privatlehrer, 1848 bis 1863 als Professor am Gymnasium, 1863 bis 1875 als Stadtarchivar und starb 1878. Die Wege der Freunde blieben fortan durch Jahrzehnte hindurch räumlich geschieden. Auch der geistige Verkehr hörte allmählich auf. So ist es wohl auch zu erklären, daß Gervinus in seiner Selbstbiographie dem, was Kriegk an ihm tat, nicht ganz gerecht wird. Wollen wir aber gerecht sein, so müssen wir betonen, daß Gervinus den Weg von Hessemer zu Schlosser wohl nicht so leicht gefunden hätte und daß seine Kraft sich später nicht so wunderbar hätte entfalten können, wie sie sich entfaltet hat, wenn ihm 1825 bis 1827 „sein" Kriegk nicht zur Seite gestanden wäre.

Flaggenmißbrauch

Vierter völkerrechtlicher Brief

von

A. v. Kirchenheim

Auch diesmal darf ich mit einer geschichtlichen Erinnerung, mit einem „Fall" beginnen, der wohl wenigen bekannt ist. Es war am 4. September 1800, als auf der Höhe von Barcelona drei englische Kriegsschiffe ein schwedisches Handelsschiff, „Die Hoffnung", anhielten und Kapitän und Mannschaften mit Waffengewalt zwangen, englische Offiziere und Mannschaft an Bord zu nehmen. Unter Deckung der schwedischen Flagge machten dann die Engländer abends einen Angriff auf zwei spanische Fregatten, die auf der Reede von Barcelona

Digitized by Google

vor Anker lagen und, natürlich nichts ahnend, sich ergeben mußten. Diese „guetapens“ regte damals die öffentliche Meinung in ganz Europa auf und führte auch zu diplomatischen Schritten, freilich ohne Erfolg. So sehr der Fall die ganze europäische Welt mit Abscheu erfüllte, Genugtuung wurde nicht erreicht. Man war schon damals an englische Rücksichtslosigkeit gewöhnt und hatte Schlimmeres erlebt: hatte doch Vattel, zuerst in der Ausgabe seines Völkerrechts von 1775, den Fall aufgenommen, daß 1756 eine englische Fregatte vor Calais durch Notflagge und Notsignale französische Fahrzeuge anlockte und eine Schaluppe mit Mannschaft, die, wirklichen Notstand annehmend, zu Hilfe eilten, gefangennahm — une odieuse perfidie! wie es Glaß nennt.

Mußte dem Fachmann nicht dies in Erinnerung kommen, wenn er im Juni d. J. die Nachrichten las, daß ein unter norwegischer Flagge fahrender englischer Dampfer ein deutsches Unterseeboot am Longstoneleuchtturm zu rammen versuchte (14. Mai), oder daß am 10. Juni an derselben Stelle ein mit schwedischen Nationalitätsabzeichen versehenes englisches Schiff — diesmal zusammenarbeitend mit zwei andern englischen Schiffen — das gleiche unternahm? Und es sind noch mehr derartige Fälle vorgekommen und beim Reichsmarineamt, der schwedischen, dänischen (20. Juli) und andern Gesandtschaften verzeichnet, worüber sich zurzeit Mitteilungen verbieten.

Die Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts knüpfen an den Barcelonafall und an einige andre an: so liefen z. B. am 22. Mai 1898 zwei amerikanische Schiffe unter spanischer Flagge in die Bai von Guantanamo an der Nordküste von Kuba ein, und im Türkisch-Griechischen Krieg führten die ottomanischen Schiffe „Vaslios“ und „Aghios“ die hellenische Flagge zu Unrecht. Die Gelehrten sind im allgemeinen nicht sehr geneigt, die Führung einer falschen Flagge als berechtigt anzuerkennen, und selbst Oppenheim beginnt: „But the flag is the deciding factor only when the vessel is legitimately sailing under it.“ Einige Schriftsteller verwerfen den Gebrauch einer falschen Flagge nicht unbedingt, sondern lassen ihn als Kriegslist zu — natürlich unter Hervorhebung der Rechtswidrigkeit des Gebrauchs von privilegierten und Notflaggen; dann finden sich verschiedene Abstufungen, die den Zeitpunkt bezeichnen, von dem ab es unbedingt unzulässig sein soll, eine falsche Flagge zu führen, und es herrscht wohl Uebereinstimmung darüber, daß nach Aufforderung oder bei Beginn des Kampfes unbedingt die richtige Flagge gezeigt werden muß. Bei der Mehrzahl der französischen Juristen überwiegt die Meinung, daß der Gebrauch einer falschen Flagge stets eine Feigheit, eine Ehrlosigkeit ist; das Zeigen der Flagge auf Anhalten steht einer ehrenwörtlichen Versicherung gleich.

Nun wurde unsre Frage plötzlich wieder in den Mittelpunkt der Erörterungen gestellt, als ein Geheimerlaß der britischen Admiralität (vom 31. Januar 1915?) bekannt wurde, der anordnete, daß wegen Erscheinens deutscher Unterseeboote im englischen und irischen Kanal sofort alle englischen Handelsschiffe neutrale Flaggen hissen und alle Abzeichen, Namen usw. verdecken sollten. Auf diesen Erlaß nimmt die Bekanntmachung des Deutschen Admiralstabs vom

Digitized by Google

4. Februar (Reichsanzeiger Nr. 29) Bezug, und wenn auch der Flottenkorrespondent der „Times" den Erlaß als unnötig bezweifelte — diese Seeräuberpraxis als durchaus englische „Seegewohnheit" anerkennend —, so folgte doch am 8. Februar eine Erklärung des Auswärtigen Amts in London des Inhalts: Die englische Regierung hat den Gebrauch der englischen Flagge durch ein fremdes Schiff stets für gesetzlich gehalten, wenn es sich darum handelte, der Gefangennahme zu entgehen. Die einzige Folge sei die Pflicht der Untersuchung: drohten deutsche Anordnungen die Unterlassung dieser an, beim Unterseebootkrieg, so sei dies Seeräuberei! Ein würdiges Gegenstück zu der Erklärung Palmerstons im April 1849: es hätten sich Schiffe mit schwarzrotgoldener Flagge vor Helgoland gezeigt; ließen sie sich noch einmal sehen, würde er sie durch englische Kriegsschiffe als Piraten aufbringen lassen! und eine sprechende Illustration zu dem Worte Lord Derbys (1857): „Wir bestehen auf dem Vollzug des Völkerrechts, wenn es uns nützlich ist, im andern Fall setzen wir uns über seine Regeln schrankenlos hinweg." Uebrigens kann es zweifelhaft sein, ob die erwähnte amtliche Aeußerung der Wahrheit entspricht: im allgemeinen nimmt man an, daß England die Flagge ignoriert, wenn sie zugunsten der neutralen Eigenschaft spricht.

Die weltgeschichtliche, politische, moralische Bedeutung des Erlasses der englischen Admiralität ist hier nicht zu untersuchen: es ist der Wendepunkt in der Geschichte der englischen Seeherrschaft. Die zahlenmäßig größte Flotte der Welt getraut sich nicht aufs Wasser und muß sich unter fremder Flagge verstecken: am 5. Februar streicht die „Lusitania" in britischen Gewässern den Union Jack und fährt unter dem Sternenbanner in Liverpool ein; eine Urkundenfälschung von weltgeschichtlicher Tragweite!

Die angeführten Aeußerungen der Fachmänner ergaben, daß Gebrauch falscher Flagge zwar als Kriegslist unter gewissen Umständen anerkannt wurde — was natürlich die Folgen der Kriegslist hat — daß man aber im allgemeinen darin einen „trait de lâcheté et perfidie" erblickt, nur erlaubt, wenn er ni l'honneur ni la morale verletzt. Wir wollen aber auf die Worte der Theoretiker nichts gründen, sondern prüfen, wie es nach allgemeiner Rechtsanschauung der Völker und nach positivem Recht steht!

Zu allen Zeiten haben Fahnen und Flaggen als ehrwürdigste und bedeutsamste Symbole gegolten. Wie der Soldat seiner Fahne treu zu bleiben schwört, so ist auch die Flagge das Palladium und Panier des Seemanns. Im Gebet dankt der Krieger für den Sieg, „der sich an seine Fahnen heftete", und im Flaggenlied gelobt der Seemann, der Flagge das Leben zu weihen. Das ist in der ganzen Welt so, auch bei den Nationen britischen Stammes; man lese z. B., wie ein Engländer die Flagge als einigendes Band gemeinsamer Kraft bezeichnet und sogar sagt, daß dieser Gedanke zuerst in England eingeprägt sei, oder die Einleitung und die begeisterten Gedichte in einer amtlichen amerikanischen Schrift. In jedem Konversationslexikon steht: Gebrauch falscher Flagge gilt als Verrat und Piraterie. Das ist eben die Meinung der Völker, das ist ihr

Digitized by Google

Rechtsbewußtsein. Wie die Fahnen seit den ältesten Zeiten als Heiligtum betrachtet wurden, das jeder Kriegsmann bis zum letzten Blutstropfen verteidigte, wie erbeutete Fahnen als ruhmvolle Siegeszeichen angesehen wurden, das beweist die Geschichte der Völker von der Taube der Assyrer, der Eule der Athener, den Adlern der Legionen, dem Vexillum und Labarum bis zur Oriflamme der französischen Könige und der Fahne des Propheten. Und gleichermaßen ist die Flagge dem Seemann heilig. Schon Jesaias verkündet als Unheil, wenn die Feinde „das Fähnlein nicht auf den Mastbaum stecken", und das Schiffszeichen der Zwillinge wird im Altertum mehrfach erwähnt (Jes. 33, 23; Hes. 27, 7; Ap.-Gesch. 28, 11). Das Hamburger Schiffsrecht von 1276 spricht von dem roten „vlugher", altenglische Schriften nennen das rote Kreuz von St. Georg ein „sacred banner", und die Abbildungen der spanischen weißen Flagge mit dem grünen Kreuz und den Buchstaben F und Y unter goldenen Kronen, des Banners, das Kolumbus am 12. Oktober 1492 in San Salvador aufpflanzte, sind uns überliefert. Seit dem sechzehnten Jahrhundert entwickelt sich ein vollständiges Flaggenrecht, dessen Einzelheiten oft zu Streitigkeiten, ja zu Kriegen führen.

Der Grundgedanke dieses Flaggenrechts ist der, daß die Gewähr für die Rechtmäßigkeit des Seeverkehrs nicht vom Einzelnen geleistet werden kann, nur der souveräne Staat kann Bürgschaft bieten. Diese Bürgschaft einerseits und anderseits das Unterwerfungsverhältnis unter den Heimatstaat gelangt seitens des Schiffers dadurch zum symbolischen Ausdruck, daß er die Hoheitszeichen seines Staats in der üblichen Weise bei sich führt. Die Streitfrage, ob die Flaggenführung ein Recht oder eine Pflicht, ist damit als falsch gestellt entschieden. Die Nationalflagge ist das äußere Kennzeichen der Staatsangehörigkeit eines Schiffs: sie ist das einfachste, wenn auch nicht das einzige und keineswegs unter allen Umständen ausreichende Legitimationsmittel. Dem entspricht, daß das Schiff die Bedingungen erfüllen muß, die der Staat setzt zur Erlangung des Rechts, die Landesflagge zu führen. Alle Seestaaten haben darüber Anordnungen erlassen, und alle haben auch deren Uebertretung unter Strafe gestellt. Wer sich einer falschen Flagge bedient, begeht nicht nur einen Verstoß gegen das Völkerrecht, er begeht ein Vergehen gegen die Gesetze seines wie des fremden Staats, des Staats, dem das Schiff in Wirklichkeit angehört, und des Staats, dessen Flagge er widerrechtlich benutzt. Die Tat ist strafbar, wo sie auch begangen ist — darüber sind die Rechtsgelehrten merkwürdig einig. Auch die Gesetzgebungen stimmen überein, daß die Handlung auch dann strafbar, wenn sie im Ausland oder auf offener See begangen ist.

Für Deutschland ist die behandelte Frage hauptsächlich durch das Reichsgesetz vom 22. Juni 1899 geregelt. Danach (§ 18) wird die unberechtigte Führung der Reichsflagge mit Geldstrafe bis 1500 Mark oder mit Gefängnis bis sechs Monaten bestraft. Aehnliche Bestimmungen finden sich in den Gesetzen andrer Staaten, so von Norwegen, Schweden, den Niederlanden. Das niederländische Strafgesetzbuch vom 3. März 1881 enthält in seinem XXIX. Titel (Schiffahrtsverbrechen) in § 409 und 410 folgende Strafdrohungen:

Digitized by Google

Der Schiffer, der die niederländische Flagge führt, wissend, daß er hierzu nicht berechtigt ist, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahre oder Geldbuße bis zu 300 Gulden bestraft. — Der Schiffer, der vorsätzlich durch Führen eines Unterscheidungszeichens seinem Fahrzeug den Schein gibt, als ob es ein niederländisches Kriegsschiff oder ein in niederländischen Gewässern oder Kanälen dienstuendes Lotsenschiff wäre, wird mit Gefängnis bis zu drei Monaten oder Geldbuße bis zu 300 Gulden bestraft.

Die Merchant Shipping Act von 1894 hat auch schwere Strafandrohungen, aber hat allerdings den Zusatz aus der Act von 1854 beibehalten: „unless the assumption — der falschen Flagge — has been made for the purpose of escaping capture by an enemy" usw.

Da nun im Kriege natürlich keine Rede von einer strafrechtlichen Verfolgung sein kann, wird mancher geneigt sein, diesen Sätzen nicht mehr als theoretische Bedeutung zuzuerkennen. Es würde sich daher noch fragen, ob nicht international feststehende Regeln vorhanden sind. In Oxford hat das Institut de droit international 1913 hierüber beraten, und Professor Holland hat den Gebrauch falscher Flaggen verteidigt und in Renault einen Bundesgenossen gefunden, während v. Bar und Hagerup sich dagegen aussprachen. Aber auch das waren akademische Erörterungen. Als unbedingt geltendes Völkerrecht jedoch dürfen internationale Vereinbarungen angesehen werden, wie die ratifizierte Konvention über die Fischereipolizei vom 6. Mai 1882, deren Artikel 13 lautet: Es ist verboten, die Nationalität des Fahrzeuges durch irgendwelche Mittel zu verhehlen. Mehr noch als diese kommt die Bestimmung der Londoner Konferenz in Betracht, die ja freilich nicht ratifiziert, aber insofern von Bedeutung ist, als sie doch unzweifelhaft nur für den Kriegsfall gilt. Und hier heißt es in § 57: Die neutrale oder feindliche Eigenschaft eines Schiffes wird durch die Flagge bestimmt, zu deren Führung es berechtigt ist, ein Satz, den Art. 11 der Deutschen Prisenordnung vom 30. September 1909 wörtlich übernommen hat.

Nach alledem kann für die Gegenwart die Frage, ob ein feindliches Schiff seine Eigenschaft durch Gebrauch einer nationalen Flagge verhehlen dürfe, sowohl vom Standpunkt der Lehre wie nach Lage der Gesetzgebungen nur verneinend beantwortet werden.

Es ist richtig, zu sagen, daß der Geheimerlaß der englischen Admiralität eine doppelte Niedrigkeit darstellt: 1. die Verleugnung des eigenen Staats und 2. die Gefährdung unschuldiger Dritter. Was den ersten Punkt betrifft, so ist es klar, daß es freilich hier sich vorerst um eine Ehrensache handelt; es widerspricht dem Ehrgefühl der meisten Seeleute, sich hinter einer fremden Flagge zu verkriechen. Aber auch wenn man sagen sollte: Not kennt kein Gebot, auch nicht das der Ehre, so wollen wir doch juristisch den Satz festhalten: Un caractère usurpé peut être allégué contre l'usurpateur, mais non en sa faveur. Die feindliche Eigenschaft eines Schiffs bestimmt sich nach seiner Flagge. Feindesflaggen im Kriegsgebiet wird so leicht niemand führen (es müßte denn sein, daß eine sog. neutrale Macht einen Vorwand zu böswilliger Pressebeeinflussung suchte!), Schiffe ohne Flagge werden im allgemeinen als feindlich gelten können,

Digitized by Google

denn die neutralen werden ganz gewiß sich ihrer schützenden Flagge bedienen. Somit bleibt nur der Fall, daß die neutrale Flagge von feindlichen Schiffen mißbraucht wird. Daß in diesem Fall eine Vernichtung nach Kriegsräson zulässig sein muß, kann eigentlich für den vernünftigen und objektiven Beurteiler nicht zweifelhaft sein. Der moderne Seekrieg hat die Bestimmungen über Anhalte- und Durchsuchungsrecht weggefegt; sie stammen aus einer Zeit, da es weder drahtlose Telegraphie noch Unterseeboote gab. Daß diese jedes Schiff unter feindlicher Flagge vernichten können, ergibt sich aus dem Wesen des Kriegs. Mag dies „mit den Präzedenzen der Seekriegführung im Widerspruch stehen" — wie die amerikanische Note von Mitte Februar sagt —, das wirkliche Leben ist stets reicher als die vollendetste Theorie; und daß ein „Präzedenzfall" einmal zum erstenmal vorkommen muß, ist freilich eine Wahrheit, die ein englisches Hirn, und wie es scheint auch ein amerikanisches, eben nicht fassen kann. Zu betonen ist, daß die Vernichtung solcher Schiffe sich ja lediglich unter dem Gesichtspunkt der kriegerischen Gewalt auffassen läßt, was z. B. in der Deutschen Prisenordnung Art. 114 auch zum Ausdruck gekommen ist.

Zweitens aber ist klar, daß die Führung einer fremden Flagge eine ungeheure Gefahr für alle die Staaten herbeiführen muß, deren Flagge mißbraucht wird. Unglückliche Verwechslungen sind ganz unvermeidlich, und die Unsicherheit für die neutralen Mächte und den Welthandel wächst ins Ungemessene. Dafür ist aber allein England verantwortlich.

Daß darauf die Bekanntmachung des Deutschen Admiralstabs vom 4. Februar 1915 überhaupt hinwies, war nicht nötig, es war eine „Courtoisie". Wenn die erwähnte amerikanische Note (R.-A. Nr. 38) darauf bemerkt: „Der Verdacht, daß feindliche Schiffe zu Unrecht eine neutrale Flagge führen, kann nicht eine berechtigte Vermutung schaffen, dahin gehend, daß alle Schiffe, die ein näher umschriebenes Gebiet durchfahren, demselben Verdacht unterliegen," so steht das vor allem mit den Tatsachen in Widerspruch.

Anfang Februar war der gegebene Moment für Nordamerika und die Neutralen, Protest zu erheben gegen den britischen Erlaß, betreffend falsche Flaggen! Aber selbst der papierene Protest ist so gut wie unterblieben. Nur die Niederlande sollen hafenpolizeiliche Maßregeln gegen Schiffe mit falscher Flagge ergriffen haben. Die Kriegführenden werden sich gegen die „jämmerliche Unehrenhaftigkeit der Engländer, die auf derselben Stufe steht mit dem corriger la fortune des Falschspielers", schon zu schützen wissen, aber für die Neutralen wäre es hier nicht nur Gelegenheit, sondern Pflicht gewesen, unzweideutig Abhilfe zu verlangen, zumal nicht abzusehen ist, wo die Unehrlichkeit enden soll, ob nicht auch die Schiffspapiere gefälscht werden können usw.; „es gibt tatsächlich nichts, und sei es noch so niedrig, wozu England sich nicht in dem Augenblick entschließen könnte, wo es sich Vorteil davon verspricht", heißt es in einer Schrift von 1915 (Schultze); genau so wie im Seekodex der Ozeanokraten (Revue XL, 3, 36).

Schließlich dürfte darauf hinzuweisen sein, daß in Theorie und Praxis des Völkerrechts vielfach der Gebrauch falscher oder keiner Flagge als eine Art

Digitized by Google

Piraterie angesehen wird; England hat dies getan. Wir wollen juristisch das nicht untersuchen, es ist nicht wesentlich. Wenn aber England wagte, die pflichttreuen Führer und Mannschaften deutscher U-Boote als Seeräuber hinzustellen — was schon von amtlicher Stelle gebührende Zurückweisung gefunden —, so wäre es richtiger gewesen, die englische Admiralität hätte die, denen sie den Gebrauch falscher Flaggen befahl, darauf hingewiesen, daß sie nach alter Anschauung Piraten, die man früher einfach an den Raaen aufgeknüpft habe und gegen die auch heute nicht Recht, sondern Kriegsbrauch gelte! Moralisch bleibt der Flaggenmißbrauch Piraterie oder Quasipiraterie, ein neues Glied in der Kette der Verneinungen des Völkerrechts und der Schandtaten, durch die die Bezeichnung gerechtfertigt ist: England ein Seeräuberstaat! Es ist der Zug von Gesetzlosigkeit, der England in allen Weltkämpfen bis in die Gegenwart geblieben, von dem Erich Marcks sagt: „Die Freiheit unserer Welt verlangt, daß es in Zukunft nicht so bleibe."

Die deutsche Flotte als Werkzeug des Friedens

Von

Sir Charles Bruce

Vorbemerkung der Redaktion.

Den nachfolgenden Aufsatz, der uns kurz vor Ausbruch des Weltkriegs zugegangen war, veröffentlichen wir heute als ein beredtes Zeugnis für die Sachlichkeit und Unbefangenheit, mit der damals besonnen urteilende Engländer die deutsche Flottenmacht beurteilten und die friedlichen Absichten der deutschen Politik anerkannten.

*

Ich habe den in der „Deutschen Revue" (Juli 1914) erschienenen Artikel des Vizeadmirals v. Ahlefeld über den damals bevorstehenden Besuch der englischen Kriegsflotte in Kiel mit tiefem Interesse gelesen. Fest überzeugt, daß die Begegnung der englischen und der deutschen Flotte und die Zusammenkunft des Personals aller Rangstufen einen gewaltigen, erleichternden Einfluß auf die gespannten Beziehungen ausüben würden, die zwischen England und Deutschland seit dem Zustandekommen der Entente zwischen England, Frankreich und Rußland bestanden haben, hat der Admiral die Ansicht ausgesprochen, daß die Zeit gekommen sei, den Bewegungsspielraum der Flotten, die er in Kiel für den Frieden zusammenwirken zu sehen hoffte, zu erweitern. Die gespannten Beziehungen zwischen England und Deutschland haben zur Folge gehabt, daß die deutsche Flotte in den heimischen Gewässern zusammengehalten wurde, und der Admiral meint, daß jetzt große Vorteile von einer Politik ihrer Verwendung im Auslandsdienst zu erwarten seien.

Digitized by Google

Was die Kieler Flottenbegegnung betrifft, so meine ich, der Admiral muß sehr befriedigt sein, daß seine Erwartungen in Erfüllung gegangen sind. Wenn auch keine politischen Reden gehalten wurden, so haben doch die Besuche des Deutschen Kaisers und des Prinzen Heinrich auf dem britischen Flaggschiff und die sowohl von offizieller wie von privater Seite den britischen Besuchern erzeigte großartige Gastfreundlichkeit ein Gefühl gegenseitiger Freundschaft, gegenseitiger Sympathie und gemeinschaftlicher Interessen zurückgelassen, das gewiß niemals vergessen werden wird.

Die Flotten der Großmächte brauchen sich, wie ein britischer Admiral während der Reise seiner Flotte erklärte, einander nicht vorzustellen — sie gehören einer und derselben großen Familie, der Weltbruderschaft des Meeres, an. Diese Bruderschaft hat ihren Ursprung in den natürlichen Verhältnissen einer durch das Klima und den Ozean bedingten Umgebung, ganz ebenso wie die Bruderschaft der Nationalität ihren Ursprung in den natürlichen Verhältnissen einer durch das Klima und die Bodenbeschaffenheit bedingten Umgebung hat. Der Kampf gegen die Naturgewalten, dessen Ziel die segensreiche Benutzung und Beherrschung des Meeres ist, hat gewissermaßen einen allen Seeleuten gemeinsamen ethischen Kodex der Pflicht, Disziplin und Kameradschaft zur Entwicklung gebracht.

Der Herausgeber der „Deutschen Revue" hat die Aufforderung an mich gerichtet, über den Wunsch des Admirals v. Ahlefeld, daß auf die Kieler Begegnung hin in der deutschen Marine das Fahren im Ausland wieder regelmäßig betrieben werden möge, ein paar Worte zu sagen. Ich glaube dieser Aufforderung am besten zu entsprechen, indem ich darauf hinweise, mit welch vollständigem Erfolg die von dem Admiral empfohlene Politik von den Vereinigten Staaten von Nordamerika erprobt worden ist.

In seiner kürzlich veröffentlichten Selbstbiographie[1]) hat Herr Roosevelt erklärt, daß nach seiner eignen Ansicht der bedeutungsvollste Dienst, den er der Sache des Friedens während seiner Präsidentschaft erwiesen habe, die Aussendung einer Schlachtflotte auf eine Reise um die Erde im Jahre 1907 gewesen sei. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß eine solche Expedition der Flotte selbst großen Nutzen bringen und in allen Kreisen Interesse und Begeisterung für die Flotte wecken, und daß daraufhin die auswärtigen Nationen es als eine ausgemachte Tatsache ansehen würden, daß die Anwesenheit der amerikanischen Flotte im Stillen Ozean ebensowenig als ein Zeichen von Feindseligkeit gegen irgendeine asiatische Macht aufzufassen sei, wie ihre Anwesenheit im Atlantischen Ozean als ein Zeichen von Feindseligkeit gegen irgendeine europäische Macht. Es ist lehrreich, sich jetzt die seinerzeit gegen die Expedition erhobenen Einwände wieder ins Gedächtnis zu rufen. Was die Leistungsfähigkeit der Flotte betrifft, so machten die Fachmänner der europäischen Seemächte geltend, daß es unmöglich sei, eine Flotte von Schlachtschiffen um die Erde zu schicken;

[1]) Theodore Roosevelt, An Autobiography. London 1914, Macmillan.

Digitized by Google

anderseits waren selbst die amerikanischen Admirale und höheren Offiziere, die die Zuversicht hatten, daß die Schlachtschiffe wohlbehalten wieder heimkommen würden, nicht der Ansicht, daß es geraten sei, Torpedoboote mit ihnen zu schicken. Trotzdem wurde beschlossen, eine Torpedobootflottille die Expedition mitmachen zu lassen. Was das Interesse und die Begeisterung für das Unternehmen betrifft, so gerieten die meisten Führer der öffentlichen Meinung in Neuyork und den östlichen Staaten über den Vorschlag, die Flotte aus dem Atlantischen Ozean wegzunehmen, in die größte Aufregung. Der Vorsitzende des Senatsausschusses für Flottenangelegenheiten, der Vertreter eines Staates an der atlantischen Küste, erklärte, die Flotte dürfe und könne die Fahrt nicht unternehmen, weil der Kongreß die Mittel verweigern würde. Ebenso lebhaft war der Widerstand gegen die Expedition aus dem Gesichtspunkt, daß sie von auswärtigen Mächten, besonders von Japan, als Drohung aufgefaßt werden würde. Die ersten Marinesachverständigen glaubten, daß ein sofortiger Krieg die Folge sein und daß die Feindseligkeiten voraussichtlich ausbrechen würden, ehe die Expedition die Magelhaensstraße erreicht habe.

Es ist bemerkenswert, daß inmitten aller dieser Alarmrufe ein freundschaftlich gesinntes englisches Blatt, der „Spectator", im Oktober 1907, einen Monat vor der Ausreise der Flotte, die möglichen und voraussichtlichen Ergebnisse der Expedition mit folgenden Worten vorhersagte:

„In ganz Amerika wird man den Bewegungen der Flotte folgen; man wird mancherlei über die verwickelten Einzelheiten des Kohleneinnehmens und der Versorgung mit Lebensmitteln unter kriegsmäßigen Verhältnissen erfahren; mit einem Wort, die allgemeine Aufmerksamkeit wird erregt werden. Das nächste Mal, wenn Roosevelt oder seine Vertreter sich wegen neuer Schlachtschiffe an das Land wenden, werden sie es mit Leuten zu tun haben, deren Geist in der einen oder andern Weise beeinflußt worden ist. Das Flottenprogramm wird nicht stillgestanden haben. Wir sind sicher, daß, abgesehen von der Steigerung der Leistungsfähigkeit der vorhandenen Flotte, dies das Ziel ist, das Herr Roosevelt im Auge hat. Er verfolgt eine Politik, die weit in die Zukunft vorausgreift, aber es ist eine vollständige Verkennung derselben, anzunehmen, daß sie unmittelbar oder bestimmt auf irgendeine einzelne Macht gemünzt sei."

Ich kann nicht zweifeln, daß die von Admiral v. Ahlefeld in der „Deutschen Revue" vorgeschlagene Politik ganz und gar in diesen Worten zum Ausdruck gebracht ist, und es bleibt mir nur übrig, darzulegen, wie vollständig die tatsächlichen Ergebnisse der amerikanischen Expedition die Erwartungen des Präsidenten Roosevelt gerechtfertigt haben.

Am 22. Februar 1907 kehrte die Flotte nach einer sechzehnmonatigen Reise nach Hampton Roads zurück, und auf dem Flaggschiff des Admirals hielt der Präsident folgende Ansprache an die Offiziere und Mannschaften:

„Sie sind auf der nördlichen und der südlichen Halbkugel gewesen: viermal haben Sie den Aequator überquert; Sie sind durch alle großen Ozeane gefahren; Sie haben die Küsten aller Kontinente berührt ... Sie haben jede Vorhersage

Digitized by Google

der Unglückspropheten Lügen gestraft. Auf Ihrer ganzen langen Fahrt ist keinem einzigen Schlachtschiff und ebensowenig einem Kreuzer oder Torpedoboot ein erwähnenswerter Unfall zugestoßen. Sie verließen diese Küste in einem Zustande hoher Leistungsfähigkeit, und Sie kehren mit gesteigerter Leistungsfähigkeit zurück, besser vorbereitet als bei Ihrer Abfahrt, nicht nur in bezug auf das Personal, sondern auch in bezug auf das Material. Während Ihrer Weltreise haben Sie Ihre regelmäßigen Schießübungen abgehalten, und so erfahren Sie auch vorher im Geschützdienst waren, so sind Sie doch noch erfahrener geworden; und durch Uebung haben Sie sich in der Kampftaktik vervollkommnet, wenn auch hier noch mehr Raum für Fortschritte ist als in Ihrer Fertigkeit im Schießen ... Als Kriegsmaschine ist die Flotte bei ihrer Rückkehr in besserer Form, als sie bei ihrer Ausreise war. Ueberdies haben Sie, die Offiziere und Mannschaften dieser gewaltigen Streitmacht, sich als die denkbar besten Gesandten und Herolde des Friedens erwiesen. Ueberall, wo Sie gelandet sind, haben Sie sich so verhalten, daß wir daheim stolz darauf wurden, daß Sie unsre Landsleute sind. Sie haben gezeigt, daß der beste Typus des Seemanns der Kriegsmarine aufs vorteilhafteste aufzutreten weiß, wenn er die Aufgabe hat, sich an Land gesittet zu benehmen und einen guten Eindruck in einem fremden Lande zu machen. Wir sind stolz auf alle Schiffe und alle Leute in dieser ganzen Flotte, und wir heißen Sie willkommen bei der Heimkehr in das Land, dessen guter Ruf unter den Nationen durch Ihr Verhalten gehoben worden ist."

Es ist noch hinzuzufügen, daß der kommandierende Admiral in seinem Bericht über die Ergebnisse der Expedition erklärte, hinsichtlich der Wirkung auf die Ausbildung, die Disziplin und die Leistungsfähigkeit der Flotte lasse sich kaum zu viel Gutes sagen. Es sei ein Kriegsspiel bis ins einzelne gewesen. Als besonders wertvoll habe sich das Experiment durch die Erprobung der Fähigkeiten der Torpedoflottille erwiesen.

Als Missionsunternehmen in der Sache des Friedens und guten Einvernehmens wurde die Expedition überall anerkannt. Weit entfernt, im Stillen Ozean auf eine feindselige Stimmung zu stoßen, wurde die atlantische Flotte in den Küstenstädten der australischen Besitzungen des britischen Reiches und in den Küstenstädten des japanischen Reiches mit gleicher Begeisterung und Herzlichkeit bewillkommnet.

Es bleibt mir nur noch übrig, meiner Hoffnung Ausdruck zu geben, daß ich den Ton und den Sinn von Admiral v. Ahlefelds Artikel in der „Deutschen Revue" richtig verstanden habe, den Gedankengang, der ihn zu der Ansicht geführt hat, daß die Zeit gekommen sei, die deutsche Flotte im Auslandsdienst als Friedensbotin zu verwenden. Herr Roosevelt hat erklärt, daß er in der ganzen Zeit seiner Präsidentschaft, ohne zu schwanken, eine gleichmäßige auswärtige Politik verfolgt habe, eine Politik wahren internationalen Einvernehmens und der Rücksichtnahme auf die Rechte andrer und zugleich kraftvoller Bereitschaft. Die schwächsten Nationen sollten, so wünschte er, wissen, daß sie ebenso sicher wie die stärksten vor einer Kränkung und einem Unrecht von seiten Amerikas

Digitized by Google

seien; und die stärksten wie die schwächsten gleicherweise sollten wissen, daß Amerika sowohl den Willen wie die Macht besitzt, sich vor Beleidigungen und Unrecht von irgendwelcher Seite zu schützen.

Ich gehöre zu den vielen Engländern, die nie aufgehört haben zu glauben, daß die auswärtige Politik Deutschlands so ist, wie sie in diesen Worten geschildert ist, und in diesem Glauben sehe ich mit Vertrauen dem Erfolg der von Admiral v. Ahlefeld befürworteten Politik entgegen.

Lenaus Geistesumnachtung. Sein Aufenthalt in Winnenthal

Mit unveröffentlichten Briefen des Hofrats Dr. med. Zeller

Von

Dr. Heinr. Schierbaum (Burgsteinfurt)

(Schluß)

Dr. A. Zeller an Hofrat Georg v. Reinbeck.

Winn[enthal], d. 13. 6. 45.

Hoch zu verehrender Herr!

Eben war ich im Begriff Ihrer Frau Gemahlin zu schreiben als die Sendung von ihr u. gleich darauf Ihr Werthes ankam. Ich bin diesen Morgen mit Niembsch im Garten gewesen u. da er eine so gute Stimmung hatte auch ins Freie mit ihm gegangen u. habe in der langen Unterredung mit ihm aufs Neue die Ueberzeugung gewonnen, daß wir Alles für unsern edlen Freund hoffen dürfen. Sein Geist ist unversehrt geblieben, all sein reiches Wissen, alle Tiefe des Gemüths u. alle Kraft des Urtheils ist ihm erhalten, der Traum spielt nur auf der Oberfläche. Er gab mir die schönsten Grüße an Sie alle auf, frug sehr theilnehmend u. innig nach der Braut, die ich um einen Brief für ihn bitten möchte. Der Abgang des Wärters darf Sie gar nicht beunruhigen. Ich habe diesem bereits eine kleine Belohnung im Namen Niembsch's geben lassen. Ich bin froh, daß er uns verlassen so geschickt willig und tüchtig er im Dienste war. Sein Privatleben taugte gar nichts u. Niembsch hat sich an den neuen schon sehr innig angeschlossen u. ist ganz zufrieden mit ihm. Von einer Zusammenkunft im Neustädtchen kann freilich jezt noch keine Rede seyn. Doch kommt auch die Zeit, wie zu allen freudigen Ausgleichungen der traurigen Vergangenheit. Daß die Fln Braut nach St[uttgart] zu Ihnen kommt, darüber sprach sich N[iembsch] heute aufs Neue ganz vergnügt aus, wie er die vollste Empfänglichkeit für alles behalten hat, was ihn jemals bewegte.

Von Sommerkleidern wüßte ich im Augenblick keinen Bedarf zu nennen; dagegen thut ihm eine Ergänzung seiner Wäsche doppelt noth u. ich möchte sehr

Digitized by Google

gebeten haben ihm ein halb Duzend Hemden von etwas stärkerer Leinwand besorgen zu lassen, da seine jezigen feineren gar zu leicht zerreißen u. bereits Mangel eintritt. Wann ich nach Stuttgart kommen kann, weiß ich noch nicht zu sagen. Der Arbeit ist gar viel, doch thut mir das warme Wetter sehr gut.

Briefe u. Backwerk will ich im Laufe des Tags an N. geben. Sie werden ihn gewiß sehr freuen. Bemerken muß ich Ihnen noch, daß der Wärter Schäfer bereits aus unsrem Dienste war als er Sie ohne .... besuchte.

Mit ergebenster Verehrung u. Empfehlung an Ihre verehrte Frau Gemahlin

Ihr Diener

Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal] d. 1. Juli 45.

Verehrteste Frau Hofräthin

Ihre Sendung ist uns richtig zugekommen. Ich dachte Sie seyen schon davon benachrichtigt. Ihre große Sorge um Ihren verehrten Herrn Vater kann ich lebendig mit Ihnen fühlen. Möchte sein theures Leben Ihnen u. Vielen andern noch lange erhalten bleiben! Angst u. Sorge verlassen uns hienieden nur auf Augenblicke u. erst in einer bessern Welt wird es besser werden. Wie reichlich habe ich das schon erfahren u. wie oft sind auch meine Sorgen u. Mühen sehr eitel gewesen.

Gottlob von Niembsch kann ich Ihnen Erfreuliches berichten. Er hat in den letzten 8 Tagen 5 ordentliche Tage gehabt die mir viel zu wünschen übrig liessen, allein um der merklich längeren Dauer der Ruhe u. Klarheit willen doch zu den besten Zeiten dieses Jahres gehören u. die Hoffnung auf s. allmähliche Wiedergenesung aufs Neue mächtig heben. Besuchsfähig waren im Ganzen etwa einige Stunden; wir aber konnten oft länger um ihn seyn. Er musicirte u. conversirte viel oft noch unklar in Worten u. Gedanken; aber doch sich selbst u. der Vernunft näher als seit Monathen u. ich für m. Theil kann mich nur freuen, daß sein Himmel ganz allmählich hell wird. Er sprach auch in diesen Tagen viel mehr von s. Braut u. von s. Liebe zu ihr. Seine litterarischen Urtheile sind oft sehr treffend u. ganz in s. alten scharf geprägten Weise ausgedrückt. Heute Morgen machte ich mit ihm einen grossen Spaziergang auf einen nahen Berg, der ihn sehr glücklich machte, wenn er auch oft dazwischen im Delirium sprach.

Heute kam auch ein Sommerpaletot von Fr[au] v. L[öwenthal] für ihn an, die ihm alle Paar Monathe einmal schreibt, was er so hin nimmt.

M[eine] Frau, die d. 14. d[ieses Monats][1]) mit einem Knaben nieder-

[1]) [14. Juni].

Digitized by Google

gekommen ist u. Gottlob mit dem Kinde wohl ist, empfiehlt sich Ihnen u. den verehrten Ihrigen bestens.

Mit ergebenster Hochachtung

Ihr geh. Diener

Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal] d. 12. Juli 1845

Verehrteste Frau Hofräthin.

Sie werden entschuldigen, daß ich Ihnen erst heute antworte; allein es war nicht früher möglich Ihnen einen Tag zu bestimmen, an dem ich einigermassen sicher hoffen kann mich einem Besuche ungestörter zu widmen. Es drängte sich in diesen Tagen alles Mögliche zusammen, was die wenige freie Zeit absorbiren mußte. Nächsten Dienstag Mittwoch Donnerstag Nachmittag hoffe ich einige Stunden frei zu haben um mit Ihren verehrten Gästen über das Befinden des theuren Kranken reden zu können. Die lezten 4 Tage waren meist stürmisch, der Wechsel sehr stark, nachdem 14 Tage hindurch recht viele gute Stunden erschienen waren.

Möchte die neue Woche recht Gutes bringen. Der heutige Morgen war wenigstens wieder viel günstiger.

Haben Sie die Güte mich Mad. u. Fln Behrends bestens zu empfehlen.

Mit vorzüglicher Hochachtung u. Verehrung

Ihr

ergebenster Diener

Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

W[innenthal] d. 25. Jli 1845.

Verehrteste Frau Hofräthin

Es war mir sehr leid nicht mit Ihnen in Cannstatt zusammen kommen zu können; um so mehr drängt es mich Ihnen wenigstens kurz zu sagen, daß wir seit Ihrem Hierseyn wieder recht viele gute Stunden mit unserm theuren Kranken erleben durften, wenngleich auch sehr heftige Zeiten kamen. Er musicirte sehr viel. Von Ihrem Besuche habe ich ihm noch nichts mittheilen können.

Wie gerne hätte ich die Fln Braut gesehen, so Gott will geschieht es im Herbste u. zu guten Stunden. Mit den ergebensten Empfehlungen an Sie alle u. den innigsten Wünschen für das Wohlergehen Ihres verehrten Herrn Vaters

Ihr geh. Diener

Dr. A. Zeller.

*

Digitized by Google

Dr. Ellinger an Emilie v. Reinbeck.

[Winnenthal, 14. Sept. 1845.]

Hochverehrte Frau Hofräthin!

Es müßte mich sehr betrüben, wenn d. Umstand, daß ich Ihnen seit der Abwesenheit des Herrn Hofr. Z[eller] mit keinem Buchstaben Nachricht über unseren theuren N[iembsch] gegeben habe Sie irgendwie in Unruhe versetzt habe. Ich habe dieses aus 2 Gründen versäumt: 1mal, daß der junge Herr Behrends vor 10. Tagen selbst N[iembsch] gesehen und gesprochen und mir zugesagt hat, Ihnen weiteren Bericht zu erstatten, u. 2, dß Sie, wie mich derselbe versicherte, verreist wären. Wenn ich Ihnen aber habe irgend etwas Erfreuliches habe berichten können, so hätte ich es jedenfalls sogleich gethan in der Überzeugung, daß Ihnen auch außerhalb Stuttgart eine angenehme Nachricht aus unſ. Asyle zugekommen wäre. Leider aber haben die letzten Wochen keine Änderung zum Guten wie überhaupt keine Veränderung gebracht. Es schien zwar im Anfange dieses u. zu Ende des vorigen Monats eine größere Andauer der Ruhe sich bemerklich zu machen zu wollen, da kein Tag vergieng, an welchem nicht einige Stunden mit ihm auf eine erträgliche Weise umzugehen gewesen wäre. Allein seit 10. Tagen ist die alte wechselvolle — von lustiger zu zorniger Gemüthsstimmung hin u. herschwankende — Unruhe zurückgekehrt, in welcher nur alle andern oder 2. Tage einige Stunden ordentlich genannt werden können. Dabei behält er, wie es in den lichten Zeiten immer mit großer Freude zu bemerken ist, seine Geisteskräfte in ihrer ureigenen Integrität und die körperlichen in einer höheren Spannung u. Widerstandsfähigkeit — für den Fall, daß er durch seine Krankheit getrieben von denselben excessiven Gebrauch macht, als er sie Jahre vor seiner Erkrankung besessen zu haben scheint; namentlich hat er d. geknickte Haltung des Kopfes fast ganz verloren u. trägt ihn dafür in einer natürlichen Weise aufrecht.

Kann ich Ihnen noch mit Einzelberichten dienen, so befehlen Sie über mich In vollkommenst. Hochachtg. ganz der Ihrige

Ellinger.

Wthl, 14. Sept. 45.
[Winnenthal]

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal] d. 28. Nov. 45.

Verehrteste Frau Hofräthin!

Es ist recht lange, daß ich Ihnen nicht mehr geschrieben habe, wie es unsrem edlen Freunde ergeht und mich auf mündliche Mitteilungen beschränkte. Es thut mir zu weh Ihnen immer das alte traurige Lied wiederholen zu müssen, daß noch keine wesentliche Änderung zum Guten in irgend einer Art eingetreten sey u. für die nächste Zeit wohl noch nicht zu erwarten stehe u. dann hoffte ich von Woche zu Woche auch einmal wieder zu Ihnen kommen und alle die kleinen

Digitized by Google

Züge und Dinge erzählen zu können, die für Sie u. die Zukunft Bedeutung haben möchten. Es mir aber seit m. Heimkehr von Berlin (?) noch nicht möglich geworden ein Einzigesmal die einzige noch lebende Schwester meiner seeligen Mutter zu besuchen u. nur einmal flüchtig m. Vater. Seit mehreren Monathen ist eigentlich keine sichtbare Veränderung im Zustande unsres theuren Kranken vor sich gegangen weder in körperlicher noch in geistiger Beziehung. Die Ernährung u. Muskelkraft hat sich gut gehalten, im Gegentheil noch mehr gehoben u. würden in ihrer einseitigen Beserung eher auf eine schlimme als gute Wendung der Krankheit hinweisen, wenn nicht die Zeichen des noch nicht zu Ende gegangenen maniarilischen (?) Processes beurkundeten, daß dem .... der höheren geistigen Thätigkeit nicht sowohl eine Erschöpfung oder gar ..... des Gehirns zu Grunde liegt, sondern vielmehr die noch fortdauernde Steigung dieses Bogens. Auch wiederspricht Gestalt Haltung Bewegung Sprache ganz der Annahme eines drohenden Ueberganges in Blödsinn. Seine ganze Gestalt drückt vielmehr Feuer u. Leben aus, sodaß sich Dr. Frankl nicht genug über diese Veränderung wundern konnte, der seit Jahren mit allen s. Freunden in Wien den schleichenden hinfälligen u. gebückten Gang unsres Freundes beklagt hatte, der ihm immer besonder Wienerische ..... zuzog. Besonders richtet sich sein Nacken, was mir eine Hauptsache ist, immer kräftiger auf; allein das geistige Thun unsres Freundes ist derzeit noch nicht sehr erfreulich. Eigentlich lichte Momente hat er in langer Zeit nicht mehr gehabt. Seine Gedanken treiben sich in der wildesten Flucht und im allerlautesten (?) u. losesten Zusammenhang durch die ganze Welt sr Erinnerung u. alles das, was ihn gerade umgiebt. Jeder Klang, jeder Nagel jedes Blatt kann den Gang sr Ideen von dem Ziele abbringen, dem er eben zu wollte, nur in der Musik weiß er noch das Steuer zu führen. Mich erschreckt das aber nicht so, wie es bei vielen andern Kranken der Fall sein würde, da ich mir seit dem das erste Stadium in das jezige umgeschlagen hatte, kaum mehr einen andern Ausgang denken konnte als den einer geistigen Abspannung, in der ihn nur Träume u. kein Denken möglich u. darin aber auch die einzige Möglichkeit gegeben wäre wirklich auszuruhn, während s. früheren lichten Pausen, ein getreues wie auch potenzirtes (?) Abbild ss früheren ungeregelten Schaffen, aber mehr einem geistigen Wetterleuchten als einem schöpferischen ..... Wirken u. Gestalten. Die Art, wie unser theurer Kranker ißt u. trinkt u. würgt, beweiset genugsam den noch nicht zu Ende gegangenen Gährungsprozeß in s. Innern, ... die Art u. Weise sr Verirlichkeit, die sich in den seltsamsten chemischen u physicalischen Theorien u. Phantasien durch den Gang sr Krankheit hindurchziehen.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß in den lezten Monathen viel mehr Ruhe, wenngleich mit vielen Unterbrechungen eingetreten ist, so daß man ihn viel sitzen u. liegen in der Beletage und unter andern Menschen lassen kann, was nun als eine eigentlich doppelt gute Erscheinung zu begrüßen ist, indem er solange zu keinem geistigen Erwachen kommen wird als er nicht zuvor recht ausgeruht hat. Seine Genesung geht jez munter herauf u. das hat nichts als

Digitized by Google

Gutes zu sagen. Wir wollen uns recht oft das bedeutungsvolle Wort zurufen, das er Ende December zu mir sagte: „Es wird nun eine lange Episode kommen, die Ihnen viel Noth u. Besorgniß machen wird, indem Sie glauben werden, daß alles für mich dahin sey; aber fürchten Sie das nicht, die Episode gehört wie jede ..... doch ..... u. nothwendig zum Gange mr Genesung, die etwas Andres ist ja doch m. ganze Krankheit ruht (?)." Gott gebe in Gnaden, daß er Recht behält u. auch m. Hoffnung nicht zu Schanden wird. Grüsse u. Liebeszeichen sr Freunde freuen ihn, aber er vernimmt sie doch nur halb in s. jezigen Traumwelt. In einzelnen flüchtigen Momenten stellt sich ein Anflug von Melancholie bei ihm ein, in denen er sogar einigemal dem Erwachen nahe schien; aber wie gesagt, ich glaube kaum, daß noch dieser Morgen (?) zur Wirklichkeit erwacht. Sein Erwachen wird im Gegentheil, wie das eines Kindes seyn, das in kurzer Zeit zur Mannesklarheit kommt.

Mit der innigsten Verehrung u. allseitiger Empfehlung

Ihr geh. Diener

* Dr. A. Zeller.

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal] d. 5. Dec. 45.

Verehrteste Frau Hofräthin!

Zu meiner innigen Freude kann ich Ihnen auch von den lezten 8 Tagen Tröstliches von unsrem edlen Freunde sagen. Er hatte einen solchen Zusammenhang von Ruhe, wie in Monathen nicht, wenn auch die ... Trübung und Zusammenhangslosigkeit seiner Ideen nur um so stärker in dieser Zeit hervortrat. Sein Betragen war viel geordneter u. menschlicher, so daß man ihn fast die ganze Zeit unter anderen lassen konnte. Jetzt ist aber auch der Zeitpunkt gekommen, daß man ihm einen Privatwärter geben sollte um ihn keinen Augenblick bei Tag u. Nacht allein lassen zu müssen. Solange es nicht nöthig war, ja man ihn um seiner großen Gereiztheit willen so oft allein lassen mußte, hätte ich es für reinen Uberfluß gehalten, jetzt aber wird ein Mehraufwand seine reichen Zinsen tragen. Wie ich Ihnen in m. Lezten, das Sie durch die Bötin erhalten haben werden, schrieb, geht seine Reconvalecenz ohne Zweifel durch eine längere Periode der Abspannung hindurch u. das ist nur gut. Auch nach Briefen fängt er wieder an zu fragen u. darum möchte ich Sie bitten ihn auch wieder mit einigen Zeilen zu erfreuen. Möchte die Zeit bald eingetreten seyn, wo ich Ihnen oft u. viel u. nur Gutes zu berichten haben werde. Sie werden finden, daß ich Ihnen, verehrteste Frau, u. mir im Herzen gern diese Freude machen werde, wie ich es Ihnen gleich anfangs versprochen hatte.

Die Kosten für einen eigenen Wärter betragen für das Jahr gegen 200 fl.

Mit inniger Verehrung

Ihr geh. Diener

Dr. A. Zeller.

*

Digitized by Google

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal] d. 23. Dec. 45.

Verehrteste Frau Hofräthin

Ich weiß es giebt für Sie keine beßere Weihnachtsgabe als gute Nachrichten von unserm edlen Freunde u. Gott lob ich kann sie Ihnen geben. Die stille Besserung der lezten Zeit geht ihren stetigen Gang fort u. wenn auch der Zeiger etwas langsam geht, so rückt er doch fort u. weist auf das Nahen einer besseren Zukunft. Die Ruhe bekommt immermehr die Oberhand u. ganz langsam sammelt sich der Geist des armen Kranken. Er fängt an wenn auch noch immer halb träumend die Außenwelt sich wieder aufzuschließen. Es vergeht jezt selten mehr ein Tag, daß er nicht still für sich liest, wenn er auch selten darüber spricht u. noch seltener Klares. Der Sinn für Anstand Reinlichkeit und Ordnung regt sich wieder mehr u. was mir besonders erfreulich ist, auch der Schlaf kommt. Noch sind wir weit vom Ziele, aber man fängt doch an zu sehen, u. das ist viel in solcher u. nach solcher Nacht.

Mit der ergebensten Empfehlung an alle die verehrten Ihrigen in ausgezeichneter Hochachtung

Ihr geh. Diener
Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

W[innenthal] d. 8. Feb. 46.

Verehrteste Frau Hofräthin!

Nur in der flüchtigsten Eile meinen herzlichsten Dank für die Wäsche für H. v. N[iembsch] u. einige Zeilen, die N. vorgestern auf eine Tafel schrieb. Da ich zu Ihrer Diskretion u. Ihrer Theilnahme für den Theuren alles Vertrauen habe u. weiß, wie Sie auch die ersten schwankenden Regungen ſs Geistes interessieren, so sende ich sie Ihnen zu. Sie lassen einen Blick in die inneren Processe ſr Seele thun, wie kaum ein längeres Zusammensеyn mit ihm es jetzt gestattet.

Ergebenst
Ihr geh. Diener
Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

W[innenthal,] den 20. Februar 46.

Verehrteste Frau Hofräthin!

Die letzte Zeit ging es meist sehr leidlich mit unserem theuren Kranken. Sein Violinspiel war oft wieder geistreicher und geordneter als seit lange und in seiner Lektüre mehr klare Aneignung und Aussprache als seit Monaten. Doch liegt noch immer eine Decke über ſ. Augen und auch an stürmischen

Digitized by Google

Stunden und Tagen fehlte es nicht. Die neueren Kernerschen Gedichte machen ihm noch immer große Freude. Sie haben wohl die Güte ihm bald wieder eine Parthie „Morgenblätter" zu schicken. Wie poetisch auch sein Wärter ist mag Ihnen beifolgendes Lied desselben zeigen. Man sieht dem kräftigen schlichten Winzer keine solche Empfindung und Sprache an, und wie ich ihn um eine Abschrift für Sie bat, wurde er glutroth und bat doch ja sein Gedicht Niemand zu zeigen. Es wird Ihnen jedenfalls wie mir wohlthuend seyn zu wissen, daß ein Mensch von Gefühl u. voll Verehrung um den edlen Niembsch ist. Sie würden mich auch sehr verbinden, wenn Sie mir die im Jan. od. Febr. d. J. im M[or]g[en]bl[a]tt erschienenen Bericht über Schuberts Seelenstörungen auf 8 Tage senden wollten. Mit inniger Verehrung und den besten Wünschen für Ihr Wohlergehen

Ihr gehorsamer Diener
Dr. A. Zeller.

Das Gedicht des Wärters.

Am 19. Febr. 1846.

Herr von Niembsch der Frühling lau'rt
Hinter Busch und Hecken,
Plötzlich wird er treten vor
Wird sein Veilchen wecken;

Bald wird er in bunter Tracht
Berg und Hügel kleiden,
Ha! dem Alten wird schon bang
Weil er bald muß scheiden.

Auch das deutsche Publikum
Hat schon lang gelauert,
Manchen braven deutschen Mann
Hat die Haut geschauert,

Guten Muth! Es wird auch bald
Uns der Frühling blühen,
Fröhlich über Berg und Thal
Wird Herr Lenau ziehen,

Neu gestärket wird er dann
Liebeslieder reimen.
Holder Frühling tritt hervor
Thu dich nicht versäumen!

*

Dr. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal,] 27. Febr[uar] 46.

Verehrteste Frau Hofräthin!

Nur in kurzem die Versicherung, daß die letzten 8 Tage wieder neben allen gewaltsamen Unterbrechungen recht erfreuliche Lichtpunkte darboten wie z. B. daß N. das erstemal wieder seit einem halben Jahre sehr eifrig nach seiner Braut frug u. ob keine Briefe von ihr da seyn. So frug er auch, ob nicht von seinen andern Freunden welche da seyn. Haben Sie deßhalb die Güte ihm wieder zu schreiben. Da Sie das Gedicht von seinem Wärter Sachsenheimer erfreute, lege ich Ihnen ein anderes bei, das er mir vor acht Tagen gab. Teilen Sie aber beide denen mit, die die schlichte treue Gesinnung verehren wie Sie und die verehrten Ihrigen.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster
Dr. Alb. Zeller.

Digitized by Google

Gedicht des Wärters.

Aufmunterung zum spazierengehen im Garten.

Herr von Niembsch wird wollen gehen
In den Garten, wollen sehen
Nach den Vögeln die dort singen
Und uns Lust und Freude bringen,
Heute weht der Wind so lieblich
Herr wir gehen thun uns gütlich,
Weil die Sonn' in ihrer Pracht
Freundlich uns entgegenlacht.

Antwort von Herrn v. Niembsch.

Ja mein Lieber laß uns eilen
Und nicht länger hier verweilen,
Diese reine Frühlingsluft
Labet uns wie Nektarduft.

Im Garten.

Als wir waren in dem Garten
Wo uns tausend Freuden harrten,
Kam ein Wölkchen angezogen
Schnell, wie eines Schützen Bogen
Nach dem Wilde sich hinwendet
Und ihm Angst und Schrecken sendet,
Doch, das Wölkchen macht nicht naß
Es war bloß vom Herr ein Spaß.

Freude haben wir genossen
Wonne ist uns zugeflossen.
Wie dem Kinde an der Brust
Seiner Mutter war uns Lust.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal] d. 3. Ap. 46.

Verehrteste Frau Hofräthin!

Meinen herzlichsten Dank für Ihre innige Theilnahme an dem Heimgang meines Vaters mit dem nun das Elternhaus für mich auf dieser Welt geschlossen ist. Solange man so glücklich ist noch eines der Eltern zu besitzen hat man eigentlich noch beide u. das Gefühl der Jugend bleibt uns. Wir bekommen hienieden nie genug u. sollen es auch nicht, nur ein Ewigkeit genügt unserer Liebe und Sehnsucht. Wie kostbar werden uns aber auch Tage und Stunden, wenn das Leben der Theuren anfängt zur Neige zu gehen. Möchte Ihnen die Freude und das Glück den hochverehrten Vater zu besitzen noch lange erhalten bleiben. Bei einem meiner letzten Besuche sprach mein Vater noch viel mit mir von Ihrem Herrn Vater m. der innigen Verehrung, die er für ihn hege u. stets gehegt habe. Hoffentlich kommt es doch auch wieder einmal so weit, daß

Digitized by Google

ich Sie wieder besuchen kann. Kam ich nach Stuttgart in diesem Winter, so war ein flüchtiger Besuch beim Vater, eilends gieng es wieder heim. Derzeit bin ich auch ohne eigentliche Hülfe, Dr. Ellinger ist auf einige Wochen zur Begleitung einer Kranken u. zum Besuche einiger Anstalten des Auslandes fort. Darum kam ich auch nicht dazu Ihnen vorrigen Freitag zu schreiben. Hoffe auch überdieß Ihnen wieder gute Nachrichten von unserm theuren Kranken geben zu können. Vor 14 Tagen gerade zur Zeit unßres Schreib[ens] (?) für Schurz fiel es ihm auf einmal ein sich den Bart abnehmen zu lassen u. wenige Stunden darauf verfiel er in die Angst u. Beklommenheit, die er in niederem Grade schon öfter gehabt. Diese wuchs aber dißmal stärker u. wurde von einem kleinen Fieberfrost begleitet. Man sah die Abnahme des Bartes, die er in aller Eile größtentheils selbst mit Hülfe des Wärters vorgenommen hatte, mußte ihn erkältet haben u. einen ähnlichen Zustand von Empfindung, übrigens ohne ein Zeichen von Lähmung eines einzelnen Muskels oder gar einer Parthie in demselben hervorgebracht haben wie im Aprill 44. Wie ich dachte, geschah es auch, daß einiges ganz eisiges Fieber auf den ersten Eindruck folgte u. reichliche Schweiße die Krisis bildeten. Für jene Zeit wünschte er sich die Brezen (?), die Sie so gütig waren zu besorgen u. die ihm auch sehr mundeten. Sein Appetit hatte einige Tage gelitten, ist nun aber wieder ganz gut, wie sein Aussehen auch wieder zur alten Kraft zurückkehrt. Dagegen ist er immer noch viel schweigsamer wie sonst u. ruht noch mehr als früher. In diesem Zwischenspiel schrieben wir nun Schurz u. die Antwort darauf ist der beiliegende Brief, die mich nicht befremdete, da ich seit Dr. Frankl hier war nichts anderes mehr erwartete, da der alle die Vorurtheile mit hierher brachte, die s. dortigen Freunde mit seltener Ausnahme hegten u. hegen. Daß Niembsch für die wohlthätigen Einflüsse Wiens indessen keine Art von Empfänglichkeit hatte u. leider auch die so schwäbischen Freunde bis jetzt nur sparsam geboten werden konnten u. nicht irgend eine Art von Sehnsucht nach der Heimath N[iemsch] u. seine Genesung aufhielt, weiß ja Niemand besser als ich, wie s. Schwester indessen sich oft an ihm krank u. nicht gesund gesehen hätte; allein, wenn N. wieder einmal reisefähig u. die Familie will es, daß er geht, so werden wir ihn wohl ziehen lassen müssen. Möchte der edle Geist unter dieser oder jener Pflege gesunden ich freue mich darüber unaussprechlich. Für jetzt kann aber davon keine Rede seyn daß er reist und alles dazu Nöthige ertragen könnte u. vielleicht bringt der neuste Sturm bessere Tage u. Zeiten als die früheren. Haben Sie die Güte mir den Sch[urz]schen Brief bald wieder zurückzusenden u. Ihre Meinung über ihn zu sagen. Wäre eine Versezung Ns in andere climatische und persönliche Verhältnissen mir nöthig oder nur sehr hoffnungsreich erschienen, so wäre ich der erste gewesen, der sie vorgeschlagen hätte.

Mit den ergebensten Empfehlungen an die theuren verehrten Ihrigen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr Dr. A. Zeller.

Digitized by Google

Emilie, die fleißige Malerin, rührte mit Lenaus Ueberführung nach Winnenthal keinen Pinsel mehr an. Still und zurückgezogen lebte sie an der Seite ihres Gatten, „gedrückten Geistes, aber auch angegriffenen Körpers". Ein altes Leiden wurde schon im Frühjahr 1846 so heftig, daß die arme Frau das Bett nicht mehr verlassen konnte. Am 3. April schrieb Zeller ihr den letzten Bericht über die Krankheit ihres unglücklichen Freundes. Am 15. August 1846 erlöste sie der Tod von einem schweren Leiden. Mit ihr ist eine der lichtvollsten Frauengestalten dahingegangen, die je die Schritte eines Dichters begleiteten.

Die Ueberführung des zerrütteten Freundes nach Oberdöbling mitzuerleben, sollte Emilie erspart bleiben. Wenn sich die Ueberführung Lenaus auch nicht gerade als notwendig herausstellte, so lag dieselbe doch im Wunsche der Familie Schurz und der österreichischen Freunde. Am 29. April 1847 traf Schurz in Winnenthal ein, um seinen Schwager abzuholen, worüber die Stuttgarter freilich sehr böse waren. Am 12. Mai trat dann Lenau die Heimreise nach Oesterreich an. Am 15. Mai, nachmittags um $^1/_2 5$ Uhr, war er, „ein geistiger Odysseus", in der Irrenanstalt seines Freundes Görgen. Hier ist der unglückliche Poet am 22. August 1850 gestorben.

Dr. Zeller, der als einer der bedeutendsten Psychiater Deutschlands galt, bekundete auch einen feinen poetischen Sinn in seiner 1851 erschienenen und später öfter aufgelegten Gedichtsammlung: „Lieder des Leides". Er starb 1877 in einem Alter von dreiundachtzig Jahren.

Ueber Bodenmüdigkeit und Bodensäuberung

Von

Prof. Dr. Oskar Loew

Unter Bodenmüdigkeit versteht man bekanntlich den Zustand, in welchem ein Boden trotz anscheinend genügender Düngung und günstiger Witterung nicht mehr die bisherigen Erträge zu liefern vermag. Hierbei kann entweder eine Erkrankung der Pflanzen oder auch lediglich ein Zurückbleiben in der sonst normalen Entwicklung eingetreten sein. Im ersteren Falle handelt es sich meistens um einen verseuchten Boden, im letzteren um eine ungünstig veränderte Bodenbeschaffenheit, eine Verschlechterung der Bodenmasse.

Es ist oft schwierig, die wahren Ursachen aufzudecken. Bei der Verseuchung kann es sich um Bakterien, parasitäre Fadenpilze oder Schleimpilze oder um tierische Organismen handeln, wobei parasitäre Nematoden ganz besonders in Betracht zu ziehen sind. Bei der Verschlechterung des Bodens handelt es sich entweder um Zunahme einer sauren oder alkalischen Reaktion oder bei Tonböden um Abnahme der Durchlüftungsmöglichkeit infolge ungeeigneter Mineraldüngung. Da man ferner oft bei der mineralischen Düngung nur Kali, Phosphor-

Digitized by Google

säure und Stickstoff in Betracht zieht, so kann es sich auch in gewissen Fällen um zunehmenden Mangel an Kalk, Magnesia oder Eisen im Boden handeln.

Bodenmüdigkeit wird sowohl im Forstbetrieb wie in der Landwirtschaft nicht selten beobachtet, und es mögen zunächst einige Fälle hier geschildert werden, welche Verfasser selbst beobachtet hat.

In dem Forst von Ebenhausen bei München wurden müde Stellen in den Fichtenpflanzgärten[1]) beobachtet. Der Boden besteht dort aus sandigem Lehm mit Moränenschotter und ist äußerst arm an Kalk. Es war in der einen Abteilung (a) nur mit Torfmull und etwas Pferdemist gedüngt worden, in der andern Abteilung (b) mit Kompost, hergestellt aus gekalktem Torfmull, Waldrohhumus und Pferdemist. In der Abteilung (a) erschienen nur einzelne Pflanzen erkrankt, welche durch ihre gelbliche Farbe von dem saftigen Grün der Nachbarpflanzen abstachen. Die Besichtigung ergab dann ein teilweises Absterben der Wurzeln. In der Abteilung (b) dagegen blieben drei ganze Beete im rückständigen Zustande, und die Kopfdüngung mit Chilesalpeter, welche im Jahre vorher ausgeführt war und bei den jungen dreijährigen Fichten sonst überall einen sichtlichen Erfolg hatte, schlug nur auf den drei Beeten der Abteilung (b) fehl. Parasiten konnten bisher nicht als die Ursache dieses Mißstandes aufgefunden werden.

In einer andern Abteilung, welche vor mehr als fünfzig Jahren Ackerland war, zeigte sich in einem fünfzigjährigen Fichtenbestande ein allmähliches Absterben der Bäume, das von gewissen Punkten aus immer größere Kreise zog. Hier handelte es sich wahrscheinlich um einen bekannten Fichtenparasiten (Trametes radiciperda), welcher im Boden die Wurzeln angriff und stetig an Ausbreitung zunahm.

Im Staatsforst von Ebersberg, nicht weit von München, gibt es Stellen, an denen die Fichten, die früher hier sehr gut gediehen, nur mehr die Hälfte der normalen Höhe erreichen und im Dickenwachstum äußerst schwach bleiben. Man glaubte, daß ein Kompakterwerden der Erde daran schuld sei, das den Wurzeln das Vordringen erschwere. Indessen es liegt hier kein zäher Tonboden vor, sondern ein feiner Sandboden mit nur wenig Ton. Der kalkarme Boden enthielt den Kalk nicht in Form von kohlensaurem Kalk, war von saurer Reaktion und enthielt etwas sauren Humus und eine abnorme Menge von Buttersäurebazillen,[2]) die sich ja sonst weit verbreitet in allen Bodenarten vor-

---

[1]) Die Pflanzgärten der Forstleute sind vielfach ein Schmerzenskind, indem sich mancherlei Schwierigkeiten ergeben. So hat Düngung mit Kainit schon häufig die jungen Pflanzen getötet, auch wenn er zum Komposthaufen längere Zeit vorher gesetzt war. Düngung mit Chilesalpeter beschleunigte zwar das Höhenwachstum, aber die Stämmchen blieben dabei so schwach, daß sie unter der Schneelast zerbrachen. Stalldünger hat öfters ähnlich gewirkt wie Chilesalpeter. Man bezieht jetzt für die Forste im südlichen Bayern aus Holstein junge Fichtenpflanzen in großen Mengen.

[2]) Diese Bazillen finden im Holze reichlich Holzgummi vor, den sie leicht zur Nahrung verwenden und auch unter Säurebildung vergären können.

Digitized by Google

finden, aber selten in solchen ungeheuren Mengen wie hier. In einem benachbarten Teile des Forstes gediehen die Fichten noch viel schlechter als an dem eben erwähnten. Hier waren die Samen zu dicht gesät gewesen und äußerst zahlreiche abgestorbene, kaum 1 Meter hohe Fichtenstämme standen sehr nahe beieinander. Durch das Absterben der Wurzeln dieser jungen Fichten wurde natürlich im Boden ein äußerst günstiger Zustand für die Entwicklung von allerlei Pilzen geschaffen. Diese übermäßige Pilzwucherung mußte natürlich auch einen großen Teil des Sauerstoffs der Bodenluft in Beschlag nehmen, und dieser Umstand, sowie die weitere Anreicherung der Bodenluft mit Kohlensäure durch diese Pilztätigkeit mußte in diesem sehr feuchten Boden äußerst ungünstige Verhältnisse für die Respiration der Wurzeln der nahebei stehenden, noch lebenden Fichtenbäume herbeiführen. Es verdient bemerkt zu werden, daß dieser Boden schon mit bloßem Auge außerordentlich viele Pilzfäden erkennen ließ und ferner gar nicht den normalen Erdgeruch, sondern einen widerlichen Modergeruch aufwies.

In einiger Entfernung von dieser Abteilung befindet sich ein weiterer Bestand von 30 Meter Breite und 1100 Meter Länge, bei welchem keineswegs ein zu dichtes Pflanzen, resp. Säen als Uebelstand angenommen werden konnte. Hier hatten die Bäume im Alter von vierundzwanzig Jahren nur etwa 1 Meter Höhe, ließen aber keinerlei Erkrankungen durch parasitäre Pilze erkennen. An derselben Stelle war in früheren Zeiten ein äußerst üppiger Wald, wovon die mächtigen Wurzelstöcke heute noch Zeugnis geben. Es ist von besonderem Interesse, daß manche dieser weit zurückgebliebenen Bäume plötzlich anfangen, wieder normal zu wachsen, was vielleicht dadurch bedingt wird, daß allmählich die Wurzeln eine tiefere, gesündere Bodenschicht erreichen.

Während sich in den Wurzeln dieser im Wachstum zurückgebliebenen Bäume wohl mangelhafte Bildung der Wurzelhaare, aber keine parasitären Organismen erkennen ließen, gelang es mir in einem anderen Falle, in welchem es sich um Pflanzgärten junger Pappelbäume handelte, nachzuweisen, daß bei diesen langsam dahinsiechenden Bäumchen Nematoden in die Wurzeln eingedrungen waren. Diese trichinenartigen Würmchen sind sicher weit häufiger die Ursache von Verseuchung des Bodens, als noch vielfach angenommen wird. Meist schließt man auf die Anwesenheit von Nematoden im Boden, wenn Schwellungen an den Wurzeln erkennbar sind, aber oft genug sind diese so unbedeutend, daß sie übersehen werden können. Aus den Wurzeln geschädigter junger Gerstenpflanzen gelang es mir in solchen Fällen, durch einfaches Ausstreifen des basalen Teils der Wurzel auf einem Objektträger die Gegenwart dieser Tierchen darzutun. In den Gärtnereien wird häufig eine ungeheure Masse von verseuchter Erde weggeführt und durch frische von weither ersetzt, was große Kosten verursacht. In solcher verseuchter Erde gelang es mir auf folgende Weise die Nematoden nachzuweisen: Es wurden 50 Gramm Boden unter Zusatz von etwas kohlensaurem Kalk in einer 10 Zentimeter hohen Schicht in einem Becherglase mit Zuckerlösung von 1 Prozent bis zur oberen Fläche der Erdschicht übergossen

Digitized by Google

und das Glas, mit Glasplatte bedeckt, mehrere Tage stehen gelassen. Die Nematoden kommen in ihrem Bedürfnis nach Luft nach oben, so daß man in jedem Tropfen der oberflächlichen Flüssigkeitsschicht Nematoden mit dem Mikroskop erkennen kann.

Zu den allgemein im Boden verbreiteten tierischen Organismen gehören die Infusorien, Flagellaten und Amöben. Dieselben ernähren sich von Bakterien, wobei kaum eine besondere Vorliebe für gewisse Arten bemerkbar sein dürfte. Daß sie den Boden verseuchen können, ist wohl kaum anzunehmen. Man kann sie sehr leicht beobachten, wenn man etwas Erde in einer sterilisierten und stickstofffreien Zuckernährlösung einige Tage stehen läßt. Hiebei entwickelt sich der stickstoffbindende Azotobakter in Form einer Haut auf der Oberfläche, und bei dieser Nahrung vermehren sich die Protozoen nun sehr üppig. Man hat schon bis zu 38 Arten von Flagellaten und Infusorien in gut bewässerten Böden aufgefunden. Die Menge dieser Organismen in einem Gramm guter Gartenerde kann unter Umständen bis weit über 100000 betragen.

Unter den Pilzen, welche den Boden verseuchen können, bilden die Myzel- oder Fadenpilze die Mehrzahl, aber auch Bakterien können oft eine nicht unbedeutende Rolle spielen, indem sie entweder Nitrit- oder Schwefelwasserstoff oder organische Säuren produzieren und so den Boden ungünstig beeinflussen, oder sie können durch übermäßige Vermehrung[1]) wie bei Düngung mit frischem Mist, statt mit gut verrottetem, durch Bildung giftiger Fäulnisprodukte die Wurzeln schädigen; es gibt aber auch gewisse Arten mit parasitärem Charakter. Diese können von dem verseuchten Boden durch Winde bis auf die Blätter getragen werden und dort durch die Spaltöffnungen oder Wasserporen in die Blätter eindringen. Weit häufiger aber dürfte es der Fall sein, daß sie in die Wurzel eindringen, sobald die Oberfläche derselben durch Nematoden oder andere tierische Organismen verletzt ist, so daß den parasitären Bakterien das Eindringen erleichtert ist. So kommt auch die „weiche Fäulnis" von Wurzeln leicht zustande. Es sind durch den amerikanischen Forscher Erwin F. Smith in neuerer Zeit eine ganze Reihe bakterieller Pflanzenkrankheiten bekannt geworden, welche sich auf den infizierten Böden alljährlich wieder von neuem entwickeln.

Was nun die durch Verschlechterung der Bodenbeschaffenheit entstehende Bodenmüdigkeit betrifft, so ist auch diese Art nicht selten anzutreffen.

Ein spezieller Fall von solcher Bodenmüdigkeit gelangte während meiner Amtszeit an der Universität Tokio zu meiner Kenntnis. In einem Bezirk bei Tokio ging seit sieben Jahren der Ertrag an Erbsen stetig zurück, und schließlich starben diese Pflanzen schon im Jugendstadium ab. Der Zustand schien dem Besitzer rätselhaft. Man forschte nach pflanzlichen und tierischen Schädlingen und glaubte schließlich einen hefeartigen Organismus gefunden zu haben, dem man Säurebildung zuschrieb. Aber die üblichen Bodensäuberungsmittel, wie Schwefelkohlenstoff und Formalin, hatten keinen Erfolg. Bei der Untersuchung

[1]) Die Zahl der Mikroben kann bis auf 100 Millionen in 1 Gramm Erde ansteigen.

Digitized by Google

dieses Bodens ergab sich eine stark saure Reaktion. Ferner eine nur sehr geringe Menge von Kalk, die noch dazu nur in der Form von Sulfat und Phosphat vorhanden war. Der Boden war ein lehmiger Sandboden mit nur sehr geringen Mengen von Humus. Er war seit sieben Jahren alljährlich nur mit Superphosphat, Ammoniumsulfat und Kaliumsulfat gedüngt worden, also mit Substanzen, welche naturgemäß die Säuerung des Bodens alljährlich steigern mußten (da kohlensaurer Kalk zur Neutralisation nicht vorhanden war), und zwar zu einem Grad, daß selbst die gewöhnlichsten Bakterien, wie Azotobakter, in dem Boden sich nicht weiter vermehren konnten. Selbst die resistenten Buttersäurebakterien waren nur in äußerst geringer Menge anzutreffen. Da nun die Erbsenpflanze gegen Säure im Boden weit empfindlicher ist als die Getreidearten, Buchweizen und Kartoffel, so erklärt es sich auch, warum hier der Boden zuerst müde für Erbsen wurde und erst später auch für Gerste. Eine reichliche Düngung mit Holzasche und Kalk, Chilesalpeter und Thomasmehl heilte den Uebelstand alsbald, weil alle diese Substanzen entweder aktuell oder physiologisch alkalisch sind und also zur Neutralisation der Säure beitrugen.

Seitdem die Mineraldüngung an Seite oder an Stelle der Stallmistdüngung eingeführt wurde, werden gar manche Düngungsfehler gemacht, da man den Zustand des Bodens nicht genügend in Betracht zieht. Während der Stallmist alle düngenden Stoffe ungefähr in dem richtigen Verhältnis enthält, ist die Mineraldüngung häufig eine einseitige und muß dann zu Mißerfolgen führen. So kann eine Düngung mit Chilesalpeter auf zu feuchten Böden, wegen Begünstigung der denitrifizierenden Bazillen durch den hohen Wassergehalt, zu großen Mißerfolgen führen, denn der Stickstoff des Salpeters geht zunächst in die giftige Nitritform über und dann durch Freisetzung als elementarer Stickstoff zu Verlust.[1])

Eine reichliche Düngung mit Kainit, die ja auf kalkreichen Böden oft vorzügliche Wirkung erkennen läßt, kann auf sehr kalkarmen Böden vollständig fehlschlagen wegen des Gehalts an löslichen Magnesiasalzen im Kainit; denn stets, wenn mehr Magnesia von Pflanzen aufgenommen wird als Kalk, geht der Ertrag zurück.

Eine öfters wiederholte Düngung von Tonböden oder tonreichen Lehmböden mit Chilesalpeter und Thomasmehl verschlimmert die ohnehin etwas ungünstige mechanische Beschaffenheit dieser Böden. Sie werden noch kompakter und undurchlässiger, als sie schon waren, infolge der Bildung von kohlensaurem Natron aus dem Chilesalpeter, wodurch eine alkalische Reaktion entwickelt wird, welche die Tonkonsistenz ungünstig beeinflußt. Hier wäre Ammoniumsulfat statt Chilesalpeter am Platze oder ein Gemenge beider.

---

[1]) Auf den Reissumpffeldern bei Tokio haben unsere Versuche ergeben, daß der normale Ertrag, wie er bei Düngung mit Ammoniumsulfat erhalten wird, auf ein Viertel herabgeht, wenn die Menge Stickstoff, die in jenem Salz vorhanden ist, in der Form von Chilesalpeter (salpetersaures Natron) angewandt wird.

Digitized by Google

Die Anwendung der Mineraldüngung erfordert reifliches Erwägen des Bodenzustandes, wenn die Bodenmüdigkeit vermieden werden soll. Die Düngemittel müssen so gewählt werden, daß die Reaktion des Bodens neutral oder nur ganz minimal sauer bleibt.

Je nachdem die Bodenmüdigkeit auf Verschlechterung oder auf Verseuchung beruht, sind zur Behebung des Mißstandes verschiedene Maßregeln zu ergreifen. Dort muß zu einer rationellen Düngung, hier zu einer Desinfektion geschritten werden.

Bei der Bodensäuberung durch Desinfektion können nur Substanzen gewählt werden, welche sich aus dem Boden wieder verflüchtigen, oder leicht durch Regen wieder aufgewaschen werden, oder auch im Boden sich allmählich zu nicht giftigen Körpern umändern können, so daß zur Zeit der Aussaat diese Stoffe keinen schädlichen Einfluß auf die Keimpflanzen mehr ausüben können. Substanzen, welche im Boden etwa absorbiert werden können und lange darin unverändert bleiben, sind natürlich hier ausgeschlossen. Bei der Anwendung stößt man Löcher in den Boden, gießt die Desinfektionsmittel hinein und schließt die Löcher dann wieder.

Die Anwendung von Bodendesinfektionsmitteln datiert erst aus der neuesten Zeit. Vor etwa zwanzig Jahren ist zuerst Schwefelkohlenstoff von Oberlin zur Vernichtung der Phylloxera im Boden der Weinberge angewandt worden, dann auch erfolgreich bei Vernichtung von Engerlingen, Wurzelmaden und Rübennematoden. Zahlreiche Forscher haben sich mit der Wirkung des Schwefelkohlenstoffs auf den Boden beschäftigt, besonders sind hier Hiltner und Störmer, ferner Heinze zu nennen. Dadurch wurde eine Reihe von Tatsachen festgestellt, hauptsächlich:

1. Die Protozoen und andere Tiere werden abgetötet, ferner gewisse Arten von Bakterien, besonders leicht die schädlichen denitrifizierenden oder salpeterzersetzenden Bakterien, aber auch die nitrifizierenden Mikroben und die Fäulnisbakterien nehmen beträchtlich ab.

2. Nach der Verflüchtigung des Schwefelkohlenstoffs aber setzt eine rasche Vermehrung der noch am Leben gebliebenen Bakterien ein, da die getöteten Organismen ein günstiges Nährsubstrat für sie bilden. Besonders günstige Entwicklungsbedingungen existieren nun für den so nützlichen stickstoffsammelnden Azotobakter.

Nach Hiltner existiert im gewöhnlichen Boden ein Gleichgewicht zwischen nützlichen und schädlichen Bakterien, und die Schwefelkohlenstoffbehandlung stört nun dieses Gleichgewicht zugunsten der nützlichen Bakterien.

Die Zunahme der Ernte auf diesem partiell desinfizierten Boden ist zwar in verschiedenen Fällen sehr bedeutend gefunden worden, aber dauert nicht länger als zwei bis drei Jahre an. So wurden z. B. auf einem müden Boden durch Anwendung von einem Pfund Schwefelkohlenstoffs pro Quadratmeter die Ernte von Zwiebeln von 14 Kilogramm auf 22 Kilogramm erhöht. In einem anderen Falle wurden 33 Kilogramm Schwefelkohlenstoff pro Hektar angewandt

Digitized by Google

und die Ernten dadurch verdoppelt. Unter meiner Leitung wurde die Schwefelkohlenstoffbehandlung auf einer Zuckerrohrpflanzung in Portoriko ausgeführt. In den tonigen Boden der 16 Quadratmeter messenden Parzelle wurden vier Löcher von 24 Zentimeter Tiefe gestoßen und in jedes Loch 300 Kubikzentimeter Schwefelkohlenstoff gegossen. Vier Wochen nachher wurde Zuckerrohr gepflanzt. Die Ernte betrug 172 Kilogramm, gegenüber 134 Kilogramm auf der Kontrollparzelle.

Auch Chloroform, Benzin, Formalin und übermangansaures Kali wurden erfolgreich angewandt. Diese Substanzen sind aber für die Praxis im großen für gewöhnlich zu teuer. Als billigstes und sehr erfolgreiches Desinfektionsmittel hat Hiltner das Karbolineum empfohlen. Da dieses aber sich nur langsam verflüchtigt, so muß es schon drei bis vier Monate vor der Aussaat in den Boden gebracht werden. Es mag hier ein spezieller Fall, der unter meiner Beteiligung beobachtet wurde, erwähnt werden: Baron v. Nostiz hatte auf Hochmoorboden 50 Gramm Karbolineum pro Quadratmeter angewandt und nach Aussaat von Buchweizen dreimal mehr Ernte erzielt als auf dem Kontrollfeld.

In einem Falle von Gelbsucht von Ananaspflanzen in Portoriko wurden auf meinen Rat die Pflanzen mit einer Lösung von übermangansaurem Kali (1:5000) begossen, worauf nach einigen Wochen ein Wiederergrünen der Blätter erfolgte.

In Verbindungen mit Graf Leiningen und Professor Emmerich habe ich vor einigen Jahren eine Reihe von Desinfektionsversuchen vorgenommen, wobei wir im Chlorkalk ein weiteres günstiges Bodensäuberungsmittel erkannten. Wir verglichen u. a. auf einem mit Nematoden verseuchten Asternbeet in einer Gärtnerei bei München die Wirkung von Chlorkalk, Karbolineum und Schwefelkohlenstoff. Jedes Beet enthielt 160 Stück Pflanzen. Die Zahl der abgestorbenen Pflanzen betrug am Schlusse bei Chlorkalk 6, Karbolineum 5, Schwefelkohlenstoff 36, Kontrollbeet 55.

Die relativ geringe Wirkung des Schwefelkohlenstoffs mag hier darauf beruhen, daß wahrscheinlich viele Nematodeneier vorhanden waren, die sich nach der Behandlung entwickelt haben; denn solche Eier sind, wie auch die Sporen der Pilze, weit resistenter gegen Gifte als die vollentwickelten Organismen. Von Karbolineum sind 50 bis 150 Kubikzentimeter pro Quadratmeter, vom Chlorkalk etwa 300 Gramm pro Quadratmeter anzuwenden.

In speziellen Fällen kann auch von der bodensäubernden Wirkung des gebrannten Kalks Gebrauch gemacht werden. Auf einem mit Nematoden verseuchten Gartenbeet von 3,5 Quadratmeter beobachtete ich eine vortreffliche Wirkung von 3 Kilogramm Aetzkalk, während 0,5 Kilogramm nur schwachen Effekt hatte.

Bei Kohlhernie oder der Kropfkrankheit des Kohls liegt ein mit einem Schleimpilz (Plasmodiophora brassicae) verseuchter Boden zugrunde. Hier haben Praktiker die Anwendung von frischgebranntem Kalk (150 Kilogramm per Ar) als sehr günstig für die Bodensäuberung befunden.

Digitized by Google

Die häufig zu beobachtende auffallend günstige Wirkung der Kalkung der Böden kann nach Hiltner u. a. auch auf einer Veränderung der quantitativen Verhältnisse verschiedener Bakterienarten beruhen. Bekannt ist die fördernde Wirkung des Kalks für die stickstoffsammelnden Bakterien.

Zu den bekannten günstigen Bodenwirkungen des Kalks, wie Lockerung schwerer Böden, Neutralisation saurer Böden, Aufschließung der Kaliquellen für die Pflanzen, kommen also noch günstige Einflüsse auf nützliche Bakterien und bodensäubernde Wirkungen. Den humusaufzehrenden Wirkungen ausgiebiger Kalkung kann ja leicht wieder durch Gründüngung begegnet werden.

Hoffen wir, daß die Lehre von der Bodenmüdigkeit und Bodensäuberung bald so vervollkommnet wird, daß die noch vorhandenen Lücken vollständig ausgefüllt werden.

Urzeugnisse germanischen Wesens

Von

Dr. K. Koppin, Geh. Regierungsrat (Wiesbaden)

Urzeugnisse germanischen Wesens — sicherlich ein „tagfälliges" Thema in Götterdämmerungszeiten, die uns aufrufen zur Selbsterkenntnis und zum Selbstbekenntnis. Ist's doch, als wollte der Weltenlenker selbst uns heimsuchen noch zu rechter Stunde, ehe der Fuß des fremdefrohen Deutschen sich zu weit verlor aus dem sichern Gehege der angestammten Art. Die Vorsehung hatte es gut mit ihm gemeint, indem sie ihm den Wandertrieb gab, den offenen Blick für fremde Schöne, die neidlose Anerkennung fremder Größe und ihn so wie zur Sammellinse machte für das Schauen der Menschheit. Aber sie hat nicht gewollt, daß er darüber sein Selbst vergesse, und wenn der reine Tor und Träumer doch nahe daran war, ihn je und je wieder heimgerufen in Wetterstürmen. — War das ein Erwachen gewesen damals, als der Michel, das ist der „Starke", die Glieder reckte und seine guten Fäuste niederfallen ließ auf die, welche in dem Träumer nur den Toren sahen und es ihm wehren wollten, seine Marken und Mannen unter das Eindach zu nehmen! Doch darnach, während er in langen Friedensjahren sein Gehäuse ausbaute, seine Scholle bepflügte, seine Werkstätten erweiterte und seine Schiffe mehrte, — da schien der zu sich selbst Gekommene so ganz allmählich doch wieder vergessen zu wollen, wer er eigentlich ist, und namentlich einem guckte er jetzt nach, „wie er sich räuspert und wie er spuckt", dem Vetter, der es dank seiner harten Ellbogen weit gebracht hatte in der Welt und sich wohl gar für den einzig Auserwählten von Gott und dem Schicksal hielt und für den rechten Erben dieses Planeten. Der Ellbogenmann aber wollte von der Vetterschaft dieses guten Michel, der ihm mehr und mehr unheimlich ward mit seiner robusten Arbeitskraft, nichts mehr wissen und hetzte ihm auch die lieben Nachbarn auf den Hals, alte Neidinge. Das war Michels

Digitized by Google

Glück. Da fielen in zeitenscheidender Stunde alle Masken, und auch ihm sank die modische Larve. Also „so siehste aus!" Stahlharte Augen in dem gutmütigen Idealistengesicht, und dabei der ganze Kerl im besten Futterstande: das war ja ein Berserker und gar ein bis an die Zähne gewaffneter. Und der wollte nun auch nichts mehr wissen von dem Bastardvetter, der Herz und Gewissen im Beutel trug, um mit dem isländischen Sagamann zu reden, „sah das klägliche Gewächse mit den Heldenaugen an" und spuckte seitwärts. Und so weiter. Wir kennen ja diesen germanischen Typus des trägen Träumers, der plötzlich zum klugen Tatenmenschen, des gutmütigen Tölpels, der zum Helden erwacht. Wir sind ihm schon als Kinder begegnet im deutschen Volksmärchen, wir können ihn wiederfinden in einzelnen jener altisländischen Geschichten, die man dort Sagas nennt, in jenem Grönlandsfahrer Ref vom Breitefjord z. B., der in seinen jungen Jahren nur träge an der Feuerstelle lag, sich selber keiner Fähigkeit bewußt war noch der eignen Kraft und „den meisten als ein Narr erschien", — bis die harte Bedrängnis der Mutter ihn weckte zu blutiger Vergeltung an den Bedrängern und alsbald auch sein merkwürdiges Geschick zum Schiffbau ans Licht brachte. Zwar blieb er der gutmütige, friedsame Kerl, an dem andre auch jetzt noch sich glaubten reiben zu dürfen, bis endlich wieder die Galle ihm überlief und das Handbeil das Weitere besorgte. Und nun fuhr er, natürlich auf dem selbstgezimmerten Schiff, in die weite Welt hinaus, siedelte sich an in Grönland und brachte es in acht friedlichen Jahren zu leiblichem Wohlstand. Bis der mißgünstige und verlogene Nachbar, auch ein Isländer, von der schlechteren Sorte, ihn nochmals aufscheuchte zur Kampfbereitschaft. Da bringt er ganz im stillen seine Habe in Sicherheit und schmiedet sich heimlich eine ganz neuartige, übergroße Waffe, mit der er eines schönen Tages dem Widersacher und seinen vier gleichartigen Söhnen den Garaus macht. Und nun abermals fort zu neuem Beginn, an eine verschwiegene, wildreiche Stätte, wo er sich eine ganz merkwürdige Festung baut, die zwar nicht gerade Tsingtau hieß, aber doch von der Sippschaft jenes Widersachers, dank fremder Beihilfe, ein ähnliches Schicksal erfuhr. Womit indessen die ruhmreiche Laufbahn dieses Ref nichts weniger als beendet war.

Ja, auch diesen germanischen Typus können wir in jenen alten Geschichten finden, wenn wir überhaupt von ihnen wissen. Aber es ist noch nicht lange her, daß nur gelehrte Germanisten davon wußten, und auch heut ist nur erst eine dünne Oberschicht literarisch Gebildeter damit vertrauter, während sie volkstümlich werden sollten, heut mehr denn je. Und darum eben möchte ich hier ein paar Worte darüber sagen. Aber jetzt? Ist das die Zeit für literarische Aufklärungen? Für *diese* doch, denke ich, selbst wenn sie *nur* von literarischem Interesse wären. Wir nehmen einen ernsten Abschied, wir begraben einen lieben Toten, und in allem Leid setzen wir schließlich uns doch zu Tisch und stillen unsern Hunger. Nur den leiblichen etwa? Der Krieg, in dem wir nur den Frieden suchen, der selbst den Fortgang unsrer friedlichen Arbeit fordert, er erstickt auch den geistigen Hunger nicht, nur daß er ein zeitgemäßes „Regime"

Digitized by Google

uns auferlegt. Die Umwertung der Werte, die wir jetzt erleben, hat auch das literarische Gebiet nicht unberührt gelassen. Der Schriftleiter einer vornehmen Halbmonatschrift klagte jüngst, daß so viele seiner Leser jetzt einen Roman „mit starker Handlung", im Sinne des äußeren Tuns, von ihm empfohlen haben wollten. Sehr begreiflich. In dieser Zeit entfesselter Leidenschaften, gewaltiger Taten und Spannungen können Bücher, die durch künstlerische Darstellung innerlichen Tuns, durch seelische Hocherlebnisse stark erschüttern mögen, doch nicht jeden, dem die Glut des Weltbrandes auch die Seele versengt, voll befriedigen, d. h. doch: künstlerisch befreien von dem Alpdruck der Tagesereignisse. Der naivere Leser empfindet eben ein Bedürfnis nach Gestalten von Tatenmenschen, nach Büchern, deren Sprache und Geschehnisse einklingen in das Brausen der schicksalschweren Wetterstürme, — womit, ums Himmels willen, nicht jenen wohlfeilen „Aktualitäten" das Wort geredet sein soll, die nur einer literarischen Hefeschicht und allenfalls dem Kino dienen können. Ist nun dieses Bedürfnis auch nicht die Höhe künstlerischer Reife, so ist es doch ein natürlicher Zustand, vielleicht sogar eine ganz gesunde Reaktion gegen das nicht ungefährliche Aesthetentum, das mit seinen Feinheiten, Kompliziertheiten, Empfindsamkeiten zwar reizt, aber auch verzärtelt und in seiner pathologischen Neugier auch dekadente Züge aufweist. Da hat schon mancher sich zurückgesehnt, nicht heut erst, nach dem schlichten, bodenständigen und „starken" Buch, zu dem auch Schriftsteller sich allmählich wieder zurückfinden und zeitkundige Verleger in ihren Neudrucken fast verklungener Werke. Die gesunde, starke Stimmung der Gegenwart, die sich abkehrt vom Fremden, sich des Eignen wieder sicherer wird, muß solch Heimfinden erleichtern. Auch das Eindringen in die Urzeugnisse unseres Volkstums, so einstimmig den Symptomen germanischer Gemeinschaftsbesinnung, mag dazu dienen.

Ich meine mit diesen Urzeugnissen nicht jene ältesten Zeugnisse, die uns berichten, was Cäsar, Tacitus, Plinius u. a. der Alten von unsern Vorfahren erkundet haben, höchst interessante Dinge, aber von Fremden gesehen und heut jedem nur einigermaßen Gebildeten wohlbekannt. Nein, ich meine Selbstzeugnisse, Urkunden gemeingermanischen Wesens, die zugleich Kunstwerke sind und „starke Bücher", die älteste europäische Novellistik, jene altisländischen Sagas, in denen altgermanisches Wesen sich selber darstellt. Nirgends treuer hat altgermanische Art und Ueberlieferung sich erhalten als in der Abgeschiedenheit jenes Landes der Gletscher und Geiser, sich türmender Lavafelder und zerklüfteten Oedlandes, wilder Wasserstürze, dichter Nebel und entsetzlicher Schneestürme, aber auch saftgrüner Wiesenflächen, farbenreicher Fernblicke und geheimnisvoller Nordlichter, in dem Land zugleich der Riesen, Trollen und sonstigen Spuks, der bis auf den heutigen Tag dort sein Wesen treibt. Welch ein Schauplatz für Kämpfe mit Naturgewalten und zwischen leiblich und seelisch gehärteten Tatenmenschen! Und ist dieses Land auch nicht unser Stammland, so ist es doch urverwandter germanischer Boden, aus dem wir uns manche alten Erinnerungen holen können, die kein andrer bewahrt hat. Denn dazumal, als die

Digitized by Google

kleinen nordischen Stämme in der Geschichte auftauchten, bestand noch kein wesentlicher Unterschied zwischen ihnen und den südlichen Nachbarn in deutschen Landen, den Angeln und Sachsen, den Sueben, Goten und anderen; erst die Völkerwanderung brachte die Vorbedingungen für eine gesonderte nordische Entwicklung, auch in Sprache und Sitte, die sich der Anpassung an die romanisierenden Kulturformen der Südgermanen entzog, und diese allmähliche Scheidung konnte die innere Gemeinsamkeit ursprünglicher Eigenart nicht aufheben.

Besiedelt wurde Island ja von Norwegen aus, etwa während der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, als König Harald Schönhaar die kleinen dortigen Herrschaften unter sein Einkönigtum zwang, und die schlechtesten Nordmannen waren es nicht, die damals ihre Unabhängigkeit auf das jüngst entdeckte „Eisland" retteten und hier lieber Großbauern als dort Jarle und Hersen, d. i. Kleinkönige und Häuptlinge, sein wollten. Hinaus aber in die neue Heimat hatten sie mit ihrer Sprache und Sitte auch die alten Ueberlieferungen genommen, ihre Götter- und Heldensagen, auch ihre Begabung zu kunstmäßigem Dichten und schlichter Erzählkunst, mit der die Lust zu hören Hand in Hand ging. Und was sie so an wertvollen Erinnerungen der Vergessenheit entrissen oder durch eigne Kunstübung neu gestalteten, das trugen sie wieder hinaus in die Welt, besonders ins alte Stammland, an dessen Königshöfen und Häuptlingssitzen Unterhalt, Kämpfe und Ehren zu suchen sie durch die engen Verhältnisse der Heimat vielfach genötigt waren. Aber die angestammte Abenteuer- und Wanderlust, dazu ihr Handelssinn, führte sie auch weiter fort, an die englischen und die dänischen Höfe, gen Grönland und Kanada, auch tief hinein ins Russenland, nach Konstantinopel, nach Rom, selbst nach dem Heiligen Lande. Kein Wunder, daß sie während der nächsten Jahrhunderte, dank ihrem Wissensdrang und ihrer Aufnahmefähigkeit, eine Bildungshöhe erreichten, welche die der andern Germanenstämme weit hinter sich ließ. Wesentlich in Island wurden denn auch die altnordischen Götter- und Heldenmythen von namenlosen Verfassern in kunstvolle Stabreimstrophen gebracht, aus mündlicher Ueberlieferung gesammelt und schließlich in der sog. Lieder-Edda schriftlich niedergelegt, ohne die uns die älteste unmittelbare Kunde vom Denken und Fühlen unsrer Urverwandten fehlen würde. Auch die aus dem Mutterlande herübergebrachte Skaldenkunst fand hier ihre Entwicklung zu einer eigenartigen Blüte, einer stilisierten allerdings. Denn die zunftartig überlieferte Fertigkeit dieser zu Hofe fahrenden Skalden, die gastlichen Fürsten mit ihrem Schwert und dem Preis ihrer Lieder zugleich dienten, verlor sich je länger je mehr in sehr künstliche metrische Formen und eine konventionelle Bildersprache, welche uns durch die oft höchst verzwickte Wortstellung noch mehr verdunkelt wird. Weit wichtiger als diese in ihren besten Leistungen immerhin wertvolle Persönlichkeitskunst ist die volkstümliche Prosaerzählung der Isländer geworden, die sog. Sagas, gleich bedeutsam als Kunstwerke und als Kulturerzeugnisse. Nicht Sagen in unserm Sinne sind das, sondern geschichtlich begründete Erzählungen biographischen Charakters, kleinere Ausschnitte aus dem Leben hervorragender Isländer, auch norwegischer Könige,

Digitized by Google

oder umfassendere Lebensbilder und chronikartige Familiengeschichten, deren Form ihre festen Konturen erst gewonnen hat durch die allmählich fortbildende Arbeit verschiedener begabter Erzähler. Stellenweise zwar phantasievoll ausgesponnen, mit mythischen und romantischen Elementen durchsetzt, auch wohl mit älteren oder neugebildeten Skaldenstrophen geschmückt, enthalten diese Schöpfungen einer Volkskunst, die keine Verfasser nennen kann, doch im wesentlichen Tatsachen, zeitgenössische oder doch solche einer noch sehr nahen und inzwischen kaum gewandelten Vergangenheit. Denn der Zeitraum, in dem diese Geschichten sich abspielten, umfaßt im ganzen nur die Spanne von der Besiedelung der Insel bis gegen die Mitte des elften Jahrhunderts, und ihre schriftliche Aufzeichnung begann bereits im zwölften. So haben wir denn in ihnen getreue Kulturbilder der Zeit selbst, aus welcher sie berichten; ihre Frühzeit ist noch die Zeit der Wikingerfahrten, jener Beutezüge der Nordmannen, die namentlich während des neunten und zehnten Jahrhunderts das halbe Europa in Schrecken hielten und deren treibende Kraft urgermanischer Geist war, der, recht wie gärender Most, noch einen Ausgleich suchte zwischen zerstörenden und aufbauenden Trieben. Erstaunlich ist die Gewalttätigkeit, die Habgier und die Unmäßigkeit jener Wikinger, erstaunlich aber auch ihr Wagemut, ihr Weitblick, ihre Beharrlichkeit, ihre freiwillige Disziplin und gewollte Enthaltsamkeit. In diesen Gegensätzen wurzelt das Isländertum der Sagazeiten: nüchterner Bauernfleiß und phantastische Abenteurerlust, friedlicher Handel und blutige Seeräuberei, mühselige Siedelungen und verwüstender Mordbrand gehen nebeneinander. Bedenken wir noch, daß dies die Zeit ist, in der das altnordische Heidentum mit dem Christentum in zunächst feindliche, erst allmählich sich ausgleichende Berührung trat, eine Zeit auch, wo die schon früh vorgeschrittene Rechtsordnung doch noch unabläßig zu kämpfen hatte mit der Machtstellung und der Fehdelust der einzelnen, so blicken wir in eine Periode der Uebergänge und Gegensätze, die sehr ergiebig sein mußte für Konflikte.

Das ist hier nicht weiter zu verfolgen; es genüge, die nationalen Charaktereigenschaften, wie sie in den Sagas sich offenbaren, gemeinbildlich zusammenzufassen. Herausgewachsen aus kriegerischen Verhältnissen und gehärtet im steten Kampf mit feindlichen Naturmächten, sind die Isländer starke Tat- und Willensmenschen, denen die Selbstbehauptung in erster, alles weitere, auch das Leben, in zweiter Linie steht. Der Wurzel dieses egozentrischen Idealismus entwächst Gutes und Schlimmes. Es ist eine harte Art, starrköpfig, streitsüchtig und nicht selten brutal, verschlossen und wortkarg, aber von treffendem Urteil und, wenn es gilt, ebenso treffendem Wort. Stark in ihren Gefühlen, wissen sie diese doch merkwürdig zu beherrschen, um sie vielleicht plötzlich in jähe Gewalttat ausbrechen zu lassen. Bedacht darauf, etwas zu gelten, sind sie beflissen um Einfluß und Macht, wie Besitz und Anhang sie verleihen, auch nicht ohne Prunkliebe, dabei höchst gastfrei und treue Schützer des Gastes, gälte es auch das eigne Leben. Sehr ritterlich dem Feinde gegenüber, sind sie heldenhaft und verschlagen zugleich, dabei von einer stolzen Wahr-

Digitized by Google

heitsliebe, die zwar List und zweideutig kluge Rede als gute Kampfmittel nicht verschmäht, aber durch feige Lüge selbst das Leben nicht retten möchte. Von größter Unerschrockenheit in allen Fährnissen, erweisen diese Männer sich nicht weniger unbeugsam im Mißgeschick. Die Schärfe ihrer Sinne, die Gewandtheit ihrer Glieder in Waffen- und Wettspielen, ihre körperliche Ausdauer und Widerstandskraft gegen Wundschmerz ist erstaunlich. Diese Naturen sind zum Kampfe geschaffen, und ihre Kämpfe entwachsen hauptsächlich der Sicherung des eignen Daseins, der Sippe und sonstiger Schutzbefohlenen, dem Streben nach persönlicher Geltung, der Rachepflicht und unbefriedigten Rechtsansprüchen. Den nächsten Anlaß bietet dann wohl eine Verletzung ihres empfindlichen Ehrgefühls, ein verpfändetes Wort, ein entwandtes Herzensglück, vielleicht auch nur ein bissiger Spottvers, ein strittiger Weideplatz, ein erschlagener Knecht, Eifersucht beim Roßkampf und Geringeres, hinter dem doch Größeres steckt: der alte brutale Wikingergeist. Und die Frauen haben teil an der starken Art der Männer. Oft genug sind sie es, die den zurückhaltenden Mann zum Rachewerk treiben. Aber auch arbeitstüchtig sind sie, gewandt in Rat und Tat. Auch sie halten dem Gast die Treue, und nicht minder dem Mann, welchem ihre starke, stille Liebe sich einmal zugeneigt hat. Auch für sie gibt es kein schwächliches Kompromiß, sondern nur das harte Entweder oder; die Charaktere einer deutschen Kriemhild, Brunhild oder Gudrun finden sich hier wieder und gleichermaßen jene tragischen Konflikte, die uns im deutschen Volksepos ergreifen.

Denn mit Vorliebe, obschon die Saga über mannigfache Töne verfügt und selbst listiger Humor ihr nicht fremd bleibt, sind es ernste Menschenschicksale, die sie darstellt, mit oft tieftragischen Wendungen. Daher denn auch die Idee eines unwiderstehlichen Schicksals, das dem Leben des einzelnen wie dem ganzer Geschlechter die notwendige Richtung gibt, vielen dieser Geschichten einen geheimnisvollen Hintergrund leiht von nicht nur künstlerischer, sondern auch ethischer Wirkung. Denn gerade in den künstlerisch durchgeistigten Sagas sehen wir das Schicksal weniger wie eine fremde Macht von außen her in das Leben der Menschen eingreifen, als vielmehr in deren eignes Wesen verlegt: Liebe, Haß, Trotz, die unentwegte Treue des einen und das leidenschaftliche Selbstgefühl des andern, — sie sind deren zwingendes Schicksal, das im Laufe der wechselnden Ereignisse auf irgendeine Art sich erfüllen muß und auch den Leser in den Bann seiner harten Logik zieht. Dafür sorgt auch die Kunst des Erzählers durch gelegentliche Vordeutungen. Man spürt die Innerlichkeit des Nordländers und sein grüblerisches Wesen in diesem instinktiven Bestreben, die äußere und innere Welt tiefsinnig zu verknüpfen. Der Blick des Chronisten ist denn auch geschärft für die Tatsachen und Gesetze der Vererbung leiblicher wie seelischer Eigenschaften, der auch die den modernen Leser leicht ermüdenden Stammbäume dienstbar sind. Aber das Schicksal kündet dem Menschen auch selbst sich an durch äußere und innere Vorgänge, in denen mystische Einflüsse sich geltend machen, namentlich bei den von alters her schicksalskundigen Frauen: prophetische Träume, bedeutsame Ahnungen und jener Weitblick in räumliche

Digitized by Google

und zeitliche Ferne, der als „zweites Gesicht" auch andern Nordländern nachgesagt wird.

Diese Menschen also zeichnen uns die Sagas mit realistischer Unmittelbarkeit bei ihrer täglichen Hantierung, bei ihrer dürftigen Acker- und ausgiebigen Weidewirtschaft, beim Roden des Buschwaldes, bei Haus- und Schiffbau, bei Seehundjagd und Dorschfang, bei Handels- und Wikingerfahrten, auch auf dem Thing, bei ihren trinkhaften Gelagen und mannigfachen Wettspielen. In der Darstellung dieser Vorgänge weiß die Saga, ganz anders als der landläufige historische Roman der Gegenwart, nichts von absichtsvoller Ausmalung, von gewolltem Pathos oder gar von theatralischem Aufputz, und in der Zeichnung der Charaktere herrscht dieselbe zurückhaltende Schlichtheit, die ohne Reflexion und wortreiche Seelenmalerei die Persönlichkeiten nur durch ihre Handlungen und ihre eignen Reden charakterisiert. Aber diese Menschen sind wirklich gesehen, nicht konstruiert, und die einfache, fast spröde Gegenständlichkeit ihrer Zeichnung in kräftiger Holzschnittmanier von kantigen Umrissen, die keiner „stimmungsvollen" Beleuchtung bedarf, verleiht der Darstellung den eigenartigen Reiz der Vedute. Die hierin beschlossene dramatische Kraft wird frei in knapper, kerniger Wechselrede, die sehr oft, namentlich in Momenten gesteigerter Spannung, die Erzählung reizvoll unterbricht. Die Meisterschaft, mit der hierbei gesunde, klare und starke Empfindung ihren präzisen Ausdruck findet, ist ebenso bemerkenswert wie die schlagfertige Schärfe solcher Zwiesprache und die treffenden, aus nächster Lebensnähe geschöpften Bilder und Wendungen voll volkstümlicher Spruchweisheit, — Vorzüge, welche die plastische und lapidare Ausdrucksweise unsers auch in anderm urgermanischen Bismarck so eindringlich machten. Die ganze Erzählweise ist sachlich, nüchtern und knapp. Kunstvoll zwar pflegt der dramatische Aufbau der Handlung zu sein und (namentlich in den kleineren Sagas) deren straffe Führung bis zur tragischen Schlußkatastrophe; gesuchter Reizmittel aber bedurften diese Stoffe nicht: sie trugen in sich selbst den Reiz natürlicher Spannung und in der starken Innerlichkeit oder dem ungefügen Wesen der Handelnden fruchtbare Keime von Großtat und Tragik, aus denen Situationen von gewaltiger Kraft erwuchsen.

So sprudelt aus diesen „starken" Büchern ein Jungbrunnen, aus dem, ganz abgesehen von seinem kulturgeschichtlichen Gehalt, unsre literarische Bildung nicht nur Bereicherung, sondern auch eine gewisse Läuterung ihres verwöhnten Geschmacks zu schöpfen vermag. Man braucht den Sagastil nur zu konfrontieren mit jener modernen Richtung, die mit Vorliebe scharf gewürzter Kost nachgeht, immer stärkere Reizmittel sucht für abgestumpfte Nerven und sich nicht genugtun kann in psychologischer Problematik und künstlichen Situationen, während hier überall gewachsener Boden ist: keine spitzfindige Analyse kränkelnder Seelen, keine nervösen Naturen, die ihre Kraft in innerlichen Kämpfen verbrauchen, sondern gesunde Willensmenschen, die sie nach außen hin entladen und weniger reden als handeln. Womit schon verraten ist, daß die tagfällige Bedeutung dieser Zeugnisse altgermanischen Wesens auch hinübergreift auf das

Digitized by Google

ethische Gebiet, bestimmter: auf das der nationalen Ethik, — denn hier ist Vorsicht geboten. Nur als eine Ueberwertung, und nicht einmal als eine nützliche, kann ich es ansprechen, wenn man diesem Schrifttum die Bedeutung zugewiesen hat, „der Grund- und Eckstein einer neuen Bildung unsers Volkes, das Grund- und Erbauungsbuch des germanischen Menschen schlechthin zu werden, die Richtschnur seines Handelns abzugeben zu einer Zeit, da alle Sittenlehren ins Wanken kommen". Dawider wäre manches zu sagen; hier nur das: Von dem moralischen Standpunkt der Saga urteilt ein Kenner und Bewunderer wie der Däne Axel Olrik sehr richtig, er sei schwer bestimmbar, da sie das Leben nur beschreiben, nicht leiten wolle; sie halte mit dem Urteil über die Handlungen zurück und bekunde ihre Sympathie mit jeglicher Kraftäußerung ihrer Helden, deren Tatkraft keinerlei Skrupel zu hemmen pflegt. Man weiß, daß diesem rücksichtslosen Individualismus die Geschichte des isländischen Freistaates nicht recht gegeben hat. Dieser überstarke Persönlichkeitsdrang ist zweifellos noch sehr unsozial. Die Energie und Selbstbehauptung jener Kampf- und Willensmenschen ist zwar immer anziehend als Beweis seelischer Kraft, hat aber an sich noch keinen ethischen Wert; den kann sie nur gewinnen nach Maßgabe der sittlichen Zwecke, welchen sie dient. Uns sind höhere Aufgaben gestellt in der Entwicklung des Selbsterhaltungstriebes und des Familiensinns zum sozialen Sinn, der immer weitere Kreise umfaßt, um sie mit dem „Selbst" zu durchdringen, aber auch mit dem „Selbst" immer mehr in sie aufzugehen, eine ethische Entwicklung, die freilich erst recht ein starkes „Selbst" erfordert und sich uns heut so herrlich bewährt.

Indessen hiervon nichts weiter! Unser Fernblick ist jetzt politisch gebannt, auch für das, was nach diesen Kämpfen kommen wird. Es wird ja einmal wieder Friede werden auf der entweihten Gotteserde. Und wie der auch ausfalle (Germanenglaube mißtraut ihm nicht!), wir werden uns darnach wohl neu orientieren müssen für unsre politischen Verbindungen und unsern kulturellen Verkehr. Unsre Feinde werden uns weiter hassen; je besser wir abschneiden, um so mehr. Auch die „Neutralen", fast sie alle, lieben uns nicht, gleichviel hier, aus welchen Gründen. Sympathien finden wir, von unsern jetzigen Mitstreitern abgesehen, fast nur bei unsern nordischen Blutsverwandten, aus denen die Engländer ausgeschieden sind, Verräter an der weißen Kultur und ihrer Gemeinschaft, weniger immerhin am Germanentum, denn „in der Tat sind die Engländer von heute viel enger verwandt mit den Franzosen als mit uns", schrieb auch Karl Peters in diesen Tagen. Ich habe es dem Leser überlassen, aus der ihm vorgelegten Charakteristik der Altisländer die Eigenschaften sich herauszulesen, welche uns Südgermanen aus der Urgemeinschaft bis auf diesen Tag verblieben sind. Er wird auch mühelos herausgefunden haben, was jene Halb-, nein, Drittelgermanen sich gerettet haben aus dem alten Erbe: große Zähigkeit, doch nicht gerade viel Lust zu kriegerischer Selbstaufopferung, nicht viel von Treue und tapferem Wahrheitssinn, aber viel von brutalem Piratentum, von skrupelloser Selbstsucht und unsozialem Wesen. Diese Dum-

Digitized by Google

dumritter, die nicht das Deutschland Kants, Goethes und Beethovens zu bekämpfen vorgeben, sondern nur den deutschen Militarismus, scheinen nicht zu wissen, was schon die Altisländer uns beweisen, ein Egil in erster Linie, daß der Vollgermane Dichter, Denker und Kämpe in einem ist. Mit diesen Profitgermanen „ohne Musik und Moral" sind wir wohl aufs längste fertig. Mit der slawischen Kultur ist unser empfangendes Verhältnis immer nur ein sehr loses gewesen, und was die Romanen uns geben konnten — es war nicht wenig und war wertvoll —, das haben sie uns wohl in der Hauptsache gegeben; kann's noch mehr werden, um so besser. Inzwischen wendet sich unser Blick dem Norden zu, von dem, wie manche Forscher aus guten Gründen annehmen, die „Indogermanen" in unvordenklichen Zeiten ausgegangen sind, die Welt zu verneuen. Mag der noch einmal ihr Heil bringen! Wir ahnen eine Erneuung der germanischen Welt, eine äußere und eine innere. Stellen wir uns auf sie ein, indem wir den Gemeinsamkeiten germanischen Wesens immer größere Aufmerksamkeit schenken und immer mehr unsre Herzen öffnen! Die Stunde ruft. Es geht im gegenwärtigen Weltkrieg um vieles, aber auch um nichts Geringeres letzten Endes, als um die Wirkung der germanischen Kultur in der Welt, und der Krieg selbst ist auch im besten Falle doch nur das Vorspiel einer so gerichteten Entwicklung. Das innerste Wesen unsres Volkstums hat in der „Zeit der schweren Not" sich wieder einmal enthüllt; es enthüllt sich auch sinnfällig in jenen alten Geschichten einer ursprünglichen, von fremden Einflüssen und erborgtem Glanze noch nicht durchsetzten und abgeschliffenen Literatur, und darin liegt endlich auch deren kulturpolitischer Wert für die Gegenwart, wenn wir den alten Antäusmythus recht verstehen wollen. —

Damit könnte ich nun wohl füglich diese Skizze beschließen. Oder doch nicht? Es gibt vielleicht offenherzige Leser, die nun noch fragen nach Büchertiteln. Also noch dies in kürzester Kürze: Bis zur letzten Jahrhundertwende floß die Quelle der Verdeutschung altisländischen Schrifttums äußerst spärlich. Nicht nur hinter den Skandinaviern, selbstverständlich, auch hinter den Briten waren wir zurückgeblieben; jetzt haben wir diese überholt, sicherlich unter dem Einfluß der sich mehr und mehr durchsetzenden Volkstumbewegung. Gerade im Säkularjahr 1900 erschien Andreas Heuslers meisterhafte Uebersetzung der „Geschichte vom Hühnerthorir" mit einer Einleitung, welche diese typische Ächtersaga noch wertvoller macht für solche, die erst den Zugang suchen zu dieser uns Modernen zunächst immerhin etwas fremdartigen Literatur. Denen ist's überhaupt ratsam, bevor sie zu den größeren Familienromanen übergehen, sich an den kleineren Sagas einzulesen, die vermöge ihrer Uebersichtlichkeit und kompositionellen Geschlossenheit dem Verständnis und künstlerischen Nachempfinden sich leichter erschließen, während die Helden- und Götterlieder der Edda am füglichsten erst die dritte Stufe der Lesung bilden würden. Von jener zugänglichsten Art also ist weiter auch die mit künstlerischem Feinblick behandelte „Sammlung altgermanischer Bauern- und Königsgeschichten", welche Arthur Bonus 1907 erscheinen ließ, meist Ausschnitte aus größeren Sagawerken, die

Digitized by Google

ersten zwei Bände seines „Isländerbuches", dessen dritter Wesen und Bedeutung der Sagas eingehend erörtert. Zwei Jahre später konnten wir Fdr. Rankes schöne Verdeutschung der schicksalvollen „Geschichte von Gisli, dem Geächteten", und E. Wilkens „Altnordische Erzählungen" begrüßen, sechs trefflich gewählte kleinere Geschichten von den Anwohnern der Ostfjorde, die uns in Bildern altisländischen Kleinlebens wuchtige Situationen und starke Persönlichkeiten einzeichnen, in treuer Uebertragung, welche auch in den angefügten Erläuterungen dem Bedürfnis des Lesers sich anschmiegt. In demselben Jahre führte uns E. Dagobert Schönfeld in das Stammland der Isländer, indem er 28 interessante Abschnitte, namentlich aus den norwegischen Königssagas, zu seinem Buch „An nordischen Königshöfen" vereinigte und durch eine ausführliche Einleitung die Leser über das Wesen der Skalden- und Sagakunst orientierte. Danach aber trat 1911 der Diederichssche Verlag auf den Plan mit seinem umfassenden Sammelwerk „Thule, Altnordische Dichtung und Prosa", für das er eine Reihe namhafter Gelehrter gewonnen hatte, unter der Leitung Felix Niedners, der auch den Einleitungsband „Islands Kultur zur Wikingerzeit" geschrieben hat. Das Ganze ist auf 24 Bände berechnet, von denen der Löwenanteil natürlich den Sagas zufällt. Auch die Helden-, bald wohl auch die Götterlieder der Edda findet man hier, und zwar in einer Form der Uebertragung, einer Anordnung und Vollständigkeit, welche in Verbindung mit kurzen Einleitungen dem nicht fachgelehrten Leser den Zugang erleichtern zu diesen bedeutsamen, aber auch voraussetzungsreichen Urkunden altgermanischen Denkens und Dichtens. Alle diese Bände folgen einem einheitlichen Plan, auch darin, daß jeder eine Einführung hat, die den Laien aufklärt über die literarische Gattung, über die Komposition des Werkes oder über wichtigere kulturelle Verhältnisse des Zeitalters. Bereits sind 14 Bände erschienen, die einzeln zu benennen hier zu weit führen würde; jeder Buchhändler gibt ja Prospekte. Auch diese Bücher halten, ihre vornehme Ausstattung angesehen, einen sehr mäßigen Preis. Wer sich's aber ganz billig machen will, dem sei verraten, daß auch schon Reclams Universalbibliothek zwei größere Sagas herausgebracht hat, die literarisch umworbenste, in der Komposition sehr einheitliche Skalden- und Liebesgeschichte von „Gunlaug Schlangenzunge" und die kulturgeschichtlich sehr wertvolle „Vatnsdäla-saga", auch daß die gleich wohlfeile Hendelsche Bibliothek der Gesamtliteratur in den „Winlandsagas" Gelegenheit gibt, die kühnen nordischen Seefahrer auf ihren ereignisreichen und abenteuerlichen Fahrten zur Entdeckung Grönlands und des nordamerikanischen Festlandes zu begleiten.

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften

Psychologie

Das Gefühl der Gewißheit

Wenn uns irgendeine Beobachtung, die wir machen, eine Nachricht, die wir empfangen, eine Aufgabe, die wir uns stellen, zum Nachdenken anregt, und es uns gelingt, dabei zu einem bestimmten Resultat zu kommen, das nach unserm Dafürhalten von Widersprüchen frei ist, so empfinden wir ein Gefühl der Gewißheit. Es gibt kein bewußtes menschliches Handeln, das nicht in Gefühlen der Gewißheit wurzelte. Wir können nicht nach der Feder greifen, ohne vorher das beruhigende Gefühl der Gewißheit zu empfinden, daß die Feder auch da liegt, wo wir die Hand hinführen. Es kommt uns besonders deutlich zum Bewußtsein, wenn wir uns getäuscht haben, wenn etwa die Feder nicht genau dort lag, wo wir sie in momentaner Unaufmerksamkeit vermuteten, als wir mit einer durch unaufhörliche Uebung erlangten Genauigkeit die Bewegung der Hand vom Gehirn aus leiteten. Aber auch jede rein geistige Tätigkeit wird aus einem Gefühl der Gewißheit geboren; und wir können nicht das einfachste und alltäglichste Urteil bilden, ohne das Gefühl der Gewißheit zu empfinden, es sei denn, daß uns selbst jenes Urteil noch als zweifelhaft erscheine. Die uns dann noch verbleibenden Zweifel sind übrigens gewöhnlich ebenfalls Urteile, denen gegenüber wir das beruhigende Gefühl der Gewißheit empfinden. Wenn man uns z. B. zwei einander widersprechende Meinungen vorträgt, und wir zu dem Ergebnis kommen, daß die erste Meinung die richtige ist, falls bestimmte, noch aufzuklärende Behauptungen sich als zutreffend erweisen, so haben wir bei der Formulierung dieses Ergebnisses natürlich ebenfalls das Gefühl der Gewißheit.

Psychologisch ausgedrückt, könnte man mit Gewißheit jene Gefühlslage bezeichnen, die eintritt, sobald die im augenblicklichen Vorstellungskreise enthaltenen Widersprüche durch das Denkvermögen so geordnet sind, daß die Widersprüche verschwinden.

Die Art und Stärke des Gefühls ist, wie jedermann aus Erfahrung weiß, unabhängig von den Qualitäten des Intellekts. Ein notorisch unwissender und denkträger Mensch kann seinen trüben Urteilen gegenüber dasselbe Gefühl der Gewißheit empfinden wie der geistig höchststehende. Aber auch ein und derselbe Mensch, der heute ein Urteil fällt und morgen auf Grund neuer, ihm vorher unbekannt gebliebener Beweisgründe dieses Urteil umstoßen muß, kann in beiden Fällen das gleich starke Gefühl der völligen Gewißheit empfinden. Wenn wir eine Rechenaufgabe lösen und, uns unbewußt, einen Fehler dabei begehen, den wir auch bei der Wiederholung oder Prüfung der Berechnung nicht bemerken, so können wir dem falschen Rechenergebnis gegenüber genau dieselbe Gewißheit empfinden, wie bei richtiger Rechnung dem richtigen Ergebnis gegenüber. So lehrt uns also die Erfahrung, daß das Gefühl der Gewißheit keineswegs gebunden ist an die sachliche Richtigkeit der als gewiß gefühlten „Wahrheit".

Es ist vergnüglich, sich auszumalen, wie es um den Menschen bestellt gewesen wäre, wenn die Natur es ihm versagt hätte, das Gefühl der Gewißheit anders zu empfinden als im Falle einer objektiv richtigen Vorstellung. Niemals wären dann falsche Urteile „im besten Glauben" gefällt worden, keiner Irrlehre wäre geglaubt, keine falsche Rechnung aufgestellt, keine Maschine fehlerhaft konstruiert worden. Die Geschichte der Menschheit wäre frei geblieben von allen Irrtümern in der Beschreibung der Naturerscheinungen, von all den philosophischen Systemen, die von ihren Urhebern im selbstgewissen Gefühl objektiver Wahrheit uns beschert wurden; und dennoch wäre das Leben voller Qualen gewesen für ein Geschlecht, das in unablässigem Grübeln die Wahrheit und

Digitized by Google

die nur durch sie zu erlangende Ruhe der Gewißheit suchen müßte. Wohl uns, die wir als gewiß empfinden dürfen, auch was nicht wahr ist.

Offenbar ist das Gefühl der Gewißheit, so wie es uns wirklich zu Gebote steht und mit dem die Psychologen sich noch so wenig beschäftigt haben, obwohl es ihnen einen Schlüssel liefern könnte für das Verständnis mancher Seiten der menschlichen Geistesentwicklung, ein wichtiger Träger unsers geistigen Lebens. Es spielt für unsre Psyche eine ähnliche Rolle wie für den Körper das Knochengerüst. Menschen, die nur schwer zum Gefühl der Gewißheit gelangen, sind unentschlossen, energielos, von widerstreitenden Urteilen hin und her geworfen, und wer gar, augenblicklich oder dauernd, unfähig zur Empfindung der Gewißheit ist, pflegt ohne weiteres als psychisch krank betrachtet zu werden.

Das Gefühl der Gewißheit ist gleichsam der Magnet, der dem handelnden Menschen die Richtung der subjektiven Wahrheit angibt, deren er zum Handeln bedarf. Aber so wie die Richtkraft des Magneten mancherlei schwer übersehbaren Einwirkungen ausgesetzt ist, und so wie er seine Richtung im Weltraum fortwährend ändert mit der Drehung und Bewegung der Erde, so daß er zur Orientierung im Raume der Gestirne untauglich ist, so leitet auch das Gefühl der Gewißheit den Menschen keineswegs zur sicheren Erkenntnis der Wahrheit.

Was ist aber Wahrheit? Wir Menschen, die wir mit dem trügerischen Gefühl der Gewißheit begabt sind und die wir dennoch keine Erkenntnis anzuerkennen vermögen, wenn sie nicht von eben diesem Gefühl der Gewißheit begleitet ist, müssen uns mit unsern Ansprüchen an Wahrheit sehr bescheiden. Wahr sind einfach alle diejenigen von uns als gewiß empfundenen Erkenntnisse, gegen die vernünftigerweise auch von andern nichts eingewendet werden kann. Um das recht deutlich einzusehen und als gewiß zu empfinden, erlaube mir der Leser eine kleine psychologische Zwischenbemerkung.

Jedermann führt heute das Wort „Psychologie" im Munde; in jedem Roman, in jedem Zeitungsartikel werden psychologische Probleme gestreift, und es könnte deshalb fast abgeschmackt erscheinen, hier psychologische Begriffe nicht als bekannt vorauszusetzen. Aber wie mit allen sehr allgemeinen Begriffen, kommt man auch mit psychologischen nicht weit, wenn man nicht von Fall zu Fall deutlich festsetzt, was man eigentlich darunter verstehen will. Die Psychologie beschäftigt sich mit den geistigen Lebensäußerungen des Menschen und sucht ihre Gesetzmäßigkeiten zu ermitteln. Aber manche Psychologen legen psychologische Gesetze, die sie eigentlich erst ermitteln wollen, schon von Anfang an ihren Schlüssen zugrunde, die sogar, genau betrachtet, oft nur gezogen werden, um das, was man schon vorher zu wissen glaubte, wahrscheinlicher zu machen. Diese Psychologen sind oft sehr gelehrte Menschen, die mit tiefen und schweren Gedankenspekulationen arbeiten, in denen sie ihre Befriedigung finden; sie sind auch nicht selten sehr geistreiche Menschen, und wenn auch ihre Lebensarbeit nur von wenigen gewürdigt und verstanden zu werden pflegt, die sich durch eine angeborene Verwandtschaft der geistigen Qualitäten zu ihnen hingezogen fühlen, so fallen doch von ihrem Arbeitstische viele Gedankensplitter ab, die von der Menge gern aufgelesen und zu allerlei Schmuckwerk in Literatur, Kunst und Leben mit Vorteil und Genuß verwertet werden.

Dagegen ist eine andre Psychologie, die erst in unsrer Zeit und nicht ohne Anschluß an den Triumphzug exakter Naturbetrachtung entstand, sehr viel weniger erhabener Art. Sie betrachtet das geistige Leben des einzelnen Menschen und der Menschheit gleichsam als ein bio-zoologisches Problem. Sie sucht den im Bewußtsein des Menschen unmittelbar vorhandenen, d. h. noch von keiner Abstraktion bearbeiteten Gegenstand der Erfahrung zu beobachten und in möglichst einfacher Weise zu beschreiben. Da der Mensch den natürlichen und für das praktische Leben unentbehrlichen Hang hat, einerseits jede in sein Bewußtsein tretende sinnliche Vorstellung sofort reflexiv und selektiv zu verarbeiten, anderseits aber sich der mit jeder Vorstellung verbundenen Gefühle überhaupt nicht als Gegenstand der Erfahrung bewußt zu werden, sondern sie unmittelbar

Digitized by Google

als Motive für neue Vorstellungen auf sich wirken zu lassen, so ist jene unbefangene Beobachtung der sog. inneren Erfahrung eine den Menschen gleichsam wider die Natur gehende Vorstellung. Dies erklärt es, daß die ganze spekulativ so hervorragende Philosophie des Altertums, und noch viel mehr die scholastische Philosophie des Mittelalters und ihre bis in die Gegenwart reichende Nachfolge, dem Problem der unbefangenen Betrachtung der inneren Erfahrung fast gänzlich fern geblieben ist. Und doch gibt es im Grunde keine leichter zu erlernende und bequemer auszuübende Wissenschaft als die „reine" Psychologie. Denn da der Mensch Subjekt und Objekt dieser Naturbetrachtung ist, so hat jedermann seinen psychologischen Handapparat und eine unerschöpfliche Quelle psychologischer Beobachtungen stets bei sich.

Das heute nicht mehr bestrittene Fundament der modernen Psychologie bildet nun die Erkenntnis, daß in jedem Augenblick der gesamte Inhalt des menschlichen Bewußtseins sich aus zwei wesentlich verschiedenen Elementen zusammensetzt, die man als Vorstellungen und Gefühle sprachlich zu unterscheiden pflegt. Wenn ich einen musikalischen Ton höre, so habe ich außer der Tonempfindung, welche der Höhe, Stärke und Klangfarbe des Tones entspricht, von allen Menschen in derselben Weise empfunden wird und als Vorstellung einer eindeutigen und exakten Beschreibung zugänglich ist, stets auch Gefühle der Lust oder der Unlust, der Spannung oder der Lösung, der Erregung oder der Beruhigung, kurz jene Gefühle, die, mit allen sinnlichen Vorstellungen verbunden, bei Tonvorstellungen besonders kräftig sind und die Macht der Musik über das menschliche Gefühlsleben in psychologische Formeln bringen lassen. Diese Gefühle also, die zwar mit jeder Vorstellung, möge sich diese nun auf eine optische Erscheinung oder auf eine mathematische Betrachtung oder auf eine logische Begriffsbildung beziehen, verbunden sind, heißen eigentliche Gefühle. Die Vorstellungen dagegen beziehen sich stets auf zeitliche und räumliche Formen, und umgekehrt treten alle von uns in Zeit und Raum empfundenen oder gedachten Erfahrungen in Form von Vorstellungen in unser Bewußtsein.

Wenn uns nun die alltägliche Erfahrung lehrt, daß manche unsrer Vorstellungen von einem Gefühle begleitet werden, das uns, solange wir uns seiner Herrschaft unterwerfen, von der Richtigkeit jener Vorstellungen überzeugt, daß aber die spätere Nachprüfung solcher von uns als richtig oder gewiß empfundener Vorstellungen sehr häufig deren objektive Unrichtigkeit ergibt, so sehen wir ein, daß unsre Gefühle uns überhaupt keine absolut richtigen Erkenntnisse vermitteln, weil wir nicht fühlen können, ob die gegenwärtig von uns als gewiß empfundenen Vorstellungen auch zu andrer Zeit und im Bewußtsein andrer Menschen das Gefühl der Gewißheit auslösen. Und dennoch bedürfen wir des Gefühls der Gewißheit, um irgendwelche Vorstellungen als richtig erkennen zu können; hat doch z. B. der Schüler, der beim Lösen einer geometrischen Aufgabe die richtige Lösung „zufällig" anwendet, ohne ihren Zusammenhang zu übersehen, keineswegs das Gefühl der Gewißheit, daß er wirklich die richtige Lösung gefunden hat.

Objektive Gewißheit können wir also nur erlangen, wenn die vom Gefühl der Gewißheit begleiteten räumlichen und zeitlichen Vorstellungen zu jeder Zeit und von jedem andern vernünftigen Menschen nachgeprüft und ebenfalls als gewiß empfunden werden. Da Raum und Zeit nur auf endliche Erstreckungen hin vorgestellt und ausgemessen werden können, so sind unsrer Wahrheitserkenntnis sehr viel engere Grenzen gesetzt, als es die scheinbare Unergründlichkeit und Unermeßlichkeit der Gewißheitsgefühle uns vortäuscht.

So sieht der naive Mensch im Gefühl der Gewißheit den untrüglichen Führer zur Wahrheit, der philosophisch besonnene Mensch aber in dem gleichen Gefühle den verdächtigen Führer, der mißtrauisch überwacht werden muß und von dem man weiß, daß er uns die Pforte zur Erkenntnis erhabenerer Wahrheiten, als sie im endlichen Raum und in der endlichen Zeit uns erblühen, gleichsam auf höheren Befehl für immer verschlossen hat.

Digitized by Google

Der naive Mensch vermag das Licht seiner Ueberlegung stets nur von einem Standpunkte aus auf die in seinen Gesichtskreis tretenden Vorstellungen zu werfen; wenn er die Widersprüche, die er von dort sieht, geordnet hat, überkommt ihn das beruhigende Gefühl der Gewißheit, aus dem heraus er entschlossen handelt und — sündigt. Der Philosoph dagegen beleuchtet sein Vorstellungsfeld von verschiedenen Standpunkten aus; er überlegt, ob auch andre das als gewiß empfinden werden, was ihm jetzt als gewiß erscheint, und ob er selbst zu andern Zeiten die Gewißheit von heute voraussichtlich anerkennen wird. Der Philosoph braucht so längere Zeit, um das beruhigende Gefühl der Gewißheit zu erhalten, das darum nicht aufhört, an sich trügerisch zu sein.

So führt die Untersuchung der in unsrer inneren Erfahrung gegebenen Gewißheitsgefühle gleichsam mit einem Schritt bis zur Grenze menschlicher Erkenntnis. Was jenseits der endlichen, in Zeit und Raum geordneten Erfahrung liegt, liegt auch jenseits unsrer Erkenntnis. Geordnete Erfahrung und Wissenschaft fließen in einen Begriff zusammen, und alle, sehnsüchtig über jene Grenze hinaus verlangenden Fragen sind der Ausdruck von Gefühlen, welche durch die Wissenschaft sicherlich nicht befriedigt werden können; der Philosoph, der ihrer nicht durch Resignation Herr wird oder es verschmäht, im religiösen Glauben ihre Lösung zu suchen, schließt die Augen und macht einen Sprung in die — Metaphysik.

Paul Gast.

Literarische Berichte

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Heft 57—62. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

Im 57. Heft dieser vortrefflichen Flugschriftenreihe handelt Rich. Kiliani über den „deutsch-englischen Wirtschaftsgegensatz". Er schildert zunächst den schon seit Jahren von England geführten mehr oder weniger offenen Kampf gegen den deutschen Handel und Unternehmungsgeist, weist dann die Gegensätze im deutschen und im englischen Wirtschaftsleben auf und zeigt endlich, wie gut die beiden Völker neben- und miteinander gedeihen könnten, wenn nicht Neid und monopolistischer Weltmachtdünkel die Engländer verblendet hätten. Die kleine Schrift wird jeden Leser in dem Glauben bestärken, daß wir einen guten Kampf kämpfen und daß wir nach rühmlichem Kriegsende auch im Frieden weiter siegen werden über Neid und Intrigen. — Theodor Heuß gibt im 58. Heft unter dem Titel „Kriegssozialismus" einen zusammenfassenden, klaren Ueberblick über all die so verschiedenartigen Neubildungen, die der Krieg bei uns in Deutschland, dem klassischen Land der Organisation, ins Leben gerufen hat, und prüft sie auf ihre dauernden Eigenschaften hin. Besonders interessant ist die Behandlung der Frage, ob und wie weit künftig unsre Friedenswirtschaft sich bewußter als bisher unter dem Gesichtspunkt eines möglichen Krieges einrichten muß. Das hier angeschnittene Thema der „Vorratswirtschaft" ist sicher für unsre Zukunft von außerordentlicher Bedeutung. — „Belgier und Balten" betitelt sich das 59. Heft, das einen der besten Vorkämpfer des Deutschtums, Moeller van den Bruck, zum Verfasser hat. „Belgier und Balten": die ganze räumliche und geschichtlich-politische Weite der nationalen Zukunftsprobleme, vor die unser Volk sich durch den Weltkrieg gestellt sieht, ist mit diesen Worten angedeutet. Ohne auf politische Einzelheiten einzugehen, die dem endgültigen Ergebnis des Kriegs vorgreifen würden, bringt er in die großen Zusammenhänge der Geschichte, der Kultur und Rasse ein und entläßt uns mit der Zuversicht, daß die deutsche Nation und das germanische Wesen, wenn sie die großen Aufgaben, die ihnen jetzt erwachsen, in ihrer ganzen Bedeutung und Tiefe erfassen, aus der ungeheuren Prüfung, die wir jetzt zu bestehen haben, groß und stark hervorgehen werden, reif für die Erfüllung der welthistorischen Mission, zu der uns das Schicksal bestimmt hat. — „Müssen Deutsche und Polen sich immer befehden?" fragt Prinz Olgierd Czartorysski im 60. Heft. Nach etwas längerem Verweilen bei den bisherigen Gegensätzen läßt er keinen Zweifel, daß diese bei gutem Willen auf beiden Seiten in der Zukunft wohl beseitigt werden könnten. — Die Neutralität der Schweiz ist eines der politischen Probleme, die uns das große Völkerringen besonders nahegerückt hat. Sie bildet das eigentliche Thema in der Schrift von Jakob Schaffner, „Die Schweiz

Digitized by Google

im Weltkrieg" (Heft 61). Schaffner gehört zu den „deutschschreibenden" Dichtern der Schweiz, die sich durchaus klar darüber sind, daß die starken Wurzeln ihrer Kraft im deutschen Kulturboden liegen. Das gibt bei aller Objektivität, bei überzeugtem Festhalten am Ideal der politischen Unabhängigkeit seiner Darstellung, die welt- und kulturgeschichtlich immer in die Tiefen der Zusammenhänge geht, einen starken, männlichen Ton, der in Deutschland den Widerhall sympathischer Zustimmung wecken muß. — Ueber „den Krieg und die deutsche Musik" handelt Franz Bachmann im 62. Heft. Ihm ist die deutsche Musik der höchste, charaktervollste Ausdruck für das Innerste der deutschen Seele, die Jahrhunderte seit Luther hindurch; Weckerin und Zeugin zugleich all der guten und starken Eigenschaften, die uns, nach den Großtaten des deutschen Geistes, das Deutsche Reich geschaffen haben, die es im Kampf gegen eine ganze Welt nicht untergehen ließen und es nach Friedensschluß einer neuen großen Entwicklung entgegenführen werden.

Bernhard v. Hindenburg, Paul v. Hindenburg. Ein Lebensbild. Berlin, Verlag von Schuster & Loeffler. Preis geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.

Einer besonderen Empfehlung bedarf dieses in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitete Buch nicht mehr. Schlicht, wie es dem Wesen des großen Feldherrn entspricht, erzählt der Verfasser die Lebensgeschichte Hindenburgs und macht uns namentlich mit vielen charakteristischen Zügen aus seiner Jugendzeit und der Geschichte seiner Familie bekannt. Die großen Taten des Feldherrn kennen wir ja alle, d. h. in vollem Umfange noch lange nicht. Diese zu würdigen bleibt einem größeren Werke nach dem Kriege vorbehalten. H.

England und der U-Boot-Krieg. Von Hans Steinuth. Preis M. 1.20. — **„Lusitania".** Von Hans Steinuth. Preis M. 1.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Beide Schriften entstammen der Feder eines genauen Kenners der Verhältnisse. Sie bieten eine übersichtlich, kurz zusammengefaßte Verarbeitung des gewaltigen Materials, das sich in der deutschen, neutralen und feindlichen Presse über einen der interessantesten Teile der gegenwärtigen Kriegführung findet. Die Broschüre „England und der U-Boot-Krieg" geht bis zum Eintritt der „Lusitania"-Katastrophe und weist schon für die kurze Zeit der Dauer des U-Boot-Krieges nach, daß das deutsche U-Boot der englischen Schiffahrt und Volkswirtschaft schwere Schäden zugefügt und es erreicht hat, daß Englands Ansehen bei den Völkern als unumschränkte Beherrscherin der Meere erheblich abzubröckeln begann. Die andre Schrift ist dem „Lusitania"-Fall gewidmet, die neben den historischen Vorgängen (Warnung, Untersuchung usw.) auch die rechtlichen Fragen über Bewaffnung usw., und vor allen Dingen die Folgen eingehend beleuchtet. Eine Reihe sorgfältig ausgewählter Sammlungen von Pressestimmen ergänzt und beweist die Ausführungen des Verfassers. In beiden Schriften sind die verschiedenen amtlichen Dokumente, die in Sachen des U-Boot-Krieges und im besonderen des „Lusitania"-Falles zwischen den einzelnen Nationen gewechselt wurden, im Wortlaut mitgeteilt.

Deutschland und der Weltkrieg. Herausgegeben von Otto Hintze, Friedrich Meinecke, Hermann Oncken und Hermann Schumacher. Preis geh. M. 7.—, geb. M. 9.— Feldpostausgabe in zwei Hälften geh. M. 7.— Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

„Der Band, den wir hiermit vorlegen, sucht die Stellung der am Kriege Beteiligten, wie sie auf der Grundlage sorgsamster Studien uns erscheint, zur Darstellung zu bringen. Er schildert ferner Vorgeschichte und Ausbruch des Krieges und kennzeichnet auch den „Geist des Krieges" in einigen Hauptzügen." So heißt es in der Vorrede der Herausgeber, und wir brauchen dem zur Charakterisierung des Buches eigentlich nichts hinzuzufügen und nur zu wünschen, daß das Buch weite Verbreitung und viele Leser finden möge. Unsre Gegner können sich nicht genug tun im Hetzen und Lügen, die niedrigsten Mittel sind ihnen gerade gut genug, um oberflächliche Leser zu beeinflussen und gegen die „Barbaren" aufzubringen. Gottlob, wir verschmähen dergleichen, und wie ganz anders ist denn auch dieses Buch! In ihm haben außer den Herausgebern noch eine ganze Reihe namhafter Gelehrter und Staatsmänner, wir nennen nur Professor Delbrück, Professor v. Schmoller, Staatssekretär Solf, Professor Marcks und Professor Hintze, die Hauptfragen des Krieges behandelt. In ruhiger objektiver Art und mit den Mitteln der Wissenschaft. Es ist eine Freude, den Auseinandersetzungen der hervorragenden Männer folgen zu können, und wir wiederholen es: das Buch möchte viele Leser finden!

Paul Wilhelm v. Keppler, Leidensschule. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. Preis geh. M. 1.50, geb. M. 2.40.

Der außerordentliche Erfolg, den Bischof v. Keppler mit seinem Buche „Mehr Freude" errungen hat, erweckte in vielen Lesern den Wunsch, der Verfasser möchte in ähnlicher Weise auch das Leid, den steten Begleiter irdischer Freude und Lust, behandeln. Diesen Wunsch hat der Verfasser nun erfüllt und aus Anlaß des Krieges, des größten aller

Digitized by Google

Schmerzenbringer, das vorliegende Buch geschrieben. In kurzen, ebenso fein geprägten wie formschönen Denksätzen behandelt er das Leiden in seiner verschiedenartigen Gestalt, seine schlimmsten Ursachen und heilsamsten Wirkungen, die sichersten Trostquellen und die beste Art seiner Ueberwindung. Das Buch ist wie kaum ein andres dazu geeignet, den vielen Tausenden, die unter den schweren Schlägen des Krieges verzweiflungsvoll zu erliegen drohen, Trost und Frieden und neuen Lebensmut zu bringen. H.

Zeppelin, der Mensch, der Kämpfer, der Sieger. Bunte Bilder von gestern und heute. Herausgegeben von Dr. Adolf Saager. Preis geh. M. 2.—, geb. M. 3.—. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Wie mancher hat seinerzeit geringschätzig gelächelt, wenn von Zeppelins Erfindung die Rede war. Als dann aber erreicht war, was der Graf in jahrelangem hartem Mühen erstrebt hat, wie sind uns da die Augen aufgegangen! Und heute weiß jedes Kind, was uns Graf Zeppelin ist und welche Bedeutung seine Erfindung für den gegenwärtigen Krieg hat. Er bedeutet für uns aber noch mehr! Das Zeppelinsche Echterdingen war der Auftakt für 1914! Zeppelin wurde durch Echterdingen zum Wiedererwecker des deutschen Nationalgefühls! Deshalb feiern wir ihn auch als Erfinder und Nationalheld. In dem vorliegenden Buche ist das Hauptsächlichste zusammengetragen, was über Zeppelin geschrieben worden ist: Anekdotisches, Charakteristisches über seine Person und sein Werk, über seine Jugendzeit und seine Schicksale, seine Heldentaten in drei Feldzügen, seine Mißerfolge und seine Triumphe. Auch über die Tätigkeit der Zeppelinluftschiffe in Feindesland wird berichtet. Wir machen auf das Buch besonders aufmerksam, es ist vielleicht eines der inhaltreichsten über „unsern Zeppelin".

Adolf Matthias, Bismarck, sein Leben und sein Werk. Mit vier Bildnissen. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Auf dieses Buch möchten wir, gerade im Hinblick auf die gegenwärtige Zeit, ganz besonders aufmerksam machen. Es bietet trotz seines verhältnismäßig geringen Umfanges sehr viel, betont dasjenige, was wir dem Eisernen Kanzler alles verdanken, und bringt uns auch den Menschen Bismarck näher. Wie stände es mit Deutschland heute, wenn wir Bismarck nicht gehabt hätten? Das läßt sich gar nicht ausdenken. Die Bewunderung von Bismarcks Werk und die Dankbarkeit haben denn auch dem Verfasser die Feder geführt, er hat uns ein mit warmem Herzen geschriebenes Lebensbild des großen Mannes geschenkt und dessen Verdienste bewundernd gewürdigt, ohne dabei die geschichtliche Treue jemals beiseite zu schieben. Wir haben das Buch mit großer Freude gelesen und wünschen ihm eine recht weite Verbreitung — es ist das Buch, das gerade jetzt gelesen werden muß. H.

Deutsche Art. Uns zur Ehre — den andern zur Lehre! Herausgegeben von Horst Schöttler. C. F. Amelangs Verlag in Leipzig. Preis geb. M. 3.—.

Unter den vielen Büchern, die aus Anlaß des Krieges herausgekommen sind, nimmt dieses eine besondere Stelle ein. In ihm ist in einer vortrefflichen Auswahl zusammengefaßt, was je von großen Deutschen in herrlichen vaterländischen Gedanken ausgesprochen, geschrieben und gedichtet wurde. Wir finden Aussprüche und Verse von deutschen Dichtern und Gelehrten, von Kaiser Wilhelm, Bismarck, Luther, Fichte, Beethoven, Karl Schurz usw., und auch die Perlen des deutschen Volksliedes sind in feiner Auswahl vertreten. Deutsche Art — das Buch heißt nicht umsonst so. Das, was unsre größten Geister gedacht haben, es wird gerade in der jetzigen Zeit einen lebendigen Widerhall finden im ganzen deutschen Volke, denn der Deutsche versteht heute mehr denn je, was deutsche Art ist.

Conrad Bornhak, Preußisches Staatsrecht. 2. Auflage. 3 Bände. Berlin 1911—1914. Verlag von Alfred Langewort.

Die wissenschaftliche Bearbeitung des preußischen Staatsrechts ist gegenüber derjenigen des Reichsstaatsrechts entschieden ins Hintertreffen geraten. So entbehrte das preußische Staatsrecht bisher sogar einer abgeschlossenen, dem neuesten Stande der Rechtsentwicklung entsprechenden Gesamtdarstellung. Diese empfindliche Lücke hat der Berliner Staatsrechtslehrer Bornhak durch die Neubearbeitung seines Staatsrechts nunmehr in dankenswerter Weise ausgefüllt. Sein Lehr- und Handbuch umfaßt sowohl das Verfassungs- wie das Verwaltungsrecht. Der 1. Band enthält außer der Verfassungsgeschichte die allgemeinen Lehren und das geltende Verfassungsrecht, Band 2 den allgemeinen Teil des Verwaltungsrechts (Beamtenrecht, Behördenorganisation und Verwaltungsrechtsschutz), Band 3 den besonderen Teil, d. h. das Recht der einzelnen Zweige der Verwaltung. Das Werk zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß es mit Vollständigkeit und wissenschaftlicher Gründlichkeit Gemeinverständlichkeit der Darstellung verbindet. Es ist nicht nur für Gelehrte und Fachleute geschrieben, sondern ein Buch, das auch Laien angelegentlich empfohlen werden kann, weil es im besten Sinne der Forderung gerecht wird: Volksrecht, nicht Juristenrecht!

Prof. Dr. Friedrich Giese.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Heft 57: Borckenhagen, Dr. Fritze, National- und handelspolitische Bestrebungen in Deutschland und die Anfänge Friedrich Lists (1815—1822). Berlin, Dr. Walther Rothschild. M. 2.60.

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 482: Wettstein, O., Die Schweiz. Land, Volk, Staat und Wirtschaft. Bd. 485: Pfannkuche, A., Staat und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis seit der Reformation. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. je M. 1.25.

Charmatz, Richard, Zarismus, Panslawismus, Krieg! Wien, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky. M. 1.—.

Darsow, Erich, Schuld und Schicksal. Drei Bühnenwerke. Leipzig, Bruno Volger. M. 4.—.

Dette, Erwin, Friedrich der Große und sein Heer. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. M. 2.80.

Deutsche Kriegsklänge 1914/15. Ausgewählt von Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg. 3. Heft. Leipzig, K. F. Köhler.

Die Gedenkblätter für Gefallene. München, Georg D. W. Callwey. 60 Pf.

Eckhel, Anna Hilaria v., Im Karst. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Fester, Richard, Die Genesis der Emser Depesche. Berlin, Gebrüder Paetel. M. 4.—.

Historische Bibliothek. Bd. 35: Ebbinghaus, Therese, Napoleon, England und die Presse (1800—1803). M. 5.—. Bd. 36: Troeltsch, Ernst, Augustin, die christliche Antike und das Mittelalter. M. 5.50. München, R. Oldenbourg.

Kerschensteiner, G., Charakterbegriff und Charaktererziehung. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.60.

Krauter, Josef, Franz Freiherr von Ottenfels. Beiträge zur Politik Metternichs im griechischen Freiheitskampfe 1822—32. Salzburg, Anton Pustet. M. 6.—.

Lampe, Prof. Dr. Felix, Große Geographen. Bilder aus der Geschichte der Erdkunde. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 4.—.

Mertens, M., Historisch-politisches ABC-Buch. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Geb. M. 3.40.

Michael, Wolfgang, Englands Politik und der Krieg. Ein Vortrag. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 80 Pf.

Pfeilschifter, Dr. Georg, Religion und Religionen im Weltkrieg. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. M. 1.40.

Polenlieder deutscher Dichter. Lemberg, Bernard Poloniecki.

Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart. Praktische Bibelerklärung. 7. Heft: Aner, Dr. Karl, Die Apostelgeschichte. 50 Pf. 15./16. Heft: Eißfeldt, Lic. Otto, Krieg und Bibel. 17./18. Heft: Titius, D. Arthur, Unser Krieg. Ethische Betrachtungen. Tübingen, J. C. B. Mohr. Je M. 1.—.

Sammlung Göschen. Bd. 746: Bleicher, Prof. Dr. Heinrich, Statistik. Bd. 754: Dietel, Dr. Reinhard, Deutsche Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts bis Klopstock. III. Drama. Berlin, G. J. Göschensche Verlagshandlung. Geb. je 90 Pf.

Sammlung Kösel. Bd. 79: Seidenberger, Dr., Kleine Bürgerkunde in systematischem Aufbau. Bd. 80: Deutinger, Martin, Ueber das Verhältnis der Poesie zur Religion. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Gebunden je M. 1.—.

Sombart, Werner, Händler und Helden. Patriotische Besinnungen. München, Duncker & Humblot. M. 1.—.

Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 7. Bd. Heft 1: Bücher, Karl, Das städtische Beamtentum im Mittelalter. Heft 2: Stieda, W., Krieg und Sozialpolitik. Leipzig, B. G. Teubner. Je 80 Pf.

Weltkultur und Weltpolitik. A. O. Meyer (Kiel), Deutsche Freiheit und englischer Parlamentarismus. Heft 2. Preis 50 Pf. Kurt Wiedenfeld, Antwerpen im Völkerverkehr und Welthandel. Heft 3. Preis 75 Pf. München, F. Bruckmann A.-G.

Wolters, Friedrich, Geschichte der brandenburgischen Finanzen in der Zeit von 1640—1697. Darstellung und Akten. 1. Teil. Zweiter Band. Die Zentralverwaltung des Heeres und der Steuern. München, Duncker & Humblot. M. 20.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Oeffentliche Meinung

Unser geschäftiges Zeitalter steigert von Jahr zu Jahr die Beteiligung des Volks am öffentlichen Leben. Daher ist es eine natürliche Folgeerscheinung, daß auch die Meinung des Volkes oder — wie alle Sprachen der Welt sie heute nennen — die öffentliche Meinung an Bedeutung gewinnt. Indes, der wahre Volksfreund gibt sich längst Rechenschaft von der Schwierigkeit, ein zuverlässiges Organ des Volkswillens und Volksurteils zu finden, und fragt zweifelnd: Ist die „öffentliche Meinung" wirklich der Ausdruck der Meinungen des Volkes? Denn die Wege, welche die moderne Zivilisation gewiesen hat, um diese Meinungen klarzustellen, haben selten Klarheit gebracht, wohl aber häufig ins Dunkel geführt, in schlimmeren Fällen in Abgründe, aus denen das irregeleitete Volk um Hilfe und Rache schreit. — Eine ebenso beklagenswerte wie leicht zu erklärende Erscheinung. Denn nachdem das Zeitalter der Demokratie dasjenige des Absolutismus abgelöst hatte, trat, besonders in denjenigen Ländern, in welchen die radikalsten Umwälzungen stattgefunden hatten, ein starkes Mißtrauen gegen Regierung und Regierende zutage; man wollte sich ihrer Führung nicht gern anvertrauen; anderseits konnte man sich doch nicht verhehlen, daß auf plebiszitärem Wege nur in den seltensten Fällen die praktische Möglichkeit gegeben war, den Willen des Volkes zu erfahren, und mußte seine Zuflucht zum repräsentativen System nehmen. Wem aber wurde diese Vertretung anvertraut? Doch nur zum kleineren Teil den erwählten Volksvertretern, den Abgeordneten. Die eigentliche, die tägliche Vertreterin des Volkswillens, der „öffentlichen Meinung" wurde die Presse. Richard Wagner, der angebliche Barrikadenkämpfer von 1848, dem niemand reaktionäre Gelüste vorwerfen wird, hat über diese Form der Vertretung sehr bittere Worte gefällt. Er sagt: „Mit der Erfindung der Zeitungen, seit dem vollen Aufblühen des Journalwesens, mußte der gute Geist des Volkes sich gänzlich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen. Denn jetzt herrschen nur noch Meinungen, und zwar „öffentliche"; diese sind für Geld zu haben wie die öffentlichen Dirnen. Wer eine Zeitung sich hält, hat neben der Makulatur noch ihre Meinung sich angeschafft. Er braucht nicht mehr zu denken noch zu sinnen; schwarz auf weiß ist bereits für ihn gedacht, was von Gott und der Welt zu halten sei." Ohne die Uebertreibung, die in diesen Worten liegt, sich zu eigen zu machen, muß man doch zugeben, daß sie den Finger auf die Wunde legen. Denn der hinter der Zeitung stehende Volksführer — wir besitzen kein deutsches Wort, welches den „Journalisten" oder „Publizisten" ersetzt — hat nun die Aufgabe übernommen, Führer und Organ zu gleicher Zeit zu sein, und diese

Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Stellung leider mißbraucht. Zum Unterschied vom Staatsmann sagt er nicht, was dem Volke frommt, sondern was ihm gefällt, und — merkwürdige Wechselwirkung — weil er nur sagt, was gefällt, führt er nun unmerklich seine Leserwelt auch dahin, wohin es ihm gefällt. Denn was gefällt denn dem Leser? Nicht die Wahrheit, denn sie ist häufig unangenehm; auch nicht die Beruhigung, denn sie ist langweilig. Nein, das wirksame Mittel, Einfluß, oder sagen wir getrost Macht, zu erlangen, auszuüben und zu erhalten, ist weder ein Heilmittel noch ein Schlafmittel, sondern der Nervenreiz — ein Mittel, welches sich als besonders empfehlenswert erweist, wenn es gilt, die Aufmerksamkeit von den heimischen Dingen ab und deshalb auf das Ausland zu lenken. An der Hand dieser Erwägung werden wir genötigt, einzusehen, daß die öffentliche Meinung, wie sie uns heute in der Presse entgegentritt, zwar gewiß nicht in allen, aber nur in allzuvielen Fällen nicht den Charakter einer Naturkraft, sondern den eines künstlichen Erzeugnisses hat, werden wir, was noch wichtiger ist, die verheerende Wirkung einer Politik ermessen, welche unausgesetzt Rücksicht auf diese öffentliche Meinung übte und verlangte. Denn nur infolge eines Herabsinkens des Niveaus der Staatsmänner konnte sich diese Wandlung vollziehen; nur weil die verantwortlichen Leiter entweder zugunsten der Volksführer entsagten oder selbst aus ihren Reihen hervorgingen, konnte die Presse des heutigen sog. Vierverbandes jene unheilvolle Rolle spielen, welche Europa in ein Kriegslager verwandelt hat. Diese Männer führten nicht mehr, sondern wurden geschoben; sie schritten nicht vorwärts, sondern glitten abwärts.

Wohl nirgends dürfte die öffentliche Meinung geringschätziger beurteilt werden als in den Redaktionsstuben. Denn hinter der Kulisse schwindet die Täuschung; dort sieht man, daß es sich nicht um Müssen und Werden, sondern um Wollen und Machen handelt. Und zwar wird nur das in Szene gesetzt, was die Einbildungskraft reizt, sei es die Verherrlichung des eignen Ich, nämlich des eignen Volkes, seien es seine Zukunftsträume, sei es die Herabsetzung, Befehdung oder Beschimpfung des Auslandes, soweit es nicht befreundet ist. Die Wirkung ist, zumal bei den erregbaren romanischen und slawischen Rassen, unfehlbar. Die Regierung aber duldet dieses Spiel, denn sie fürchtet den Verlust an Popularität und wünscht in vielen Fällen die Aufmerksamkeit von den heimischen Zuständen und ihren Schäden abzulenken; ja sie tut mehr: sie verlangt solche Rücksichtnahme auch vom Ausland, von der fremden Regierung.

Und hiermit treten wir in den pathologischen Zustand, welcher seit Jahrzehnten die Beziehungen der europäischen Mächte kennzeichnet. Vorsichtige Schonung der Geistes- und Herzensrichtung eines fremden Volkes gehört zwar mit Recht zu den unabweislichen Regeln diplomatischer Klugheit. Der Vertreter einer fremden Macht muß mit Belehrungen, Vorwürfen und Forderungen sparsam umgehen; denn gute Lehren, besonders wenn sie das Verhältnis von Regierung zu Regierten betreffen, wecken die Entgegnung: „Ueber das, was uns frommt, haben wir allein zu befinden." Vorwürfe sind Waffen, die rasch stumpf werden; Forderungen aber, wenn sie unerfüllt bleiben, verschärfen nur den Gegensatz.

Digitized by Google

Die Rücksichtnahme aber, die aus solchen Erwägungen hervorgeht, hat eine gefährliche Kehrseite. Sie führt, wenn nicht zur Anerkennung, so doch zu einem gewissen Geltenlassen der fremden Gesichtspunkte, und zwar um des Friedens willen. Denn der Friede ist nächst dem Interesse des eignen Landes der Hauptzweck der diplomatischen Tätigkeit. Auf diesem Wege führt Rücksichtnahme zu einer Verwöhnung der öffentlichen Meinung; mit der Verwöhnung aber steigern sich die Ansprüche. Die Gefahr ernster Verwicklungen wird daher nicht beseitigt, vielmehr, obschon hinausgeschoben, nur um so unvermeidlicher gemacht.

Gibt es kräftigere Beispiele, um die Wahrheit unserer Beobachtung zu erweisen, als die Entwicklung des Panslawismus und des Irredentismus? Wir datieren den Beginn des gekennzeichneten pathologischen Zustandes von dem Tage, an welchem Alexander III. das Waffenbündnis mit der Revanche schloß. Mit dieser Tat entsprach der Zar nicht einem Bedürfnis des russischen Staates — denn von seiten der Zentralmächte, welche ihrem Wesen nach konservativ sein mußten, drohte dem russischen Reich keinerlei Gefahr, ja gegen etwaige unfreundliche Absichten hätte ein Bündnis mit ihnen weit besser geschützt —; er erfüllte auch nicht das Sehnen der russischen Volksseele — dieses Sehnen geht eher auf eine Befreiung aus den Ketten der inneren Mißwirtschaft hinaus und nimmt in den Schriften des geächteten Tolstoi jene dem Slawen eigentümliche exzentrische Form an —, sondern er gab nur dem Drängen einflußreicher Volksführer, nicht Staatsmänner nach, welche, außerstande, Heilung von inneren Schäden herbeizuführen und den Ausbau des Reiches zu fördern, die Einbildung des lesenden Volks mit unfruchtbarem Groll und mit unerfüllbaren Zukunftsträumen nährten. Wir wissen nun, wie weit diese geschäftigen Federn ihre Leserwelt zu führen wußten: Aus dem Groll über die Ergebnisse des Berliner Kongresses wurde ein fanatischer Deutschenhaß, die Verfolgung jenes Zukunftsideals aber, der Vereinigung der Slawen und Orthodoxen unter dem Schutze des Zaren, förderte die gewissenloseste Wühlarbeit gegen den Bestand eines fremden Staatswesens, welche die Welt je gesehen hat. Wohl gibt es ein russisches Zukunftsprogramm, dem auch Fürst Bismarck und mit ihm wohl jeder billig denkende Politiker wohlwollend gegenüberstand; es heißt: Zugang zum eisfreien Meer; für die ebenso praktischen wie legalen Wege aber, welche Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" zur Erreichung jenes Zieles gewiesen hat, zeigte die in Abhängigkeit von der Demagogie und ihren Schlagworten geratene russische Staatsleitung kein Verständnis, verquickte vielmehr dies militärpolitische Programm mit den Zielen des Panslawismus und der französischen Revanche und wurde damit revolutionär.

Jene verhängnisvolle Tat Alexanders III. und die mit ihr begonnene Politik, welche den Zaren, ohne daß er es gemerkt hätte, in die ebenso antideutschen wie antimonarchischen Bahnen der Demagogie drängte, hätte eine sofortige energische Frontstellung des Deutschen Reiches gerechtfertigt. Denn Rußland war nunmehr endgültig für uns verloren, aber die Hoffnung, es dennoch in Schach zu halten, um so aussichtsreicher, als England damals noch zu seinen

Digitized by Google

Gegnern gehörte. Die deutsche Politik wich aber einem so entscheidenden Schritt aus, weil sie durch Aufrechterhaltung der überlieferten Beziehungen etwaige gefährliche Wirkungen des franko-russischen Bündnisses aufzuheben hoffte, einem Manne vergleichbar, welcher den Verkehr mit einem in schlechte Gesellschaft geratenen Freund nicht aufgibt, weil er durch Aufrechterhaltung dieses Verkehrs den Abtrünnigen von dem vollen Bruch und seinen Folgen zurückzuhalten hofft. So begann von unserer Seite und von seiten Oesterreich-Ungarns jene Aera der Rücksichtnahmen, welche den geschaffenen Gegensatz nicht zu beseitigen, sondern nur zu verschleiern geeignet waren, von seiten Rußlands aber — der Ausdruck ist nicht zu hart gewählt — jenes niederträchtige Doppelspiel, welches auf der einen Seite lustig wühlte oder wühlen ließ, auf der andern die Zentralmächte an dem Seile der überlieferten monarchischen Solidarität so lange hinzuhalten verstand, bis die russischen Heeressäulen imstande waren, von Frankreich und England sekundiert, sich gegen uns heranzuwälzen. Dies Doppelspiel bestimmte auch die Wahl der Diplomaten, deren Zusammensetzung und Tätigkeit dem Grundsatz entsprach: Laß deine rechte Hand nicht wissen, was die linke tut. Zu den Diplomaten der rechten Hand rechnen wir die Grandseigneurs, welche um Vertrauen warben und es bis zu einem gewissen Grade auch verdienten; von der Hetz- und Wühlarbeit des anderen Teiles der russischen Diplomatie und ihrer Presse wußten sie in der Regel nichts und wollten sie nichts wissen; eine Fiktion, welche sehr glücklich durch das stolze Bewußtsein gefördert wird, daß man an den Stufen des Thrones steht und in diese olympische Höhe weder gemeine Handlungsweise, noch gemeiner Verdacht reichen kann. Und die Fiktion war praktisch; denn was ich nicht sehe oder nicht sehen will, brauche ich auch nicht zuzugeben, und was ich nicht zuzugeben brauche, existiert nicht. Dem in St. Petersburg lebenden Diplomaten aber teilt sich der Einfluß dieser Atmosphäre narkotisch mit, wie der Zigarettenduft, mit dem sie geschwängert ist, und lullt auch sein Gewissen so weit ein, daß es ihm allmählich immer schwerer fällt, schwarz von weiß zu unterscheiden, oder, um uns klarer auszudrücken, daß er sich mit der Zeit daran gewöhnt, nachsichtig über diese Herrschaft der Lüge zu denken.

„Lesen Sie doch nicht die Zeitungen," sagte Fürst Lobanoff einst zum deutschen Botschafter — ein typisches Beispiel jenes frivolen Doppelspiels. Zu Alexanders III. Zeiten wäre dies Wort — das wollen wir zugeben — zeitlich insofern berechtigt oder wenigstens entschuldbar gewesen, als dieser Monarch noch das Heft in Händen hatte und sein ebenso redlicher wie starker Wille — soweit wir nach Kenntnis seines Charakters mutmaßen dürfen — sich nicht dazu verstanden hätte, sich sein Recht über Krieg und Frieden von einer sog. öffentlichen Meinung entwinden zu lassen. Aber das Spiel, welches er gestattet hatte, war in so großer Nähe des Feuers, daß dies zünden mußte, sobald die Persönlichkeit verschwand, deren Veto den Wasserstrahl auf die Brandstifter richten konnte; hatte der Zar doch selbst mit dem Abschluß des fatalen Bündnisses ihnen die Zündschnur in die Hand gespielt. So wuchs die Bewegung seinem Nachfolger

Digitized by Google

über den Kopf. Aus dem Nichtbeachten wurde ein Gewährenlassen, aus dem Gewährenlassen ein Berücksichtigen und aus diesem schließlich ein Herrschenlassen — ein System, für welches man von den bedrohten Nachbarreichen Duldung verlangte — und zum Teil erreichte.

Mit der allslawischen Bewegung teilt der Irredentismus die Eigentümlichkeit, daß er sich über die Begriffe des Mein und Dein, über die Rechte fremder Staaten leichten Herzens hinwegsetzt; ja er tritt vielleicht noch unverfrorener auf als sein slawischer Bruder, und es ist schwer zu sagen, welcher von beiden unter dem Schutze einer verwöhnenden Nachsicht schlimmere Früchte getragen hat. Auch hier im konstitutionellen Italien ein ganz ähnliches Verhältnis der Regierung zur Demagogie, wie in dem autokratischen Rußland. Bei aller Anerkennung des ehrenwerten Charakters Königs Humbert kann man ihm doch den Vorwurf nicht ersparen, daß er die konstitutionelle Schablone ängstlicher beobachtet hat, als es die Verfassung notwendig machte und es dem Nutzen des Staats entsprach. Der damals ebenso dreibundfreundliche wie monarchistische Sidney Sonnino veröffentlichte einst einen Aufsatz, in welchem er die Krone ermahnte, von ihren Rechten Gebrauch zu machen. Wir wissen aus der Geschichte Italiens und andrer konstitutioneller Musterstaaten, wie es die Schwäche dieser Regierungsform ist, daß sie die Regierung in ein Abhängigkeitsverhältnis von der Demagogie hineinzieht und damit die alte Wahrheit bestätigt: Geld ist Macht. Von Frankreich aus sind diese Symptome sehr richtig eingeschätzt und die nötigen praktischen Schlüsse aus ihnen gezogen worden. Wollen die Herren Italiener diesen Zusammenhang ihrer Presse mit auswärtigen Einflüssen leugnen? Das können sie nicht. Das traurigste an der Sache aber ist, daß die nun beginnenden Werbungen um Italiens Seele nicht allein die dortigen leitenden Kreise veranlaßten, Stellung und Kraft dieses Staats zu überschätzen, sondern auch die Zentralmächte zu solcher Ueberschätzung verführten, um schließlich auf diesem Wege die Wahrheit, daß der Dreibund für Italien eine Notwendigkeit war, in die irrtümliche Meinung zu verkehren, als ob die Zentralmächte Italien nicht entbehren könnten. Also auch hier derselbe geschichtliche Entwicklungsgang: Die Regierung, ursprünglich von loyalen Absichten gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn geleitet, läßt doch der öffentlichen Meinung Spielraum. Diese aber wächst unter französischen Einflüssen zu einem mächtigen Werkzeug der Expansionisten heran. Und um der Heuchelei die Krone aufzusetzen, ist keine Rede von Nizza, Savoyen, Korsika oder Malta, sondern nur von Trient und Triest. Die Regierungen von Deutschland und Oesterreich-Ungarn sahen das wohl und machten darauf aufmerksam. Lag doch einst im Pantheon zu Rom ein Kranz, auf dessen Bande die Worte zu lesen waren: „Al compianto Rè la fedele città di Trieste.“ Solche Beispiele ließen sich beliebig vervielfältigen. Aber wenn auch in besonders krassen Fällen Genugtuung geleistet wurde, so galt doch im allgemeinen der Grundsatz und wurde auch dem Einspruch erhebenden Nachbarstaat zur Beachtung empfohlen: „Man muß den Kindern ihr Spielzeug lassen.“ Denn das Spielzeug war ja, so hieß

Digitized by Google

es, harmlos und hatte auf den großen Gang der Politik keinen Einfluß. Und so wappneten sich die Zentralmächte mit einem gewissen Gleichmut und beruhigten sich mit der Gewißheit, daß ja der König, daß ja der Minister des Aeußern noch da war, und daß die Loyalität des Einen die Bundesgenossen vor einem Treubruch, die Klugheit des Andern Italien vor einem gefährlichen Abenteuer bewahren werde. War denn das Spiel wirklich so harmlos? Hätte man es denn in Wien oder St. Petersburg ebenso leicht genommen, wenn deutsche Begehrlichkeit ihre Blicke nach Salzburg oder Riga gerichtet hätte? Ja gewiß, kindlich ist das italienische Volk und mit den Vorzügen und Schwächen des Kindes behaftet, daher aber auch mit jener Leichtgläubigkeit, welche es zum Spielball gewissenloser Wühler und Führer macht. Ein geistreicher Beobachter hat einmal gesagt: „Je mehr ich die Menschen kennen lerne, desto mehr liebe ich die Hunde." Einem ähnlichen Pessimismus möchte man Raum geben, wenn man an die große Masse des italienischen wie auch des russischen Volkes und ihr Verhältnis zu den Regierenden denkt. Hier werden zwei mit Gaben des Geistes und auch des Gemüts — ihr Familienleben zeigt dies — ausgestattete Völker von gewissenlosen Hetzern und unfähigen Staatsmännern bei dem unsittlichsten Anlaß für politische Truggebilde zur Schlachtbank geführt.

Ganz aus der gleichen auswärtigen Quelle sind die Einflüsse entsprungen, welche in England die öffentliche Meinung bearbeitet und schließlich beherrscht und verwirrt haben. In Deutschland ist man im allgemeinen geneigt, diese Einflüsse zu unterschätzen, weil wir die Geschicklichkeit der Engländer und ihre Führerrolle im Vierverband überschätzen. Der entscheidende Einfluß König Eduards, welcher die Schwenkung vollzog, und seiner englischen Helfershelfer in Presse und Beamtenkörper soll nicht geleugnet werden. Aber es heißt doch der Geschichte Gewalt antun, wenn man nur auf diesen Vorgang den Blick richtet, ihn aber von der Tatsache ablenkt, daß lange vor jenem Frontwechsel nicht etwa in Paris oder St. Petersburg eine von England ausgehende antideutsche, wohl aber in London eine rege französische und russische Wühlarbeit am Werke war, daß aber die Maulwurfstätigkeit des Herrn Paul Cambon und russischer Agenten erst dann Wirkung erzielte, als die englischen Annäherungsversuche an Deutschland gescheitert waren. Der gewissenhafte Geschichtsschreiber dürfte nicht in der Lage sein, die Behauptung zu widerlegen, daß die Bearbeitung der öffentlichen Meinung Englands in ihren Anfängen von auswärts gekommen ist, und daß man es getrost der politischen Unwissenheit, keiner aggressiven Gesinnung des Durchschnittsengländers zuschreiben darf, wenn der mit dem Aufkauf der großen Zeitungen beginnende und mit größter Beharrlichkeit durchgeführte Feldzug der Presse nach einem Dezennium Erfolg hatte; denn nicht heißes Blut, wie den Romanen, wohl aber Unwissenheit macht dieses Inselvolk leichtgläubig. Also die Deutschenfurcht — denn diese, nicht Deutschenhaß beherrscht den Engländer — keine Naturnotwendigkeit, sondern ein künstliches Produkt! — Und die Regierung? Sie duldet die Bewegung und reicht heimlich der Revanche und dem Panslawismus die Hand des Bundesgenossen, hintergeht damit Deutschland, aber mehr noch

Digitized by Google

das eigne Volk. Wir tun ihr zu viel Ehre an, wenn wir sie Drahtzieher nennen. War die Rechnung denn so schlau und nicht vielmehr falsch? Eine unfähige Staatsleitung wird Werkzeug der franko-russischen Demagogie und verwickelt das Land in das gefährlichste Abenteuer.

Es bedarf, um das Bild zu vervollständigen, kaum eines Hinweises auf Frankreich. Denn es ist nur allzu bekannt, wie auch die Pariser Presse nicht Organ des französischen Volkes, sondern Werkzeug einer Clique wurde. Allerdings sind die französischen Regierungskreise mit der Demagogie so stark vermengt, daß man dort kaum von einem Abhängigkeitsverhältnis reden kann. Die Demagogen und Journalisten sitzen ja selbst in der Regierung. Aber beide, Presse und Regierung, hatten einen andern Herrn, einen dritten — nämlich Rußland. Ohne diese hypnotische Abhängigkeit von der russischen Demagogie wäre es unerklärlich, wie Milliarden auf Milliarden den Götzen des Panslawismus und der Revanche geopfert werden und die französischen Rentner vertrauensvolle oder verblendete Zuschauer bleiben konnten. Verfehlt wäre die Annahme, daß die amtlichen Vertreter Frankreichs bewußt zum Kriege getrieben haben. Das trifft nur bei einem kleinen Bruchteil zu. Die große Mehrzahl war das Opfer einer Politik der inneren Unwahrhaftigkeit, welche von dem Satz ausging, daß Frankreich gegen Angriffsgelüste Deutschlands geschützt werden müsse — eine Ansicht, die aus der Tatsache, daß Deutschland der Stärkere war, einen Schein von Berechtigung entlehnte und, schon im Jahre 1875 von der Königin Viktoria gewürdigt, das Zaubermittel wurde, welches den Zaren Alexander III. später umstricken sollte. Die Unwahrheit lag, wie in die Augen springt, darin, daß diese Schauspieler die Revanche in einer Versenkung verschwinden ließen, um sich in der Rolle der Schutzbedürftigen zu gefallen. Gleichwohl hätte dies Spiel — bei dem offensichtlichen Friedensbedürfnis der französischen Nation — gefahrlos bleiben können, wenn die Handelnden sich nicht eine Hilfstruppe geschaffen hätten, deren Tätigkeit ihnen sehr bald die Rolle des Zauberlehrlings zuwies, ohne daß der alte Meister sich gefunden hätte, der die Besen in ihre Ecke verweisen konnte. Diese Hilfstruppe war die Presse — und zwar nicht sowohl die nationale als die internationale. Unfähig, die feinen Unterschiede zwischen Verteidigung und Angriff, abwehrender und drohender Gebärde zu beachten, kannte diese letztere nur eine Tätigkeit, das Hetzen. Die Bewegung zu dämpfen gelang den französischen Machthabern und Diplomaten um so schlechter, als es sich eben um eine Liga handelte, deren Kampfplatz wechselte, ja in welcher dem Panslawismus im großen Ganzen die Leitung zufiel. Die oft gerühmte enge Verbindung von französischer Diplomatie und Presse weist also insofern einen entschiedenen Mißerfolg auf, als jene, obwohl besonnener als ihre russische, rücksichtsvoller als ihre englische Kollegin, doch von ihren Handlangern wider Willen vorwärts- und einem Ausgang entgegengetrieben wurde, den sie nicht wünschte.

So ist denn die Geschichte des Vierverbandes nichts andres als die Geschichte seiner Presse. An allen Punkten dieselben Erscheinungen in etwas ver-

Digitized by Google

änderten Formen. Man läßt sich zunächst die Presse gefallen und benutzt sie hier als Ventil zur Ablenkung, dort als Spielzeug für das Volk oder auch als Werkzeug eigner Pläne. Aber diejenigen, welche die Maschinerie bedienen, machen sich unmerklich zum Herrn, sei es aus Gewinnsucht, sei es aus Ehrgeiz oder Fanatismus. Und nun verändert sich das Bild. Es heißt nicht mehr: „Hört nicht darauf", sondern: „Man muß die öffentliche Meinung berücksichtigen". Sehr schön! Wenn es nur wirklich die öffentliche, nämlich die Meinung des Volkes wäre. Doch nein, es sind nur die Ränke einer Clique, wirken aber auf das Volk als langsames Gift. Und so führt die Clique Volk und Regierung viel weiter, als diese dachten und wollten. Nur auf einen Faktor trifft dies nicht zu, den russischen Kriegsminister. Unter seiner Führung hat die russische Militärpartei nachweisbar bewußt auf den Krieg hingearbeitet. Und diese Arbeit endete mit dem Rufe an die Franzosen: „Wir sind fertig, seid ihr es auch?" Von solchem Fertigsein kann in London nicht die Rede sein. Auch hieraus sehen wir, daß die Führung in St. Petersburg lag.

Enthält nicht die Wahrnehmung, daß die öffentliche Meinung in auswärtigen Fragen in vier großen Kulturvölkern nicht etwas Gewordenes, sondern etwas Gezüchtetes darstellt, eine ernste Mahnung, auch unserseits die Schlagworte der Presse vorsichtiger Prüfung zu unterziehen, eine Mahnung auch an unsre vornehme Presse, das eigne Rüstzeug zu sichten? Denn demagogische Ausdrucksweise und politische Auffassung, mit andern Worten gesunder Menschenverstand, weichen erheblich voneinander ab. Der Demagoge fragt sich, wir wiederholen es: Was gefällt? Der Politiker: Was frommt dem Volke? Hieraus folgt alles weitere. Der Ton einer Zeitung gibt der Entrüstung kräftigen Ausdruck, und das gefällt dem Leser, besonders der Damenwelt. So entrüstet sich unsre Presse über England, etwas weniger über Italien, noch etwas weniger über Rußland und wieder etwas weniger über Frankreich. Die Berechtigung der Entrüstung sei in keiner Weise bestritten. Wo aber der Volksführer Verbrechen schildert, die öffentliche Meinung Verbrechen sieht, wird der Politiker sich fragen: Wo sind die Löcher einer Politik, die solche Enttäuschungen erleben mußte? Er wird sich vor Verallgemeinerungen hüten und daher die Bezeichnungen „England" oder „die Engländer", „Italien" oder „die Italiener" vorsichtig gebrauchen, weil er das Volk als solches nicht verantwortlich machen kann noch will, ja, er wird selbst den verantwortlichen Leitern den mildernden Umstand zubilligen, daß sie, wenn auch in Irrtümern befangen, doch das Beste ihres Landes gewollt haben. Der Volksführer wird das Kehren vor der eignen Tür vermeiden, der Staatsmann darf es nicht scheuen. Der Volksführer wird Nachrichten, die auf den Feind oder einzelne Personen in Feindesland ein vorteilhaftes Licht werfen, unterdrücken, der Staatsmann wird sie willkommen heißen. Ist der Staatsmann wegen dieser unterschiedlichen Haltung ein schlechterer Vaterlandsfreund? Mit nichten, denn er wacht auf solche Weise gegen die Gefahren moralischer Erkrankung und hält die Tür offen, durch welche wir zu normalen Friedenszuständen zurückgelangen können. Wenn die demokratische Entwicklung unseres

Digitized by Google

Zeitalters eine erfreuliche Beteiligung des Volkes an allen innern Angelegenheiten des Staates gezeitigt hat, so liegen die Dinge doch auf dem Gebiet des Auswärtigen anders. Hier im Innern hat solche Beteiligung auch Verständnis und Urteil geweckt, dort ist ein Urteil gar nicht denkbar, ohne Aufklärung seitens der Regierenden, welche allein imstande sind, Einblick in die ursächlichen Zusammenhänge zu gewähren. Besteht nicht heute auch bei uns möglicherweise ein Mißverhältnis zwischen den Tatsachen einerseits und Eindrücken und Empfindungen anderseits? Wir schlagen Rußland, die öffentliche Meinung bringt uns aber um die richtige Würdigung dieses überwältigenden Ereignisses, indem sie zum großen Teil die Ansicht vertritt, daß ja die Schwächung Rußlands im Interesse Englands liege, daß wir somit zum Teil die Geschäfte Englands besorgen. Warum verschließt man sich gegen eine andre, so naheliegende Schlußfolgerung, daß nämlich die Schwächung Rußlands ein gemeinsames Interesse Deutschlands und Englands darstellt?

Den Kampf für die Freiheit der Meere in Ehren, d. h., um diese Metapher in praktisches Deutsch zu übersetzen, den Kampf für ein von allen Nationen anzuerkennendes Seerecht; aber dieser Krieg weist uns doch noch handgreiflicher auf die deutsche Mission hin, als Wächter Westeuropas, die slawischen Umklammerungsversuche zurückzuweisen — eine Mission, die zu gelingen verspricht und von deren Gelingen unser Schicksal und Europas Kultur abhängt. Man lese P. Rohrbachs Schrift: „Rußland und wir". Fern sei es, unsere Kolonien für entbehrlich halten zu wollen. Aber ihr Nutzen wiegt doch das nicht auf, was hier im Osten auf dem Spiel stand, wiegt leicht gegen die Notwendigkeit, unsere kontinentale Vormachtstellung so stark zu machen, daß sie auch in Zukunft dem russischen Anprall Widerstand leisten kann, leicht gegen die Notwendigkeit, unserem Bundesgenossen den Rückhalt zu geben, dessen er in seiner Defensivstellung gegen die slawischen Polypenarme dringend bedarf. Um dieser Notwendigkeit willen haben wir ja zum Schwert gegriffen. Unsere Zeitungsleiter und Parteiführer sind von dem Gedanken beherrscht, daß es sich in diesem Völkerringen im letzten Ende darum handle, England die Weltherrschaft zu entreißen, und es fehlte nicht viel, so hielten sie Franzosen und Russen für harmlose Opfer einer englischen Intrige. Auch hier droht ein Schlagwort der Presse den Blick auf die Tatsachen zu trüben. Diese Weltherrschaft, welche doch, wie im Frieden die Schiffe Ballins, im Kriege die Unterseebote bewiesen haben, gewiß keine unbeschränkte sein dürfte, hat in den letzten Jahrzehnten kein Wachstum, sondern erhebliche Schmälerung erfahren. Zwischen den Tagen des Berliner Kongresses und heute liegen Ereignisse, die nur als unerhörte Zugeständnisse Englands bezeichnet werden können, die Preisgabe Marokkos an Frankreich und großer asiatischer Einflußsphären an Rußland, Zugeständnisse, welche jedem besonnenen Engländer die Frage nahelegen sollten: Wäre nicht eine Verständigung mit Deutschland billiger gewesen? Wie kommt es nun, daß diese englische Weltherrschaft erst heute gewissermaßen entdeckt worden ist, während man ihr zu Zeiten Bismarcks, als sie noch viel mehr Raum umfaßte, nicht nur keine

Digitized by Google

drohende Bedeutung beilegte, sondern sogar wohlwollend gegenüberstand? Die Antwort dürfte nicht in Bismarcks Kurzsichtigkeit oder in flottenloser Ohnmacht, sondern in der Erkenntnis zu suchen sein, daß nicht die europäische Inselgruppe, sondern das Kaiserreich Indien, welches uns gar nicht im Wege ist, die Großmachtstellung Englands ausmacht, daß somit England nicht eigentlich eine europäische, sondern vielmehr eine asiatische Großmacht ist, daher nach des großen Kanzlers eigenen Worten „Aegypten als Stützpunkt so nötig hat wie das liebe Brot", und seiner Politik, welche beharrlich Englands Pläne dort unterstützte, ohne doch im entferntesten auf eigene koloniale Ziele zu verzichten, dürfte nicht Resignation, sondern im Gegenteil die Erwartung zugrunde gelegen haben, daß England um so williger sich vom Festland und dessen Interessen ablenken lassen und Deutschland gegenüber eine freundliche Haltung einnehmen werde, je gesicherter sein Weg nach Indien bleibe. Sind es nun wirklich Tatsachen und die aus ihnen abzuleitenden Schlüsse, welche es unmöglich machen, die Lösung des deutsch-englischen Gegensatzes einmal unter diesen vor dreißig Jahren maßgebenden Gesichtspunkten ins Auge zu fassen? Haben nicht vielmehr Schlagworte das nüchterne Denken beeinträchtigt und Erbitterung und Mißtrauen in beiden Ländern so hoch gesteigert, daß die Vorstellung von jenem unabänderlichen Zweikampf vorherrscht, der nur mit der Vernichtung des einen von beiden enden dürfe? Von dieser Frage und der Entscheidung, welche die Staatslenker ihr geben werden, hängt die Zukunft Europas ab. Caveant consules! Indessen, es ist in aufgeregten Zeiten sehr beliebt, gegenteilige Ansichten mit dem Vorwurf der Flaumacherei abzutun. Deshalb sei zur Vermeidung von Mißverständnissen betont, daß mit der Anführung jenes bekannten Bismarckschen Ausspruchs in keiner Weise der Kriegführung vorgegriffen werden soll. Wir leben im Krieg mit England, und die Kriegführung möge so weit gehen, als sie will und kann. Nicht von militärischen, sondern von politischen Zielen war hier die Rede, auch sollte nicht sowohl einer vorzeitigen Verständigung mit England das Wort geredet, als vielmehr vor denjenigen gewarnt werden — und es sind ihrer gar viele — welche, geblendet von dem Gespenst der englischen Suprematie, die russische Gefahr so sehr verkennen, daß sie geneigt wären, nach dieser Seite zu Flaumachern zu werden, nämlich Russen und Franzosen einen billigen Frieden zu gewähren, nur um desto entschiedener die Front gegen Nordwest nehmen zu können. Aus welchen Erfahrungen diese Politiker ihre günstige Meinung über unsere Nachbarn schöpfen, ist schwer zu erkennen. Denn die Geschichte der letzten vierzig Jahre gibt ihren Ansichten keinerlei Berechtigung. Andere — und sie bilden vielleicht nur eine kleine Minderheit — gelangen zu anderen Schlüssen und glauben, daß Forderungen nicht darum erfüllt werden müssen, weil sie laut gestellt werden, und daß Meinungen noch nicht deshalb die richtigen sind, weil sie sich zur öffentlichen Meinung gemacht haben. Caveant consules!

Digitized by Google

Die Lage des Papsttums in dem gegenwärtigen europäischen Kriege

Von

Archivrat Dr. Lulvès (Hannover)

I.

Die diplomatischen Verhandlungen anläßlich der Besetzung Roms und des Kirchenstaates durch die Piemontesen[1])

Als 1846, nach dem Tode Papst Gregors XVI., der Kardinal Mastai-Ferretti, nunmehr Pius IX. (gest. 1878), zum Oberhaupte der katholischen Kirche erhoben wurde, da zeigte das Gebiet des Kirchenstaates noch den alten, seit Jahrhunderten wenig veränderten Bestand. Aber im Verlaufe des langen Pontifikats sollte darin, unter dem Ansturm der nationalen Einheitsbewegung auf der Apenninhalbinsel, eine durchgreifende Wandlung eintreten. In seinen sieben letzten Lebensjahren sah sich Papst Pius IX. auf den Vatikan beschränkt.

Im Frühjahr 1860 war die Romagna, die sog. Legationen mit Bologna, im Herbste desselben Jahres Umbrien und die Marken an den sich unter dem Zepter König Viktor Emanuels II. von Sardinien bildenden neuen Nationalstaat Italien verloren gegangen. Nur unter dem Schutze der von Kaiser Napoleon III. seit 1849 zur Verfügung gestellten französischen Besatzung verblieb dem Papste das sog. Patrimonium Petri mit Rom.

Die Regelung der römischen Frage war seit der ersten Einverleibung von Teilen des Kirchenstaates in das Reich Viktor Emanuels ein Problem für die italienischen und auch für die französischen Staatsmänner geworden. Camillo Cavour, der mit wahrer Genialität dem italienischen Einheitswerk die äußere Form gegeben, hat die Grundgedanken in seiner großen Parlamentsrede vom 25. März 1861 über die Trennung der beiden Gewalten und über den Grundsatz einer freien Kirche im freien Staate dargelegt; aus ihr mögen die Hauptsätze hier folgen:

„Ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß dies die schwierigste Frage ist, die je in einem Parlament zur Sprache kam! — Italien kann ohne Rom nicht konstituiert werden. Rom ist die natürliche Hauptstadt Italiens ... Wir müssen im Einverständnis mit Frankreich nach Rom gehen, wir müssen uns Roms bemächtigen, ohne das religiöse Bewußtsein von 200 Millionen Katholiken

---

[1]) Die Ereignisse bei dem freiwilligen Eintritt Italiens in den europäischen Kampf gegen seine bisherigen Bundesgenossen haben den Vatikan nicht unberührt gelassen. Da drängen sich dem Verfasser dieser Zeilen, der lange in Rom gelebt und sich dort in seinen Forschungen besonders mit Papstgeschichte beschäftigt hat, historisch-juristische Betrachtungen auf, die hier niedergelegt sein mögen.

Digitized by Google

zu verletzen ... unter Erhaltung der vollen Unabhängigkeit des Papstes. Die Anwendung von Gewalt wäre beklagenswert! — Wenn es uns gelingt, die große Zahl der Katholiken zu überzeugen, daß die Vereinigung Roms mit Italien geschehen kann, *ohne daß die Unabhängigkeit der Kirche darunter leidet*, dann haben wir das Problem gelöst. Der Papst muß die Majestät seines Apostolats bewahren ... Die Unabhängigkeit des Papstes läßt sich durch die Trennung der zeitlichen von der geistlichen Gewalt erlangen, wenn die Trennung klar und bestimmt durchgeführt wird. Das Papsttum ruht auf einer viel festeren Basis, wenn es sich bloß auf sein geistliches Ansehen stützt ... Ich glaube, daß die Kirche *im Schoße des italienischen Volkes große Garantien finden wird*. Diese Garantien müssen in der Konstitution des neuen italienischen Reiches *verbrieft* werden." —

Als Napoleon III. in dem von ihm erklärten Kriege, durch die deutschen Waffen bedrängt, Anfang August 1870 die französischen Okkupationstruppen aus dem Kirchenstaate hatte zurückziehen müssen, trat die italienische Regierung der Regelung der römischen Frage im Sinne Cavours näher, und zwar vorerst durch zwei Zirkularschreiben ihres Ministers des Auswärtigen, Emilio Visconti-Venosta, vom 29. August.

Das eine, an die diplomatischen Vertreter Italiens im Auslande gerichtet, bezeichnete Italien ausdrücklich als das Land, das berufen sei, *mit der katholischen Welt die Bedingungen zur Umformung der päpstlichen Macht zu regeln* und jene seinerseits zu *beruhigen* über die *Garantien für Sicherheit und Würde des Heiligen Stuhls*, die diesem Italien *mehr* als ein andrer Staat verbürgen kann. Das Schreiben suchte entgegen einer noch am 4. August gegebenen Zusage darzutun, daß mit der Konvention vom 15. September 1864, auf welche jetzt Napoleon zurückgekommen war, die römische Frage nicht endgültig gelöst werden könne.

Diese Vereinbarung betraf die Fernhaltung jeglicher fremden Macht vom damaligen Kirchenstaat.[1]) Dazu und zur Unterlassung jedweden eignen Angriffs verpflichtete sich Italien, Frankreich hingegen zur Zurückziehung seiner Okkupationstruppen binnen zwei Jahren, nach Maßgabe der fortschreitenden Reorganisierung der päpstlichen Armee, die aber keineswegs Angriffsmittel gegen die italienische Regierung werden sollte. Die damals gleichzeitig vereinbarte Verlegung der Hauptstadt Italiens war inzwischen erfolgt (1865), und zwar von Turin nach Florenz.

Das andere Zirkularschreiben Visconti-Venostas vom 29. August, an die italienischen Missionen im Auslande gesandt, gab eine eingehende Darstellung der Verhandlungen über die römische Frage seit 1860 zwischen Italien einerseits und Frankreich bzw. der römischen Kurie anderseits. Das Dokument schloß mit der Wiedergabe einer Reihe von Vorschlägen; sie waren behufs einer Ver-

---

[1]) Ueber die näheren politischen Umstände vgl. meinen Aufsatz: „Frankreichs Widerstand gegen die letzten Einheitsbestrebungen der Italiener" (in „Deutsche Revue", April 1915).

Digitized by Google

ständigung von der italienischen Regierung bereits am 24. Januar 1868 als Modus vivendi, und in ihrer Quintessenz sogar schon 1860 der römischen Kurie unterbreitet, von dieser aber bis jetzt jedesmal abgelehnt worden. Diese Artikel, auf Grund deren sich Italien zu Unterhandlungen auch jetzt noch bereit erklärte, sicherten dem Papste die Unverletzlichkeit und alle anderen Prärogativen der Souveränität zu, ferner, einer von Napoleon III. und Cavour angenommenen Idee des Prinzen Jérôme Napoleon (1861) gemäß, das Verbleiben des leoninischen Stadtteils von Rom, zu dem auch der Vatikan gehörte, unter der vollen Souveränität und Jurisdiktion des Papstes.

Die italienische Regierung garantierte auf ihrem Gebiete: a) die Freiheit der Beziehungen des souveränen Papstes mit den übrigen Staaten, ihrer Geistlichkeit und ihren Völkern; b) die diplomatische Immunität der päpstlichen Nunzien oder Legaten bei den fremden Mächten und der fremden Repräsentanten beim römischen Stuhl. Sie verpflichtete sich, alle geistlichen Institutionen und ihre Verwaltungen, alles geistliche Eigentum dieser in Rom unversehrt zu erhalten, es keiner besonderen Steuer zu unterwerfen usw.

Von den übrigen Bestimmungen ist noch die Festsetzung einer festen und unantastbaren Dotation für den Heiligen Stuhl und das heilige Kollegium durch die italienische Regierung hervorzuheben. Das Zirkular schloß mit dem Vorschlage einer internationalen Verständigung auf Grund jener Artikel und mit einigen kurzen historisch-geographischen Angaben über die „Città Leonina". Daraus geht hervor, daß die Ueberlassung dieses von einer besonderen Mauer umgebenen und damals von 15000 Menschen bewohnten Stadtteils Roms an den Papst von der italienischen Regierung fest beabsichtigt gewesen ist.

Ein Weltereignis beschleunigte ihre weiteren Maßregeln: die Schlacht bei Sedan mit ihrer Folge, dem Sturze Napoleons. Wenige Tage darauf, am 7. September, als bereits die italienischen Truppen sich anschickten, die Grenze des Kirchenstaates zu überschreiten, zeigte Minister Visconti-Venosta den italienischen Vertretern im Auslande an, daß die Regierung in dem ihr passend erscheinenden Augenblick die für die gemeinsame Sicherheit des Papstes und Italiens notwendigen Punkte des römischen Gebietes besetzen werde — von einer Besetzung des ganzen Kirchenstaates, die bereits im Ministerium beschlossen war, sagte er nichts, — daß die Regierung aber nach wie vor bereit sei, sich mit den Mächten über die Sicherung der geistlichen Unabhängigkeit des Papstes zu benehmen.

Auf die Anerbietungen Italiens scheinen nur zwei Mächte zurückgekommen zu sein, und zwar zwei nichtkatholische: die Schweiz und Preußen. Von ersterer meldete der dortige italienische Gesandte, daß sie Akt genommen habe von dem Versprechen, sich mit der europäischen Diplomatie zur Sicherung der wesentlichsten Bedingungen für die Freiheit des Heiligen Vaters zu verständigen. Und Graf Bismarck schrieb am 8. Oktober 1870 dem preußischen Gesandten in Florenz, daß sein König gegenüber den katholischen Untertanen sich verpflichtet fühle, den Papst in der Wahrung seiner Würde und Unabhängigkeit als Chef der

Digitized by Google

katholischen Kirche zu unterstützen,[1]) entsprechend einer bereits am 17. September abgegebenen Erklärung.

Am Tage nach dem Erlaß des Zirkularschreibens Visconti-Venostas, am 8. September, schickte die Regierung den Grafen Ponza di San Martino als Unterhändler an die Kurie, Viktor Emanuel II. einen Brief an Papst Pius IX. Der König verweist auf die damalige Bedrohung der Monarchie und des Papsttums durch die Kühnheit und Verwegenheit der kosmopolitischen Revolutionspartei infolge des gleichzeitigen Krieges und fährt dann fort: „Als katholischer und italienischer König, als durch die göttliche Vorsehung und den Willen der Nation eingesetzter Hüter und Wächter der Geschicke der Italiener fühle ich die Verpflichtung, angesichts Europas und des Katholizismus die Verantwortlichkeit für die Aufrechterhaltung der Ordnung in Italien und die Sicherheit des päpstlichen Stuhles zu übernehmen ... In meinen Augen ist es eine unabwendbare Notwendigkeit für die Sicherheit Italiens und des Heiligen Stuhles, daß meine schon als Wacht an den Grenzen stehenden Truppen nun vorrücken und jene Positionen einnehmen, welche zum Schutze Eurer Heiligkeit und der Aufrechterhaltung der Ordnung unumgänglich notwendig sind, ... damit das Oberhaupt des Katholizismus, während es den nationalen Bestrebungen Rechnung trägt, von der Ergebenheit der italienischen Bevölkerung umgeben, an den Ufern des Tiber einen ruhmvollen und von jeder menschlichen Souveränität unabhängigen Sitz behalte."

Die Vorschläge, welche der Ueberbringer des königlichen Schreibens als Grundlage einer Uebereinkunft zwischen Italien und dem Heiligen Stuhle unterbreitete, waren die bereits am 29. August von Visconti-Venosta den Mächten mitgeteilten.

Der Papst lehnte auch diesmal sämtliche Vorschläge ab; ablehnend war ebenso seine Antwort auf den Brief des Königs. Es erfolgte der Einmarsch der italienischen Truppen in den Kirchenstaat, ihr Einzug am 20. September durch die Bresche an der Porta Pia und die Besetzung Roms, mit Ausnahme des Leoninischen Stadtteils.

Unter dem Vorwande, daß der Vatikan vor der gärenden Bevölkerung nicht sicher sei, ließ Kardinal Antonelli durch den preußischen Gesandten v. Arnim den Kommandanten der italienischen Truppen, General Cadorna, um Besetzung jenes Stadtteils ersuchen, in gleicher Weise erfolgte am 25. September auf denselben Wunsch hin die Besetzung der Engelsburg. Die Absicht der italienischen Regierung, in diesem Stadtteil die territoriale Souveränität des Papsttums zu erhalten, war damit hintertrieben. In besonderer Abstimmung entschied sich am 2. Oktober beim Plebiszit Roms auch die dortige Bevölkerung für die neue Regierung.

---

[1]) Geffcken, Die völkerrechtliche Stellung des Papstes, S. 170 (in Fr. v. Holtzendorff, Handbuch des Völkerrechts, II, 1887); eine grundlegende Untersuchung über die ganze Frage!

Digitized by Google

Der Senator Diomede Pantaleoni[1]) meinte allerdings, die Furcht vor der aufrührerischen Bevölkerung wäre bloß ein Vorwand gewesen. Die damaligen Truppen des Vatikans hätten ihrer wohl Herr werden können. Antonelli wollte nur der Welt die Gefangenschaft des Papstes beweisen, ihr damit die Notwendigkeit seiner Befreiung dartun, welche er sowie Pius IX. vornehmlich von Frankreich erhofften. Die Verantwortung für diese Behauptung muß Pantaleoni überlassen bleiben.

Den früheren Versicherungen der Regierung und des Königs entsprachen die Proklamationen, Dekret und Thronrede bei der Einverleibung des bisherigen Kirchenstaates in das Königreich. Am 9. Oktober 1870 erklärte Viktor Emanuel in Florenz ausdrücklich der römischen Deputation, die das Ergebnis des Plebiszits überreichte: „Ich verbleibe als König und als Katholik, angesichts der Proklamierung der italienischen Einheit, unerschütterlich bei meinem Entschlusse, die Freiheit der Kirche und die Unabhängigkeit des souveränen Papstes zu sichern, und mit dieser feierlichen Erklärung nehme ich aus Eueren Händen das römische Plebiszit entgegen." — Letzteres leitete die Erklärung des Anschlusses an das Königreich Italien mit der Wendung ein: „In der Gewißheit, daß die italienische Regierung die Unabhängigkeit der geistlichen Autorität des Papstes gewährleisten wird, erklären wir" usw.[2])

König Viktor Emanuels II. Worte nahmen im Kern die im Schreiben an Pius IX. zum Ausdruck gebrachte Verpflichtung für „die Aufrechterhaltung der Ordnung in Italien und für die Sicherheit des päpstlichen Stuhles" feierlichst wieder auf. Dieses unantastbare Königswort war als bindend anzusehen nicht bloß für den Rè Galantuomo, sondern ebenso für seine Nachfolger, auch für den Fall, daß Italien einmal freiwillig in den Krieg treten und wissentlich alle daraus folgenden Komplikationen sich selbst heraufbeschwören sollte!

II.

Warum ist die „Sicherstellung" des Papsttums ohne Mitwirkung der übrigen Mächte erfolgt?

Der Papst war durch die piemontesische Besetzung Roms einschließlich der Leoninischen Stadt staatenlos, war italienischer Untertan geworden.[3])

Nicht bloß um ihre früheren Zusagen zu erfüllen, sondern auch um von aller Verantwortung möglichst frei zu werden, mußte die Regierung an die Festlegung der Souveränitätsrechte, einer „Quasisouveränität", für den Papst, gemäß seiner einzigartigen rechtlichen Stellung, in irgendeiner Form denken.

---

[1]) Pantaleoni, L'Idea Italiana, p. 105.

[2]) Tavallini, Lanza, II, S. 51.

[3]) Nicht als „einfachen Bürger" betrachtetete der Ministerpräsident Giovanni Lanza den Papst, wie er in der Parlamentsdiskussion am 2. Februar 1871 erklärte. Darin liegt aber noch nicht, daß der Papst nach Lanzas Ansicht nicht italienischer Untertan wäre, vgl. Fr. Scaduto, Guarentigie pontificie (1884), p. 112, Nr. 1.

Digitized by Google

Ueber diese Form waren sich die führenden Staatsmänner Italiens nicht einig gewesen. Des großen Cavour Nachfolger als italienischer Ministerpräsident, Bettino Ricasoli, hatte an eine Regelung der Frage durch einen internationalen völkerrechtlichen Vertrag gedacht. Das geht aus den letzten Artikeln seines Entwurfs hervor, den er im November 1861 der italienischen Kammer vorlegte. Betreffs der Dotation, zu der sich die Regierung in seinem Artikel 9 verpflichten sollte, sagte er im folgenden Artikel: „Die Regierung wird in Rücksicht darauf, daß alle katholischen Mächte und Völker zum Unterhalt des Heiligen Stuhls beitragen können, mit den Mächten selbst angemessene Unterhandlungen beginnen, um den Beitrag zu bestimmen, welchen jede einzelne zu jener Dotation zusteuern wird." Artikel 11 führte dann im allgemeinen aus: „Die Unterhandlungen werden gleichfalls darauf hinausgehen, über die in den vorhergehenden Artikeln festgesetzten Punkte Garantien zu erlangen."

Die Möglichkeit des Zustandekommens eines völkerrechtlichen Vertrages hatte die italienische Regierung in ihren Noten vom 29. August, 7. und 8. September, vor allen in ihren Vorschlägen in Aussicht genommen, die sie dabei Pius IX. unterbreiten ließ.[1]) Es hieß da, wie auch den Mächten durch die italienischen Vertreter mitgeteilt war, gegen Schluß: „Diese Artikel werden als ein bilateraler öffentlicher Vertrag betrachtet und Gegenstand einer Verständigung mit den Mächten bilden, welche katholische Untertanen haben."

Nach der wirklich erfolgten Einnahme Roms, endlich im Besitz der heißersehnten Stadt, die, trotz Bedenken und Abraten einzelner,[2]) nunmehr als Hauptstadt das Werk der Einigung und Befreiung Italiens krönen sollte, dachte die Regierung anders. Sie fühlte sich anscheinend in ihrem Selbstbewußtsein! In der Zirkularnote, welche Visconti-Venosta am 18. Oktober 1870 an die Mächte über die Einverleibung des Kirchenstaates und über die zukünftige Stellung des Papsttums, nach den Ansichten der Regierung, versandte, war keine Andeutung eines völkerrechtlichen Vertrages mehr enthalten. Dieses bislang hervorgehobene Moment ward jetzt mit geflissentlichem Stillschweigen übergangen. Die Note gibt die Absicht der Regierung bekannt, Rom zur Hauptstadt Italiens zu machen, und fährt dann fort:

„Vor allem wird die hohe Stellung, die dem Heiligen Vater persönlich zukommt, in keiner Weise verringert werden: Sein Charakter als Souverän, sein Vorrang vor allen anderen katholischen Fürsten, die Immunitäten und die Zivilliste, die ihm in dieser Eigenschaft gebühren, werden ihm im weitesten Umfang gewährleistet werden. Seine Paläste und seine Residenzen werden das Privilegium der Exterritorialität genießen.

---

[1]) Eine Sanktionierung durch die Mächte war auch die Voraussetzung für Vorschläge, welche die italienische Regierung der Kurie Anfang 1867 gemacht haben soll, nach G. Valbert (in Revue des deux mondes 49, 1882, p. 68).

[2]) Preußen und England rieten, mit der Verlegung der Hauptstadt noch zu warten, vgl. Fr. Scaduto a. a. O., p. 68.

Digitized by Google

Die Ausübung seiner hohen geistlichen Sendung wird ihm gesichert werden durch Garantien von zweifacher Art: Durch den freien und beständigen Verkehr mit den Gläubigen vermittelst der Nunziaturen, welche er fortfahren wird, bei den Mächten zu unterhalten, und durch die Gesandtschaften, welche die Mächte fortfahren werden, bei ihm zu beglaubigen, endlich und vor allem durch die Trennung von Kirche und Staat, welche Italien bereits proklamiert hat."

Liegt in diesen gegenüber den Mächten gemachten Zusagen, welche die Regierung später durch das sogenannte Garantiegesetz zu erfüllen gesucht hat, eine internationale Verpflichtung? Höchstens eine gelegentliche Anerkennung dieser Verpflichtung im Geiste der damaligen italienischen Regierung, der Ausdruck ihrer Absichten, ihrer Versprechungen, die aber nach dem treffenden Ausdruck des italienischen Staatsrechtslehrers E. Brusa die gesetzgebende Gewalt (vornehmlich die Kammern) nicht binden konnten.[1]) Wie ja auch das dort versprochene Privilegium der Exterritorialität für die päpstlichen Paläste tatsächlich nachher nicht anerkannt worden ist; letztere gelten als Bestandteil des italienischen Staates nach dem Garantiegesetz.

Ebensowenig entsprach die bei den Beratungen des Gesetzes vom Ministerpräsidenten Giovanni Lanza gebrauchte Bezeichnung des Papstes als „internationalen Wesens, das von keinem Staate abhängen darf und folglich keiner Jurisdiktion unterstellt werden kann", dem späteren durch das Gesetz geschaffenen Zustand. Von einer vollständigen Immunität des Papstes ist dort keine Rede!

Jedenfalls ist der Inhalt des Garantiegesetzes, da die Formulierung im einzelnen, das Schicksal des ganzen Gesetzes im Parlament damals überhaupt noch unentschieden war, durch jene Note vom 18. Oktober 1870 den Mächten nicht notifiziert worden, — ebensowenig ist das später geschehen.[2]) Das Garantiegesetz ist Landesgesetz ohne völkerrechtlichen Charakter.

Und gerade ein völkerrechtlicher Vertrag wäre nach den vorausgegangenen Ereignissen, vor allem, wo es sich um das Oberhaupt der Kirche handelte, allein am Platze gewesen. Gegen einen derartigen Vertrag, gegen die Einmischung anderer Staaten in eine Angelegenheit, die das italienische Einheitswerk vollenden sollte, war ausschlaggebend der allerdings begreifliche Wunsch der italienischen Regierung, eine solche Einmischung, die bedenklich werden konnte, zu verhüten.

---

[1]) Si sa circulaire du 18 octobre 1870 ... a la valeur d'un acte du pouvoir exécutif pour démontrer les dispositions d'esprit du gouvernement, elle ne peut avoir lié le pouvoir législatif (É. Brusa, La Juridiction du Vatican, Revue de Droit international, XV, 1883, p. 129).

[2]) „Anerkanntermaßen ist es von den europäischen Mächten weder sanktioniert noch garantiert worden," sagt P. Hübler (in v. Stengel, Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts, I, S. 829); ebenso E. Nys, Le Droit international, II, 1912, p. 372 u. a. — Das Garantiegesetz der Billigung der Mächte zu unterbreiten, nach dem Vorschlag des Senators Jacini, lehnt Casella, La Posizione giuridica del Sommo Pontifice, 1887, p. 35, auf das entschiedenste ab.

Digitized by Google

Das war bereits Cavours Gedanke gewesen. Als sich mit seiner Zustimmung sein Freund Diomede Pantaleoni im Dezember 1860 zu vertraulichen Verhandlungen zum Kardinal Santucci begab, hatte jener über die Sicherung der geistlichen Unabhängigkeit des Papstes eine Denkschrift ausgearbeitet, die er Cavour zur Begutachtung vorlegte. Dieser fügte zu dem letzten Vorschlage Pantaleonis: „Im Falle von Schwierigkeiten könnte auch die Garantie der katholischen Mächte angerufen werden," hinzu: „Gute Dienste oder Vermittlung will ich annehmen; aber weder eine Garantie noch ähnliche andre Verbindlichkeiten kann ich zulassen, welche Vorwände zu Streitigkeiten oder zu fremden Eingriffen geben könnten."

Die Möglichkeit einer Entstehung von Streitigkeiten lag immerhin gerade bei der Frage vor, bei welcher Ricasoli an eine Mitwirkung der Mächte gedacht hatte, nämlich bei der Dotation. Es war Napoleons III. am 24. April 1862 bekannt gegebener Vorschlag gewesen,[1]) für den Papst u. a. eine Zivilliste einzurichten, zu dem die verschiedenen Staaten nach dem Verhältnis ihrer katholischen Angehörigen (pro voto) beizutragen hätten, Frankreich z. B. mit $3^1/_2$ Millionen, also mit einem Betrage, welcher die durch das spätere Garantiegesetz ausgeworfene Dotation überstiegen hätte. Diese finanzielle Beisteuer würde immerhin leicht Anlaß zu den gefürchteten Einmischungen in die inneren Angelegenheiten Italiens gegeben haben.

Auch in den Jahren 1870/71 wäre, bei einer Heranziehung der katholischen Mächte, die Stellung Frankreichs, das mehr als zwanzig Jahre hindurch mittels seiner Besatzung in Rom die päpstliche Herrschaft gehalten hatte, für Italien sicher besorgniserregend geworden. Auf die derzeitige Stärke der klerikalen Partei in Frankreich setzte Antonelli, wie erwähnt, seine Hoffnung. In der Tat zeigte die Nationalversammlung in Bordeaux sehr entschieden papstfreundliche Tendenzen: Von ihr war eine Aktion zugunsten der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papsttums, wie sie damals in Petitionen der französischen Bischöfe und französischer Gemeinden zum Ausdruck kam, mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten.

Dem mußte die italienische Regierung im eignen Interesse vorbeugen. Die damalige politische Gesamtlage kam ihr zu Hilfe: Frankreich vor allem war niedergezwungen, noch festgelegt durch seinen unglücklichen Krieg mit Deutschland, durch die Bekämpfung der blutigen Kommune in seiner Hauptstadt. Oesterreich unentschlossen; von der großen Katastrophe von 1866 hatte es sich noch nicht erholt. An der Spitze Spaniens stand ein Sohn des „Kirchenräubers" Viktor Emanuel selbst, Amadeus von Savoyen. Während alle katholischen Staaten Europas, durch den großen Krieg direkt oder indirekt in Anspruch genommen, zu Eingriffen in fremde Angelegenheiten wenig Neigung verspürten, empfahl es sich, sie durch ein „Fait accompli" zu überraschen, aber auch zu „beruhigen", sie gewissermaßen abzulenken.

---

[1]) Staatsarchiv XX, 222.

Digitized by Google

Italiens innere Lage drängte ebenfalls dazu. Die Befürchtung bestand, daß eine radikale Strömung das ganze Gesetz erschweren, eventuell verhindern würde, das nach den Aussprüchen des italienischen Tribunalgerichtshofes vom 16. August und 10. November 1882 nur ein „Komplex von Privilegien" war.

Zudem hatte Italien damals mindestens mit der Möglichkeit zu rechnen, daß der Papst sich zum Verlassen des Vatikans, zur Uebersiedelung ins Ausland wirklich entschließen könnte. Für einen solchen Fall hatte England ihm im August 1870 ein Kriegsschiff zur Verfügung gestellt, den „Defence" in Civitavecchia, wollte ihm Bismarck im ärgsten Falle eine Zufluchtsstätte in Bayern anbieten.[1]) Statt froh zu sein, auf diese Weise unangenehmer und vielleicht folgenschwerer Komplikationen überhoben zu werden, lag vielmehr und liegt noch heute den Italienern sehr viel an dem Verbleiben des Papstes in Rom.[2]) Die Anwesenheit des Oberhauptes der Kirche schmeichelt ihrer Eitelkeit. Sie erscheint ihnen als ein Ueberbleibsel der einstigen ruhmvollen Weltherrschaft der alten Römer, deren Nachkommen sie sich mit mehr Stolz als Berechtigung nennen.

Des weiteren ein sehr materieller Grund: Die Anwesenheit des Papstes zieht eine Unmasse von Pilgern und sonstigen Fremden nach Rom. Auf dieses gewaltige Kontingent ihrer Fremdenindustrie, der nachgewiesenermaßen ersten Einnahmequelle des Landes, würden die Italiener, abgesehen von unbeugsamen Freimaurern und Radikalen, gutwillig nie verzichten wollen.

Wie die Vollendung seiner Einheit, als Folge des gewaltigen Sieges von Sedan, so hatte Italien die Durchbringung des Garantiegesetzes, unter Verhütung einer Erschütterung dieser eben glücklich errungenen Einheit, nur der von Preußen-Deutschland in Frankreich geschaffenen Situation zu verdanken. Sie hinderte die katholischen Staaten daran, sich wegen der zukünftigen Stellung des Papstes über einen internationalen Vertrag zu verständigen, der ihnen allerdings auch fühlbare Lasten, vor allem die Verantwortlichkeit für die Ausführung aufgebürdet hätte. Sie ließ sie darüber hinwegsehen, daß dem Papste selbst der letzte Rest von Souveränität verloren ging, den ihm die Kapitulation bei der Besetzung Roms gesichert hatte; sie bewog sie, sich in der wichtigen Frage auf die Dauer zufrieden zu geben mit dem Notbehelf, den das Garantiegesetz als vorläufige Lösung[3]) darstellt, für den Modus, mit dem sie ihre bisherigen völkerrechtlichen Beziehungen zum Oberhaupt der katholischen Kirche aufrechterhalten konnten.

Neben den bereits berührten Gründen, nicht zuletzt um einer unliebsamen Verzögerung vorzubeugen, aber auch in der stillen Hoffnung, den unversöhnlichen Papst vielleicht doch noch zu gewinnen, trug die italienische Regierung kein Bedenken, zu möglichster Vervollständigung der dem Papst gewährten schein-

[1]) Staatsarchiv XX, Nr. 4308/12; H. Blum, Fürst Bismarck und seine Zeit, IV, 344 f.

[2]) Trotz Visconti-Venostas Aeußerung am 14. Oktober 1870: Ma, se vuole andar via, padronissimo (Scaduto a. a. O., p. 61, Nr. 1).

[3]) Als ein Auskunftsmittel für die gegebene politische Lage, wie sich Visconti-Venosta damals ausdrückte.

Digitized by Google

baren Souveränität durch eigenen Verzicht aus ihren Hoheitsrechten, aus ihren staatlichen Befugnissen, besonders hinsichtlich der Kirchenfreiheit, tief in das Verfassungsrecht einschneidende Konzessionen zu machen. Zu solchen hätte sich weder damals noch sonst je ein anderer Staat entschlossen, keiner zu einer derartigen Beschränkung seiner Verfassung und Gesetzgebung, wie sie im Schlußartikel 19 des Gesetzes ausgedrückt ist: „In allen Angelegenheiten, die Gegenstand des vorliegenden Gesetzes sind, verliert jede bisher gültige Anordnung, sofern sie diesem Gesetze widerstreitet, ihre Kraft."

Allerdings hatten die an der Lösung der Frage interessierten Mächte einen Vorwand, sich mit ihr nicht näher zu beschäftigen. Pius IX. selbst war dagegen, weil er dabei die direkte oder indirekte Anerkennung seines mit der Besetzung Roms geschaffenen staatenlosen Zustandes durch die Mächte um jeden Preis verhindern wollte. Er war überzeugt, daß die neue Herrschaft in Rom nur vorübergehend sein konnte.[1]) Auch darf nicht außer acht gelassen werden, daß manche der Mächte schon darum weniger Neigung besaßen, für Pius IX. einzutreten, weil sie mit der eben vorausgegangenen Verkündigung des Infallibilitätsdogmas, mit einer derartigen Stärkung seiner geistlichen Uebermacht sich noch nicht völlig einverstanden fühlten.

III.

Wert des Garantiegesetzes nach den Erfahrungen aus dem gegenwärtigen Kriege

Von den Entwürfen, welche im Jahrzehnt 1860 bis 1870 zur Frage über die zukünftige Stellung des Papstes entstanden, sind als besonders bemerkenswert drei hervorzuheben: 1. Der für Camillo Cavour endgültige Entwurf, unter Zugrundelegung der obenerwähnten Vorschläge Pantaleonis; 2. der Entwurf seines Nachfolgers, des Barons Bettino Ricasoli, vom November 1861, und 3. der Entwurf des Ministerpräsidenten Giovanni Lanza vom 9. Dezember 1870 für das endgültige Garantiegesetz, das dann am 13. Mai 1871 erlassen wurde.

Das Gesetz behandelt,[2]) laut Ueberschrift des ministeriellen Entwurfes, die Garantien für die Unabhängigkeit des Papstes und für die freie Ausübung der geistlichen Autorität des Heiligen Stuhles. Seiner größten und eigentlich wirklichen Belastungsprobe ist es erst jetzt, beim Eintritt Italiens in den gegenwärtigen europäischen Krieg, unterworfen worden.

---

[1]) An die Möglichkeit eines Krieges zur Wiederherstellung des Kirchenstaates dachte Pius IX. noch im Dezember 1876, wie eine seiner damaligen Ansprachen lehrte: Dichiarandosi sempre pronti, come voi, a imbrandir la spada, quando il Signore lo vorrà (Zeitschrift für Kirchenrecht XVI, 1881, S. 240).

[2]) Das Garantiegesetz ist sehr oft abgedruckt und übersetzt worden. Die beste deutsche Uebersetzung dürfte wohl die von F. Fleischmann sein (in „Völkerrechtsquellen", 1915, S. 107 ff.). — Die angeführten Entwürfe bei Scaduto, a. a. O. p. 453 sq.

Digitized by Google

Zur Beurteilung seines Wertes bei dieser Gelegenheit interessiert uns nur der erste Teil:[1]) Die Vorrechte des Papstes und des Heiligen Stuhls, und davon auch nur die Artikel, deren Anwendung sich bei dem Kriegszustand Italiens als nicht durchführbar bzw. als bedenklich erwiesen haben.

Von den drei ersten, welche Unverletzlichkeit und die Vorrechte eines Souveräns für den Papst feststellen, ohne ihm diese Bezeichnung zu gewähren,[2]) ist hier die Bestimmung wertvoll, daß Beleidigungen, öffentliche Beschimpfungen des Papstes durch Reden, Taten oder durch die Presse der gesetzlichen Strafe unterliegen sollen. — Einwandfrei festgestellt ist jetzt die Machtlosigkeit der italienischen Polizei gegen die in einem zivilisierten Staate unglaublichen Ausschreitungen, wie sie in Mailand, Rom und anderen Städten gleich zu Beginn des Krieges vorgekommen sind.

Vollkommen berechtigt ist da der Zweifel, ob die italienische Regierung überhaupt fähig wäre, den Papst zu schützen, falls sich die Wut, die Zerstörungsgier des römischen Pöbels, etwa verhetzt durch freimaurerische Agitation, wie es auch schon früher zutage getreten ist,[3]) gegen ihn, den vornehmsten Friedensprediger, wenden sollte.

Art. 4, der dem Heiligen Stuhle eine jährliche Dotation von 3 225 000 Lire[4]) als fortdauernde und unveräußerliche Rente festsetzt, und Art. 5, der ihm den Nießbrauch an den apostolischen Palästen des Vatikans und Laterans sowie an der Villa in Castel-Gandolfo — nicht ihr Eigentum — überweist, kommen hier nicht in Betracht.

Von den nächsten Artikeln sind 7 und 8 für unsere Untersuchungen wichtig: Art. 7 versagt den Vertretern der italienischen Staatsgewalt jeglichen Eingriff in die apostolischen Paläste, in die gewöhnliche Residenz oder den zeitweiligen

---

[1]) Der zweite Teil behandelt die Beziehungen des (italienischen) Staates zur Kirche mit dem sehr bezeichnenden Art. 17: „In Sachen der Kirchenzucht oder geistlichen Amtsführung ist gegen Akte der Kirchengewalt Beschwerde oder Berufung an den Staat nicht zugelassen; es wird diesen Akten aber auch nicht eine zwangsweise Durchführung zuerkannt oder bewilligt." — Der Schlußartikel des ersten Teils (13) betrifft die geistlichen Unterrichtsinstitute.

[2]) Auf die unzutreffenden Folgerungen, zu denen jene Bezeichnung Anlaß geben könnte, hatte Bonghi bei der Beratung des Gesetzes (am 8. Februar 1871) ausdrücklich hingewiesen. — Die Fragen der päpstlichen Souveränität und der Stellung des Papstes nach dem Völkerrecht haben allmählich eine gewaltige Literatur gezeitigt, vgl. Bonfils, Droit international public (7. éd. 1913), p. 235 sq.

[3]) Zum Beispiel bei der Giordano-Bruno-Feier im Juni 1889 (vgl. Fr. Carry im Correspondant 155, 1889, p. 1072 sq.). — In Gefahr sind dabei auch die deutsch-katholischen Stiftungen altehrwürdiger Herkunft in Rom, worauf H. Wehberg, Das Papsttum und der Weltfriede, 1915, S. 36, aufmerksam gemacht hat.

[4]) Entsprechend der Summe im päpstlichen Budget des konstitutionellen Kirchenstaates (1848), unter dem Titel: Heilige apostolische Paläste, H. Kollegium, kirchliche Kongregationen, Staatssekretariat und diplomatischer Dienst im Auslande. — Von Pius' IX. Erben ward die Rente vergeblich beansprucht (A. Mérignhac, Traité de Droit public international, II, 1907, p. 150, N. 1).

Digitized by Google

Aufenthaltsort des Papstes, proklamiert also die volle Inviolabilität und Immunität jener Oertlichkeiten, allerdings nicht, wie es erst verheißen wurde, ihre Exterritorialität.[1]) Trotzdem greift diese Bestimmung tief in Bereich und Gewalt des italienischen Staates ein.

Ergänzend untersagt Art. 8 jegliche Einsicht- oder Beschlagnahme bei den päpstlichen Aemtern und geistlichen Kongregationen, setzt also für die geistlichen Angelegenheiten des Papstes das Amtsgeheimnis fest. Da ist wieder der Zweifel am Platze, ob die italienische Regierung, einem Pöbelansturm oder einer noch so leichtfertigen Anklage bzw. Anschuldigung wegen Spionage gegenüber, Inviolabilität und striktes Amtsgeheimnis wird schützen können. Eintritt in die päpstlichen Paläste soll nur mit Erlaubnis des Papstes möglich[2]) sein; in derart kritischen Zeiten kann sie gegebenenfalls erzwungen werden.

Die folgenden Artikel 9 bis 12 enthalten die grundlegenden Bestimmungen für die Handlungsfreiheit des Papstes als Oberhaupts der katholischen Kirche und geistlichen Souveräns. Zum Art. 9, der Papst sei frei in der Erfüllung seines geistlichen Berufs, in der Verkündigung seiner Erlasse in Rom, tritt als notwendige Ergänzung der seine geistlichen Gehilfen betreffende Art. 10 hinzu: sie sind in ihrer geistlichen Amtstätigkeit, bei kirchlichen Akten des Heiligen Stuhls keiner staatlichen Belästigung, Untersuchung oder Beurteilung unterworfen. Dazu der gegenwärtig wichtige Zusatz: „Jeder Ausländer, der mit einem kirchlichen Amte in Rom betraut ist, soll die persönliche Sicherheit genießen, welche italienischen Bürgern nach dem italienischen Gesetze zusteht," also in jetziger Kriegszeit auch österreichische, ungarische und deutsche Geistliche. Daß sie vor Ausweisung, etwaiger Internierung in einem Konzentrationslager,[3]) Verschleppung nach Sardinien oder in Strafkolonien wirklich sicher seien, ist aber sehr zu bezweifeln. Viele der hier in Frage kommenden Geistlichen hatten kein Zutrauen zur Geltungskraft des Garantiegesetzes, sie sahen sich genötigt, sich rechtzeitig jenseits der italienischen Grenze in Sicherheit zu bringen, wie mehrere Ordensgeneräle, Definitoren und andre hohe Geistliche deutscher oder österreichisch-ungarischer Herkunft, vor allem der dem Papste nahestehende Jesuitengeneral Ledochowski. Uebrigens ist ein Teil der dem Papste zu seinem Schutze durch Art. 3 des Garantiegesetzes verstatteten päpstlichen Garde zu den italienischen Fahnen einberufen worden.

Ebenso unwirksam hat sich das Garantiegesetz in der zurzeit zumeist besprochenen Bestimmung gezeigt: Nach Art. 11 sollen die Gesandten der fremden Mächte beim Heiligen Stuhl und ebenso die päpstlichen Nunzien bei Aufenthalt

---

[1]) Gemäß wiederholten Hinweisen der italienischen Behörden bei verschiedenen Anlässen (vgl. Lucius Lector, Le conclave, p. 736), und besonders nach Erklärung des italienischen Staatsrats aus dem Jahre 1888 und des römischen Appellhofes vom 30. August 1899 (Vergnes, La condition internationale de la Papauté, 1905, p. 179, N. 1).

[2]) Beobachtet beim Brande im Vatikan am 1. November 1903.

[3]) Darauf macht Laband in der „Deutschen Juristen-Zeitung" 1915, Nr. 13/14, aufmerksam.

Digitized by Google

und Reise in Italien die völkerrechtlich begründeten Vorrechte und Immunitäten der Diplomaten genießen. Der Papst, der sich ja nicht im Kriegszustand befindet, auch tatsächlich keinen Krieg führen kann, vermochte das in seiner staatlichen Machtlosigkeit den deutschen und österreichischen Gesandten nicht zu garantieren, ganz abgesehen davon, daß er, wie seine Vorgänger, das Garantiegesetz nicht anerkannt hat. Diese üble Lage ward ihm erspart durch die sofortige freiwillige Abreise jener Diplomaten, die bereits von Blättern, die der Regierung nahestehen, wegen Spionage verdächtigt worden waren. Der preußische und der bayrische verlegten, wohl auf Veranlassung ihrer Regierungen, ihren Amtssitz nach Lugano, auf das zunächstliegende neutrale Schweizer Gebiet.

Will man, ohne Rücksicht auf die Verheißungen des Garantiegesetzes, die Ehren und Rechte, welche die Mächte dem Oberhaupte der Kirche zugestehen, nur als Attribute seiner immateriellen, gewissermaßen entkörperten[1]) geistlichen Souveränität ansprechen, so ist doch für die Ausübung derselben, besonders für den Schutz der beim Papste akkreditierten fremden Gesandten, die Garantie Italiens als in territorialer Hinsicht patronisierenden Staates notwendig.

Der Art. 12 sichert dem Papste zu, daß er mit den Bischöfen und der ganzen katholischen Welt frei korrespondieren könne. Von der Befugnis, sich eine eigne Post- und Telegraphenanstalt zu halten, hat er keinen Gebrauch gemacht. Durch die vollständige Aufhebung des Post- und Telegraphenverkehrs mit jenen feindlichen Mächten und durch die rigorose Prüfung des gleichen Verkehrs mit dem neutralen Ausland hat die italienische Regierung auch Korrespondenz und Aussprache des Oberhauptes der universalen katholischen Kirche mit mehr als 70 Millionen seiner Gläubigen allein schon im Gebiete der Zentralmächte behindert, fast unterbunden, die in den türkischen Ländern und in den neutralen Staaten nicht gerechnet. Ausdrücklich hat sich der gegenwärtige Papst Benedikt XV. über die Verletzung der ihm zugesicherten Zensurfreiheit, über die Oeffnung seiner Briefschaften, gegenüber dem französischen Journalisten Latapie im Juni beklagt, hat gegen die (angeblich unbeabsichtigte) Zensurierung der vatikanischen Korrespondenz mit dem Münchener Nunzius Frühwirt im September 1915 protestiert.

Er muß es unterlassen, die deutschen oder österreichisch-ungarischen Kardinäle zu den Konsistorien oder überhaupt zu mündlichen Auseinandersetzungen zu sich zu berufen. Deutschlands und Oesterreichs Bischöfe können weder zur Kurie noch zu den Gräbern der Apostel gelangen, können nicht über wichtige Angelegenheiten ihrer Diözesen direkte Rücksprache nehmen; deren Erledigung muß jetzt in unaufschiebbaren Fällen vielfach von den der deutschen Sprache und der einschlägigen Verhältnisse nur selten kundigen Nunzien, also von Italienern, besorgt werden. Daß hingegen Vertreter der Mächte des Vierverbandes, Priester und Laien, ungehindert Möglichkeit zur mündlichen Aussprache an der Kurie

[1]) Vgl. A. L. Richter, R. Dove, W. Kahl (Kirchenrecht, 8. Auflage, S. 401); A. Mérignhac a. a. O., II, 141.

Digitized by Google

haben, läßt Bedenken darüber aufkommen, ob Papst und Kurie wirklich in durchaus einwandfreier Weise über jene Fragen unterrichtet werden.

Und dazu noch: Gewisse in das kirchliche und in das private Leben der Gläubigen tief eingreifende Angelegenheiten, wie Pönitenzfragen und Eheprozesse, können nur in Rom erledigt werden.[1])

Die Organisation der Kirche ist damit in vieler Hinsicht gestört, die Interessen recht zahlreicher Gläubigen schwer geschädigt, sogar ihr religiöses Gewissen stark beunruhigt. Das Versagen des Garantiegesetzes in seinen wichtigsten, ja grundlegenden Bestimmungen ist somit erwiesen.

Die Schwächen des Gesetzes sind durch die jäh auflodernde Kriegsfackel scharf beleuchtet worden. Der Einwand, daß das Gesetz nicht den Kriegsfall erwähne und für diesen von der italienischen Regierung abgeändert bzw. mindestens teilweise unwirksam gemacht werden dürfe, ist nicht stichhaltig. Gerade weil es keinerlei Einschränkung in seiner Gültigkeit für den Kriegsfall angibt, mußte vom italienischen Staate ohne weiteres, dem Wortlaut entsprechend, erwartet werden, daß er für Schutz und Rechte der fremden Gesandten beim Papste eintrete, daß er dessen Korrespondenz achte, daß er die fremden Geistlichen beim Vatikan schütze usw. — schon im Hinblick auf folgenden Umstand: Einen Art. 13, der die Aufhebung gerade dieser Privilegien aussprechen sollte für den Fall eines Krieges Italiens mit anderen Mächten, für den Fall eines Krieges, in welchem Italien neutral bliebe, und in jedem andern Falle, wo es auf die innere oder äußere Sicherheit des Staates ankäme, hatte bei den Beratungen über das Gesetz der Abgeordnete Corte erfolglos als Ergänzung des eben behandelten Art. 12 beantragt!

Daß die päpstlichen Legationen auch im Falle des Krieges unverletzlich sein sollten, war von Cavour in seinem Gesetzentwurf (Art. 3a) ausdrücklich hervorgehoben worden.

Zur Beurteilung des Garantiegesetzes und der Stellung des Papstes überhaupt ist die Erwägung wichtig, daß es mit seiner Voraussetzung, der Papst residiert in Rom, steht und fällt. Für den päpstlichen Aufenthalt in einem andern Lande verliert es seine Gültigkeit, weil es eben nur ein von der italienischen Regierung für einen Untertanen erlassenes Gesetz ist. Wiederholt ist den Päpsten seit Pius IX. eine Zufluchtsstätte außerhalb Italiens angeboten worden: so Pius selbst, wie oben bereits berührt, im August 1870 von den Engländern und auch von Bismarck, sodann im Februar 1873 von Adolf Thiers das Schloß von Pau mit dem nötigen Budget für den päpstlichen Haushalt,[2]) und

[1]) Auf diese Punkte hat jüngst der Artikel eines „Protestanten" in der „Vossischen Zeitung" (12. August 1915) aufmerksam gemacht.

[2]) „Frankreich wird für den Papst stets geöffnet sein," hatte Thiers bereits am 22. Juli 1871 erklärt. Außerdem hielt die französische Republik eines ihrer Kriegsschiffe, „L'Orénoque", von 1870 bis 1874 im Hafen von Civitavecchia. Darüber und über Thiers' dem neuen Italien abgeneigte Gesinnung vgl. meine Ausführungen in der „Deutschen Revue", April 1915, S. 63.

Digitized by Google

kürzlich dem Papste Benedikt XV. von König Alfons XIII. von Spanien der Escorial.

Nur vorübergehend haben Pius IX. und Leo XIII., dieser nach unerhörten Tumulten bei dem Leichenbegängnis seines Vorgängers im Juli 1881 und nach der dem Art. 8 des Garantiegesetzes widersprechenden staatlichen Uebernahme der Güterverwaltung der Propaganda fide im März 1884, an ein Verlassen Roms gedacht. Die richtige Empfindung, daß die katholische Kirche in ihrer Organisation durch eine bald zweitausendjährige Geschichte zu innig, ja untrennbar mit Rom verwachsen ist, daß eine Entfernung ihres Mittelpunktes von der alten Welthauptstadt, von der geheiligten Stätte der Apostelgräber den gesamten kirchlichen Organismus, vor allem die päpstliche Herrschaft erschüttern würde, hat beide stets noch rechtzeitig von der Ausführung etwaiger Reisegedanken abgebracht.[1])

In einem andern Lande wäre der Papst ebensowenig wirklicher Souverän. Nach der Politik der dortigen Regierung würde er sich, schon in Rücksicht auf die freiwillige Wahl seines Aufenthaltes, schließlich fast gänzlich zu richten haben. Aus der Geistlichkeit jenes Landes würden sehr bald seine Nachfolger hervorgehen, wie es einst in Avignon der Fall gewesen ist. Eine Rückkehr nach Rom wäre jetzt nicht so leicht, am Ende gar unmöglich, wenn auch in früheren Jahrhunderten Päpste nach langem Exil heimgekehrt sind. Uebrigens ist die Entfernung der ungeheuren Kunst- und sonstigen Schätze, welche Museen, Bibliothek, Archiv und andere Institute des Vatikans bergen, ausgeschlossen auf Grund der italienischen Gesetzgebung, die zum Teil auf die päpstliche selbst zurückgeht (Edikt des Kardinals Pacca).

IV.

Uebersicht über die hauptsächlichsten, im Gegensatz zum Garantiegesetz bisher gemachten Vorschläge für eine Sicherstellung der Lage des Heiligen Stuhles

Das Garantiegesetz, dieses „in der Form des Gesetzes gemachte Vertragsangebot, eine Konkordatsofferte“ [2]), ist vom Papsttum nicht angenommen worden. Letzteres steht noch heute auf dem Standpunkt der Ablehnungsenzyklika Pius' IX. vom 15. Mai 1871. Daß es sich einzelner der vom Gesetz gebotenen Privilegien bedient, die nicht als Rechte der einstigen wirklichen päpstlichen Souveränität gelten können, wie des Vorrechts, unentgeltlich die Post- und Telegraphen-

[1]) Bereits im Herbste 1870 widerrieten, bei allem sonstigen Entgegenkommen, die österreichische und auch die preußische Regierung solchen Plänen (Scaduto a. a. O., S. 61, S. 67). Daß Pius IX. das Asylangebot der Engländer schließlich ablehnte und von andern Auszugsplänen absah, mag auch zum Teil seinen Grund in der Rücksicht auf sein hohes Alter gehabt haben. — Die Verbreitung von Gerüchten, der Papst wolle seine Residenz außerhalb Italiens verlegen, schien besonders unter Leo XIII. den Zweck von Drohungen zu haben.

[2]) Ausdrücke Franz v. Holtzendorffs im Jahrb. für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reichs, IV (1876), 318.

Digitized by Google

einrichtung ganz Italiens, also auch außerhalb der Grenzen des ehemaligen Kirchenstaates zu benutzen, ist eine Inkonsequenz!

Die alljährlich 3 225 000 Lire betragende Dotation ist nach je fünf Jahren an den Staatsschatz zurückgefallen.

Daß das Gesetz seinen Zweck erfüllt hätte, ist bereits von bedeutenden Juristen wie Geffcken, Holtzendorff, Bluntschli, Zorn, Heyking[1]) und anderen mehr oder weniger in Abrede gestellt worden. Die augenfälligsten Beweise lieferte dafür schon in früheren Jahrzehnten die allzu milde Behandlung beleidigender Aeußerungen und Angriffe in der radikalen Presse und in öffentlichen Versammlungen gegen die Person des Papstes — die ebenso heilig und unverletzlich sein sollte wie die des Königs —, weil manche als zu weitgehend erscheinende Bestimmungen des Gesetzes in der Praxis beschränkt bzw. unausgeführt geblieben waren.[2]) Abgesehen von einigen vielbesprochenen Prozeßfällen,[3]) welche die Einsetzung zweier Verwaltungsgerichtskommissionen für den Vatikan durch Leo XIII. kraft seines „Motu proprio" vom 25. Mai 1882 veranlaßten, und abgesehen von dem eben erwähnten Eingriff in die Güterverwaltung der Propaganda fide — bedeuteten das Aergste in dieser Hinsicht jene Beschimpfung der Leiche des bei den Römern so unbeliebten Pius IX. am 13. Juli 1881, dank der mangelhaften Vorkehrungen seitens der Regierung, und die deshalb verhängten, auffallend geringfügigen Strafen, die noch dazu bald der Amnestie verfielen.

Demgegenüber darf durchaus nicht geleugnet werden, daß sich das Garantiegesetz anderseits in mancher Hinsicht bewährt hat: Nie haben sich die Pilgerzüge nach Rom, die Feiern des Jubiläumsjahres, der päpstlichen Jubiläen und der Heiligsprechungen, die Konsistorien und sonstigen päpstlichen Staatsaktionen, vor allem nie die Konklaven in solcher Ruhe und Ordnung vollzogen wie seit dem Jahre 1871.

Mit dem Zustande, den das Garantiegesetz, das seit 2. März 1878 sogar italienisches Staatsgrundgesetz ist, geschaffen hatte, haben sich die übrigen Staaten aus den oben angeführten Gründen stillschweigend einverstanden erklärt. Somit hat dieses Staatsgesetz internationale Bedeutung erhalten. Die dem Gesetze anhaftenden Schäden sind größtenteils dadurch verschuldet, daß es nicht durch einen völkerrechtlichen Vertrag zustande gekommen ist. Das hatten ja damals die Mächte versäumt, Pius IX. hintertrieben.

Das Oberhaupt der katholischen Kirche Untertan des italienischen Staates, gewissermaßen der Gnade des Eroberers von 1870 ausgeliefert, seine Stellung mit den doch immerhin unberechenbaren Geschicken Italiens eng verknüpft, ja sogar allein von dem Belieben des italienischen Staates abhängig,[4]) der das von ihm

---

[1]) La position légale du pape et la loi des garanties sont pleines de contradictions et insoutenables (L'Exterritorialité [1889], p. 162).

[2]) Geffcken a. a. O. 189 f.

[3]) Vgl. R. Bonghi, N. Antologia 67 (1883), p. 109; Geigel, Archiv f. kath. Kirchenrecht (1885), N. F. 48, S. 289.

[4]) Mancini bezeichnete seinem oppositionellen Standpunkte gemäß die Stellung des

Digitized by Google

selbst geschaffene Gesetz jederzeit modifizieren und aufheben kann,[1]) mag es nun aus wohl erwogenen Rücksichten auf das Innenleben der Nation sein, mag es auf Verlangen einer gerade herrschenden antiklerikalen Parlamentsmajorität[2]) geschehen, — von dem Belieben eines Staates, dessen gegenwärtige Regierung, wie wir jetzt leider hinzufügen müssen, in Vertragsfragen sich um ihre Vertrauenswürdigkeit hat bringen lassen,[3]) den „Sacro egoïsmo" gewissermaßen als Regierungsprinzip proklamiert hat!

Diese unwürdige Lage des Oberhauptes der katholischen Kirche zu ändern, war der Zweck von Vorschlägen, welche seit der Okkupation Roms immer wieder gemacht worden sind.

An erster Stelle ist natürlich der Vorschlag zu erwähnen, der lediglich das unentwegt von der Kurie selbst immer wiederholte Verlangen nach Wiederherstellung der vollständigen weltlichen Herrschaft zum Ausdruck gebracht hat, der die entgegenstehenden gewaltigen politischen und nationalen Schwierigkeiten unterschätzen zu dürfen meint.

In Wahrheit ist es ausgeschlossen, daß der Papst wieder in den Besitz ganz Roms und des Kirchenstaates komme. In den Jahrzehnten seit 1870 war Rom als Hauptstadt mit dem modernen Staat Italien bald so innig verwachsen, daß diesem die für eine Großmacht erniedrigende Verlegung seiner Hauptstadt keinesfalls mehr zugemutet werden konnte.

Der Kirchenstaat bildete, seitdem er bereits 1797 vor dem Andrang der Französischen Revolution zusammengebrochen und dann auf dem Wiener Kongreß 1815 nur zu künstlichem Leben wieder erweckt worden war, mit seiner geistlichen Regierung, seiner patrimonialen Staatsauffassung einen tatsächlich Reformen feindlichen Anachronismus. Erschüttert durch wiederholte Revolutionen (1831 und 1848), ward er während Pius' IX. Pontifikat lediglich gehalten durch fremde Intervention.[4]) Dem überall sich siegreich geltend machenden Nationalitätsprinzip widersprach das Gebilde einer geistlichen Wahlmonarchie, und doch war jenes Prinzip insofern bereits in diese Wahlmonarchie eingedrungen, als seit drei-

---

Papstes in Rom als eine Frage, welche ausschließlich der Kompetenz der italienischen Regierung angehöre (Geffcken a. a. O. 201, Quadrotta, Il Papa, l'Italia e la guerra (1915), p. 58). Entsprechend die Charakterisierung des Garantiegesetzes in der „Gazzetta Ufficiale" vom 20. August 1881 als „purement et simplement d'ordre intérieur (Vergnes, La Papauté, p. 185, N. 1).

[1]) Sehr optimistisch erscheint dagegen die Behauptung Geheimrat Labands, daß dem Papst die ihm seit 45 Jahren zugestandenen Rechte nicht gegen seinen Willen entzogen werden können (vgl. Deutsche Juristen-Zeitung, 1. Juli 1915, Sp. 643).

[2]) Zur Einholung der Genehmigung der beiden Kammern hatte sich die Regierung in der Parlamentsdiskussion ausdrücklich verpflichtet (Rys, Le droit international II (1912), p. 372, und Casella a. a. O., p. 37).

[3]) Vgl. auch C. Bornhak, Die völkerrechtliche Stellung des Papstes, in „Grenzboten" 74 (1915), S. 321, 326.

[4]) D. Pantaleoni, L'Idea Italiana (1884), p. 9 weist nach, daß bereits vor 1870 die weltliche Herrschaft erloschen war.

Digitized by Google

einhalb Jahrhunderten kein Nicht-Italiener Papst auf italienischem Boden geworden war.

Das durch seine geistliche Fassung modernen staatsrechtlichen Grundsätzen widersprechende absolutistische Staatengebilde wiederherstellen zu wollen, ist undenkbar!

Pius IX. selbst hat sich am 26. April 1871 gegenüber dem französischen Botschafter Marquis d'Harcourt nach dessen Berichte[1]) entsagungsvoll geäußert: „Die Souveränität kann man in unserer Zeit nicht wieder anstreben; ich weiß das besser als sonst jemand. Alles, was ich wünsche, ist ein kleines Stück Land, wo ich Herr sein würde. Böte man mir die Rückgabe meiner Staaten an, so würde ich sie ablehnen. Aber solange ich diesen Erdenwinkel nicht habe, kann ich meine geistlichen Funktionen nicht in ihrer vollen Ausdehnung ausüben."

Ein kleines Stück Land als Grundlage der päpstlichen Souveränität in jenem Sinne Pius' IX., setzte ein in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mehrfach erörterter Vorschlag voraus; dieser ging im Grunde gleichzeitig auf das Anerbieten der italienischen Regierung vom September 1870: Verständigung mit den Mächten und Ueberlassung der Leoninischen Stadt an den Papst unter seiner vollen Souveränität und Jurisdiktion, zurück — also auf Ideen, welche von den gefeiertsten Männern Italiens herrührten, der Würde der Großmacht wohl nicht zu nahe traten.

Der mit einem beiderseitigen Entgegenkommen rechnende Vorschlag dachte dem Papste die Città Leonina[2]) und einen Landstreifen am rechten Tiberufer bis zum nahen Meeresgestade zu, etwa mit Fiumicino oder Civitavecchia als Hafen.

Den unbeliebten Pius IX., dem die Bestrafung von mehr als 30 000 Personen wegen politischer Vergehen vorgeworfen wurde, hatte die Leonina 1870 angeblich mit Rebellion bedroht. Ein solches Vorkommnis war unter Leo XIII. nicht zu befürchten; ebensowenig unter seinen Nachfolgern. Von den zumeist mit dem Vatikan als Beamten, Lieferanten oder Geschäftsleuten der Rom so wertvollen Pilgerindustrie in Verbindung stehenden Bewohnern der Leonina war eine Auflehnung gegen eine päpstliche, mit Steuern milde Herrschaft keineswegs zu befürchten.

Der Kaufwert jenes an Ausdehnung manchem kleinen noch souveränen Fürstentum entsprechenden Gebietes würde wohl nicht die Summe der vom Papste abgelehnten, seit 1871 alljährlich dem italienischen Staatsschatz verfallenen Dotationen übersteigen.

Mit einem derartigen Zugeständnis an die fast zweitausendjährige Geschichte des Papsttums, an das seiner Nation angehörende Oberhaupt der katholischen Kirche, dessen Anwesenheit auf seinem Boden Italien ja aus den oben angegebenen Gründen nicht missen will, wäre es vor allem von der eventuell einmal lästig werdenden Verantwortlichkeit für völkerrechtswidrige friedenstörende

[1]) J. Favre, Rome et la République Française (1871), p. 109.

[2]) Nur kurz berührt von Paul Guérin, Le Pouvoir temporal (1892,) p. 306.

Digitized by Google

Handlungen eines Papstes freigeworden, ein immerhin wertvoller Vorteil, wie eine Episode aus der Kulturkampfzeit beweist.[1])

Der Papst wäre durch Ausführung jenes Vorschlages in den Besitz wirklicher Souveränität[2]) gekommen, die ihm nach dem Gedanken der italienischen Gesetzgeber nicht zuerkannt war.

Dazu hätte der Papst die ihm noch immer fehlende Möglichkeit erlangt, jederzeit vollkommen frei und unabhängig mit dem Auslande zu verkehren, im allerschlimmsten Falle rasch aus Italien herauszukommen. Letzteres lediglich als moralische Gewähr der Unabhängigkeit gegenüber Italien, mehr eine Drohung als eine wirkliche Gewähr, aber trotzdem nicht zu unterschätzen.

Daß jenem, wenigstens in der Theorie ansprechenden Vorschlage gemäß eine Verständigung[3]) zustande kommen würde, und zwar auf Grund diplomatischer Vermittlung Deutschlands, sind Hoffnungen gewesen, die in politischen Kreisen allgemein durch die Zusammenkunft Crispis mit Bismarck im Jahre 1887 erweckt worden waren. Auf sie schien auch ein Artikel Crispis anzuspielen, den im August 1891 die „Contemporary Review" mit der Versicherung brachte, Italien stände auf dem Punkte, mit dem Papste einen Modus vivendi zu vereinbaren, Hoffnungen, die dann leider durch Umtriebe der französischen Regierung gescheitert sind.

Von den anderen, weniger bemerkenswerten Projekten knüpften einzelne ebenfalls an die Ueberlassung eines kleinen Territoriums an. Entweder als Annex des

---

[1]) Bismarck dachte einmal in jener politischen Sturmperiode (1875) daran, die Schöpferin des italienischen Garantiegesetzes, die italienische Regierung, für Erlasse und Vorgehen Pius' IX. verantwortlich zu machen: Sie wäre verpflichtet, auf ihrem Territorium keine feindlichen Akte gegen eine befreundete Macht zu dulden.

Diese schließlich offiziell unausgesprochen gebliebene Forderung stellten als These auf: Bluntschli, Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes, 1876, S. 12, und Zorn in den Preußischen Jahrbüchern 42, 1878, S. 548. — Italiens Verantwortlichkeit, die A. L. Richter, R. Dove, W. Kahl (Kirchenrecht S. 401) ebenso annehmen, bezweifeln Palma (Questioni costituzionali, 1885, p. 413) und auch v. Martens, Völkerrecht II, S. 117. Direkt in Abrede wird sie auf Grund des oben S. 141 zitierten Artikels 17 von Racioppi e Brunelli gestellt (Commento allo Statuto del Regno, 1909); sie darf nach F. v. Liszt (Völkerrecht, 1915, S. 50) jedenfalls nicht von denjenigen Staaten in Anspruch genommen werden, „die durch Unterhaltung diplomatischer Beziehungen mit der Kurie deren extranationale Stellung anerkannt haben".

[2]) Als eine solche kann nicht die von Kardinal-Staatssekretär Jacobini in seiner Note vom 11. September 1882 angeblich bewiesene Souveränität gelten, welche, aus dem aktiven und passiven Gesandtschaftsrecht hergeleitet, das Territorium des Vatikans zur Voraussetzung nehmen will, das in Wahrheit Bestandteil des italienischen Staates ist. (Vgl. Hübler in Stengel, Wörterbuch des Deutschen Verwaltungsrechts I, 829; Casella a. a. O., p. 58; Mérignhac a. a. O. II, 136; am entschiedensten widerlegt von Pasq. Fiore, Trattato di Diritto internazionale pubblico II, 1905, p. 427.)

[3]) G. Valbert behauptete bereits, daß diese Kombination den Beifall der konservativ-adligen Kreise in Deutschland gefunden hätte (in Revue des deux mondes 49, 1882, p. 684). Schon 1876 erwog F. v. Holtzendorff (a. a. O., S. 315) ganz allgemein eine ähnliche Möglichkeit der Verständigung.

Digitized by Google

Vatikans ohne Berührung Roms und der Leonina, eine kleine Stadt, welche alle mit dem Vatikan in Verbindung stehenden Behörden, so die Ordensgeneralate, die Propaganda, die katholische Universität, umfassen würde, unabhängig und isoliert wie die Republik San Marino, oder ein Territorium irgendwo innerhalb oder außerhalb Europas, auf Grund dessen der Vatikan als exterritorial gelten könnte, der Papst als stets im Ausland lebender Souverän.[1])

Sodann die Idee des Senators Stefano Jacini, die Anwendung des internationalen Neutralitätsprinzips auf den Heiligen Stuhl, wodurch dem Papste der Genuß der Souveränitätsrechte, absolute Freiheit in der Ausübung seiner Autorität, ungehemmter Verkehr mit den Gläubigen der ganzen Welt und ihren Regierungen[2]) gesichert wäre.

Weitere Projekte empfahlen die Erhebung Roms zu einer freien Stadt bzw. zur moralischen Hauptstadt Italiens und die Verlegung des Sitzes der italienischen Regierung nach Florenz oder Neapel, andere nahmen Napoleons III. Gedanken der Bildung eines italienischen Staatenbundes wieder auf, noch andre wollten allen Ernstes sogar das kleine Fürstentum Monaco zum Papstsitz inmitten des damals gut kirchlichen Frankreich machen usw.

Ob und inwieweit die äußeren Umstände jetzt der Verwirklichung eines der angegebenen Vorschläge günstig sind, mag dem Urteile Kompetenterer überlassen bleiben. Die vorliegende Darstellung will sich nur auf die Wiedergabe historischer Daten und Argumente beschränken, aus denen sich gegebenenfalls vielleicht Anregungen ergeben können.

Die friedliche Eroberung von Merv

Aus den Erinnerungen an den Feldzug des Generals Komarow im Jahre 1884

Von

N. Tscharykow, k. russischem General und Botschafter

IV.

Die Mauern der Festung Merv sind aus Erde und Lehm gebaut, und die Festung selbst hat denselben Typus wie Geok-Tepe: ein verlängertes Rechteck, in dessen Mitte alle eingeborenen Turkmenen im Fall eines feindlichen Ueberfalles sich verbergen konnten.[3])

---

[1]) Stef. Jacini, La questione del Papato e l'Italia (1888), p. 51 ff.

[2]) Jacini a. a. O., p. 38; vgl. auch Bluntschli a. a. O.

[3]) Der Ausdehnung und dem Profil nach ist Kouschut-Khan-Kala bedeutend größer als Geok-Tepe. Meine am 1. März durchgeführten Messungen ergaben folgende Zahlen: die Höhe der Mauern 49 Fuß, die Tiefe des Festungsgrabens 18 Fuß 5 Zoll, die Dicke des untern Teiles der Mauern 59 Fuß, die Breite des Wallganges 18 Fuß und die Breite der Brustwehr 3 Fuß 6 Zoll.

Digitized by Google

Solch ein Ueberfall wurde seitens der Russen erwartet nach der Einnahme von Chiwa im Jahre 1873.

Unter dem Eindruck dieses Ereignisses gelang es dem damaligen Alleinherrscher Mervs, dem Kouschut-Khan, alle Stämme Merv-Tekes zu überreden, diese Festung zu bauen, welche den Namen Kouschut-Khans tragen sollte.

Jeder der vier Stämme des mervschen Volkes war verpflichtet, eine der vier Mauern zu erbauen. Drei Stämme erfüllten ihre Pflicht, innerhalb des vierten jedoch begannen Differenzen, und die Nordmauer ist unbeendigt geblieben.

Als die Befürchtung eines russischen Ueberfalles von Chiwa aus sich gelegt hatte, vernachlässigte man die Festung. Da es keine feste zentrale Macht gab, kümmerte sich niemand weder um ihre Beendigung noch um die Remonte.

Auf diese Weise bildete Kouschut-Khan-Kala zur Zeit unsrer Ankunft in Merv stellenweise eine Ruine, die jegliche taktische Bedeutung verloren hatte.

Diese Festung aber war ein Symbol der politischen Unabhängigkeit der Turkmenen. Ihre Einnahme durch russische Truppen zeigte den Turkmenen das Einsetzen der russischen Herrschaft.

Als wir uns der Festung näherten, überzeugten wir uns von der Richtigkeit der gestrigen Annahme des Generals Komarow: die Merver hatten die Festung verlassen.

Auf der westlichen Brustwehr standen noch die persischen Kupferkanonen von 4 bis 7 Fuß Länge mit einem Kaliber von 4 bis 6 Zoll, aus welchen die Merver auf uns tags zuvor gefeuert hatten.

Das Innere der Festung stellte ein Riesenparallelogramm dar, das mit Aeckern und einigen Gärten bedeckt war. Nirgends war eine lebende Seele zu erspähen.

Vom linken Ufer des Flusses Murgab zum rechten, dem östlichen, hinter welchem in 150 Schritt Entfernung der Festungsgraben begann, führte eine Brücke von 40 Schritt Länge. Die Brücke konnte nur von Fußgängern und Lasttieren benutzt werden; deswegen ließ General Komarow auf dem linken Ufer des Murgab das Lager aufschlagen.

Auf demselben Ufer, etwas weiter den Strom hinab, befand sich der Zentralmarktplatz der Oase mit einigen Lehmbuden. Schon am Abend des 1. März versammelten sich auf diesem Platz eingeborene Händler mit Waren, in der Hoffnung, den Russen einiges verkaufen zu können.

Sein System befolgend, befahl General Komarow, alles, was wir brauchten, für einen guten Preis einzukaufen und mit barem Gelde zu bezahlen.

Am Morgen des 2. März belebte sich der Basar endgültig, und es zeigte sich, daß die Verpflegung des Expeditionskorps gesichert war.

Der Mannschaft war es verboten, das Lager ohne Erlaubnis zu verlassen. Die Offiziere jedoch konnten überall frei herumgehen, und am 2. März ging A. W. Komarow selbst nach der Festung hinüber.

Er lud mich ein, mitzukommen, und nur seine kaukasische Ordonnanz mitnehmend, ging er zu Fuß über die Brücke und gelangte durch eine der Breschen

Digitized by Google

der Mauer zu den obenerwähnten Aeckern innerhalb der Festung, wo er Käfer zu sammeln begann.

Ich habe schon erwähnt, daß eines der wissenschaftlichen Fächer, die der General beherrschte, die Entomologie war.

Komarow widmete sich besonders dem Studium der Käfer und erwarb sich in diesem Fach einen europäischen Ruf; er korrespondierte mit den bekanntesten Entomologen der Alten und Neuen Welt; man hat auch einigen von ihm entdeckten Käferarten die Benennung „Comarovi" gegeben.

Man kann sich leicht vorstellen, wie einen Entomologen die Möglichkeit erfreute, als erster Käfer in Merv sammeln zu können.

Man kann wohl mit Sicherheit annehmen, daß weder unter dem mazedonischen Alexander, weder unter den Sassaniden noch unter den nachfolgenden Eroberern und Beherrschern Mervs je irgend jemand in Merv Käfer sammelte. Und Komarow vertiefte sich in seine wissenschaftliche Arbeit innerhalb Kouschut-Khan-Kala mit einem solchen Eifer und mit solcher Ruhe, als befände er sich irgendwo im Tambowschen Gouvernement.

Er fand einige neue Arten von Käfern und legte sorgfältig seine Funde in ein entsprechendes Gefäß, das er stets bei sich trug.

Ich wage anzunehmen, daß der General bei diesem Ausflug auch andre Zwecke verfolgt hat.

Indem Komarow, zu Fuß, selbdritt, nur mit einem leichten Säbel bewaffnet, sich zirka 2 Kilometer von seinen Truppen entfernte und in eine Festung ging, auf deren Wällen noch die vor zwei Tagen gegen ihn gerichteten Geschütze standen, und in dieser Festung sorglos entomologische Entdeckungen machte, bewies er, der Befehlshaber des transkaspischen Landes, den Eingeborenen, daß für ihn die Unterwerfung von Merv eine vollzogene Tatsache und daß er in Merv vollkommen zu Hause sei.

Die Turkmenen, die von weitem den Spaziergang des Generals mit Neugier beobachteten, mußten diesen Eindruck gewinnen.

Jedoch das Resultat dieses Spazierganges war nicht nur das Auffinden neuer Käferarten. Nachdem der General das rechte Ufer des Murgab besichtigt hatte, wählte er einen Platz zum sofortigen Bau einer russischen Befestigung, die den Namen Alexandrowsk auf dem Murgab erhielt.

Diese Befestigung sollte auf dem rechten Ufer des Flusses zwischen dem Strome und dem Festungsgraben von Kouschut-Khan-Kala liegen.

Der Plan der Befestigung wurde durch den Pionieroberleutnant Sazepinsky, einen begabten und sympathischen Offizier, entworfen; es fand sich auch sofort ein Bauleiter in Gestalt eines Persers, und die eingeborenen Turkmenen, tüchtige Erdarbeiter, machten sich gegen anständige Barzahlung an die Arbeit.

Der General Komarow war äußerlich sicher und ruhig; das Expeditionskorps schlug schon am 2. März das Lager auf dem rechten Ufer des Murgab auf. Man konnte jedoch den Feldzug nicht als endgültig gewonnen betrachten,

Digitized by Google

solange die Urheber des Aufstandes, Siach-Pusch und Kadschar-Khan, sich in Freiheit und innerhalb der mervschen Oase befanden.

Diese Frage jedoch löste sich schnell und einfach. Unsre Khane waren nach dem mißglückten Ueberfall der Turkmenen am 29. Februar natürlich endgültig auf die Seite des Generals Komarow übergetreten. Um nun ihre vollkommene Treue Rußland gegenüber zu beweisen und um zu vermeiden, daß man sie für ihre vorherige zweideutige Haltung irgendwie zur Verantwortung zöge, schickten sie ihre Leute hinter Siach-Pusch und Kadschar-Khan her, die mit einer kleinen Schar von Anhängern den Murgab hinauf in der Richtung nach Afghanistan geflohen waren.

Die Flüchtenden wurden eingeholt, ohne Widerstand gefangengenommen und ins russische Lager gebracht.

General Komarow ließ sie in Arrest setzen und bat mich, Siach-Pusch, seine Müriden und Kadschar-Khan zu vernehmen.

Kadschar-Khan war ein älterer Turkmene von hohem Wuchs, mit energischen Gesichtszügen, ein ehrgeiziger, reicher und mutiger Mann.

Er war im Jahre 1880 Khan des ganzen mervschen Landes; in dieser Eigenschaft reiste er auch nach Teheran, um Verhandlungen über den Anschluß Mervs an Persien zu führen.

Die Einverleibung Mervs in das russische Reich, die die Einsetzung von vier Khanen, je eines für die vier Stämme des mervschen Volkes, mit sich brachte, machte seiner Herrschaft ein Ende und beraubte ihn als bekannten Feind der Russen jeglicher Aussicht auf die Zukunft. Diese persönlichen Umstände Kadschar-Khans verstand Siach-Pusch klug auszunutzen; seinen Ehrgeiz, seine Unwissenheit und geistige Beschränkung ausnutzend, machte er ihn zu einer blinden Waffe seiner Pläne.

Siach-Pusch wirkte auch auf den religiösen Aberglauben Kadschar-Khans ein, indem er ihn von seiner, Siach-Puschs, Heiligkeit überzeugte; außerdem redete er ihm ein, daß der Mahdi schon auf Erden sei. Durch all dies unterwarf er sich seine Seele.

Kadschar-Khan hatte sein Vermögen verloren; sein Sohn war verwundet, seine politische Karriere war zu Ende, er war in Gefangenschaft geraten und befand sich im russischen Lager, wo ihn seiner Ueberzeugung nach die Todesstrafe erwartete. Trotz alledem blieb Kadschar-Khan noch immer ein begeisterter Anhänger des Siach-Pusch, der sein ganzes Unglück verschuldet hatte. Kadschar-Khan sagte zu mir nach Beendigung des Verhöres: „Siach-Pusch ist ein heiliger Mensch, ein Mensch ohne Fehler."

Ich muß bemerken, daß die Mehrzahl der mervschen Turkmenen einen viel vernünftigeren und weitsichtigeren Standpunkt in bezug auf das Problem der russischen Herrschaft einnahm. Wenn sich unter den Turkmenen trotzdem noch Leute befanden, die sich entschließen konnten, uns zu überfallen, so war es darauf zurückzuführen, daß die kriegerischen Erfahrungen der Turkmenen sich nur auf persische Truppen bezogen.

Digitized by Google

Die Turkmenen sagten uns nach dem 29. Februar: „Wir dachten, daß ihr so beschaffen sein würdet wie die Perser, die wir gewöhnt sind zu schlagen. Wenn wir gewußt hätten, daß ihr so schießen könnt, würden wir nie euer Lager überfallen haben."

Das Beispiel des Turkmenen, der während der Schlacht den russischen General im Zelte und nicht an der Front suchte und dafür sein Leben einbüßte, half mit zur Verbreitung der Kunde von der beispiellosen Tapferkeit der russischen Führer.

Die Merver beteiligten sich fast gar nicht an der Verteidigung Geok-Tepes gegen Skobelew und wußten nichts von den Schrecknissen dieser Niederlage.

Gewußt haben sie jedoch, daß die Absendung der Truppen unter der Führung Skobelews dadurch verursacht wurde, daß die vorherige Expedition einer schwachen Abteilung unter der Führung Lomakins mißglückte. Darum zögerten viele Merver, unsere so schwache Abteilung zu überfallen. Nach der Einnahme von Merv sagten sie uns: „Wir fürchteten uns nicht vor euch, sondern vor dem, was ihr nach euch schleifen würdet." Mit andern Worten, sie waren überzeugt, daß, wenn sie das Expeditionskorps des Generals Komarow vernichtet hätten, anstatt unsrer vier Kompagnien vier Regimenter oder auch vier Brigaden aus Rußland kommen würden; kurz, genügend Truppen, um Merv jedenfalls das Schicksal Geok-Tepes teilen zu lassen.

Daß aus Rußland mehr Soldaten kommen konnten, als in Merv Einwohner waren, wußten sie. Darüber wurden sie belehrt durch diejenigen Turkmenen, die vor einem Jahre nach Moskau zur Krönungsfeier Alexanders III. geladen waren.

In Moskau waren die vornehmsten Merver und eine Deputation der Achal-Tekiner bei allen Krönungsfeierlichkeiten des Jahres 1883 zugegen; u. a. konnten sie sich auch die große Parade ansehen.

Bei dieser Parade zählten die Turkmenen über 80 000 Soldaten. Als sie jedoch nach Hause kamen, erzählten sie den Eingeborenen: „Das war das Heer des einen Bruders, und der andre Bruder hat ebensoviel." Das bedeutete, daß nach ihrer Ansicht das von ihnen gesehene Heer dem Großfürsten Wladimir (dem Bruder des Zaren) gehörte, der die Parade kommandierte. Sie vermuteten, daß der Zar auch über ein ebensolches Heer verfüge. Es wäre augenscheinlich Wahnsinn gewesen, gegen eine solche Macht ankämpfen zu wollen.

Als die Merver die Chancen des Widerstandes berechneten, versuchten sie sogar nachzuzählen, wie lange Zeit ein neues russisches Heer brauchen würde, um die Wolga (sic!) hinab und über das Kaspische Meer zu segeln und so nach Merv zu kommen. Das Resultat dieser Berechnungen war ein für die Merver sehr ungünstiges. Sie wußten allerdings nicht, daß die Wolga den Winter über bis nach Astrachan zugefroren ist.

Die Erfahrungen, die Kadschar-Khan durch seinen Widerstand gesammelt hatte, bewiesen die Richtigkeit der Ansichten derjenigen Partei der mervschen Turkmenen, die für die friedliche Uebergabe Mervs war und nicht dem unheilvollen Einfluß Siach-Puschs verfallen war.

Digitized by Google

V.

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den Siach-Pusch auf mich gemacht hat. Geführt von zwei Schützen, trat er in mein Zelt. Ich erblickte einen etwa dreißigjährigen Menschen von mittlerem Wuchs, schlank gebaut. Er war in der Kleidung eines muselmännischen Derwischs, jedoch ohne den gewohnten kegelförmigen Hut, den er wahrscheinlich während der Flucht verloren hatte.

Er war überzeugt, daß man ihn als den Urheber der Rebellion hinrichten werde. Jedoch auch die Nähe des Todes vermochte ihn nicht aus seinem würdigen Gleichgewicht zu bringen.

Sein Gesicht war braun, seine Züge wundervoll harmonisch und regelmäßig. Seine unbeschnittenen, lockigen, in der Mitte gescheitelten schwarzen Haare fielen ihm auf die Schultern. Der kleine schwarze Bart war am Kinn leicht geteilt. Am merkwürdigsten waren seine Augen; groß, ruhig, tief, schwarz, strahlend. Er sprach die melodische, biegsame und graziöse persische Sprache. Ich fühlte, daß seine Stimme bezaubern konnte. Ich verstand den Glauben der Eingeborenen an Siach-Pusch, verstand seine Herrschaft über den unglücklichen Kadschar-Khan und andre seiner Anhänger.

Ich habe auch begriffen, daß solche Religionsstifter und Propheten wie Siach-Pusch und sein Zeitgenosse, der sudanische Mahdi, wohl imstande sind, fanatische Massen unter ihren Fahnen zu sammeln und diese Massen in einen Todeskampf gegen die „Ungläubigen" zu stürzen.

Das Verhör des Siach-Pusch und seiner drei Schüler-Müriden dauerte drei Tage; ich wollte mir ein genaues Bild von Siach-Pusch und seiner Tätigkeit verschaffen. Es gelang mir nur in sehr kleinem Maße.

Siach-Pusch hatte keine Furcht vor dem Tode. Er wußte auch, daß er keine Folterqualen auszustehen haben würde. Darum teilte er mir nur das mit, was er für nötig fand.

Er nannte mir weder seinen echten Namen noch seine Abstammung; er sagte nur, daß er ein aus dem nordwestlichen Indien gebürtiger Afghane sei.

Siach-Pusch bezeichnete sich als einen friedlichen Prediger des echten Islams; er sagte, daß er von den wilden turkmenischen Nomaden mißverstanden und falsch eingeschätzt werde. Er wollte sie nur belehren und beglücken.

„Die Erde," sagte er mir, „ist der Acker für die zukünftige Welt; die Menschen sind die Ackerbauer; ich bin ein Säer der Tugenden."

Bei Siach-Pusch fand man eine Proklamation vor, in der er verkündete, daß das Gerücht vom „Churudscha" (das Erscheinen des Mahdi) sich bestätigt habe, und zwar im laufenden Jahre (1300 der Hedschra oder 1883 n. Chr.). „Wir erhoben die Fahne des Islams, und es wird nach den Ueberlieferungen der Religion in den letzten Tagen jemand erscheinen, der den Scheriat (das Gesetz des Propheten) wieder aufrichten und verbreiten wird. Wer ein Gelehrter ist und den Ajat und den Chadis (Koransprüche und Sagen Mohammeds) kennt, der muß wissen, daß in diesem Jahre der Churudsch erfolgen muß. Es wird

Digitized by Google

in der Welt erscheinen der Weli (der Liebling Allahs); vielleicht wird Gott mich, Siach-Pusch, zum rechten Wege geleiten und mir vergönnen, Führer meines Volkes zu sein. Die ganze Welt wird selig werden, und der Kufr (Unglaube) wird von der Erde Angesicht verschwinden. So ist der Wille Allahs."

Siach-Pusch setzte noch hinzu, daß Imam-Mahdi zugleich mit dem Erscheinen des vorjährigen Kometen zur Welt gekommen sei und daß er in sechsundzwanzig Jahren seine Herrschaft antreten werde. Bis dahin werde er, Siach-Pusch, sein Nahib (Statthalter) sein und das Volk lenken und leiten.

Von sich selbst erzählte mir Siach-Pusch, daß er weder ein allzu guter noch ein allzu schlechter Mensch und daß nur ein Mensch wie er imstande sei, inmitten eines solchen Volkes wie die Turkmenen zu leben und nicht unterzugehen. Später hat er mir zugegeben, daß er in politischer Hinsicht zugunsten des afghanischen Kronprätendenten Ejub-Khan gearbeitet hatte.

Ejub-Khan führte bekanntlich kurz vorher einen Kampf um den Thron mit seinem Verwandten Abdurachman-Khan, welcher von den Engländern als Emir von Afghanistan eingesetzt war; Ejub-Khan kämpfte auch gegen die Engländer selbst. Nachdem Ejub-Khan die englischen Truppen bei Maiwanda geschlagen hatte, belagerte er Kandahar, in dessen Zitadelle sich die schwachen englischen Truppen geflüchtet hatten. Durch den berühmten Marsch über das Gebirge von Kabul nach Kandahar rettete General Roberts die Engländer und schlug Ejub-Khan in die Flucht. Ejub-Khan entfloh nach Persien, mit ihm Siach-Pusch.

Ejub-Khan ging nach Teheran und suchte da Leute für einen neuen Feldzug nach Afghanistan zu gewinnen. Siach-Pusch erschien in der heiligen Stadt Kaf im östlichen Chorasan. Er ließ sich fünfzig Tage lang in einer Moschee einschließen, betete und fastete dort und kam als Pir (Heiliger) aus ihr heraus. Fanatische Schüler-Müriden fingen an, sich um ihn zu sammeln.

Seine religiösen Lehren verheimlichte Siach-Pusch, wie es die persischen esoterischen Prediger gewöhnlich tun. Diese Prediger nennt man Sufi. Ein Schüler Siach-Puschs, ein Afghane, nannte sich übrigens offen Sufi-Achmet-Kuli. Seinen Müriden offenbarte Siach-Pusch, daß er fähig sei, Wunder zu tun, und daß er in Verbindung mit dem Erzengel Gabriel stehe, der zu ihm während des Fastens gekommen sei. Mir sagte Siach-Pusch, daß es unmöglich sei, in drei oder vier Tagen seine Lehre verstehen zu können; man müsse eine längere Zeit darauf verwenden.

Mir persönlich scheint es, daß Siach-Pusch kaum irgendeine religiöse Doktrin hatte; ich bin geneigt anzunehmen, daß seine Tätigkeit mehr politischer als religiöser Natur war.

Siach-Pusch vollzog einige geheimnisvolle Wanderungen durch den Chorasan; inzwischen wuchs seine Berühmtheit, wuchs auch die Zahl seiner Schüler. Dann ging er ins turkmenische Land, zuerst nach Merv, dann nach Jolatan in der Richtung auf Afghanistan.

Digitized by Google

Er wirkte unter unwissenden und leichtgläubigen Menschen, religiöse Motive als Untergrund benutzend. Er nannte sich den Stellvertreter des Mahdi und wirkte auf ehrgeizige Häuptlinge und gierige Bettler durch Versprechungen von Macht und unerhörten Reichtümern. Siach-Pusch hatte weder Geld noch Waffen; er verstand aber auch ohne sie, sich eine einflußreiche Ausnahmestellung zu schaffen. Er fing an, die Turkmenen zur Unterwerfung einer muselmanischen Macht vorzubereiten. Diese Macht sollte die Turkmenen vor den Giaurs — einerlei, ob Engländer oder Russen — beschützen und mit Hilfe und unter der Leitung des Mahdi auf der Welt ein ungeteiltes Reich der Gerechtigkeit und des wahren Glaubens einführen.

Da jedoch der Mahdi erst in sechsundzwanzig Jahren kommen sollte, verkündete er vorsichtig, Serdar-Ejub-Khan sei der geeignete Führer, um die Einigung der Moslems vorzubereiten. Die islamitische Macht hingegen, zu der man sich schlagen sollte, wäre Afghanistan. Er erzählte, daß Ejub-Khan die Engländer an den Grenzen Indiens geschlagen habe. Im Frühling 1884 sollte er bei den mervschen Turkmenen erscheinen.

Anstatt Ejub-Khan erschien aber Komarow; Ejub-Khan selbst wurde ungefähr um dieselbe Zeit in Meschched verhaftet; er befand sich auf dem Wege nach Merv.

Siach-Pusch glaubte nicht an die Ernsthaftigkeit des Gengesch vom 1. Januar; auch der Vereidigung der turkmenischen Deputation in Aschabad maß er keine Bedeutung zu.

Als das russische Expeditionskorps unerwartet und rasch gegen Merv vorrückte, war Siach-Pusch gezwungen, offen gegen die Russen aufzutreten. Hätte er es nicht getan, er hätte zweifelsohne seinen Einfluß verloren und den Kadschar-Khan nicht mehr zum Sklaven seines Willens haben können.

Auch ein andrer Grund bewog Siach-Pusch, den Dschihad (Heiligen Krieg) gegen uns zu proklamieren: der Selbsterhaltungstrieb. Wenn er sich auch weiter passiv verhielt, riskierte er, von den Turkmenen als russischer Spion erschlagen zu werden. Im Spionageverdacht stand er bei einem Teile der Turkmenen; die Tatsache, daß Siach-Pusch dem General Komarow einmal geschrieben hatte, hatte diesen Verdacht erweckt.

Siach-Pusch gab hauptsächlich Kadschar-Khan die Schuld an dem Mißglücken des bewaffneten Widerstandes gegen das russische Expeditionskorps. Tatsächlich aber hatte meiner Ansicht nach Siach-Pusch selbst die größte Schuld. Er verstand es nicht, die Merver zum Widerstande zu organisieren; anderseits verstand er es auch nicht, für sich einen Nutzen aus der friedlichen Unterwerfung Mervs zu ziehen.

Wenn Siach-Pusch außer seiner religiösen und persönlichen Macht auch noch einen entschlossenen Charakter und kriegerische Fähigkeiten gehabt hätte, wie sie sein sudanesischer Zeitgenosse Mohammed Achmed besaß, so würde seine Agitation in Zentralasien viel weitere Kreise gezogen haben.

Jedoch auch andre Gründe waren der Entwicklung der Bewegung hinderlich. Die Turkmenen waren nicht fähig, sich wie die Sudanesen oder Araber dem

Digitized by Google

religiösen Fanatismus ganz hinzugeben. Und die Perser, wenn sie auch dem muselmännischen Sektierertum zugänglich waren, hatten doch eine Abneigung gegen die sunnitischen Quellen dieser Bewegungen, da sie Schiiten waren. Auch sind die Afghanen schon immer Erbfeinde der Turkmenen und Perser gewesen. Siach-Puschs Kräfte reichten nicht aus, um diese heterogenen Elemente zu vereinigen. Seine Aufgabe wurde auch durch die Nähe der in Kara-Bent stationierten russischen Truppen erschwert. Die Mahdisten des Sudan waren durch eine viel weitere Entfernung von den angloägyptischen Heeren getrennt.

Noch ein letzter Umstand erschwerte ihm seine Tätigkeit. Die Aktion des Generals Komarow fiel zusammen mit der Aenderung in der auswärtigen Politik Englands, die durch den Uebergang der Macht von Lord Beaconsfield auf Herrn Gladstone bedingt war.

Die englischen Liberalen weigerten sich, die „spirited foreign policy", d. h. die aktive auswärtige Politik des vorherigen konservativen Kabinetts fortzusetzen. Das Ministerium Beaconsfield hatte die Absicht, den Vormarsch in der Richtung nach Turkestan fortzusetzen, die Afghanen schwer zu schädigen und Kandahar einzuverleiben. Hingegen beschloß das Ministerium Gladstone, ein System des Friedens und der Freundschaft in Asien zu verfolgen, und ordnete die Zurückziehung der englischen Streitkräfte aus Afghanistan an.

Unsere zentralasiatischen Gegner hofften stark auf die Hilfe der englischen Regierung bei ihren Aktionen gegen uns. Diese Hoffnungen wurden ihnen wohl durch Agenten von der Art des Herrn O'Donovan eingeflößt. Durch die Aenderung des englischen Kabinetts wurde die Hoffnung auf die Hilfe Englands endgültig zerstört. Zeitlich fiel die Aenderung der englischen Politik mit der Einnahme Mervs durch General Komarow zusammen.

Dank der aufgeklärten Milde General Komarows wurden die Urheber und die Opfer der oben geschilderten Intrigen und Zufälligkeiten nicht strafrechtlich verfolgt: Siach-Pusch, Kadschar-Khan und ihre Genossen gingen ohne Strafe aus.

Die einzige Maßregel, die man gegen sie anwandte, war ihre Entfernung aus Zentralasien. Sie wurden nach der Stadt Kaluga (in Nordostrußland. Anmerkung des Uebersetzers) deportiert. Diese Stadt wurde wahrscheinlich darum gewählt, weil in den 1860er Jahren der berühmte kaukasische Imam Schamil mit seiner Familie und mit seinen Anhängern dort interniert wurde.

VI.

Nachdem der Zwischenfall mit Siach-Pusch vollkommen erledigt war, unternahm General Komarow eine Fahrt durch den östlichen Teil der mervschen Oase.

Lessar war schon am 4. März mit einigen Turkmenen nach Jolatan und Pende gegangen, um die dortigen Saryken, einen den Afghanen benachbarten turkmenischen Stamm, kennen zu lernen. Diese Saryken hatten schon um ihre Aufnahme in den Verband des russischen Reiches gebeten.

Alichanow, der zum Befehlshaber des mervschen Kreises ernannt wurde, drei Offiziere und ich begleiteten General Komarow auf seiner Reise. Unser

Digitized by Google

Konvoi bestand aus 200 Kosaken, 8 achal-tekinschen Milizsoldaten und einigen Mann der mervschen Miliz, die der General nach dem Muster der achal-tekinschen sofort zu formieren begonnen hatte. Am 10. März verließ General Komarow Merv in südlicher Richtung. Unser erstes Ziel war der Hauptwasserdamm der mervschen Oase an dem Flusse Murgab, genannt Kouschut-Bent.

Bei dieser Reise verfolgte General Komarow nicht nur militärische und politische, sondern auch ökonomische und wissenschaftliche Zwecke.

Die persönliche Reise des Generals durch den neuen russischen Kreis sollte den Eingeborenen zeigen, daß nicht nur Kouschut-Khan-Kale, sondern die ganze Oase Besitz der Russen geworden war.

In militärischer Hinsicht beschäftigte den General die Frage der Wasserversorgung der neuen russischen Befestigung am Murgab; für die Lösung dieser Frage war der Zustand des Dammes Kouschut-Bent ausschlaggebend. Von diesem Wasserdamme hing auch die landwirtschaftliche Produktion der ganzen Oase ab.

Der Wasserdamm war ein sehr kleines und primitives Werk und hatte große Aehnlichkeit in der Konstruktion mit dem Wasserdamme Kara-Bent.

Jetzt existiert dieser Wasserdamm nicht mehr. Ausgezeichnete hydrotechnische Einrichtungen sorgen für die Bewässerung der turkmenischen Felder; sie liefern auch das Wasser für die Bahnstation Merv und die russische Stadt desselben Namens, die sich allmählich um die Befestigung Alexandrowsk gebildet hat, außerdem noch für die Baumwollplantagen des mervschen Krongutes.

Nach der Besichtigung des Wasserdammes besuchte General Komarow die Witwe des mervschen Khanes Nur-Werd, Gul-Djamal, deren Sohn, der junge Jousuf-Khan, soeben zu einem der vier neuen Herrscher des mervschen Volkes ernannt wurde. Diese außerordentliche Frau war in hervorragender Weise an der friedlichen Lösung der mervschen Frage beteiligt. Rittmeister Alichanow beschreibt ausführlich ihre Tätigkeit in seinen Erinnerungen.

Der General brachte Gul-Djamal allerhöchste Geschenke: vom Kaiser Alexander III. einen brokatbedeckten Zobelpelz und von der Kaiserin Maria Armbänder und andre goldene und juwelenbedeckte Gegenstände.

Dann begannen wissenschaftliche Exkursionen nach den Ruinen des alten Merv.

Die persische Stadt Bairam-Ali, die im Jahre 1783 durch den Emir von Buchara im Sturm genommen wurde, hat sich, ein lebendiges Denkmal der persischen Kultur des achtzehnten Jahrhunderts, mit ihren Straßen, Bädern, Fresken und Moscheen vollkommen erhalten. Die Stadt ist ausgestorben, weil ihre Wasserquellen versiegten, und ist jetzt zur Hälfte von Sand verschüttet.

Die Ruinen des arabischen Merv gruppieren sich um das Grab des ersten Predigers des Islams in dieser Gegend, die früher von Anhängern Zoroasters und von Christen bewohnt war. Im achtzehnten Jahrhundert wohnte in Merv eine ansehnliche Zahl Christen, um diese Zeit residierte in Merv sogar ein nestorianischer Bischof.

Digitized by Google

Das arabische Grab heißt Sultan Sándjar.

Zwischen den Eingeborenen, die herbeigelaufen waren, um den General zu sehen, war ein jüngerer, kecker und geschwätziger turkmenischer Mullah; er versicherte Komarow, er kenne eine Beschwörung gegen Schlangenbisse.

Der General suchte, wie immer, auch in diesem Moment neue Käferarten. Er bemerkte dabei unter einem Stein eine Schlange mittlerer Größe. „Wenn du eine Beschwörung gegen Schlangen kennst," sagte er zu dem Mullah, „so nimm doch diese."

Der Mullah bückte sich, faßte mit einer geschickten Bewegung die Schlange mit der rechten Hand am Schwanze und preßte ihr den Hals unterhalb der Kiefern mit der linken zusammen.

In dem weit aufgerissenen Rachen leuchteten giftige weiße Zähne. Der Mullah wollte noch eine größere Probe seiner Tapferkeit zeigen und legte den Zeigefinger der rechten Hand der Schlange direkt in den Rachen. Blitzschnell schlossen sich die Kiefern, und die Zähne der Schlange schlugen in den Finger. Der Mullah riß mit Gewalt seine Hand zurück. Die Zähne der Schlange, die sich tief im Finger verfangen hatten, zerrissen ihn mit einem Geräusch. Blut strömte aus dem Finger.

Der empörte Mullah zerbiß mit seinen Zähnen die Schlange in zwei Hälften, warf die Hälften auf den Boden und ging zur Seite, irgendwelche Beschwörungen murmelnd.

Nach der Besichtigung der Ruinen gingen wir, wie während des ganzen Feldzuges, zu General Komarow zu Tisch. Wir lagerten uns auf den Sand und aßen mit großem Appetit. Ich erinnere mich, daß ich an diesem Tage den General und die Reisegefährten mit Pfannkuchen bewirtete, die mein Diener vorzüglich bereitete, wenn er sich Mehl verschaffen konnte.

Gegen Ende der Mahlzeit kam ein Turkmene und meldete, daß der Mullah um Schnaps bäte. Er brauche ihn als Gegengift, da sein Arm schon bis zur Schulter angeschwollen wäre. Wir hatten keinen Schnaps mit, aber ich hatte in meiner Feldflasche guten Kognak, den ich wie meinen Augapfel hütete. Mit einem Seufzer goß ich ein Teeglas voll und gab ihn dem Mullah.

Als wir abends abfuhren, erhielten wir die Nachricht, daß der Mullah außer Lebensgefahr sei.

Die dritte Gruppe der mervschen Ruinen heißt Iskander-Kala, d. h. die Festung des Alexander. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der hohe, versandete Wall die Stelle bezeichnet, wo sich vormals das Lager des großen Mazedoniers befand.

Wir hatten keine Zeit, Ausgrabungen zu machen, jedoch fand General Komarow nach kurzem Schaufeln einige Fragmente hellenischen Geschirrs und ein Stück Glas mit antiken Figuren. Die Verdienste General Komarows um Archäologie und Numismatik waren kurz zuvor durch seine Wahl zum Vorsitzenden des Archäologenkongresses in Tiflis anerkannt worden.

Digitized by Google

Nach sechs Tagen kamen wir wieder in Merv an. Bald darauf rückten wir in südwestlicher Richtung nach Aschabad aus.

In Serrachs stieß zu uns Lessar, der direkt aus Pende kam. Lessar war damals schon so krank, daß er nicht reiten konnte. Mit großer Mühe fand man für ihn einen zweiräderigen Wagen; man hatte wenig Hoffnung, ihn lebend bis Aschabad zu bringen. Er lebte und arbeitete jedoch noch zwanzig Jahre und verstarb in Peking kurz vor dem Boxeraufstand. In Serrachs trennte ich mich vom General und setzte meinen Weg südwärts fort, dem rechten Ufer des Tedschen folgend.

Ich hatte hier Gelegenheit, wohl als erster Europäer, die Sülfagalsche Klamm zu besichtigen; diese Klamm spielte eine sehr wichtige Rolle bei den russisch-englischen Grenzverhandlungen im Jahre 1885.

Als ich nach Aschabad zurückkehrte, fand ich da A. W. Komarow vor, der ein paar Tage vor mir angekommen war. Der General setzte seine rastlose Arbeit der Organisation des neuerworbenen Landes fort.

Nach einigen Tagen reiste ich nach Petersburg ab, nach einem herzlichen Abschied von General Komarow.[1]) Ich habe mein ganzes Leben lang eine tiefe und dankbare Erinnerung an diesen Mann behalten.

*

Dank der patriotischen Sparsamkeit und dem organisatorischen Talent General Komarows kostete den russischen Staat die Okkupation von Merv zirka 240000 Rubel; ungefähr so viel, sagte Komarow, wie ein mittelmäßiges Haus in Petersburg.

Durch General Komarow wurde dem russischen Imperium ein Territorium von zirka 100000 Quadratwerst einverleibt, ein Territorium von bedeutendem wirtschaftlichem Werte. Die Viehzucht und der Ackerbau entwickelten sich nach der Pazifizierung der Steppe mit großer Schnelligkeit. Nach der Verhaftung des Siach-Pusch und seiner Komplizen hörten die Räubereien und Unruhen in der mervschen Oase auf.

Vom geschichtlichen Standpunkt bedeutet die Eroberung von Merv den Endpunkt der zweiten und letzten Bewegung Rußlands nach Zentralasien.

Vor einem Vierteljahrhundert gelangten die westsibirischen und orenburgischen Linien in das Bassin des Syr-Darja; dies geschah durch die Expeditionen Tschernajews und Werewkins.

Aehnlich gelangten in Merv die Vorposten des kaukasischen Militärbezirks, in dessen Verbande sich das transkaspische Land befand,[2]) bis zum turkestanischen

---

[1]) Ich war genötigt, nach Petersburg zurückzukehren, da ich in Merv die Nachricht vom Tode meines Vaters bekommen hatte. Der General Komarow beschloß, nicht über Kara-Bent, sondern über Serrachs nach Aschabad zurückzukehren, um keine Grenzstreitigkeiten mit Persien zu verursachen.

[2]) Das transkaspische Land untersteht jetzt dem turkestanischen Generalgouverneur.

Digitized by Google

Militärbezirk, dessen Bestandteile Chiwa, Buchara und das linke Ufer des Amu-Darja waren.

Diese Vereinigung erwies sich als besonders nützlich in der Kampfgenossenschaft am 18. März 1885 bei Kuschka. Das 3. turkestanische Bataillon und die Bataillone der transkaspischen Schützenbrigade konnten sich leicht vereinigen, um zusammen gegen den Feind vorzugehen.

Längs der Peripherie dieses neugebildeten Kreises legte sich wie eine Stahlkette die zentralasiatische Eisenbahn. Diese Eisenbahn verbindet direkt Krasnowodsk, Aschabad, Merv, Buchara, Taschkent und Orenburg. Nach dem bildhaften Ausdruck der Turkmenen schmiedet diese Bahn die turkmenischen Länder auf ewige Zeiten an das Reich des russischen Zaren.

Für die auswärtige Politik Rußlands hatte die Eroberung von Merv eine große Bedeutung. Es war die Vorstufe für die Teilung der Einflußsphären in Zentralasien zwischen Rußland und England. Wie schon oben erwähnt, hatte diese Einteilung Zentralasiens in Einflußsphären eine außerordentliche Bedeutung: sie beseitigte das einzige Hindernis zur freundschaftlichen Annäherung zwischen Rußland und England.

Die Verdienste des Generals Komarow wurden durch die Verleihung des Ordens vom Weißen Adler belohnt.

Ich wurde nach meiner Rückkehr nach Petersburg durch den Kaiser in einer Audienz empfangen, deren gnädige Liebenswürdigkeit nie aus meinem Gedächtnis entschwinden wird. Es stellte sich heraus, daß das Auswärtige Amt meine Briefe vom Feldzug Seiner Majestät unterbreitet hatte. Diese Briefe waren eine ganze Zeit die einzigen Nachrichten über unsern Feldzug, weil die offiziellen Verbindungen des Befehlshabers des transkaspischen Landes mit Petersburg sehr langsam funktionierten; sie nahmen den Weg über Tiflis und das Kriegsministerium.

Bald darauf wurde ich — trotzdem ich erst neunundzwanzig Jahre zählte — auf den verantwortlichen Posten des politischen Agenten (diplomatischen Vertreters. Anmerkung des Uebersetzers) in Buchara berufen. Die Wiederherstellung dieses Postens geschah in Verbindung mit der vollzogenen Pazifizierung Turkmeniens.

Die Besetzung von Merv wurde durch Allerhöchsten Befehl als Kriegsfeldzug bezeichnet mit der Verleihung der Medaille „Für die Feldzüge in Zentralasien“ an sämtliche Teilnehmer der Expedition.

Digitized by Google

Quousque tandem

Von einem österreichischen General

Gegenüber der Frage um meine Ansicht, ob ein nahes Ende des Weltkrieges bevorstehe, könnte ich mir's bequem machen, wenn ich die Antwort auf die Herstellung einer telephonischen Verbindung mit dem Himmel verwiese, — will aber doch untersuchen, ob und von wem die Frage auch auf Erden beantwortet werden könnte.

Von unsrer Seite, der kriegführenden, wohl nicht. Wollten wir mit objektiver deutscher Gründlichkeit untersuchen, wer am ganzen Kriege schuld ist, so dürften wir — da in der Geschichte wie in der ganzen Natur eines aus dem andern hervorgeht —, zu keinem Ende gelangen.

Praktischer wird es sein, zu sehen, was die verschiedenen Kriegführenden wollen; — nicht, was die Hunderte Millionen einzelner Verschiedenes möchten, sondern was die die Oeffentlichkeit maßgebend Beherrschenden selbst erklärt haben und erklären.

Auf unsrer Seite geht dies im Wesen nicht über die Sicherung eines dauernden Friedens für eine gedeihliche Existenz hinaus. Nicht von unsrer Seite wurde nationale und territoriale Expansion, Haß und Verderben gegen die andern gepredigt.

Was alles unsre Gegner verlangen, erstreckt sich, von wesentlichen Teilen unsrer Existenz angefangen, auf Teile der ganzen Erde. Es ist nicht klar, ob selbst die Maßgebendsten unter ihnen sich darüber ganz und ehrlich geeinigt haben, und ob nicht, wenn sie Sieger blieben, die Rauferei um die Beute und die Vorherrschaft erst recht losgehen würde. Aber das erscheint klar, daß die Frage der Beendigung des Krieges von ihrer Seite beantwortet werden muß.

Unsre unzähligen Gegner führen gegenüber ihren bisherigen Mißerfolgen die Unerschöpflichkeit ihrer Hilfsquellen auf der ganzen Erde ins Treffen. Da bleibt nur die Frage, wie lange auch die Geduld ihrer Völker unerschöpflich sein wird — die Frage für diese: was sie für die nie dagewesenen ungeheuerlichen Opfer an Gut und Blut bisher gewonnen haben und bei alledem für ihre wirklichen Lebensinteressen gewinnen könnten.

Es mag wundernehmen, daß man seit Kriegsbeginn von Taten der Anarchisten wenig merkt. Sie mögen wohl ruhig sich die Hände reiben, indem die den Krieg fort und fort Treibenden die Arbeit für jene besorgen. Denn je länger sich die Opfer mehren, die Verheerungen jeder Art überhandnehmen, das Elend wächst, um so kritischer wird die Abrechnung werden.

Es ist begreiflich, wenn diejenigen, die von langer Hand die Leidenschaften, die schlimmsten Instinkte der Völker geschürt und entfesselt, — letztere mit verschiedenartigsten Versprechungen, tönenden Phrasen belogen und dem Verderben zugeführt haben, sich um jeden Preis an die Machtgewalt klammern, um irgend

Digitized by Google

etwas zu erreichen, womit sie ihre Existenz wahren könnten; aber immer mehr drängt sich die Frage auf: Wie lange noch? Werden etwa einzelne der Führenden die Ueberfuhr nicht versäumen wollen und für einen Frieden zu haben sein, der dann die übrigen nach sich ziehen würde? Das kann auch davon abhängen, was ihnen von ihren Völkern in die Ohren klingt.

Es ist barbarisch und unklug, die Eigenschaften derjenigen, die wir zu bekämpfen haben, unverdient herabzusetzen. Aber ohne dieses zu tun, läßt sich aus mannigfachen Episoden erkennen, daß die uns bekämpfenden Scharen vielfältig nicht oder nicht mehr von jenem Bewußtsein, jenem Geiste beseelt sind, die wir an unsern Kämpfern im Ausharren gegen alle Uebermacht, in der Ueberwindung der außerordentlichsten Schwierigkeiten bewundern — weil der Volksgeist sich doch nur bis zu einem gewissen Grade am Narrenseile führen läßt, anderseits empfindet, wo es sich um Sein oder Nichtsein handelt.

Die verführten Völker selbst sollen sich der ihnen auferlegten Augenbinden und Maulkörbe entledigen — bei ihnen liegt es, einen dauerhaften Frieden zu erwirken; sie sollen die Frage stellen, die in der alten Weltsprache der große Römer dem hartnäckigen Verschwörer gegen die öffentliche Ruhe zurief: „Quousque tandem abutere patientia nostra!“

Uebersetzung nicht vorbehalten!

Der Niederbruch Rußlands

Von

Freiherr v. la Valette St. George

Drei Gespenster sind es, die sich drohend hinter dem wankenden Throne des autokratischen Zarentums erheben:

Das schwarze Gespenst der trauernden polnischen Nation, das rote Gespenst der sozialen Revolution und endlich in grauen, noch unsicheren Umrissen, aber von dem Kenner der Verhältnisse längst vorausgesehen und in den Kreis der politischen Berechnungen gezogen, das Gespenst der ukrainischen Frage.

Die polnische Frage wie die polnischen Verhältnisse sind in Westeuropa ziemlich genau bekannt, leben doch unzählige Polen, teilweise Nachkommen von Flüchtlingen aus den polnischen Aufständen, in mehr oder weniger freiwilliger Verbannung durch ganz Europa zerstreut, hat doch der polnische Sprachstamm eine außerordentlich umfangreiche, formvollendete und patriotisch fühlende Literatur, klingen doch die polnischen Wünsche und Hoffnungen, in taktvoller Weise ausgesprochen, von ihren berufenen Volksvertretern in den Reichstagen Deutschlands und Oesterreichs, in den Landtagen von Preußen und Galizien wider!

Wenn nun aber auch die Kenntnis des geschichtlichen Verlaufs der polnischen Entwicklung und der damit in Zusammenhang stehenden politischen Aspi-

Digitized by Google

rationen Gemeingut unsrer gebildeten Kreise geworden ist, so entziehen sich doch einige Momente der allgemeinen Kenntnis, die aber zum Verständnis der polnischen Frage außerordentlich wünschenswert sind.

So wird es zumeist nicht genügend gewürdigt, daß weder der Hüter der Ostmark, Oesterreich, noch das aufstrebende preußische Königreich, die Vormacht des Protestantismus in der bundesstaatlichen Entwicklung Deutschlands, ein sonderliches Interesse an der Zertrümmerung des wenig aggressiv auftretenden, politisch immer mit seiner Ostgrenze beschäftigten rein katholischen Polenreiches hatten.

Polen hat jahrhundertelang seine Aufgabe der Grenzwacht Europas, als kultivierte Vormacht der Westslawen, gegen den Ansturm der Tataren, Mongolen und schließlich der sog. Ostslawen — der stark mit mongolischen Elementen versetzten Großrussen — tapfer und erfolgreich erfüllt, allein oder verbündet und in Personalunion mit Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen, Schweden und Sachsen. Kleinere Extratouren, wie der Kampf mit dem Deutschen Orden, waren nur vorübergehende Episoden und haben zu keiner Aenderung in dieser Politik geführt, die auf der Verschiedenheit der religiösen Anschauungen, des allgemeinen Kulturstandes beruhte, und die auch vor allem in der reinen Defensivstellung gegenüber den Angriffen der Tatarenkhane von Krim, Dnjestr und Beßarabien her und der Ostslawen aus Moskau und Wladimirz an der Klazma begründet war.

Nachdem aber das Schwert versagt, versuchte die Ostmacht in dem oligarchisch regierten Wahlkönigreich seit Peter dem Großen ganze Parteien mit Versprechungen und noch beweiskräftigeren Mitteln ihren Zwecken gefügig zu machen. Katharina II. war auf diesem Wege so erfolgreich, daß der politische Ruin und die erste Teilung Polens erreicht wurde.

Um zu verhindern, daß ganz Polen eine Beute der ehrgeizigen und herrschsüchtigen Katharina wurde, mußte sich Joseph II. — vielleicht wider seinen Willen — an der Teilung beteiligen, und Friedrich der Große war zu dem gleichen Verfahren gezwungen, wenn er nicht die Russen vor den Toren Berlins und an der Grenze Pommerns sich ansiedeln sehen wollte.

Beide Herrscher waren sich wohl darüber klar, daß sie zunächst mit den territorial außerordentlich umfangreichen, schlecht verwalteten und verhältnismäßig wenig ertragreichen Gebieten, bewohnt von einer fremdrassigen und fremdsprachigen Bevölkerung, ihrem eignen Lande eine schwere Bürde auferlegen würden.

Um so mehr, da die umfangreichen Territorien eines sehr beträchtlichen Verwaltungskörpers und militärischer Hilfskräfte, die aus dem eignen Lande entnommen werden mußten, bedurften.

Die Schwierigkeit dieser Lage zeigte sich wohl am schroffsten bei der dritten Teilung Polens und dem damit verbundenen Aufstande, die sehr starke militärische Kräfte von preußischer und österreichischer Seite banden, welche dann bei der Niederwerfung der französischen Revolutionsarmeen fehlten.

Damals bedeutete der Osten für Oesterreich wie für Preußen mehr wie der Westen, auf den Osten wurde auch militärisch das Hauptgewicht gelegt, und die

Digitized by Google

erfolglose Kanonade von Valmy wie der Rückzug aus der Champagne, die Unmöglichkeit für die Oesterreicher, Belgien und das Elsaß zu behaupten, waren nicht zum wenigsten durch diese Umstände beeinflußt.

Heute sind die militärpolitischen Verhältnisse ganz ähnliche wie 1793 bis 1795. Auch heute handelt es sich um einen Krieg auf zwei Fronten für die alliierten Truppen Deutschlands und Oesterreichs.

Aber dank der glänzenden Organisation, schnellen Mobilmachung, vorzüglichen Taktik und Bewaffnung der verbündeten Truppen, dank der Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen, konnte heute dieser unvermeidliche Kampf mit ganz andern und berechtigteren Aussichten auf Erfolg aufgenommen werden.

Die ersten beiden Aufstände waren hauptsächlich von Adel und hoher Geistlichkeit, den eigentlichen Führern des Ancien régime in Polen, angestiftet und geleitet worden, aber schon 1793 zeigte sich der Einfluß eines neuen demokratischen Elements, das sich auf der intelligenten Mittelklasse und der niederen Geistlichkeit basiert, nach freiheitlichen Regierungsprinzipien und einer Konstitution verlangt und nun im politischen Leben der polnischen Nation zu immer größerer Herrschaft gelangt. Die Aufstände von 1831 und 1848 stehen unter diesem Zeichen, damals noch auf das opferwilligste und tatkräftigste unterstützt von der breiten Klasse der Kleinbauern.

Aber das Jahr 1862 bringt hierin einen völligen Umschwung.

Alexander II., der Zarbefreier, hebt die Leibeigenschaft auf, befreit die Bauern, wie alle russischen Regierungsorgane ausposaunen, gegen den Willen der polnischen Magnaten, obgleich doch gerade diese bereits 1831 und besonders 1848 eine freiheitliche Konstitution und Bauernbefreiung — vergeblich — von der russischen Regierung gefordert hatten.

Aber der einfache Bauer glaubt den Tatsachen, kennt nicht deren Beweggründe noch deren Geschichte, und sieht in Väterchen Zar seinen Befreier vom Joche der übrigens größtenteils sehr patriarchalisch lebenden Grundbesitzer.

Nur so ist es zu erklären, daß der polnische Aufstand von 1863, kaum aufgeflackert, aus Mangel an Enthusiasmus in der breiten Klasse des Volkes wieder erlosch, und daß viele Bauern Verräter an der eignen vaterländischen Idee wurden und Rußland Spionendienste leisteten. Auch heute oder erst recht heute konnte sich jeder Feldzugsteilnehmer überzeugen, daß der polnische Bauer im russischen Kongreßpolen großpolnischen, freiheitlichen Ideen vollständig apathisch gegenübersteht und diese letzteren hauptsächlich nur vom städtischen Mittelstande — soweit dieser überhaupt aus Polen besteht — und der Geistlichkeit gekannt und verfolgt werden.

Diese gebildete Mittelschicht ist aber in Polen weit geringer als in den westlichen Kulturstaaten, auch unverhältnismäßig stark mit vielfach politisch indifferenten jüdischen Elementen versetzt. Auch der Stand der Großgrundbesitzer sowie die zahlreichen, meist deutschen Fabrikbesitzer haben wenig Neigung und Vertrauen zu politischen Umwälzungen, da ihnen das patriarchalisch autokratische Russentum mit seinen gegenüber den Mächtigen dieser Erde sehr weitherzigen

Digitized by Google

Beamten viele Freiheiten gelassen hatte und geringe Besteuerung und das weite russische Absatzgebiet hohe Erwerbsmöglichkeiten gewährte. Auch in Preußen und Oesterreich hat sich das moderne Polentum mehr oder weniger gutwillig mit dem herrschenden Regierungssystem ausgesöhnt, in Galizien ist es sogar selbst zu einer unzweifelhaften eignen Herrschaft gelangt und hat mit ihr vielfach der österreichisch-ungarischen Politik im Innern wie nach außen seinen Stempel aufgedrückt.

Führende österreichische Diplomaten, wie Badeni und besonders Goluchowski, waren in erster Linie Nationalpolen, aber als solche treue Diener des Hauses Habsburg, wahre Freunde Deutschlands und Bewunderer seiner kulturellen Errungenschaften.

Die Schwierigkeit in der Entwicklung und Verwaltung Galiziens, der Stellung der österreichischen Polen bestand auch niemals in ihrem Verhältnis zum Hause Habsburg oder zu den anderen Völkerschaften der gemeinsamen Monarchie oder zum Deutschtum der engeren österreichischen Lande, sondern in ihren mehr oder weniger gewaltsamen Beziehungen zu einem anderen Slawenstamm — den Ruthenen oder Kleinrussen, die drei Viertel der Einwohnerschaft Galiziens für ihr Volkstum beanspruchen.

Wie noch jüngst der Führer des österreichischen Polenklubs öffentlich proklamierte, ist die Vereinigung des ungeteilten Kongreßpolens mit dem ungeteilten Galizien eine Conditio sine qua non für eine ideale Entwicklung der Zukunft nach dem Sinne der österreichischen Polen.

Ein ungeteiltes Galizien widerspricht aber absolut den Forderungen der Ruthenen, die ganz Mittel- und Ostgalizien für ihre Volksgenossen beanspruchen, gleichzeitig mit der Forderung eines unabhängigen kleinrussischen Staates mit dem Schwergewicht und Mittelpunkte in Kijew, der Nordgrenze am Narew und der Ostgrenze nach Charkow hin und weit über den Don hinaus.

Zweifellos wird diese „Ukrainerfrage" beim Friedensschlusse angeschnitten werden — vielleicht für Rußland in wenig erfreulicher Weise —, aber es dürfte heute noch verfrüht sein, sich in Utopien über ihre Lösung zu ergehen.

Es genügt, daß sie als Gespenst am dunkeln Wetterhimmel Rußlands auftaucht; die gehässigen Verfolgungen des russischen Beamten- und Polizeistaats gegenüber den „Mazeppisten" und „Ukrainzen", das Selbstbewußtsein weiter Kreise in Südrußland und der Ruf nach Befreiung vom autokratischen Joche des Zartums werden ein übriges tun, auch diese Frage nicht mehr einschlafen zu lassen.

Ursprünglich ist sie wohl eher eine innergalizische gewesen, beruhend auf dem religiösen und Rassengegensatz zwischen Ruthenen und Polen, und in den Karpathen auch den Madjaren und Rumänen. Zweifellos bilden die Ruthenen nach Rasse und Sprache mit den Süd- oder Kleinrussen, den Rotrussen und Donkosaken einen gemeinsamen Volksstamm, der heute fast 40 Millionen Menschen zählt, aber seit langer Zeit wohl sein Volkstum und seine innere Gemeinsamkeit vergessen hat.

Digitized by Google

Die Blütezeit des Ukrainer Stammes fällt in das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert. Damals bestanden eine Anzahl selbständiger, aber unter sich verwandtschaftlich verbundener Fürstentümer, die den äußeren Feinden, Tataren, den Großrussen und Polen geschlossen und kräftig gegenübertraten. Kijew im Osten, Halicz, Wlodymir, Cholm, Rowno, Ostrog im Westen waren die mächtigsten.

Der Fürst Danglo erhob 1245 Cholm zur Hauptstadt seines Landes, verlieh ihr wichtige Privilegien und machte sie zu einem Zentrum des Handels und der Kultur. Als Beherrscher der Lande von Wieprz und San im Westen bis über den Dnjepr im Osten wurde Danglo im Jahre 1255 vom päpstlichen Legaten Opiso zum Könige der Ruthenen in Drogitschyn gekrönt, mußte aber bald eine fürchterliche Verwüstung seines Reiches und Einäscherung Cholms durch einen Mongoleneinfall erleben.

Wieder aufgebaut, wurde Cholm Sitz eines ukrainischen Bistums, vieler Schulen und einer theologischen Fakultät, womit es ein Bollwerk des griechisch-unierten Glaubensbekenntnisses zunächst gegen das Polentum und später gegen die noch weit intolerantere russische Orthodoxie wurde.

Diese letztere erreichte es denn auch, daß der letzte griechisch-unierte Bischof von Cholm, Kusemskyi, 1875 seiner Würde enthoben und aus Rußland ausgewiesen wurde.

Der Bischofssitz wurde mit einem orthodoxen Prälaten besetzt, und nun begann das gewaltsame „Bekehren" der unierten Katholiken, von welchen zirka 200000, um nur nicht orthodox zu werden, zur lateinischen Kirche übertraten, womit sie bei dem polnisch-nationalen Charakter der römisch-katholischen Kirche im Gebiete der Ukraine vollständig polonisiert wurden.

Danglo war vor den Mongolen durch den auch in diesem Feldzuge so heftig umstrittenen Engpaß von Skole zum König Bela von Ungarn geflohen und hatte dessen Hilfe angerufen, ja, war sogar in eine Art Lehensverhältnis zu ihm getreten. Seit dieser Zeit datierten enge Beziehungen zwischen Ungarn und Galizien, die sich noch durch eine Kinderheirat zwischen den Erben der Herrscherfamilien verstärkten.

Danglos Sohn Leo I. gründete als neue Hauptstadt Lemberg und verschob damit den Schwerpunkt des Reichs weiter nach Westen gegen die polnischen Lande zu. Unter ihm erreichte das Reich der Ukrainer durch Zusammenfassung der kleineren Fürstentümer — meist durch Erbschaft — seine höchste Blüte.

Nach dem Aussterben des Halicz-Wlodymirschen Fürstenhauses, der Romanowitsche, wurde das Land ein Wahlfürstentum und geriet bald in Abhängigkeit von den Großfürsten von Litauen und dem mächtig aufstrebenden Polenreich und dessen ehrgeizigem König Casimir dem Großen.

Den Schlußpunkt und die legale Krönung dieser Entwicklung bildet die Heirat der schönen, energischen und klugen Jadwiga, der Letzten aus dem alten Ruthenen- und Litauerstamm, mit König Wladislaus Jagiello von Polen.

Digitized by Google

Während König Wladislaus Jagiello sich das väterliche Erbe seiner Braut, Masovien und Litauen, im Norden eroberte, erstritt sich Jadwiga an der Spitze ihrer Heere im Süden ihre alten Stammlande Galizien und Lodomirien.

Seit dem Jahre 1401 sind diese letzteren als polnische Woiwodschaften von Krakau und Warschau aus regiert worden und haben alle Schicksale Polens geteilt.

Polnische Edelleute und Bauern, vielfach auch deutsche Bauern, wurden ansässig gemacht, die orthodoxe Kirche durch Anerkennung der päpstlichen Suprematie mit der von Polen anerkannten römisch-katholischen Kirche „uniert". Den ruthenischen Priestern wurde hierbei als wichtigstes dogmatisches Zugeständnis die Priesterehe gestattet. Nur die Bischöfe und Mönche blieben ehelos. Der Gedanke einer politischen Selbständigkeit ist nicht mehr erwacht, es sei denn in der sehr bald von Rußland niedergekämpften Erhebung Mazeppas, die mit der Katastrophe Karls XII. bei Poltawa im Jahre 1710 endete.

Der grausam 1775 niedergeschlagene Kosakenaufstand Pugatschews hatte eine noch lokalere und noch persönlichere Bedeutung.

Der Gedanke an die Zusammengehörigkeit aller Rotrussen, Ruthenen und Ukrainer tauchte erst im Jahre 1846 auf, als sich in Lemberg eine Gesellschaft zur Förderung ukrainischer Ideen bildete. Sie wurde unterstützt von einem griechischen Kloster bei Stanislau und einer seit alters in Lemberg bestehenden, vom griechischen Patriarchat aus Konstantinopel mit außerordentlichen Vorrechten ausgestatteten religiösen Vereinigung, der Stauroppigia.

Es ist klar, daß sich der einmal aufgetauchte Gedanke im Revolutionsjahre 1848 weiterverbreiten und konkretere Formen annehmen mußte.

Seit dieser Zeit haben sich seine politischen Tendenzen immer radikaler und sozialistischer entwickelt, mit einer ausgesprochenen Spitze gegen den polnischen grundbesitzenden Adel und die polnische lateinische Geistlichkeit gerichtet.

Das außerösterreichische Europa wurde wohl erst auf die neue Bewegung aufmerksam, als der Rassen- und Klassenhaß der Ruthenen in der Ermordung des verdienstvollen, höchst ehrenwerten und gerade den Ruthenen gegenüber durchaus unparteiischen Statthalters Grafen Andreas Potocki durch einen ruthenischen Fanatiker zum Ausbruche kam.

Das Jahr 1863 — als Jahr des polnischen Aufstandes in Rußland — verstärkte den Gedanken an eine unabhängige Ukraine und deren Wiederherstellung. Es begann eine starke Russifikation der intelligenten Kreise des Volkes, die Gründung der „Besida", des national-ruthenischen Theaters.

Die österreichische Regierung hatte sich diesen Bestrebungen — als Gegengewicht gegen das Polentum — gegenüber zunächst sehr wohlwollend verhalten.

Aber mit dem Jahre 1867 erhielt Galizien eine neue Konstitution und wurde dem Polentume ausgeliefert. Bei den Führern des Ruthenentums kann man zwei scharf getrennte und sich gegenseitig heftig befehdende Richtungen unterscheiden: Die „Ukrainzen" und die Moskwophilen oder Russophilen, welche das ganze Heil ihres Stammes in engem Anschluß an die russische Sprache,

Digitized by Google

Kultur, Sitte und Religion erblicken und das ruthenische Sprachidiom als einen geringwertigen Dialekt wenig schätzen.

Viele unter diesen wünschen auch einen politischen engen Anschluß mit „dem Mütterchen Rußland", aber keineswegs alle, besonders diejenigen in Galizien nicht, welche die zweifelhaften Segnungen dieser Kultur, dieses bis in seine Grundfesten faulen und despotischen Beamten- und Polizeistaates kennen.

Und die Zahl dieser „Russophilen", welche aus vollster Herzensüberzeugung im Verlaufe dieses Krieges angesichts der viehischen Kriegführung der Russenhorden und des kosakischen Mordbrennertums „austrophil" und, wir dürfen wohl mit einem gewissen Stolz sagen, „germanophil" geworden sind, scheint mir nach meinen eigenen Beobachtungen außerordentlich gewachsen zu sein.

Die ruthenischen Sympathiebeweise den beiden verbündeten Kaisern, ihren Feldherren und den verbündeten Armeen gegenüber kamen von Herzen und sprechen Bände.

Sie kamen ebenso von Herzen wie die Sympathiebeweise der galizischen Polen, die sich national, gesellschaftlich und wirtschaftlich wieder aufleben fühlten, als sie vom Joche der zügellosen russischen Soldateska und ihrer überaus verachteten Begleiterscheinung, der „Ochrana", der Geheimpolizei, die alle Schichten der Bevölkerung mit ihrem Gifte durchsetzt hatte, befreit wurden. Und doch sind gerade dieser russophilen Richtung gegenüber zu Anfang des Krieges sowohl in Ungarn wie in Galizien aus Vorurteil viele Fehler und Ungerechtigkeiten begangen worden.

Mußten sich sogar Armeebefehle gegen die vielfach bei der Truppe verbreiteten Ideen, daß jeder Ruthene ipso facto ein Russenfreund und Spion sei, richten. Die höheren Offiziere und Beamten beider Armeen wurden denn auch bald durch die außerordentlich gastliche Aufnahme bei der ruthenischen Intelligenz — Pfarrern, Bürgermeistern, Notaren — eines Bessern belehrt; für den einfachen, sprachunkundigen Soldaten war es schon schwieriger, sich mit dem Gedankengang und den Anschauungen des vielfach in vorsintflutlich patriarchalischen Verhältnissen lebenden ruthenischen Bauern abzufinden.

Das galizische moskwophile Ruthenentum hat niemals mit bedeutenden Schriftstellern die russische Literatur bereichert, wohl aber sind zahlreiche Kleinrussen wie Danilewski, Korolenko, Potapenko und manche andre Klassiker derselben geworden.

Man kann daher wohl behaupten, daß die Kleinrussen, welche das Heil ihres Stammes in der Anlehnung an die russische Sprache und Kultur suchten, in Rußland von dem Großrussentum vollständig aufgesogen wurden, in Oesterreich diese Anlehnung teils in idealer Weise — unter ausdrücklicher Betonung ihres österreichischen Patriotismus — anstrebten oder sich offen oder geheim dem großrussischen Panslawismus in die Arme warfen.

Und bei diesen setzte die panslawistische Propaganda der russischen bezahlten und freiwilligen Emissäre, des Grafen Bobrinsky und seiner Leute, ein.

Digitized by Google

Oesterreich hat diese Gefahr lange genug vorausgesehen, und nicht zum wenigsten bedeutet dieser Krieg ein Aufflackern dieses im geheimen lange schon schwelenden Feuers.

Durch die Roheiten seiner Kriegführung und die Krebsschäden seiner Verwaltung hat Rußland — hoffentlich für lange Zeiten — diese Flammen selbst gelöscht.

Gegenüber diesen mehr oder weniger russenfreundlichen Bestrebungen sah daher Oesterreich mit Befriedigung das Anwachsen einer andern Richtung — der Ukrainer —, der Verfechter einer großen, ungeteilten Ukraine vom Narew, Bug und San bis zum Don, unabhängig von Moskau und Petersburg, aber auch unabhängig von Wien. Nicht von Lemberg, denn Lemberg sollte einer der Angelpunkte des ukrainischen Staates werden!

Eigene ukrainische Literatur, eigene Kultur, Universitäten in Lemberg und Kiew, eigene Verwaltung, Kampf gegen das Polentum und den Großgrundbesitz wie gegen die lateinische Kirche, ein politisch-agrarisch-religiöses Programm wurden mit allen Mitteln durchzuführen erstrebt. Selbst mit dem Meuchelmord, im Falle Potocki, denn wenn man auch für die Tat des Fanatikers Siczynski nicht eine ganze Partei verantwortlich machen kann, so hat doch diese Partei — wenigstens bei ihren radikalsten Anhängern — den kleinrussischen Revolutionär und Anarchisten Drogomanow nicht abzuschütteln vermocht, der wegen seiner extrem sozialistischen Propaganda Rußland verlassen mußte und dann von Genf aus mit seinen Schriften die Kleinrussen gegen Rußland aufzuhetzen versuchte. Mazeppisten werden dort seine Anhänger genannt, weil sie in Mazeppa, dem Kosakenhetman, ihr geschichtliches Ideal sehen.

Und doch gab es Zeiten, in welchen dieser radikal-sozialistische Gedanke noch nicht so scharf hervortrat, in welchen Oesterreich in den ukrainischen Abgeordneten eine wirksame konservative Stütze gegen das Polentum sah und diese selbst „die Tiroler des Ostens" genannt wurden.

Auch heute gibt es unter ihnen noch gemäßigt, ruhig und patriotisch denkende Männer, in erster Linie der Metropolit von Lemberg, der ruthenische Erzbischof Graf Andreas Szeptycki, welcher mit außerordentlich diplomatischem Geschick die Gegensätze zwischen Polen und Ruthenen und innerhalb der letzteren zu mildern versucht hat.

Vielfach ist er mit Undank sowohl seitens der niederen Geistlichkeit wie auch der radikalen und freigeistigen Laienwelt belohnt worden; aber nicht zum mindesten wegen seines großen Einflusses und seiner unzweifelhaft austrophilen Gesinnung war es die erste Sorge der Russen, ihn als „Geisel" in die Gefangenschaft zu schleppen.

Die orthodoxen Popen sollten eben freies Spiel haben für ihre panslawistische und religiöse Propaganda. Dann sollten 300 000 Bauern aus dem russischen Osten herüberkommen, wenn das nicht half.

Gewiß hat es geholfen, denn mit diesen Drohungen sind auch dem dümmsten ruthenischen Bauern die Augen geöffnet worden.

Digitized by Google

Von der Scholle läßt er sich doch nicht vertreiben. Der einzige Poet des ruthenischen Sprachidioms — wie auch Mistral der einzige unter den Provenzalen geblieben ist — war Taras Szewczenko, und wie Mistral war er unzweifelhafter Patriot und bediente sich einer blumenreichen, formvollendeten Ausdrucksweise. Seine sehr freien Anschauungen auf moralischem und religiösem Gebiete haben ihm zwar Herz und Sinn der ruthenischen Jugend, aber keineswegs aller gebildeten Kreise und besonders nicht der Geistlichkeit gewonnen. Immerhin vermag man seinen poetischen Werken echte dichterische Begeisterung und Schwung und gerade heute aktuelle Berechtigung nicht abzusprechen.

So schreibt das führende ukrainische Blatt des Reichstagsabgeordneten Dr. K. Lewyckyi nach dem Scheitern der russischen Karpathenoffensive:

„Mit kühner Hand zerreißt der Dichter das einzige Band, das die Ukrainer jenseits der schwarzgelben Pfähle mit dem rassefremden Moskowiter verbindet: die äußerliche Zusammengehörigkeit mit der orthodoxen Kirche, indem er sich in offenen Schmähungen des erblichen Oberhauptes derselben, des Zaren, ergeht und die von Staats wegen geförderte Frömmigkeit als Heuchelei verhöhnt."

Man lese die gluterfüllten Proteste, die Szewczenko aus Anlaß des seinerzeitigen russischen Feldzuges gegen die Völkerstämme am Kaukasus, gegen deren Vergewaltigung wie gegen jegliche Knechtung der kleinen Nationen „zum höheren Ruhme des Zaren" geschrieben hat. Welch prächtige Aktualität gewinnen sie heute, wenn wir die Kunde von der enthusiastischen Begrüßung der siegreichen Türken als Befreier des Kaukasus vernehmen, und schon gar, wenn wir von dem stets deutlicher hervortretenden Mißerfolg des russischen Beutezuges nach dem österreichischen Galizien lesen! Ich kann mir auch keinen trefflicheren Kommentar zu den Dankmessen und Bittgesängen denken, die seit Wochen, ja Monaten in den russischen Kirchen abgehalten werden und am griechischen Neujahrstage ihren Höhepunkt erreichten, um durch den Zaren als den Vertreter Gottes auf Erden die Huld des Himmels für weitere russische Siege herabzuflehen, als die grimmigen Verse des ukrainischen Sängers:

„Viel Gotteshäuser und Kapellen
Mit Heil'gen, Leuchtern, rings erfüllt
Von Weihrauchduft; vor deinem Bild
Verbeugungen, die nicht zu zählen. —
Es gilt dem Raub an Menschengut,
Man betet nur um Blutvergießen,
Legt dann das Opfer dir zu Füßen,
Gestohlen aus des Feuers Glut."

Dann fährt der Leitartikel des „Ukrainischen Korrespondenzblattes" fort: „Die Ukraine, einst das Bollwerk Osteuropas gegen die Einfälle der Tatarenhorden und andrer asiatischer Völker, wie Oesterreich mit vollem Glanz es gegen die Türken gewesen ist, hat nach ihrer äußerlichen politischen Erschöpfung, die ihre Ursache in dem Fehlen eines selbständigen Staates hat, die größte historische Aufgabe aller Zeiten, die Bewahrung Europas vor der russischen Sturmflut, Oesterreich überantwortet, ohne darum ihre Teilnehmerschaft an diesem edlen

Digitized by Google

Werke aufzugeben. So mächtig in ihrer Wirkung auch die militärischen und polizeilichen Repressalien in den Händen der russischen Autokratie sein mögen, wodurch Ukrainer, Polen und Finnländer zur greulichen Schlachtbank gezerrt werden, an der die europäische Zivilisation zuschanden gehen soll, so gewaltig können sie nicht sein, daß es gelingen sollte, den innersten geheimen Widerstand zu brechen, den der durchschnittliche Russe aus Gleichgültigkeit gegen die Ziele der russischen Expansionspolitik, der Ukrainer aber aus Ueberzeugung, aus nationalem Widerstreit der Gefühle ihnen entgegenbringt.

In Stunden, wo große Entscheidungen auf dem Spiele sein werden, muß wie im Gesamtverlauf der künftigen Kriegsereignisse diese passive Resistenz der Gemüter gegen einen aufgezwungenen Kampf, der keinerlei Pflichtgefühl begleitet, in ungeahntem Maße zur Geltung kommen.

Die Politik des österreichischen Völkerhortes wird aufhören, bloß das Unbewußtsein der russischen Ukrainer auszufüllen, der gegenwärtige Krieg wird sie Schritt für Schritt der ersehnten Anlehnung an deutsche Kultur und österreichische Volksautonomie näherbringen und sie zu erklärten Pflegesöhnen der Zentralmächte machen.

Dann wird den in künstlich barbarischer Unkenntnis der hohen eignen Bestimmung erhaltenen Ukrainern Rußlands die Stunde schlagen, wo — nach den Worten ihres Landsmannes Kulisch — das panslawistische Blendwerk in ein Meer von Wissensfülle versinkt, dann wird die Macht gebrochen sein, die „vom Westen weg zum Osten hin uns drängt, mit Asiatentum uns droht zu schlagen!" Daß dies gelinge, ist der Neujahrswunsch der österreichischen Ukrainer, die sich glücklich nennen, in freier Entschließung für diese Idee ihr Herzblut opfern zu dürfen".

Ein gewaltiges, für Rußland vernichtendes Programm, ein drohendes Gespenst für die Zukunft. Der Anfang ist gemacht.

Die ukrainische Legion, die Freischützen, haben sich auf das tapferste bei der Verteidigung der Karpathen, ebenso wie auch die ruthenischen Huzulen der Bukowina, gegen die Russen geschlagen.

Die blutigen Verfolgungen der Ochrana, der russischen Geheimpolizei, gegen die Mazeppisten in Kiew, Odessa, Charkow und andern Orten stempeln die Ukrainzen zu Märtyrern und werben mit ihrem Blute immer neue Anhänger; das gehässige, rohe und brutale Verfahren gegen die Ukrainer Galiziens, besonders gegen die unierten Geistlichen, hat den Russen dort ohnehin jede Sympathie verscherzt, in den von Ukrainern bewohnten, durch die verbündeten Truppen okkupierten russischen Provinzen wird sich zweifellos in kurzem der Erfolg durch Massenaustritte zur unierten oder lateinischen Kirche und damit kirchliche Loslösung von Moskau als Vorbereitung zur politischen bemerkbar machen.

Es gibt also eine ukrainische Gefahr für Rußland. Und Rußland hat alle Ursache, dieselbe zu fürchten, um so mehr, wenn seine zügellosen Truppen weiter wie bisher auch den Kleinrussen gegenüber als Mordbrenner auftreten, um so

Digitized by Google

mehr, je weiter die verbündeten Heere der Zentralmächte siegreich gegen Kiew, die Hauptstadt der Kleinrussen, vordringen.

Die ukrainische Frage hat drei Entwicklungsphasen durchgemacht.

Zunächst war sie der schwarze Mann, die Drohung gegen die Aspirationen und Uebergriffe des Polentums.

Dann wurde sie von gewissenlosen panslawistischen Agitatoren für ihre dunkeln Zwecke mißbraucht, um Galizien in die russischen Hände zu spielen.

Jetzt wenden sich die Werkzeuge dieser verräterischen Politik gegen Rußland selbst.

Der großukrainische Gedanke treibt zum Abfall der kleinrussischen Provinzen. Ein großes kleinrussisches Reich soll sich an den Gestaden des Schwarzen Meeres erheben, mit den Kornkammern von Don und Dnjepr, den Handelsemporien von Odessa und Feodosia, den reichen Kohlenbecken am Asowschen Meere, den weinumkränzten Ufern der Krim mit dem historischen Sebastopol, dessen Besitz allein einst die Entscheidung eines ganzen Krieges bedeutete!

Wahrlich ein Gespenst, das seine Schatten weithin wirft und vor dem selbst das mächtige Rußland das Gruseln erlernen könnte!

Doch es zeigt sich vorläufig noch in nebelhafter Ferne, in vagen, schattenhaften Umrissen.

In weit kräftigeren Konturen umrissen, weit plastischer stürmt heran die dritte Gefahr für Rußland, das rote Gespenst.

Die alte Partei der Bakunin, Krapotkin und der Perowskaja, der Nihilisten, ist zwar nahezu ausgerottet, sie haben zumeist am Galgen oder in Sibirien geendet, aber die hungernde Intelligenz, wie die hungernden Arbeiter und landhungrigen Bauern sind geblieben, die mit Haß und Neid auf den Despotismus und das Ausbeutesystem einzelner herrschender, in wahnwitzigem Luxus lebender Kasten, Armeelieferanten und Beamtengruppen sehen.

Tagtäglich ist das Volk Zeuge der Bestechlichkeit seiner Tschinowniks und der Roheit, Verschwendung und Habgier seiner sogenannten gebildeten Kreise.

Die breite Klasse der Soldaten ist gegen ihre Offiziere erbittert, wirft ihnen militärische Unfähigkeit, Wohlleben, Schwelgerei, Feigheit und Diebstahl vor. Hohe Generale entblöden sich nicht, diesen Gegensatz zu schüren. Soll sich doch der Großfürst-Generalissimus in seinen Ansprachen vorzugsweise an die Soldaten gewandt und diese selbst zur Ermordung ihrer Offiziere aufgefordert haben, wenn sie diese fliehen sähen! Trieben sich doch in den Karpathen und an der Zlota-Lipa-Front offenkundig anarchistische Aufwiegler herum, die mit offiziellem Urlaub zu den polnischen Armeen weiterreisten, um ihre Propaganda weiterzuverbreiten!

Welches Schicksal wird Rußland nach der Rückkehr der Millionen aufgeklärter Gefangener erwarten?

Wer wird für das unsägliche Unglück verantwortlich gemacht werden, von dem das ganze russische Volk betroffen, weite Landstriche verwüstet wurden?

Gegen wen wird sich die Erbitterung richten, wenn erst die ganzen furchtbaren Menschen-, Material- und Kapitalverluste bekannt werden? Wenn der

Digitized by Google

russische Arbeiter brotlos wird, der russische Bauer, dessen Ernte auf den Feldern fault, erwacht?

Dann wird der Bauernaufstand, der in Kurland und Livland aus dem Jahre 1905 noch unvergessen ist, wieder auflodern; aber in andern, weiten Provinzen, denn im Baltenlande schirmt die deutschen Grundbesitzer und Kaufleute — hoffentlich auf recht lange — das Schwert unsrer Soldaten. Pogrome, Brand und Mord werden die russischen Großstädte verwüsten, und es sind keine Kosaken zur Stelle, um den Mordbrennern Einhalt zu tun!

Die Grundfesten der Zarenpaläste wie die goldnen Kuppeln der orthodoxen Klöster werden erschüttert werden, und aus dem Blute jedes Märtyrers der Ochrana werden Tausende von Rächern erstehen!

Dies blutige rote Gespenst erwartet Rußland nach einem unglücklichen Kriege, nach der Rückkehr der Reste seiner unglücklichen, irregeleiteten, mit Maschinengewehren zur Schlachtbank getriebenen Soldaten! Vielleicht noch früher.

Wird das offizielle Rußland, werden die verantwortlichen politischen und militärischen Leiter weitsichtig genug sein, Einkehr in sich selbst zu halten, ihrer Lage bewußt zu werden?

Die nächste Zukunft wird es erweisen.

Entwicklung

Von

Prof. Dr. Hugo Ribbert (Bonn)

Es ist eine Frage von vielseitigem Interesse, in welcher Beziehung die organische Welt im ganzen, der Mensch im besonderen zur Außenwelt steht, in welchem Maße er durch sie beeinflußt wird. Eins freilich ist selbstverständlich, die Organismen können ohne ihre Umgebung, zu der natürlich auch die übrigen Lebewesen rechnen, nicht leben. Aber sind sie etwa auch während der gesamten Entwicklung von den einfachsten Formen bis zum Menschen hin durch die Außenwelt umgestaltet worden und erfahren sie noch heute durch die äußeren Einwirkungen in ihren körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten eine Aenderung? Diese Frage mag uns hier etwas beschäftigen, aber wir wollen so vorgehen, daß wir die Antwort nicht schrittweise suchen, sondern voranstellen und weiterhin begründen und besprechen.

Die Umbildung, die Entwicklung des ganzen Weltalls erfolgt gemäß den ihm zukommenden Eigenschaften. Jedes neue Verhalten geht mit Notwendigkeit ausschließlich aus den Bedingungen hervor, die in dem vorher vorhandenen Zustand gegeben waren. Zwischen sie schiebt sich niemals von irgendwoher etwas ein, vielmehr läuft alles Werden, alles Geschehen in einem kontinuierlichen Zusammenhang ab, das Neue schließt sich immer wieder streng an das Alte an.

Digitized by Google

Wie mit dem Weltall in seinem vollen Umfange verhält es sich aber auch mit seinen Teilen, und so insbesondere mit der Entwicklung sowohl der lebenden Wesen in ihrer Gesamtheit (der Phylogenese) wie der einzelnen Individuen (der Ontogenese). Für die so außerordentlich vielgestaltige Umbildung der gesamten organischen Welt waren die in ihr liegenden Bedingungen maßgebend, und das einzelne Individuum gewinnt alle seine Formen und Funktionen auf Grund der ererbten Anlagen, die schon in der Eizelle in einer uns noch unverständlichen Weise enthalten sind.

Auf das vom Vogel abgelegte Ei wirkt, wenn sich in ihm das neue Individuum entwickelt, von außen eine bestimmte, auch mit dem Brutapparat herstellbare Temperatur, ferner der Sauerstoff der Luft, die Schwerkraft. Diese äußeren Bedingungen sind notwendig für die Entwicklung. Aber daß aus dem Ei ein ganz bestimmter Vogel mit allen seinen nicht nur der jedesmaligen Art zukommenden, sondern auch mit allen individuellen körperlichen und geistigen Eigenschaften sich herausbildet, das ist allein die Folge der in dem Ei gegebenen Anlagen, dazu tragen die äußeren Einflüsse, die sich ja auf die zahllosen verschiedenen Eier der einzelnen Vogelgattungen in der gleichen Weise geltend machen, nichts bei. Und bei allen andern Lebewesen verhält es sich natürlich ebenso wie bei den Vögeln. Die äußeren Einwirkungen auf den Embryo sind hier zwar, je nachdem die Entwicklung im Wasser, im Uterus oder sonstwie erfolgt, sehr mannigfaltig, aber sie ändern nichts an den von der Beschaffenheit des Eies abhängigen Bildungsvorgängen.

Dieses Verhalten der individuellen (ontogenetischen) Entwicklung findet sich nun in entsprechend abgeänderter Weise wieder bei dem Umbildungsprozeß der gesamten organischen Welt. Für ihn ist auch nur das maßgebend, was sich in den einzelnen Organismen findet und was in ihrer Gesamtheit von den einfachsten Formen bis herauf zum Menschen drin steckt. Und wie dort bei den Individuen die genannten äußeren Einflüsse für eine regelrechte Entwicklung notwendig sind, so auch hier teils dieselben, teils andre Einwirkungen in weit größerer Vielgestaltigkeit. Hier kommen neben der Temperatur und dem Sauerstoff in Betracht das Klima, das Leben im Wasser und in der Luft, auf Bäumen, auf Bergen, der Kampf ums Dasein mit andern Lebewesen, die vielseitig wechselnde Nahrung usw. Aber auch durch alle diese Umgebungsbedingungen werden die äußeren und inneren Formen der organischen Welt nicht hervorgerufen. Sie ergeben sich bei jedem Individuum, bei jeder Art wiederum aus der Beschaffenheit der Eizellen, und diese wiederum erhielten ihre Eigentümlichkeiten durch Vererbung von den Vorfahren und so in ununterbrochener Reihe immer weiter zurück bis zu den primitivsten Lebewesen. Ja, noch beliebig weit über sie hinaus bis in die Zeit, in der es noch kein Leben auf der Erde gab. Denn auch das, was damals noch allein, noch nicht in sich gesondert, vorhanden war, erfuhr Umwandlungen nur auf Grund seiner ihm innewohnenden Beschaffenheit, in der das Leben der Möglichkeit nach bereits enthalten war, aber nur gleichsam noch auf den Zeitpunkt wartete, in dem die äußeren Umstände sein Heraustreten

Digitized by Google

gestatteten. Dann aber mußte es sichtbar werden, denn nun waren alle die Bedingungen gegeben, die sein Werden notwendig mit sich brachten. Dazu war nichts Neues erforderlich, nichts, was irgendwie von außen hineingekommen wäre — wo sollte es auch herkommen! —, es sei denn, daß man sich vorstellen wollte, es sei durch eine schöpferische Tat dem „toten" Stoff eine Art von „Lebenskraft" eingehaucht worden. Aber das wären religiöse Anschauungen. Wir haben es hier mit einem geschlossenen Entwicklungsprozeß zu tun, und in ihm mußte alles, was zum Leben nötig war, schon vorher in einer uns freilich ganz unbekannten Form gegeben sein. Nur die Bedingungen, unter denen es sich geltend machen konnte, waren damals noch nicht vorhanden, und sie festzustellen ist das einzige, was wir wissenschaftlich zur „Erklärung" des Lebens tun können. Darüber hinaus gibt es für uns ebensowenig eine Erklärung wie bei der aus inneren Gründen erfolgenden Umbildung der ganzen organischen Welt und des gesamten Weltalls. Wir haben alles dies als gegeben hinzunehmen. Es ist ein aussichtsloser und irriger Versuch, wenn man das Leben dadurch verständlich machen will, daß man es, wie man es ähnlich auch bei der Zerlegung des einheitlichen Menschen in einen materiellen und einen geistigen Anteil anstrebt, künstlich in zwei Teile auseinanderreißt, in eine lediglich physikalisch-chemischen Regeln folgende Substanz und eine sog. Lebenskraft oder dgl., und wenn man dann hinterher diese beiden Teile — ein vergebliches Bemühen! — wieder zusammenbringen und aufeinander wirken lassen will. Es ist überhaupt merkwürdig, daß man glauben kann, man gewinne etwas für die Erklärung des Lebens, wenn man eine Lebenskraft annimmt, von der man nicht weiß, was sie ist, und sich weiter vorstellt, sie wirke auf toten Stoff und mache ihn in einer Weise lebendig, über die man wiederum nichts aussagen kann.

Aus den ersten Lebewesen entwickelte sich nun von innen heraus die ungeheure Mannigfaltigkeit der Organismen, ohne daß wir uns irgendwie denken könnten, wie alle diese Formen in den Anfangsgebilden vorgeahnt waren. Wir vermögen uns darüber ebensowenig oder, da es sich um eine weit größere Vielseitigkeit der Gestaltungen handelt, noch weniger eine Meinung zu bilden als bei der Eizelle, aus der wir hervorgehen und in der alle unsre Eigenschaften bereits angedeutet sind.

Wie ausschlaggebend aber für die Bildung der organischen Formen die inneren Bedingungen gegenüber denen der Außenwelt sind, mag wenigstens an einem Beispiele gezeigt werden. Die neben- und durcheinander im Meere schwimmenden Lebewesen, die wir Diatomeen nennen, zeigen einen so außerordentlich großen Formenkreis, daß es uns immer wieder in Erstaunen versetzt. Und doch haben sie sich alle unter genau den gleichen Verhältnissen eben im Meerwasser herangebildet, sie entstanden unter den gleichen äußeren Bedingungen. Daraus ergibt sich, daß die zahllosen Gestalten nur deshalb möglich waren, weil sie *von innen heraus* entstanden, weil in dem Stammgebilde, aus dem alle Diatomeen ihren Ursprung nehmen, die einzelnen Formen schon in irgendeiner Weise vorweggenommen waren.

Digitized by Google

Wie könnte es auch anders sein! Wie könnte die nicht auszudenkende Mannigfaltigkeit der organischen Welt durch die wenig wechselnden, sich immer wiederholenden Einflüsse der Außenwelt herbeigeführt sein. Wollte man es trotzdem annehmen, so schriebe man damit diesen Einwirkungen, die sich ausschließlich nach chemisch-physikalischen Regeln geltend machen, die Fähigkeit zu, Neues in die Lebewesen hineinzubringen, d. h. nach Art eines Schöpfers tätig zu sein. Aber vielleicht sagt man, so sei es nicht gemeint, man setze nur voraus, daß die Organismen durch die Umgebung veranlaßt würden, sich weiter zu entwickeln. Das wäre aber für unsre Frage nicht entscheidend. Denn wenn sich die Organismen, durch die Außenwelt gezwungen, weiterbilden, dann tun sie es doch nur deshalb, weil die Fähigkeit dazu in ihnen liegt, sie tun es auf Grund der ihnen zukommenden Bedingungen. Die Umgebung gibt dazu nur den Anstoß, und gerade darin ruht ihre Bedeutung.

Aber in der Phylogenese werden bestimmtere Zusammenhänge zwischen den Lebewesen und der Umgebung angenommen. Nach der Selektionstheorie sollen unter gleichartigen Organismen immer diejenigen überleben und sich fortpflanzen, die den Einflüssen der Außenwelt am besten entsprechen, ihnen besser als die andern widerstehen können. Da sie auf diese Weise ausgelesen werden und der Vorgang sich in jeder neuen Generation wiederholt, so findet mit jeder weiteren Stufe eine Vervollkommnung, eine Weiterentwicklung statt. Aber dabei tut doch die Selektion nichts andres, als daß sie die schon vorhandenen, besser entwickelten Individuen auswählt. Sie schafft nicht selbst die ausgeprägten Formen, die den einen Individuen vor den andern Vorteil gewähren, sie leistet dabei nicht das geringste. Sie benutzt nur das, was der eine Organismus durch seine eigne Leistung erzeugt und vollkommener zustande gebracht hat als die übrigen. Wenn ein Tier ein besseres Auge besitzt als seine Genossen und diese deshalb überlebt, so hat nicht die Auslese das leistungsfähigere Organ gemacht, sondern der Körper, dem es angehört, hat es aus eignen Mitteln hervorgebracht, und wenn, auf menschliche Verhältnisse übertragen, unter vielen Bewerbern um eine Stelle der am meisten befähigte sie bekommt, dann hat nicht die Aussicht auf sie die Befähigung erzeugt, sondern der Mensch hatte sie von Hause aus. Und wie die Auslese nicht die Verbesserung eines Organes bewirkt, so auch nicht dessen erste Anlage, die ja für das Leben des Individuums noch nichts bedeutet und deshalb der Selektion noch nicht zugänglich ist. Das Material, an dem die Auslese angreifen kann, muß ohne sie zunächst bis zu dem Grade ausgebildet sein, daß es funktionell verwertbar ist. Es entsteht aber nicht bei allen Individuen in der gleichen Weise und in der gleichen Stärke, und eben deshalb ist es der Selektion zugänglich. Diese Variabilität der ohne äußere Veranlassung neu auftretenden Formen hat der Theorie immer Verlegenheiten bereitet, weil für sie eine Erklärung nicht beizubringen war. Man mußte sie als zufällig gegeben ansehen. In Wirklichkeit leitet sie sich mit voller Notwendigkeit aus dem Innern des gesamten Entwicklungsprozesses ab, in dem alle Formen mit ihren Variationsmöglichkeiten vorausgeahnt sind. Die Organisation bringt also

Digitized by Google

allerlei Verschiedenheiten hervor und überläßt es der Außenwelt, das Brauchbare herauszusuchen. Unter andern Bedingungen, z. B. auf andern Weltkörpern, würde die Auslese andre Formen hervorrufen, als es auf der Erde der Fall ist. So können wir uns die Variabilität unbegrenzt denken.

Mehr nun als bei der Selektionstheorie hat, so scheint es auf den ersten Blick, die Umwelt bei den Anschauungen von Lamarck zu bedeuten. Hier soll sie die Organe der Lebewesen, indem sie deren stärkere Benutzung anregt, zur funktionellen Anpassung, d. h. dazu bringen, sich geänderten Außenverhältnissen so anzupassen, daß sie den neuen Ansprüchen genügen können und damit fortschreitend immer besser ausgeprägte und durch Vererbung fixierte Formen gewinnen. Aber was heißt denn Anpassung? Sie bedeutet (vgl. meinen Aufsatz in dieser Revue, August-Nummer 1915) nichts andres als bessere Ausbildung schon vorhandener Eigentümlichkeiten und Fähigkeiten. Sie liefert niemals etwas völlig Neues. Und wer macht denn die Anpassung? Doch zweifellos nicht die äußere Einwirkung, die ja nichts andres tut, als daß sie die Individuen veranlaßt, diesen oder jenen Körperteil kräftiger zu entwickeln oder sonstwie anders zu gestalten. Der Organismus selbst leistet alles, was für die Anpassung eine Rolle spielt, er ist es z. B., der den Muskel bei Anstrengungen dicker macht, die Umwelt bewirkt nur, daß er stärker arbeitet. Also erfolgt die Aenderung der Lebewesen auch hier auf Grund der in ihnen liegenden Bedingungen. Und wie die Auslese auf die Entstehung der ersten Anlage eines Organes nicht den geringsten Einfluß hat, so besitzt auch die Einwirkung der Außenwelt, die eine weiter entwickelte Form zur Anpassung veranlaßt, keine Bedeutung für deren erstes Auftreten. Anpassen kann sich nur, was schon funktionell brauchbar ist, die ersten Anlagen kommen aus dem Innern der Organisation.

Zu diesem Schluß kommen wir auch besonders deutlich bei Betrachtung der sog. Mutation, die zuerst bei Pflanzen studiert wurde und bei der es sich darum handelt, daß bei einzelnen unter zahllosen Angehörigen derselben Generation neue, gut ausgeprägte Eigentümlichkeiten auftreten und auf die folgenden Generationen erblich übertragen werden können. Aber diese Mutationen sind in keiner Weise die Folgen äußerer Einwirkungen. Denn sie entstehen ja nur aus einem kleinen Teil der Samen einer Mutterpflanze, die alle unter genau den gleichen Existenzbedingungen auskeimten und überwiegend in ihrer Beschaffenheit mit den Vorfahren übereinstimmen. Es liegt also auf der Hand, daß Mutationen sich nur aus Variationen der Keimzellen bilden können, die ihrerseits wieder auf die Beschaffenheit der Zellen der Vorfahren zurückführen und vielleicht durch Kombinationen bei der Befruchtung wirksam geworden sind. Also auch hier kommt allein ein Werden aus inneren Bedingungen in Betracht.

Wenn nun aber zu der aus den kleinsten Anfängen in allmählicher Steigerung langsam gewordenen oder zu den bei der Mutation mit einem Schlage gebildeten Formen eine funktionelle Anpassung hinzutritt, dann unterscheidet sich das Individuum, an dem die schärfere Ausprägung sich vollzogen hat, dadurch mehr

Digitized by Google

oder weniger deutlich von allen den andern, die sich nicht anpaßten. Um große Verschiedenheiten handelt es sich dabei freilich nicht, aber ein Mensch, der als Turner seine Muskulatur verdickt hat, bietet immerhin ein andres Bild als der Mensch, der sich nicht körperlich betätigte, und die Haut dessen, der sich dem Sonnenlicht lange ausgesetzt hat, ist ausgesprochen brauner gefärbt als die des Stubenhockers. So treten manche Eigentümlichkeiten schärfer zutage, und was auf diese Weise sichtbar wird oder sonstwie nachgewiesen werden kann, das nennen wir eine erworbene Eigenschaft. Und zwar bezeichnen wir sie deshalb mit vollem Recht als erworben, weil das verstärkte Merkmal durch die Tätigkeit des Organismus erzeugt, nicht aber ihm von außen aufgedrängt wurde. Mit einer Eigenschaft aber haben wir es deshalb zu tun, weil das in Frage kommende anpassungsfähige Merkmal das Individuum als zu einer bestimmten Art gehörig kennzeichnet, während es in seinem verstärkten Zustand das mit ihm versehene Lebewesen innerhalb der Art (z. B. durch größere Kräftigkeit der Muskulatur) von den andern unterscheidet. Danach ist also eine erworbene Eigenschaft ein im individuellen Leben über den durchschnittlichen phylogenetischen Fortschritt hinaus abgeändertes Artmerkmal. Aber würde man nicht auch ein völlig neues Artmerkmal so nennen müssen? Gewiß, wenn so etwas möglich wäre. Aber eine ganz neue, in der vorigen Generation nicht schon vorbereitete oder als solche vorhandene Beschaffenheit tritt als Folge äußerer Einwirkungen niemals zutage. Denn die Entwicklung der Arten erfolgt gewöhnlich im Verlaufe ungezählter Generationen, und von einer zur andern kann man die Umwandlung kaum feststellen. Wenn aber bei der Mutation das Neue mit einem Male sich einstellt, so handelt es sich, wie wir sahen, nicht um das Ergebnis des Einflusses der Umgebung, sondern um das, was sich aus Vorbereitungen der früheren Generationen ableitet.

Man darf sich nur nicht verleiten lassen, etwas eine neue Eigenschaft zu nennen, was keine ist. So darf man die verschiedenartigen Mißbildungen und alle Formen von Verletzungen durch äußere Gewalt und operative Eingriffe nicht dazu rechnen. Der Mensch hat eine Hasenscharte, eine Wirbelspalte, einen schiefgeheilten Knochenbruch, eine Narbe, aber alle diese Zustände sind keine Eigenschaften. Sie kennzeichnen ihn nicht als Menschen, sondern sind ihm unter mehr oder weniger weitgehender Störung seiner Artmerkmale von außen aufgedrängt. Dabei kann man im allgemeinen auch nicht sagen, daß der Mensch sie erworben hat, er hat meist nichts dazu getan, um sie sich zuzuziehen.

Nun gibt es aber doch auch solche Mißbildungen, die sich durch viele, ja ungezählte Generationen vererben und insofern zur Art zu gehören scheinen. Aber ich habe an schon genannter Stelle ausgeführt, daß sie trotzdem nicht zu Artmerkmalen werden. Und selbst wenn man sie innerhalb der aufeinanderfolgenden Reihen von Generationen als Eigenschaften ansehen wollte, so würde wieder der Charakter des Erworbenen fehlen, da sie ja in den einzelnen Individuen ohne deren Zutun lediglich auf Grund der vererbten Anlagen auftreten.

Digitized by Google

Wir sehen also, daß eine Eigenschaft ein allen Angehörigen einer Art gemeinsam zukommendes oder individuell besonders beschaffenes Merkmal ist und daß eine erworbene Eigenschaft nichts andres darstellt, als ein auf äußere Einflüsse hin abgeändertes Artmerkmal.

Mit solchen durch Anpassung erworbenen Eigenschaften hat es nun vor allem der Lamarckismus zu tun. Er nimmt an, daß die neuen Zustände sich vererben und daß, indem nun bei den neuen Generationen wieder eine noch weitergehende Anpassung in derselben Richtung erfolgt, die Arten sich allmählich umbildeten. Und gerade bei dieser Voraussetzung kann es sich bei den erworbenen Eigenschaften natürlich nur um sich steigernde Artmerkmale handeln, da nur sie den Fortschritt mit sich bringen können. Mißbildungen dagegen und Verletzungen würden niemals neue Arten machen können, da sie ganz außerhalb der Entwicklung liegen. Ihre etwaige Vererbung wäre daher für die Phylogenese gleichgültig. Aber man hat doch die Frage viel diskutiert, ob nicht auch derartige Zustände, die man dann fälschlich gern als Eigenschaften ansah, sich vererben könnten. Man dachte durch die Entscheidung dieser Frage Grundlagen zu gewinnen für die angenommene Vererbung der abgeänderten Artmerkmale, die, weil sie viel weniger auffällig sind als jene abnormen Zustände, sich weniger leicht untersuchen lassen. Aber es hat sich herausgestellt, daß Verletzungen und Mißbildungen, die infolge ungünstiger Bedingungen an den einzelnen Individuen zustande kommen, sich niemals vererben. Es fragt sich also nun noch, ob jene abgeänderten Artmerkmale es tun. Es gibt Gegner und Anhänger dieser Frage. Die Gegner können mit Recht anführen, daß bei tagtäglich sich einstellenden ganz besonders deutlichen und leicht wiederzuerkennenden Anpassungen eine Vererbung stets ausbleibt. So wird die Muskelverdickung der Turner, der Athleten, die Braunfärbung der Haut bei im Sonnenlicht lebenden Menschen, die durch andauernde Uebung erreichte körperliche Technik und höhere Ausbildung geistiger Fähigkeiten nie erblich übertragen. Auf der andern Seite aber können sich die Anhänger der Vererbung nur auf ganz vereinzelte experimentelle Angaben berufen, in denen zudem die Kriterien wenig sicher und andre Deutungen möglich sind und näher liegen. So hat man (Kammerer) bei Salamandern durch andre Lichtwirkung eine abgeänderte Färbung der Haut erzielt und diese Variation bei den Nachkommen wiedergefunden. Aber hier sind Einwände berechtigt. Es kann zunächst einmal so sein, daß die Lichtwirkung durch den elterlichen Körper hindurch die in ihm eingeschlossenen Keimzellen trifft und in deren Anlagen selbständig solche Aenderungen hervorruft, daß nun die Neugeborenen dieselben Farbeneigentümlichkeiten der Haut gewinnen wie die Eltern. Dann sind die neuen Eigenschaften also auch für sich als die Folge der gleichen Lichteinwirkung entstanden, sie sind aber nicht von den Eltern auf die Keime übertragen, also nicht im eigentlichen Sinne vererbt worden. Zum andern aber kann der Zusammenhang auch so sein, daß das Licht im elterlichen Organismus bestimmte chemische Umwandlungen veranlaßte, die einerseits in der Haut, anderseits, indem sie vermittels des Blutes auch auf die Keimzellen wirkten,

Digitized by Google

sich auch in diesen geltend machten und dort Verschiebungen in der Färbung, hier die entsprechenden Umbildungen der Keimanlagen hervorriefen.

Man darf dagegen nicht etwa geltend machen, daß es unverständlich sei, wie Licht, chemische Stoffe u. a. an den Keimen, in denen doch die späteren Eigenschaften nur gleichsam vorausgedacht sind, angreifen könnten. Denn auch, wenn man sich vorstellt, daß der Körper die in ihm eingetretenen Veränderungen irgendwie direkt auf die Keimzellen zu übertragen vermöchte, müßten diese ja als entsprechend veränderlich vorausgesetzt werden. Ihre Umwandlung aber bereitet ja deshalb dem Verständnis keine besonderen Schwierigkeiten, weil es sich eben nicht um das Auftreten neuer Eigenschaften, sondern nur um eine Verstärkung oder eine sonstige Abänderung schon vorhandener Arteigentümlichkeiten handelt und weil die Bedingungen, die für das Zustandekommen der gewöhnlichen durchschnittlichen Merkmale maßgebend waren, nur ein klein wenig weitergehend wirksam zu sein brauchten, um nun auch die verhältnismäßig geringfügigen Variationen der Keimanlagen herbeizuführen.

So gehen also alle Entwicklungen, alle Formbildungen, alle Anpassungsänderungen nur auf Grund der in der fortschreitenden Organisation gelegenen Bedingungen vor sich. Sie erfolgen allein von innen heraus, die sich umbildenden Formen wachsen gleichsam in die Umwelt hinein, die für sie nur die notwendige Voraussetzung des Werdens darstellt. Eine andre Außenwelt würde entweder die Organismen in ihrem Wachstum hemmen oder es ihnen unmöglich machen, oder sie würde aus ihnen, falls dazu in ihnen von Hause die Möglichkeit steckte, andere Gestaltungen gleichsam herauslocken. Solange aber die Bedingungen der Umgebung mit denen der Lebewesen und ihrer Aenderungsfähigkeit in Einklang stehen, geht die gesamte Entwicklung ohne Störung, harmonisch vor sich, und auch leichtere Aenderungen der äußeren Einwirkungen lassen die Harmonie deshalb bestehen, weil die Organismen sich ihnen anzupassen vermögen.

Alle Einwirkungen also, die sich auf die Organismen von außen geltend machen, locken aus ihnen nichts andres hervor, als was in ihnen drin steckt. Sie schaffen in ihnen nichts Neues. So kann denn auch die Erziehung beim Menschen nichts andres leisten, als die in ihm vorhandenen Anlagen nach Möglichkeit auszubilden (und die unerwünschten Eigenschaften durch absichtliche Vernachlässigung immer mehr in den Hintergrund treten zu lassen). Darauf beruhen ihre oft so großen Erfolge. Sie kann dagegen den Kindern keine neuen Eigentümlichkeiten einpflanzen. Und diese Gesichtspunkte gelten auch für die Wirkungen, die der Krieg auf den Menschen hat. Man spricht so gern davon, daß durch ihn neue Tugenden zutage träten, daß sich eine im Frieden nicht vorhande Begeisterung, Vaterlandsliebe, Aufopferungsfähigkeit zeige. Aber so sehr diese Tugenden zutage treten, so ist es doch ein Irrtum, wenn man hierin neue, durch den Krieg erzeugte Eigenschaften sehen will. Es handelt sich vielmehr darum, daß jene Tugenden, die im Menschen bis dahin schlummerten, geweckt und zur Betätigung gebracht werden, daß sie sich durch Anpassung an

Digitized by Google

die Verhältnisse des Krieges stärker entwickeln. Wenn sie aber bei den Deutschen in so besonders erfreulicher Weise sich geltend machen, so liegt es daran, daß sie bei ihnen schon vorher besser angelegt waren als bei den Angehörigen anderer Völker. Die allgemeine Begeisterung quillt also aus der inneren Beschaffenheit der Nation heraus, und den Anstoß zu ihrem Hervortreten gibt der Krieg.

Nun passen aber die inneren Bedingungen doch nicht immer zu den äußeren. Denn die Umwelt kann auch Einflüsse ausüben, die den Organismen eine Anpassung unmöglich machen. Sie kann so mannigfaltig in die Entwicklung eingreifen, daß die inneren Fähigkeiten der Lebewesen den Ausgleich nicht herbeiführen können. Was ist dann die Folge? Dann haben wir es wirklich nicht nur damit zu tun, daß die Außenwelt die Voraussetzung des organischen Werdens darstellt, sondern damit, daß sie in die Lebewesen hineingreift und in ihnen Aenderungen hervorruft. Dann aber entstehen Abweichungen von dem Bau, der die Art kennzeichnet. Es gibt je nachdem Mißbildungen oder Verletzungen oder Störungen im Gefüge der Organe, die wir degenerative nennen oder die den Tod von Teilen mit sich bringen oder von Entzündungen begleitet sind. Ist aber das eine oder das andre der Fall, so vermögen die Organe nicht mehr richtig zu arbeiten, und diese mangelhaften Funktionen werden subjektiv als Krankheiten empfunden und objektiv als solche beurteilt. Jede Wirkung also der Außenwelt, die an den Organismen tatsächlich etwas ändert, hat nicht Förderung der Art, sondern Krankheit zur Folge.

Derartige Störungen betreffen natürlich zunächst immer nur das einzelne Individuum, aber sie haben sich während der gesamten organischen Entwicklung von den ersten Anfängen bis zum Menschen herauf geltend gemacht. Denn niemals bestand eine vollkommene Harmonie zwischen Innen- und Außenwelt. Und bei den vielseitigen Einwirkungen der Umwelt wird es nicht selten auch zu Störungen der Keimzellen gekommen sein, die sich immer wieder auf die nächsten übertrugen und so zu den erblichen Zuständen führten. Diese, die beim Menschen in so großer Zahl auftreten, mögen daher zum Teil wohl schon bis in die ersten Anfänge der organischen Entwicklung, wenn auch natürlich nur in irgendwelchen Vorstufen, zurückreichen.

Nun erhebt sich aber die Frage, ob die Harmonie der Entwicklung, die ja tatsächlich nicht vorhanden ist, doch auch möglich gewesen wäre. Hätte nicht die organische Gesamtentwicklung stets in vollem Einklang mit der Außenwelt ablaufen können, so daß Krankheiten nicht hätten zustande kommen können? Man wird es sich kaum vorstellen dürfen. Denn als sich nach Aufhören des vorherigen einheitlichen Zustandes die organische und die anorganische Welt gegeneinander abgrenzten, war es bei der außerordentlichen Verschiedenheit der beiderseitigen Gebiete nicht zu erwarten, daß eine volle Parallelität der Vorgänge bestehen blieb. Auf der einen Seite das mechanische, unstete, oft stürmische Geschehen der anorganischen Natur, auf der andern das gleichmäßige, ruhige, langsame Fortschreiten der organischen Entwicklung. Da konnten Disharmonien

Digitized by Google

nicht ausbleiben. Dazu kam der Konkurrenzkampf der Lebewesen untereinander, der mit der Zahl der Arten notwendig zunahm und beim Menschen seinen höchsten Grad erreichte.

So aber wird es in der Hauptsache bleiben. Es sind Träume und fromme Wünsche, wenn man es für möglich hält, daß die Menschheit in näherer oder fernerer Zeit oder überhaupt jemals frei von Krankheiten werden könnte. Gewiß werden wir vielen, wie besonders den Infektionskrankheiten, immer besser zu begegnen lernen, aber daß wir sie jemals ganz vermeiden, daß wir außerdem die durch Gifte, durch mechanische und elektrische Schädlichkeiten, durch Hitze und Kälte bedingten Krankheiten sicher ausschließen könnten, daran ist nie zu denken. Es liegt eben im Wesen des Entwicklungsprozesses und in seinen Beziehungen zur Außenwelt, daß wir mit ihr niemals zu voller Harmonie kommen werden, und so muß die Entwicklung, die in der Vergangenheit von innen heraus zu der unendlichen Mannigfaltigkeit der Formen führte und in Zukunft das Werden der Individuen beherrscht, immer wieder einmal in den Einzelwesen vorübergehend oder für ein ganzes Leben gestört werden.

Aber sie geht ihren Weg weiter. Sie paßt sich den äußeren Bedingungen an, mit denen sie Einklang gewinnen kann, und sie läßt sich nicht beirren durch die schädlichen Einwirkungen, die zwar allerlei Störungen hervorrufen, aber das Wesen der Organisation unverändert lassen.

Der Mensch aber nimmt denkend an der Entwicklung Anteil. Er erkennt, wie sie bisher verlief, er sieht, wie sie sich während seines Daseins gestaltet, und er sucht sich eine Vorstellung davon zu machen, wie sie künftig weiter vor sich gehen wird.

Seine psychischen Fähigkeiten aber sind auch ein *Ergebnis der Phylogenese*. Sie gelangten aus kleinen Anfängen zu der Höhe, die sie im Menschen haben. Ihre Funktion aber, die in der Aufnahme der äußeren Eindrücke und in deren Verarbeitung besteht, führt zu einem außerordentlich reichen Inhalt des geistigen Lebens, der an Vielgestaltigkeit den körperlichen Formen nichts nachgibt.

Die äußeren Eindrücke lassen sich in ihrem Werte für das psychische Leben dem der Nahrung für das körperliche vergleichen. Wie diese in dem Körper nichts Neues erzeugt, sondern an die Stelle der verbrauchten tritt und hier und da Anpassungen veranlaßt, so schaffen auch die äußeren Eindrücke im geistigen Leben *niemals völlig neue Eigenschaften*. Wohl aber kann bei ständiger Wiederholung der Einwirkungen und bei der durch sie veranlaßten Uebung eine schon vorhandene Fähigkeit erheblich gesteigert werden. Dann handelt es sich also auch hier um eine *erworbene Eigenschaft im Sinne eines geänderten Artmerkmales*. Sie vererbt sich aber auch auf psychischem Gebiete nicht. Was allein übertragen werden kann, das ist die gleiche Anlage zu irgendeiner Leistung, die dann natürlich auch bei den Nachkommen wieder durch Uebung steigerungsfähig ist. Wenn aber der Sohn mehr leistet, als der Vater von Hause aus vermochte, dann hat er nicht dessen erworbene höhere Fertigkeit ererbt, sondern selbst schon eine größere Anlage mitgebracht, die sich etwa aus einer Kombination väterlicher und mütterlicher Merkmale ergab.

Digitized by Google

Die geistige Entwicklung nun, die sich in der Gesamtheit der Lebewesen und in den einzelnen Individuen vollzieht, wird von ihnen als ein Drängen in die Zukunft empfunden, als ein Streben nach Vervollkommnung, als ein lebhafter Wille, ja als ein oft nicht aufzuhebender Zwang, an dem Werden der Menschheit mitzuarbeiten und sie auf eine höhere Stufe zu heben. Kann der Mensch diesem Triebe entsprechen, und in welchem Umfange kann er es? Es ist ihm nur insoweit möglich, wie die Höhe der in ihm jedesmal erreichten Entwicklung es gestattet. Darüber hinaus kann er nur träumen. Wie bei der körperlichen Umbildung auf jeder Stufe immer nur wieder ein kleiner Fortschritt gemacht wird, so auch bei der geistigen. Aber wie dort ein Spielraum vorhanden ist, der es den Individuen gestattet, sich bis zu einem gewissen Grade nach der Außenwelt zu richten, so auch hier. Die menschlichen Fähigkeiten und Bestrebungen erschöpfen sich nicht in einem scharf und eng umgrenzten Gebiet, sie haben ebenfalls Spielraum und vermögen sich anzupassen. Daher hat der Mensch das Bewußtsein, daß seine Leistungsfähigkeit nicht starr an bestimmte Schranken gebunden ist, er hat vielmehr die Empfindung, sich über den schon erreichten Zustand hinaus betätigen, an seiner Zukunft mitarbeiten zu können. Er fühlt sich frei, wenn es in Wirklichkeit auch die Entwicklung ist, die in ihm treibt, die ihn veranlaßt, in ihrer Richtung weiter zu streben, sie gleichsam zu unterstützen. Und in dieser Tätigkeit, in dieser Sorge für die kommenden Geschlechter, zumal für die nächsten, die ihn allein ernstlich interessieren können, findet der Mensch seine höchste Befriedigung. Besonders wirksam aber glaubt er der Entwicklung helfen zu können, wenn scheinbar unvorbereitet als eine Mutation eine neue Idee in ihm auftaucht, die sprungweise eine schnelle Förderung verheißt, die aber natürlich auch nicht unvermittelt erscheint, sondern aus den Bedingungen der voraufgegangenen Zustände abzuleiten ist.

Nun ist aber die erfolgreiche Betätigung der geistigen Fähigkeiten im Sinne irgendeiner Förderung der Menschheit nicht nur an die Beschaffenheit der einzelnen weiterstrebenden Individuen, sondern auch an die der Gesamtorganisation gebunden. Wenn der einzelne auch vermöge dieser oder jener besonders hochentwickelten Eigenschaft über das Durchschnittsmaß hinaus will, so scheitert er an seinen Mitmenschen, und nur wenn deren Ausbildung ein Mitarbeiten an seinem Streben möglich macht, kommt er zum Ziel. Der Erfolg bleibt also meist hinter den Erwartungen zurück. Die Gesamtentwicklung läßt sich nicht über das Maß dessen hinaus beschleunigen, was auf jeder Stufe in ihr angelegt ist, und so muß der Mensch sich mit der Hoffnung zufrieden geben, daß die Nachkommen von Generation zu Generation sich den Zielen nähern werden, die ihm vorschweben, und für deren Verwirklichung er selbst sich mit Erfolg nur so weit einsetzen kann und seinem inneren Drange entsprechend auch einsetzen muß, wie es die Höhe seiner eignen und der gesamten Entwicklung gestattet.

Digitized by Google

Vernichtungsstrategie

Von einem preußischen General

Als die Russen um den 10. August d. J. (5. August Warschau) die Weichsellinie zu räumen begannen, taten sie es nicht, ohne umfassende Verheerungen und Verwüstungen in Ortschaften und auf den Feldern auszuführen. Die Presse sah hierin eine Neuauflage des im Jahre 1812 den Franzosen gegenüber angewendeten Verfahrens. Man irrte insofern, als dieses tatsächlich älteren Datums ist. Schon zu Peters des Großen Zeiten gab General Scheremetjeff für den 1708 und 1709 gegen Karl XII. zu führenden Krieg folgenden Rat: „Den Feind in weite Räume fortziehen, aber ihn nicht aus den Augen lassen; bei dem Uebergange über die Flüsse ihn aufhalten, ihn durch ausgeschickte Parteien beunruhigen und schwächen; ihm die Mittel entziehen, sich mit Futter und Lebensmitteln zu versehen, kurz, obwohl weichend, ihn auf alle Art zu zwacken, zu entkräften und der Verstärkungen zu berauben, wozu die weite Entfernung von seinem Reiche beitragen sollte." Der Plan lag in den Umständen und wurde pünktlich ausgeführt, indem man das Land vor und auf den Seiten der Straßen, wo der Feind anrückte, verheerte und alles dessen beraubte, was dem Gegner zugute kommen könnte. Dieser Verwüstungsplan wurde treulich bis ins Innere des Landes fortgesetzt, brachte die Schweden durch Hunger aufs äußerste, wozu sich noch 1708 auf 1709 der starke Frost dieses wohlbekannten Winters gesellte, und überlieferte zuletzt die völlig zusammengeschmolzenen Tapfern dem Schwerte der Russen. (Friedrich v. Smitt.) Am 10. Juli 1709 bei Poltawa erlagen die übriggebliebenen 12000 Schweden den 50000 Russen. Der Gedanke des Rückwärtskonzentrierens unter Verwüstung des Landes ist also nicht von 1812, sondern hundert Jahre älter. Er ist aber 1812 auch gar nicht von Anfang an gehegt worden, sondern die Verhältnisse haben ihn im Laufe des Krieges herbeigeführt. Der aus jener Zeit bekannte General v. Phull (bis Auerstädt Oberst im preußischen Generalstabe), der Generaladjutant des Zaren, entwarf (nach Clausewitz) für den Krieg gegen Napoleon I. einen Feldzugsplan, in welchem der Gedanke, eigentlichen Widerstand erst im Landesinnern zu leisten, hervortritt, „weil man an der Grenze nicht stark genug sein würde. General v. Phull stellte daher die Idee auf, den Krieg von freien Stücken ein gutes Ende rückwärts nach Rußland hineinzuverlegen, sich dadurch den eignen Verstärkungen zu nähern, etwas Zeit zu gewinnen, ihn strategisch in Flanke und Rücken zu nehmen ..."

„Wenn man diese Idee," fährt Clausewitz fort, „so abstrakt aufstellt, so sollte man glauben, es sei der russische Feldzug von 1812 vollkommen darin enthalten. So ist es aber nicht. Der Maßstab macht im Kriege sehr viel. Was bei 100 Meilen Ausdehnung die größte Wirkung hat, kann bei 30 ganz illusorisch sein. Man kann nicht einmal sagen, daß Phulls Idee das Modell gegeben habe, nach welchem der wirkliche Feldzug später in kolossaler Größe

Digitized by Google

ausgeführt worden sei, sondern dieser Feldzug hat sich von selbst so gemacht ... Dagegen ist der Phullsche Plan allerdings die zufällige Veranlassung zu der Wendung geworden, die der Feldzug genommen hat." Aehnlich äußert sich Theodor v. Bernhardi in „Tolls Denkwürdigkeiten": „In Beziehung auf die Geschichte des Jahres 1812 ist besonders bemerkenswert, daß keinem der ausgezeichnetsten Offiziere des (russischen) Hauptquartiers zu Wilna, auch nur entfernt einfiel, die ungeheure Ausdehnung Rußlands zu Hilfe zu nehmen, was nachher im Laufe der Ergebnisse ganz von selbst und ohne daß jemand es beabsichtigt hätte, zur entscheidenden Hauptsache wurde."

Als im Juni 1812 die feindlichen Heere sich auf etwa 10 Meilen beiderseits des Njemen und in südlicher Verlängerung westlich Wolkowisk gegenüberstanden, war ihr Zahlenverhältnis 3 (Franzosen) zu 1 (Russe). Daß die Russen unter diesen Verhältnissen der Waffenentscheidung nach Phulls Vorschlage auswichen, ist begreiflich und natürlich. Sie gingen zum Teil (1. Westarmee, Barklay) vom Njemen in ein bei Drissa am linken Dünaufer mehr oder weniger befestigtes Lager. Als Napoleon I. Miene machte, sie in diesem südlich zu umgehen, um sie dann gegen die Ostsee zu drängen, wich die 1. Westarmee aus, ging auf rechtem Ufer stromaufwärts, trat aufs linke zurück, nahm die Straße nach Smolensk hinter sich und blieb in Erwartung einer Schlacht halten, „deren Napoleon bedurfte und die man im russischen Heere töricht genug war (bei den Stärkeverhältnissen), nicht weniger entschieden zu verlangen" (Bernhardi, „Tolls Denkwürdigkeiten").

Auch die 2. Westarmee (Bagration) war vor Jerôme und Davout hinter den Dnjepr gegangen. Barklay (1. Westarmee), der bis dahin auf Vereinigung beider Armeen auf linkem Dünaufer bei Witebsk gehofft und dort, wie gesagt, eine Schlacht liefern zu können geglaubt hatte, ging nun gleichfalls zurück. Beide Westarmeen vereinigten sich bei Smolensk. „Ganz von selbst", unter dem Druck des überlegenen Gegners, hatte sich das so gemacht. Vom Verfolgen eines Planes, den Gegner in das verwüstete Innere zu locken, ist keine Rede.

Alexander I. schrieb damals selbst Barklay:

„Ich kann nicht verschweigen, daß, obgleich bei Beginn der Feindseligkeiten es notwendig war, die Grenzen unsers Landes aufzugeben, ich doch nicht anders als mit Kummer sehen kann, daß diese rückgängige Bewegung sich bis Smolensk ausdehnt." Auch der Rückzug von Smolensk auf Moskau geschieht lediglich unter dem Druck des Ueberganges Napoleons über den Dnjepr bei Rasasna. Eines seiner chefs d'œuvre! Barklay wurde abgesägt, Kutusow folgte. Am 7. September stellte sich dieser zur Schlacht von Borodino. Unter Verlust von 50 vom Hundert der Heeresstärke mußten die Russen zurückgehen und durchschritten am 14. September das heilige Moskau. Aus dem rein militärischen Grunde der Unterlegenheit und ganz gegen des Zaren Wunsch, keineswegs aus

Digitized by Google

eignem Willen oder einem vorausbestimmten Plane folgend, waren Barklay-Kutusow 115 Meilen vor Napoleon zurückgegangen.

Das könnte ja auch heute sich ereignen. Es könnte darum um so eher geschehen, weil das Nachfolgen des Siegers im Hinblick auf Nachschub an Menschen, Material, Verpflegung und Munition sehr viel leichter möglich ist als vor hundert Jahren. Deshalb ist die Verwüstungsstrategie auch heutzutage so unzweckmäßig. Solange es sich um polnische Gebiete handelte, mag ja der Gedanke maßgebend gewesen sein, ein Land, das man beim einstigen Friedensschluß doch verliert, als Wüstenei zu überliefern. Jetzt sollte man aber damit aufhören, denn nun schädigt man Land, das man behält, ohne den Zweck zu erreichen. Die Eisenbahnen, von ihren den Heeren auf nahe Entfernungen nachgeschobenen Endpunkten aus unterstützt und verlängert durch Tausende von Kraftwagen, führen den Heeren der Zentralmächte alles, dessen sie zur Verpflegung und Munitionsergänzung bedürfen, nach. Unsere vorzüglich ausgebildeten Eisenbahn- und Pioniertruppen, eine ausgezeichnete Organisation (z. B. Schipperbataillone) leisten in Neuanlage und in Wiederherstellung von Schienenwegen und Straßen so Vorzügliches, daß heute anstandslos als möglich und durchführbar erscheint, was vor ein- oder zweihundert Jahren nicht möglich war. Man denke nur an die Leistungen im Zerstören und Wiederherstellen in Russisch-Polen im Oktober—November 1914! —

Rein operativ liegen die Verhältnisse ja völlig anders als vor hundert und zweihundert Jahren. In hohem Grade offensiv war diesmal das Verhalten der Russen von Kriegsbeginn. Ihre wiederholten Vorstöße nach Ostpreußen, gegen Schlesien, nach Galizien und Ungarn, denen der Wunsch, Berlin und Wien zu erreichen, zugrunde lag, bewiesen ganz andere Absichten und Pläne, als man sie 1812 hatte. Daß alles so anders kam, ist gegen die Absicht. Und auch in der Defensive wird — abgesehen von den Festungen — eine Zähigkeit, Hartnäckigkeit und Widerstandskraft gezeigt, die man nur sehr anerkennen kann.

Ferner darf nicht übersehen werden, daß die Zentralmächte in ihren militärischen Maßnahmen und Verfügungen sehr viel vielseitiger (in des Wortes eigenster Bedeutung) sein müssen, als Napoleon vor 103 Jahren es zu sein nötig hatte, dessen Kräfte der Nebenschauplatz Spanien doch nicht in dem Grade in Anspruch nahm, wie es heute fast ganz Europa in bezug auf die Machtmittel der Zentralmächte tut.

Namentlich die nichtdeutsche Presse zerbricht sich gegenwärtig den Kopf der deutschen Heeresleitung, ob nach endgültiger Erledigung des russischen Widerstandes in der Linie Kamenez—Rowno—Baranowitschi—Molodetschno—Wileika—Narotschsee—Riga sich der deutsche Vormarsch auf Moskau oder auf Petersburg richten werde. Ich glaube die Antwort ist eine sehr einfache, nämlich dieselbe, welche Clausewitz für Napoleons Verhalten vor einhundert Jahren gegeben hat. Der Kaiser wurde zum Marsche nach Moskau dadurch gezwungen, daß in dieser Richtung die feindlichen Hauptarmeen zurückgingen. Daß hierzu gehört hätte, auch noch in Moskau furchtbar zu

Digitized by Google

bleiben, hebt Clausewitz hervor. Ebenso aber betont er, daß das Herabsinken der Heeresstärken dem entgegenstand. „Schwinden der Ziffernstärke" nennt im „Leon Gambetta" Feldmarschall Freiherr von der Goltz diese Erscheinung. Auch gegen diese Folge langer Offensivoperationen würde uns unser geregelter Nachschub schützen.

Im übrigen kann man die Beantwortung der Frage „Wie weit?" getrost unserer Heeresleitung überlassen. Sie hat ihre Sache doch bisher ganz gut gemacht!

Die Zahl der Ortsnamen, welche Erinnerungen an 1812 weckt (vgl. Augustheft), ist größer geworden. Am 26. Juli 1812, also vier Wochen nach begonnenem Njemenübergang stand nach Clausewitz das X. französische Korps vor Riga und in Jakobstadt an der Düna. Bei ersterem hatten die Preußen unter Grawert (später Yorck) am 19. Juli bei Eckau Besatzungstruppen in die Festung zurückgeworfen. Das II. französische Korps stand bei Polozk, der Kaiser mit Garde, mit III. und IV. Korps und den drei Infanteriedivisionen des I. Korps sowie dem Kavalleriekorps Murats stand gegen Barklay (1. Westarmee), welcher das Lager von Drissa verlassen hatte, in der Gegend von Witebsk, das VI. Korps als Reserve um Uchacz, das übrige I. Korps bei Mohilew am Dnjepr gegen Bagration (2. Westarmee) zwischen Mohilew und Mstislawl, das V. Korps zwischen Mohilew und Beresino (Ort), das VIII. Korps bei Borissow, Schwarzenberg, welcher von Pruschany aus Pinsk am 13. hatte besetzen lassen, erst bei Slonim, das VII. Korps bei Chomsk gegen Tormasof bei Kobrin.

Verpflegungsschwierigkeiten stellten sich vor hundert Jahren bereits in der Mitte Juli um Wilna ein. So wurde beim III. Korps gerösteter Roggen an Stelle von Reis als Zutat verwendet. Die Roggenkörner werden in einem Befehle Neys als angenehm im Geschmack, gesund und nahrhaft empfohlen. $^3/_4$ bis 1 Pfund für den Kopf werden als genügend bezeichnet, den Magen zu füllen. Selbstverständlich wurden auch die Verpflegungsmagazine von den Russen vor dem Rückzuge verbrannt. Manchmal gelang es den Einwohnern, die Magazine zu erhalten. So berichtet Fabry in Campagne de Russie 1812: Beim Einrücken in Minsk am 8. Juli 1812 fand Marschall Davout (I. französisches Korps) große russische Magazine. Sie hatten (auf Veranlassung von Bagration) verbrannt werden sollen, aber der gute Wille der Bewohner und einige Geldopfer, welche sie den russischen Beauftragten gegenüber brachten, erhielten sie (die Magazine).

Digitized by Google

Dorpat-Jurjew[1])

Erinnerungen aus der Studienzeit

Von

Karl Mollenhauer

II.

Dorpat war eine kleine Mittelstadt, nichts Großstädtisches zeigte ihr Zuschnitt. Ihre akademischen Bewohner waren überwiegend kleinstädtischen oder ländlichen Verhältnissen entsprossen. Nur die Petersburger, Moskauer und allenfalls die Rigenser vertraten so etwas wie einen großstädtischen Typus. Das herrschaftliche Gut, das Pastorat, der bäuerliche Hof, die ländliche Kleinstadt, waren der Lebensraum, in dem die weitaus meisten ihre geistigen Schwingen zuerst geregt hatten und in dessen Bezirk die meisten auch wieder zurückzukehren bestimmt waren. Das gab die Erklärung für die ungemeine Wertung, die allem Geistigen zuteil wurde. Ein Abend, den etwa der seinerzeit so bekannte blinde Rezitator Türschmann veranstaltete, war ein Erlebnis, von dessen Vor- wie Nachwirkungen man lange zehrte. Der Aufenthalt, den ein reisender Gelehrter, wie etwa der Sinologe Grube, ein Bruder, wenn ich nicht irre, des bekannten Schauspielers Max Grube, in Dorpat nahm, war eine Höhenstunde reiner Freude, von deren Mitgenusse die Befreundeten keinen ausschlossen. Die kurze Anwesenheit eines solchen werten Gastes wurde zu freundschaftlichen Veranstaltungen einfachen Zuschnitts ausgenutzt, deren Teilnehmer sich einträchtig und freudig durch Mitteilungen aus der weiten und fernen Welt der deutschen Gelehrtenrepublik anregen ließen. Denn es war nicht zu verkennen, daß die Professoren, soweit sie als Forscher in Betracht kamen, ein wenig unter der Abgelegenheit zu leiden hatten. Ihren Veröffentlichungen fehlte es häufig an Schnelligkeit der Wirkung, so daß sie sich an dem Kampfe der Meinungen nicht immer mit der gewünschten Einläßlichkeit zu beteiligen vermochten. Der Bibliothek, der einst der deutsche Dichter und russische Generalleutnant Klinger als Kurator des Dorpater Lehrbezirks seine Fürsorge gewidmet hatte, und die das Andenken an diesen merkwürdigen Mann durch Aufstellung seiner kostbar gebundenen Werke in einer besondern Ehrenabteilung festhielt, fehlte es an Mitteln, um den Gelehrten das literarische Rüstzeug in dem nötigen Umfange zur Verfügung stellen zu können. Wie oft war es mir vergönnt, mich in den Räumen der in den ausgebauten Ruinen des Domes untergebrachten Bibliothek nach Gefallen umzusehen! Einer der Bibliothekare, der Kandidat und Kollegienrat Specht, ein schon etwas ältlicher Herr, ließ mir, nachdem mein Onkel mich ihm vorgestellt und bei ihm als Vermittler seiner jeweiligen, nicht geringen Bücherwünsche gleichsam akkreditiert hatte, eine große Freiheit der Benutzung, die ich dem freundlichen Manne jetzt noch danke. Kandidat wurde jemand, wenn er sein Studium durch eine

[1]) Vgl. September-Heft S. 311.

Digitized by Google

Prüfung zu einem befriedigenden Abschlusse gebracht hatte, ohne jedoch die höheren akademischen Grade eines Magisters oder Doktors zu erwerben. Fiel diese Abschlußprüfung minder erfreulich aus, so gab es dafür den Titel eines graduierten Studenten, was ja als Ergebnis eines meist langjährigen Studiums nicht gerade viel war, aber immerhin besser als ein abschlußloser Abgang von der Universität, der nicht eben selten war. Ich führe das auf die Mittellosigkeit einer großen Zahl von Studierenden zurück.

Wenn Armut und Aussichtslosigkeit in erschreckendem Umfange auf den russischen Studenten, wie ich sie in Kasan und anderswo gesehen habe, lastete und ihr geringes Ansehen, ihr nach unsern Begriffen völlig unakademisches Gebaren und ihre politische Gefährlichkeit erklärlich machte, so fehlte dieser Zug der gänzlichen Mittellosigkeit und des mit völlig unzureichenden Kräften unternommenen Studiums trotz aller sonstigen Verschiedenheit in dem akademischen Bilde Dorpats doch nicht ganz. Zwei besonders bemerkenswerte Fälle sind mir in Erinnerung geblieben. Mit einem Kommilitonen, der sein Studium unterbrechen mußte, hatte ich mich zu einem zweispännigen Postschlitten zusammengetan, der uns bei scharfer Winterkälte und häufigem Pferdewechsel in sechsunddreißigstündiger Fahrt nach Riga brachte. Ich hielt es für ein Gebot der Höflichkeit, den Reisegefährten während meines Aufenthalts in seiner Vaterstadt zu besuchen. Hätte ich geahnt, unter welchen Verhältnissen ich ihn und die Seinigen antreffen würde, hätte ich den Besuch gewißlich unterlassen. In einem völlig ausgepfändeten Zimmer, in dem nur ein sonst ganz reichlich und gemütlich zugerichteter Kaffeetisch stand, war die durch mein Erscheinen peinlich überraschte Familie versammelt. Ich suchte so schnell als möglich einen halbwegs begründeten Abgang zu gewinnen. — Ein zweiter Fall betraf einen Studenten jüdischer Herkunft aus Goldingen im Gottesländchen Kurland. Der junge Mann war völlig mittellos; überdies hätte ihn seine Taubheit von einem aussichtslosen Besuche der Hochschule zurückhalten sollen. Ein groteskes, beinah vorgeschichtliches Hörrohr, das er mit sich herumtrug, war mehr ein Symbol seines Leidens als ein Mittel, es zu bekämpfen. Dieser hatte in seinem Drange, aus seiner trostlosen Lage erlöst und in eine verständnisvollere Umgebung versetzt zu werden, ein Bittschreiben an die historisch-philologische Fakultät gerichtet, wie es krauser und seltsamer diese gelehrte Körperschaft wohl nie bekommen hat. Neben rührenden Schilderungen seiner Not und unterwürfigen Bitten um Unterstützung seiner weiteren Ausbildung liefen als Proben seiner witzigen und humoristischen Veranlagung, die ihn als zweiten Börne oder neuen Jean Paul ausweisen sollten, die für eine Bittschrift unpassendsten Wendungen unter. So bemerkte er u. a.: Esel pflege man mit Disteln zu kirren, Gelehrte mit Zitaten; deshalb habe er deren so viele angebracht. Das war etwas für meinen Oheim, der für solche absonderlichen Erscheinungen eine gutmütige Schwäche hatte und unter unkenntlichmachender Hülle verborgene Vorzüge des Geistes oder Gemütes zu entdecken verstand. Er unterstützte den aus Goldingen wirklich herbeigerufenen Humoristen auf jede Weise und ließ sich durch sein wenig anziehendes Aeußere

Digitized by Google

nicht von der wohlwollendsten Förderung seines Innern abschrecken. Was aus dem Manne geworden ist, weiß ich nicht zu sagen.

Die öffentlichen Zustände der Provinzen und in weiterer Fernsicht die des Reiches, zu dem sie gehörten, waren sozusagen noch so unfertig, daß auf irgendeinen Platz, irgendeine Verwendung wohl zu rechnen war. Das seither viel angewandte Wort von den unbegrenzten Möglichkeiten konnte wohl auch für den Ersatzbezirk sozusagen und Wirkungsbereich Dorpats gelten. Der möglichen Laufbahnen gab es eine unbestimmbare Fülle; ihre unterste Stufe war die Hauslehrerstelle, die nicht nur von Theologen und Philologen gesucht und besetzt wurde. Die Durchdringung des Riesenreiches mit geistigen Kräften war noch so sehr im Rückstande, daß auf die Erbringung eines Qualifikationsbeweises für irgendeine Verwendung nicht mit der Sorgfalt und Aengstlichkeit gesehen zu werden brauchte und konnte, wie in Ländern, wo das Angebot die Nachfrage bei weitem übersteigt. Vor der geschlossensten oder ausgebautesten Laufbahn sahen sich die Angehörigen der theologischen Fakultät, obschon auch hier die Verhältnisse der lutherischen Kirche im russischen Reiche eine überaus große Mannigfaltigkeit der Stellen und Aemter haben entstehen lassen. Der vorwaltende Charakter der Fakultät wurde derzeit durch zwei in ihrer Art bedeutende, unter sich sehr verschiedene Männer geprägt, Alexander v. Oettingen und Baron Moritz v. Engelhardt. Sie stellten in ihrem gegensätzlichen Wesen gleichsam die leicht erkennbaren Hauptzüge des baltischen Adels dar, die geistvolle Vielseitigkeit und Anregbarkeit und anderseits die auf das Herrschen eingestellte Artung. Alexander v. Oettingen hat sich besonders durch seine moralstatistischen Untersuchungen hervorgetan, und neben seinem Lehrauftrage, der systematischen Theologie, mannigfache Ausflüge in andre Studiengebiete gemacht. So hatte er damals die „Lebensläufe" Hippels erneuert und einen aus freien Vorlesungen erwachsenen Kommentar zu Goethes „Faust" veröffentlicht, ohne sich freilich damit in der zünftigen Goetheforschung einen festen Platz zu erobern. Auf eine solche Wirkung ins Breite legte es der Kirchenhistoriker v. Engelhardt nicht an; ihm lag am Herzen, den theologischen Nachwuchs bei der Stange zu halten, den Einfluß schädlicher Neologie abzuwehren und das Schifflein der heimischen Kirche durch die drohenden politischen Stürme zu steuern. Sein schroffer Ernst hatte etwas Ehrwürdiges und Gebietendes; ich weiß es nicht, aber ich glaube nicht, daß er für die schöngeistigen Bestrebungen seines Freundes viel Sinn gehabt hat. Tüchtige Kenntnis der Väter schien ihm wohl nützlicher und wichtiger als die feinsinnige Deutung einer „Faust"stelle, und er mochte denken, daß den jungen Theologen, namentlich estnischer oder lettischer Herkunft, bibelfeste Gläubigkeit mehr fromme als allzu genaue Bekanntschaft mit der gefährlichen Gedankenwelt des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts. Praktisch mochte dies auch richtiger gedacht sein. Denn für den Beruf der Seelsorge an den doch vorwiegend estnischen und lettischen Gemeinden empfahl sich schwerlich ein allzu hoch genommener Gedankenflug. Wenn man sich solche Gemeindeglieder und der Seelsorge Befohlene vorstellen will, muß man sich etwa Gestalten aus den

Digitized by Google

Gebhardtschen Bildern vergegenwärtigen, die den Typus des estnischen Volkes sprechend wiedergeben. Solche Erscheinungen konnte ich fast täglich aus nächster Nähe beobachten. Denn vor meinem Zimmer, das auch von der Hofseite über eine Treppe zugänglich war, saßen häufig ein paar alte Bettler und sangen mit halblauter, müder Stimme mir durchaus unverständliche, überaus eintönige, schwermütige Weisen. Ueber ein paar Kopeken waren sie höchlich beglückt, aber die Gabe machte meist ihrem Vortrage keineswegs ein Ende; dazu gehörten stärkere Beweggründe. Wenn nun auch diese Greise durchaus nicht den Maßstab für den Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung abgeben sollen, so gaben sie mir doch eine Vorstellung von dem geistigen Stande ihrer Volksgenossen. Und da möchte ich meinen, daß zu deren Unterweisung die Engelhardtsche Zucht und Schulung vortrefflich anzuleiten vermochte. Er konnte wohl die Erinnerung an jene streitbaren Dorpater Bischöfe der mittelalterlichen Vorzeit wecken, bei denen die Bekehrung des Landes zum Christentume Hand in Hand mit seiner Unterwerfung ging. Dabei war die wissenschaftliche Anregung, die von ihm ausging, stark und nachhaltig; die bekannten Gebhardt-Harnack-Zahnschen Texte zur Kirchengeschichte lassen sich, soweit die Mitherausgeber Gebhardt und Harnack in Betracht kommen, auf die Einwirkung zurückleiten, die von dem Dorpater Kirchenhistoriker ausging.

Ueberhaupt ist auffallend, eine wie große Zahl ehemaliger Studiosen der baltischen Hochschule in allen Zweigen der Wissenschaft Inhaber akademischer Lehrämter von hohem Rufe und Ansehen geworden sind; ich nenne, ohne zu suchen, in zufälliger Anordnung noch die Namen Bonwetsch, Haller, v. Bergmann, Ostwald usw. Ich möchte für diese Erscheinung neben andern Ursachen die geltend machen, daß in den Kreisen, aus denen diese Männer stammten, das, was man wohl Staatsgesinnung genannt hat, im eigentlichen Sinne nicht wohl zu Hause sein konnte, und daß deshalb als Betätigungsfeld des Ehrgeizes und des Strebens die Beamtenlaufbahn und der Staatsdienst wegfiel. Die Mitarbeit an der gelehrten Forschung übte deshalb einen um so höheren Reiz aus, als überhaupt der geistige Genuß, wie schon früher angedeutet wurde, für manche Mängel des Daseins entschädigend eintreten mußte und ideale Güter ungemein hoch gewertet wurden. Carlyle hat das Wort und den Begriff der Heldenverehrung in Umlauf gesetzt. Etwas Derartiges, auf die Männer der geistigen Arbeit angewandt, fand sich in den Kreisen nicht nur der Universitätsverwandten in hohem Maße ausgeprägt. Namen wie der Karl Ernst v. Baers und Viktor Hehns wurden mit bewundernder Verehrung genannt und, was ja auch bezeichnend ist, die jungen Mädchen wandten ihre Teilnahme und ihren ermutigenden Beifall eher einem jungen Gelehrten und Doktor zu, als den Aussichten etwa eines Offiziers oder Assessors.

Nach der Weise der alten Studienordnungen mußten sich die Theologen eine gründliche philosophische Durchbildung aneignen; aber auch die Prüfungsvorschriften der historisch-philologischen Fächer verlangten den Nachweis nicht nur oberflächlicher Bekanntschaft mit den philosophischen Disziplinen, namentlich

Digitized by Google

der Logik. So fiel meinem Oheim ein nicht unwesentlicher Anteil an der geistigen Schulung eines großen Teiles der Studierenden zu, um so mehr, als auch viele, für die die Philosophie nicht Zwangsfach war, seine Vorlesungen aufsuchten. Es ist hier nicht der Ort und es steht mir auch nicht an, den bedeutenden Einfluß zu schildern, den er viele Jahre hindurch auf den allgemeinen Bildungsstand der baltischen, zur Führung berufenen Jugend ausgeübt hat. Unerläßlich scheint mir nur die Bemerkung, daß er vermöge seiner Herkunft aus einem der deutschen Kleinstaaten, in dem eine hohe Kultur von alters her heimisch war, eine für einen Philosophen sehr glückliche Freiheit und Unvoreingenommenheit des Standpunktes mitbrachte, die es ihm ermöglichte, auf dem in fast jeder Beziehung sehr heißen Boden seine Unabhängigkeit zu wahren. Bevorzugte äußere Umstände erlaubten ihm, eine überaus weitherzig aufgefaßte Gastlichkeit zu pflegen, wofür er den Sinn, das Talent sozusagen und das Vorbild aus dem elterlichen Hause überkommen hatte. Sein reiches Wissen, die Gabe reizvoller Unterhaltungskunst, sein weitgespanntes Interesse und nicht zuletzt sein sprühender Humor, eine Mitgift, meines Erachtens, seiner braunschweigischen Heimat, machten die Abende im Teichmüllerschen Hause zu sehr gesuchten Veranstaltungen.

Nicht weit von meines Oheims Vaterstadt war Leo Meyer zu Hause, der Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaften und der Germanistik. Er verlieh durch sein bedeutendes Wissen der Fakultät großes Ansehen, auch namentlich in den Kreisen der russischen Gelehrten, die um die Aufhellung der sprachverwandtschaftlichen Verhältnisse der vielen fremdstämmigen Völkerschaften Rußlands bemüht waren, wie er seinerseits wieder reiche Anregungen durch die nähere Berührung mit dieser bunten Mannigfaltigkeit für seine vergleichenden Untersuchungen empfing. Er war langjähriger Präsident der „Gelehrten estnischen Gesellschaft" und als solcher aufs engste mit den Kreisen verbunden, in denen die Erforschung der heimischen Vorzeit gepflegt wurde, namentlich auf den Gebieten der Siedlungsgeschichte und der besonderen Volkskunde, die man später nach dem Vorgange des Engländers Thoms Folk-Lore zu nennen sich bequemte. Leo Meyer wurzelte dank dieser Hingabe an die Arbeit des Geschichtsvereins, wie wir ihn nennen würden, wohl von allen aus dem „Auslande" stammenden Professoren am festesten in der neuen Heimat, ohne jedoch politisch hervorzutreten. Erst in hohem Alter hat er seinen Wohnsitz nach Göttingen verlegt, dem Ausgangspunkte seiner Gelehrtenlaufbahn. Seine ehrwürdige Erscheinung stellte das vornehme Bild des deutschen Professors dar. In dem Talare des deutschen Hochschullehrers würde er sich ungleich besser ausgenommen haben, als in der vorgeschriebenen Dienstuniform, die die Dorpater Professoren bei feierlichen Anlässen nebst dem Galanteriedegen zu tragen hatten.

Vormals waren auch die Studenten uniformiert gewesen, und es hatte einen langen und hartnäckigen Kampf gekostet, bis diese dem akademischen Wesen nach unsern Vorstellungen so fremde Bestimmung endlich aufgehoben wurde. Es mögen anläßlich dieser Erwähnung hier einige Mitteilungen über das äußere Leben der Dorpater Studenten und ihre geselligen Verhältnisse folgen, da diese

Digitized by Google

ganz erheblich von denen an deutschen Hochschulen herrschenden abwichen und deren Kenntnis für die Beurteilung der baltischen Zustände überhaupt unerläßlich ist.

Denn die korporative Zusammenschließung, die das akademische Leben beherrschte, übertrug sich weithin wirkend auf das Philisterium und war tatsächlich eine politische Macht. Der Widerstand, den die russische Regierung Jahrzehnte hindurch den Studentenverbindungen entgegensetzte, und das Mißtrauen, das sich dagegen immer wieder geltend machte, war vom Standpunkte der Russifizierungsabsichten gesehen begründet.

Wenn man nicht wirklich gewillt war, der deutschen Bildung die Eingänge in das Reich zu öffnen und das bildsame Volk sich von ihr durchdringen zu lassen, vielmehr darauf ausging, mit allen Mitteln die Fremdstämmigen mit dem Slawentum zu verschmelzen, so war die Genehmigung der Statuten und Satzungen der Dorpater Korporationen ein Rechenfehler oder ein Beweis dafür, daß man derzeit noch nicht recht wußte, wohin die Reise gehen sollte, und daß noch zwei entgegengesetzte Richtungen um die russische Seele rangen. Eine Herabdrückung der baltischen Studenten auf den Standpunkt der Besucher oder Schüler der russischen Universitäten, deren Einrichtungen man kaum mit den unsern vergleichen kann, hätte im Plane der russischen Unterdrücker gelegen; so gab man den verhaßten Deutschen mit Zulassung ihrer akademischen Verbindungen eine Macht, deren ganze Bedeutung im vollen Umfange wohl nur wenige ganz feine Kenner der Verhältnisse überblickten.

Man kann diese Verbindungen schwer mit verwandten Verbänden auf deutschen Hochschulen vergleichen, weshalb denn auch meines Wissens nie der Versuch hervorgetreten ist, sie etwa mit diesen in Zusammenhang zu bringen und ihnen dadurch einen stärkeren Rückhalt zu geben. Ihren eigenartigen Charakter gab ihnen ihr durchaus landsmannschaftlicher Ursprung. So bestanden als führende Verbände, möchte ich lieber sagen als Verbindungen, die Curonia, Estonia, Livonia und die Fraternitas Rigensis, deren Ersatzgebiet ja mit ihrem Namen hinlänglich bezeichnet ist. Jüngere Anläufe zu Zusammenschlüssen, die umfassendere oder andre Grundlagen suchten, übergehe ich hier, weil sie die wesentlichen Züge des Bildes nur verwischen könnten. Natürlich haben auch die Hauptkorporationen nicht alle eine völlig gleichförmige und gradlinige Entwicklung durchgemacht, die entscheidenden Merkmale sind ihnen aber gemeinsam. Und wenn es auch nicht an Ansätzen zu Ueberheblichkeiten u. dgl. gänzlich fehlte, so fühlten sich doch alle Zugehörigen als durch die gemeinsame Grundlage des Burschentums eng verbunden. Allzu stark waren die Widersacher ihres abgesonderten Burschenstaates, als daß sie nicht die zwingende Notwendigkeit des grundsätzlichen Zusammenhaltens empfunden hätten. Band und farbige Mütze waren wie bei uns die sondernden Abzeichen, mit der Abweichung indessen, daß die Mütze, je abgenutzter sie aussah, die desto längere Zugehörigkeit bewies. Mehrere Garnituren zu haben war nicht üblich; dieselbe Mütze begleitete den Burschen durch sein manchmal recht langes akademisches Leben. Der Tag, wo

Digitized by Google

er sie erhielt, war ein Höhentag seines Daseins. Nicht alle erhielten sie, und viele erst spät. Unter dem Namen von Fechtbodisten konnte man in einem minderen Grade der Zugehörigkeit Mitglied sein und bleiben. Diese trugen eine unscheinbare schwarze Mütze, die auch sonst üblich war; mit einem steifen, schwarzen Hute wäre man aufgefallen. Auch diejenigen, die keiner Korporation angehörten, waren doch bei einer von ihnen eingeschrieben, um vorkommendenfalls durch sie ihr Recht wahrnehmen zu lassen. Das hing mit einer Einrichtung zusammen, die in hohem Maße für den guten Geist der Dorpater Studenten und ihr Gefühl für Recht und Billigkeit zeugte. Jeder nämlich, auch die Mitglieder der Korporationen, konnte die Erklärung abgeben, daß er Antiduellant sei. Geriet er nun in einen Ehrenhandel, so konnte er doch vor dem allgemeinen Burschengerichte Genugtuung erhalten. Selbst der ausgesprochenste Duellant mußte sie ihm durch Abbitte gewähren, wenn er der Beleidiger gewesen war. Ein Antiduellant mußte sich natürlich vor leichtfertigen Kränkungen hüten; ein sehr fein abgestuftes System von Ehrenstrafen konnte bis zur Ausschließung führen. Meines Wissen waren nur unter den Kurländern keine Antiduellanten, sonst waren nicht selten gerade sehr angesehene und einflußreiche Burschen Gegner des Duells. Unter diesen Umständen gab es keine Bestimmungsmensuren, der Zweikampf war immerhin eine ernsthafte Sache. Trotz der großen Mitgliederzahl war der Zusammenhalt in den Korporationen ungemein entwickelt. Denn ein Wechsel der Universität, der in Deutschland so häufig Befreundete trennt, kam hier nur in seltenen Fällen vor; die meisten blieben während ihrer ganzen Studienzeit, die überdies lang genug bemessen war, vereinigt. Das gesellige Zusammensein war auf die Korporationshäuser, in denen Luxus nicht zu finden war, beschränkt oder wurde in kleineren Kreisen in den Wohnungen gepflegt. Das Wirtshausleben, das auf deutschen Hochschulen eine so große Rolle spielt, war so gut wie unbekannt. Die Trinksitten hatten eine andre Ausprägung erfahren, als sie bei uns zu Lande jedem Studierten vertraut sind. Ein Korb Bier in Flaschen vereinigte etwa einen kleinen Kreis froher Zecher. Einer ergriff das Glas, füllte und leerte es zur Hälfte, um es dann wieder aufgefüllt weiter zu reichen. So machte es die Runde. Dieser altertümliche Komment mochte wohl seinen Ursprung auf die Punschgelage zurückführen, von denen man aus alten Studentengeschichten erfährt. Aber solche Zusammenkünfte in den Wohnungen, die meist durch einen kleinen Tee, d. h. ein kleines Abendessen mit Butterbrot und leckerem kaltem Aufschnitt, der damals nicht allzuviel kostete, eingeleitet wurden, konnten doch sehr gemütlich verlaufen.

Eine weitere Folge des mangelnden Wirtshauslebens war die Pflege einer einfachen, aber sehr anziehenden Geselligkeit in den Familien, in denen die Studenten sehr gern gesehene und ihrerseits überaus dankbare Gäste waren. Ohne Reibereien zu veranlassen, trafen sich hier die Mitglieder der verschiedenen Korporationen, wennschon es natürlich auch Häuser geben mochte, in denen diese oder jene Landsleute ihren besonderen Treffpunkt sehen konnten und einer besonderen Bevorzugung sicher waren.

Digitized by Google

Das höchste akademische Fest war die Begehung des ersten Maitages, an dem es jedoch, obgleich der Tag unserm 13. Mai entsprach, noch bitterkalt sein konnte. Von diesem schönen Feste, das bei lohenden Feuern in den Anlagen der Ruinen des Domes begangen wurde, mag zunächst in dem folgenden Abschnitte die Rede sein.

III.

Eine tiefe Sehnsucht nach dem Frühling pflegt sich erst in älteren Jahren einzustellen; aber wenn man einen harten Winter mit den dunkeln Tagen des 59. nördlichen Breitengrades endlich entweichen sieht, ist man auch als Jüngling geneigt, ein Frühjahrsfest zu feiern. Ich verstehe, wie gerade die nordischen Völker solche Feste begehen und mit allerlei Kundgebungen und Aeußerungen der Freude über die endliche Entlastung von dem Drucke und dem Dunkel des Winters ausgestalten konnten.

So knüpfte das Maifest der Dorpater Studentenschaft wohl auch eher an alte Bräuche nordischer Vorzeit als an eigentlich akademische Ueberlieferungen an. Die ausgedehnten welligen Anlagen, deren Mittelpunkt die Trümmer des ehemaligen Bischofssitzes bezeichneten, waren die Stätte des Festes. Mächtige Holzstöße, wie sie nur ein Land so verschwenderisch hergeben kann, in dem der Wald noch vorherrscht, waren vorher aufgeschichtet und versinnbildlichten den Festgedanken. Den größten Stoß stiftete die Universität; sein leuchtendes Feuer glänzte allen ihren Angehörigen gerecht und gleichmäßig. Um kleinere, aber immer noch recht ansehnliche sammelten die Korporationen ihre Landsleute, so daß der Grundsatz der gegliederten Einmütigkeit und Eintracht sehr deutlich zum Ausdruck kam. Denn wenn nun mit einbrechender Dunkelheit die Feuer auflohten und die feierlichen alten Lieder angestimmt wurden, umschloß alle ein unsichtbares Band tiefgefühlter Liebe zur gemeinsamen Heimat, das das Bewußtsein der landsmannschaftlichen Besonderheit eher noch in leidenschaftlichem Wetteifer der Betätigung fester knüpfte als lockerte. An diesem Abend und in dieser Nacht gab es keine ernsthaften Reibereien oder Ehrenhändel; alle etwa entstandenen Zwistigkeiten wurden andern Tages friedlich und ehrenvoll für beide Teile geschlichtet und begraben. In den massenhaft in Bereitschaft gehaltenen Körben mit Flaschen voll Bier und Bowle, die auch zu Verwechslungen Anlaß gaben, lag wohl, anfangs noch sorgsam verkorkt, wie der Bringer der Freude und ausgelassener Heiterkeit, auch der Anreiz zu manch übereiltem Worte und kränkender Wendung. Aber wenn auch die Nacht fortschritt und die Feuer allmählich verglommen, der Burgfrieden wurde ernstlich nicht gestört. Um die Feuer zwanglos gelagert, vereinigten sich in immer neuen Bildungen einzelne Gruppen von fröhlichen Burschen zu löblichem Tun. Die Mitglieder der einzelnen Korporationen statteten sich gegenseitig Besuche an ihren Feuern ab, und es herrschte ein frohes, buntes Durcheinander, bis sich endlich die Anzeichen der Ankunft des neuen Tages nicht mehr verkennen ließen. Nur die Allerfestesten konnten noch die Einzelheiten der letzten Vorkommnisse beim Zerrinnen der dauerhaftesten Gruppen berichten.

Digitized by Google

Haupterfordernis zur vollen Mitfreude an diesem Hochfeste der deutschen Studenten zu Dorpat war die Zugehörigkeit. Ich kann mir nicht denken, daß etwa die studierenden Esten oder Letten das ganze Hochbewußtsein der bevorzugten Gruppen dabei gehabt haben. Auch auf deutschen Hochschulen haben von akademischen Festen Mitglieder der alten Verbindungen mehr Vergnügen als Wilde und solche, die sich überhaupt von dem Burschenleben zurückhalten. Aber hier war der Unterton die Hauptsache, das deutsche Empfinden, das jeden Deutschen, auch wenn er nicht Landsmann im engeren Sinne war, in das Gefühl der Gemeinbürgschaft hineinzog, jeden Nichtdeutschen aber, wenn er gleich Mitbewohner des Landes war, von dem Vollinhalte der gehobenen Stimmung ausschließen mußte. Man macht dem Deutschen in der Fremde nicht ohne Grund seine übergroße Anpassungsfähigkeit zum Vorwurfe; die baltischen Deutschen haben diese Biegsamkeit bei sich nicht aufkommen lassen, man konnte in jener Zeit mit Genugtuung in den Landen zwischen Memel und Narva das Vorwalten der gebietenden Züge deutschen Wesens feststellen, eine Erscheinung, die sich aus der Art der Entstehung dieses deutschen Herrschaftsgebietes unschwer erklären läßt. Herrengefühl und Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit wirkten gleichmäßig dem Anreize zu geschmeidiger Anpassung entgegen, und die Erhaltung ständischer Einrichtungen kräftigte diese Gesinnung, so daß sie böse Tage der Prüfung überdauerte. Das Band, das von den Angehörigen der landsmannschaftlichen Verbände getragen wurde, war nicht nur eine Zierde der jugendlichen Jahre, es behielt seine Bedeutung für das Leben. Die es einmal bekommen hatten, setzten sich nicht nur für die Erhaltung ihrer Verbindung ein, wie das ja auf deutschen Hochschulen auch der Fall ist, sondern zugleich für den Bestand der politischen Gebilde, von denen sie ihren Verbindungsnamen und ihre Farben entlehnt hatten. Das gab dem akademischen Tun einen ernsten Hintergrund und bewahrte es vor der Ausartung in Pflege leerer Aeußerlichkeiten. Es war daher wohl begreiflich, daß die Auslese sehr streng gehandhabt wurde und daß es den nichtdeutschen Elementen, die in steigender Zahl den Zugang zur Universität fanden, nicht ebenso leicht gemacht wurde, auch in die alten Korporationen aufgenommen zu werden. Dabei waren geringere Mittel durchaus kein Hindernis des Eintretens; der Zuschnitt war im allgemeinen so einfach, daß der leidige „Wechsel“ an und für sich keine Rolle bei der Entscheidung dafür oder dagegen zu spielen brauchte. Wie schon erwähnt wurde, schlossen auch Gewissensbedenken hinsichtlich des Duells keinen von der lebensfrohen Gemeinschaft aus. Ein Theologe etwa konnte als erklärter Antiduellant die ernsteste Auffassung in diesem Punkte wahren. Auch der wissenschaftliche Eifer brauchte unter der Zugehörigkeit zu einer Verbindung nicht zu leiden. Denn das Leben in und mit der Korporation nahm durchaus nicht so ausschließlich in Beschlag, daß es den eigentlichen Studienzweck beeinträchtigen mußte. Viele hervorragende Gelehrte haben den Korporationen angehört und dabei keinen Schaden an ihrem wissenschaftlichen Weiterkommen gelitten. Auch die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben unterlag durchaus nicht einem einengenden Zwange, und bei gelegentlichem

Digitized by Google

Zusammentreffen, etwa dem Besuche der Badstuben, wo sich an das eigentliche Bad wohl noch eine späte Sitzung beim Glase Bier schloß, verkehrten die Angehörigen der verschiedenen Verbände in durchaus zwanglosen Formen, die sich ganz nach den jeweiligen persönlichen Beziehungen richteten. — Wer es sich leisten konnte, pflegte nebenher die edle Reitkunst, wozu die reichlichste Gelegenheit geboten war. Die Ausübung der Jagd stand den Studenten in einem Umfange frei, der nach den von zu Hause mitgebrachten Begriffen überraschen mußte. Besonders bezeichnend erschien mir die Anrede „Jungherr", mit der man seitens der Dienstboten, der Fuhrleute, die für unglaublich geringe Sätze mit ihren kleinen Wägelchen uns einen großen Teil des Jahres über mit ihren flinken Schlitten den Verkehr in der weitläufig gebauten Stadt erleichterten, und von den kleineren Kaufleuten und Handwerkern bedacht wurde. Ob diese Leute die gleiche Anrede auch im Verkehre mit ihren bis zum Studium hinaufgediehenen Volksgenossen anwandten, weiß ich nicht zu sagen. Jedenfalls sprach sich in dieser Anredeweise das ererbte Gefühl der alten selbstverständlichen Unterordnung aus, an der vorderhand in diesen Schichten die neue Richtung noch nicht gerüttelt hatte.

Das „einjährige Jahr" spielte, obschon eine entsprechende Einrichtung sich auch in Rußland auszubilden begann, durchaus keine Rolle im Leben des Dorpater Studenten; eine Unzahl von Ausnahmen und Befreiungen von der Dienstpflicht überhoben ihn der Sorge um diese Unterbrechung des Studienganges, schlossen ihn aber gleichzeitig von der wohltätigen Einwirkung aus, die die militärische Dienstzeit auf den deutschen Studenten ausübt. Vor allem fehlte ihm infolge dieses Mangels die aus der allgemeinen Wehrpflicht erwachsende Staatsgesinnung; der allumfassende Staat war ihm etwas Fremdes, Gleichgültiges, wenn nicht Feindliches. Jedenfalls hatte er ihm gegenüber Unverpflichtungen nicht, die das freudige Gefühl der Zugehörigkeit zu einem nationalen Staate zur Voraussetzung hat. Die gesamte Welt von Empfindungen, die bei uns den Knaben und Jüngling mit dem Heere verknüpft, mangelte dem jungen Balten jener Tage. So bevorzugt vielleicht seine soziale Stellung war und so frei er sich sein Leben von allerlei Zwang zu halten vermochte, von dieser Seite her war er im Nachteile, der darum nicht etwa geringer werden konnte, weil er ihn nicht empfand oder erkannte. Waren Angehörige der baltischen Lande im Heeres- oder Marinedienste zu hohem Ruhme gelangt, so hatten sie damit die Macht des russischen Reiches gemehrt, dem besonderen baltischen Interesse nicht gedient. Ein solches Vorbild konnte also wohl im Sinne persönlicher Befriedigung des Ehrgeizes anspornend wirken, nicht aber zugleich den jugendlichen Idealismus befriedigen und nähren. Das war ein Zwiespalt der Empfindungen, der nicht allen und nicht jederzeit zum Bewußtsein zu kommen brauchte und doch von der größten Einwirkung auf die Lebensgestaltung und -auffassung werden mußte. Ein ähnliches, wenn auch anders gelagertes Mißverhältnis lag in dem Abstande begründet, der trotz der Gemeinschaft des kirchlichen Bekenntnisses zwischen den herrschenden Klassen und der niederen Bevölkerung in Stadt und Land klaffte.

Digitized by Google

Bei uns zu Lande fühlt sich selbst der Höchstgestellte von der Volksgemeinschaft getragen; er selbst weiß nicht, wieviel an innerer Kraft ihm die tägliche Berührung mit seinen Volksgenossen unaufhörlich und unmerklich zubringt. Bei allem Abstande der Bildung und der gesellschaftlichen Stellung besteht doch ein so reger Austausch der Lebensäußerungen und Anreize, ein so starker Verkehr der gegenseitigen Anregungen, der in Sprache und Mundart zum Ausdrucke kommt, daß es fast unmöglich erscheint, alle diese Beziehungen erschöpfend zu ermessen und festzustellen, ob die geistige Beeinflussung von oben nach unten stärker ist oder von der ununterbrochenen Bereicherung, die aus dem Schoße des Volkstums aufsteigt, an Frische, Kraft und Umfang übertroffen wird.

Es würde zu weit abführen, hier den inneren Aufbau eines lebenskräftigen Volkstums mit den wohltätigen Wirkungen auf alle Teile bei gesundem Blutumlaufe und natürlicher Säfteverteilung näher zu betrachten, hier kam es nur darauf an, anzudeuten, wie der Mangel einer breiten Volksunterlage gleichen Blutes, gleicher Herkunft der dünnen deutschen Oberschicht in den baltischen Landen eine ganze Gruppe von Gefühlen und Empfindungen verschließen mußte, aus denen, um nur eins hervorzuheben, die Volksdichtung erblüht. Es läßt sich schwer darstellen, wie der gemeinsame Besitz und Genuß solchen Gutes soziale Gegensätze mildert und versöhnt, Liebe, Mitgefühl und Verständnis aufkeimen und erstarken läßt; leichter ist einzusehen, daß, wo ein solches Band des Gesamteigentums an idealen Volksgütern fehlt, sich an deren Stelle allenfalls wohlwollende Herablassung und ethnographisches Interesse äußern mögen, die für vollgültigen Ersatz indessen nicht genommen werden können.

Diese Mängel in dem Sonderdasein der baltischen Deutschen liegen in den Dingen begründet, und es läßt sich daraus kein abschätziges Urteil herleiten. Sie bilden die Kehrseite der hervorragenden Eigenschaften, die sie in ihrer abgeschlossenen Welt gleichsam hochgezüchtet haben und die ihr Ausharren auf dem vorgeschobenen, von vielen für verloren angesehenen Posten überhaupt erklären.

Als ich seinerzeit nach Dorpat fuhr, verweilte ich auf der Hinreise mehrere Tage in Helsingfors, der Universitätsstadt Finnlands, das in mancher Hinsicht zu einem Vergleiche mit den deutschen Ostseeprovinzen auffordert. Der deutschen Oberschicht entsprechen dort schwedische Familien und die finnische Bevölkerung den Esten und Letten auf der Südseite der Ostsee, wobei jedoch nochmals hervorgehoben sei, daß die Letten zum indogermanischen Sprachstamme gehören, während Finnen und Esten nahe Verwandte sind. Helsingfors machte auf mich einen ungleich neuzeitlicheren Eindruck als das altertümliche Dorpat, wie ja in der Folge auch die Völker des skandinavischen Nordens eine ungemeine Empfänglichkeit für die Anregungen des allgemeinen Zeitgeistes betätigt, im besonderen die Finnländer unter vorwaltender Führung wohl des finnischen Elementes einen ausgesprochenen Zug zu grundstürzender Entwicklungsbeschleunigung oder Ueberhastung offenbart haben. Die allgemeine weiße Mütze mit blauem Samtstreifen, das Abzeichen der skandinavischen Studenten, ließ keinen Unterschied der Her-

Digitized by Google

kunft erkennen, und das Studentenhaus, in das mich ein mir bekannt gewordener nordischer Kommilitone einlud, stand unterschiedslos allen Angehörigen der Hochschule offen, obwohl, wie mir berichtet wurde, nationale Gegensätze nicht fehlten.

Finnland stand in loserem Zusammenhange mit dem russischen Reiche, was, ohne daß hier die Staatsgrundgesetze herangezogen werden brauchten, schon aus der Gültigkeit der lateinischen Währung und aus der Geltung des Gregorianischen Kalenders hervorgeht, die Stammesgegensätze haben sich in der Richtung gemildert, daß der eingeborene finnische Volksteil das Uebergewicht errungen hat: doch hat es seine, wenn auch beschränkte, Selbständigkeit nicht zu behaupten vermocht.

Wenn dagegen die Ostseeprovinzen trotz der Vergewaltigung durch die russischen Machthaber und trotz dem Aufbrodeln der lettischen und estnischen Volksseele ihren eigentümlichen Kern deutschen Wesens bewahrt haben, über dessen Festigkeit man ja streiten mag, so ist das das unstreitige Verdienst der zähen Beharrlichkeit der besitzenden und gebildeten Kreise, die sich durch den Vorwurf der Rückständigkeit nicht in ihrer Haltung haben beirren lassen.

Die geistige Schwung- und Spannkraft, den hohen Idealismus, die sittliche Ueberlegenheit und die der Bildung, die zu dieser nationalen Leistung erforderlich waren, verdanken sie zum besten Teile der ruhmreichen Dorpater Hochschule, deren Wiedererblühen die Hoffnung aller sein muß, die ihr angehört haben, in weiterem Zusammenhange aber auch eine Angelegenheit aller Deutschen ist.

Illusionen und Suggestionen

Von

Prof. Dr. J. Schwalbe (Berlin)

Auch wer nicht geneigt ist, als streng Intellektueller dem Verstand die Allein- oder doch wenigstens die Vorherrschaft in allen Urteilen, Entschlüssen und Handlungen zuzusprechen, muß tiefes Bedauern darüber empfinden, daß unter den psychischen Reaktionen dieses Krieges so überaus zahlreiche den Ansprüchen an logisches Denken und sachliche Prüfung ganz und gar nicht sich anpassen. Wenn selbst ein weiser Akademiker in einer öffentlichen Rede das Bekenntnis abgelegt hat, daß es in unsern Tagen wohl niemanden geben dürfte, der nicht falschen Gerüchten zum Opfer gefallen ist, so wird man ermessen, wie in der großen Menge die Fähigkeit zu ruhiger Prüfung der Ereignisse gelitten haben muß.

Niemals wohl hat die Welt sich in einem stärkeren Zustande der Suggestibilität befunden als seit dem 1. August des vorigen Jahres; kaum je vorher war die Neigung zu Selbsttäuschungen, die Gefahr, unbegründete Meinungen als feststehende Tatsachen anzunehmen, größer, zu keiner Zeit die

Digitized by Google

Beeinflußbarkeit der Gemüter und Geister durch Affekte und Vorstellungen der Nebenmenschen verbreiteter als seit dem Beginn des Weltkrieges. Der gesunde Skeptizismus, der allen Behauptungen zunächst fragend sich entgegenstellt, ist anscheinend auf spärliche Inseln in einem Meere von Leicht- und Gutgläubigkeit zurückgewichen.

Die ungeheure Erschütterung, die der Krieg im Seelenleben der Menschheit hervorgerufen hat, scheint mehr als alle philosophischen Deduktionen der These: Voluntas superior intellectu — der Wille ist mächtiger als der Verstand — zum Siege verholfen zu haben. Schopenhauers Lehrgebäude von der „Welt als Wille" scheint heute mehr als je gestützt zu sein.

Nach drei Richtungen vornehmlich hat der Wille der Angehörigen der kriegführenden Völker auf die eignen Vorstellungen und diejenigen der Nebenmenschen, insbesondere der neutralen, eingewirkt.

Ausschließlich in den ersten Wochen, stark noch — wenn auch in fortschreitender Abschwächung — während der Folgezeit erscheint das Bestreben, das eigne Volk von der Urheberschaft am Kriege freizusprechen und die Schuld an dem Ausbruch des Weltbrandes allein den Gegnern aufzubürden.

Sobald die Heere in Kampf geraten waren, durchdrang der Wille zu siegen, die Gegner zu schlagen oder doch sich ihnen gegenüber zu behaupten die Vorstellungen. Man strebte danach, bei den nicht am Kriege beteiligten Völkern den Glauben an die errungenen Erfolge zu erwecken und festzuhalten. Die Unterlegenen wollten dagegen ihre Niederlagen und die Erfolge der Gegner nicht wahr haben, sie wollten sie nicht sehen, sie existierten nicht für sie.

Dazu gesellte sich das Verlangen, den Gegner herabzusetzen und ihn in seinem kulturellen, namentlich in seinem ethischen Wert zu erniedrigen. Diese Bemühungen waren besonders stark bei unsern Feinden. Sie hatten das Verlangen, ihre Schlappen mit den von den „Barbaren" angewandten völkerrechtswidrigen Mitteln zu erklären und zu entschuldigen; ihre Gefühle der Wut und Rachsucht fanden in den Beschimpfungen der Deutschen eine gewisse Befriedigung; durch die Charakterisierung der „Boches" und „Huns" als unzivilisiertes, niedrigstehendes Volk versuchten sie bei den Neutralen unsre militärischen Erfolge zu verwischen und unser kriegerisch gesteigertes Ansehen herabzudrücken.

Diesen dominierenden Willensrichtungen verdankt eine ungeheure Literatur von Aufsätzen, Abhandlungen, Erklärungen, Aufrufen, Vorträgen, Büchern und sonstigen Kundgebungen über Entstehung, Verlauf und Ziel des Krieges ihren Ursprung.

Dem Willen, die gesamte überseeische Welt ihrem Vorstellungskreis zu unterwerfen, indem Deutschlands Mitteilungsmöglichkeit aufgehoben wurde, fielen bald nach der Kriegserklärung unsre transatlantischen Kabel zum Opfer: ein Meisterstück englischer Klugheit und Niedertracht. Da der Plan gelang, konnten alle suggestiven Einflüsse unsrer Feinde in den ersten Wochen des Krieges ungehindert wirken, und wir haben es namentlich von Deutschen, die in jener Zeit sich im Auslande befanden, gehört, wie selbst die ungeheuerlichsten Nachrichten nicht nur

Digitized by Google

bei der blöden Menge, sondern auch von sonst kritischen Geistern blindlings geglaubt wurden.

Ein tiefes Gefühl peinlichster Scham müßte den intellektuell und sittlich höherstehenden Teil der uns feindlichen Völker nach dem Kriege ergreifen, wenn sie mit ruhigeren, von Leidenschaft nicht mehr geblendeten Augen eine Uebersicht aller der Mitteilungen lesen würden, die bei ihnen williges Gehör gefunden haben. Daß unser Kaiser wahnsinnig sei, bald nach der Kriegserklärung ermordet worden sei, daß die Kaiserin ihre Ehescheidung beantragt habe, weil sie sich des Verbrechens ihres Gemahls nicht mitschuldig machen wollte, daß Kaiser Franz Joseph gestorben sei (seine aufgebahrte Leiche wurde abgebildet), daß in Deutschland und Oesterreich-Ungarn überall Hungerrevolten bestünden, daß hundert sozialistische Abgeordnete (darunter natürlich Liebknecht) auf Befehl unsers Kaisers erschossen worden seien, daß die deutschen Soldaten Kinder auf ihre Bajonette aufspießten, Frauen zu Tausenden schändeten und ermordeten, daß der Kronprinz ein französisches Schloß ausgeplündert habe, daß die Gefangenen gemartert und erschossen würden, die Rote-Kreuz-Flagge zum Deckmantel heimtückischer Angriffe benutzt werde, Verwundete von unserm Sanitätspersonal vergiftet würden, daß deutsche Frauen in verschiedenen Städten Halsketten trügen, die aus den Augen von Verwundeten bestünden, daß die deutschen Soldaten mit Prügeln und Revolvern zum Angriff getrieben würden — derartige Nachrichten wurden gemeldet und — sicherlich — von Hunderttausenden geglaubt.

Dicke Bände solcher — zum Teil amtlicher! — Entstellungen, Verleumdungen, Ableugnungen, Verkleinerungen, Unterschlagungen könnten gesammelt werden.

Zweifellos verdankt ein sehr großer, vielleicht der größte Teil von ihnen der planmäßigen Erfindung, der zweckdienenden Lüge seine Entstehung. Die ständigen und gelegentlichen Mitarbeiter der skrupellosen, vor keinem Mittel zurückschreckenden Zeitungen wurden nicht müde, die Gemüter ihrer eignen Landsleute und der neutralen Völker durch Verdächtigungen und Anschuldigungen der Deutschen aufzureizen. Der ausschweifendsten Phantasie wurden dabei keine Zügel angelegt. Man konnte sicher sein, daß — aus den angeführten psychologischen Gründen — selbst das schier Unglaubliche bei den willfährigen Geistern Eingang finden würde. Jeder Zweifel gegenüber Nachrichten, die auf eine Schädigung der Feinde hinausliefen, war von vornherein bei der Menge ausgeschaltet. Die Hetzapostel durften der Suggestionskraft in diesen Zeiten völlig vertrauen. Der Wille, selbst zu siegen, den Feind auf jede Weise zu schlagen, hatte die Völker genügend hypnotisiert, um sie für alle ihrem Gemütszustand angepaßten Mitteilungen begeistert empfänglich zu machen.

Vollständig wurde begreiflicherweise die Wirkung bei den Nachrichten der Behörden, militärischen und zivilen, insbesondere bei den Reden und sonstigen Veröffentlichungen der feindlichen Minister. Es kann gegenüber unwiderleglichen Beweisstücken keinem Zweifel unterliegen, daß eine große Reihe solcher Kundgebungen wider besseres Wissen veranstaltet worden sind, um sich vor dem Volke zu ent-

Digitized by Google

lasten, um sein Vertrauen, seinen Kampfesmut zu stärken, um es zu finanziellen Leistungen anzuspornen, um die Neutralen gegen den Feind aufzuhetzen, sie den eignen Zwecken gefügig und dienstbar zu machen.

Die Kunst mancher Diplomaten betrachtet die bürgerliche Moral als Schwäche, von der man sich zur Erreichung des Ziels gründlich freihalten muß. Was der Ethiker Lüge nennt, wird so dem Diplomaten oft als feine Taktik erscheinen.

Wenn man aber anderseits die zahlreichen Manifeste von Männern liest, denen man nach ihrer Vergangenheit, nach ihrer geistigen und moralischen Persönlichkeit bewußte Unwahrheiten nicht zutrauen kann, wenn man bedenkt, daß diese Veröffentlichungen nach ihrer wissenschaftlichen Form und nach dem Orte ihrer Bekanntgabe nicht auf eine Beeinflussung der großen Menge hinzielen konnten, dann muß man zu der Ansicht kommen, daß eine Reihe unwahrer, wenn auch für uns unfaßlicher Urteile nicht auf dem Boden der Lüge erwachsen, sondern in gutem Glauben und in voller Ueberzeugung entstanden, gedruckt, verbreitet worden ist. Gelehrte von anerkanntem Ruf in England, Frankreich, Rußland, deren Schriften vor dem Kriege auch bei uns in hohem Maße gewürdigt wurden, deren Charakter uns unzweifelhaft erschien, ja deren Deutschfreundlichkeit feststand, können über den Verdacht erhaben sein, bewußtermaßen Unwahrheiten in die Welt gesetzt, Lügen ausgebreitet, Fälschungen begangen zu haben. Selbst wo der Schein in diesem Sinne gegen sie spricht, wo Gründe für eine böse Absicht angenommen werden könnten, ist die Möglichkeit, daß der Geist unter dem Eindrucke vorgefaßter Meinungen stand und arbeitete, Leidenschaften die Logik verwirrten, der Wille die Urteilskraft schwächte, nicht auszuschließen. Voluntas superior intellectu.

Auch dem Feinde muß man nach Möglichkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auch im Kriege soll der Grundsatz: „In dubio pro reo“ nicht ganz ausgeschaltet werden. Nicht deutsche Gefühlsduselei, nicht schwächliche Sentimentalität ist es, die uns veranlassen soll, mit dem Vorwurf der Lüge zurückzuhalten und mit der Anklage auf Betrug, Täuschung, Unterschlagung, Verleumdung und Heuchelei nicht allzu freigebig zu verfahren. Unrichtigkeit, Verblendung, Unkenntnis ist durch gegenteilige Tatsachen nachweisbar; Zweck und Absicht ist oft nur zu vermuten.

Bei der Wertung der Beweggründe unsrer Gegner — selbst in den Fällen, wo alles für eine bewußte Handlung zu sprechen scheint — sollte uns auch der Umstand zur Vorsicht mahnen, daß in unsern eignen Zeitungen und Schriften eine nicht geringe Zahl von Irrtümern vorgekommen ist. Es ist auch hüben gesündigt worden. Auch bei uns hat die leichtbewegliche Phantasie vieler Leute Wahngebilde geschaffen und verbreitet, der Wunsch zu glauben die Menschen beeinflußt. Wie sehr sind wir aber empört, wenn unsre Irrtümer von unsern Feinden als absichtliche Uebertreibungen, Verschleierungen, Lügen gedeutet, wenn uns der Wille, unsre Mitwelt zu betrügen, zugeschrieben wird.

Hunderte von Belegen zu erbringen — nicht nur aus Zeitungen, sondern auch aus den Mitteilungen von Kriegsteilnehmern (insbesondere entlassenen

Digitized by Google

Kriegsgefangenen), aus wissenschaftlichen Abhandlungen, ja selbst aus amtlichen Kundgebungen — würde nicht schwerfallen. Ich will mich auf einige Beispiele aus medizinischem Gebiete beschränken.

Wie lange ist es her, daß in privaten Gesprächen und in der Presse ernsthaft die Meinung vertreten wurde, daß König Karl von Rumänien, Graf Witte, San Giuliano von den Feinden Deutschlands ermordet worden seien. Wie hartnäckig erhielt sich das Gerücht, daß die Krankheit von König Konstantin durch einen vergifteten Dolch hervorgerufen sei. Mit welcher Sicherheit war die Ansicht verbreitet, daß Nikolai Nikolajewitsch an einer unheilbaren Krankheit — manche wußten sogar an Leberkrebs — leide. Wie deutlich ist die Vermutung, daß die angebliche Krankheit von Peter Carp ein Akt unsrer Feinde sei, ausgesprochen.

Welche Darstellungen sind von den Verhältnissen des Militärsanitätswesens der feindlichen Armeen veröffentlicht worden. In Serbien sollte das Heer von den Seuchen dezimiert sein, die Zivilbevölkerung zu Hunderttausenden an Cholera, Typhus und andern epidemischen Krankheiten dahinsterben. Sicher haben dort die Kriegsseuchen, wie aus den Berichten neutraler Rote-Kreuz-Expeditionen hervorgeht, außerordentlich stark gewütet: aber aus der jetzigen Militärbereitschaft der Serben allein, mehr noch aus zuverlässigen Mitteilungen Neutraler geht hervor, wie sehr die früheren Meldungen unsrer Presse zeitweilig übertrieben waren.

Aehnlich liegen die Verhältnisse in Rußland. Wenn die Schilderungen der dortigen sanitären Verhältnisse für Heer und Zivilbevölkerung zutreffen würden, so wäre es nicht zu verstehen, daß Rußland noch immer zu kämpfen in der Lage ist. Mit welcher Leichtigkeit und Lässigkeit derartige Nachrichten geschaffen und von den Zeitungen wiedergegeben werden, mag allein die kürzlich von einem hochangesehenen Berliner Blatt veröffentlichte Mitteilung beweisen, daß „man nicht zu hoch greife" (!), wenn man die Verluste der Russen an Seuchen in Galizien und Polen auf 300 000 Mann beziffere. „Man greift nicht zu tief", wenn man behauptet, daß dieser Artikelschreiber auch nicht den leisesten Anhalt für die Aufstellung einer derartigen Ziffer gehabt hat: denn eine amtliche, auch nur annähernd zuverlässige Statistik ist sicher weder ihm zugänglich gewesen noch überhaupt — in dieser Zeit! — aufgestellt worden.

Dafür, daß solche völlig haltlosen Behauptungen und Uebertreibungen sich nicht bloß in Zeitungsberichten, sondern auch in Abhandlungen von angesehenen Männern der Wissenschaft finden, seien als Beispiel aus der Schrift eines für die Kenntnis russischer Verhältnisse als Autorität anerkannten Historikers folgende Sätze angeführt: „Von allen (!) westeuropäisch gebildeten Aerzten Rußlands wird eine ungeahnte Verbreitung von Cholera, Typhus usw. (!) im ganzen (!) Reiche vorausgesagt, zum Teil hat sie schon begonnen, nichts (!) ist dagegen an Vorbeugungsmaßregeln geschehen, es herrscht ein unerhörter Mangel an Desinfektionsmitteln und Arzneien."

Digitized by Google

Und an andrer Stelle: „Dagegen rief die ungeheure Menge der Verwundeten und Kranken geradezu Entsetzen hervor. Bereits im Herbst 1914 war alles (!) überfüllt (!!)." Danach fragt man sich, wo denn der Platz für alle folgenden Kranken und Verwundeten gefunden worden ist?

„Die unsinnige Organisation des Verwundetendienstes hat zur Folge, daß höchstens 5 Prozent der Verwundeten in die Front zurückkehren können." Wenn man bedenkt, daß nach einer von autoritativer Seite kürzlich veröffentlichten Statistik bei uns aus den Heimatlazaretten mehr als 80 Prozent der Verwundeten als dienstfähig entlassen werden, insgesamt (also auch aus den Kriegslazaretten) vielleicht — nach der privaten Angabe eines beratenden Chirurgen — etwa 65 Prozent, so wird man die Glaubwürdigkeit der obigen Angabe ermessen können: bei aller Niedrigstellung russischer Verhältnisse kann getrost ein so großer Abstand zwischen der dortigen und unsrer Verwundetenfürsorge in das Reich der Fabel (oder des Wunsches) verwiesen werden. Und was die Angaben über die Cholera in Rußland betrifft, so werden z. B. in unsern Zeitungen aus Moskau vom 2. bis 13. Juni 64, vom 14. bis 20. Juni (in Richtigstellung amtlicher russischer Meldung!) 29 Cholerafälle mitgeteilt; auch hatte — im Gegensatz zu der obigen Behauptung, daß nichts an Vorbeugungsmaßregeln geschehen sei — z. B. in Petersburg die städtische Sanitätsverwaltung an sechs Krankenhäusern Cholerabaracken eröffnet.

Kaum war von Italien der Krieg an Oesterreich-Ungarn erklärt, so wußten die Zeitungen bereits zu vermelden, daß das Sanitätswesen der feindlichen Armee ganz erschreckliche Mängel aufwiese. Dabei konnte man aus zahlreichen genauen Mitteilungen der medizinischen italienischen Fachpresse monatelang vor dem Kriegsausbruch erkennen, daß die Regierung nicht nur in Munition und Geschützen, sondern auch in den sanitären Maßnahmen das Heer auf den Feldzug vorbereite.

Unter dem 10. August glaubt ein Berliner Blatt versichern zu können, daß die Cholera in Italien „infolge mangelhafter Vorbereitung von Cholerabaracken und Desinfektionsanstalten" schon zahlreiche Opfer gefordert habe und daß die dortigen Sanitätsbehörden der Epidemie „ziemlich ratlos" gegenüberstehen: man erkennt aus den vagen Ausdrücken, wie weit der Reporter seine Mitteilung aus der Luft gegriffen hat! Eine andre Berliner Zeitung meldet denn auch unter dem 7. August, daß die italienischen Behörden gegen die in Sizilien verbreitete Cholera „weitgehende Vorbeugungsmaßregeln" angeordnet habe.

Völlig einwandfrei erscheinen die Mitteilungen über die schweren Mängel des französischen Sanitätswesens, da sie ja sowohl aus der dortigen Presse selbst, als auch namentlich aus den Parlamentsverhandlungen gewonnen sind. Trotzdem wird man auch hier zur Vorsicht im Urteil mahnen müssen. Wer erinnert sich nicht an die aufsehenerregende Anklage, die der Senator Humbert gar nicht lange Zeit vor dem Kriegsausbruch in der französischen Kammer wegen der mangelhaften Ausrüstung des Heeres gegen die Regierung erhoben hat, und welche Verhältnisse haben sich in Wirklichkeit gezeigt? Zwar in den

Digitized by Google

ersten Wochen des Krieges wurde dann und wann darüber gespottet, daß französische Kriegsgefangene in Lackstiefeln und völlig unzureichender Kleidung bei uns eingeliefert würden; seitdem sind diese Mitteilungen aber verstummt. Bei den Beschwerden über das französische Sanitätswesen wird man sicher in Betracht ziehen, daß erhebliche Mißstände schon in Friedenszeiten unzweifelhaft bestanden haben. Anderseits aber muß man berücksichtigen, daß die jetzigen Anklagen zumeist von regierungsgegnerischen Blättern und Parlamentariern vorgebracht werden — und man weiß, welche Rolle die Politik in Frankreich spielt. Berichte von deutsch-schweizerischen Aerzten in der dortigen Tages- und Fachpresse schildern die Zustände in Hospitälern von Paris und in Kriegslazaretten im allgemeinen als sehr befriedigend.

Und zweifelt jemand daran, daß auch bei uns Beschwerden vorgebracht würden, wenn die Kritik sich nicht freiwillig oder unter dem Drucke der — bei uns vielleicht doch stellenweise etwas schärfer als in Frankreich und England waltenden — Zensur zurückhielte? Kürzlich hat unsre Regierung in einer Erwiderung gegen Sir Grey — zum Beweise, daß wir nicht den Ausbruch des Krieges herbeigeführt haben — offen zugestanden, daß wir anfänglich zeitweise an Munition Mangel gelitten haben; vielleicht könnte man ohne Gefahr der Selbstherabsetzung oder der „Beunruhigung des Publikums“ ein ähnliches Bekenntnis hinsichtlich des Sanitätswesens wagen: ich möchte sagen selbstverständlich war man auch bei der Versorgung der Verwundeten nicht auf die ungeheuren Dimensionen dieses Weltkrieges gerüstet, und selbstverständlich war die Organisation bei uns, die wir unsre Vorbereitungen zum Kriege nicht auf einen Termin eingestellt hatten, anfänglich noch nicht lückenlos.

Mit solchen Eingeständnissen brauchen wir angesichts unsrer bewundernswerten Erfolge nicht zurückzuhalten: der Ruhm unsrer Kraft, unsrer Organisation, unsrer Taten wird dadurch um nichts vermindert. Als Sieger haben wir es weniger schwer, die Wahrheit zu erkennen und zu bekennen. Weil wir die Wahrheit nicht zu scheuen haben, können wir auch unsre Mängel mit viel weniger Bedenken zugestehen als unsre Gegner.

Als Sieger können wir uns auch von Gefühlen blinden Hasses, von der Wut der Ohnmacht freihalten, können wir der Neigung, die Fehler der Feinde zu vergrößern und ihre Leistungen zu verkleinern, besser widerstehen, sollen und können wir uns noch mehr als bisher hüten vor Illusionen und Suggestionen.

Digitized by Google

Der Krieg und das Urheberrecht

Von

Regierungsrat J. Neuberg

Vor mir liegt eine angesehene sächsische Provinzialzeitung. Sie druckt zur Zeit einen Roman ab, dabei jeden Tag die Formel: Copyright 1915 by (folgt der Name eines Berliner Verlags) darübersetzend. Was ist die Folge? Ein ganzes Heer von Nörglern bestürmt die Schriftleitung mit Schreiben, wie man in der Jetztzeit so wenig national sein könne und sich der englischen Sprache bedienen, um etwas bekannt zu geben. Hätten die Nörgler geschwiegen, sie hätten sich als Leute erwiesen, die mit unsrer rechtlichen Entwicklung vertraut sind, ihre Vorwurfsschreiben sprechen von einer Unkenntnis auf einem Gebiete, über das schon hundertfach die verschiedensten Zeitungen und Schriftleitungen aufklärend zu wirken strebten, leider immer vergebens. Die englische Redewendung ist nichts als die notgedrungene Folge eines Vertrags mit den Vereinigten Staaten von Amerika. Fehlt sie, so entfällt der Rechtsschutz den Unionsangehörigen gegenüber, der deutsche Schriftsteller ist dann mit seinem Werke nicht geschützt, jeder kann es abdrucken. Das aber soll nicht sein, denn wenn irgendwo ein Recht weiter wirken soll als innerhalb der Grenzen des Staates, da es entstanden, dann ist es auf dem Gebiete des Urheberrechts. Was hülfe dem deutschen Dichter, dem deutschen Gelehrten alle seine Beanlagung, sein Forscherfleiß, wenn jenseits der — oft so nahen — Reichsgrenze sein Werk abgedruckt und — aus Gründen, die nahe liegen, nicht erst zu erörtern sind — wohlfeiler verbreitet werden kann als im Heimatstaat. Diese Erwägungen führten die einzelnen Staaten schon früh dazu, auf dem Gebiet des Urheberrechts gegenseitige Schutzverträge abzuschließen. Inwieweit das Deutsche Reich bzw. vor des Reiches Gründung seine Einzelstaaten tätig geworden sind, kann im einzelnen nicht erläutert werden. Nur ganz kurz eine Uebersicht über den derzeitigen Rechtszustand. Die wesentlichste für das Deutsche Reich gültige Uebereinkunft ist die Berner zum Schutz von Werken der Literatur und Kunst vom 13. November 1908, daneben kommen, zwar teilweis durch die Berner Uebereinkunft überholt, aber doch noch gültig, Einzelverträge in Betracht; genannt seien die mit Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn und Rußland. Vertragsstaaten für die Berner Uebereinkunft von 1908 sind außer dem Deutschen Reich u. a. Großbritannien und Irland, Japan, Monako, überdies, woran das Bestehen der ebenerwähnten Einzelverträge nicht hindert, Belgien, Frankreich, nicht aber Oesterreich-Ungarn, nicht Rußland. Auch Italien hat die Uebereinkunft von 1908 nicht ratifiziert, d. h. der Staat hat nicht genehmigt, was seine Unterhändler an sich mitvereinbart haben, es gilt also Italien gegenüber nur die frühere Uebereinkunft von 1886. Daß letztere, also nicht die von 1908, auch für einen Teil der englischen Kolonien gilt, sei nur nebenbei angedeutet. Von unsern Feinden fehlt nach

Digitized by Google

obigem Montenegro, aber auch dies kleine Ländchen ist nicht vertraglos, es hat seinen Vertrag mit Frankreich — gänzlich fern den Vereinbarungen steht die Türkei.

Was ist der Grundsatz der Berner Uebereinkunft? Die vertragschließenden Länder bilden einen Verband zum Schutze des Urheberrechts an Werken der Literatur und Kunst. Was als solche anzusehen ist, wird im einzelnen erläutert — ganz anders als in einem Vertrag des Deutschen Reiches mit Rußland aus dem Jahre 1913, wo man von einer Einzelaufzählung der zu erläuternden Geisteserzeugnisse im Hinblick darauf, daß das deutsche und das russische Urheberrechtsgesetz den Kreis der zu schützenden Gegenstände selbst näher bezeichnet haben, abgesehen hat. Urheber, die einem der Verbandsländer angehören, genießen sowohl für die nicht veröffentlichten als die in einem Verbandslande zum erstenmal veröffentlichten Werke in allen Verbandsländern bestimmte, im Einzelvertragsstaat dem inländischen Urheber eingeräumte Rechte; auch Urheber, die keinem der Verbandsländer angehören, genießen, wenn sie ihre Werke zum erstenmal in einem dieser Länder veröffentlichen, in diesem Lande bestimmte Rechte. Dies die Hauptsätze, näher mag hier auf die Uebereinkunft nicht eingegangen werden. Denn was soll das Anführen, so kann und wird man einwenden, jetzt ist doch Krieg? Ist denn da nicht alles ungültig, von dem eben die Rede war?

Ist dieser Einwand richtig? Tatsächlich ist er erhoben worden, und zwar von gewichtiger Seite, so von einem Juristen, dessen Name durch seine populäre Behandlung des Rechts weiten Klang hat. (Justizrat Fuld im „Recht", XIX, Nr. 2.) Man sagt, in den völkerrechtlichen Verträgen wird darüber, ob ihre Wirksamkeit durch den Krieg aufgehoben ist, nichts bestimmt, auch die Berner Uebereinkunft enthält nichts. Die Frage ist also durch die Praxis und die Wissenschaft des Völkerrechts zu lösen, und hier, so sagt Fuld, neige man — wenn auch nicht einstimmig — zu der Auffassung einer Aufhebung der Verträge, soweit sie nicht gerade für den Fall eines Krieges geschlossen seien, so ein Vertrag über die Behandlung von im Krieg Verwundeten usw. Man verweist auf Art. 11 des Frankfurter Friedensvertrags, wo offenbar von der Auffassung ausgegangen werde, daß alle Verträge zwischen den Kriegführenden durch den Krieg aufgehoben seien, die Literarverträge wie die Handels- und Schiffahrtsverträge. Zwar habe man nur von einer Suspension, einer zeitweiligen Einstellung der Wirksamkeit durch den Deutsch-Französischen Krieg reden wollen, doch sei das irrig. Die Sonderliterarverträge müßten durch den Krieg als samt und sonders aufgehoben betrachtet werden, genau wie ein Vertrag über Angelegenheiten der Arbeiterversicherung u. dgl. Es sei das zu bedauern, namentlich in Deutschland, wo man dem Ausbau und der Entwicklung des Berner Vertrags so reiche Arbeit gewidmet habe, doch bestehe keine ausreichende Rechtfertigung für eine abweichende Behandlung. Sonach beurteilten sich urheberrechtliche Beziehungen zwischen den Anhörigen der kriegführenden Staaten also seit Ausbruch des Krieges lediglich nach Maßgabe der Bestimmungen der Landesgesetze, ein Wiederaufleben nach dem Krieg sei unmöglich; werde im Friedensvertrag das Wiederinkrafttreten nicht ausdrücklich vereinbart, so bleibe er aufgehoben.

Digitized by Google

Dies der Einwand und seine Begründung. Es liest sich das alles ganz gut, es hat aber vor dem strengen Rechtsstandpunkt keinen Bestand. Auf das Gefährliche in den Folgen dieses Standpunkts verweisen seine Anhänger selbst, indem sie die literarischen Freibeuter in Scharen kommen sehen und die Schäden, die sie schaffen, nur in der Weise wettmachen wollen, als im Friedensvertrag auf Ersatzleistungen zu dringen sei. Der arme Friedensvertrag, was soll er nicht alles regeln! Eine Bestimmung in der angedeuteten Richtung wird er gewiß nicht enthalten. Es wäre ja auch ganz unlogisch, denn wenn der Literarvertrag durch den Krieg aufgehoben ist, dann ist ja von Freibeutertum gar keine Rede, dann ist solches Tun Nachdruck, der vor dem Rechte Bestand hat. Was das Recht nicht verbietet, entspricht ihm — gibt es keinen Vertrag, dann auch keine Uebertretung. Gerade aber, weil der Vertrag auch im Krieg sein Leben hat, wird das, was wider ihn geschah, nach dem Krieg geahndet werden können, und zwar seitens jedes, dessen Rechte verletzt sind. Das braucht im Friedensvertrag nicht erst ausgesprochen zu werden.

Aber ganz abgesehen von den Folgen, auch rein theoretisch ist von dem Standpunkt auszugehen, daß der Krieg an den Vereinbarungen über geistiges Urheberrecht nicht zu rütteln vermag. Es ist an sich schon ein Unding, zwischen Verträgen, die das Völkerrecht auch für den Krieg bestehen läßt, und solchen, bei denen das nicht der Fall sein soll, zu scheiden. Gibt es die Möglichkeit, daß ein Vertrag zwischen zwei Staaten auch den Kriegszustand zwischen diesen Staaten aushält und überdauert, dann ist's völlig gleichgültig, welchen Inhalts der Vertrag ist, ob er im einzelnen das Kriegsthema behandelt oder nicht. Der Bestand eines Vertrags, die in ihm lebende Kraft steht und fällt nicht mit der Eigenart des behandelten Stoffes. Und auch rein tatsächlich die Verhältnisse ins Auge gefaßt, muß nicht jeder Staat, wenn er mit einem andern einen Vertrag abschließt, an die Möglichkeit denken, daß zwischen ihnen einmal der friedevolle Zustand sein Ende haben kann? Je enger die Beziehungen des einen Staats zum andern, desto größer die Wahrscheinlichkeit von Reibungen und eines Abbruchs aller Beziehungen. Und trotzdem der Vertragschluß, trotzdem all das Abmühen vorher — in der Aussicht, daß alles, was geschaffen, durch einen vielleicht nur kurz dauernden Krieg wie im Wind verweht sein soll? So wenig tiefgehend arbeitet kein Staat.

Man komme auch nicht mit der Bestimmung des Frankfurter Friedensvertrags. Steht denn fest, ob sie vonnöten war? Damals hatte die völkerrechtliche Wissenschaft noch keinen sonderlichen Anlaß gehabt, sich mit der Frage nach dem Bestand der Verträge im Krieg zu beschäftigen. Wäre es der Fall gewesen, die Bestimmung wäre vielleicht unterblieben. Zum mindesten kann man aus ihrem Vorhandensein nicht den Schluß ziehen, daß ein für allemal durch den Krieg das geistige Urheberrecht seinen vertraglichen Bestand verlieren soll. Wenn man Friedensverträge in der angedeuteten Weise auslegen will, wie leicht wäre es umgekehrt, auf irgendeine Materie zu stoßen, die der Regelung tatsächlich bedurft hätte und sie doch nicht fand. Friedensverträge sind — sit venia verbo —

Digitized by Google

ein etwas flüchtig Werk, zu scharf sind die Vereinbarungen nicht unter die Lupe zu nehmen. Und weiter — wenn es heißt, das Völkerrecht scheide zwischen Verträgen mit Kriegsinhalt und solchen ohne diesen, hat man denn den Hauptsatz des Kriegsvölkerrechts ganz vergessen, daß ein Krieg ein Zustand an sich nur der Heere sei, nicht der Zivilbevölkerung? Geht der Russe, der im Deutschen Reich weilt, durch den Kriegszustand seiner Rechte verlustig? Bleibt nicht ein gegen ihn begangener Diebstahl Diebstahl? Und weiter. Gibt es keine Achtung der fremden, feindlichen Staaten im Kriege? Oder ist's keine solche, wenn im besetzten Gebiete auch der Feind noch sein Recht findet? Wie schön lauten die Worte in des bayerischen Prinzen Proklamation nach der Einnahme von Warschau: „Wir führen Krieg nur gegen die feindlichen Truppen, nicht gegen die friedlichen Bürger ... Das Recht soll geschützt werden." Hier kann und darf man auch nicht mit dem Hinweis auf die — gewiß verwerflichen — Eingriffe unsrer Gegner in private Rechte Deutscher kommen. Recht muß Recht bleiben, im großen und im kleinen. Damit, daß der einzelne Engländer, die einzelne russische Behörde gegen den oder jenen Deutschen einen Rechtsbruch begeht, ist noch nicht gesagt, daß sich der russische Staat als solcher auf den Standpunkt stellen will, internationale Vereinbarungen als Schall und Rauch anzusehen. Also — Bestand des Vertrags auch im Krieg und über den Krieg hinaus. Nichts auch von der gekünstelten Scheidung des Vertragszerfalls dem einen Vertragsmitglied gegenüber, nicht aber dem andern — die Vereinbarung also nicht gültig Großbritannien gegenüber, wohl aber Spanien. Gerade die Tatsache, daß sich eine Vereinbarung wie die in Bern abgeschlossene über eine Menge von Staaten hin erstreckt, läßt erkennen, daß sie auch dem Krieg standhalten soll. Der Einzelstaat will sich mit seinem Anschluß an solche Union einem Großen und Ganzen unterordnen, er will seine Stellungnahme nicht von zeitweiligen Unstimmigkeiten abhängig machen. Und nun doch ein — Aber. Es war soeben gesagt, daß, wenn sich der einzelne Feind rechtswidrig benähme, dies noch nicht auf die Billigung solcher Rechtswidrigkeit seitens des Staats, dem er angehört, schließen lasse. Dieser Gesichtspunkt leitet über zur Betrachtung eines andern Gebiets des Urheberrechts, des gewerblichen. Wenn ich ein Bild zeichne oder male, bin ich Künstler und stehe damit unter dem Schutz des geistigen Urheberrechts; wenn ich dasselbe Bild hernähme, um es zur Kennzeichnung der von mir vertriebenen Ware zu benutzen, so bin ich warenzeichenberechtigt und kann den Schutz des Warenzeichenrechts, also eines gewerblichen Urheberrechts beanspruchen. Warenzeichenrecht ist nicht das einzige gewerbliche Urheberrecht, nein, es gehört auch Patentrecht und Musterrecht hierher. Auch auf diesem Rechtsgebiete ist volles, ganzes Recht nur da, wenn es über des Ursprungslandes Grenzen hinausgeht. Deshalb auch hier internationale Vereinbarungen, die wesentlichste für das Deutsche Reich der noch kurz vor dem Kriege, nämlich 1911, in Washington revidierte Unionsvertrag zum Schutz des gewerblichen Urheberrechts.

Der Uebereinkunft gehören von den uns feindlichen Staaten Belgien, Frankreich, Großbritannien, Japan, nicht aber Rußland an, auch Oesterreich-

Digitized by Google

Ungarn ist der Vereinbarung viel später beigetreten als das Deutsche Reich. Wie auf dem Gebiet des geistigen Urheberrechts ist auch hier zwischen den vertragschließenden Ländern ein Verband gegründet — der Unterschied gegenüber dem geistigen Urheberrecht ist aber doch ein ganz erheblicher. Denn genießt dort ein Schriftsteller, Maler u. dgl., schon weil er sein Werk geschaffen hat, in den Verbandsländern Schutz, so ist hier von einem solchen Schutze schon dadurch, daß jemand eine Erfindung gemacht und auf diese Erfindung ein Patent erworben hat, oder daß er seine Waren mit irgendeinem Kennzeichen in einem bestimmten Land versehen hat, keine Rede. Solcher Grundsatz würde zur Anerkennung eines Weltpatents, einer Weltmarke führen, davon sind wir noch weit entfernt. Hauptsatz der Vereinbarung ist vielmehr, daß die Untertanen oder Bürger der vertragschließenden Länder in allen übrigen Ländern des Verbands in betreff der Erfindungspatente, der Gebrauchsmuster, der gewerblichen Muster und Modelle, der Fabrik- oder Handelsmarken, der Handelsnamen, der Herkunftsbezeichnungen und der Unterdrückung des unlauteren Wettbewerbs die Vorteile genießen, die die betreffenden Gesetze den Staatsangehörigen gegenwärtig gewähren oder in Zukunft gewähren werden. Demgemäß sollen sie denselben Schutz wie diese und dieselbe Rechtshilfe gegen jeden Eingriff in ihre Rechte haben — *vorbehaltlich, das ist das Wesentliche*, der Erfüllung der Förmlichkeiten und Bedingungen, welche den Staatsangehörigen durch die innere Gesetzgebung auferlegt wird. Also ganz anders als beim geistigen Urheberrecht sind hier vorerst die innerstaatlichen Förmlichkeiten und Bedingungen zu erfüllen. Der Deutsche, der in Großbritannien seine Erfindung genau so patentiert sehen will wie im Deutschen Reiche, kann sich in Großbritannien nicht ohne weiteres auf sein im Deutschen Reich erworbenes Patent berufen, sondern muß dort ein britisches Patent erwerben, — der Engländer, der seine englische Ware in England unter einem dort geschützten Warenzeichen vertreibt, kann im Deutschen Reich die Benutzung des gleichen Warenzeichens nicht schon wegen des britischen Schutzes verwehren, sondern muß sich das deutsche Zeichenrecht durch Eintragung des Zeichens in die deutsche Zeichenrolle erwirken. Und hier setzt nun der Krieg gewaltig ein. Werke des geistigen Urheberrechts sind — man mag einmal den Ausdruck gebrauchen — von geringerem allgemeinen Interesse als solche des gewerblichen Urheberrechts. Wenn ein Engländer ein Patent ungestraft ausnützen darf, das einem Deutschen zusteht, das kann oft von ganz erheblichem, ja sogar nationalem Interesse sein und deshalb hier, sofort nach Kriegsbeginn die Tatsache, daß die Feinde unsrer Staatsangehörigen gewerbliche Schutzrechte verletzen, mißachten, und dies ungeachtet der abgeschlossenen Uebereinkunft. Zwar erwiesen sich nicht alle Anschuldigungen, die von vornherein erhoben wurden, als richtig, doch ganz grundlos waren sie nicht, und jetzt hieß es, für das Deutsche Reich sich zu wehren. Wie der Deutsche Reichskanzler immer und immer wieder betont hat, wie auch die Tatsachen lehren, ist es im gegenwärtigen Weltkrieg heiliges, ernstes Bestreben gewesen, den Weisungen des Völkerrechts entsprechend den Krieg zu führen. Doch bedarf alles grundsätzliche Verhalten des Maßhaltens — zu

Digitized by Google

starres Festhalten kann Torheit sein, so aber wäre es hier gewesen. Setzen sich unsre Feinde über die Vereinbarung hinweg, nun dann gut. Dann tragen sie die Verantwortung. Dann wollen wir uns aber auch wehren, es kommt zum Notstandsgesetz, zur Notstandsverordnung. Solche enthält das „Reichsgesetzblatt" von 1914 vielfach, man denke nur an die Verordnung über Einhaltung der Verpflichtungen gegenüber Auslandsgläubigern. Eine solche Notstandsverordnung ist auch die auf dem Gebiet des gewerblichen Urheberrechts ergangene vom 1. Juli 1915. Sie sieht als feindliche Staaten England, Frankreich und Rußland an. Soweit Angehörigen dieser Staaten Patentrechte, Gebrauchsmusterrechte und Warenzeichenrechte zustehen, können sie durch Anordnungen des Reichskanzlers im öffentlichen Interesse beschränkt und aufgehoben werden. Insbesondere können andre Ausübungs- und Nutzungsrechte erteilt und den Anordnungen kann rückwirkende Geltung beigelegt werden. Sie können jederzeit geändert und zurückgenommen werden.

Also nicht ein Umsturz von Grund aus, eine Vernichtung der den Ausländern zustehenden Rechte von Gesetzes wegen, nein, ein vorsichtiges, anständiges Verfahren, das die Prüfung durch die höchste Beamtenstelle des Reiches oder den vom Reichskanzler dafür bestellten Vertreter, den für gewerbliche Schutzrechte bestellten Reichskommissar, erfordert. Der Reichskanzler oder sein Vertreter gehen auch nicht von Amts wegen vor, sondern es werden die Anordnungen nur auf Antrag getroffen. Der Antrag ist an den Präsidenten des Kaiserlichen Patentamts zu richten. Er ist, wie es Voraussetzung eines richtigen, ordnungsgemäßen Verfahrens ist, schriftlich einzureichen, die Angaben, mit denen der Antrag begründet wird, sind glaubhaft zu machen. Was darunter zu verstehen ist, darüber spricht sich die Zivilprozeßordnung aus. Es soll auch nicht jeder kostenlos kommen dürfen, nein, es ist eine Gebühr von 50 Mark für jedes Schutzrecht, auf das sich der Antrag bezieht, eingeführt. Beim Patentamt werden die erforderlichen Verfügungen getroffen, der Sachverhalt aufgeklärt und das Ergebnis der Verhandlungen mit einem Gutachten dem Reichskommissar vorgelegt. Auch vor ihm noch ein besonderes Verfahren, insbesondere eine Feststellung der Geldleistung, die von dem Erwerber des ausländischen Rechts als gewisses Entgelt für den Nutzen, den er daraus zieht, der Reichskasse zu zahlen ist.

Entsprechend der Beschränkung und Aufhebung der Rechte ist weiter verfügt, daß auf Anmeldungen von Angehörigen feindlicher Staaten Patente nicht erteilt, Gebrauchsmuster oder Warenzeichen nicht eingetragen werden sollen. Im übrigen kann das Patentamt, soweit Angehörige feindlicher Staaten in Betracht kommen, Amtshandlungen, die ihm nach gesetzlicher Vorschrift obliegen, aussetzen und das Verfahren vorläufig einstellen. Rußland gegenüber enthält die Bekanntmachung noch Sonderbestimmungen. Sie fußen auf der deutschfeindlichen russischen Gesetzgebung. Näher mag hierauf nicht eingegangen werden. Die Verordnung, die, nebenbei gesagt, durch den Reichskanzler — was wesentlich ist und den Standpunkt des Reiches klar erhellt — „im Wege der Vergeltung" ganz oder teilweise

Digitized by Google

auf die Angehörigen andrer Staaten als Englands, Frankreichs und Rußlands ausgedehnt werden kann, ist mit dem Tage ihrer Verkündung in Kraft getreten. Wann und inwieweit die Verordnung wieder außer Kraft tritt, soll nach § 8 der Reichskanzler bestimmen. Also nicht das Aufhören der Feindseligkeiten oder der Abschluß eines etwaigen Waffenstillstands, selbst nicht der Beginn von Friedensverhandlungen oder der Abschluß des Friedens wird irgendwie von Wesen sein — es kann längst schon wieder Frieden sein und doch kann die Verordnung noch in Kraft stehen, kann auf dem Gebiet des gewerblichen Urheberrechts der Kriegszustand noch andauern. Verträgt sich diese Satzung mit dem, was oben über des Deutschen Reiches Standpunkt in Wahrung völkerrechtlicher Verpflichtungen gesagt ist? Nun zunächst eins: Unnütz wird das Reich die Dauer der Rechtskraft der Verordnung nicht verlängern. Was aber aus dem Notstand heraus geboren ist, kann auch nur enden, wenn die Notstandslage beseitigt ist. Es ist also gewissermaßen unsern Feinden in die Hand gegeben, wann die Verordnung wieder schwinden wird.

Aber auch beim Nachlassen der feindlichen Stimmung auf gegnerischer Seite könnte eine Beendigung des Kriegszustandes auf dem Gebiet des gewerblichen Urheberrechts schon durch die Tatsache des Friedensschlusses allein kaum in Betracht kommen. Die Verhältnisse sind hier oft in Friedenszeiten verwickelt genug, wie werden sie sich nun erst wirren infolge der Kriegslage. Die Entwirrung kann nicht wie durch ein Zerschlagen des gordischen Knotens geschehen, nein, ein langsames Auflösen, ein Zurückgehen Schritt für Schritt wird sich nötig machen unter den Privatpersonen wie auf dem Wege der staatlichen Gesetzgebung. Wann der Tag der Aufhebung kommt, niemand weiß es. Gewiß ist nur, daß er kommt. Mag er das Ende jeder Ausnahmekriegsgesetzgebung auf dem Gebiete des Urheberrechts sein.

Graf Nigra über Fragen der innern Politik Italiens

Erinnerungen und Gespräche[1])

Von

Sigmund Münz

In der Regel unterhielten wir uns über die Probleme der internationalen Politik, und Graf Nigra machte auf sein gutes Recht Anspruch, auch den italienischen Standpunkt einigermaßen hervorzukehren. Aber so wie er objektiv genug war, die europäische Politik nicht ausschließlich aus dem italienischen Gesichtswinkel zu beleuchten, so pflegte er sich anderseits auch mit aller Unbefangenheit über die inneren Vorgänge in Italien zu äußern. Er war lange

[1]) Vgl. das September- und Dezember-Heft 1911 und April-Heft 1912 der „Deutschen Revue".

Digitized by Google

genug von Italien abwesend, hatte viel zu lange im Ausland gelebt, als daß er etwa aus der Enge der Partei heraus die Dinge beurteilt hätte. Allerdings wurzelte sein innerpolitisches Bekenntnis in der Gedankenwelt eines Cavour, dessen Freund und Privatsekretär er ja in jungen Jahren gewesen. Er war also sozusagen ein Konservativ-Liberaler. So kühl er aber auch sonst zu sein pflegte, so ließ er sich doch zu leidenschaftlichen Worten leicht hinreißen, wenn er etwa auf die Radikalen, auf die Ultrademokraten zu sprechen kam. Verkörperte er selbst ja in sich das Juste milieu. Schönfärberei war nicht seine Eigentümlichkeit. Im Gegenteil, er witterte leicht eine Gefahr, und gefährlich für die Zukunft Italiens schien ihm ein überspannter Radikalismus. Er hatte auch zu sehr die Neigung, den Sozialismus als den Grenznachbar, um nicht zu sagen als Vorläufer der Anarchie anzusehen und darum sehr hart über die sozialistische Bewegung in Italien zu urteilen. In dieser Hinsicht hatte er die Fühlung mit den modernen Strömungen der Halbinsel verloren. Er hatte sich noch zurechtgefunden in der Demokratie des Humbertschen Zeitalters, aber nicht mehr in dem Sozialismus des herannahenden Zeitalters Viktor Emanuels III.

Diese Fragen wurden zwischen uns besprochen, als im Mai 1898 die furchtbaren Exzesse in Mailand im Mittelpunkt der Diskussion standen. Die Zerstörungswut des Pöbels daselbst erschien wie eine Neuauflage der Pariser Kommune. Graf Nigra hatte die Tendenz, diese Revolte nicht als rein anarchistische anzusehen, sondern als eine solche, die aus der Kooperation von Sozialisten und Anarchisten hervorgegangen wäre. Den Unterschied zwischen den beiden Lehren hat er wohl nie allzu scharf definiert; ihm schien jedes zu große Zugeständnis an den Sozialismus schon als eine Begünstigung der Anarchie.

Jedenfalls hat er als alter Diplomat die Entwicklung des Sozialismus nicht genug verfolgt und wohl auch den italienischen Sozialismus ein wenig unterschätzt, wenn er zwischen diesem und etwa dem deutschen eine so gewaltige Kluft glaubte. In der Zeit, als wir diese Probleme besprachen, hatte auch Italien schon ungeheure Fortschritte vom Agrarsozialismus der rohen Tat zu einem Industriesozialismus der ausgleichenderen Gerechtigkeit und der gediegeneren Doktrin gemacht.

Graf Nigra aber hat, wenn er noch so befangen und noch so besorgt war, stets in reinem Patriotismus gesprochen und gehandelt. Nicht alles sollte so eintreffen, wie Nigra in zeitweiliger Schwarzseherei, die auch das Alter mit sich brachte, dies beurteilte. Von dem Baukrach hat sich Rom später erholt und die wirtschaftliche Entwicklung Italiens die schweren Voraussagungen Nigras ein wenig Lügen gestraft. Die Finanzen Italiens hatten sich seither dermaßen gehoben, daß das Königreich dadurch zu jenem überseeischen Ausgreifen verleitet wurde, der in dem Krieg mit der Türkei seinen Ausdruck fand — einem Krieg, der den späteren Weltkrieg vorbereitete.

Sehr abfällig hat Nigra in jenen Tagen die Rolle des Klerus in den Wirren Italiens beurteilt. Hier war er erst recht Juste milieu — einerseits

Digitized by Google

ein guter Katholik, anderseits ein scharfer Widersacher der Geistlichkeit. Nigras Wahlspruch war wie der seines Meisters Cavour: „Libera chiesa in libero stato“ (Freie Kirche im freien Staat).

In gegnerischer Auffassung hat er auch die Fehler des Ministerpräsidenten Generals Pelloux eingeschätzt, und die Zukunft hat dem kühlen Diplomaten recht gegeben. General Pelloux hatte dem Parlament gegenüber zu diktatorisch gewaltet; doch der Parlamentarismus blieb stärker als er.

Beachtenswert scheinen uns die Aeußerungen, die Graf Nigra über den Republikanismus in Italien machte. Es waren eben Aeußerungen, die einer Kenntnis entsprangen, die zwischen Provinz und Provinz in Italien zu unterscheiden wußte; er meinte, die Stimmungen in den einzelnen Provinzen wichen so wesentlich voneinander ab, daß diese nicht alle über einen Kamm geschoren werden könnten.

*

Nigras Aeußerungen lauteten ungefähr wie folgt:

Der Sozialismus in Italien

Anfangs Mai 1898.

Die Sünden der Väter rächen sich an den Söhnen und Enkeln. Regierung und Parlament in Italien wetteiferten stets miteinander, sich nur mit politischen Fragen zu beschäftigen — die soziale Frage existierte nicht für die Kabinette und Volksvertretungen. Wenn man von einigen geringfügigen Anfängen von Arbeiterschutzgesetzen absieht, die der nun verstorbene Domenico Berti in Nachahmung der Bismarckschen Gesetzesvorlagen in Montecitorio einbrachte, so ist sonst in Italien nicht viel geschehen. Bei uns hinkte der Sozialismus der sozialistischen Bewegung in Deutschland, Frankreich und England nur bescheiden nach, und bis zum heutigen Tage hat er es, obgleich doch das Stimmrecht wie in Frankreich und Deutschland fast an das Suffrage universel grenzt, auf keine imposante Vertretung in der Kammer gebracht.

Doch damit, bemerkte Nigra, sei keineswegs gesagt, daß der Sozialismus in Italien so schwach sei wie etwa seine parlamentarische Repräsentanz. Ganz und gar nicht! Vielmehr nehmen die sozialistischen Triebe im italienischen Volkstum mitunter eine solche Ausdehnung an, daß sie sogar auf eine legale Vertretung verzichten und sich durch Gewalt Luft machen. Und dies in den verschiedensten Städten Italiens. Verglichen mit der geordneten Haltung, die der auf ungleich höherer geistiger Stufe stehende deutsche Sozialist einnimmt, gebärdet sich der italienische mitunter fast anarchisch. Allerdings würde man die italienischen Sozialisten auf Kosten der Wahrheit herabsetzen, wenn man sie als allgemeinen Typus in diesem düsteren Lichte schilderte. Gibt es ja auch ausgezeichnete Männer unter ihnen, die sie führen, Gelehrte sogar von europäischem Rufe. Der berühmte Lombroso zum Beispiel macht kein Hehl aus seiner Anhänglichkeit an den Sozialismus. Enrico Ferri, der hervorragende Kriminalpsycholog, sitzt kraft eines ihm von den Sozialisten übertragenen Mandats in

Digitized by Google

der Kammer, und kaum vermag man eine Hochschule Italiens zu entdecken, an der nicht der eine oder andre Sozialist lehrte, und so stehen auch viele Studenten in diesem Lager. Doch dies wäre die Elite des Sozialismus, dies wären die Sozialisten sozusagen erster Klasse. Wäre Italien ein so reich entwickeltes Industrieland wie etwa Deutschland oder auch nur Frankreich, so stünde die Mehrheit der Sozialisten auch auf annähernd so hoher Stufe wie die der beiden genannten Länder. In Wirklichkeit aber rekrutiert sich der italienische Sozialismus weniger aus den städtischen und industriellen Elementen, sondern weit mehr aus der Landbevölkerung, aus dem verkommenen Bauernproletariat, und dieser Agrarsozialismus nimmt häufig wüste, gewalttätige Formen an.

Es ist nicht zu verwundern, wenn sich dieses Bauernproletariats zuweilen die ärgste Verzweiflung bemächtigt. Man muß manche Irrenhäuser in Oberitalien besucht und die an Geist und Körper siechen Pellagrakranken daselbst, die aus Mangel an Nahrung so entartet sind, gesehen haben, um die unermeßliche Not dieser Hörigen der Latifundien zu begreifen, die manchmal nur von etwas Reis oder Mais leben und dann in jene schreckliche Krankheit verfallen, in deren Abgründe weder der Arzt noch der Psycholog tief genug einzudringen vermag. Häufig kommt es vor, daß diese armen Bauernproletarier sich von der Scholle weg in die Stadt ziehen, um dort zu Industriearbeitern zu werden, oder sie beteiligen sich an Straßen-, Eisenbahn-, Brücken- oder ähnlichen Bauten. Man muß es nun mit eignen Augen gesehen haben, wie sie sich am Samstag bei den Postschaltern zusammendrängen, um den Erlös der Woche bis auf einen kleinen Rest, den sie, die Bedürfnislosesten der Bedürfnislosen, für ihren Lebensunterhalt zurücklassen, an ihre armen Angehörigen in die Heimat zu schicken.

Ja, wenn sie nur immer Arbeit fänden! Aber so wenig Arbeitsgelegenheit, wie jetzt, hat es in Italien schon lange nicht gegeben. So viele Motive wirken da zusammen. Wie viele Arbeiten sind in Italien begonnen worden, ohne fortgesetzt oder vollendet zu werden!

Zwar in dem ersten Jahrzehnt und auch noch in dem zweiten, nachdem sich Italien seine Hauptstadt am Tiber errichtet hatte, gab es Arbeit in Fülle, und nicht nur in Rom, sondern allerwärts; denn Italien glaubte in wahren Siebenmeilenstiefeln der ihm zugemessenen Entwicklung vorauseilen und sich im Laufschritte den großen Nationen Europas einreihen zu sollen. Hunderte von Millionen wurden für neue Eisenbahnen verausgabt. Sogar die entlegensten Gegenden Italiens, auch Sardiniens, in denen es wenig Menschen und wenig Waren gab, bekamen solche. In den Alpen und im Apennin wurden gewaltige Felsmassen gesprengt, überall Tunnels gebohrt, und gab es keinen Verkehr, so wurden die Verkehrsmittel geschaffen, damit sie den Verkehr hervorriefen. Es war aber nur eine Politik der Illusion, der freudigen Erwartung, die sich nicht ganz erfüllen sollte. Und erst in Rom! Was geschah da alles! Mächtige Bauten, das neue Finanzministerium, der Justizpalast wurden errichtet — das erstere steht vollendet da, doch zur Fortführung des letzteren fehlten lange die Mittel.

Digitized by Google

Und wenn nicht einmal der Staat das Geld auftreiben kann, um seiner Verpflichtung nachzukommen, aus Rom eine entsprechende Hauptstadt zu machen, wie erst die Privaten! Wie hat sich die Privatspekulation in Rom, die der Staat lange angefeuert hatte, in ihren Berechnungen getäuscht! Ganze Quartiere sind an den Toren Roms neu entstanden, doch verlassen und nur halb fertig stehen sie da. Es gibt kaum eine Hauptstadt, die, nachdem sie einen mächtigen Anlauf zur Entwicklung genommen, dann auf halbem Wege stehen blieb und nun ganz die Flinte ins Korn geworfen hat, wie diese „terza Roma“ — das dritte Rom, wie die Italiener, anknüpfend an das heidnische als an das erste, an das geistlich-mittelalterliche als an das zweite, das moderne seit 1870 als Hauptstadt bestehende Rom nennen. Es war eben auf die ersten Fieberschauer, die Kraft schienen, ein gewaltiges Sinken der wirtschaftlichen Initiative gefolgt — ganze Vermögen gingen dabei zugrunde, und Rom hat sich bis auf den heutigen Tag nicht erholt.

Und warum wiederhole ich all das heute?

Weil die Unruhen, die in ganz Italien ausgebrochen sind, sehr wesentlich mit dem Zustande der Hauptstadt zusammenhängen. Denn nicht nur das Landproletariat, das massenweise nach der Hauptstadt geströmt war, um hier Arbeit zu finden, mußte enttäuscht zu den Penaten der Landstädte zurückkehren, oder es verzog sich nach den übrigen großen Städten des Königreiches, sondern auch andre beschäftigungslose, zu Unruhen geneigte Menschen wanderten aus, und da ihnen die wirkliche Hauptstadt nichts zu bieten hatte, versuchten sie es, sich namentlich in Mailand, der sog. moralischen Hauptstadt Italiens, niederzulassen, und hier erfolgte denn in diesen Tagen der furchtbare sozialistisch-anarchistische Putsch, der ohnegleichen in der modernen Geschichte Italiens dasteht.

Diese Mailänder Kommunards fühlten sich, wie es scheint, schon lange zu großen Dingen angetrieben. Auch eine gewisse Presse hat wohl Oel in das Feuer geschüttet, das verborgen in den zu den ärgsten Untaten bereiten Kreisen glühte. Manche Zeitungen, deren Erscheinen die Regierung nunmehr suspendiert hat, fingen in den Segeln ihrer Agitation allen Sturm der Unzufriedenheit auf, der nun schon seit Wochen, man darf aber vielleicht sagen seit Monaten durch ganz Italien geht.

Diese Bevölkerung ist durch die Steuerpolitik von Staat, Provinz und Stadt derartig ausgesogen, daß die in bescheideneren Verhältnissen Befindlichen fast um der Obrigkeiten willen zum Hungern verdammt sind. Die Städte insbesondere, die nach eignem Ermessen Zölle auf Mehl, Brot und Lebensmittel überhaupt einheben, leisten oft an Ausbeutung das Ungeheuerlichste, und nicht selten erpressen sie so viel, um die Kosten für gewisse Luxusbedürfnisse, wie Bau und Erhaltung von Theatern, aufzubringen. Daraus ergeben sich die chronischen Revolten, die sich nun schon seit Jahren durch Italien ziehen und insbesondere in Sizilien zu steten Zusammenstößen zwischen dem Proletariat, das am meisten unter dem Drucke der von den Städten auferlegten Akzisen keucht, und den Stadtwachen und Truppen führten. Die allgemeine Teuerung, unter

Digitized by Google

der jetzt ein guter Teil Europas leidet, gab der Unzufriedenheit auch in Italien neue Nahrung.

So ist alles gekommen. Es ist noch eine offene Frage, ob die Regierung stark genug sein wird, um dauernd die Bewegung zu meistern.

Die Mailänder Kommune

Im Mai 1898 äußerte sich Nigra weiter: „Die furchtbaren Mailänder Ereignisse sind nach der Ueberzeugung aller Kenner der Verhältnisse von langer Hand vorbereitet. Es war eine regelrechte sozialistische oder anarchistische Revolution, die sich in Mailand abspielte. Eine Regierung ist keine Vorsehung — sie mag über die besten Präfekten, die besten Polizeiorgane verfügen — auch solche können sich einem revolutionären Fait accompli gegenübersehen, wenn dieses aus einer weitverzweigten Organisation hervorgegangen ist, die seit langem gerüstet dasteht und nun, da sie den Augenblick gekommen glaubt, zum Schlage ausholt. Die allgemeine Teuerung, die Erhöhung der Brotpreise konnte nur ein Vorwand zum Losschlagen sein. Und der Spanisch-Amerikanische Krieg, wenn er auch schon die wirtschaftlichen Verhältnisse Italiens zu beeinträchtigen anfängt, dauert doch nicht lange genug, um einen so entsetzlichen Ausbruch zu erklären. Nein, es ist der Sozialismus, dessen Führer zu schwach waren, um die Revolution in einigermaßen anständige Bahnen zu lenken, und die Ausführung derselben anarchistischen Händen überlassen mußten. Ein Sozialismus in akademischen Formen, ein Sozialismus in wissenschaftlichem Stil oder in solchen Grenzen, daß man sich mit ihm auseinanderzusetzen vermöchte, wie der deutsche Sozialismus eines Bebel, besteht nur in gewissem Sinne in Italien. Doch ist er vorläufig ohne allen Einfluß auf die Massen, die zu unwissend sind, um ihn zu begreifen.

Diese Massen, deren Unwissenheit von dem Klerus so mächtig genährt wird, der viel mehr Einfluß besitzt, als man gewöhnlich glaubt, sind nur zu leicht geneigt, den Sozialismus als die Heilslehre zu betrachten, derzufolge man sich im gegebenen Augenblicke in den Besitz von Hab und Gut des Nächsten setzen, ihn berauben und sich an seiner Stelle bereichern kann. Auch der Klerus hat viel auf dem Gewissen. Statt in priesterlicher Mission die sozialen Gegensätze auszugleichen, beutet er die wirtschaftlichen Verlegenheiten Italiens aus und verkündet den Armen im Geiste, all das Elend komme davon, daß Italien der weltlichen Papstherrschaft ein Ende gemacht habe.

So wird der Klerus, indem er die Staatsautorität herabsetzt, zum Mithelfer der Anarchisten der Tat. Ich will keineswegs gesagt haben, daß Geistliche diesmal etwa in Mailand direkt gehetzt hätten. Aber was haben sie gerade im Lombardischen, gerade in Mailand unter dem Zuspruch der hohen Würdenträger der Kirche agitiert! Seit Jahren führt ein Erzbischof die Intransigenten Italiens und predigt einen wahren Kreuzzug gegen die Staatseinheit und gegen die Staatsfunktionäre. So begriff er seine Aufgabe, Eintracht und Frieden in der ihm anvertrauten Herde zu stiften. Und nun

Digitized by Google

sind es gerade er und seine Leute, die, nachdem der Brand gewütet hat, nachdem die Schüsse gefallen sind und das Blut geflossen ist, der Regierung und dem General, der den Belagerungszustand über Mailand hält, ihre Mitwirkung zur Beilegung des Konflikts anbieten!

Eines ist tröstlich in diesen furchtbaren Tagen, in denen die wütende Menge in ihrer Art die konstitutionellen Freiheiten feierte, die Italien vor nun fünfzig Jahren empfing. Die Truppen haben Disziplin gehalten und doch maßvoll von der ihnen erteilten Befugnis der Repression Gebrauch gemacht. Wären es auch Hunderte, die auf seiten der Aufständischen in Mailand gefallen sind, was bedeutet diese Ziffer im Vergleiche zu der Zahl, die hingeschlachtet hätten werden können, hätten die Truppen auf alle Herausforderungen reagiert! Es soll sich heute oder morgen solch eine Kommune, wie wir sie jetzt in Mailand am Werke gesehen haben, in irgendeiner Stadt Frankreichs von der Bedeutung Mailands etablieren, und die Soldateska wird anders dreinfahren, und man wird von Tausenden von Toten und Verwundeten, nicht von Hunderten hören.

Der Sozialismus baut darauf, daß die Soldaten, die, wie das Schlagwort lautet, doch auch größtenteils Söhne des Proletariats seien, eines Tages gemeinsame Sache mit dem Proletariat machen werden. Solch eine Möglichkeit ist meines Erachtens für Italien nicht zu befürchten. Es wird wohl überhaupt die Ordnung wiederkehren, wenn auch die Wunde nicht in nächster Stunde vernarben kann . . .

Wohl war der Mailänder Aufstand nicht vereinzelt, wohl hörte man es in dem ganzen Gebäude des Königreiches knistern. Doch man ziehe nicht falsche Schlüsse aus der Gleichzeitigkeit oder der Aufeinanderfolge der Erscheinungen. In Unteritalien oder Sizilien liegen die Verhältnisse anders als etwa in Oberitalien. In Unteritalien kommt gar manche Not der Landbevölkerung von der Einhebung der Zölle, welche die Gemeinden auf die unumgänglichsten Lebensmittel legen. Wenn die Zölle, welche die Bevölkerung zahlt, wenigstens wieder zum Besten derselben verwendet würden! Aber diese Gelder fließen nicht in die Gemeindekassen, sondern nicht selten in die Taschen einiger Machthaber der Gemeinden. Diese Bevölkerung, die noch in tiefster Unwissenheit dahinlebt, ist nicht imstande, ihre Gemeindefunktionäre mit Einsicht zu wählen. Es wäre vielleicht eine Wohltat, wenn der Staat es in die Hand nähme, die Sindaci zu ernennen, eine Wohltat auch, wenn er den Gemeinden das Recht entzöge, die Lebensmittel nach eignem Ermessen zu besteuern. In Unteritalien sind die jeweiligen Aufstände in den Landgemeinden allerdings Verzweiflungsausbrüche einer gedrückten und hungernden Bevölkerung. Doch in Oberitalien sind die Landstädte bei weitem nicht so zahlreich wie im Süden, wo die Leute sich von jeher weniger sicher fühlten und es darum nicht wagten, vereinzelt auf Gehöften oder in Kommunen zu Hunderten zusammenzuwohnen, sondern nur in Städtchen von wenigstens mehreren tausend Einwohnern, um persönlich ungefährdeter zu sein. Hier setzt dann die ausbeutende Gemeindetyrannis mit

Digitized by Google

ihren schweren Verzehrungssteuern ein, die zu zeitweiligen Exzessen Anlaß gibt. In Oberitalien dagegen lebt das meiste Landproletariat in kleinen Kommunen von nur Hunderten von Einwohnern, und da gibt es keine Verzehrungssteuern auf Brot und Lebensmittel. Die größeren Städte erheben solche, selbstverständlich auch Mailand. Aber in diesem großen Zentrum der Industrie gab es keine besondere Not, auch nicht in der letzten Zeit. Die Arbeiter befinden sich nicht schlechter als in den industriereicheren Ländern. Es gibt Arbeiter in Mailand, die sehr hohe Löhne erzielen. Auch die Landbevölkerung in der Umgebung Mailands, etwa im Monzesischen oder in der Brianza, lebt in relativem Wohlstande. Von dieser Seite also kam keineswegs der Sturm. Mailand jedoch ist von lange her der Herd der sozialistischen Bewegung in Italien. Die Sozialisten säten Wind und die — Anarchisten ernteten Sturm.

Wer aber hat sich am meisten über den Schrecken gefreut, der in den Straßen Mailands herrschte? Die Klerikalen. Sie sagen schon: ‚Das sind die Früchte der Einheit Italiens. Ein Menschenalter italienischer Einheit, und Italien sieht Barrikaden, Straßenkämpfe mit Toten und Verwundeten.‘

Das also ist der greifbare Erfolg, den die Sozialisten in ihrem revolutionären Kampfe gegen die bürgerliche Ordnung erringen. Tertius gaudet.“

Der Republikanismus in Italien

April 1900.

Die Lage ist fortdauernd ernst. Die Versammlungen, die letzthin in mehreren großen Städten Italiens zugunsten einer „Constituante“ stattgefunden, haben die Bedeutung, daß die Republikaner die gegenwärtigen Wirren auszubeuten suchen. Die Mehrzahl der Radikalen und die Sozialisten insgesamt wollen die Republik. Sie wagen es nicht, dies offen auszusprechen, und gebrauchen das Wort „Constituante“.

Welche Rolle aber soll diese „Constituante“ spielen?

Sie hätte angeblich eine Verfassungsänderung zu vollziehen. Schwer begreiflich, in welcher andern Richtung als der republikanischen die Verfassung geändert werden könnte. Das „Statuto“, die Verfassung, die König Karl Albert 1848 den Italienern gegeben und deren fünfzigjähriges Jubiläum Italien vor zwei Jahren feierte, ist so freisinnig und demokratisch, daß niemals, auch nicht von den radikalsten Elementen, das Bedürfnis empfunden wurde, sie abzuändern. Denkt nun eine Gruppe von Politikern an Revision, so ist es klar, daß sie, wenn die „Constituante“ zustande käme, mit dem allerdings sehr radikalen Vorschlage hervortreten möchte, daß statt der Monarchie die Republik, statt des Königs der Präsident eingeführt würde.

Haben diese Bestrebungen des Berges, zu dessen Sprecher im Parlament sich der Deputierte Pantano gemacht hat, irgendwelche Aussicht auf Verwirklichung? Das alte Wort Francesco Crispis, mit dem sich dieser vor nun vierzig Jahren seinem früheren Freunde und Meister Giuseppe Mazzini entgegenstellte, das Wort: „La monarchia ci unisce, la repubblica ci dividerebbe“

Digitized by Google

(Die Monarchie einigt uns, die Republik würde uns zerteilen), findet noch immer bei der erdrückenden Mehrheit des italienischen Volkes Anklang. In Italien gibt es nicht viele, die Neigung haben, dem Berge auf die Bahn der „Constituante", will sagen der Republik, zu folgen. Wenn heute ein Plebiszit, ein ehrliches Plebiszit, im ganzen Königreich Italien auf die Parole: „Monarchie oder Republik?" abgehalten würde, es würde nur ein kleiner Bruchteil des italienischen Volkes sich für die Republik erklären.

Es soll nicht geleugnet werden, daß der Radikalismus den Regierenden in Italien seit einiger Zeit nicht nur im Parlament, sondern auch außerhalb desselben manche Schwierigkeit bereitet. Das Schlagwort „Constituante" ist auf einen für solche Agitation bereits gut gedüngten Boden gefallen. Studenten versammeln sich und rufen nach einer „Constituante". Wie soll das wundernehmen, wenn eine Stadt wie Mailand, das industriereichste Zentrum Oberitaliens, einen radikalen Gemeinderat mit einem radikalen Sindaco an der Spitze hat? Als vor kurzem das Monument Karl Alberts, des Spenders der Konstitution, in Anwesenheit des Königspaares in Rom enthüllt wurde, hielt es manche große Stadt, deren Vertreter zu dem feierlichen Akt eingeladen wurden, nicht für nötig, sich mit der üblichen Huldigungsdepesche für den König zu beteiligen. Doch nur eine Minderzahl der Städte verhält sich so gegenüber dem Königshause und den bestehenden Einrichtungen. In Rom selbst hat der Radikalismus keinen günstigen Nährboden. Auch der Süden Italiens ist trotz gewissen sozialistischen Strömungen in Sizilien monarchisch gesinnt. König Humbert freilich ist ungleich volkstümlicher als der Ministerpräsident General Pelloux. Der General hat sich unpopulär gemacht, als er das vielbestrittene und nun aufgehobene „Decreto-legge" erließ. Er hätte all das, wozu eine Regierung kraft dieses Gesetzesdekrets theoretisch berechtigt ist, auf Grund jener Machtvollkommenheiten ausführen können, die jeder Regierung in Italien von jeher ohne irgendwelche gesetzgeberische Maßnahmen zu Gebote standen. Jede italienische Regierung hat Versammlungen, die ihr für die allgemeine Ordnung gefährlich erschienen, auflösen können, ohne eines Verfassungsbruches schuldig zu erscheinen. General Pelloux ist heute selbst von dem Fehlschritte überzeugt, den er tat, indem er überhaupt zu dem Decreto-legge Zuflucht nahm.

Der Berg in Montecitorio drohte mit den äußersten Mitteln. Die Radikalen sagen: „Wir, die Republikaner, wollen nicht weichen, wollten es vielmehr darauf ankommen lassen, daß die Regierung bewaffnete Macht ins Parlament riefe." Es ist anzunehmen, daß die Regierung, wenn die Kammer wieder zusammentritt, sich nicht unnötig gereizt zeigen und die äußerste Linke nicht in die vorteilhafte Stellung bringen werde, sich als Verteidigerin des Parlamentarismus gegen ein etwa die Rechte des Parlaments durch Polizei und Militär herausforderndes Ministerium aufzuspielen. Würde es in der italienischen Kammer zu Szenen kommen, wie man sie im österreichischen Reichsrat gesehen, so würde das bei der leichten Entzündbarkeit des italienischen

Digitized by Google

Temperaments eine weit gefährlichere Wirkung ausüben als in Oesterreich. Leicht könnten dann in manchen großen Städten Italiens Demonstrationen, auch solche republikanischen Inhaltes, folgen! Ein höheres gebieterisches Interesse fordert Ruhe im Lande. Die äußerste Linke würde sich wohl nicht einmal mit einem Kabinettswechsel dauernd zufrieden geben. Eine neue Regierung aber würde selbstverständlich den Frieden im Parlament erleichtern. Mit der Möglichkeit, ja mit der Wahrscheinlichkeit eines Kabinettswechsels muß heute gerechnet werden, die Einberufung einer Konstituante ist freilich eine Utopie.

Das Kabinett ist noch immer gefährdet, das Haus Savoyen nicht.

Republikanische Strömungen in Italien

9. Januar 1902.

Nigra war eben aus Rom zurückgekehrt. Er kam auf die inneren Verhältnisse in Italien zu sprechen, und keineswegs sah er die Dinge rosig. Er äußerte sich, er möchte nicht dafür bürgen, daß nicht nach zwei oder drei Legislaturen eine aus Radikalen und Sozialisten, zu denen sich auch einige Anarchisten gesellen könnten, bestehende Majorität die Republik in Italien ausrufen würde. Dann gäbe es einen Bürgerkrieg, denn es würden einige Gegenden Italiens absolut nicht für die Republik zu haben sein, wie das sehr königstreu gesinnte Innere Piemonts und weder das Neapolitanische noch Sizilien. Durch die Proklamierung einer Republik würde die Einheit Italiens zertrümmert werden, denn Italien würde dann in Republiken und Monarchien zerfallen. Darum aber beginge der Vatikan eine Torheit, wenn er die monarchiefeindlichen und radikalen Parteien in Italien stützte. Wird eines Tages in Rom die Republik ausgerufen, so wird der Papst sich nicht im Vatikan halten können, sondern aus Italien heraus müssen, und darum treiben jene Prälaten, die der gegenwärtigen Ordnung in Italien nicht zu feindlich gegenüberstehen, vielmehr in ihr die Gewähr für die Aufrechterhaltung des Heiligen Stuhles sehen, eine annehmbarere Politik als gewisse abenteuernde Kardinäle. Es sei freilich keineswegs wahrscheinlich, daß einer von ihnen Papst werden würde. Man könne in Rom eine Strömung wahrnehmen, die sehr gegen Kirchenfürsten solchen Schlages sei.

*

Wieviel ist seither in jenem Italien anders geworden, das sich mutwillig und treubrüchig in einen Krieg mit seinen Verbündeten gestürzt hat. Wenn Italien, wie es heute den Anschein hat, aus diesem Kriege besiegt hervorgeht, dann wird das Volk zunächst die Dynastie und vielleicht die Monarchie überhaupt zur Rechenschaft ziehen. Dann kommen jene republikanischen Strömungen zur Macht, die Graf Nigra in minder bewegten Tagen unter der Oberfläche der Politik entdeckte.

Digitized by Google

Bulgarien und die neue Offensive der Mittelmächte gegen Serbien

Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D.

„Oesterreichisch-ungarische Truppen drangen gestern in den Nordteil von Belgrad ein und erstürmten das Bollwerk der Stadt, die Zitadelle; heute früh bahnten sich deutsche Kräfte von Westen her den Weg zum Konak. Auf dem Schloß der serbischen Könige wehen die Fahnen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands."

Mit diesen Worten verkündete der amtliche Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabs vom 9. Oktober ein Ereignis, dessen eigenartige, für Gegenwart und Zukunft bedeutungsvolle Tragweite selbst im Glanz so vieler Großtaten, welche auf anderen Schauplätzen des Weltkrieges durch die verbündeten Heere der Mittelmächte vollbracht wurden, deutlich vor Augen tritt.

In demselben Zeitpunkt, wo der größte Teil der Streitkräfte Oesterreich-Ungarns und Deutschlands im Osten wie im Westen sowie an der italienischen Front gebunden ist, wo die Zentralstaaten den Millionenheeren von vier Großmächten gegenüber, sei es mit ungebrochenem Erfolg standhalten, sei es die siegreichen Fahnen noch weiter in Feindesland tragen, und die in Belgien, in Nordfrankreich und in Rußland eroberten ausgedehnten Gebiete in fester Hand bewahren, vermochte die unter dem Kommando des Generalfeldmarschalls v. Mackensen aufgebotene Armeegruppe auf einem neuen, fernab gelegenen Kriegsschauplatz, trotz aller Ungunst der Verhältnisse, im ersten Anlauf einen durchschlagenden Erfolg zu erringen. In diesem Kampfgebiet, der ganzen ungarisch-serbischen Grenze entlang, stellten Natur und Kunst dem Angreifer die stärksten Hemmnisse in den Weg; er stand vor der schwierigen Aufgabe, ein so bedeutendes Stromhindernis wie die Save und Donau zu überschreiten und die jenseitigen beherrschenden Höhen einem kriegsgeübten, tapferen Feind zu entreißen, dessen technische Hilfsmittel in langer Vorbereitung mit ausgiebiger Unterstützung seiner Verbündeten aufs höchste gesteigert worden waren.

Die Einleitung des Feldzugs gegen Serbien ist unter solchen Umständen als eine Waffentat ersten Ranges anzusehen.

Ihre Tragweite reicht aber über das militärische Gebiet hinaus; insbesondere im Licht der seither erfolgten Stellungnahme Bulgariens an der Seite der Zentralmächte und der Türkei besehen, erscheint sie als der Ausgangspunkt zur Verwirklichung eines weitausschauenden Verkehrsprogramms. Die Sicherung eines so wichtigen, ganz Mitteleuropa mit der Balkanhalbinsel und Vorderasien verbindenden Verkehrsweges, des ungehemmten Austausches ihrer Industrie- und Bodenprodukte würde in der Tat den beteiligten Völkern eine vielversprechende wirtschaftliche Entwicklung verheißen, sie wird wohl als eines der erstrebens-

Digitized by Google

wertesten Kriegsziele, als ein wichtiger Aktivposten gegenüber den durch den Weltkrieg erforderten schweren Opfer in Betracht zu ziehen sein.

Oesterreich-Ungarn, als unmittelbarer Nachbar der Balkanländer in erster Linie hierzu berufen, hat dem Verkehr dorthin seit jeher volle Aufmerksamkeit gewidmet. Die erste Einrichtung einer regelmäßigen Postverbindung nach der Türkei, die Dampfschiffahrt auf der Donau und die Eisenbahnlinien nach Konstantinopel und Saloniki sind von der Monarchie ins Leben gerufen oder tatkräftig unterstützt worden. Späterhin hat Deutschland das gewaltige Unternehmen der Bagdadbahn in Angriff genommen, dessen hohe verkehrspolitische und zivilisatorische Bedeutung an sich selbst wie als Fortsetzung des europäischen Bahnnetzes nach Osten in dem Maß des Ausbaues der einzelnen Teilstrecken immer mehr sich geltend macht.

Die politische Geschichte der Balkanländer in den letzten Jahren und der Einfluß, den die Westmächte sowie Rußland dort ausübten, hemmten die gedeihliche Entwicklung dieser Friedenswerke. Eine Politik, die, von Ländergier, Rachedurst und Geschäftsneid geleitet, dahin strebt, die Türkei aus dem Besitz der Meerengen zu verdrängen und die Begehrlichkeit einzelner Balkanstaaten gegen Oesterreich-Ungarn aufzustacheln, um sie, als Werkzeuge des Vierverbandes mißbrauchend, dessen Interessen dienstbar zu machen, scheint nun dem Zusammenbruch nahe zu sein. Am deutlichsten ist diese Wendung in dem Umschwung der Verhältnisse zwischen der Türkei und Bulgarien erkennbar.

Kaum drei Jahre sind verflossen, seitdem diese beiden Staaten in einem mit äußerster Erbitterung geführten Krieg sich bekämpft haben; die Türkei, um ihren jahrhundertealten europäischen Besitz zu verteidigen, Bulgarien, im Bund mit den andern Balkankönigreichen, um der osmanischen Herrschaft ein Ende zu machen und deren Gebiete nach nationalen Gesichtspunkten unter den Alliierten aufzuteilen. Unter russischer Patronanz und zu dem Zweck zustande gebracht, späterhin als Machtfaktor der Ententemächte gegen Oesterreich-Ungarn und Deutschland Verwendung zu finden, konnte das Bündnis nicht anders als in der Weise vereinbart werden, daß die unter den Teilhabern bestehenden Interessengegensätze in bewußter Unaufrichtigkeit verschleiert blieben. Diese Gegensätze traten aber, als es nach Niederwerfung des gemeinsamen Feindes zur Verteilung der Beute kommen sollte, mit so elementarer Gewalt hervor, daß Bulgarien, das im Türkenkrieg seine beste Kraft geopfert hatte, von seinen früheren Alliierten angegriffen, gleichzeitig durch Rumänien und die Türkei bedroht und von Rußland preisgegeben, die schreiende Ungerechtigkeit des Bukarester Friedensschlusses über sich ergehen lassen mußte.

Die bittere Lehre, die Bulgarien damals empfing, blieb aber nicht fruchtlos; ihre Nutzanwendung kommt in der Stellungnahme des Königreiches gegenüber dem Weltkrieg zum praktischen Ausdruck.

Eine jüngst publizierte, an die Gemeinden des Landes verteilte Denkschrift der bulgarischen Regierung legt in klarer und nüchterner, dem Volkscharakter entsprechender Weise die Gründe ihrer politischen Haltung dar. Gestützt auf

Digitized by Google

Argumente, welche die Billigung auch der gegnerischen Parteien im Land fanden, gelangt dieses Memoire zu dem Schluß, daß der Beitritt Bulgariens zu der von den Mittelmächten und der Türkei gebildeten Staatengruppe im Interesse der Unabhängigkeit des Landes, der Befreiung der unter fremder Herrschaft bedrückten Volksgenossen und der Sicherung der Verkehrswege nach außen erforderlich sei.

Die Verfolgung einer solchen Politik machte zunächst eine offene und loyale Verständigung Bulgariens mit der Türkei notwendig.

Die Vorurteilslosigkeit und politische Klugheit, welche die Staatsmänner in Konstantinopel wie in Sofia betätigten, um das im beiderseitigen Interesse wünschenswerte Einvernehmen zu erzielen, verdient die höchste Anerkennung. Den Bulgaren mag es nicht leicht gefallen sein, der Verlockung zu widerstehen, die in dem auf die Wiedergewinnung der Linie Enos—Midia bezüglichen Anerbieten der Ententemächte gelegen war, und sich mit einer bescheideneren türkischen Gebietsabtretung zu begnügen, allerdings reichte diese hin, um einem wichtigen Verkehrsbedürfnis des Königreichs zu entsprechen, indem sie ihm die direkte Eisenbahnlinie nach dem bulgarischen Hafen Dedeagadsch verschaffte. Für die Türkei hingegen handelte es sich darum, aus freien Stücken auf einen Teil jener Gebiete zu verzichten, die sie in einem unglücklichen Krieg verloren und später, in dem Zeitpunkt des im zweiten Balkankrieg über Bulgarien hereingebrochenen Verhängnisses, zurückgewonnen hatte. Der Vergleich dieser von der Pforte ihrem Hauptgegner von gestern gegenüber eingenommenen klugen und großzügigen Haltung mit der schnöden Ablehnung, die das weitgehende Entgegenkommen Oesterreich-Ungarns seitens seines vieljährigen ehemaligen Alliierten erfahren hat, springt in die Augen; er ist die beste Illustration für die Monstrosität des italienischen Treubruchs — nicht zu reden davon, daß die Verräter bei Freund und Feind mißachtet, sich, wie der bisherige Verlauf des tückischen Ueberfalls zeigt, um ihren Judaslohn geprellt sehen.

An der Seite der Mittelmächte und der Türkei Stellung nehmend, zeigt Bulgarien sich entschlossen, ausschließlich seinen eigenen Interessen zu dienen; Sentimentalitäten, in deren Bann ein Teil des bulgarischen Volkes nur zu sehr befangen war, können eine aufstrebende, selbstbewußte und längst mündig gewordene Nation in der Verfolgung ihrer legitimen Bestrebungen nicht aufhalten. Uebrigens hat gerade die russische Politik der letzten Jahre auch dem Gutgläubigsten klar gemacht, daß der bis zum Ueberdruß wiederholte Appell an die angebliche Dankesschuld Bulgariens — ein Appell, der schon von Anbeginn an falsch klang, da Rußland die Befreiung dieses Landes im Interesse der eigenen Expansionsgelüste ins Werk gesetzt hatte — mehr und mehr ein Sirenenruf war. Daß Bulgarien eine moralische Pflicht verletzt hätte, indem es seine Politik nicht den Ratschlägen und Wünschen der Petersburger Regierung anpaßte, wagen jetzt nicht einmal die überzeugtesten Russophilen im Land zu behaupten.

In Serbien, diesem unglücklichen, von gewissenlosen Politikern mißbrauchten Land, hat sich der Weltkrieg entzündet; dort lodert nach ungeheuern Opfern, die er auf andern Kampfesplätzen gekostet hat, seit kurzem die Kriegsflamme wieder

Digitized by Google

mächtig auf; österreichisch-ungarische und deutsche Truppen dringen von Norden, das tapfere bulgarische Heer von Osten vor, um die serbische Macht niederzuzwingen.

Ueber das Kriegsziel Bulgariens hat die vorerwähnte Denkschrift sich deutlich genug ausgesprochen. Die Vereinigung des wider Recht und Billigkeit in serbischen Besitz geratenen bulgarischen Teiles von Mazedonien mit dem Mutterland begegnet überall, außer im Lager des Vierverbands, sympathischem Verständnis. Bulgarien hat sich als zuverlässiges Element der Ordnung auf dem Balkan erwiesen. National geeinigt und zu noch größerer Macht emporgestiegen, wird das Königreich diese Aufgabe künftighin um so besser zu erfüllen in der Lage sein.

Den Verkehrsweg an das Aegäische Meer hat Bulgarien durch das mit der Türkei abgeschlossene Uebereinkommen, wie bemerkt, bereits in Händen. Eine analoge Sicherung der Verbindung nach Mitteleuropa strebt das Königreich im Nordwesten in der Weise an, daß es längs der Donau Grenznachbar der Monarchie zu werden wünscht. Die Denkschrift erklärt, daß die Zentralmächte zugesagt haben, dieses Verlangen zu erfüllen, falls Bulgarien aktive militärische Mithilfe leistet. In der Tat handelt es sich hier um die Anbahnung jenes Verkehrsprogramms, dessen Durchführung eines der Hauptziele des Feldzuges gegen Serbien sein dürfte.

Auf einer relativ kurzen Strecke des rechten Donauufers, vom Eisernen Tor beginnend stromabwärts bis zur Mündung des Timok, schiebt sich heute wie ein Riegel Serbien zwischen die Gebiete der Monarchie und Bulgariens vor. Das gemeinsame Interesse aller an dem Verkehrsweg von Mitteleuropa bis nach Vorderasien beteiligten Länder erfordert, daß dieser Weg und ebenso auch die große Wasserstraße der Donau Willkürakten, wie sie serbischerseits praktiziert wurden, ein für allemal entzogen werde. Die hierzu erforderliche Verschiebung der bulgarischen Grenze nach Westen ist daher ein gemeinsames Bedürfnis der genannten Länder. Der Weltkrieg, der in der Praxis unserer Feinde insbesondere auch ein Handelskrieg ist, wird tiefe Spuren im Güteraustausch zurücklassen. Nur große Wirtschaftsgebiete werden künftighin Aussicht auf Bestand und Gedeihen haben. Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei sind auf einen solchen Zusammenschluß angewiesen; das gemeinsame Interesse dieser Staaten geht dahin, den Zusammenschluß auch durch die Erleichterung und Sicherung der sie verbindenden Verkehrswege zu fördern.

Mitte Oktober 1915.

Digitized by Google

Schutz von Forderungen feindlicher Ausländer im Krieg

Von

H. Wittmaack

Die Schwierigkeiten, welche mit der gerichtlichen Beitreibung von Forderungen der Inländer im feindlichen Auslande verbunden sind, haben den Gedanken angeregt, inländischen Gläubigern der Angehörigen eines mit uns im Kriege befindlichen Staates für ihre Forderungen in der Weise Befriedigung zu verschaffen, daß die Forderungen, die andre Angehörige des feindlichen Staates gegen Inländer haben, zur Tilgung jener Forderungen eingezogen werden. Diese Maßregel soll sich nicht auf eine Aufrechnung gegenseitiger Forderungen derselben Personen beschränken, sondern es sollen von ihr alle Forderungen, welche Angehörigen des feindlichen Staates zustehen, betroffen, eine Konfiskation dieser Forderungen zu dem angegebenen Zweck vorgenommen werden. Wenn man diesem Plane nicht näher getreten ist, so beruht dieses wohl hauptsächlich darauf, daß für die praktische Durchführung desselben ein gangbarer Weg bisher nicht hat gefunden werden können, wenngleich die Reichsregierung auch auf juristische Bedenken hingewiesen hat. Es fragt sich aber doch vor allem, ob eine derartige Maßnahme völkerrechtlich zulässig ist, ob sie nicht als ein nach den modernen völkerrechtlichen Anschauungen unzulässiger Eingriff in die Rechte von Privatpersonen angesehen werden muß. Es handelt sich dabei um die Wegnahme von Privatrechten. Ob diese für den kriegführenden Staat selbst oder zugunsten von Angehörigen desselben erfolgt, ist gleichgültig. Allerdings sollen die inländischen Gläubiger materiell keinen Vorteil hiervon haben, sondern nur Befriedigung für ihre Forderungen, die damit erlöschen würden, erhalten. Die Befriedigung soll aber erfolgen durch einen Eingriff des kriegführenden Staates in Privatrechte. Ist ein solcher Eingriff völkerrechtlich nicht gestattet, so kann es auf die Art und Weise, wie der Staat über die Rechte, die er sich durch den rechtswidrigen Eingriff verschafft, verfügt, nicht ankommen. Die Bejahung jener völkerrechtlichen Frage ist nun nichts weniger als unbedenklich.

Die Ausbildung unseres Rechtes, insbesondere auch des Völkerrechtes, schließt sich an das römische Recht an. Dieses erkannte eine Unverletzlichkeit des Privateigentums im Kriege nicht an. Sachen, die dem Feinde, einerlei, ob dem feindlichen Staat oder Privatversonen, gehörten, unterlagen dem Beuterecht. Das harte Recht hat sich im Laufe der Zeiten dahin geändert, daß das Privateigentum im Kriege als unverletzlich angesehen wird. Eine solche Unverletzbarkeit ist aber an dem Eigentum an körperlichen Gegenständen früher zur Geltung gekommen als bei Rechten, insbesondere bei Forderungen, die in der Rechtswissenschaft wohl als unkörperliche Sachen bezeichnet werden.

Digitized by Google

Was die Forderungen von feindlichen Ausländern an einen kriegführenden Staat selbst, an dessen Fiskus anlangt, so scheint man allerdings niemals Bedenken getragen zu haben, die Unverletzlichkeit dieser Forderungen durch den Staat, welcher der Schuldner ist, anzuerkennen. Es würde mit den Grundsätzen von Treu und Glauben in scharfem Widerspruch stehen, wenn ein Staat einen Krieg benutzen könnte, um sich von seinen Schulden gegenüber den Angehörigen des feindlichen Staates einfach mit dem Vorgeben loszusagen, daß er die Forderungen in Gemäßheit des Kriegsrechts konfisziere. Außerdem würde es den Kredit der Staaten im Auslande ruinieren, wenn ein solches Verfahren für zulässig gehalten würde.

Was dagegen Privatschulden anlangt, so führte der berühmte nordamerikanische Jurist Story bei der Begründung eines Urteils des höchsten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten von Nordamerika aus dem Jahre 1814 aus, es sei bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts allgemein als zulässig anerkannt, daß ein kriegführender Staat berechtigt sei, Forderungen, die ein Angehöriger des feindlichen Staates an die Angehörigen seines Staates habe, zu konfiszieren. Seitdem haben sich aber die Ansichten geändert.

Die Frage kam im Jahre 1816 vor einem englischen Gerichtshof zur Entscheidung.

Bei Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Dänemark und England im Jahre 1807 wurden dänische Schiffe und sonstiges dänisches Eigentum, welches sich vor der Kriegserklärung in englischen Häfen befunden hatte oder auf hoher See von englischen Schiffen genommen war, für gute Prise erklärt. Die dänische Regierung beantwortete dieses völkerrechtswidrige Verhalten mit einer Vergeltungsmaßregel. Sie verfügte, daß alles Vermögen von Engländern, welches sich auf dänischem Gebiet befinde, sequestriert werden solle. Es wurde insbesondere angeordnet, daß alle, welche eine Schuld an einen Engländer hätten, dies anmelden und den Betrag an den dänischen Fiskus zahlen sollten. Ein Däne, welcher dieser Auflage gemäß seine Schuld an einen Engländer an den dänischen Fiskus eingezahlt hatte, wurde später in England betroffen und von seinem englischen Gläubiger auf Zahlung der Schuld gerichtlich in Anspruch genommen. Er berief sich auf die Verfügungen der dänischen Regierung und darauf, daß er diesen Verfügungen entsprechend den Betrag der Schuld an den dänischen Fiskus eingezahlt habe. Der englische Gerichtshof Court of King's Bench erklärte den Einwand für unbegründet. Der Beklagte hatte seinen Einwand hauptsächlich auf das Lehrbuch des Völkerrechts von Vattel gestützt, zufolge dessen die Konfiskation der Forderungen von Angehörigen feindlicher Staaten an Inländer zulässig sei. Der Gerichtshof führte dagegen an, daß nach andern hervorragenden Juristen eine kriegführende Macht nicht berechtigt sei, die Schulden an feindliche Ausländer zu konfiszieren. Diesen Rechtsgelehrten trat er bei, indem er hinzufügte, während des furchtbaren letzten Krieges sei von keiner Seite eine ähnliche Maßregel getroffen wie die fragliche der dänischen Regierung. Eine Konfiskation wie die in Rede stehende sei niemals allgemein

Digitized by Google

als zulässig anerkannt. Ein Beispiel einer solchen finde sich seit mehr als hundert Jahren nicht. Der Gerichtshof glaube daher, daß sein Urteil künftig viel Unheil herbeiführen würde, wenn es nicht ausspreche, daß die dänische Verordnung und die in Gemäßheit derselben geforderte Einzahlung des geschuldeten Betrages an den dänischen Fiskus der Klage des Gläubigers nicht entgegenstehe.

Bereits einige Jahre vorher war die völkerrechtliche Zulässigkeit der Konfiskation von Forderungen feindlicher Ausländer vor dem höchsten Gerichtshof der Vereinigten Staaten, allerdings nur beiläufig, zur Erörterung gekommen. Der Gerichtshof sprach sich dahin aus, es sei die allgemeine Praxis, daß Forderungen von feindlichen Staatsangehörigen nicht konfisziert würden, daß vielmehr derartige Forderungen, wenn ihre Geltendmachung während des Krieges ausgeschlossen sei, nach dem Kriege wieder auflebten. Es bedürfe eines besonderen Akts der Legislative, um solche Forderungen zu konfiszieren. Der Gerichtshof sah es also als völkerrechtlich unzulässig an, daß solche Forderungen von der kriegführenden Macht, in deren Gebiet sich der Schuldner befindet, konfisziert werden. Geschieht dies dennoch durch einen legislatorischen Akt, so ist die Konfiskation gültig, d. h. für die Gerichte des Staates, welcher die Maßregel verfügt hat, bindend. Ob aber die Gerichte eines andern Staates die Gültigkeit der Konfiskation anzuerkennen hätten, ist nicht erörtert.

Schon vorher war durch Staatsverträge, namentlich durch solche der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Unverletzlichkeit des Privateigentums mit Einschluß der Forderungen im Kriege anerkannt. So bestimmt der Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten aus dem Jahre 1799, Art. XXIII, daß es im Falle eines Krieges zwischen den kontrahierenden Staaten den Kaufleuten beider Teile, die bei Ausbruch des Krieges in dem feindlichen Lande sich aufhielten, gestattet sei, dort neun Monate zu bleiben, um ihre Forderungen einzuziehen und ihre Angelegenheiten zu regeln sowie daß sie mit ihrem ganzen Vermögen unbelästigt sollten abreisen dürfen. Es ist als selbstverständlich angesehen, daß das Privateigentum die Forderungen mit in sich begreift.

Seit den beiden Urteilen sind ungefähr 100 Jahre verflossen, und es wird von keinem Falle berichtet, in welchem eine kriegführende Macht Schulden ihrer Untertanen an die Angehörigen der feindlichen Macht für sich eingezogen hat. Da die gleiche Praxis bereits vorher, abgesehen von dem erwähnten dänischen Fall, in einem Zeitraum von mindestens 100 Jahren konstant beobachtet worden war, so muß man annehmen, daß sie gewohnheitsrechtlich sanktioniert ist, daß also einer kriegführenden Macht die Konfiskation von Forderungen feindlicher Staatsangehöriger völkerrechtlich nicht gestattet ist. Diese Ansicht hat neuerdings in der zweiten Haager Friedenskonferenz eine Bestätigung gefunden. Das Abkommen über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges vom 18. Oktober 1907 bestimmt im Art. 46, daß in einem von feindlichen Truppen besetzten Gebiete das Privateigentum (propriété privée) nicht eingezogen werden darf. Der Ausdruck Eigentum (propriété, propriety) hat in den meisten Staaten eine

Digitized by Google

weitergehende Bedeutung als in unserm bürgerlichen Gesetzbuch, wonach ein Eigentum nur an körperlichen Sachen bestehen kann. Man nimmt anderswo auch ein Eigentum an unkörperlichen Sachen, Rechten an. Das frühere Preußische Allgemeine Landrecht, welches bis zum Jahre 1900 in Geltung war, spricht z. B. in Uebereinstimmung hiermit von einem Eigentum an Rechten (Teil I, Titel 15, § 3). Danach kann der Ausdruck Eigentum (propriété) in dem erwähnten Abkommen nur in dem Sinne verstanden werden, in dem er in dem bei weitem größten Teil des Gebiets der Vertragsstaaten aufgefaßt wurde. Außerdem entspricht diese Auslegung dem allgemeinen Prinzip, daß das Privateigentum im Kriege unverletzlich ist. Es fehlt an einem Grunde, der es rechtfertigen könnte, die Forderungen feindlicher Gläubiger anders zu behandeln als das sonstige Privatvermögen. Es ist also einer kriegführenden Macht vertragsmäßig untersagt, Forderungen von Privatpersonen in dem von ihr besetzten feindlichen Gebiet einzuziehen, und zwar auch solche an Inländer. Die Bestimmung kann nur als ein Ausfluß und eine Anerkennung des allgemeinen Prinzips der Unverletzlichkeit des Privateigentums in vollem Umfange angesehen werden.

So ist es also völkerrechtlich nicht gestattet, daß die Reichsregierung die Forderung feindlicher Staatsangehöriger konfisziert. Die Konfiskation ist allgemein untersagt; es ist gleichgültig, zu welchem Zweck sie geschieht. Die Reichsregierung hat dieses Bedenken nicht verkannt. Sie glaubt aber, daß ein andrer Weg, um den Zweck zu erreichen, vielleicht gangbar sei. Sie hält es für nicht ausgeschlossen, daß alle feindlichen Guthaben bei uns, wie auch sonstiges feindliches Vermögen im Inlande, als eine Art Pfand für die deutschen Guthaben in Feindesland angesehen werden könnten. Das Vermögen, die Guthaben des feindlichen Auslandes sollten dann für die Gesamtheit jener deutschen Ansprüche haften, und hätten also zugunsten der Gesamtheit mit Beschlag belegt zu gelten. (2. Nachtrag der Denkschrift über wirtschaftliche Maßnahmen in Anlaß des Krieges, März 1915.)

Dieses Verfahren würde in gleicher Weise wie die einfache Konfiskation mit dem Völkerrecht in Widerspruch stehen. Es enthielte ebenfalls einen Eingriff in Privatrechte, indem dadurch den feindlichen Gläubigern ihre Forderungen an Inländer, wenngleich auf einem Umwege, entzogen würden.

Wenn in völkerrechtswidriger Weise von der deutschen Regierung über Guthaben feindlicher Ausländer an Inländer verfügt würde, so könnte leicht die Folge sein, daß die deutschen Schuldner durch einen Prozeß im Auslande gezwungen würden, ihren Gläubigern, ungeachtet der im Inlande erfolgten Einziehung der Schuld, nochmals zu zahlen. Nach den erwähnten Urteilen ist es so gut wie sicher, daß in England und den Vereinigten Staaten eine solche Verurteilung erfolgen würde. Auch ist es unwahrscheinlich, daß die Gerichte andrer fremder Staaten einen abweichenden Standpunkt einnehmen würden. Eine Verurteilung eines deutschen Schuldners im Auslande setzt allerdings voraus, daß für die Klage daselbst ein Gerichtsstand besteht. Es ist aber wohl allgemein die Möglichkeit gegeben, einen Ausländer dort, wo sich Vermögensstücke von ihm

Digitized by Google

befinden, zu belangen und die Vollstreckung des Urteils in dieses Vermögen zu erwirken. Außerdem genügt in vielen Staaten, z. B. in England, der zeitweilige Aufenthalt eines Ausländers, um ihn dort zu verklagen. Auf Grund dieses Gerichtsstandes konnte in dem obenerwähnten Falle der Däne in England, wohin er sich zu vorübergehendem Besuche begeben hatte, belangt werden. Ist ein Gerichtsstand durch den Wohnsitz oder Aufenthalt begründet, so kann auch in andern Staaten eine Vollstreckung des Urteils erwirkt werden, wie z. B. aus einem englischen Urteile in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Zwangsvollstreckung in das dort befindliche Vermögen eines Schuldners gewährt wird. In gleicher Weise werden in England die Urteile aller ausländischen Gerichte vollstreckt, wenn ein Gerichtsstand des Wohnsitzes oder Aufenthalts für das erkennende Gericht begründet war. Italien vollstreckt alle ausländischen Urteile ohne Nachprüfung.

Danach könnte, falls deutsche Kaufleute mit weitverzweigten ausländischen Geschäften genötigt würden, ihre Schulden an feindliche Ausländer in irgendeiner Weise zur Befriedigung von Forderungen von Inländern an andre feindliche Ausländer einzuzahlen, leicht der Fall eintreten, daß sie eine Klage vor einem ausländischen Gericht nicht abwarteten, sondern daß sie zur Vermeidung von Weitläufigkeiten und Kosten, sowie zur ungeschmälerten Aufrechterhaltung ihres auswärtigen Kredits, freiwillig ihre Schulden noch einmal an die ausländischen Gläubiger zu zahlen sich veranlaßt sähen.

Verbrechensprophylaxe

Von

Dr. Alfred Freiherrn v. Overbeck,

ord. Professor der Rechte an der Universität Freiburg (Schweiz)

Der alte, unter andern von Beccaria ausgesprochene, oft wiederholte Satz, daß es besser sei, Verbrechen zu verhüten als sie zu bestrafen, enthält, wenn er einwandfrei formuliert und richtig verstanden wird, zweifellos einen bedeutsamen und brauchbaren Wahrheitskern. Daß möglichst viele Verbrechen verhütet werden sollten, damit möglichst wenige bestraft werden müssen, wird niemand bezweifeln. Nun begegnet man aber häufig der fehlsamen Auffassung, als ob mit jenem Satze eine rein präventive, auf die Erreichung von Nützlichkeitszwecken ausschließlich gerichtete Funktion der Strafe gerechtfertigt werden könnte. Man stellt dann zwei Strafbegriffe: Vergeltungsstrafe einerseits und Sicherungsstrafe anderseits einander gegenüber und bringt gleichzeitig zum Ausdruck, daß man der Sicherungsstrafe den Vorzug geben will. Mit andern Worten, man will im Grunde nicht die außerhalb der Strafe liegende, so überaus wichtige und unendlich mannigfaltige Verbrechensverhütung mit der Strafe, sondern man

Digitized by Google

will die Sicherungsstrafe mit der Vergeltungsstrafe zugunsten der ersteren vergleichen. Indem man sagt, es sei besser, Verbrechen zu verhüten, als sie zu bestrafen, meint man dann in Wahrheit, es sei besser, mit der Bestrafung zu verhüten als zu vergelten. Dabei läuft der logisch wie praktisch verhängnisvolle Fehler unter, daß in beiden Gliedern der Formel der Ausdruck „Verbrechen" verschiedenes bezeichnet. Das einmal begangene Verbrechen kann ja nicht mehr verhütet werden; künftigen Rechtsverletzungen gegenüber kommt aber zunächst — solange sie nicht begangen sind — Vergeltung überhaupt nicht, sondern nur Verhütung in Frage. Diese verhältnismäßig leicht aufzudeckenden Widersprüche sind teilweise Schuld daran, daß man von einem völligen Bankrott der älteren Strafrechtspflege gesprochen hat, weil die Strafen nicht imstande gewesen seien, die Begehung von Verbrechen zu verhindern — ein Satz, der überdies ohne weiteres voraussetzt, daß die Verbrechensverhütung den primären Zweck der Strafe bilde. Es sieht dann so aus, als stünden wir vor der Wahl, entweder nur Vergeltung zu üben oder nur die Verbrechensverhütung zu erstreben; als schlösse das eine das andre aus. Weil nun niemand bestreiten kann, daß Staat und Gesellschaft die ernste Verantwortung dafür tragen, daß die Kriminalität nach Möglichkeit eingedämmt wird, so glaubt man, damit der Vergeltungsstrafe das Todesurteil gesprochen und die Sicherungsstrafe ein für allemal gerettet zu haben. In Wahrheit existiert aber eine solche Alternative zwischen Vergeltung begangener und Verhütung künftiger Verbrechen überhaupt nicht. Beide Funktionen stehen vielmehr vollkommen gleichberechtigt nebeneinander, wie auch die klassische Strafrechtsschule anerkennt und wie neuerdings von verschiedenen Kriminalisten — ich nenne nur Beling, Birkmeyer, Nagler — eingehend und scharfsinnig nachgewiesen worden ist. Es ist gar keine Rede davon, daß nur Vergeltung oder nur Verbrechensverhütung angestrebt werden könnte. Ja, jede dieser Funktionen wird sich um so konsequenter, freier und kraftvoller entfalten können, je mehr sie das Gebiet der andern Funktion respektiert.

Vergeltung aber wird von alters her durch die Strafe für den begangenen Rechtsbruch geübt. Wenn wir die Idee der tief in der menschlichen Natur verankerten, tiefen ethischen und psychologischen Bedürfnissen entsprechenden Vergeltung überhaupt anerkennen, so ist es unbestrittenermaßen die Strafe, die dieser Idee zu dienen hat. Die Vergeltung macht aber auch das Wesen und den Hauptzweck der Strafe aus, derart, daß daneben andre Zwecke nur sekundär Berücksichtigung finden sollen. Anderseits ist freilich die Erstrebung solcher sekundären Zwecke im Rahmen der gerechten Vergeltung durchaus möglich und billigenswert. Ja, die zur Vergeltung verhängte Strafe wird schon von selbst, implizite, solchen Zwecken, z. B. der Besserung und Erziehung, teilweise gerecht, wie hinsichtlich der jugendlichen Verbrecher der hervorragende Pädagoge Friedrich Wilhelm Förster mehrfach betont hat. Daß auch vom Standpunkt der Vergeltungsidee das Gefängnis nicht dazu da ist, um die Verbrecher schlechter zu machen, daß vielmehr im Rahmen der strafweisen Freiheitsentziehung nach Kräften auch auf die Besserung hingearbeitet werden muß, sollte keiner Hervor-

Digitized by Google

hebung mehr bedürfen. Nur dürfen die sekundären Zwecke der Strafe den Hauptzweck nicht überwuchern. Die dem Verschulden entsprechende Strafe darf nicht etwa deshalb ganz oder teilweise ausfallen, weil ein Bedürfnis der Prophylaxe nicht gegeben ist. Sonst bliebe auch der schwerste Verbrecher straflos, sofern nach Lage des Falles neue Verbrechen von ihm nicht zu gewärtigen wären. Und auch zuungunsten des Täters darf die Vergeltung keine Einbuße erleiden. Die Befürchtung des Rückfalls rechtfertigt nicht eine über das dem Verschulden entsprechende Maß weit hinausgehende Strafe. So mancher Delinquent, dessen Verschulden ein geringfügiges ist, verfiele sonst mit Rücksicht auf seine Gefährlichkeit, d. h. auf die Wahrscheinlichkeit neuer Verbrechensbegehung, lang andauernder strafweiser Freiheitsentziehung. Das für jedes Verschulden die ihm entsprechende Strafgröße fordernde Vergeltungsbedürfnis würde auch dadurch aufs schwerste verletzt.

Es ist nun aber ohne weiteres zuzugeben, daß die Gesellschaft gegenüber künftiger Gefährdung in vielen Fällen ein Maß des Schutzes fordert und braucht, das über das gerechter Vergeltung Entsprechende weit hinausgreift. Der Gemeingefährliche insbesondere, von dem immer aufs neue antisoziale Störungen zu besorgen sind, muß unschädlich gemacht werden, mag auch sein Verschulden eine lang andauernde Strafe in keiner Weise rechtfertigen. So tritt neben das Vergeltungsbedürfnis ein von diesem völlig unabhängiges Bedürfnis nach energischer Verbrechensprophylaxe. Diese Prophylaxe ist, soweit sie durch die gerechte Strafe nicht implizite miterreicht wird, zu erstreben durch von der Strafe völlig zu scheidende Maßregeln. Neben dem Strafensystem ist so für die Gesetzgebung der Zukunft ein System von sichernden Maßnahmen zu postulieren. Diesen Gedanken, der in dem geltenden Rechte nur unvollkommen zum Ausdruck kommt, hat der Vorentwurf zu einem schweizerischen Strafgesetzbuch in bahnbrechender Weise verwirklicht. Der deutsche und der österreichische Vorentwurf sind ihm teilweise gefolgt. Die sichernde Maßnahme ist von der Strafe völlig getrennt zu halten, ganz andern Voraussetzungen zu unterwerfen, inhaltlich und der Bemessung nach anders zu gestalten und mit andern Wirkungen auszustatten. Der maßgebende Gesichtspunkt ist hier nicht der einer gerechten Vergeltung, sondern es handelt sich um die Erstrebung ganz bestimmter, in der Zukunft liegender Zwecke. Es ist dringend zu wünschen, daß diese Zusammenhänge und Differenzierungen Gemeingut immer weiterer Kreise werden möchten. Hier wäre ein fruchtbares Feld für erziehliche Beeinflussung der Volksanschauung. Aber während man sonst den Beruf des Gesetzgebers zur Volkserziehung nur zu gern betont und dem Volke nicht selten einen Verzicht auf tief eingewurzelte Vorstellungen von Verantwortlichkeit und Gerechtigkeit anzuerziehen vorschlägt, hält man eine „Erziehung" zur Unterscheidung zwischen Strafen und sichernden Maßnahmen bisweilen für aussichtslos. Dabei ist doch diese Unterscheidung, soweit es sich um den Gegensatz zwischen Bestrafung Zurechnungsfähiger und Verwahrung Geisteskranker handelt, schon heute jedem geläufig! Daß freilich bezüglich des Verhältnisses mancher Maßnahmen —

Digitized by Google

insbesondere der geforderten sichernden Einschließung Gemeingefährlicher — zur Strafe eine Verwechslungsgefahr sich einstellen könnte, ist nicht zu bestreiten. Aber sollte dieser Gefahr nicht durch Aufklärung gesteuert werden können? Sollte ihr nicht durch wirklich konsequente Durchführung des Dualismus zwischen Strafen und sichernden Maßnahmen zu begegnen sein?

Das Sicherungsbedürfnis tritt namentlich auch hinsichtlich derjenigen verbrecherischen Elemente auf, von denen immer wieder Rückfälle zu befürchten sind und die daher, wie man zu sagen pflegt, nicht immer aufs neue nach der Strafverbüßung „auf die Gesellschaft losgelassen werden dürfen". Das Problem, was mit diesen Elementen zu geschehen habe, beschäftigt seit langem die Literatur und hat namentlich auch in der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung interessante und wertvolle Erörterungen gezeitigt.[1]) Die strafgesetzgeberischen Arbeiten und Vorarbeiten in den verschiedenen Ländern haben zu mannigfachen Lösungsversuchen geführt. Der Vorentwurf zu einem schweizerischen Strafgesetzbuch kennt die sichernde Maßnahme einer Verwahrung von Gewohnheitsverbrechern, die unter gewissen Voraussetzungen an Stelle der Strafe eintreten kann. Das Bedenkliche dieser Regelung liegt darin, daß das letzte Verbrechen, das den Gewohnheitsverbrecher vor den Strafrichter gebracht hat, überhaupt nicht bestraft wird, daß vielmehr gegebenenfalls lediglich die sichernde Maßnahme in Anwendung kommt. Einer solchen Bestimmung gegenüber erhebt die oben angedeutete Verwechslungsgefahr ihr Haupt. Weil man nicht wird glauben können, daß der vielfach Rückfällige ohne Strafe davonkommt, so wird man sich daran gewöhnen, in der „Verwahrung" eben doch eine Strafe zu sehen — freilich eine das Maß des Verdienten nicht selten übersteigende Strafe. In den umgekehrten Fehler verfiel der Vorentwurf zu einem Deutschen Strafgesetzbuch vom September 1909, indem er in den im wesentlichen entsprechenden Fällen nur Strafe und keine Sicherungsnachhaft vorsah. Hier treffen alle Bedenken zu, die gegen eine dem Verschulden nicht mehr entsprechende, also ungerechte Strafe geltend zu machen sind. Anderseits würde die auf eine bestimmte Dauer festgesetzte Strafe nicht selten hinter dem Sicherungsbedürfnis zurückbleiben. Die mit der Revision des Vorentwurfs betraute Strafrechtskommission hat sich denn auch — gleich dem österreichischen Vorentwurf und dem „Gegenentwurf" der Professoren Kahl, v. Lilienthal, v. Liszt und Goldschmidt — für eine Verbindung von Strafe und Sicherungsverwahrung entschieden. Der sühnenden Strafe folgt die rein sichernde Internierung nach.

Dem Unterschiede zwischen Strafe und sichernder Maßnahme entspricht es, daß die Frage nach der mehr oder weniger genauen Fixierung der Dauer der Freiheitsentziehung bei beiden Eingriffen ganz verschieden zu lösen ist. Bekanntlich ist in neuerer Zeit vielfach die sog. „unbestimmte Verurteilung" emp-

[1]) Auf dem Kopenhagener Kongresse der genannten Vereinigung blieben die Meinungen geteilt über die Frage, ob eine Strafe mit nachfolgender sichernder Maßnahme oder lediglich die sichernde Maßnahme am Platze sei. („Mitteilungen", XX, S. 540.)

Digitized by Google

fohlen worden, d. h. der Richter hätte sich in seinem Strafurteil einer genauen Festsetzung des Strafmaßes zu enthalten. Die Dauer, die nur etwa durch ein Minimum und ein Maximum zu begrenzen wäre, würde sich nach dem Verhalten des Sträflings während der Strafzeit richten. Wir sehen hier ab von einer näheren Kritik dieser von den neueren Entwürfen mit Recht abgelehnten Einrichtung, die sich mit einer echten Strafe schon deshalb nicht in Einklang bringen läßt, weil sie, einseitig auf die oft problematische Besserung des Täters in der Strafanstalt zugeschnitten, die Schwere des Rechtsbruchs nicht berücksichtigt. Eine ganz andre Beurteilung aber verdient der Gedanke einer Freiheitsentziehung auf unbestimmte Zeit, wenn er nicht auf die Strafe, sondern auf die sichernde Maßnahme angewandt wird. Hier wäre es in der Tat sinnlos, die Dauer von vornherein fest zu bestimmen. Sie muß sich vielmehr nach dem Zweck der betreffenden Maßnahme orientieren, muß endigen, sobald der Zweck erreicht ist. Die Zwecke sind bei den einzelnen Maßnahmen verschieden: Sicherung der Gesellschaft bei der Verwahrung von Gemeingefährlichen, Heilung des Trinkers bei Unterbringung im Trinkerasyl, Erziehung zur Arbeit bei Arbeitsanstalten für Liederliche und Arbeitsscheue, günstiger pädagogischer Erfolg bei Erziehungsmaßregeln für Jugendliche, Heilerfolg bzw. Sicherungserfolg bei Internierung Geisteskranker und vermindert Zurechnungsfähiger usw.

Neben dem Interesse an der Erreichung dieser Zwecke ist aber bis zu einem gewissen Grade auch das Freiheitsinteresse des zu Internierenden zu würdigen. Es ergibt sich die Notwendigkeit gewisser Kautelen, die insbesondere auch bei der Regelung der Verwahrung Gemeingefährlicher hervortritt. Die Voraussetzungen einer solchen Maßnahme müssen genau umschrieben werden. Die Tatsache mehrfacher Vorbestrafung reicht für sich allein noch nicht aus, um einen so tiefgehenden Eingriff in die persönliche Freiheit zu rechtfertigen. Der „Etat dangereux" ist vielmehr auch nach andern Kriterien zu bewerten. Zum mindesten muß der Nachweis erbracht sein, daß im Einzelfall das begangene Verbrechen in Verbindung mit den Vorbestrafungen die Gemeingefährlichkeit dokumentiert. Damit ist die schonende Berücksichtigung solcher Fälle gesichert, in denen dem formalen Kriterium des Rückfalls eine symptomatische Bedeutung für die Frage der Gemeingefährlichkeit nicht zukommt.[1]) Die Beurteilung der Gefährlichkeitsfrage nach dem formalen Merkmal des Rückfalls in Verbindung mit subjektiver Bewertung der Einzelpersönlichkeit wurde denn auch von der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung nach interessanten Verhandlungen gebilligt.[2]) Die Vorentwürfe in der Schweiz, Deutschland und Oesterreich verwenden ebenfalls den doppelten Gesichtspunkt. Die Beschlüsse der deutschen

[1]) Die Internationale Kriminalistische Vereinigung wünscht den Ausschluß der sichernden Maßregel bei politischen Verbrechern. (Kongreß zu Kopenhagen, August 1913; „Mitteilungen", XX, S. 539.)

[2]) „Mitteilungen", XX, S. 539. (Kongreß zu Kopenhagen.) Vgl. auch die interessanten Verhandlungen des internationalen Kongresses zu Brüssel 1910 („Mitteilungen", XVII, S. 185 ff., 403 ff.).

Digitized by Google

Strafrechtskommission schlagen vor, die sichernde Verwahrung nach der Strafe im wesentlichen an folgende Voraussetzungen zu knüpfen:[1]) mindestens fünf vorgängige, ganz oder teilweise verbüßte Freiheitsstrafen wegen Verbrechen oder vorsätzlicher Vergehen, darunter eine mit Zuchthaus, Verbüßung der letzten Vorstrafe vor nicht länger als fünf Jahren und Begehung eines neuen Verbrechens oder vorsätzlichen Vergehens, das den Täter in Verbindung mit seinen Vorstrafen als gewerbs- oder gewohnheitsmäßigen, für die Rechtssicherheit gefährlichen Verbrecher erscheinen läßt. Als Vorsichtsmaßregeln sind bei längerer Verwahrung besondere gerichtliche Entscheidungen über die Fortdauer vorgesehen. Auch die Möglichkeit der Entlassung des Verwahrten auf Widerruf, die ähnlich gestaltet ist wie die vorläufige Entlassung von Strafgefangenen, ist geeignet, einer übermäßigen Anwendung der Maßregel zu steuern.

So läßt sich hoffen, daß der zweckmäßige und besonnene Ausbau einer bewußten Verbrechensprophylaxe neben der Strafrechtspflege in weiteren Kreisen Anklang und Verständnis finden, und daß die Praxis der Zukunft der Aufgabe gewachsen sein wird, die neuen und wertvollen Waffen im Kampfe gegen die Kriminalität zum Segen der Gesellschaft zu führen.

Literarische Berichte

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Heft 63—66. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

Die Frage, ob Indien, die reichste und wichtigste der englischen Kolonien, die Gelegenheit, die der Weltkrieg bietet, benutzen werde, um sich vom englischen Joch zu befreien, wird in der Schrift „Indien im Weltkriege", der ersten Flugschrift, die in deutscher Sprache über indische Verhältnisse erscheint, von Dr. Hermann v. Staden, einem genauen Kenner Indiens, in der Weise behandelt, daß zunächst die in Betracht kommenden Verhältnisse und Faktoren, Land und Klima, die Bewohner, das Wesen und die Wirkungen der Kaste, Hungersnöte, Landplage, Verarmung in knapper Form geschildert werden, um zum Schluß zu zeigen, wie alles gleichsam dahin drängt, in den Indern ein bisher gar nicht oder sehr schwach vorhandenes Nationalbewußtsein wachzurufen und damit eine Hauptbedingung für den Ausbruch eines Aufstandes zu schaffen. — „Die Ziele unserer Weltpolitik" erörtert in Heft 64 der bekannte Geograph Alfred Hettner. Die Hauptsätze, die er in dem vorliegenden Schriftchen aufstellt, das sich durch klare Formulierung der Fragen und durch weiten Blick aufs vorteilhafteste auszeichnet, lassen sich dahin zusammenfassen: Deutschland muß Weltpolitik treiben, nicht um die Weltherrschaft zu erringen, aber um Weltmacht zu werden; es muß für die Politik der offenen Tür eintreten, aber auch eigene Kolonien besitzen; es muß freie Ausbildung des Weltverkehrs durchsetzen — Sätze, die mit ebensoviel Besonnenheit wie Großzügigkeit begründet werden. — Ueber „Flugwesen und Flugzeugindustrie der kriegführenden Staaten" gibt Roland Eisenlohr (im 65. Heft) eine gut orientierende Uebersicht. Der Verfasser zeigt, daß unsere immer mehr hervortretende Ueberlegenheit im Luftkrieg nicht ein Geschenk des Zufalls, sondern die Frucht unermüdlicher, wohlorganisierter Arbeit ist, die schon vor dem Krieg am Werk war und wertvolle Erfolge erzielt hat. Zugleich unterrichtet

[1]) Vgl. Lucas, „Deutsche Juristen-Zeitung" 1911, S. 1519 f., Ebermayer, „Deutsche Juristen-Zeitung", 1913, S. 612, derf., Entwurf eines deutschen StrGB., Berlin 1914, S. 26 f.

Digitized by Google

uns der Verfasser aber auch über die Anstrengungen, die unsere Feinde machten und machen, den Vorsprung, den früher besonders die Franzosen vor uns hatten, beizubehalten, und dann, nachdem wir ihn eingeholt, zurückzugewinnen. — „Frankreichs finanzielle Oligarchie und der Krieg“ ist das Thema, das Dr. M. Uebelhör im 66. Heft der Flugschriftenreihe behandelt. Die Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten und Gruppen dieser Oligarchie ist ebenso lebensvoll und treffend, wie der Nachweis völlig gelungen erscheint, daß der drohende Zusammenbruch, vor dem die französische Plutokratie stand, ein Hauptgrund für die Politiker der Republik war, den Krieg und damit die Weltkatastrophe, aus der Frankreichs Großmachtstellung unheilbar erschüttert hervorgehen wird, zu beschleunigen.

Im Auto an die Front. Kriegserlebnisse von Anton Fendrich. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung.

Wer ein Buch von Fendrich gelesen hat, wird jedes folgende, das seinen Namen trägt, mit freudiger Erwartung in die Hand nehmen und sich in dieser Erwartung nie getäuscht sehen. So bedarf es für diejenigen, die — von seinen Sportsbüchern und von dem Roman „Emil Himmelheber“ in diesem Zusammenhang abgesehen — die Schrift „Der Krieg und die Sozialdemokratie“ oder „Gegen Frankreich und Albion“ kennen, keiner Empfehlung für dies Bändchen Kriegserlebnisse. Denen aber, die bisher nichts von Fendrich wußten, sei gesagt, daß dieser echt deutsch fühlende und denkende Sozialdemokrat hier einen Beitrag zur Kriegsliteratur geleistet hat, der durch sein spezifisches Gewicht, durch den Reichtum an warmer Empfindung, scharfen Beobachtungen und klugen Gedanken vieles andre aufwiegt, was um den Krieg herumgeschrieben worden ist. Fendrich sieht und schildert den Krieg — soweit eben, wie er immer wieder bescheiden betont, ein Zivilist bei solcher Fahrt den Krieg sehen kann — in seiner ganzen Furchtbarkeit und gewaltigen Größe; er sieht und schildert aber ebenso lebendig und mitreißend das Ungeheure, das unsre Führer und Soldaten draußen tun, und das Herzgewinnende und Ueberwältigende, was diese Führer und Soldaten menschlich sind. Ergreifender Ernst und mild aufleuchtender Humor spielen oft ineinander und vertragen sich gut, weil jener so fern ist von unwahrhaftiger Sentimentalität, wie dieser von der kitschigen, übel angebrachten Scherzhaftigkeit, deren Produkte so oft die Etikette „Schützengrabenhumor“ decken muß. — Einzelnes aus dem Inhalt als besonders gelungen und empfehlenswert hervorzuheben, fällt bei der gleichmäßigen Trefflichkeit der einzelnen Abschnitte schwer; vielleicht dürfen aber die Kapitel „Land und Leute“ und „Kaiser und Kanzler“ wegen des Inhalts besonders genannt werden, das erstere, um gewisse Optimisten vor unausbleiblichen Enttäuschungen über den belgischen Volkscharakter zu warnen, das zweite wegen der frischen und fesselnden Charakteristik der beiden Männer, die an den entscheidenden Stellen im Reich stehen. —y—

Großer Bilderatlas des Weltkrieges. München, Verlag von F. Bruckmann A.-G. Lieferung 1 bis 4. Preis jeder Lieferung M. 2.—.

Unter den aus Anlaß des Krieges erscheinenden Werken nimmt der Große Bilderatlas eine eigenartige Stellung ein. Auf einen begleitenden Text, auf ausführliche Erläuterungen wird verzichtet, das Bild — der Titel des Werkes sagt es ja schon — ist die Hauptsache. Das Werk soll eine Ergänzung aller Bücher über den Krieg bilden, ob sie gegenwärtig oder später erscheinen. Hierfür ist es unerläßlich, daß vor allem nur Authentisches und dann, daß viel gebracht wird, denn später wird vielleicht manches eine Bedeutung erlangen, die ihm heute noch nicht beigemessen wird. Beide Vorbedingungen sind in den vorliegenden Lieferungen in vollem Umfange erfüllt. Man sieht auf großen schönen Bildern die ungeheure Begeisterung der Mobilmachungstage vorüberziehen, die Vorbereitungen für die Krankenpflege, ins Feld ziehende Krieger, die Bildnisse der Heerführer, die ersten Kämpfe in Frankreich, der Vormarsch der deutschen Heere in Nordwestfrankreich, ferner Karten, Dokumente usw., kurz, eine Fülle von sehr wertvollem Material, dessen sorgfältige und emsige Zusammentragung uns Bewunderung abnötigen muß. Wir machen auf das Werk ganz besonders aufmerksam, das nicht nur sehr schön ausgestattet ist, sondern auch zu einem im Verhältnis zu dem reichen Inhalt sehr niedrigen Preise geboten wird. H. —

Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung. Von Jakob Baron v. Uexküll. Herausgegeben und eingeleitet von Felix Groß. Gr. Oktav. 298 Seiten. Verlag von F. Bruckmann, München. Geh. M. 5.—, in Halbperg. geb. M. 6.50.

Das Uexküllsche Buch wird jeder, welche Stellung er auch den biologischen und philosophischen Problemen gegenüber annehmen mag, mit Genuß und Gewinn lesen. Es ist zunächst von ungewöhnlicher Klarheit und Verständlichkeit, dazu von künstlerischem Empfinden durchdrungen, das an einzelnen Stellen, wo es sich in der Schaffung schöner Bilder ausleben durfte, besonders anziehend zutage tritt. Die Schilderung eines Aquariums und

Digitized by Google

seiner Bewohner ist z. B. prächtig gelungen. Dazu freut man sich darüber, wie hoch der Verfasser den Wert der Natur für den Menschen einschätzt, wie sehr er den Großstädter, dem dieser Wert noch nicht aufgegangen ist, bemitleidet, und wie er dem Volke „Respekt vor der Natur" beibringen möchte.

Der Kern des Buches liegt in der Zurückweisung der darwinistisch-mechanistischen Auffassung des Lebens und in der Darlegung der Gründe, welche für die gesonderte Stellung der Organismen in der Natur sprechen. Das Wesentliche an einem Organismus ist für den Verfasser, daß alle seine Teile entsprechend einem Plane derart angeordnet sind, daß sie gemeinsam ein einheitlich funktionierendes Ganzes bilden. Diese Definition ist in der Tat von allen vitalistischen (d. h. die Eigengesetzlichkeit des Lebens betonenden) die beste; aber auch in ihr liegt das Moment enthalten, das den Naturforscher immer veranlassen wird, einer vitalistischen die mechanistische Auffassung des Lebens vorzuziehen, weil letztere nur mit untersuchbaren Ursachen rechnet, während nach jener die Bildung eines Organismus auch von Ursachen geleitet wird, die von der Zukunft her wirken, also, wie alles Zukünftige, nicht untersuchbar sind. Auch ein Plan ist etwas, das schon in der Zukunft feststeht. Ob nach den heute bekannten Tatsachen freilich eine mechanistische Erklärung der Lebewelt restlos befriedigend sein kann, ist eine andre Frage, und mit Recht weist der Verfasser auf die großen Entdeckungen der Vererbungsgesetze von Mendel hin, die ganz neue, noch zu erschließende Ausblicke bieten. Vor allem aber wird man v. Uexküll in der Betonung des von ihm selbst gefundenen und entwickelten Unterschiedes zwischen „Merkwelt" und „Umwelt" beistimmen. Es geht aus seinen Darlegungen klar hervor, daß jeder Organismus aus der Welt, die ihn umgibt, nur einen Teil wahrnimmt, und daß darin auch die einzelnen Menschen sich verschieden verhalten. Daher dürfe man nicht von einer „Tierseele" reden, von dieser könnten wir nie etwas erfahren, sondern nur von einer „Tierwelt", d. h. dem Teil der Welt, welchen das Tier vermittels seiner Sinnesorgane wahrzunehmen vermag. Hier liegt in der Tat ein ungemein fruchtbares Prinzip und damit die Bedeutung des Buches. Nur die Polemik gegen den Darwinismus hätte weniger scharf sein können; Sätze, wie „vom Darwinismus ist kein Stein auf dem andern geblieben", „der Darwinismus hat die Biologie fünfzig Jahre lang aufgehalten" gehen zu weit. Ja, da Darwin der erste war, der nachwies, daß man das Tier nur in seiner Umgebung, seinen Lebensbedingungen verstehen könne, an die alle seine Organe Anpassungen seien, so wäre ohne ihn auch das vorliegende Buch nicht möglich gewesen, da es auf jenem von Darwin gelegten Fundament seinen neuen aussichtsreichen Bau aufgeführt hat. K. Guenther.

Der Feldzug 1815. Von Rudolf Friederich. (Die Befreiungskriege 1813 bis 1815, Bd. IV.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 5.—.

Mit diesem gewichtigen Bande von rund 400 Seiten ist ein Werk zum Abschluß gekommen, das man als die Darstellung der eisernen Zeit der Befreiungskriege ansprechen darf, nicht bloß, weil es den besten Kenner dieser Geschichtsperiode zum Verfasser hat, sondern auch, weil es in jeder Beziehung, in Darstellungsweise, Ausstattung und Preis, für die weitesten Kreise der Gebildeten bestimmt und, wie gerühmt werden darf, auch geeignet ist. Generalmajor Rudolf v. Friederich hat es verstanden, eine so sympathische Verbindung von wissenschaftlicher und kritischer Gründlichkeit und gutem Geschmack zu erzielen, daß man sein monumentales Werk ebensogut studieren kann wie genießen; man merkt es wohl heraus, wie viele Mühe langer Jahre in der prächtigen Leistung steckt, aber was man bei der Lektüre schaffend an der Arbeit sieht, das ist ein trefflicher, formsicherer, seinen Stoff souverän beherrschender, alles Nebensächliche abschleifender und dafür in klassischer Anschaulichkeit und Klarheit die Hauptsachen heraushebender Künstler. Der vierte Band des Werkes, der mit 15 Bildnissen nach zeitgenössischen Originalen und 8 durch große Uebersichtlichkeit ausgezeichneten mehrfarbigen Steindruckkarten ausgestattet ist, behandelt den Feldzug von 1815 in sieben, ihrer Gliederung nach der Sache selbst entwachsenen Kapiteln und schließt mit einem dankenswert reichhaltigen, ins einzelne gehenden Register über das ganze Werk.

Dr. Hans Zimmer.

Bismarck und wir. Von Paul Rohrbach. Preis geh. M. 1.—. München, Verlag von F. Bruckmann A.-G.

Das Buch ist keine Bismarckbiographie im gewöhnlichen Sinne, sondern stellt vielmehr einen Versuch dar, beim Geiste Bismarcks Klarheit zu holen für das Begreifen der ungeheuren Gegenwart, in der wir stehen. Der Verfasser vergleicht die Aufgaben, die Bismarck zu bewältigen hatte, mit denjenigen, vor die wir gestellt sind. Er gestaltet ein Bild der Persönlichkeit Bismarcks nach ihrer geistigen Art in der Weise, daß er die innern Grundlagen, die treibenden Kräfte und die Elemente seelischer Stärke, die in ihm wirksam waren, uns vor Augen führt und die entscheidenden Vergleichspunkte der Epoche Bismarcks und unsre Tage herausstellt, und versucht es dann, für alle die großen Fragen, in denen die Zukunft des deutschen Volkes nach dem Kriege beschlossen liegt, eine Antwort im Sinne Bismarcks zu geben. H. K.

Digitized by Google

Der Luftkrieg 1914—1915. Unter Verwendung von Feldpostbriefen und Berichten von Augenzeugen dargestellt von einem Flugtechniker. Mit vielen Bildern. Preis geh. M. 2.50, geb. M. 3.—. Leipzig, Verlag von Hesse & Becker.

Was die Luftkreuzer und Flugzeuge in diesem Kriege geleistet haben, davon kann der Fernerstehende nur eine annähernde Vorstellung haben. Das vorliegende Buch, in dem auf Grundlage authentischen Materials hierüber sehr wertvolle Mitteilungen gemacht werden, dürfte deshalb allgemein willkommen sein. Es gibt auch manchen Aufschluß über den Bau, die Taktik und die Art der Verwendung von Luftkreuzern und Flugzeugen und enthält eine große Zahl von sehr schönen Abbildungen. H.

Chronik des Deutschen Krieges, nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. Bd. 1 und 2. Mit Bildnissen und Karten. Preis jedes Bandes geb. M. 2.80. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Die Chronik zeichnet sich dadurch besonders aus, daß sie völlig objektiv ist, alles Wichtige bringt und ein vollständiges geklärtes Bild der Ereignisse bietet. Hervorzuheben ist, daß auf Ausführlichkeit großes Gewicht gelegt ist und daß vieles mitgeteilt wird, was auch in größeren Zeitungen nicht zu lesen war. Die Ausstattung ist tadellos, wie es sich für ein Werk gehört, das einen dauernden Platz in jeder deutschen Hausbibliothek verdient.

A. S.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Alten, Georg v., Handbuch für Heer und Flotte. Lieferung 82, 83, 84. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. à M. 2.—.

Althoff, Friedrich, Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Heft 14. Jahrgang 9. Leipzig, B. G. Teubner. à M. 1.—.

Bierke, Wilhelm Edward, Friedrich Lienhard und wir. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Günther, Hanns, Durch Belgien. Wanderungen eines Ingenieurs vor dem Kriege. Mit 25 Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen und einer Uebersichtskarte. Stuttgart 1915, Franckhsche Verlagshandlung („Kosmos"-Verlag). Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Hoff, Oberstleutnant v., Jugendwehr und Zukunftsheer. Oldenburg, Gerhard Stalling. 60 Pf.

Jacobskötter, Ludwig, Unser Kriegserlebnis in seiner geistesgeschichtlichen Bedeutung. Leipzig, Veit & Comp. Geh. M. 1.50.

Knecht, Dr. August, Der Völkerkrieg als Prediger des Vertrauens. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. 50 Pf.

Kriegshefte aus dem Industriebezirk. Heft 10: D. Karl Klingemann, Glaube und Vaterlandsliebe. Heft 11: Dr. Hans Wehberg, Die amerikanischen Waffen- und Munitionslieferungen an Deutschlands Gegner. Heft 12: Klara Sander, Die Mode im Spiegel des Krieges. Essen, G. D. Baedeker. à 50 Pf.

Meyer, Eduard, England. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. M. 1.80.

Pauls, Eilhard Erich, Der Hüter Israels. Leipzig und Hamburg, Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick). M. 2.—.

Philippi, Georg, Gottgewollte Abhängigkeiten! Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

Rosen, Erwin, Der große Krieg. III. Teil. Stuttgart, Robert Lutz. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Schelling, F. W. J., Ueber das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur. Gedanken über Malerei. Leipzig, Philipp Reclam jun. 20 Pf.

Weule, Karl Dr., Vom Kerbstock zum Alphabet. Urformen der Schrift. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalaufnahmen und Originalzeichnungen von Paul Lindner. Stuttgart Franckhsche Verlagshandlung. Preis geh. M. 1.—, geb. M. 1.80.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Zur Entstehungsgeschichte des Dreibundvertrags

Von

Dr. Wilhelm Fraknói, Titularbischof von Arbe

I.

Die Ausgestaltung der zwei Staatengruppen, deren Rivalitäten und Konflikte zum Weltkriege geführt haben, fand den Ausgangspunkt in jenem Bündnisse, welches zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland am 7. Oktober 1879 zustande kam. Bismarck und Andrássy mit ihrem klaren Blicke und unbefangenen Urteile, mit ihrer erhabenen Auffassung und ehrlichen Absicht haben darin ein Meisterwerk der modernen Diplomatie geschaffen.

Sie waren von der Gemeinsamkeit der Interessen ihrer Staaten und von der Identität dieser Interessen mit jenen des europäischen Friedens vollkommen überzeugt. Die Aufrechterhaltung des Friedens in Europa war der leitende Gedanke ihres Geistes, nicht leere Phrase auf ihren Lippen.

Mit Ausschluß jeder offensiven und aggressiven Tendenz schritten sie an die Errichtung eines Defensivbündnisses; nicht einmal gegenüber jedem Angriffe wollten sie sich Hilfe zusichern. Sie haben ihre Teilnahme an einem Kriege, der einerseits zwischen Deutschland und Frankreich, anderseits zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien entstehen könnte, ausgeschlossen, damit ein solcher Krieg keine europäischen Dimensionen annehme.

Für ihre eignen Staaten und den europäischen Frieden erblickten sie die größte Gefahr in Rußland. Demgemäß beschränkten sich die beiden Staaten auf die Uebernahme der Verpflichtung, daß, wenn Rußland den einen angreifen oder aber einer angreifenden Macht Hilfe leisten sollte, sie einander mit ihrer ganzen Kraft unterstützen; gegenüber einem jeden andern Angriff aber boten sie einander nur die Vorteile der wohlwollenden Neutralität. Der Vertrag gab auch der Hoffnung Ausdruck, daß eben dieses Bündnis Rußland von einem offensiven Auftreten zurückhalten werde, und stellte fest, daß, sobald die Gefahr eines solchen offensiven Auftretens bestehen würde, dem Kaiser von Rußland die sonst geheimzuhaltenden Bestimmungen des Vertrages mitzuteilen sein werden.[1])

[1]) Die Vorgeschichte und das Zustandekommen dieses Bündnisses behandelt Eduard v. Wertheimer im neunten Abschnitte des dritten Bandes seines Werkes „Leben und Zeitalter des Grafen Julius Andrássy".

Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Nach Abschluß des Bündnisses waren kaum anderthalb Jahre vergangen, als sich eine dritte Großmacht, Italien, zum Anschlusse an dasselbe meldete.

Die Blätter der Weltgeschichte haben kaum eine zweite so plötzliche Wendung der öffentlichen Meinung und der Politik der Völker verzeichnet wie jene, deren Schauplatz Italien im Frühjahre 1881 war. Die italienische Nation war durch die engsten Bande der Rassenverwandtschaft und der Dankbarkeit an die französische Nation gebunden, welche sich rühmen konnte, mit Blutopfern und mit diplomatischen Anstrengungen die Einheit Italiens begründet zu haben,[1]) und als deren sicherster Wächter betrachtet wurde.

Rasseverschiedenheit und düstere Erinnerungen schieden die italienische Nation von Oesterreich, welches als das größte Hindernis erschien, insofern es galt, ihre Einheit vollkommen zu machen und deren Beständigkeit zu sichern. Indem sich nun Oesterreich-Ungarn durch die Okkupation Bosniens und der Herzegowina den nach dem Ostufer der Adria gerichteten Bestrebungen in den Weg stellte, ferner sich mit dem Feinde Frankreichs verbündete, indem endlich der Herrscher auf Habsburgs Throne den Wiener Besuch des Königs von Italien (1873) in Rom zu erwidern sich weigerte, war die feindliche Gesinnung des italienischen Volkes fortwährend genährt worden.

Als aber am 12. Mai 1882 Frankreich — unter Irreführung der italienischen Diplomatie — mit dem Sultan von Tunis einen Vertrag geschlossen hatte, der Tunis unter französische Oberherrschaft brachte und auf die Weise Italien seiner Ziele an den Ufern des Mittelmeeres beraubte, wie auch dessen Handelsinteressen bedrohte, da rief dieses Ereignis in Italien allgemeine Entrüstung hervor. Die Presse verlangte sozusagen einstimmig den Bruch mit Frankreich und Rache für die erlittene Beleidigung.

Gleichzeitig mit der franzosenfeindlichen Stimmung hat die Bewegung eingesetzt, welche die Bedingungen für die Befestigung der europäischen Machtstellung und für den Erfolg der Mittelmeerpläne Italiens in dem Anschlusse an Oesterreich-Ungarn und Deutschland suchte.

Es ist in hohem Grade auffallend, daß der Inspirator dieser Bewegung, sozusagen der Vater des Dreibundes, jener Staatsmann ist, welcher denselben nach dreiunddreißig Jahren zu Grabe führte.

Sonnino, schon damals der Führer einer an Zahl geringen, jedoch aus hervorragenden und mutigen Politikern bestehenden Partei (Centro parlamentare), gab bereits siebzehn Tage nach dem Bardovertrage sein neues Programm kund (am 29. Mai 1881).

Er steckte der italienischen Politik zwei Ziele: erstens die Freundschaft Englands und zweitens ein enges Bündnis mit Oesterreich und Deutschland. Er schrieb: „Keinerlei Interessengegensatz trennt uns von Deutschland, viele gemeinsame Interessen verbinden uns; in erster Linie die Erhaltung des Friedens und

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Vgl. dazu den Aufsatz von Archivrat Dr. Lulvès im Juni-Heft dieses Jahrgangs der „Deutschen Revue".

Digitized by Google

die Zügelung der Machtgier Frankreichs. Sobald wir die Ursachen des uns gegenüber in Oesterreich bestehenden Mißtrauens entfernt haben, stößt das Zustandekommen des deutschen Bündnisses auf keinerlei Schwierigkeiten, daher muß unsre Diplomatie sogar den am wenigsten begründeten Verdacht tilgen, als ob unsre Politik nachteilig für jene Macht werden könnte, um deren Freundschaft wir uns bewerben. Die Frage der Irredenta müssen wir ausschalten."

Weiter führt er aus, daß Triest für Oesterreich-Ungarn und Deutschland unentbehrlich sei, dagegen dessen gemischte Bevölkerung die vom Standpunkte der italienischen Nationalität erhobenen Ansprüche nicht rechtfertige; ferner sei dessen Besitz für den Schutz des Landes wertlos. „Einer andern Beurteilung unterliegt das Trentinogebiet. Jedoch erscheinen auch die Interessen, welche hier in Betracht kommen, unbedeutend gegenüber jenen, welche mit der aufrichtigen Freundschaft mit Oesterreich im Zusammenhange stehen ... Diese Freundschaft bedeutet für Italien die Freiheit der Verfügung über seine Kräfte, das Gewicht unsrer Stimme im europäischen Konzert. Wenn wir in Europa mitzählen wollen, beginnen wir uns als ernste Leute zu benehmen. Geben wir die kindische Politik (politica infantile) auf, welche uns dafür, daß wir Oesterreich gegenüber unangenehm sein können, zur Impotenz verdammt. Die Freundschaft Oesterreichs ist eine unabweisliche Vorbedingung unsrer fruchtbaren politischen Arbeit. Die Isolierung ist mit Vernichtung gleichbedeutend." [1])

Auch andre parlamentarische Parteien und die Mehrheit der italienischen Preßorgane schlossen sich dieser Auffassung an. Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung sah sich auch das Ministerium Depretis-Mancini, welches in jenen Tagen die Regierung übernommen hatte, alsbald genötigt, seine auswärtige Politik in der Richtung der Annäherung an die Zentralmächte zu orientieren.

Es konnte erwarten, sowohl in Berlin als in Wien einer zuvorkommenden Aufnahme teilhaftig zu werden. Für die beiden verbündeten Mächte versprach der Anschluß Italiens den Vorteil, daß im Falle eines Krieges mit Rußland Oesterreich-Ungarn es möglich wurde, da es vom Süden her sich gesichert fühlte, seine ganze Armee im Norden zu verwenden. Trotzdem war das Mißtrauen an beiden Höfen groß, indem man annahm, Italien werde sich dem französischen Einflusse nicht entwinden können und auch in der innern Politik eine mehr und mehr radikale Richtung einschlagen, die selbst den Bestand der Monarchie gefährden könne. Die erste Sondierung von seiten Italiens wurde kühl aufgenommen. Bismarck erklärte, „daß er Sympathie für Italien empfinde", wies aber die italienische Regierung in höflicher Form an Oesterreich. „Er müsse," sagte er, „den Anschein vermeiden, als ob er einen Druck auf seinen Verbündeten ausüben möchte." [2])

---

[1]) Dieses wichtige Dokument veröffentlicht Luigi Chiala, „La triplice e la duplice alleanza" (Turin 1898). Diesem Werke entnehmen wir die Details der Verhandlungen Italiens mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn 1881—1892.

[2]) Bei der Erörterung der Verhandlungen der Jahre 1881 und 1882 übersieht Chiala diese interessanten Details; später, bei der Erörterung der Verhandlungen des Jahres 1887,

Digitized by Google

In Wien gab der Minister des Aeußern, Baron Haymerle, in seiner Konversation mit dem italienischen Botschafter am 12. September 1881 der Ueberzeugung Ausdruck, daß das Zustandekommen eines innigen Verhältnisses zwischen den beiden Staaten in hohem Maße erwünscht sei, bezeichnete es aber als zweckmäßig, die bezüglichen Schritte zu vertagen, damit diese — wie er sich ausdrückte — nicht so erscheinen, als ob die Spitze sich gegen Frankreich richten würde.

Der Botschafter erhielt den Eindruck, daß man in Wien „den Eintritt Italiens in ihre Gesellschaft nicht für sehr dringend ansehe".

Obgleich der italienische Diplomat seiner Regierung Geduld und ein reserviertes Betragen empfahl, machte diese, um den sich immer lauter äußernden Wunsch der italienischen öffentlichen Meinung zu befriedigen, dem König Humbert den Vorschlag, dem österreichisch-ungarischen Herrscher einen Besuch abzustatten. Der König erklärte sich dazu bereit, und nachdem die Mitteilung seiner Absicht aus Wien in der zuvorkommendsten Weise beantwortet wurde, reiste er mit seiner Gemahlin in Begleitung des Ministerpräsidenten und des Ministers des Aeußern am 26. Oktober nach Wien, woselbst er sich vier Tage aufhielt. Der Hof, die Bevölkerung der kaiserlichen Residenzstadt und die Presse feierten den Gast auf das wärmste.

Aber die Regierung vermied es, den italienischen Ministern zu politischen Verhandlungen Gelegenheit zu bieten, und wenige Tage nach ihrer Abreise ereignete sich unerwartet von ungarischer Seite ein Zwischenfall, welcher auch die Erwartung, daß Verhandlungen bald ermöglicht werden könnten, als unbegründet erscheinen ließ. Ungarische Zeitungen berichteten am 6. November, daß in der Sitzung des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten der ungarischen Delegation, der Sektionschef im Ministerium des Aeußern, Benjamin v. Kallay, auf eine an ihn gerichtete Anfrage die Antwort erteilt habe, daß „zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien trotz der irredentistischen Bewegungen ein freundliches Verhältnis bestehe, welches durch den aus eigner Initiative erfolgten Besuch des Königs von Italien in Wien befestigt wurde, daß jedoch gelegentlich dieser Begegnung konkrete politische Fragen nicht verhandelt wurden", worauf Graf Julius Andrássy erklärt hätte, daß infolge des zwischen der Monarchie und Deutschland bestehenden Bündnisses „die irredentistischen Bewegungen keinen Anlaß mehr zu Besorgnissen bieten können und daß diese lediglich für Italien gefährlich sein können".

Der kühle und unfreundliche Ton, welcher dem Berichte gemäß in den beiden Reden zum Ausdrucke gelangte, rief in der Wiener Presse einen lebhaften Tadel hervor, welcher sich noch verschärfte, als andre Berichterstatter Herrn v. Kallay die Erklärung in den Mund legten, die äußeren und inneren Verhältnisse Italiens hätten den König zur Annäherung bewogen, und Oesterreich-Ungarn habe keinen Grund, von Italien etwas zu erbitten, noch es zu fürchten.

---

teilt er einen Bericht des italienischen Botschafters in Berlin mit, in welchem dieser den italienischen Minister des Aeußern an obige Erklärung Bismarcks erinnert (S. 474).

Digitized by Google

Diese Veröffentlichungen erregten in Italien peinliches Aufsehen. Der italienische Botschafter in Wien aber verlangte seine Entlassung, da — wie er sich ausdrückte — er sich nicht mehr solchen Ueberraschungen aussetzen wolle, welche sich mit seinem Charakter nicht vertrügen.

Hierauf haben in der Sitzung der ungarischen Delegation am 8. November sowohl Kallay als Andrássy die lückenhaften und irrigen Berichte richtiggestellt. Die österreichisch-ungarische Regierung machte auch in Rom Mitteilungen, die eine vollkommen beruhigende Wirkung hervorriefen und die Ansicht begründeten, daß in Wien ein Wechsel in der Stimmung eingetreten sei.

Graf Robilant, der die Reise des Königs nach Wien nicht befürwortet hatte, meldete nun am 14. November: „Ich komme in Versuchung, einen theologischen Ausdruck zu benützen und zu sagen, daß der Vorfall in der ungarischen Delegation eine „glückliche Sünde" (felix culpa) gewesen sei; denn ohne diesen hätte man in Wien den Wert unsrer Freundschaft nicht erkannt und hätten wir nicht eine Erklärung erhalten, wie wir sie klarer nicht wünschen konnten. Verlassen wir demnach den Weg nicht, den wir zielbewußt betraten. Selbstverständlich müssen wir auch den Ausbau unsrer Wehrmacht zu Ende führen, damit man unsre Freundschaft höher einschätzt."

Minister Mancini konnte demnach in der Sitzung der italienischen Kammer am 7. Dezember seinen Bericht über den Besuch in Wien und die darauffolgenden Vorfälle mit den Worten schließen: „Diese Ereignisse werden für beide Staaten und die Interessen des Friedens nützliche Folgen nach sich ziehen."

Wieder war es Sonnino, der die in dem Besuche des Königs zum Ausdruck gelangende neue Richtung am wärmsten begrüßte und die Regierung ermutigte, nicht auf halbem Wege stehenzubleiben, sondern „sich um das Zustandekommen eines ernsten und positiven Bündnisses zu bemühen", zu dessen Erreichung das sicherste Mittel sei, die Idee des französischen Bündnisses endgültig fallen zu lassen.

Um dies zu verhindern, machte zwar Gambetta namens der französischen Regierung große Anstrengungen, aber die italienische Regierung ließ sich durch seine Lockungen von ihrem Wege nicht ablenken.

Ende Dezember wies sie den Berliner Botschafter Grafen de Launay und den Wiener Botschafter de Robilant an, die Verhandlungen zu beginnen. Die ersten „Eröffnungen" beider wurden auf das kälteste aufgenommen, da sowohl die deutsche als auch die österreichisch-ungarische Regierung von den Versuchen Gambettas Kenntnis hatte.

Graf de Launay meldete am 18. Januar 1882: „Ich glaube nicht, daß man, sei es hier, sei es in Wien, sich derzeit mit uns einlassen wird. Sie wollen uns auf die Probe stellen und sich davon überzeugen, ob wir an unserm Entschlusse festhalten."

Robilant setzte den Minister des Aeußern Mancini in Kenntnis, daß die österreichisch-ungarische Regierung zwar „ein freundliches, vielleicht sogar auch herzliches Verhältnis mit Italien, aber gar nichts weiter wünsche".

Digitized by Google

Diese Lage hat sich auch nach dem Ende Januar erfolgten Sturze Gambettas nicht geändert.

Am 12. März übermittelte endlich Graf de Launay hocherfreut eine Erklärung Bismarcks nach Rom, obgleich diese so lautete, als ob ein strenger Lehrer sie an seinen sich bessernden Schüler gerichtet hätte: „Fürst Bismarck sagte, daß er mit unsrer Haltung vollkommen zufrieden sei." (Le prince se dit tout satisfait de notre attitude.)

Jedoch auch hinsichtlich der Aufrichtigkeit und des Wertes dieses Lobes hätten seine weiteren Mitteilungen gewisse Zweifel erwecken sollen. „Der geeignete Moment ist noch nicht eingetreten," erklärte ihm Bismarck, „um ein Bündnis im wirklichen Sinne des Wortes zu schließen. Wenigstens für Deutschland noch nicht. Ich würde es aber sehr gerne sehen, wenn eine Vereinbarung zwischen Oesterreich und Italien zustande käme."

Die italienische Regierung war auch hierdurch befriedigt. Graf Robilant wurde ermächtigt, seine Verhandlungen bezüglich des zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien zu schaffenden Bündnisses fortzusetzen. Ihr schwebten zwei Ziele vor:

a) die territoriale Integrität und Einheit Italiens dadurch zu sichern, daß die österreichisch-ungarische Monarchie zu deren Schutz eine Verpflichtung übernimmt, da — wie der Ministerpräsident später sagte — er die Versuche zur Wiederherstellung der Weltmacht des Heiligen Stuhles zwar nicht für wahrscheinlich, aber jedenfalls für möglich halte;[1])

b) Unterstützung für die Expansionsbestrebungen am Mittelmeer und an der Adria zu sichern.

Auf dieser Basis waren, im Sinne der von Rom erteilten Weisungen, die Vorschläge des Grafen Robilant formuliert. Graf Kálnoky aber wies diese entschieden zurück. Er wünschte nicht ein Bündnis im strengen Sinne des Wortes, sondern nur einen Neutralitätsvertrag abzuschließen, welcher Oesterreich-Ungarn vor einem italienischen Angriff zu schützen gehabt hätte. Demgemäß hätten die beiden Staaten sich nur verpflichtet: a) daß sie miteinander Frieden und Freundschaft aufrechterhalten, b) daß keiner der beiden Staaten einem Bündnis beitrete, welches für den andern nachteilig wäre, c) daß, wenn der eine Staat angegriffen werde, der andre ihm gegenüber eine wohlwollende Neutralität zu beobachten habe.[2])

Es gelang dem Grafen Robilant, Kálnoky von diesem Standpunkte Ende März abzubringen und zu bewegen, sich in die Diskussion der Bedingungen eines Bündnisses einzulassen.

Die Verhandlungen zogen sich in die Länge. Nicht nur, weil ein wiederholter Austausch von Mitteilungen zwischen Wien und Rom notwendig war, sondern auch deshalb, weil an den Verhandlungen Bismarck ebenfalls teilnahm.

---

[1]) In seiner Rede vom 8. Mai 1885 über die Verhandlungen des Jahres 1882.

[2]) Dies pflegt der Inhalt der Neutralitätsverträge zu sein. Die Punkte a) und b) sind in dem ersteren Artikel des endgültig geschlossenen Vertrages enthalten.

Digitized by Google

Große Schwierigkeiten mußten überwunden werden. Die erste betraf die gegenseitige Gewährleistung der territorialen Integrität. Kálnoky war dem abgeneigt, weil er dadurch Rom als Hauptstadt von Italien anerkannt hätte, wozu er mit Rücksicht auf den Heiligen Stuhl und die Gefühle der Katholiken der Monarchie nicht geneigt war. Da er aber mit der Tatsache der gegenseitigen Gewährleistung gleichzeitig das von Italienern bewohnte Gebiet der Monarchie gegenüber irredentistischen Ansprüchen schützen konnte, gab er nach.[1])

Die zweite Schwierigkeit ergab sich hinsichtlich der Frage der gegenseitigen Unterstützung der auf Gebietszuwachs gerichteten italienischen Bestrebungen. Daß Italien an den Ufern des Mittelmeeres Boden gewann, war für Oesterreich-Ungarn gleichgültig. Jedoch konnte dieses sich nicht der Möglichkeit aussetzen, wegen der Förderung solcher italienischer Bestrebungen in einen Krieg mit Frankreich verwickelt zu werden. Hiervon wollte auch Bismarck nichts wissen. Die italienische Regierung mußte sich darein fügen, daß in den Vertrag keine Bestimmung aufgenommen werde, welche sich auf die Mittelmeergebiete beziehen konnte.[2])

Um die italienische Regierung einigermaßen zu befriedigen, wurde in den Vertrag ein Satz aufgenommen, wonach die Verbündeten „einander innerhalb der Schranken ihrer eignen Interessen gegenseitig Unterstützung" versprachen.

Graf Kálnoky wollte aber nicht zugeben, daß diese Unterstützung durch die italienische Regierung so interpretiert werden könne, als ob sie sich auf die Balkaninteressen Italiens beziehen würde. Die Klarstellung dieser Angelegenheit konnte nicht umgangen werden. Da aber auch Italien nicht geneigt war, dem zuzustimmen, daß Oesterreich-Ungarn auf dem Balkan neue Eroberungen mache, einigten sich die Vertreter der beiden Staaten, daß sie die Aufrechterhaltung des Statusquo zum Ziele ihrer Orientpolitik machen und diese ihre Vereinbarung in einem Artikel des Vertrages aufnehmen wollten.[3])

Es ergab sich ferner die Notwendigkeit noch eines dritten Kompromisses.

Graf Kálnoky erwartete von der italienischen Regierung die Uebernahme der Verpflichtung, daß sie auf dem Gebiete der inneren Politik in einer mit den konservativen und monarchischen Interessen übereinstimmenden Richtung wirken werde. Die italienische Regierung hat jedoch die Erfüllung dieses Wunsches entschieden verweigert und war nur bereit, zur Beruhigung der Wiener und Berliner Regierungen in den Vertrag einen Satz einzuschalten, wonach die Verbündeten sich verpflichteten, über die politischen und wirtschaftlichen Fragen „allgemeiner Natur", welche auftauchen könnten, einen Gedankenaustausch zu pflegen.

---

[1]) Daß ein solcher Gewährleistungsartikel im Bündnis vorkommt, wissen wir aus der Rede des Ministers des Aeußern Goluchowski in der Delegation vom 7. Mai 1902, in welcher er betonte, daß der Dreibund „für jeden der Teilnehmer in der Sicherung des eignen Besitzstandes kulminiert".

[2]) Fürst Bülow sagte in seiner Rede vom 8. Januar 1902: „Die Mittelmeerfrage liegt überhaupt nicht auf dem Dreibundgebiete."

[3]) Ueber diesen Artikel gebe ich in einer weiteren Abhandlung bei Analyse des VII. Artikels des Bundesvertrags Aufschluß.

Digitized by Google

Bei Formulierung der Bündnisverträge ist es die schwerste Aufgabe, die Fälle festzustellen, in denen die Bundesgenossen sich gegenseitig mit Waffenmacht beizustehen verpflichtet sind. In dieser Verhandlung kam das Einverständnis leicht zustande. Italien wünschte selbstverständlich, daß diese Verpflichtung auf das engste begrenzt werde. Deutschland und Oesterreich-Ungarn machten dagegen keine Einwendung, indem sie gar nicht darauf rechneten, daß ihnen Italien im Falle eines Krieges mit bewaffneter Macht Hilfe leisten werde. Dies hat Bismarck bei einer Gelegenheit in seiner gewohnten charakteristischen Weise offen ausgesprochen: „Es genüge ihm, daß ein italienischer Korporal mit der italienischen Fahne und einem Trommler neben sich die Stellung gegen Westen, d. h. gegen Frankreich, und nicht gegen Osten, d. h. gegen Oesterreich nehme".[1]) Es wurde festgestellt, daß der Casus foederis nur dann eintrete, wenn einer der Verbündeten durch zwei oder mehrere Großmächte angegriffen würde. Sogar die wohlwollende Neutralität versprachen sie sich nur für den Fall, wenn der eine Staat, durch eine Großmacht in seiner Sicherheit bedroht, zu einem aggressiven Auftreten gezwungen wird.[2])

Die Dauer des Vertrages wurde auf fünf Jahre festgesetzt und die Geheimhaltung versprochen.

Mit diesen Ergebnissen waren die italienischen Botschafter in Berlin und Wien vollkommen zufriedengestellt. Sie rühmten sich in ihren Berichten dessen, daß das Minimum, hinter welches sich Graf Kálnoky anfänglich verschanzte, beträchtlich überschritten worden und daß man von dem ersten Plane im Dezember bis zum Mai „mit Riesenschritten" vorwärts gekommen sei.

Der wichtigste Erfolg war aber der, daß im Laufe der Verhandlungen Bismarck zu dem Entschlusse kam, zwischen Deutschland und Italien einen identischen Vertrag zu schließen, aus dem nur der Artikel über den Balkan weggelassen werden sollte, da der Reichskanzler die Balkanangelegenheiten als außerhalb der deutschen Interessensphäre stehend betrachtete.

So wurden die beiden gesonderten Verträge am 20. Mai 1882 einerseits durch Graf Kálnoky und Graf Robilant, anderseits durch Prinz Reuß und Graf Robilant ausgefertigt.[3])

Da man nicht nur die Bedingungen des Bündnisses, sondern auch die Tatsache des Zustandekommens desselben geheimhalten wollte, sprachen die führenden Staatsmänner der Regierungen der drei Mächte in ihren den Parlamenten vorgelegten Berichten nur vorsichtig mit verhüllten Worten hiervon.

Bismarck deutete am 12. Juni 1882 an, daß das Deutsche Reich sich mit den großen Monarchien vereinigt habe, welche „mit uns gemeinsame Interessen schützen und die Aufrechterhaltung des Friedens ebenso wie wir selbst wünschen".

---

[1]) Fürst v. Bülow: Deutsche Politik (Berlin 1914), S. 31.

[2]) In den Artikeln III und IV.

[3]) Diese Tatsache wurde von Dr. Heinrich Friedjung, auf Grund von Mitteilungen des deutschen Staatssekretärs Kiderlen-Wächter, festgestellt. „Der Inhalt des Dreibundes." In der Zeitschrift „Der Greif", 1913, Oktoberheft.

Digitized by Google

Der italienische Ministerpräsident sagte am 8. Oktober, „daß das Verhältnis Italiens zu sämtlichen Großmächten ein gutes und freundliches sei, jedoch bestehe eine innigere Eintracht mit den Zentralmächten, die an der Aufrechterhaltung des Friedens, der Verträge und des europäischen Statusquo in erster Linie interessiert sind."

Schließlich teilt Kálnoky in den Delegationen am 31. Oktober, von dem Wiener Besuch des Königs von Italien sprechend, mit, daß denselben zwei Motive bestimmten: die freundschaftliche Gesinnung für das österreichisch-ungarische Herrscherhaus und Italiens Absicht, sich der konservativen und friedlichen Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie anzuschließen; nicht nur seien beide Zwecke erreicht, sondern es wurde nach dem Besuch des Königspaares der Faden weitergesponnen, und das Verhältnis zwischen den beiden Staaten gestalte sich nun auf das freundschaftlichste.

Ueber die Ziele und Bedeutung des Dreibundes folgten im Laufe des Jahres nun zahllose Erklärungen in den Parlamenten der verbündeten Staaten. Als die charakteristischste erscheint die des Deutschen Reichskanzlers Fürsten von Bülow:

„Der Dreibund" (so sprach er im Deutschen Reichstage am 8. Mai 1902) „ist nicht eine Erwerbsgesellschaft, sondern er ist eine Versicherungsgesellschaft. Er ist nicht offensiv, sondern er ist defensiv; er ist nicht aggressiv, sondern er ist in hohem Grade friedlich. Er beruht nicht auf einer künstlichen Kombination, er stellt die Versöhnung dar zwischen den nationalen Errungenschaften, die aus den Kämpfen der sechziger und siebziger Jahre hervorgegangen sind, und den Prinzipien der Stabilität, die nach Beendigung der Napoleonischen Kriegsstürme auf der Basis der Wiener Verträge Europa während eines halben Jahrhunderts den Frieden gesichert haben. Der Dreibund verbindet die Vergangenheit mit der Gegenwart und sichert die Zukunft."

II.

Die deutsche sowie die österreichisch-ungarische Regierung, die im Dreibunde nur die Garantien des Friedens suchten, blieben befriedigt. Im Kreise der italienischen Regierung hingegen, wo man auch andre Vorteile erwartet hatte, überwog bald das Gefühl der Enttäuschung, als im Monat September 1884 die drei Kaiser in Skierniewicze zusammenkamen und hinsichtlich mehrerer europäischer Fragen zu geheimen Vereinbarungen gelangten. In Rom beurteilte man die Uebergehung Italiens als eine Demütigung, und man befürchtete, daß Oesterreich-Ungarn auf dem Balkan eines weiteren Gebietszuwachses teilhaftig werden, Italien aber bei der Teilung leer ausgehen würde.

Graf Robilant, der anfangs 1885 die Leitung der italienischen auswärtigen Politik übernahm, teilte der österreichisch-ungarischen Regierung sofort mit, daß er das freundschaftliche Verhältnis pflegen werde, jedoch entschlossen sei, die Interessen Italiens zu wahren, falls Neugestaltungen eintreten sollten. Im Sommer des nächsten Jahres aber, als der italienische Botschafter in Berlin

Digitized by Google

ihn aufmerksam machte, daß man wegen der Verlängerung des am 20. Mai des nächsten Jahres ablaufenden Dreibundes rechtzeitig Vorbereitungen treffen müsse, antwortete er ihm in folgender Weise: „Italien ist dieses sterilen Bündnisses (alliance inféconde) wahrlich müde, und ich werde mich nicht beeilen, dessen Verlängerung zu vollziehen, weil ich weiß, daß es für uns unfruchtbar (improductif) bleiben wird. Deshalb ist es mehr als wahrscheinlich, daß ich das Bündnis nicht erneuern werde."

Da aber das gewalttätige Auftreten Rußlands auf dem Balkan das Bündnis der drei Kaiser unhaltbar machte, gestaltete sich die politische Lage für Italien derart günstig, daß von Berlin und Wien aus Schritte zu einer Erneuerung des Dreibundes unternommen wurden. Robilant erklärte nun entschieden, daß er der unveränderten Verlängerung des Bündnisses nicht zustimmen könne und Ergänzungen zu dem Behufe verlangen müsse, damit die Interessen Italiens sowohl am Balkan wie am Mittelländischen Meere sichergestellt würden.

Als Rußland seine Gewalttätigkeiten damit gekrönt hatte, daß es den Fürsten von Bulgarien, Alexander von Battenberg, durch russische Söldlinge gefangennehmen ließ, ihn zur Abdankung zwang und einem russischen General die Regierung übertrug, erging Ende Oktober von Bismarck und Kálnoky an Robilant die Aufforderung, er möge inbetreff der neuen Artikel, die in den Bundesvertrag aufgenommen werden sollten, Vorschläge machen.

Als diese in Berlin eintrafen, erklärte der Reichskanzler auch diesmal, daß Deutschland in bezug auf die Interessen Italiens am Mittelmeer und am Balkan keine Verpflichtungen übernehmen könne, aber die italienischen Wünsche zugunsten seiner Expansion am Balkan in Wien zu unterstützen bereit sei.

Kálnoky gegenüber trat nun Robilant nicht mit schroffen Forderungen auf; im Gegenteil machte er ein verführerisches Anerbieten.

Er schlug vor, ihre beiden Staaten mögen „das künftige Schicksal der Türkei und ihres Gebietes regeln",[1]) in der Weise, daß, wenn die Aufrechterhaltung des Statusquo ermöglicht würde, sie die türkischen Gebiete, die zu ihrer Interessensphäre gehören, selbst besetzen würden; sie sollten nicht gezwungen sein, eine gemeinsame Aktion zu diesem Zwecke zu unternehmen; ein jeder der beiden Staaten könnte selbständig vorgehen, nur müßten sie ein vorhergehendes Uebereinkommen treffen, um für die zu erlangenden Vorteile sich gegenseitig Kompensationen zu bieten.

Sie sollten demnach den Standpunkt der Aufrechterhaltung des Statusquo mit dem des Gleichgewichtes am Balkan vertauschen.

Graf Kálnoky hatte sich von den Pfaden, auf die der vom Geiste kühner Initiative erfüllte Graf Andrássy die auswärtige Politik Oesterreich-Ungarns geführt hatte, weit entfernt. Er war von der Ueberzeugung geleitet, daß das

[1]) Diesen Ausdruck benützt die offizielle Darstellung des k. und k. Ministeriums des Aeußern in der „Vorgeschichte des Krieges mit Italien", S. 7.

Digitized by Google

Streben nach territorialer Ausdehnung im Osten und Süden mit den inneren Kraftverhältnissen der Monarchie nicht im Einklang stehe.[1])

Er zögerte demnach, auf die italienischen Vorschläge einzugehen. Bismarck hingegen drängte zur Befriedigung der Wünsche Italiens und zum Abschlusse der Verhandlungen.

Graf de Launay berichtete aus Berlin am 1. Dezember nach Rom: „Ich bin berechtigt, zu glauben, daß der Reichskanzler unserm Vertragsentwurfe das höchste Wohlwollen entgegenbringen und, soweit es möglich ist, guten Einfluß in Wien ausüben wird... Ich hoffe, daß, wenn wir auch nicht alles erhalten, was wir fordern, wir uns eine günstigere Position sichern werden als die im Vertrage vom Jahre 1882, die das damals Erreichbare darstellt, aber ohne die notwendigen Ergänzungen unsern seitdem bedeutend verbesserten Verhältnissen nicht entsprechen könnte."

Auch Ende Dezember meldete er, daß Graf Kálnoky zwar noch immer Schwierigkeiten bereite, jedoch bürge des Reichskanzlers und des Grafen Herbert Bismarck Wohlwollen für ein befriedigendes Resultat.

Die in Italien eingetretene Ministerkrise, die auch Robilants Demission zur Folge hatte, beschleunigte den Verlauf der Verhandlungen. Graf Kálnoky gab nach, und der neue Artikel wurde in einer beide Teile befriedigenden Weise formuliert. Deutschland blieb aus dessen Verfügungen ausgeschaltet, und der Text erhielt die Form einer nur Oesterreich-Ungarn und Italien bindenden besonderen Vereinbarung.[2])

Die andern Bestimmungen des Jahres 1882 wurden in den neuen Bundesvertrag übernommen, der nun in einem gemeinsamen Dokumente, für die Dauer von fünf Jahren, von den Vertretern der drei Mächte am 20. Februar 1887 in Berlin unterzeichnet wurde.[3])

Die Bedeutung dieses Aktes charakterisiert folgender Ausspruch eines französischen Exministers: „Wenn ich am Ruder gewesen wäre, hätte ich keinen Versuch gescheut, um die Unterfertigung dieses Vertrages zu verhindern. Ich betrachte dieses Ereignis als den härtesten der Schläge, die uns während der letzten achtzehn Jahre getroffen haben."[4])

---

[1]) Vgl. H. Friedjung: Graf Kálnoky, Biographisches Jahrbuch, III. Band, Berlin 1900.

[2]) Die Analyse dieses Artikels folgt im nächsten Hefte.

[3]) Friedjungs Mitteilungen im Greif l. c.

[4]) Chiala, S. 487.

Digitized by Google

Steht das Ende des Weltkrieges nahe bevor?

König Ferdinand von Bulgarien sagte in seiner Kundgebung an sein Volk: „Der europäische Krieg nähert sich seinem Ende." Die Wendung regt zu obiger Fragestellung an.

Für deren Beantwortung ist die Vorfrage maßgebend: Wie ist der gegenwärtige Krieg entstanden und wie ist sein jetziger Stand?

Daß der Krieg durch englische Einkreisungspolitik entstand, weiß ein jeder. Englands Kriegsziel ist in groben Zügen: Eindämmung Deutschlands (von Zermalmung ist schon lange keine Rede mehr) in Europa, auf dem Meere, außerhalb Europas. Frankreichs Kriegsziel ist Verwirklichung seines Vergeltungsgedankens (revanche). Also Wiedergewinnung der alten deutschen Reichslande, einschließlich des durch den Wiener Kongreß Erhaltenen, wenn möglich Erreichung der Rheingrenze.

Rußlands Kriegsziele sind Konstantinopel mit Dardanellen, Beseitigung deutschen und österreichischen Einflusses auf dem Balkan, Galizien, viel Geld.

Italien will die sog. „unerlösten" Gebietsteile der Donaumonarchie, Albaniens Küste, Teile der kleinasiatischen Küste haben.

Wie sind die Aussichten zur Verwirklichung dieser Ziele? Um mit Italien zu beginnen, so hat dieses bis jetzt in etwa halbjährigem Kriege nur Niederlagen erlitten. Es ist wenig Aussicht auf Befreiung der Unerlösten, die man übrigens bekanntlich ohne Krieg als Belohnung für nicht gebrochene Neutralität hätte haben können. Italiener haben im Kampfe mit Nichtitalienern noch immer Prügel bekommen. Nur wenn sie untereinander rauften, mußte einer Sieger sein. Gegen Italiens Festsetzung an der albanischen Küste dürften sich die Balkanstaaten, vielleicht mit Ausnahme des Schwiegervaters in Cettinje, wehren. Zur Festsetzung an der kleinasiatischen Küste aber dürften es die Türken nicht kommen lassen, wenn nicht der Vierbund unterliegt, und dazu ist — wie man weiter sehen wird — wenig Aussicht vorhanden.

Das Kriegsziel Rußlands — der Ausgang aus dem Schwarzen Meer — ist natürlich nur mit völliger Niederlage des Vierbundes zu verwirklichen. Auch dann ist die Sache noch recht fraglich, denn so gewiß dem Zarenreiche von den Ententebrüdern Konstantinopel und die Dardanellen versprochen sind, so gewiß würde im Falle des Sieges aus den Inseln, welche dem Hellespont westlich vorgelagert sind, England nie wieder fortgehen. Damit wäre der Besitz der Dardanellen, der freie Ausgang aus denselben eine fragliche Sache.

Ein andres russisches Kriegsziel ist Beseitigung des deutsch-österreichischen Einflusses auf dem Balkan. Von diesem Ziele ist Rußland nun freilich ferner denn je. Die Türkei ist den Mittelmächten in die Arme getrieben, Bulgarien

Digitized by Google

ist den Mittelstaaten augenblicklich militärisch wenigstens beigetreten, und ob Rumänien nebst Griechenland nach den allerneuesten, mit der Rücksicht des Vierverbandes auf kleine Staaten gemachten Erfahrungen Lust haben werden, Rußland noch weiter großen Einfluß auf dem Balkan zuzubilligen, erscheint recht zweifelhaft. Von Montenegro und Serbien ist es wohl unnötig, noch zu reden. Daß ferner Galizien nach den Erfahrungen des Jahres 1914/15 die Angliederung an den Kosakenstaat wünschen sollte, ist wohl sehr fraglich. Im übrigen ist nach dem Lauf der Dinge auch dieses Kriegsziel ferner denn je. Die Gewinnung vieler Milliarden mag dem anleihebedürftigen russischen Reiche ein lohnendes Kriegsziel sein, daß es erreichbar sein sollte, glaubt wohl aber in Rußland selbst niemand.

Völlig „reingefallen" ist Frankreich. Man darf wohl annehmen, daß dieses Land zufrieden sein wird, wenn es gelingt, den teuren Alliierten aus den Küstengebieten am Kanal wieder abzuschieben. — Aussicht auf Erreichung des Kriegszieles besteht jedenfalls nicht. England ist mit seinem freundschaftlichen Aushungerungsversuch reingefallen. Militärisch hat es zu Lande nichts erreicht. Unsern Handel hat es völlig lahmgelegt. In unsern Kolonien hat es uns schwer geschädigt, wobei Japan geholfen hat. Seine Flotte ist im großen und ganzen dank ihrer klugen Entsagung unversehrt. Kein Zweifel, England hat von unsern Feinden am wenigsten gelitten.

Aus diesen Bemerkungen ergibt sich anscheinend, daß — von England abgesehen — unsre Gegner wohl Anlaß hätten, Friedensgedanken zu hegen. Sie sind militärisch unterlegen, wir stehen in ihrem Lande bzw. sie nicht im unsrigen, denn der Streifen Galizien und von Elsaß ist nicht der Rede wert. Und doch sind wir dem Ende des Weltkrieges fern!

Das liegt in folgendem: Das deutsche Volk und auch das unsrer Verbündeten will für die großen Opfer, die es an Gut und Blut gebracht hat, auch eine große Entschädigung haben. Eine solche wird aber augenblicklich noch schwer zu haben sein. So zweifellos es ist, daß man unter den heutigen Verhältnissen und sehr zum Unterschiede von den Zeiten Karls XII. und Napoleons I. gewiß noch sehr tief in Rußland eindringen könnte, liegt die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens in dem gegebenen Kriege an mehreren Fronten. Rußland mit seinen tiefen Räumen kann einen Krieg unendlich lange fortsetzen. Zur Beendigung kann, wie im Mandschurischen Kriege, nur eine Revolution zwingen. Solange diese nicht eintritt, ist auch ein Kriegsende nicht abzusehen. Ein solches ist doppelt schwer zu erkennen, da die Interessen unsers treuen, tapferen und wirksamen Bundesgenossen, der Türkei, gewahrt werden müssen.

Um Englands Macht im Orient zu vernichten, zog 1798 Napoleon I. zur Besitznahme Aegyptens aus. Ueber dieses Land führt auch heute noch der Weg nach London. In dieser Richtung gehen Deutschlands und der Türkei Interessen eng zusammen. Denn letztere würde sich gewiß gern ihre alte Provinz bzw. ihren Tributärstaat wieder nehmen. Deutschland aber würde Englands

Digitized by Google

Seeherrschaft nur durch die Besitzveränderung am Suezkanal brechen können. Dieses Unternehmen ist aber ein solches von langer Dauer. Zwar die Besitzergreifung Serbiens ist der erste Schritt auf diesem Wege. Die Verbindung Konstantinopel—Sinaihalbinsel ist aber, ungeachtet der neuen Zweigbahn von der Hedschasbahn, die von Samaria (heute Sebastije) nach der Halbinsel Sinai führt, eine nach modernen Begriffen recht schwierige. Und doch ist sie zur Niederwerfung Englands durchaus nötig. Gerade damit ist aber das Ende des Weltkrieges ein sehr fernes. Gerade England, einschließlich des Königshauses, hat sich seit Eduards VII. Zeiten als solcher Todfeind Deutschlands auch in diesem Kriege erwiesen, daß eine Abrechnung mit ihm unvermeidlich ist. Erfolgt eine solche nicht endgültig in diesem Kriege, dann schleppt sich die Sache weiter und führt in einiger Zeit zu neuem kriegerischem Konflikt. Deshalb ist es so grundfalsch, vor Erreichung erheblicher Schwächung Englands vom Frieden zu reden.

Frankreich und Italien mit ihren Landforderungen werden sich ohne deren Befriedigung begnügen müssen. Sie werden aber immerhin so lange mitmachen, wie England das wünscht, d. h. also bis auf den letzten Franzosen, Italiener und — Russen.

Eine russische Revolution, Englands Niederlage in Aegypten würden auch die Franzosen und Italiener zur Friedfertigkeit nötigen. Bis dahin aber vergeht noch viel Zeit!

Wir können den Krieg noch aushalten und können, gestützt auf die glänzenden Erfolge unsers Heeres und unsrer Unterseeboote, im Verein mit unsern Bundesgenossen weiterkämpfen, bis wir, zwar nicht — wie unsre Feinde uns fälschlich nachsagen — die Weltherrschaft, aber unsern Platz an der Sonne errungen haben werden. Daß auch auf gegnerischer Seite an kein nahes Ende des großen Ringens gedacht wird, geht aus der Wochenübersicht des Londoner „Observer" vom 17. Oktober hervor. Dort heißt es: „Jetzt oder niemals! Das muß unsre Losung bleiben. Wenn wir auch sicher sein dürfen, in dem jetzigen Kampfe nicht unterzugehen, so werden wir doch — falls wir diesmal nicht ganze Arbeit tun, bald in einem neuen Krieg um unser Leben zu ringen haben." Auf Deutschland angewendet — ganz meine Meinung! Es geht diesmal ums Ganze!

v. G.

Digitized by Google

Amerikas Stellung zum Weltkriege[1]

Von

John L. Stoddard (Meran)

Der Schreiber dieses Artikels ist ein Amerikaner echt englischer Abstammung, der sein Vaterland liebt, aber tief die Haltung beklagt, die seine jetzige Regierung und die Mehrzahl seines Volkes angenommen hat. Seit lange im deutschösterreichischen Tirol wohnend und Deutschland genau kennend, hat er vom Beginn des Krieges an an seine Landsleute in den Vereinigten Staaten viele offene Briefe gerichtet und Flugschriften verfaßt, die dort weite Verbreitung gefunden und ihm viele öffentliche und private Antworten aus allen Parteien seines Vaterlandes gebracht haben. Sowohl auf diese Erwiderungen als auch auf seine eigne Kenntnis Amerikas, die er sich in den langen Jahrzehnten vor seinem Aufenthalte in Europa aneignete, gründet er die Urteile dieses Artikels, der sich hauptsächlich mit der Frage beschäftigt:

Welches ist die Auffassung und das Verhalten der ausschlaggebenden Mehrzahl der Amerikaner angesichts dieses Weltkrieges?

Ich muß nachdrücklich die „ausschlaggebende Mehrzahl" hervorheben, denn hinsichtlich des Krieges sind die Einwohner der Vereinigten Staaten in zwei Lager geteilt, die sich numerisch mehr das Gleichgewicht halten, als man gewöhnlich annimmt. Da jedoch die größere dieser Parteien viele führende Regierungsbeamte, die meisten amerikanischen Plutokraten und im wesentlichen die ganze Presse in ihren Reihen aufweist, haben wir vornehmlich mit diesem vorherrschenden Element zu rechnen, wenn wir in der jetzigen Krisis von Amerika sprechen. Abgesehen von einem verhältnismäßig kleinen Teil von Deutschamerikanern, der wegen Geldgewinns Kriegsmaterial fabriziert oder wegen politischen Vorteils den Präsidenten in seiner auswärtigen Politik unterstützt, kann als sicher angenommen werden, daß fast alle Amerikaner deutscher oder österreichischer oder ungarischer Abstammung — deren Zahl beläuft sich ungefähr auf 20 Millionen — auf der Seite der mitteleuropäischen Reiche stehen, ebenso wie ein sehr großer Prozentsatz der von Irländern oder Skandinaviern abstammenden Amerikaner, die sich zusammen auch wieder auf 20 Millionen

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Der Aufsatz des Herrn Stoddard, den wir hier veröffentlichen, ist ein wertvolles Zeugnis für die Stimmung, mit der auch echt amerikanisch gesinnte Amerikaner ohne „Bindestrich" den deutschfeindlichen Strömungen in der Bevölkerung und der amtlichen Politik ihres Vaterlandes gegenüberstehen. Wegen des dokumentarischen Wertes dieser Ausführungen hielten wir uns nicht für befugt, die eine oder andre Stelle zu mildern, die vielleicht schroffer klingt, als wir in Deutschland sie zurzeit formuliert hätten. Die starke Vaterlandsliebe und warme Menschlichkeit, die den Grundton des Stoddardschen Aufsatzes bilden, rechtfertigen für das Gefühl auch jene Härten.

Digitized by Google

belaufen. Allerdings entspringt die irische Sympathie mehr dem Hasse gegen England als dem Wohlwollen für Deutschland, aber jedenfalls führt sie die Auswanderer aus Erin auf die Seite der Zentralmächte. Hierzu kommen noch viele Tausende Amerikaner, die ebenso wie der Verfasser dieses Artikels, obgleich englischer Herkunft, Deutschland und Oesterreich-Ungarn lieben und ihre Sache verteidigen. Alle diese bilden zusammen zwar eine große Partei der Bevölkerung, sind aber doch eine Minderzahl; und ihre Gegner von meistens britischer Herkunft sind unglücklicherweise nicht nur zahlreicher, sondern viel mächtiger.

„Vergessen Sie nicht," sagte neulich ein vornehmer Amerikaner zu mir, „daß es Millionen amerikanischer Bürger gibt, die den Krieg so wie Sie beurteilen, aber sie sind machtlos, die Handlungen zu verhindern, über die Sie klagen." Bei dieser anglophilen Majorität in Amerika herrscht die Auffassung vor, daß Deutschland rücksichtslos die Weltherrschaft an sich reißen wolle, und daß sein Kaiser gern ein zweiter Napoleon sei, der die bisherigen Friedensjahre alle dazu benutzt habe, endlich diesen Weltkrieg zu entfachen. Außerdem erheben sie ein mächtiges Geschrei gegen den deutschen „Militarismus" und nennen ihn eine der ganzen Welt drohende Gefahr, indem sie die Tatsache außer acht lassen, daß Rußland und Frankreich größere Summen für ihren Militarismus ausgeben als Deutschland für den seinigen. Auch wollen sie die viel größere Gefahr des britischen Navalismus nicht sehen, welcher jetzt die neutralen Staaten so schwer bedrückt. Anscheinend machen sie sich auch nicht klar, daß dieser Navalismus sich frei über die ganze Welt bewegen kann, während der deutsche Militarismus wenigstens auf den Kontinent beschränkt ist. Besser unterrichtete Amerikaner, die in Deutschland gelebt haben, erheben sich vergeblich gegen die Unrichtigkeit und Unsinnigkeit solcher Behauptungen. Kein Beweismittel scheint die Ansichten derjenigen zu ändern, die im Anfang die englische Ueberlieferung der Kriegsursachen annahmen, die in Hunderten von Zeitungen ausposaunt wurde, als die öffentliche Meinung noch „wax to receive, and marble to retain" war. Noch überraschender wirkt die Tatsache, daß diese grotesk irrigen Auffassungen sich in Amerika nicht auf die ungebildeten Klassen beschränken. Wenn man drüben einen Droschkenkutscher auf der Straße, einen Kaufmann im Laden oder gar einen Universitätsprofessor nach seiner Meinung über Deutschland und dessen Kaiser befragte, würden die Antworten sachlich übereinstimmen und den obengenannten Gefühlen der Majorität in den meisten Fällen entsprechen. Kurz, die große Menge der Amerikaner sieht Deutschland nur durch englische Brillen.

Natürlich findet die Meinung dieser anglophilen Majorität ihren Ausdruck in ihrem Verhalten. Welches ist nun dieses Verhalten? Ehre, dem Ehre gebührt! Fangen wir mit dem Präsidenten an! Beim Ausbruche des Krieges erließ der Präsident einen bewundernswerten Aufruf an das amerikanische Volk, in welchem er sagte: „Jeder, der Amerika wahrhaft liebt, wird im wahren Sinne der Neutralität sprechen und handeln, d. h. im Geiste der Unparteilichkeit, Gerechtigkeit und Freundschaft gegen alle Beteiligten. Die Vereinigten

Digitized by Google

Staaten müssen in Wort und Tat in diesen Tagen schwerer Prüfung für die Menschen neutral sein. Unparteiisch in Gesinnung und Tat müssen wir denjenigen unsrer Gefühle und unsrer Handlungen einen Zaum anlegen, die als eine Bevorzugung einer der ringenden Parteien ausgelegt werden könnten. Ich gebe hier — dessen bin ich gewiß — dem ernsten Wunsche und Bestreben jedes wohldenkenden Amerikaners Ausdruck, daß unser großes Vaterland sich in dieser Zeit besonderer Schicksalsprüfung als ein Volk bewähren soll, das geschickt, selbständig, redlich und selbstlos nur das tut, was dem Weltfrieden wahrhaft dienlich ist."

In dem Lichte von Amerikas Handlungsweise nach der Veröffentlichung dieses Aufrufs scheinen diese Worte reiner Hohn. Zusammengehalten mit des Präsidenten Anordnung eines allgemeinen Bettages für den Frieden scheinen sie eine Gotteslästerung. Außerhalb der Grenzen Amerikas möchte es schwerhalten, selbst in den Ländern der Entente irgend jemand zu finden, der wirklich glaubt, daß Präsident Wilson „den Geist der Unparteilichkeit, Gerechtigkeit und Freundschaft für alle Beteiligten" an den Tag gelegt habe. Im Gegenteil ist Amerika unter seiner Führung alles andere als neutral gewesen und hat weder seinen Gefühlen noch seinen Taten irgendwelchen Zaum angelegt. Was aber die Worte „selbstlos und dem Weltfrieden dienlich" betrifft, würde es, wenn sie sich auf diese Weltkatastrophe beziehen sollen, wohl große Schwierigkeit haben, irgendeinen für sein Verhalten weniger kennzeichnenden Ausdruck zu finden. Natürlich steht im grellsten Widerspruche mit des Präsidenten Aeußerung die von Amerika ausschließlich für die Verbündeten bestimmte Verfertigung und Verschiffung der ungeheuren Mengen von Munition und Kriegsmaterial. Uns die Behauptung zumuten, daß dieser einseitige Bluthandel sich mit Neutralität und Weltfrieden vertrage, heißt unsre Urteilskraft herabsetzen. Die Behauptung ist ein hohler, ruchloser Vorwand. Wenn der Präsident es wollte oder wagte, hätte er längst die Sperre auf diese Verlängerung des europäischen Gemetzels legen können. Frühere Präsidenten der Republik hatten die Verschiffung von Waffen an kriegführende Mächte verboten. Er selbst sperrte vor kurzem den Kriegsmaterialversand an Mexiko. Als er im Jahre 1913 sich weigerte, an Mexiko Munition zu liefern, sagte er: „Ich halte es für meine Pflicht, diese mir durch das Gesetz vom 14. März 1912 übertragene Machtvollkommenheit dahin auszuüben, daß keine Seite der jetzt in Mexiko Kämpfenden irgendwelche Unterstützung von dieser Seite der Grenze erhalte. Ich werde die beste Neutralitätspraxis befolgen, indem ich die Ausfuhr von Waffen und Kriegsmunition irgendwelcher Art aus Amerika nach irgendeinem Teile der Republik Mexiko verbiete." So sprach Herr Wilson damals. So handelte Herr Wilson damals. Trotzdem behauptet er jetzt, daß eine Sperre auf Kriegsmunition für die Verbündeten gesetzwidrig sein und einen Bruch der Neutralität bedeuten würde! Mit andern Worten, was er für Mexiko tat, weigert er sich für Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu tun. Diese Inkonsequenz artet in Eigensinn aus, wenn er herausfordernd betont, daß, selbst wenn der Kongreß ein Gesetz

Digitized by Google

gegen die Ausfuhr von Kriegsmaterial einbrächte, er dagegen ein Veto einlegen würde. Millionen Menschen haben nach Kenntnisnahme dieser widerspruchsvollen Aeußerungen sich gefragt: Heuchelt der Mann oder ist er verrückt? Keins von beiden. Er ist ein Schulmeister, aus dem vorübergehend ein Herrscher geworden ist. Der Regel nach werden Schulmeister leicht diktatorisch, besonders wenn sie zu Machtstellung gelangen. Selbst wenn sie schon längst den Pädagogen an den Nagel gehängt haben, bleibt ihnen eine Spur lehrhafter Bestimmtheit. Das sieht man an Herrn Wilsons etwas herablassenden und ex cathedra geschriebenen Noten an Deutschland. In der Ueberzeugung, daß seine Gründe rein moralischem Boden entspringen, und daß er verpflichtet ist, seine Ideen um jeden Preis durchzusetzen, wird ein solcher Doktrinär leicht störrisch. Dasselbe trat zutage bei einem andern Zuge seiner Mexikopolitik, als er aus tief moralischen Gründen sich weigerte, Señor Huerta als den tatsächlichen Präsidenten dieses Landes anzuerkennen, obgleich alle europäischen Völker ihn anerkannt hatten, da er der kräftigste unter den in die Wahl kommenden Männern war. Diesen Standpunkt zu verlassen, weigerte er sich beständig, sogar als es sich zeigte, daß er auf diese Weise seine Unterstützung zwei gewissenlosen Guerillahäuptlingen gab, von denen der eine, der berühmte Villa, tausendmal grausamer und brutaler war als Huerta selbst.

Aber Herr Wilson hat seine Parteilichkeit nicht allein in der Duldung der Kriegsmateriallieferung an die Verbündeten gezeigt.

1. Er hat den Vierverbandsmächten unbeschränkte Benutzung mehrerer Kabel zwischen den Vereinigten Staaten und Europa gewährt; hingegen hat er den einzigen telegraphischen Verkehr zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland verhindert und unter die Zensur der Regierung gestellt — die drahtlose Station von Sayville.

In einem Briefe an den amerikanischen Staatssekretär schreibt Herr Dr. Dumba, der ehemalige österreichisch-ungarische Botschafter in den Vereinigten Staaten, zu seiner Verteidigung u. a. folgendes: „Da der österreichisch-ungarische Botschafter seit vielen Monaten sich in der unerhörten Lage befindet, mit seiner Regierung nicht außeramtliche Nachrichten austauschen zu können, während unsre Feinde die Kabel unbehindert für ihre geheimen Amtsdepeschen ohne Zensur benutzen dürfen, habe ich jetzt erst durch die Gnade Ihres Ministeriums mit meiner Regierung durch die Deutsche Botschaft, aber auch nur so weit verkehren dürfen, um Urlaub zu dem Zwecke zu erbitten, persönlich meine Lage darlegen zu können oder ein aufhebendes Urteil über die in Euer Exzellenz Schreiben enthaltenen Anklagen zu erreichen, und warte noch auf die Antwort. Ich habe nicht einmal meiner Regierung melden können, daß ich es leugne, mich irgendwie gegen die Gesetze des Landes, bei dem ich akkreditiert bin, und dessen Gastfreundschaft ich genossen, aber nie mißbraucht habe, vergangen zu haben. Diese Nachricht wurde von Ihrem Zensor zurückgewiesen, wie ich unten erklären werde. Auf unerklärliche Weise wurde diese private Nachricht der Presse übergeben und veröffentlicht . . .

Digitized by Google

„Was den Vorwurf gegen mich betrifft, daß ich einen Brief durch den Amerikaner Archibald schickte, so muß ich die Aufmerksamkeit Eurer Exzellenz wiederholt auf die traurigen Zustände lenken, unter denen die Vertreter der Länder, die mit den Alliierten im Kriege sind, infolge der Handlungsweise ihrer Regierung sich hier befinden. Wir haben keine Gelegenheit, die Kabel zu benutzen, die unsern Gegnern völlig frei und ohne Zensur zur Verfügung stehen. Unsre einzige Verbindung mit unsrer Regierung muß durch offene, unchiffrierte, drahtlose Depeschen geschehen, die einer so rigorosen Zensur unterworfen werden, daß z. B. mein eignes Telegramm an mein Auswärtiges Amt, worin ich eine Anfrage auf die von Eurer Exzellenz gestellte Bitte um meine Abberufung beantworten wollte, mir von dem amerikanischen Zensor zurückgestellt wurde mit dem Bemerken, es sei eine Verletzung der Neutralität meine Regierung wissen zu lassen, welcher Art die Papiere wären, die die englische Regierung bei Archibald beschlagnahmt hätte, dies, obwohl die Schriftstücke selbst in allen Zeitungen in Amerika veröffentlicht werden durften."

2. Mr. Wilson ermahnte die Amerikaner, das im Kriegszustand befindliche Mexiko zu verlassen und ihm fernzubleiben, aber er warnte sie nicht, auf britischen, mit Munition für Deutschlands Feinde beladenen Schiffen zu reisen, obgleich ihre Anwesenheit zu Verwicklungen führen konnte, die Amerika in den Krieg hätten stürzen können.

Deutschland hat das Recht, alle Schiffe, die seine Feinde mit Kriegsmaterial versorgen, zu vernichten. Das wußte Herr Wilson. Er wußte auch, daß das amerikanische Gesetz und die Gebräuche der zivilisierten Völker die Verschiffung von Zündstoffen auf Passagierdampfern verbieten. Wenn er wollte, konnte er wohl die Amerikaner vor der Einschiffung auf solchen Dampfern warnen. Das hätte jeder Möglichkeit von Mißhelligkeiten mit Deutschland den Boden entzogen. Wenn es unumgänglich notwendig für Amerikaner wäre, auf solchen Schiffen zu reisen, könnten wir vielleicht sein Verfahren entschuldigen. Aber diese Notwendigkeit liegt nicht vor. Eine Menge neutraler Schiffe laden keine Munition, und auf diesen wären die Amerikaner durchaus ungefährdet. Reichen dieselben für den Reiseverkehr nicht aus, so ist überdies Deutschland einverstanden damit, daß vier feindliche Dampfer den Amerikanern unter der Voraussicht zur Verfügung gestellt werden, daß sie kein Kriegsmaterial befördern. Was konnte man gegen diesen Vorschlag einwenden? Was wäre gerechter und nützlicher, um jene Schwierigkeit zu beheben? Dennoch verwarf ihn Herrn Wilsons Eigensinn, und er machte Deutschland dem Wesen nach ungefähr folgende Erklärung: „Die Amerikaner sollen, wenn sie Lust haben, auf Munitionstransportschiffen reisen. Gleichviel, ob andre Dampfer ohne Kriegsmaterialladung zur Verfügung stehen, gehen unsre Bürger lieber an Bord von Schiffen, deren Ladung Tod und Verstümmelung für Hunderttausende eurer Söhne bedeutet, aber ihre Anwesenheit soll gerade diese Schiffe vor feindlichem Angriff sicherstellen." Nach diesem Grundsatze würde ein halbes Dutzend gemieteter Amerikaner genügen, um die sichere

Digitized by Google

Ankunft von Kriegsmaterial zu garantieren, das ausreichen würde, ein deutsches Armeekorps zu vernichten!

3. Ferner wird ein ehrenhafter Verteidiger der deutschen Sache, wie Herr Dr. Dernburg, beschimpft und aus Amerika verjagt, während Herr Roosevelt das Land durchreist und offen die Pflicht und Notwendigkeit, den Krieg zu erklären, predigt und den Haß gegen die Deutschamerikaner schürt, indem er sie als Verräter bezeichnet. Zu beiden Fällen schweigt die Regierung.

4. Ebensowenig erinnert der Präsident das Volk an seine Aufforderung zur Neutralität, wenn er sieht, wie viele friedliche Industriebetriebe des Landes aus lauter Gewinngier in Waffen- und Schrapnellfabriken umgewandelt werden in einem Umfange, wie die Geschichte es noch nie gesehen hat.

5. Vor einem Jahre gab der Präsident zu verstehen, daß eine Geldanleihe für eine kriegführende Nation bei der Regierung der Vereinigten Staaten nicht gebilligt werden würde. Damals wurde die Anleihe nicht gemacht. Aber jetzt leiht man mehr als eine halbe Milliarde Dollar! Selbstverständlich macht die Regierung diese Anleihe nicht selbst, aber sie erhebt keinen Einspruch dagegen, und es sind die Wall-Street-Finanzmänner, welche im Einvernehmen mit dem Schatzsekretär — der Herrn Wilsons Schwiegersohn ist — auf diese Weise vorläufig das Kriegsmaterial bezahlen, das die Verbündeten nicht in Gold bezahlen können.

6. Auch ist es schwierig, den ursprünglichen Aufruf des Präsidenten zur Neutralität mit der Aushebung von Amerikanern für das britische Heer in Einklang zu bringen, die in verschiedenen Teilen Amerikas erfolgt ist, sogar ohne die geringste Verschleierung; und ebensowenig stimmen jene Worte zu der von Sekretär Lansing erklärten Weigerung, den Bau einer Anzahl schneller Seemotorboote zum Schutze gegen die deutschen Tauchboote zu verhindern. Allerdings werden diese Boote nicht fertig abgeliefert, sondern die einzelnen Bestandteile nach Kanada geschickt, um später in Frankreich oder England zusammengesetzt zu werden. Sie fertig einschiffen wäre Neutralitätsbruch!

7. Herr Wilson, als vollziehende Staatsgewalt der Republik, läßt es sich gefallen, daß England sich amerikanischer Schiffe und Ladungen bemächtigt und sogar amerikanische Bürger anhält und zurückhält. Die Depesche der „Associated Press", von London den 14. Oktober 1914 datiert, sagt: „Großbritannien hat sich das Recht angemaßt, amerikanische Reisende, deren Namen oder äußere Erscheinung dem prüfenden Beamten den Eindruck teutonischer Rasse machen, festzuhalten. „Amerikanische Pässe nutzen nichts." Solche amerikanische Bürger wurden tatsächlich in Konzentrationslagern in England untergebracht.

8. Wenn irgend etwas von der Haager Konferenz für unverletzlich erklärt worden war, so war es die Privatpost von einem neutralen Lande zum andern. Aber England hat trotz diesem Abkommen wiederholt Post auf dem Wege von neutralen Ländern Europas nach Amerika und umgekehrt direkt von den holländischen und skandinavischen Dampfern zur Durchsicht an sich genommen und manchmal auch vernichtet. Abgesehen von dem grausamen seelischen Leiden und

Digitized by Google

bangen Warten, das hierdurch Tausenden unschuldiger Nichtkämpfer auferlegt wird, schadet dieses Verfahren bedeutend dem Handel solcher Länder. Die amerikanische Gesellschaft für Handel und Gewerbe in Berlin hat neulich von Bankein- und -ausfuhrhäusern in den Vereinigten Staaten Mitteilung erhalten des Inhalts, daß nur ungefähr die Hälfte der an neutrale europäische Länder gerichteten Post ihr Ziel erreicht. Und dennoch erträgt Amerika demütig eine so skandalöse Behandlung ... von Großbritannien!

9. Selbst der amerikanischen Flagge wird von dem Beherrscher der Meere die notwendige Achtung nicht erwiesen! Sie ist von amerikanischen Schiffen, die man zur Durchsuchung angehalten hat, heruntergeholt und auf englischen Schiffen gehißt worden zum Schutze gegen deutsche Tauchboote! Dennoch hat die amerikanische Regierung weder ein ernstes Wort geredet noch etwas Ernstes unternommen! Der neuliche Mißbrauch der Sterne und Streifen durch das britische Kriegsschiff „Baralong", um sich einem deutschen Tauchboote genügend zu nähern, es zu zerstören und kaltblütig die schiffbrüchige Mannschaft hinzumorden, ist eine abscheuliche Verletzung der „Humanität", welche Herr Wilson so oft anruft, und ein Schimpf für das Land, dessen Flagge dazu helfen mußte, die gemeine Handlung zu vollziehen. Wenn sich die Einzelheiten dieses Verbrechens bestätigen, wird es sehr belehrend sein, zu erfahren, was für Schritte die amerikanische Regierung tun wird, um ihre Entrüstung — denn es ist unglaublich, daß sie über eine solche Tat nicht entrüstet sein sollte — der britischen Regierung auszudrücken.

10. Man sagt uns, daß die Amerikaner nicht fremde Schiffe ankaufen dürfen, um ihre so notwendige Handelsmarine auszubauen, weil es leider Gottes England nicht gefällt! Tatsächlich warnte im vorigen Jahre der Senator Lodge seine Landsleute feierlichst davor, die amerikanische Flagge auf angekauften deutschen Schiffen zu hissen, sonst könnten Deutschlands Feinde dadurch gereizt werden!

11. Wenn Herr Wilson dies ungerügt geschehen läßt, warum besteht er nicht wenigstens darauf, daß neutrale Schiffe die Erlaubnis haben, ihre Ladung nach neutralen Häfen unbelästigt zu führen, wie es die Londoner Erklärung von 1909 bestimmt? Ueber zweitausend Schiffe mit Amerika gehörender Ladung sind von England schon zurückgehalten und Lebensmittel im Werte von 15 Millionen Dollar sind von ihm aufgehalten worden. Sogar die Baumwolle hat es als Bannware erklärt, und es hat seinen eignen Preis für solche Beträge, die es selbst zu kaufen wünscht, gemacht. Dennoch hat der Präsident kein Ultimatum gestellt wegen Freigabe der zurückbehaltenen Schiffsladungen oder um Englands Widerruf seiner Entscheidung über die Baumwolle herbeizuführen, obgleich diese beiden Handlungen für Millionen Amerikaner ungeheuren Schaden bedeuten. Die Kaufleute aus den Südstaaten und ihre Vertreter im Kongreß erheben Protest gegen solche Zustände, aber bisher haben Herrn Wilsons sanfte Worte nichts erzielt. Fast keine Zeitung, die „Washington Post" und die Mr. Hearst gehörigen Blätter ausgenommen, hat es gewagt, in dieser Hinsicht den echt amerikanischen Geist hervorzukehren.

Digitized by Google

12. Ein noch schlimmeres Schauspiel der Unterwürfigkeit der Amerikaner gegen England — wenn das überhaupt noch möglich ist — bietet die Tatsache, daß amerikanische Fabrikanten Wolle und Gummi im Rohzustande nur unter der Bedingung kaufen dürfen, daß sie ihre sämtlichen Woll- und Gummierzeugnisse durch eine britische Agentur verkaufen! Das ist gleichbedeutend damit, daß sie selbst an neutrale Länder ohne Erlaubnis der Briten ihre Waren nicht verkaufen dürfen. „Unsre Gummifabrikanten," sagte neulich ein Mitglied des amerikanischen Klubs für Gummifabrikation, „waren hilflos. Großbritannien hatte die Macht, seine Bedingungen durch Ausschluß des Kolonialgummis durchzusetzen. Uns blieb bloß die Wahl, uns zu fügen oder das Geschäft zu verlieren. Diese Bedingungen sind ungesetzlich und demütigend." Eigentlich herrschen im Kupfer- und Zinnhandel dieselben Bedingungen. Auch den Fleischhändlern wird es von dem anmaßenden Meerbeherrscher nicht gestattet, selbst an Neutrale ihre Waren zu verkaufen außer mit britischer Einwilligung. Bescheidene Einsprüche gegen diese gewaltsame Behandlung der Neutralen haben bis jetzt nicht mehr Erfolg gehabt als der Wind, der über den Schornsteinen eines Dreadnought pfeift. Die einzige Möglichkeit, mit England auszukommen, ist, ihm mit eigner Münze heimzuzahlen. Ein starker und wahrhaft amerikanisch empfindender Präsident hätte gedroht, auf unsre Einschiffungen von Munition und Lebensmitteln die Sperre zu verhängen, wenn diese schmachvollen Bedingungen nicht geändert würden. Herr Wilson dagegen hat sich dafür entschuldigt, daß er bei der britischen Regierung nicht mit mehr Energie durch die Erklärung protestiert hat, daß man sich über die „Lusitania"- und „Arabic"-Vorfälle zuerst mit Deutschland auseinandersetzen solle. Aber was haben diese mit der Behandlung des amerikanischen Handels zu schaffen?

Man wird doch vielleicht sagen, daß Herr Wilson eine kräftige Note an London hierüber noch schicken wird.[1]) Aber das sagt man schon lange. Unwillkürlich denkt man dabei an die Inschrift, die Reisende in Italien manchmal auf den Barbiergeschäften lesen konnten: „Domani si fa la barba gratis" (morgen wird umsonst rasiert). Wenn ein Kunde jemals dem italienischen Figaro bemerkte, daß das Morgen von gestern schon da sei, sagte man ihm, daß die Inschrift wieder für morgen gelte. Und selbst wenn die versprochene, in noch so starken Ausdrücken abgefaßte Note geschickt wird, bleibt noch die Frage bestehen: Warum wurde sie nicht längst abgesandt? Mit absoluter Sicherheit läßt sich behaupten, daß das Volk in Amerika Krieg mit niemand wünscht, trotz allen törichten und bösartigen Reden des abgetanen Demagogen Roosevelt. Das weiß Herr Wilson ganz wohl; darum hütet er sich, in seinen Noten gegen England und gegen Deutschland zu kriegslustig aufzutreten. Die Anerkennung

[1]) Die Note ist unterdes wirklich abgesandt worden. Sie ist in ziemlich energischer Sprache gehalten, doch besteht kein Zweifel darüber, daß Herr Wilson selbst ihr nur akademischen Wert beimißt und erst nach Beendigung des Krieges, d. h. wenn England dadurch nicht mehr in seiner Handlungsfreiheit beeinträchtigt wird, ernsthafter auf Erfüllung der von ihm aufgestellten Forderungen bestehen will. Anmerkung der Redaktion.

Digitized by Google

wenigstens zollen ihm die Amerikaner; aber der Urteilsspruch der Geschichte wird doch der sein, daß er die Wagschale der Neutralität nicht im Gleichgewicht gehalten hat. Trotz all seiner Starrköpfigkeit ist er nicht stark genug gewesen, nach seinem ursprünglichen Programm der Neutralität zu leben. Der ihm von der englandfreundlichen Presse, den Plutokraten und den Briten auferlegte Zwang war unwiderstehlich, weil die Denk- und Handlungsweise, in die man ihn drängte, seiner eignen Neigung zusagte. Seine Pflicht war, alle Kriegführenden gleichmäßig zu behandeln. Das hat er nicht getan. Spätere Geschichtschreiber werden seine Verwaltung als eine dem amerikanischen Geiste nicht gerecht werdende und eine der demütigendsten in der Geschichte Amerikas brandmarken. Vielleicht trägt auch der Umstand, daß Herrn Wilsons Mutter eine Engländerin war, sein Teil bei zu seiner Vorliebe für England; denn wahrlich, er scheint wie besessen von der Furcht, daß er die britische Regierung auch nur durch die unbedeutendste Kleinigkeit beleidigen könnte. So z. B. wurde am 4. Juli 1915, dem Jahrestage der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, in Guilford, Nordkarolina, ein Reiterstandbild General Nathaniel Greenes enthüllt, der gegen die britischen Heere vor 135 Jahren gekämpft hatte. General Greene war nach Washington der tüchtigste Befehlshaber im Revolutionskriege. Es würde also bei der Einweihung eines Denkmals für einen so tapferen Nationalhelden fast unerläßlich scheinen, daß der Präsident der Vereinigten Staaten daran teilnimmt. Herr Wilson lehnte jedoch ab zu erscheinen, da seine Anwesenheit von den Briten als ein Neutralitätsbruch empfunden werden könnte! Bei einer solchen Entschuldigung aus dem Munde des Hauptes des großen Freistaates im Jahre des Herrn 1915 müssen sich ja die Unterzeichner der Unabhängigkeitsakte im Grabe umdrehen! Können wir uns dann wundern, wenn das „New York Evening Journal“ vom 25. August 1915 fragt: „Sind wir ein unabhängiges Land oder eine englische Kolonie? Haben wir einen Präsidenten, der britischer Untertan oder amerikanischer Bürger ist? Sind wir nach all diesem noch sicher, daß unser Land ein Land der Tapfern und Freien ist? Wenn dem so ist, dann ist jetzt die Stunde, unsre Tapferkeit und unsre Unabhängigkeit zu beweisen. England hat unsern Baumwollhandel unterbunden; so wollen wir unsre Waffenausfuhr einstellen. Laßt uns unsrer Vorfahren würdig sein, die für die Freiheit kämpften und sie erfochten.“

Man könnte die Frage stellen: Warum den Präsidenten für alle diese Anzeichen der Parteilichkeit verantwortlich machen, warum nicht seine Minister? Weil die Minister der amerikanischen Regierung nicht die Verantwortung tragen, die auf den Ministern europäischer Mächte ruht. Sie sind nur Räte und Gehilfen des Präsidenten, die er persönlich ohne Rücksichtnahme auf das Volk ernennt. Einen Wechsel der Verwaltung und die Ernennung eines neuen Ministeriums als Resultat einer verurteilenden Abstimmung im Senat oder im Unterhause kennt man in den Vereinigten Staaten nicht. Die Erwählung neuer Kongreßmitglieder kann während derselben Präsidentschaft einen Wechsel in der Politik herbeiführen, aber ein definitiver Wechsel tritt erst bei der Wahl eines

Digitized by Google

neuen Präsidenten ein, dessen Zeit vier Jahre läuft. Der Präsident allein ist tatsächlich verantwortlich und besitzt in mancher Beziehung während seiner Regierungsperiode mehr Macht als der Deutsche Kaiser. Zudem sind Herrn Wilsons Minister meist unbedeutende, bisher in den Regierungsgeschäften unerfahrene Leute Auch der jetzige Staatssekretär war vor seinem Eintritt ins Kabinett ein ziemlich unbekannter Rechtsanwalt. Im Zusammenhang hiermit möchte ich erwähnen, daß zwei Mitglieder von Herrn Wilsons Kabinett von englischer Geburt sind. Herr Lane, der Sekretär des Innern, ist in Kanada geboren, und Herr W. R. Wilson im Arbeitsministerium ist ein Schotte von Geburt. Die Tatsache, daß diese beiden Männer natürlich sehr englandfreundlich sind, veranlaßte die amerikanische Unabhängigkeitsliga vor kurzem, ihre Entlassung auf die Tagesordnung zu setzen.

Sollte man mich fragen, wie ich als Amerikaner mein Land so kritisieren kann, würde ich antworten: „Gerade weil ich Amerikaner bin im alten, unabhängigen Sinne des Wortes und das Recht für mich beanspruche, frei die Regierung zu tadeln, wenn sie nach meiner Ansicht auf falscher Fährte sich befindet. Seinem Lande, aber nicht einer besonderen Verwaltung, schuldet man Gehorsam." Ich halte es tatsächlich für die Pflicht echter Amerikaner, diejenigen zu verurteilen, die aus Schwäche die Lebensinteressen und die Ehre ihres Vaterlandes Großbritannien, dem alten Feinde ihrer Vorfahren und ihrem heutigen Gebieter, opfern. Es fehlt auch nicht an andern, die in den Vereinigten Staaten ebenso denken und sprechen. Herr Oskar B. Colquitt, der Gouverneur des Staates Texas z. B., hat furchtlos folgende Worte gesprochen: „Die Präsidentschaft Wilsons ist der größte Mißerfolg in der Geschichte der Präsidenten. Das Geschäft des Südens ist niedergeworfen, sein Kredit ist geschädigt, und Tausende seiner Bewohner nagen am Hungertuche. Die auswärtige Politik der Präsidentschaft ist töricht gewesen. Sie hat England gestattet, uns Bedingungen betreffs der Baumwollverschiffung zu diktieren, welche die englischen Spinner in den Stand gesetzt haben, die amerikanischen Baumwollzüchter so vollständig auszurauben, als ob dieses Land ein englischer Vasallenstaat wäre. Wenn ich Präsident gewesen wäre, hätte ich England klargemacht, daß unser Baumwollhandel ins Ausland und andre, nicht Bannware bildende Ladungen mit oder ohne Englands Zustimmung weiter betrieben werden, und wenn nötig, hätte ich amerikanische Panzerschiffe an Englands Küste geschickt, um meine Forderung durchzusetzen." Wie erfrischend doch eine solche Sprache klingt im Gegensatz zu dem, was in Wirklichkeit gegenüber Englands anmaßendem Vorgehen gesagt und hingenommen worden ist!

Wie der Herr, so der Knecht. Auch in einer Republik folgen natürlich große Teile der Bevölkerung dem Beispiel der Regierung, besonders wenn der Präsident nach englischer Mode ein Mäntelchen von Moral und Religion seinen Aufrufen und Reden umhängt, welche die sog. „frommen" Zeitungen und Monatschriften Millionen dafür empfänglicher, aber oberflächlicher Leser wiederholen. Daraus erklärt es sich, daß wir eine große Menge Amerikaner in ihren Worten und Taten äußerst unneutral finden. Leider sind sogar in den höchsten und

Digitized by Google

geistig entwickeltsten Kreisen manche verletzend feindlich gegen Deutschland gesinnt. Es ist glücklicherweise wahr, daß viele Universitätsprofessoren wie die Doktoren Shepherd, Burgeß, Sloane, Wheeler, Münsterberg, Henderson und Hall edle Verteidiger der teutonischen Sache sind. Anderseits jedoch ist Chas. W. Elliot, der ehemalige Präsident der Harvarduniversität, der noch vor wenigen Jahren deutscher Kultur und dem Deutschen Kaiser lautes Lob spendete, nunmehr einer der erbittertsten Feinde und ein nicht zu entschuldigender Verleumder Deutschlands. Zwei Harvardprofessoren setzten vor kurzem eine Prämie für den Verfasser eines Deutschland verunglimpfenden Gedichtes aus. Wieder ein andrer meidet eine Gaststube, weil sie von Deutschen und Deutschfreunden aufgesucht wird, und noch ein andrer hielt es für einen riesigen Spaß, als eine Schnur mit Würsten anspielungsweise an den Rücken des Standbildes des Löwen von Braunschweig in Cambridge gehängt wurde. Betreffs des Unterganges der „Arabic" schrieb Albert Hart, auch Professor an der Harvarduniversität, in einem Artikel, der betitelt war: „Warum es reiner Mord war?" folgende Worte: „Der Untergang der amerikanischen Bürger auf der „Arabic" war geradeso gut Mord, wie wenn das deutsche Tauchboot bis auf Schußweite sich Neuyork genähert hätte, um in die Fifth Avenue eine Bombe zu werfen, die zwei Leute tötete. Das ist nicht Krieg, das ist Mord. Etwas muß geschehen. Niemand kann einen Raufbold hindern, auf der Straße zu schießen; aber man braucht nicht ein Mitglied desselben Klubs zu sein wie der Raufbold oder mit ihm am selben Tisch zu essen." Wenn dies das Empfinden von vielen der Gebildeten der anglophilen Mehrzahl ist, was können wir von denen erwarten, die mutmaßlich weniger gebildet sind?

So hat die von der englischen Presse und ihren Agenten in Amerika betriebene Verbreitung von Verleumdung und Haß viele Zeitungen, Varietétheater und Kinematographenvorstellungen dazu verleitet, in niedrigster Weise das deutsche Eiserne Kreuz lächerlich zu machen und zu beschimpfen. Das Ergebnis davon ist gewesen, daß einige unsagbar gemeine Feinde Deutschlands sich dazu erniedrigt haben, Nachahmungen dieses edlen Sinnbildes des Heldenmutes den Hunden um den Hals zu hängen!

Ein mir sehr teurer und von mir bewunderter Freund ist auf einem Schlachtfelde in Polen gefallen. Auf seiner Brust hing, als ich ihn das letztemal sah, das Zeichen der Anerkennung, das er hochschätzte — das Eiserne Kreuz. Es bedeckte die Stelle, an der ihm im Oktober ein Schuß in die Lunge gedrungen war. Kaum war die Wunde geheilt, eilte er wieder an die Front. Seiner tiefbetrübten Witwe und seinen ihn anbetenden Kindern wird nichts so kostbar sein wie jenes Eiserne Kreuz, das er durch hervorragende Tapferkeit sich verdient hat, das ihm der Kaiser verliehen hatte und das er trug, als ihn in den stürmenden Reihen vor Prasnisz der Tod nach Walhalla abberief. Wenn seine heldenhafte Witwe — und sie wird es in den deutschen Zeitungen finden — von jener brutalen Beschimpfung des Symbols jener Liebe liest, die ihren Gatten in einen edlen Tod schickte, und wenn sie den entsetzten Blick auf mich

Digitized by Google

richtet und mich ungläubig fragt: „Ist das wahr?“, was muß ich empfinden, wenn ich „ja“ antworte? Wenn ich meine Stimme beherrschen kann, möchte ich ihr dies sagen: „Liebe Frau, nicht alle meine Landsleute sind so hoffnungslos unedle Seelen. Es gibt Tausende, die einen so schamlosen Frevel verachten, selbst wenn ihnen der Mut fehlt, sich dagegen aufzulehnen. Ich hoffe, daß von der Menge, die an den Auslagefenstern vorbeigeht, wo das sog. „Eiserne Kreuz“ als eine Verspottung dargestellt und zum Verkaufe angeboten wird, viele es verschmähen werden, solche Läden fürderhin zu irgendwelchem Einkauf zu besuchen, und mit abgewandtem Blick weggehen. Es mag sich wohl auch mancher finden, den nichts dazu bewegen kann, jemals einen Mann zu grüßen, der dieses Sinnbild deutscher Tapferkeit zum Spott einem Hunde umgehängt hatte. Seien Sie überzeugt, daß hier alle Amerikaner dieses gehässige Gebaren verabscheuen, und ach, wir müssen, was Ihnen erspart ist, uns dessen schämen. Sie haben den Trost, daß solche Beschimpfungen Sie weder treffen noch den leisesten Schatten auf das reine Ideal werfen können, für das Ihr Mann stritt und starb. Ein Trost ist auch uns geblieben, der, daß jene Schänder des Eisernen Kreuzes es noch mehr hätten entwürdigen können: sie hätten es sich selbst umhängen können.“

So steht es in Amerika. Hoch und niedrig, Nord und Süd, Ost und West durchzieht die Spaltung, welche Brüder entzweit, Väter den Kindern entfremdet, Lehrer und Schüler, Freund und Freund voneinander reißt. Wie lange wird nach Beendigung dieses Krieges dieser Zwiespalt dauern? Wird er nimmer enden? Wer kann das sagen?

Wir kommen jetzt zu der Frage: Welche Ursachen haben diesen Zustand herbeigeführt? Es unterliegt keinem Zweifel, daß die allererste schreckliche Ursache in dem vergiftenden Einflusse der Presse zu suchen ist. Einige der Hauptzeitungen in den Vereinigten Staaten werden zweifellos entweder von Großbritannien oder seinen Agenten — dem Wallstreet Money Trust — unterhalten. In mehreren Fällen sind britische Schriftsteller in den Redaktionen angestellt. Diese Zeitungen schlagen in hohem Maße den Ton für die Zeitungen der Provinzen an. In dem ganzen riesigen Gebiet der Vereinigten Staaten kennt der Verfasser nicht ein einziges einflußreiches Tageblatt in englischer Sprache, das die Sache Deutschlands vertritt. Nicht eins! Einige zwar lassen Briefe und Artikel gelegentlich zu, die Deutschland in günstigem Lichte zeigen; aber ihre Leitartikel sind fast ausnahmslos antideutsch. Einige deutschgedruckte Blätter sind sehr geschickt verfaßt, aber sie werden nur von Deutschen und Deutschamerikanern gelesen. Das „Fatherland“ in Neuyork ist ein furchtloses, prächtiges Blatt, welches die Sache der Zentralmächte unendlich gefördert hat, aber es erscheint nur einmal wöchentlich. Man muß sich immer wieder klarmachen, daß in Amerika außer den Leuten teutonischer Herkunft und einigen gebildeten Bürgern in Wirklichkeit niemand Deutsch lesen kann. Beim Ausbruch des Krieges war ja die amerikanische Presse in einer schwierigen Lage. Einerseits verlangte das amerikanische Publikum eifrig Nachrichten; anderseits war es England allein, das Depeschen lieferte!

Digitized by Google

Seitens Englands war es ein Meisterstreich, daß es das deutsche Kabel durchschnitt. Frei zu tun, was er wollte, gab der englische Zensor den Zeitungen der Vereinigten Staaten nur, was er für Amerika für gut und wissenswert hielt. Hunderte von Kabeltelegrammen, die amerikanische Kriegsberichterstatter ihren Zeitungen in Amerika schickten, wurden auf ihrem Wege durch England unterdrückt, gefälscht oder wenigstens verstümmelt. Einer dieser Berichterstatter, Oberst Emerson, bezeugt, daß von den 78 Kabeltelegrammen, die er schickte und bezahlte, nur 4 zuhanden seiner Zeitung kamen, und diese waren so verändert, daß sie ein falsches Bild gaben! So geschah es, daß die wunderlichsten und schimpflichsten Erfindungen gewissenlos in Neuyork veröffentlicht und von da aus in die Ferne verbreitet wurden, und das leichtgläubige, urteilsunfähige Publikum verschluckte sie, wie die Kinder süßes Zuckerwerk. Die wenigen deutschgedruckten Zeitungen erhoben gegen diese Ungerechtigkeit Einspruch und druckten alle Tatsachen, die sie von den aus Europa kommenden Reisenden erfahren konnten. Aber wie wäre es möglich gewesen, diesen Niagaraschwall von Lügen und Verleumdungen einzudämmen oder zurückzutreiben mittels deutschgeschriebener Berichte, die fast kein Amerikaner lesen konnte? Selbst beim besten Willen mußten die Millionen Bürger ihre Neugier mit dieser schädlichen Mischung von Wahrheit, Halbwahrheit und Unwahrheit stillen, welche die europäischen Agenten der Verbündeten ihnen schickten. Wenn man diese damals veröffentlichten „Neuigkeiten" mit den später festgestellten Tatsachen vergleicht, kann man wirklich mit den damals falsch berichteten Lesern Mitleid haben. Es war ein literarischer Betrug in großem Maßstabe. Es war ein vergifteter Brunnen, dessen Wasser ein ganzes Volk rasend machte; denn leider bestehen noch heute die so eingetränkten bitteren Vorurteile trotz allen Bemühungen, sie abzuwaschen, fort. Die öffentliche Meinung war eine Zeitlang so verbittert, daß eine fettgedruckte Ueberschrift in einer Zeitung, die einen Sieg der Deutschen verkündete, den Absatz der Zeitung am folgenden Tage um einige hundert Exemplare verringerte. Bei einer Massenversammlung der „Friedensfreunde", die am 24. Juni 1915 in Neuyork abgehalten wurde und allein von den Bürgern von Neuyork City Hunderttausende zählte, wurde der folgende Beschluß gefaßt: „Diese Versammlung klagt besonders die verräterische Tätigkeit jenes großen Teiles der Zeitungspresse öffentlich an, welche in dem letzten halben Jahre ihr Aeußerstes daransetzte, die Nation an den Abgrund des Krieges zu zerren. Daß eine von Finanzinteressen beherrschte Presse monatelang einen Feldzug öffentlichen Betruges fortsetzen könnte, der ein friedliebendes Volk durch in Umlauf gesetzte boshafte Gerüchte, durch die Ermutigung von Hetzagenten, durch systematische und beharrliche Erfindung, Verdrehung und Unterdrückung, durch absichtliche, fortgesetzte und nie eingestandene Fälschung zum Krieg aufreizen soll, wäre ganz unglaublich, wenn nicht das amerikanische Publikum jetzt diese Erfahrung doch gemacht hätte."

Wir können den Abschnitt über die amerikanische Presse nicht besser als mit diesen Worten schließen.

Digitized by Google

Noch einen Grund für die englandfreundliche Stimmung in Amerika finden wir in der fast kindlichen Anhänglichkeit, die viele Amerikaner englischer Herkunft für ihr sog. „Mutterland" hegen. Jedermann wird die feinen Verwandtschaftsfäden begreifen, die durch gemeinsame Sprache und Literatur geschaffen werden, besonders wenn noch eine durch Jahrhunderte sich ziehende gemeinsame Geschichte dazukommt, selbst wenn sie schon in die Ferne gerückt ist. An die ruhmreichen Taten jener gemeinsamen Geschichte erinnern sich die Amerikaner gern; leider vergessen sie absichtlich die schmachvollen. Warum erinnern sie sich z. B. nicht daran, daß in vielen Fällen ihre Vorfahren aus England nach Amerika auswanderten, nur um der britischen Verfolgung zu entgehen? Warum vergessen sie z. B., daß es Englands Gewaltherrschaft war, die ihre Väter veranlaßte, in den Jahren 1776 und 1812 gegen das Mutterland in den Krieg zu ziehen? Während dieser Kriege verwüstete England Nordamerikas Küsten, brannte die Hauptstadt Washington nieder und verwendete Tausende wilder Rothäute, um Kolonisten ihres eignen Geblüts zu skalpieren und zu morden! An diese Tatsachen sind die amerikanischen Anglophilen in diesem Kriege immer wieder erinnert worden, und ihre Aufmerksamkeit ist auch auf die unwandelbare Freundschaft und die hervorragenden Dienste gelenkt worden, welche die Deutschen seit den Tagen Friedrichs des Großen den Vereinigten Staaten erwiesen haben. Aber sie ziehen dieselben nicht in Betracht. Sie sind wie Ephraim „eins mit ihren Götzen".

Besonders in den Oststaaten der Republik findet sich aber noch ein andrer Grund für das, was man die amerikanische Anglomanie nennen kann: der Snobbismus. Die ganze Welt weiß, daß der Snobbismus ein vorherrschend englischer Charakterzug ist. Als solcher wird er von den Englandschwärmern in Amerika nachgeahmt, denen man nachsagt, daß sie den Saum ihrer Beinkleider aufschlagen, wenn es in London regnet. Die Bastardabart dieses Zuges fällt in Amerika unangenehmer auf als die ursprüngliche Art. Einige entartete Amerikaner, deren revolutionäre Väter sie für ihre Liebedienerei gegen England zur Tür hinausgeworfen hätten, gefallen sich, auf die Deutschen und besonders die Deutschamerikaner, als ihnen gesellschaftlich untergeordnet, herabzublicken. Diese Gruppe Männer an der atlantischen Küste können wir jedoch übergehen. Es sind meistens träge Sprößlinge reicher Väter — verwöhnt, oberflächlich, eingebildet. In dem großen Kampfe um das Dasein hat sie das Schicksal zum endlichen Untergange verurteilt, ebenso wie den englischen „Nut". Männer eines kräftigeren Typus werden an ihre Stelle treten.

Wenn ich andre, minder wichtige Ursachen, für deren Betrachtung es an Raum mangelt, übergehe, so muß ich eine sehr wichtige doch noch beleuchten: die Unwissenheit. Damit meine ich nicht Unbelesenheit und noch weniger den Mangel eines hohen Grades von Volksintelligenz. Die Zahl der Amerikaner, die nicht lesen und schreiben können, ist sehr klein. Nichtsdestoweniger besteht in den Reihen des amerikanischen Volkes eine klägliche Unkenntnis des wahren Charakters, der Ideen, der Denkweise im allgemeinen und der erziehlichen, politischen und ökonomischen Zustände, die bei den europäischen Zentralmächten

Digitized by Google

vorherrschen. Diese Unkenntnis ist hauptsächlich der schon erwähnten Unfähigkeit zuzuschreiben, die Bücher, Zeitungen und Revuen zu lesen, die in Deutschland und Oesterreich-Ungarn verlegt werden, und deren Kenntnis jetzt eine heilsame Wirkung auf das Publikum der Vereinigten Staaten ausüben würde. Diese Sprachschranke führt zahllose Mißverständnisse herbei. Wie oft habe ich z. B. als Vorwurf den Titel des deutschen Liedes: „Deutschland, Deutschland über alles" anführen hören! Die Amerikaner nehmen an, daß diese Worte den Wunsch nach Allherrschaft ausdrücken, während sie wirklich nur eine glühende Liebe für Deutschland zum Ausdruck bringen und nur behaupten, daß nichts in der Welt dem Deutschen so kostbar ist wie sein Vaterland. Ein Sprichwort sagt: „Wen du hassest, den kennst du nicht." Das ist häufig der Fall. Wenn die Amerikaner, die Europa besuchen, Deutschland, Oesterreich und Ungarn so genau kännten wie England, Frankreich und die Schweiz, würde sich ihre Sympathie in andrer Richtung kundtun. Tausende von ihnen werden bestätigen, daß, je besser man die teutonischen Länder kennt, man sie desto mehr liebt; und nirgends gibt es glühendere Bewunderer dieser Völker als unter den jetzt hier weilenden Amerikanern, die deshalb alles tun, um den Kranken, Verwundeten und armen Familien zu helfen, deren Väter, Brüder und Söhne für das Vaterland gefallen sind. Aber in Amerika mit der deutsches Wesen immer herunterssetzenden Presse, die in England fabrizierte Meinungen, Beweise und Lügen in Umlauf setzt, ist es jetzt kein Wunder, daß ein Stimmungswechsel sich langsam und schwierig vollzieht. In vielen Fällen wünscht man gar nicht die Wahrheit zu erfahren. Z. B. hat der Verfasser den klarsten Beweis dafür, daß eines der bedenklichsten Blätter Neuyorks, welches einen Berichterstatter in Deutschland hält, ihn ermahnt, „nichts für Deutschland Sprechendes" zu schicken. Kann Dummheit, Vorurteil und Unredlichkeit weiter gehen? Diese Unkenntnis Deutschlands, vereint mit dem Bestreben der feindlichen Presse, daraus Vorteil zu ziehen, hat den unglaublichsten Ansichten in Amerika Raum und Herrschaft gegeben. So fürchten nicht wenige Amerikaner nach dem, was sie aus englischen Quellen lesen und hören, daß, wenn Deutschland siegt, es über Kanada herfallen und die Union angreifen wird! Falls dies von meinen Lesern nicht ernst genommen wird, mag eine Stelle aus dem „San Francisco Argonaut", der in der ersten Woche des August 1915 erschien, folgen: „Wenn wir die Lüttich und Brüssel auferlegten Forderungen und die nicht allzu unbestimmt gegebenen Winke erwägen über das, was man von Paris gefordert hätte, wenn der Siegeslauf bis dahin sich erstreckt hätte, dann taumelt man vor Schrecken bei dem Gedanken, was für eine Forderung man an Amerika stellen könnte." Aber diese Aeußerung ist noch mild im Vergleiche mit der folgenden aus dem „New York Bookman": „Von Anfang des Krieges an hat Deutschland unsre Neutralität beeinträchtigt und unsre Rechte mißachtet. (!) Wenn die „blonde Bestie" die Alte Welt verschlänge, hätte nicht ihr Wanst noch Platz für die Neue?"

Bis jetzt haben wir die Stellung und den Einfluß des amerikanischen Präsidenten, des Volks und der Presse betrachtet. Es bleibt noch ein andrer Faktor, vielleicht der wichtigste für unser Thema, die Plutokraten.

Digitized by Google

Die Plutokraten sind die wahren Beherrscher Amerikas, eine Oligarchie von Multimillionären, deren Einkommen die Einkünfte eines Königs übersteigt. Volkstümlichkeit und Verzeihung erkaufen sie oft mit Freigebigkeit, die von einem moralischen Hof umleuchtet ist. Bei ihnen allen kommen Stunden, wo sie ein paar Millionen Dollars mehr oder weniger nicht ansehen, vorausgesetzt, daß sie durch ihre Schenkung ihren Ruf festigen und von jenen, welche Empfänger ihrer Gaben zu sein hoffen, Unterwürfigkeit genießen. Das Volk der großen Republik meint, frei zu sein. In Wirklichkeit wird es bis zu einem unglaublichen Grade dauernd von dem Kapitalistenring gegängelt, betrogen und beherrscht. Die Volkswahlen werden von diesem mit goldenen Fangarmen versehenen Seepolypen beeinflußt. In großem Maße handhabt er die Gesetzgebungen, um ein Gesetz durchzubringen oder zurückzuweisen. Ihm gehört großenteils die Presse, die von ihm geleitet wird, und seine Erlasse oder Intrigen entscheiden über das Geschick des Volkes.

Das mächtigste Mitglied dieses Kapitalistenrings ist Herr Pierpont Morgan, der auch der anerkannte amerikanische Munitionsagent für die Verbündeten ist. Seine Berufung auf diesen Posten wurde im britischen Parlament öffentlich mitgeteilt. Er und der britische Botschafter, Herr Cecil Spring-Rice, sind jetzt die Leiter von Amerikas Finanzen und Staatskunst. Die Amerikaner sehen im Weißen Hause, in Herrn Wilson die vollziehende Staatsgewalt; aber die Macht, die ihn treibt, wenn nicht beherrscht, ist die morganisierte Wall Street. Wohl zu merken ist, daß viele dieser Plutokraten mit ihren Geldmitteln an dem Ertrage der Munitionsfabriken beteiligt sind und aus diesem Grunde die Verbündeten begünstigen, die von ihnen kaufen. Sie haben ungeheure Summen auf den Sieg Englands gewettet, und darum heißt England retten ihre Kapitalsanlage retten. Sie wollen Großbritannien nicht unterliegen lassen ohne den Versuch, dem Zusammenbruche mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln vorzubeugen. Es ist umsonst, unsere Augen dieser Tatsache zu verschließen. Gegen Ende des Krieges wird sich über diesen Punkt ein bitterer Streit zwischen dem friedlichgesinnten amerikanischen Volke und dieser Gruppe schamloser Kapitalisten und ihrer Anhänger entspinnen. Ich für meine Person glaube, daß sich das Volk weder durch Schmeichelworte noch durch Zwang wird verleiten lassen, sich in die britischen Angelegenheiten zu mischen, wie unglücklich auch das Schicksal des Inselreiches ausfalle. Denn ich wiederhole, sogar die anglophile Mehrheit, mit wenig Ausnahmen, will keinen Krieg, und das Volk als solches verabscheut ihn. Man muß allerdings zugeben, daß Amerika heute ein furchtbares Schauspiel bietet. Angestachelt durch den Kapitalistenring sind fast alle großen Industriebetriebe in den Vereinigten Staaten in Schrapnell- und andre Kriegsmaterialfabriken umgewandelt worden. Es ist erstaunlich und betrübend, die Liste all dieser umgewandelten Betriebe zu lesen. Außer den sonstigen Munitionsfabriken sind jetzt mit diesem Mordwaffenhandel beschäftigt Brauereien, Wagenfabrikgesellschaften, Elektrizitätsgesellschaften, Steinschneide-, Kannen-, Schreibmaschinen-, Automobil- und Lokomotivfabriken. Alle haben sich gierig auf dieses

Digitized by Google

neue Betriebsfeld gestürzt, wie Menschen nach dem Orte strömen, wo Gold gefunden worden ist, oder wie Geier sich auf einem leichenbesäten Schlachtfeld einstellen. Wohin dieser so einträglich begonnene Anlauf führen wird, kann niemand sagen. Solch ein ungeheurer, in Kriegserzeugnissen angelegter Kapitalsbetrag wird eine beständige Bedrohung des Friedens für Amerika und die Welt sein und zwar nur wegen des Geldes, das man in Kriegszeiten gewinnen kann. In nur zwei Monaten beliefen sich die Kriegsbestellungen auf 786 Millionen Dollar, und der ganze jetzt durch solche Bestellungen erreichte Betrag wird auf 2250 Millionen Dollar geschätzt! Diese noch nie dagewesenen Summen machen jeden Vergleich mit früheren Kriegen unmöglich. England kann jetzt täglich 400000 Granaten schaffen, Frankreich 200000, und die Vereinigten Staaten 1 Million — oder 700 jede Minute! So ist es nun heute Amerikas nicht zu beneidender Vorzug, die Hauptquelle der Menschenschlächterei auf unsrem Planeten zu sein. Da kein Grund der Selbstverteidigung diese schreckliche Arbeit berechtigt, und da sie nur wegen des darin angelegten Geldes geleistet wird, so wird das Blut von Tausenden Deutschen über die Seelen dieser todverbreitenden Händler kommen, deren Munition vielfach wilde, aus Afrika und Asien herbeigebrachte Söldner in den Stand setzt, die Söhne der germanischen Rasse zu töten, aus der ein großer Teil des amerikanischen Volkes hervorgegangen ist. Wieviel Wahres an der oft aufgestellten Behauptung ist, daß diese Fabrikanten mit gleicher Bereitwilligkeit Waffen und Munition an die mitteleuropäischen Mächte verkaufen würden, wenn sie es könnten, geht aus dem folgenden Auszug aus der „New York Sun“ vom 18. August 1915 hervor: „Die rumänische Regierung wünscht Kriegsmaterial in Amerika zu kaufen, aber sie kann ihre Kontrakte nicht abschließen, ehe sie nicht erklärt, auf welcher Seite sie kämpfen will. Wenn sie sich für Deutschland erklärt, werden ihre Bestellungen von den Gesellschaften nicht ausgeführt werden, die für die Verbündeten arbeiten. Wenn sie sich hingegen für die Verbündeten erklärt, können ihre Bestellungen ohne Schwierigkeit ausgeführt werden. Die großen Fabriken, welche von Frankreich Bestellungen erhalten haben, müssen sich durch Kontrakt verpflichten, nichts an Deutschland oder seine Verbündeten zu verkaufen.“ Wohl erheben sich viele Stimmen gegen dieses kolossal organisierte Mordhandwerk. Bittgesuche mit Tausenden von Unterschriften werden dem Präsidenten zugeschickt, Versammlungen veranstaltet, Anklagereden gehalten und Umzüge mit dieses Treiben verurteilenden Anschlagzetteln durchziehen die Straßen. Aber die Fabriken arbeiten Tag und Nacht weiter, neue werden gebaut, alte erweitert; die Kapitalisten ziehen mehr und mehr Banken und hervorragende Männer in ihr bluttriefendes Netz; die Prediger des Evangeliums in den vornehmen Kirchen sehen kein Unrecht darin (unter ihnen sind viele eingewanderte Engländer); und der Präsident ... will heiraten!

Hat irgendeiner von den gierigen Lieferanten dieser Todeswerkzeuge je ein mit Tausenden von Toten und Verwundeten bedecktes Schlachtfeld gesehen oder ein Feldlazarett hinter der Feuerlinie besucht? Ist es möglich, daß sie sich

Digitized by Google

vorstellen können, was sie tun? In einer Beschreibung eines kleinen Teiles der Schützengräben während der letzten englischen und französischen Offensive schrieb Dr. Max Osborn in der „Vossischen Zeitung“:

„Drei Tage und drei Nächte ging es ohne Pause. Ununterbrochen ein Spritzen und Streuen der schwersten Kaliber. Der Tag des Weltuntergangs schien angebrochen ... Der Lärm ist so ungeheuerlich, daß man kaum sein eignes Wort versteht. Eine Unterhaltung, eine Verständigung mit dem Nachbar nur hier und da einmal möglich. Und alles, was ringsherum in den Boden saust, Tod und Unheil verbreitend, ist — amerikanisches Munitionsmaterial! Mit Erbitterung erzählen die Leute davon. Ein Geschoß wie das andre — Yankeegranaten! Nicht nur Frankreich kämpft hier gegen deutsche Soldaten; es ist ihnen, als wenn mit dem nahen Feinde sich noch ein Volk von fernen Profitmenschen jenseits der Meere verbündet hätte. So ist in Wahrheit die Stimmung von Hunderttausenden deutscher Krieger. Das muß offen ausgesprochen werden.“

Richtig sagt auch das „New York Fatherland“: „Von zehntausend deutschen Witwen, von zehntausend deutschen Waisen, von zehntausend deutschen Gräbern könnte man behaupten: In Amerika gemacht!“

Es wäre aber ungerecht gegen Amerika, wenn wir nicht auch die Fabrikherren erwähnten, die allen Verlockungen, Bestellungen auf Kriegsmaterial anzunehmen, widerstanden haben. So lehnte die Empire Art Metal Co. von Neuyork Bestellungen im Werte von 1 Million Dollar ab. Die Excelsior Tool Co. von St. Louis wies Anerbietungen von 600 000, die Aldrich Manufacturing Co. von Buffalo eine Bestellung Messinggranaten von 5 Millionen Dollar Wert ab. Auch Henry Ford, der größte Kraftwagenverfertiger in Amerika, hat sich geweigert, zu der Hinmordung seiner Mitmenschen beizutragen. Die Worte des Präsidenten der Excelsior Co. können als der Ausdruck der Stimmung der übrigen genommen werden. Er sagte: „Wir brauchen nicht eure Munitionsbestellungen. Wir brauchen Arbeit, aber sind nicht so habgierig, Menschenblut in Dollars umsetzen zu wollen. Ich kann nicht verstehen, wie ein Christ erklären kann, seinem religiösen Glauben nachzuleben, wenn er solche Kriegskontrakte abschließt.“ Diese Auffassung wollen wir dankbar anerkennen, obwohl sie nur spärlich in Amerika vertreten ist. Nebenbei wollen wir auch erwähnen, daß Herr Rockefeller, der reichste Mann in Amerika, rundweg aus moralischen Gründen abgelehnt hat, den Verbündeten trotz ihres wiederholten Ersuchens Geld vorzuschießen. Die schlimmste Seite dieser Wall-Street-Verschwörung ist die Tatsache, daß die Millionäre ihren größten Gewinn nicht aus dem Erlös der verkauften Munitionen machen, sondern durch Manipulationen mit „War Stocks“.

Die Aktien aller Fabriken, welche diesen Todeshandel treiben, gehen in Sprüngen in die Höhe, denn das erregte Publikum liest von Bestellungen, die in die Millionen gehen und träumt von nie dagewesenen Dividenden. Die Aktien der Westinghouse Manufacturing Co. z. B. sind von 64 auf 115

Digitized by Google

gestiegen. Die von der Bethlehem Steel Co., an deren Spitze der unersättliche Schwab steht, sind von 29½ auf 500 gegangen! Das verlockt natürlich eine Menge Leute mit mäßigen Einkünften, Aktien von diesen Unternehmungen zu kaufen; so werden auch sie im stillen wirkliche Parteigänger der Verbündeten und hoffen auf die Besiegung der Mittelmächte. Wenn im Dezember der Kongreß zusammentritt, werden harte Reden von den Kongreßmitgliedern geführt werden, welche für sich selbst oder für ihre Wähler diesen Export der todbringenden Werkzeuge verdammen.

Aus dem folgenden Briefe kann man ersehen, wie einige Volksvertreter darüber denken:

Washington, den 5. April 1915.

„Die amerikanische „Truth Society“:

New York City.

Neun Zehntel meiner Wähler von dem zweiten Wahlbezirk Wisconsins sind gänzlich gegen die Ausfuhr von Waffen und Munition an eine der kriegführenden Parteien, und sie haben meine vollkommene und tätige Sympathie für ihr Empfinden in diesem Punkte gehabt und werden sie auch weiter haben. Es ist der höchste Grad von Heuchelei, das Volk zum Gebet aufzurufen und gleichzeitig die Tore zum Außenhandel mit in Amerika gefertigten Waffen und Munition offen zu halten, die in fremden Ländern Menschen töten sollen. Es ist schändlich und unerklärlich und wird den nächsten Generationen ein vollkommen unentwirrbares Rätsel bleiben. Ihr sehr ergebener

A. E. Burke.“

Dennoch habe ich leider wenig Hoffnung, daß jetzt noch irgendeine Abhilfe gegen diesen schändlichen Handel möglich sei. Der Kapitalistenring hat schon so viele Körperschaften, Banken und einzelne Privatleute in sein System gezogen, daß er unüberwindlich scheint. Es ist tief zu beklagen, daß Amerika sich nicht vergegenwärtigt, mit welcher Verachtung sein Charakter und sein Verhalten nicht nur von den neutralen Staaten beurteilt wird, sondern sogar von der Macht, deren Beschimpfungen es so knechtisch erträgt. So sagte neulich Sir Edward Grey von Amerika, daß es Geld genug durch den Verkauf von Kriegsartikeln gemacht hätte, um die Verluste auszugleichen, die ihm durch Englands Unterdrückung seines Handels mit den neutralen Staaten erwachsen seien! Wenn die Briten selbst ein Krämervolk genannt werden, was sind dann die Amerikaner, wenn ihnen der englische Premierminister eine so verächtliche Antwort an den Kopf schleudert? Und trotzdem lassen Präsident Wilson und die englandfreundliche Mehrheit drüben sich's gefallen! Unterdessen packen die Plutokraten das Land fester. Denn unglücklicherweise haben sich die Arme des Seepolypen weit über die Grenzen der Fabriken erstreckt, und die Wall-Street-Millionäre haben Amerika gezwungen, den Verbündeten über eine halbe Milliarde Dollars zu leihen. Ja wohl, gezwungen, denn das Land als ganzes, besonders im Süden und im Westen, war dagegen. Wie gewöhnlich wurden Protestversammlungen abgehalten; alle deutschen Zeitungen klagten darüber; Hunderte von

Digitized by Google

Banken verweigerten es, sich daran zu beteiligen, und Tausende von Einzahlern drohten, ihre Gelder aus allen Banken herauszunehmen, die die Anleihe unterzeichnen würden. Menschenmengen versammelten sich vor dem Morgan-Geschäftshaus, bedrohten den Trust unter Vorwürfen und trugen Zettel mit der Inschrift herum: „Wall-Street's Schmach". Und der Erfolg? Die Anleihe wurde gemacht! Herr Morgan hatte im stillen die Vertreter vieler Sparkassen, Versicherungsgesellschaften, Trustverbindungen und andrer Geldinstitute in sein Haus berufen und schlug ihren Widerstand, wenn nicht ihre Bedenken mit dem Befehle nieder, die Anleihe zu zeichnen. Nur wenige wagten sich zu widersetzen. Daß sie der Leute Geld auf zweifelhafte Sicherheit verliehen, um Deutschland und Oesterreich-Ungarn niederzuwerfen, damit das gute Geschäft mit den Verbündeten fortgehen könne, und daß diese Handlungsweise ungesetzlich und unneutral war, das wog nicht schwer bei ihnen. Die Amerikaner spotten über den deutschen Militarismus, sind aber gegen ihre eigne, herrschsüchtige, erbarmungslose Plutokratie blind. Hier und da hört man in Amerika die zynische Bemerkung: „Wenn England uns nicht auszahlen kann, nehmen wir Kanada als Faustpfand." Hat der Kapitalistenring wirklich auch nur die entfernteste Absicht, unsre „Lady of the Snows" (Kanada) mit Beschlag zu belegen? Uebrigens scheint die Aussicht, daß England bei Kriegsschluß seine Schulden nicht wird bezahlen können, sehr wahrscheinlich. Seine Staatsschuld wächst jetzt schneller als jemals in seiner früheren Geschichte. Wenn der Krieg nur noch einige Monate länger dauert, wird diese Schuld zu gefährlicher Höhe anschwellen. Der Goldbestand in der Bank von England, der zu Friedenszeiten 40 Prozent des Vermögens der Nation betrug, ist jetzt zu 15 Prozent zusammengeschmolzen. In Anbetracht dieser Verhältnisse ziehen viele Amerikaner jetzt ihr Geld aus den Banken und verlangen Gold. Sie wissen, daß die Verbündeten nicht in gelber Münze für ihre Kriegsankäufe zahlen können, und daß der englisch verwaltete Kapitalistenring jetzt das Geld der Leute nimmt, um sicher zu sein, daß die riesenhaften Munitionsfabriken jedenfalls das Gold bekommen. Gleichzeitig sammeln sich französische, russische und britische Pfandpapiere zweifelhaften Wertes bei den amerikanischen Banken an.

Werden sie dereinst entwertet werden? Und wenn das einträfe, was könnte Amerika tun? Die amerikanischen Verschwörer, die Wall-Street-Plutokraten, beginnen schon zu bangen.

Vor kurzem hat man ein starkes Stahlnetz über die Glaskuppel der Neuyorker Börse gespannt. Das Publikum hat keinen Zugang zu den Galerien im Innern, und bewaffnete Wachen hüten die Eingänge ebenso wie die Türen vieler Privatbanken. Wer weiß, ob nicht die Nemesis Amerika für seine Blutschuld mit Gewalttätigkeiten heimsuchen wird? Wenn das geduldige amerikanische Volk jemals entdeckt, daß es betrogen worden und an Großbritannien mit Leib und Seele verkauft worden ist, wird sich wahrscheinlich die erste Wirkung des rauhen Erwachens in Wall Street bemerkbar machen. Da stehen Laternenpfähle, und es würde nicht schwer halten, die Männer schon jetzt mit Namen zu nennen, die sie zieren würden.

Digitized by Google

Aber in jener furchtbaren Stunde kann Amerika außer der Panik und der sozialen Revolution noch ein andrer Schlag treffen. Die Japaner würden jedenfalls seine gefährdete Lage sofort im Westen bedrohen, und England, Japans Verbündeter, würde jubeln, seinen größten Gläubiger und Handelsnebenbuhler niedergeworfen zu sehen. Auch könnte England gewiß eine Entschuldigung ausfindig machen, um mit Japan vereint Amerikas Wohlstand und Macht zu erdrücken. Das würde ganz im Einklang mit dem stehen, was England immer getan hat. Die Seemächte Spanien, Holland und Frankreich wurden alle der Reihe nach von seiner Flotte vernichtet. Fügte es doch auch in dem Bürgerkriege 1861 bis 1865 der Marine der Vereinigten Staaten den denkbar größten Schaden zu. Deutschland, das es sich längst zum Opfer ausersehen hatte, hat sich als unbesiegbar erwiesen; aber wie steht es mit Amerika? Dieses steht als nächstes Opfer auf der Liste, und wenn Amerika Deutschland um Hilfe anrufen sollte, was berechtigt es bei seiner jetzigen Behandlung der Teutonen zu dem Glauben, daß man seinem Rufe folgen wird?

*

Was ist nun schließlich angesichts des anglophilen Präsidenten, der anglophilen Volksmajorität und der anglophilen Plutokraten Amerikas zu tun? Nur eins: Man lasse Deutschland und Oesterreich-Ungarn auf ihrem Wege weiter handeln. Mögen sie die mehr oder minder wilden sie bedrohenden Feinde zurücktreiben und für immer den Ring der neidischen oder rachsüchtigen Feinde zersprengen, die ihren Untergang verräterisch beschworen hatten. Das werden sie erreichen, denn jetzt hat die Stunde der Teutonen an Gottes Zeitenuhr geschlagen.

Dieses Jahrhundert wird als die Frucht der germanischen Siege die allen Völkern gesicherte Freiheit der Meere, die Wiedergeburt des Türkischen Reiches, die Niederwerfung der angemaßten englischen Weltherrschaft und die Vertreibung der russischen, halbasiatischen Horden aus den polnischen Provinzen ernten, so daß Westeuropa nie wieder ein Untersinken in dem Sumpfe des Slawismus zu fürchten hat.

Von der Nordsee bis zum Persischen Meerbusen und dem allen Völkern wiedergegebenen Suezkanal werden deutsche Waffen und deutsche Kunst das Herz Europas und Kleinasiens erstarken und gesunden machen.

Amerika wird dies schließlich alles hinnehmen und möglicherweise bewundern, wie zornig auch seine Anglophilen anfangs das Schwinden der britischen Macht und die Veränderungen auf der Karte Europas betrachten werden, welche zur Sicherung der Zentralmächte gegen neue heimtückische Angriffe erforderlich sind. Einst wird kommen der Tag, da die Vereinigten Staaten ihre Unneutralität und ihren Bluthandel in diesem furchtbaren Kriege bitter bereuen werden; denn Deutschland und Oesterreich-Ungarn können nicht vergessen, daß im allerwirksamsten und entsetzlichsten Sinne es Amerika gewesen ist, das aus niederer Goldgier Tausende ihrer Söhne zu Krüppeln oder Leichen machte. Hierdurch hat es sich in Zentraleuropa ein reiches Erbteil Haß und in der weiten Welt

Digitized by Google

eine Ernte von Verachtung geschaffen, für welche seine Kinder schwer werden büßen müssen. Gott gebe, daß es in kommenden Zeiten teilweise Sühne leiste! Aber die unvergleichliche, kostbare Vergangenheit, die Amerika solche herrliche, vortreffliche Gelegenheit bot, eine edle, uneigennützige Rolle zu spielen, kann nie zurückgerufen werden. Ueber diesem Kapitel seiner Geschichte sollten Schillers Worte geschrieben stehen:

„Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück."

Der Bukarester Frieden

Von

Dr. Freiherrn v. Jettel

Die Balkanhalbinsel bietet heute ein neues, noch nicht dagewesenes Bild. Auf ihrem blutgetränkten Boden stehen österreichisch-ungarische und deutsche Heere vereint mit der tapfern bulgarischen Armee, im Begriffe, das von Rußland gegen sie aufgerichtete Bollwerk niederzureißen, und bereit, den heranrückenden englischen und französischen Hilfstruppen die Spitze zu bieten.

Nicht zum ersten Male stehen sich Serbien und Bulgarien mit den Waffen in der Hand gegenüber. Die Rivalität zwischen ihnen beginnt mit dem Augenblicke, als das junge Fürstentum durch den Staatsstreich von Philippopel die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien ausspricht. Serbien will eine solche Vergrößerung des Nachbarstaates nicht dulden, es kommt zum Kriege, die bulgarische Armee siegt bei Sivnicza und Pirot, und Serbien wird nur durch das Eingreifen Oesterreich-Ungarns vor dem Zusammenbruche gerettet. Die nächste Zeit verläuft friedlich, ja es zeigen sich Anläufe zu einem engeren Zusammenschlusse, wobei der schlaue Pasitsch, selbst ein halber Bulgare, die tragende Kraft ist. Mit der zunehmenden Ohnmacht der Türkei, in ihren vorwiegend von Christen bewohnten Gebieten Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, steigen die Begehrlichkeiten der Nachbarstaaten. In den neunziger Jahren sind die mazedonischen Wilajete der Schauplatz wilder Kämpfe von Banden, die sich nicht bloß gegen die mohammedanische Bevölkerung kehren, sondern sich auch gegenseitig zerfleischen. Ein gewaltsamer Wettkampf auf kirchlichem Gebiete, wo sich Patriarchisten und Exarchisten die Seelen abzujagen suchen, sowie im Schulwesen entbrennt. Jeder will sich für den Augenblick des Zerfalles der Türkei seinen Anteil an der Erbschaft sichern. Die von Oesterreich-Ungarn und Rußland eingeleitete Reformaktion bringt zwar eine Besserung der Zustände mit sich, vor allem auf dem Gebiete der öffentlichen Sicherheit. So sinkt beispielsweise die Zahl der Morde im Sandschak Uesküb im Jahre 1905 von 440 auf 219. Anderseits bot den Bulgaren, Serben und Griechen die Bestimmung des Art. 3

Digitized by Google

des Mürzsteger Programmes, wonach bei einer neuen administrativen Einteilung des Landes mehr Rücksicht auf die Wohnsitze der verschiedenen Nationalitäten genommen werden sollte, nur einen neuen Antrieb zur Erhöhung ihrer propagandistischen Tätigkeit. Die türkische Julirevolution vom Jahre 1908, in deren Verfolg die Verfassung wieder ins Leben gerufen und die vollkommene Gleichstellung der Christen mit den Mohammedanern ausgesprochen wurde, brachte die nationalistische Bewegung für einige Zeit zu einem verhältnismäßigen Stillstande. Aber sie sollte bald in andrer Form wieder auftreten.

Die Balkanstaaten nahmen das Schicksal ihrer Stammesgenossen in der Türkei selbst in die Hand. Nach dem unglücklichen Ausgange des Tripolitanischen Feldzuges befand sich die Türkei im Zustande schwerer Erschütterung. Die Armee war in der Reorganisation begriffen, die Staatskassen waren leer. Der Augenblick war zum Handeln günstig. Schon zu Anfang des Jahres 1912 begannen, vermutlich auf Anregung oder wenigstens mit Billigung des russischen Gesandten in Belgrad, Herrn v. Hartwig, Verhandlungen über den Abschluß von Schutz- und Trutzbündnissen unter den vier christlichen Balkanstaaten. Am 29. Februar wurde in Sofia ein Freundschafts- und Bundesvertrag samt einer geheimen Konvention und am 19. Juni in Varna eine Militärkonvention zwischen Serbien und Bulgarien unterzeichnet. Art. 1 des sehr verklausulierten Geheimvertrages definiert den Bündnisfall folgendermaßen: „Wenn in der Türkei innere Unruhen ausbrechen sollten, welche geeignet wären, die nationalen oder staatlichen Interessen der vertragschließenden Teile oder eines von ihnen zu gefährden, sowie in dem Falle, als innere oder äußere Schwierigkeiten in der Türkei die Aufrechterhaltung des Statusquo auf der Balkanhalbinsel in Frage stellen sollten usw."; man sieht, der Casus foederis, der zugleich der Casus belli sein sollte, war ziemlich elastisch gefaßt und zunächst nur gegen die Türkei gerichtet. Immerhin wollten sich die Verbündeten gegen Ueberraschungen sichern, und der Bündnisfall wurde deshalb auf einen Angriff Rumäniens gegen Bulgarien oder Serbien, sowie Oesterreich-Ungarns gegen Serbien ausgedehnt, desgleichen sollte er eintreten, wenn Oesterreich-Ungarn den Sandschak von Novibazar besetzen würde. Der Art. 2 des Bündnisvertrages enthält die wichtige Bestimmung, daß alle aus einer gemeinsamen Aktion sich ergebenden territorialen Erwerbungen ein Kondominium der verbündeten Staaten bilden sollten. Um den erfahrungsgemäßen Gefahren eines gemeinsamen Eigentumes vorzubeugen, war man so vorsichtig, sich über die Verteilung der eroberten Gebiete schon jetzt zu einigen. Bulgarien sollte das Gebiet östlich vom Rhodopegebirge und der Struma, Serbien das Land nördlich und westlich von der Schar-Planina erhalten, was aber die Gebiete, die zwischen Schar-Planina, Rhodope, dem Aegäischen Meere und dem Ochrida liegen, anbelangt, würde, wenn die beiden Teile zur Ueberzeugung gelangen, daß ihre Organisation als besondere autonome Provinz unmöglich sei, in letzter Linie der Zar als oberster Schiedsrichter über ihre Zuweisung entscheiden. Es ist dies der sog. strittige Teil von Mazedonien. Die erwarteten inneren und äußeren Schwierigkeiten stellten sich rechtzeitig ein. Der Krieg mit

Digitized by Google

Italien dauert an und will für die Türkei keine günstige Wendung nehmen, in Albanien wütet ein Aufstand, im Innern hat die Regierung mit der Offiziersliga zu tun, und im April wird bereits das Auftauchen serbischer Banden in Mazedonien gemeldet, während bulgarische Komitadschis zur Bestrafung der zum Patriarchismus übergetretenen mazedonischen Bauern ausziehen. Am 3. Oktober überreichen die Gesandten der vier Mächte in Konstantinopel eine Note, worin die Türkei aufgefordert wird, Altserbien, Mazedonien, Albanien und Kreta innerhalb drei Tagen Autonomie zu gewähren, und am 8. Oktober überreicht Montenegro als erster die Kriegserklärung, ihm folgen alsbald die andern Verbündeten. Binnen wenigen Wochen ist die Türkei auf der ganzen Linie unterlegen, und am 13. November steht die bulgarische Armee an der Tschataldschalinie. In ihrer Bedrängnis ruft die Türkei die Hilfe der Mächte an. Am 16. Dezember tritt in London eine Konferenz von Vertretern der Kriegführenden zusammen, und an ihrer Seite tagt, gewissermaßen als Regulator, die sog. Botschafterreunion. Es kommt zu keiner Einigung über die Friedensbedingungen. Am 16. Januar werden die Konferenzen suspendiert, am 3. Februar beginnt der Krieg von neuem. Skutari und Janina fallen, und am 28. März ziehen die Bulgaren in Adrianopel ein. Der Fall dieser türkischen Festung bildete einen Wendepunkt in der Entwicklung. Serbien und Griechenland haben ein gleiches Interesse daran, zu verhindern, daß Bulgarien zu groß werde, und auch Rußland kann nicht wünschen, daß es seinen Siegesmarsch fortsetze. Schon bald nach dem Falle Adrianopels tritt die serbische Regierung mit Kompensationsforderungen an Bulgarien heran, erfährt aber eine Zurückweisung. Darauf schließt es mit Griechenland eine gegen Bulgarien gerichtete Militärkonvention, wohl dieselbe, von der in der letzten Zeit so oft die Rede war, und versichert sich der Neutralität Rumäniens. Nun kann es mit mehr Nachdruck seine Ansprüche geltend machen. Am 25. Mai überreicht der serbische Gesandte Spalajkovitsch in Sofia eine Note, in der eine Revision des im Bündnisvertrag aufgestellten Teilungsplanes verlangt wird, und zwar unter Berufung darauf, daß die bulgarischen Eroberungen sich über die vorgeschriebene Linie hinaus ausgedehnt hätten, daß Serbien für das ihm von der Londoner Konferenz aberkannte Albanien einen Ersatz beanspruchen könne, endlich, daß es über seine vertragsmäßigen Verpflichtungen hinaus Bulgarien militärische Hilfe geleistet habe. In der Skupschtina gibt Pasitsch am 28. Mai ein ausführliches Exposé der Lage. Bulgarien verhält sich ablehnend. Inzwischen zieht sich über seinem Haupte eine neue Gewitterwolke zusammen. Bereits am 29. Oktober 1912 hatte der rumänische Ministerpräsident dem bulgarischen Gesandten erklärt, falls auf dem Balkan territoriale Veränderungen sich ergeben sollten, werde Rumänien ein Wort mitzusprechen haben. In einer Unterredung zwischen dem Präsidenten der bulgarischen Sobranje, Daneff, der sich zu den Friedenskonferenzen nach London begibt, und Majorescu wird zum erstenmal, und zwar von Daneff selbst, das Thema einer Grenzberichtigung angeschlagen. Und von da an ziehen sich die Verhandlungen über diesen Gegenstand schier endlos hin, während der ganzen Zeit hält Ruß-

Digitized by Google

land seine schützende Hand über Bulgarien. Sasonow äußert sich am 15. Januar dem österreichisch-ungarischen Botschafter gegenüber dahin, daß das Bestehen Rumäniens auf der Abtretung von Silistria zu schweren Verwicklungen führen könnte, und der österreichisch-ungarische Botschafter meint, Rußland und Oesterreich-Ungarn müßten militärisch einschreiten, wenn Rumänien das beanspruchte Gebiet besetzen wollte, während die Bulgaren in Tschadaltscha beschäftigt sind. Im gleichen Sinne äußert sich Benckendorff dem rumänischen Gesandten in London gegenüber, und Sasonow sagt zum Gesandten Rumäniens in Petersburg, er könne nicht begreifen, wie ein christlicher Staat einen andern, der mit der Türkei im Streite ist, angreifen könne. Am 18. Februar wiederholt Sasonow seine Drohung, unter Berufung auf die wachsende Erregung der öffentlichen Meinung in Rußland. Allein Rumänien bleibt bei seinem Verlangen. Da die Großmächte den Grundsatz der Aufrechterhaltung des Statusquo aufgäben und Bulgarien Gebietserweiterungen anstrebe, könne auch Rumänien nicht länger an seiner Neutralität festhalten und müsse Kompensationen fordern. Es kommt zur Mediation der Mächte. Am 9. Mai wird von den Botschaftern der Großmächte in St. Petersburg ein Protokoll unterzeichnet, das Silistria den Rumänen zuspricht. Inzwischen hat sich der Konflikt zwischen Serbien und Bulgarien zugespitzt, und die rumänische Regierung erklärt, wenn ein neuer Balkankrieg ausbreche, werde sie sich nicht mehr mit den Zugeständnissen des Petersburger Protokolls begnügen, sondern mobilisieren. Am 11. Juli besetzt Rumänien Silistria und stellt folgende Friedensbedingungen: die Grenzlinie Turtukaie, Dobritsch-Baltschik und Verbleiben der rumänischen Armee in Bulgarien bis zum Friedensschluß. Majorescu erklärt den fremden Vertretern, Rumänien könne das bulgarische Streben nach der Hegemonie auf dem Balkan nicht ruhig hinnehmen. Während dieser Verhandlungen zeigt sich das Ministerium Daneff intransigent und verschließt sich den wohlmeinenden Ratschlägen der befreundeten Mächte. Es versäumt, sich durch rechtzeitige Verständigung mit der Türkei und Rumänien den Rücken zu decken, all dies im Vertrauen auf die Hilfe Rußlands, das ihm durch eine Konvention vom Jahre 1902 die Integrität seines Besitzes verbürgt und seine Ansprüche auf Mazedonien unterstützt hatte. Darauf bezieht sich eine Anspielung in dem Telegramm König Ferdinands an den Zaren vom 11. Juni 1913, wo es heißt: „Bulgarien hat nicht bloß Rechte auf Mazedonien, es hat auch unausweichliche Pflichten gegen die dortige Bevölkerung, die stets bulgarisch gewesen ist und es um jeden Preis bleiben will. Eure Majestät werden sich daran erinnern, daß diese Pflichten durch Jahre von Rußland selbst anerkannt worden sind." Alle Versuche einer Vermittlung blieben vergebens. Umsonst wendet sich der Zar unmittelbar an die Könige von Serbien und Bulgarien, umsonst fordert er sie auf, ihre Ministerpräsidenten nach Petersburg zu senden. Schließlich erklärt er am 15. Juli, eine weitere Vermittlung ablehnen zu wollen, und überläßt es den Balkanstaaten, wegen Abschluß eines Waffenstillstandes unmittelbar miteinander in Verbindung zu treten. Am 11. Juni schon hatte Sasonow sich zu Bidezko dahin geäußert, daß die russischen und die

Digitized by Google

rumänischen Interessen nicht zum erstenmal identisch seien, und meint, die beiden Staaten sollten auf den Frieden hinarbeiten, „um dem Skandal ein Ende zu machen".

Tatsächlich nimmt nun Rumänien die Sache in die Hand. Auf seine Einladung versammeln sich die Vertreter der Balkanstaaten zu Friedensverhandlungen in Bukarest, und in wenigen Tagen (1. bis 10. August) ist eine vollkommene Verständigung erzielt. Schon früher hatten sich Rumänien, Serbien und Griechenland in dem Gedanken geeinigt, sich den Einflüssen der Großmächte soviel als möglich zu entziehen. Man wäre um jene Zeit in Wien nicht abgeneigt gewesen, den Bulgaren zu Hilfe zu kommen. Ein großserbisches Reich an seinen Grenzen mußte ja Oesterreich durchaus unerwünscht sein, während es mit Bulgarien von allem Anfang an freundschaftliche Beziehungen unterhalten hatte. Allein ohne Unterstützung von seiten ihrer Verbündeten hätte sich die Monarchie in den Streit nicht einmischen können, und so gab man sich schließlich mit dem in der albanischen Frage Erzielten zufrieden.

Der Bukarester Frieden besiegelte die vollständige Niederwerfung Bulgariens. Es verlor nicht nur den größten Teil des im Kriege Erworbenen, sondern mußte auch ein Stück seines alten Besitzes an Rumänien abtreten, nachdem es kurz vorher Adrianopel an die Türken verloren hatte. Oesterreich-Ungarn und Rußland reservierten sich das Recht der Revision des Vertrages, überdies hatte sich Sir Edward Grey bereits am 21. Juli in der Botschafterkonferenz dahin ausgesprochen, daß die zu treffenden Vereinbarungen der Prüfung und Genehmigung der Mächte zu unterziehen sein würden, wogegen von keiner Seite Einwendung erhoben wurde. Allein zu guter Letzt sprachen sich Frankreich und Italien gegen eine Revision aus, und auch die übrigen Mächte nahmen die geschaffenen Tatsachen ohne Einwendung hin. Niemand hatte Lust, den Streit nochmals aufzurollen, man hatte die Sache gründlich satt.

In Wien freilich gab man sich über die Dauerhaftigkeit des Werkes keiner Täuschung hin. Bereits am 12. August schrieb Graf Berchtold an den Botschafter in St. Petersburg: „Die Bestimmungen des Bukarester Vertrages sind kaum geeignet, eine längere Periode des Friedens zu gewährleisten. Bulgarien, dessen Grenzen über das Maß dessen eingeschränkt wurden, was das Königreich mit Rücksicht auf seine Erfolge im Kriege gegen die Türkei und auf Grund der Stammverwandtschaft mit der in den ehemals türkischen Gebieten lebenden Bevölkerung beanspruchen durfte, wird sich auf die Dauer mit dem Ergebnisse des Friedensschlusses nicht zufriedengeben."

So kam es auch, nur sollte die Anregung zu einer Revision des Bukarester Friedens und der durch ihn geschaffenen Grenzen nicht von Bulgarien ausgehen, sondern von Rußland, und mit Unterstützung gerade jener Mächte, die ein Jahr vorher gegen eine Revision des Vertrages Stellung genommen hatten. Der erste in den Bundesverträgen aufgestellte Teilungsplan war durch den Bukarester Frieden zum Nachteile Bulgariens über den Haufen geworfen worden. Nun sollten seine Bestimmungen zugunsten Bulgariens zurückrevidiert, sollte das Un-

Digitized by Google

recht, das man dem Lande angetan hatte, wieder gutgemacht werden. Aber nicht umsonst. Bulgarien sollte der Türkei den Krieg erklären, und wohl erst dann, wenn er gut ausginge, seinen Lohn erhalten. Bereits im März 1914 bringt der „Golos Moskwi" einen Artikel, in dem Bulgarien nahegelegt wird, sich einem neuen Balkanbunde anzuschließen, wofür es Gebietsentschädigungen in Mazedonien erhielte. Die Verbündeten würden sich an den rumänischen und serbischen Provinzen Oesterreichs schadlos halten. (!) Man fürchtete wohl in Petersburg, Oesterreich-Ungarn könnte doch noch zu den Waffen greifen, um Bulgarien zu helfen. Die damaligen Lockungen scheinen in Sofia kein Gehör gefunden zu haben. Viel entschiedener wurde die Aktion nach Ausbruch des gegenwärtigen Weltkrieges angefaßt. Ueber die Peripetien dieser Verhandlungen gibt eine von der russischen Regierung am 12. Oktober d. J. veröffentlichte Denkschrift interessante Aufschlüsse. Eingangs heißt es darin, Rußlands Balkanpolitik sei in erster Reihe darauf gerichtet gewesen, einen Balkanblock gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu schaffen. Das sei nur möglich durch Versöhnung Bulgariens mit Serbien. Im Juli 1914 habe die russische Regierung Bulgarien mitgeteilt, daß der Anschluß an Rußland für Bulgarien vorteilhaft wäre. Serbien würde zu gewissen Opfern veranlaßt werden. Bereits am 21. August habe Rußland an Serbien in diesem Sinne eine Note gerichtet, worin erklärt wurde, daß die russische Regierung Bulgarien für den Angriff auf die Türkei serbische Gebietsteile in Aussicht gestellt habe. Die Kriegserklärung der Türkei an Rußland erfolgte bekanntlich erst im November 1914, nach dem Zwischenfall im Schwarzen Meer. Rußland dachte also daran, die Türkei schon in tiefstem Frieden zu überfallen und anderseits Oesterreich-Ungarn und Deutschland zu verhindern, ihr zu Hilfe zu kommen. Man sieht, es ist dieselbe Konzeption wie die des Bündnisses von 1912. Hören wir, was die russische Denkschrift über die weiteren Schicksale des Unternehmens erzählt: Serbien habe dem russischen Vorschlag sofort zugestimmt, jedoch gleichzeitig Entschädigungen aus österreichisch-ungarischen Gebieten verlangt. Nach Beginn des Krieges mit der Türkei seien Bulgarien „greifbare" Vorschläge gemacht worden, es habe aber nur die Einhaltung seiner Neutralität zugesagt. Nach dem Abzug der österreichisch-ungarischen Truppen (Dezember 1914) seien die Serben widerspenstig geworden, neue Vorschläge der Alliierten im Januar 1915 hätten infolge der Hartnäckigkeit der Serben keinen Erfolg gehabt. Nun vergehen einige Monate, ohne daß der Faden wieder aufgenommen wird. Inzwischen hatten ja Frankreich und England den Versuch unternommen, die Dardanellen mit ihren Flotten zu forcieren. Erst nachdem er so kläglich gescheitert war, kam man auf den Gedanken zurück, den Balkanbund zu Hilfe zu rufen, um der Türkei vom Lande aus zu Leibe zu rücken. Am 29. Mai werden Bulgarien weitestgehende Zugeständnisse gemacht für den Fall, daß es der Türkei den Krieg erklären wolle: Thrazien bis an die Linie Enos-Midia (ein Gebiet, das der Türkei aber erst abgewonnen werden mußte), ein Teil von Mazedonien mit Egri-Palanka, Soppot, der Ochridalinie und Monastir, nach dem Kriegsende

Digitized by Google

durch die Verbandsmächte garantiert, jedoch unter der Bedingung, daß Bulgarien diese Gebiete nicht vor dem Friedensschluß besetze, dafür solle es aber finanzielle Hilfe erhalten. Ueber die Antwort Bulgariens gibt ein Bericht aus Sofia näheren Aufschluß. Danach hätte sich unter den russischen Anerbietungen auch die befunden, in Bukarest wegen Herausgabe der Dobrudscha zu intervenieren. Die bulgarische Regierung wollte aber laut ihrer Antwortnote vom 4. August vorher Aufschluß darüber erhalten, welche Entschädigungen Serbien und Griechenland zugedacht seien, ob die Konzession an Bulgarien von diesen Entschädigungen abhänge, wie das Abkommen mit Rumänien gedacht sei. Bulgarien, hieß es schließlich, sei von dem letzten Kriege so erschöpft, daß es über Umfang und Wesen der angebotenen Zugeständnisse vorerst unterrichtet sein müsse. Am 4. August erhielt die bulgarische Regierung, der russischen Denkschrift zufolge, die gewünschten Auskünfte, Serbien werde keinen Gebietszuwachs erhalten, solange Bulgarien nicht die ihm zugesagten Gebiete in Besitz genommen habe. Rußland verlangte nun die genaue Angabe, wann Bulgarien gegen die Türkei vorgehen werde. Es sollte angeblich dem Vierverbande 200 000 Mann zur Verfügung stellen und ihm seine Häfen im Schwarzen Meere sowie die Reeden von Lagos und Dedeagatsch zur Landung französischer und englischer Truppen überlassen, mit denen vereint die bulgarischen Streitkräfte dann gegen Konstantinopel ziehen sollen. Man hatte also wohl schon damals wenig Vertrauen zu der Aktion in Gallipoli. Am 14. September wiederholen die Verbündeten ihre Anerbietungen und verlangen sofortigen Abschluß einer Militärkonvention, andernfalls würden sie die gemachten Zusagen als hinfällig ansehen. Gleichzeitig erbot sich der Vierverband, ein Umstand, der in der russischen Denkschrift übergangen wird, die abzutretenden Gebiete durch französische und englische Truppen besetzen zu lassen, falls Bulgarien es wünschen sollte. Die bulgarische Regierung blieb die Antwort schuldig. So begaben sich denn die Vertreter Rußlands, Frankreichs und Englands ein letztes Mal ins bulgarische Ministerium und verlangten unter Androhung ihrer Abberufung, daß Bulgarien binnen vierundzwanzig Stunden seine Beziehung zu den Zentralmächten abbreche. Der englische Vertreter brachte diese Drohung für den Fall vor, daß die Mobilisierung Bulgariens zu Feindseligkeiten auf dem Balkan führen sollte. Der italienische Gesandte hatte keine Instruktionen erhalten. Gleichzeitig notifizierte der Vierverband in Athen die Ausschiffung französischer und englischer Truppen in Saloniki. Während all dieser Verhandlungen hatte Serbien nur geringes Entgegenkommen gezeigt. Es erklärte sich wohl bereit, gewisse Opfer zu bringen, aber keineswegs in dem von Bulgarien verlangten Maße und nur insoweit, als sie nicht eine Gefährdung der Existenzbedingungen in Serbien bedeuten. Ferner wollte die serbische Regierung die zugestandenen Gebiete Bulgarien erst dann abtreten, wenn die Bürgschaften für entsprechende Kompensationen in Bosnien und Albanien geboten sein würden. Endlich verlangte es die Beibehaltung der Grenznachbarschaft mit Griechenland. Was dieses betrifft, war es trotz der Bedrängung seines Auslandshandels durch England, trotz der Besetzung der großen

Digitized by Google

ägäischen Inseln, solange Venizelos am Ruder war, bereit, die von der Entente geforderten Zugeständnisse an Bulgarien zu machen, für die es in Kleinasien, später gar durch Zypern, entschädigt werden sollte. Es hatte sich überdies während der ganzen Zeit dem Vierverbande gefällig gezeigt, indem es anstandslos Kriegsmaterial nach Serbien und Rußland führen ließ. Nicht minder wohlwollend war das Verhalten Rumäniens. Erst vor kurzem, am 14. Oktober, sagte Sir Edward Grey: „Wir standen die ganze Zeit in freundschaftlichen Beziehungen zu Rumänien, das einen Balkanbund begünstigte." Fast mit denselben Worten hatte sich zwei Tage vorher Viviani geäußert. Angesichts des Vormarsches der östereichisch-ungarischen und deutschen Truppen haben aber Griechenland wie Rumänien ihre Haltung dahin definiert, daß sie ihre Neutralität nur dann aufgeben würden, wenn ihre eignen Interessen in Frage kommen, und in Bukarest wurde hinzugefügt, Rumänien fühle keinerlei Verpflichtung, den Bukarester Frieden auch gegen die Großmächte zu verteidigen.

So endet dieser diplomatische Feldzug mit einer Niederlage des Vierverbandes auf der ganzen Linie, und Asquith hatte recht, als er unlängst von Enttäuschungen und Mißerfolgen sprach. Am Schlusse seiner Rede schiebt er diese Schuld an den Mißerfolgen auf die Animosität unter den Balkanstaaten, eine unglückliche und noch nicht erledigte Erbschaft der beiden Balkankriege und des Bukarester Friedens.

Wie ganz anders gestalten sich die Dinge, als der Vierverband sie sich gedacht hatte! Bulgarien, statt im Kriege mit der Türkei, mit ihr verbündet, die Barriere, die Rußland auf dem Balkan gegen die Zentralmächte errichten wollte, niedergerissen, und Serbien bald nur mehr ein geographischer Begriff. Zwei Könige aber, wie Lord Curzon im Oberhause sagte, haben die Erwartungen Englands enttäuscht und seien ihren Versprechungen untreu geworden. Auf den Trümmern des Bukarester Friedens und des Teilungsplanes, wie ihn der Vierverband beabsichtigt hatte, erhebt sich eine neue Gruppierung, die hoffentlich von größerer Dauer sein wird.

Jugendbriefe[1]

Von

Kurd v. Schlözer

27. April 1847.

Guter Bruder. Die „Unruhen", die hier vor acht Tagen ausbrachen, haben recht verschiedenartige Eindrücke hervorgerufen.

Als in aller Morgenfrühe einige robuste Besucherinnen des Gemüsemarktes am Oranienburger Tor, entrüstet über die Wucherpreise der Höker, zum Faustrecht griffen, indem sie mit ihren handfesten Regenschirmen einige der Schuldigen

[1] Anmerkung der Redaktion. Es wird unsern Lesern willkommen sein, neue Briefe des ausgezeichneten Diplomaten und feinsinnigen Historikers Kurd v. Schlözer kennen

Digitized by Google

verprügelten und die Gemüsekörbe umstürzten, so daß Franz Drakes kostbare Erzeugnisse über das Pflaster kollerten, da ahnten diese Damen noch gar nicht, daß sie einen hochpolitischen Akt begingen. Manche Politiker, die Louis Blanc studiert haben, sahen in diesen volkstümlichen „Bewegungen" „l'avant-scène d'une catastrophe".

Auf den Landtag und die Regierung hat der Vorgang solchen Eindruck gemacht, daß sich beide damit beschäftigten, dem volkswirtschaftlichen Uebel durch kräftige Maßregeln zu steuern. Gestern schon brachte die „Preußische Staatszeitung" die Kabinettsorder, die für einige Monate die Ausfuhr von Kartoffeln verbietet. Die Reden von Beckerath und Hansemann erhoben sich über das Niveau einer volkswirtschaftlichen Maßregel. Die Freimütigkeit der aus diesem Anlaß an den König gerichteten Adresse soll ihn in großes Erstaunen versetzt haben, eine Entgegnung, in ähnlichen Ausdrücken abgefaßt, wie die Thronrede, wurde nur auf dringendste Vorstellungen des Prinzen von Preußen vom König zurückgenommen. Wie es scheint, sind infolge dieses Gedankenaustausches die Minister beauftragt, die Antwort zu redigieren. Die Opposition ist aber dadurch nicht zufriedengestellt. Sie hat zur Wahrung ihrer Rechte vor wenigen Tagen dem Landtagsmarschall eine Art Promemoria übergeben.

Es ist höchst ergötzlich, in dieser merkwürdigen Zeit den Berichten der französischen Blätter über die Kartoffelunruhen zu folgen. „Le commencement d'une nouvelle ère." — „La propagation de nos idées libérales en Allemagne pour lesquelles la France a versé son sang en 1789 et en 1830", das sind die Stichworte, mit denen jetzt alle Redakteure in Paris um sich werfen. Nur können sie nicht begreifen, daß sich eine furchtbare, durch die entsetzlichste Hungersnot hervorgerufene Revolution bei uns so ruhig, ohne Guillotine und Massenhinrichtungen abwickelt.

*

Berlin, 14. Mai 1847.

Der Landtag wird immer interessanter. Die Profile der Parteien zeichnen sich mit jeder Sitzung schärfer ab. In der Zweiten Kammer steht Vincke an der Spitze der Opposition, in der Ersten Fürst Lichnowsky. Dieser ist eine eigentümlich fesselnde Erscheinung. Früher eifriger Verteidiger der karlistischen Sache in Spanien, dann Freund von Liszt, mit dem er jahrelang in der Welt herumreiste, später und noch jetzt Cicisbeo der Herzogin von Sagan-Talleyrand, sitzt dieser junge Draufgänger unter all den alten „Pairs" und sagt ihnen die fürchterlichsten Wahrheiten. Ist auch im Notfall erbötig, mit ihnen auf Pistolen loszugehen. So hat er neulich bei Bodelschwingh auf einem Diner zwei abwesende Herren mit „Esel" und „Schafskopf" tituliert, und als der Gastherr

zu lernen, dessen „Römische Briefe" und „Mexikanische Briefe" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) zur klassischen deutschen Briefliteratur gezählt werden dürfen. Die vorliegenden Briefe sind Proben aus einem Band „Jugendbriefe", dessen schon früher geplante Herausgabe durch Karl v. Schlözer, der auch die beiden ersten Bände besorgt hat, bis nach dem Krieg hinausgeschoben worden ist.

Digitized by Google

ihn bittet, dergleichen einzustellen, erwidert: Er ermächtige ihn, dieses den Herren selbst zu überbringen. Sein Charakter ähnelt dem von Mirabeau, dessen historische Pockennarben im Gesicht bei Lichnowsky allerdings durch Säbelschmarren ersetzt werden.

John Bull ist höchlichst erstaunt über die „Prussian Diet" und fängt an, uns jetzt als Menschen zu betrachten: „Very good speeches indeed — no philosophical cant at all."

*

Berlin, 22. Mai 1847.

La balle est lancée! Vor vierzehn Tagen hat Schleinitz seine Ernennung zum Gesandten in Konstantinopel erhalten. Ich habe mich augenblicklich mit ihm in Verbindung gesetzt. Vorgestern besuchte ich ihn. Er ist unverheiratet, vierzig Jahre alt, sehr liebenswürdig, denkt aber mit einiger Aengstlichkeit an den Aufenthalt in dem ihm völlig unbekannten Land, so daß er wegen meiner Mitreise bereits die nötigen Schritte bei Canitz getan hat.

*

Donnerstag, 20. Oktober 1847.

Mit den schönsten Erinnerungen an die Germanistenversammlung, vor deren großartigen Eindrücken selbst die Julitage und der diesjährige Landtag in den Hintergrund treten, bin ich gestern abend wieder in die Behrenstraße eingezogen. Ihre breiten Dächer blickten mich diesmal etwas nichtssagend an, als ob ihnen der nationale Aufschwung, der sich im Schutz der alten Giebel und Marientürme unsrer Travestadt soeben entfaltet hatte, ziemlich unverständlich geblieben sei. Mir kommt es immer vor, als ob jedem, der nicht an jenen großen Tagen teilnahm, etwas fehlen müsse. Höhern Orts betrachtet man freilich, wie ich authentisch höre, die Versammlung mit ganz andern Augen — schon deshalb, weil der Prinz von Preußen sich aufs lebhafteste dafür interessiert. Aus diesem Grunde haben auch die Kommissionen in gewissen Kreisen wenig Anklang gefunden.

In den nächsten Tagen geht nun meine Epistel an Seine Majestät ab, wobei mir hoffentlich Humboldt, der seine Reise nach Paris bis zur Ankunft des Königs verschoben hat, nützlich sein wird.

*

11. Dezember 1847.

Vorigen Sonntag war ich beim alten Ritter, der ganz verjüngt von seiner italienischen Reise zurückgekehrt ist, voll der schönsten Erinnerungen an den grandiosen venezianischen Gelehrtenkongreß, aber auch voll der köstlichsten Geschichten von der Unwissenheit der italienischen Gelehrten. Ueber ihren Marco Polo mußte er ihnen erst die rechten Lichter aufstecken. In Wien hat er die Böden aller Archive und Museen durchstöbert, dabei eine völlig unbekannte Weltkarte von Albrecht Dürer entdeckt, und sie sogleich mit Unterstützung von Metternich abdrucken lassen.

*

Digitized by Google

Berlin, 14. Januar 1848.

Gleich nach meiner Rückkehr begab ich mich zu Patow, dem großen Mann, und fand das verständnisvollste Entgegenkommen; ich überreichte ihm einige meiner Sprößlinge, z. B. Les premiers habitants de la Russie. Da ich bereits mehrere Exemplare davon ins Ministerium gesandt habe, wird dieses Schriftchen dort nachgerade wohl gelesen sein. Er bewunderte mein „Französisch", was er selbst leider nur oberflächlich verstünde, versprach mir, mit Canitz zu reden und empfahl mir, am nächsten Montag zu ihm zu gehen.

Tu ich. „General v. Schäffer sind da, und Exzellenz lassen ersuchen, einmal des Abends zwischen 6 und 8 Uhr zu kommen."

Nun ging ich am Mittwoch morgen hin. Es war gerade mein Geburtstag. Das schien mir ein gutes Omen. Ich lasse mich melden und werde ins Empfangszimmer geführt. Nach wenigen Minuten erscheint im schwarzen Sammetschlafrock die baumhohe Exzellenz mit einer zerschossenen Nase und zwei schielenden Augen, entschuldigt sich wegen des ersteren, setzt mir freundschaftlichst auseinander, daß er mich früher nicht habe empfangen können; wir nehmen Platz, und nun entspann sich folgendes Gespräch:

Er: „Ich habe Ihr Gesuch erhalten, es muß erst durch manche Hände gehen. Ich möchte nun keine Schwierigkeiten machen, gebe Ihnen aber zu bedenken, daß die diplomatische Laufbahn nicht zu den unterhaltendsten gehört. Sie sind an Ihre interessanten Studien gewöhnt; wir dagegen haben meistens sehr ennuyante Geschäfte." (Canitz selbst hat sehr viel Sinn für Kunst und Wissenschaft).

Ich: „Ich habe von jeher mehr Sinn für das praktische als für das rein wissenschaftliche Treiben gehabt."

Er: „Im rein praktischen Leben findet man aber selten große Befriedigung."

Ich: „Es gibt doch wohl keinen Beruf, in dem man sich in so lebhaftem Verkehr mit der Wissenschaft, z. B. mit der Geschichte, erhalten kann, wie gerade in der Diplomatie."

Er: „Ja, ruckweise. Es kommt ein interessanter Tag vor, dann folgen vier langweilige Wochen." (Jetzt zog er plötzlich ein andres Register auf.) „Ich sehe, Sie haben sich mit dem Arabischen beschäftigt; können Sie auch das vulgär Türkische?"

Ich: „Nein, ich glaube aber, es leicht zu erlernen."

Er: „Es ist mit unsrer Gesandtschaft in Konstantinopel eine eigne Sache" — und nun erzählte er mir die ganze Geschichte von der Schleinitzschen Sendung, daß dieser nicht hingegangen sei, und schloß mit den Worten: „Dort scheint mir der beste Anfang für Ihre Laufbahn zu sein."

Ich fiel bei diesen Worten sehr angenehm aus den Wolken. Hatte ich doch in meinem Gesuch um Zulassung zum juristischen Examen gebeten! Und das (Gott sei's geklagt!) bildet ja nun einmal mit seinen Scheuklappen von Pandekten den Anfang einer preußischen diplomatischen Karriere. Und nun sagt mir der Minister, er habe mein Gesuch erhalten, gibt mir aber zugleich eine Antwort,

Digitized by Google

mit der er mir doch anzudeuten scheint, daß, wenn ich eintreten würde, von jenem Banausenexamen für mich nicht die Rede sein könne.

Jetzt erhoben wir uns beide, sagten uns einige Abschiedsschnödigkeiten, und beim Hinausgehen rief er mir noch, in Erinnerung an meinen früheren vergeblichen Besuch nach: „Glauben Sie nicht, daß ich inakzessibel bin; es hat sich damals unglücklich getroffen."

Das war mein Besuch beim preußischen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten am Morgen meines Geburtstages! Als ich zu Hause kam, fand ich auf meinem Schreibtisch ein Geschenk von Gröning: „Goethes Faust". Die ersten Worte, die ich aufschlage, sind:

Faust: Die Wette biete ich.

Mephistopheles: Topp!

*

Berlin, 25. März 1848.

Bis auf den Grafen Arnim, dem man ungerechterweise noch immer die Itzstein-Heckersche Sache vorwirft, genießt das Ministerium und die jetzige Umgebung des Königs allgemeines Vertrauen. Wo das Herrscherpaar sich zeigt, ist es von Jubel umringt. Was wird nun das Ausland, was zunächst das übrige Deutschland zu diesen Ereignissen sagen? Wird Preußen wirklich die Hegemonie unsres Vaterlandes übernehmen können? Nach den Ansichten des Herrn v. Gagern (den ich neulich nicht nennen konnte, aber wohl jetzt, da er uns am selben Abend, wo ich bei ihm war, versicherte, daß er keine geheime Mission habe, sondern alle diplomatischen Konferenzen auf dem Markt abhalten könne) wird das ganze südliche Deutschland sich gern unter Preußen stellen. Bayern hat noch einstweilen gezögert, doch wird es auch hierin den vaterländischen Interessen förderlich sein. Oesterreichs Hauptmacht ist zu wenig deutsch, um Preußen den Vorrang streitig machen zu können. Der Norden von Deutschland endlich sieht doch schon lange in Preußen seinen Herrn. Wie ich soeben höre, soll der König dem Herzog von Augustenburg preußische Truppen (15 000 Mann) zur Verfügung gestellt haben: Dann ist auch Schleswig-Holstein ganz und gar unser. Und Polen? Mieroslawsky ist frei, alle Polen, die sich hier befinden, haben die deutsche Kokarde neben der polnischen aufgesteckt, in Russisch-Polen gärt es an allen Orten, der Erzbischof von Gnesen ist hier gewesen mit einer sehr wichtigen geheimen Mission — kurz, jetzt, wo alles möglich ist, wo ganz Europa aus seinen Angeln gehoben wird, mag man den Gerüchten, welche hier allgemein verbreitet sind, wohl Glauben schenken, daß die Polen dem König von Preußen die konstitutionelle Krone ihres Landes angeboten haben! Andre behaupten, Prinz Waldemar solle König vom gesamten Polen werden. So kreuzen sich jetzt die verschiedensten Gerüchte.

*

Berlin, 23. April 1848.

Während der letzten Wochen lebte man hier in fortgesetzter Unruhe. Emissäre und Wühler aller Art regten das untere Volk auf, man war immer eines neuen

Digitized by Google

Kampfes gewärtig. Dazu kamen die niederschlagenden Gerüchte aus den Provinzen, die teils von reaktionären Gefühlen geleitet, allen Maßregeln des Königs ihre Anerkennung versagten, teils noch weiter gehen wollten und allgemeine Anarchie für Preußen herbeisehnten, um dann desto schärfer eingreifen zu können. Durch den Landtag, der gestern und heute beraten hat, sind aber plötzlich alle Stimmen beschwichtigt. Das neue Wahlgesetz ist fertig, und binnen wenigen Wochen tritt hier eine Assemblée constituante zusammen, die über die Verfassung und das fernere Heil Preußens beraten wird. Ich beziehe nach wie vor meine Wachen. Vor wenigen Tagen hatten wir das Palais des Prinzen von Preußen zu besetzen, kampierten in den Salons der Prinzessin Louise und wünschen nichts sehnlicher als uns noch weiter zu betätigen. Von Zeit zu Zeit kommt Ernst Curtius herauf, um bei uns Mut zu sammeln und sich gegen die Emigrantenstimmung zu waffnen, die ihn in Potsdam umgibt.

Gestern verbreitete sich in Berlin das Gerücht aus angeblich guter Quelle, der Zar wolle Polen herausgeben, Leuchtenberg zum König machen und sich an die Spitze des Panslawismus stellen. Dann fällt Böhmen ab, und das Slawentum ist ein stärkerer Feind für Deutschland als je zuvor. Wenige Stunden darauf langte hier ein Senator aus Hamburg an mit der Nachricht, es lägen siebenundvierzig englische Linienschiffe am Ausfluß der Elbe, England würde Dänemark zu Hilfe kommen, wenn Preußen dem russischen Reich Holstein überließe.

*

Berlin, 21. Oktober 1849.

Die kürzlich abgeschlossene Union Preußens mit Oesterreich kann, wenn ersteres sich nicht wieder unterkriegen läßt, sehr erfreulich werden. Oesterreich wird sich nun doch dazu entschließen müssen, denn in Ungarn ist die Sache noch keineswegs beendigt. An den Südgrenzen sollen sich, wie ich zuverlässig höre, neue gewaltige Insurgentenmassen sammeln.

Bunsen hat gestern geschrieben, daß in den englischen Kriegshäfen eine Tätigkeit herrscht, wie er sie noch nie erlebt habe. Die Zukunft wird also wieder etwas unklar. Das Prophezeien habe ich schon längst aufgegeben, aber bei allem Vertrauen zu einer höheren Macht sehe ich doch keiner freudigen Zukunft für Deutschland entgegen. Die Welt bedarf zuweilen einiger Reinigungsprozesse, und ein Weltbrand wie der vom Jahre 1848 erlischt nicht so schnell. Mittlerweile aber geht es hier in der preußischen Hauptstadt wieder recht heiter zu. Illuminationen, Zweckessen, diplomatische Diners, italienisches Theater, Revuen — was braucht der Berliner mehr! Man ist wieder in ein so materielles Leben geraten, daß der Minister des Auswärtigen die launige Idee hatte, bei einem offiziellen Bankett am 15. Oktober an die Spitze der Menus, die neben den Couverts lagen, einen majestätischen preußischen Adler zu setzen, dessen Haupt statt der Krone eine große Ananas schmückte, und der mit der einen ausgestreckten Kralle ein Champagnerglas, mit der andern eine Gänseleberpastete hielt. Mit solchen Sachen beschäftigt sich der Mann, der im Jahre 1849 die auswärtigen

Digitized by Google

Angelegenheiten zu besorgen hat. An boshaften Bemerkungen darüber läßt die vornehme Welt es natürlich nicht fehlen. Ueber die Vertretung Preußens bei der neuen provisorischen Regierung in Frankfurt verlautet noch nichts Gewisses. Radowitz ist nach Erfurt zurückgekehrt, wie es heißt, mit dem festen Versprechen, jenen Posten anzunehmen.

*

Berlin, 30. Mai 1850.

Unsre nächsten vaterländischen Geschicke werden nun in Warschau beraten, wohin sich von hier außer dem Prinz von Preußen auch der allmächtige Meyendorff[1]) begeben hat. Kisseleff[2]) preßt im Boudoir der Lieven jeden Abend den Präsidenten Napoleon immer enger an seine Brust. 145000 Mann liegen in Paris, und Changarnier wünscht, daß die Gegenpartei losschlage; die wird sich aber hüten, denn im Monat Juni kommen die neuen Rekruten in die Armee, und ob die sich so unbedingt den Befehlen Changarniers fügen werden, ist noch zweifelhaft.

*

Berlin, 18. Juni 1850.

Politik wird hier augenblicklich nicht getrieben, ebensowenig wie in Frankfurt, wo die Vertreter der Unionsfürsten sich am Rhein amüsieren. Desto mehr ist wohl an der Weichsel ausgebrütet, und wie Sebastiani 1831 auf die heftigen Interpellationen der Linken nach der Einnahme der Polenhauptstadt ganz kalt erwiderte: „L'ordre règne à Varsovie," so kann Nikolaus uns jetzt dasselbe furchtbare Wort mit demselben Hohne entgegenwerfen. Dazu starke Protestgesetze, Verbot der Expedition der hiesigen Nationalzeitung durch die königlichen Posten und andre scherzhafte Geschichten mehr.

*

Berlin, 31. Juli 1850.

Die Teilnahme für Holstein ist hier allgemein. Wie es heißt, beabsichtigen die Dänen nun bald die Eider zu überschreiten. Die Werbungen von Unteroffizieren haben hier, wie in andern deutschen Städten, guten Fortgang, und die Fürstin von Waldeck hat gezeigt, daß, wenn die Männer aufhören zu handeln, die Frauen auftreten müssen.

*

Berlin, 19. September 1851.

Gestern vor drei Jahren tobte der Aufstand in Frankfurt, wurden Lichnowsky und Auerswald ermordet. Und heute kann Deutschland einen besonders dicken Strich im Kalender machen, denn heute soll Metternich seinen Einzug in Wien halten. Er hat bereits erklärt: „Je ne remonterai pas sur la scène; il ne me convient pas d'être dans les coulisses. Simple spectateur désormais, je me placerai aux premières loges; de là je jugerai les acteurs et je ne refuserai pas mes conseils à ceux qui me les demanderont."

*

[1]) Russischer Gesandter in Berlin.

[2]) Russischer Geschäftsträger in Paris.

Digitized by Google

Berlin, 2. Dezember 1851.

Das erste Kapitel meiner „Hansa“[1]) ist nun stark in Angriff genommen. Es beginnt mit einer kurzen Geschichte des Großfürstentums Litauen vom Jahre 1230 bis 1386. Am 14. Februar 1386 tritt Jagello zum Christentum über; Litauen wird mit Polen vereinigt; dadurch entsteht im Osten des preußischen Ritterstaates eine gefährliche Großmacht, die bald eine drohende Stellung zum Orden annimmt. Die alten Kämpfe zwischen den Deutschen und Litauen erhalten jetzt neue Wichtigkeit. Bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts und zu Anfang des fünfzehnten ist die Macht des Ordens noch im Steigen. Da kommt es im Jahre 1410 zu der großen Schlacht bei Tannenberg, wo die Ordensritter von den Litauern und Polen aufs Haupt geschlagen werden. Ein für den Orden schimpflicher Friede, der die reichsten Ordensbesitzungen unter polnische Hoheit bringt, ist die Folge. Von da ab sinkt die Macht des Ritterstaates. Es gewinnt den Anschein, als ob der Nordosten Deutschlands in seinem ganzen Entwicklungsgange gehemmt und hier der Grund zu einer polnisch-litauischen Herrschaft gelegt sei.

In diesem kritischen Moment tritt plötzlich ein Ereignis von höchster Bedeutung ein: Am 18. April 1415 (fünf Jahre nach dem Tage von Tannenberg) wird der Burggraf Friedrich von Hohenzollern vom Kaiser mit der Mark Brandenburg belehnt: Der kräftige, deutsche Fürstenstamm der Hohenzollern verlegt seinen Herrschersitz aus dem Herzen Deutschlands in die Nähe der baltischen Gestade, um hier in kurzer Zeit feste Wurzeln zu schlagen und nach dem allmählichen Verfall der Ordensmacht als Beschützer deutschen Lebens und deutscher Staatsentwicklung auftreten zu können.

Dies sind die Grundlinien des ersten Kapitels. Möchte es mir bald gelingen, die richtige Form für diese Gedanken zu finden.

*

Berlin, 7. Mai 1854.

Hier herrscht jetzt Graf Dohna. Bunsen und Bonin sind entlassen. Bismarck-Schönhausen ist aus Frankfurt unterwegs, um möglichenfalls das Auswärtige zu übernehmen. Manteuffel bleibt dann Ministerpräsident, denn daß er ganz austritt, glaube ich jetzt — trotz aller Redereien — nicht. Wohl aber wird er einige Demütigungen erfahren.

Die Räumung der Kleinen Walachei durch die russischen Truppen ist aus rein strategischen Gründen erfolgt. Schon 1828 spielte dieselbe Guzla. Paskevitsch ist bekannt dafür, daß er zu konzentrieren liebt.

An Kronstadt denken Engländer und Franzosen in diesem Jahre nicht mehr. Um die kleine Festung Sweaborg[2]) zu nehmen, müssen — wie der alte Napier

---

[1]) Verfall und Untergang der Hansa und des Deutschen Ordens in den Ostseeländern. Von Kurd v. Schlözer. Berlin 1853.

[2]) 9. bis 11. August 1855 von der französischen und englischen Flotte vergeblich bombardiert.

Digitized by Google

nach London geschrieben hat — zehn Linienschiffe geopfert werden, worauf er die sehr naive Antwort erhielt, er solle damit warten, bis das französische Geschwader beisammen sei.

Die Franzosen werden nächstens bei Athen Truppen landen. In Gallipoli treffen sie Vorkehrungen für einen jahrelangen Aufenthalt. Nach Konstantinopel wollen sie ungern, weil ihnen dann der Rückzug versperrt werden könnte. In den alten Dardanellenforts sind sie sicherer.

*

Berlin, 11. Mai 1855.

Inzwischen sind große Dinge vorgegangen. Aber so bunt es auch aussieht, einmal wird der Krimfeldzug mit einem Frieden enden müssen. Rasch kann er nicht kommen, aber der Grund ist gelegt, und alle Mächte werden überglücklich sein, eine schickliche Form zur Vereinbarung zu finden. Daran wird auch der Ministerwechsel in Paris nichts ändern.

Währenddessen gestalten sich die Dinge in Frankreich immer eigentümlicher. Louis hatte als richtiger Abenteurer den letzten Trumpf ausgespielt — einen Krieg. Aber dieser kostet furchtbar viel Geld und Blut, und die Erfolge gehen der sanguinischen Armee, der Louis schließlich seine Krone verdankt, noch immer nicht rasch genug. Dadurch ist dort eine gefährliche Stimmung aufgekommen. „Le mécontentement de l'armée grandit à mesure qu'elle acquiert la conviction qu'elle a été l'instrument non pas seulement d'une féminité, mais d'une folie." (Aus einem Privatschreiben aus Paris.) Nun muß Louis trotz allem durchhalten. Zurückziehen kann er die Truppen nicht ohne weiteres, einen neuen Krieg etwa mit Preußen kann er auch nicht anfangen, denn er hat dazu nur 100 000 Mann zur Disposition; außerdem wäre eine solche Invasion in Deutschland doch zu eigentümlich — jetzt, wo bei der Pariser Weltausstellung Tausende von Deutschen seine Gäste sind. Genug, Louis hat allen Grund, nachzudenken, davon bin ich jetzt ebenso überzeugt, wie ich nach dem 2. Dezember — trotz aller Gegendemonstrationen — annahm, daß sein Stern im Aufsteigen begriffen sei. Die Kaiserin Eugenie hat neulich zu einer Person ihrer Umgebung geäußert: „Qu'est-ce que je deviendrai quand ceci sera détruit," und Louis selbst soll eigentümliche Andeutungen gemacht haben, als ob er bei nächster Gelegenheit einmal des Nachts mit seiner gefüllten Schatulle durchbrennen würde — vielleicht unter dem Vorwand, seine braven Truppen in der Krim besuchen zu müssen. Doch damit hat es noch gute Wege. Vorläufig sitzt er noch auf dem Stuhl, aber der Stuhl wackelt, wenn auch ein gewandter Balanceur sich gewiß manches Jahr halten wird, bis er mitsamt seinem Thron zusammenbricht. Besonders wütend ist er jetzt wieder auf Oesterreich. Er hat alles Vertrauen zu Buol und dem jungen Franz Joseph verloren, und auf der andern Seite weiß er doch recht gut, daß er den Krieg ohne Oesterreichs Mithilfe nicht fortführen kann.

Es war ein eignes Gefühl, als ich diesertags Gelegenheit fand, die im vorigen Frühjahr so viel besprochene, von Louis verfaßte „Révision de la carte d'Europe" zu lesen, die jetzt nur im Manuskript existiert. Was hatte

Digitized by Google

der Mann damals alles vor mit Finnland, Polen, Livland, dem Kaukasus, der Donau, der Krim! Und wie lächerlich haben sich die Alliierten gemacht! Ich verdenke es ihnen nicht, wenn sie jetzt wütender denn je auf Preußen sind, das ihnen bei der Ausführung ihrer „hochherzigen, Europa beglückenden" Pläne so hinderlich gewesen ist. Was würde Louis darum geben, wenn er dies alles nicht unternommen hätte! „On peut toutefois affirmer qu'il regrette de s'être engagé dans cette affaire de Crimée; c'est déjà beaucoup qu'il éprouve ce sentiment!" So denkt man in Paris.

Die Zukunft des Völkerrechts

Von

Karl v. Stengel

I.

Mit dem Ausdruck „Völkerrecht" bezeichnet man die Gesamtheit der Rechtsgrundsätze und Vorschriften, welche die friedlichen wie kriegerischen Beziehungen der in staatlichen Gemeinwesen organisierten Völker regeln. Diese Staaten bilden die sog. völkerrechtliche Gemeinschaft.

Jede Rechtsgemeinschaft setzt eine gewisse Gemeinsamkeit der Kultur und der sich aus ihr ergebenden ethischen Anschauungen unter den die Gemeinschaft bildenden Personen und Gemeinwesen voraus, da nur auf dieser Grundlage eine die Mitglieder der Gemeinschaft bindende Rechtsordnung entstehen kann. Außerdem ist notwendig, daß die Personen und Gemeinwesen, die eine Rechtsgemeinschaft bilden sollen, sich gegenseitig als Rechtssubjekte anerkennen und daher bereit sind, miteinander in Verkehr zu treten.

Im Altertum fehlte es für die Entstehung und Ausbildung des Völkerrechts in der Hauptsache an diesen Voraussetzungen. Namentlich waren die Griechen und Römer nicht geneigt, andre Völker als sich gleichwertig und gleichberechtigt zu betrachten. Daher finden sich im Altertum nur schwache Ansätze zu einer Völkerrechtsbildung. Im wesentlichen waren nur gewisse Grundsätze über den Abschluß von Staatsverträgen, über die Stellung der Gesandten und über einzelne Milderungen in der Kriegführung anerkannt, die von den Griechen und Römern auch den „Barbaren" gegenüber beobachtet wurden, mit welchem Namen die Griechen und Römer alle andern Völker bezeichneten.

Auch im Mittelalter waren die Verhältnisse der Ausbildung des Völkerrechts insofern nicht günstig, als die Anschauung bestand, daß die sämtlichen christlichen Staaten ein einheitliches theokratisches Weltreich bildeten mit Kaiser und Papst an der Spitze, da diese Idee an und für sich den Bestand einer Anzahl voneinander unabhängiger und gleichberechtigter Staaten ausschloß. Freilich konnte diese Idee aus verschiedenen in der Natur der Sache liegenden Gründen und außerdem auch deshalb nicht verwirklicht werden, weil sich gegen

Digitized by Google

das Ende des Mittelalters die großen Nationalstaaten, England, Frankreich, Spanien usw., bildeten, die die Unterordnung unter Kaiser und Papst bestritten und ihre Unabhängigkeit gegen jede höhere Gewalt geltend machten und daher Anerkennung als souveräne, unter keiner höheren Gewalt stehende Gemeinwesen beanspruchten, eine Entwicklung, die die Voraussetzung der heute geltenden Völkerrechtsordnung schuf. Immerhin hatte die erwähnte mittelalterliche Idee die Wirkung, daß sich die christlichen Staaten zunächst als eine geschlossene Gemeinschaft gegenüber den nichtchristlichen Staaten betrachteten, denen sie die volle Anerkennung und Gleichberechtigung versagten.

Nachdem die Reformation die Idee eines christlichen Weltreichs mit dem Papste als Spitze und Oberhaupt endgültig beseitigt hatte, trat mit dem westfälischen Friedensvertrag von 1648 die Entwicklung und Ausbildung des modernen Völkerrechts ein, das durch Hugo Grotius auch seine theoretische Begründung fand.

Anfänglich umfaßte die völkerrechtliche Gemeinschaft nur die auf europäisch-christlicher Kultur beruhenden Staaten, nämlich die christlichen Staaten in Europa und die aus ehemaligen Kolonien europäischer Staaten in Amerika entstandenen staatlichen Gemeinwesen, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mexiko, Chile, Peru, Brasilien usw.

An diese den Kern der völkerrechtlichen Gemeinschaft bildenden Staatengruppe hat sich im Laufe des vorigen Jahrhunderts eine ganze Anzahl nichtchristlicher Staaten angeschlossen.

Zuerst wurde durch den Pariser Frieden vom 30. März 1856 die Türkei mit ihren Vasallenstaaten „in das europäische Konzert aufgenommen", später folgten andre nichtchristliche Staaten, wie Persien, China, Japan, Siam usw.

Die Aufnahme dieser Staaten in die völkerrechtliche Gemeinschaft erfolgte deshalb, weil sich die Beziehungen derselben mit den christlichen Staaten fortwährend vermehrten und die nichtchristlichen Staaten sich den Vorschriften der von den christlichen Staaten ausgebildeten Völkerrechtsordnung unterwarfen, in diplomatischen Verkehr mit den christlichen Staaten traten, mit denselben völkerrechtliche Verträge schlossen usw.

Infolge dieser Entwicklung hat sich das Völkerrecht, das zunächst nur für die christlichen Staaten in Europa galt und daher als „europäisches Völkerrecht" bezeichnet wurde, auf immer mehr Staaten erstreckt und findet gegenwärtig in allen Weltteilen Anwendung.

Zu bemerken ist dabei, daß die Aufnahme der aus ehemaligen, vom Mutterlande abgefallenen Kolonien in Amerika entstandenen Staaten in die völkerrechtliche Gemeinschaft stillschweigend erfolgte, während die Türkei ausdrücklich aufgenommen wurde, weil es sich hier um einen Staat handelte, dessen Kultur und Rechtseinrichtungen auf ganz andrer Grundlage beruhen wie die der christlichen Staaten.

Nachdem aber einmal die Aufnahme der Türkei erfolgt war, unterlag die stillschweigende Aufnahme andrer nichtchristlicher Staaten in die völkerrechtliche Gemeinschaft keinem Bedenken, da durch die Aufnahme der Türkei anerkannt war, daß es für den Eintritt in die völkerrechtliche Gemeinschaft genügt, wenn der

Digitized by Google

betreffende Staat die für den internationalen Verkehr der christlichen Staaten geltende Rechtsordnung auch für sich bindend betrachtet, gleichgültig, auf welchen Grundlagen im übrigen seine Zivilisation beruht.

Durch die Ausdehnung der völkerrechtlichen Gemeinschaft auf die amerikanischen Staaten einerseits und nichtchristliche Staaten anderseits sind die Grundsätze des Völkerrechts, wie sie sich unter den christlichen Staaten in Europa ausgebildet haben, zunächst nicht berührt worden, da auch die nichtchristlichen Staaten, wenn sie als Mitglieder der völkerrechtlichen Gemeinschaft anerkannt sein wollten, sich der für diese Gemeinschaft geltenden Rechtsordnung unterwerfen mußten. Es war dies um so leichter möglich, weil das Völkerrecht nicht in dem Maße wie z. B. das Privatrecht und namentlich das Strafrecht von den in einem Volke herrschenden religiösen Vorstellungen und den darauf beruhenden ethischen Anschauungen abhängig ist.

Eine andre Frage ist freilich, ob nicht im Laufe der Zeit der Einfluß sowohl der amerikanischen wie der mongolischen Staaten Anschauungen zur Geltung bringen wird, die von den bisher in der völkerrechtlichen Gemeinschaft herrschenden und anerkannten Grundsätzen abweichen, zumal bereits jetzt die Union in der Monroedoktrin Ansprüche erhebt, die sich schwerlich mit den Grundlagen der Völkerrechtsordnung vereinigen lassen.[1])

II.

Wie im Laufe des vorigen Jahrhunderts der Umfang der völkerrechtlichen Gemeinschaft erheblich zugenommen hat, wurden auch die Beziehungen der Mitglieder dieser Gemeinschaft viel zahlreicher und zum Teil auch andersartiger als in früheren Zeiten. Sie gestalteten sich insofern andersartiger, als in früheren Jahrhunderten die kriegerischen Beziehungen unter den Staaten an Zahl und Bedeutung überwogen. Das verflossene Jahrhundert und auch dieses Jahrhundert haben zwar auch noch zahlreiche und blutige Kriege gesehen, daneben nahmen aber die friedlichen Beziehungen an Zahl und Bedeutung immer mehr zu. Dies machte sich namentlich auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens geltend, wie die zahlreichen Handels-, Zoll- und Konsularverträge, namentlich aber die von einer großen Anzahl von Staaten, ja selbst von der ganzen völkerrechtlichen Gemeinschaft eingegangenen Vereinbarungen, wie der Weltpostverein, der Telegraphenverein und andre hierhergehörige Vereinbarungen, sog. Unionen, beweisen. Im Zusammenhang damit hat sich mehr und mehr ein Gefühl der Solidarität bei den Mitgliedern der völkerrechtlichen Gemeinschaft und die Ueberzeugung geltend gemacht, daß gewisse Angelegenheiten nicht zum einseitigen Vorteile einzelner Staaten erledigt werden dürfen, sondern im allgemeinen Interesse von der Gesamtheit der Gemeinschaft oder doch von einer erheblichen Anzahl ihrer Mitglieder geregelt werden müssen. Auf dieser Anschauung beruhen z. B. die Bestimmungen der die Verhältnisse von Zentralafrika regelnden Kongo-

[1]) Vgl. Ullmann, Völkerrecht (1908), S. 464.

Digitized by Google

akte vom 26. Februar 1875 und der Brüsseler Generalakte vom 1. Juli 1890, die eine energische Bekämpfung des afrikanischen Sklavenhandels bezweckt, dessen Beseitigung bereits auf dem Wiener Kongreß von 1814/15 als erstrebenswertes Ziel bezeichnet worden war.

Im Zusammenhange damit sind auch die Verhandlungen und Beschlüsse der beiden Friedenskonferenzen von 1899 und 1907 zu erwähnen.

Der Umstand, daß im vorigen Jahrhundert die friedlichen Beziehungen unter den Mitgliedern der völkerrechtlichen Gemeinschaft sich so sehr vermehrten, hat nämlich dazu beigetragen, daß die pazifistische Bewegung, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Amerika entstand und sich von da aus auch in Europa verbreitete, erheblich zunahm.

Das Ziel der Friedensbewegung ist die Beseitigung des Krieges und die Herstellung eines dauernden Friedenszustandes unter allen zur völkerrechtlichen Gemeinschaft gehörigen Staaten. Zu diesem Zwecke sollen sich zunächst alle Staaten in einem Weltschiedsvertrage verpflichten, etwaige unter ihnen entstehende Streitigkeiten nicht im Wege kriegerischer Selbsthilfe zum Austrage zu bringen, sondern im schiedsgerichtlichen Verfahren von einem ständigen Schiedsgerichtshofe erledigen zu lassen.

Der Abschluß eines solchen Weltschiedsvertrags soll nur die Vorstufe sein zu einer Föderation sämtlicher Staaten, die zu einem Weltstaatenbund oder Weltbundesstaat, in welchem die Selbsthilfe unter dessen Mitgliedern schon verfassungsmäßig ausgeschlossen wäre, vereinigt werden sollen.

Könnte das Ziel der Friedensbewegung erreicht werden, so würde dadurch die gegenwärtig geltende Völkerrechtsordnung eine völlige Aenderung erfahren. Die völkerrechtliche Gemeinschaft beruht nämlich auf dem Grundsatz, daß ihre Mitglieder souveräne, keiner höheren Gewalt unterworfene staatliche Gemeinwesen sind. Würde aber die völkerrechtliche Gemeinschaft in eine Weltföderation umgewandelt, so wären deren Mitglieder einer Bundesgewalt untergeordnet und daher in ihrer Souveränität mehr oder weniger beschränkt. Es gäbe kein Völkerrecht mehr, sondern nur ein Weltbundesrecht, das den Mitgliedern der „Weltföderation" das Maß ihrer Bewegungsfreiheit vorschreiben würde.

Die Einberufung der ersten Friedenskonferenz im Jahre 1899 durch die russische Regierung erfolgte insofern im Sinne der Friedensbewegung, als im Konferenzprogramm eine Vereinbarung über den Stillstand der Rüstungen und die Regelung des schiedsgerichtlichen Verfahrens aufgeführt waren. Die Ergebnisse der Konferenz entsprachen jedoch keineswegs den hochgespannten Erwartungen der Friedensfreunde, weil eine Vereinbarung über eine Beschränkung der Rüstungen nicht zustande kam und die Konferenz nur eine Regelung des fakultativen Schiedsverfahrens vornahm, dagegen der Antrag auf Einführung des obligatorischen Schiedsverfahrens und Bestellung eines ständigen Schiedsgerichtshofs von der Konferenz abgelehnt wurde. Im übrigen kodifizierte die Konferenz das Landkriegsrecht und stellte verschiedene, Milderungen des Kriegsrechts betreffende, Vereinbarungen fest.

Digitized by Google

Auch die zweite Friedenskonferenz vom Jahre 1907 hielt in ihrer Mehrheit an dem Grundsatze der fakultativen Schiedssprechung fest. Es konnte infolgedessen über den Entwurf eines auf dem Grundsatze der obligatorischen Schiedssprechung beruhenden Weltschiedsvertrags keine Einigung erzielt werden, wenn auch die Konferenz auffallenderweise eine Resolution annahm, in der sie sich für eine grundsätzliche Anerkennung der obligatorischen Schiedssprechung erklärte.

Außerdem kam auf der zweiten Friedenskonferenz eine Anzahl auf das Landkriegsrecht wie das Seekriegsrecht bezüglicher Beschlüsse zustande, während sich die an die zweite Friedenskonferenz anschließende Londoner Seerechtskonferenz vom Jahre 1908/09 mit der Regelung verschiedener Gegenstände des Seekriegsrechts beschäftigte.

Es soll nicht verkannt werden, daß die beiden Friedenskonferenzen und die Londoner Seerechtskonferenz sowohl mit Rücksicht auf die große Zahl der Teilnehmer an den Konferenzen wie im Hinblick auf die erörterten Gegenstände bedeutsam waren. Es handelte sich bei diesen Konferenzen wie bei der Kongokonferenz und Antisklavereikonferenz nämlich um die Verhandlung und Beschlußfassung über Gegenstände, die nicht bloß einzelne Staaten berühren sondern die ganze völkerrechtliche Gemeinschaft angehen und daher nur auf Konferenzen, an denen möglichst viele Mitglieder der völkerrechtlichen Gemeinschaft beteiligt sind, geregelt werden können.

Die auf diesen Konferenzen festgestellten Vereinbarungen erscheinen ferner als bemerkenswerte Versuche der Kodifikation einzelner Materien des Völkerrechts, nämlich des Land- und Seekriegsrechts, und der für die Beilegung internationaler Streitigkeiten auf gütlichem Wege, namentlich durch schiedsgerichtliche Entscheidung, festzusetzenden Vorschriften.

Man mag übrigens die Ergebnisse der beiden Friedenskonferenzen so günstig beurteilen wie man will, jedenfalls haben sie, wie die Erfahrung gezeigt hat, den Krieg nicht beseitigt und den „ewigen Frieden" noch nicht gebracht.

Wenn man die auf beiden Friedenskonferenzen so häufig gebrauchten Redensarten von Friedensliebe, Brüderlichkeit, Gerechtigkeitssinn, Solidaritätsgefühl unter den Mitgliedern der völkerrechtlichen Gemeinschaft usw. hörte, hätte man freilich meinen können, die Aera des ewigen Friedens sei bereits angebrochen, die von den friedfertigsten Gefühlen beseelten Regierungen würden sich beeilen, die von den Pazifisten angestrebte Weltföderation zu bilden, eine allgemeine Abrüstung vorzunehmen und, um mit den Stiftern der Heiligen Allianz vom Jahre 1815 zu sprechen, „in ihren gegenseitigen Beziehungen keine andre Richtschnur zu beobachten als die Vorschriften der christlichen Religion und die Grundsätze der Gerechtigkeit, der brüderlichen Liebe und des Friedens". In Wirklichkeit lag aber die Sache freilich anders.

Sieht man ganz ab von dem tiefgehenden Gegensatze zwischen den arischen und mongolischen Völkern und der Verschiedenheit der politischen und wirtschaftlichen Interessen zwischen Europa und Amerika, so war auch bei den europäischen Staaten von Brüderlichkeit und Solidaritätsgefühl nichts zu spüren.

Digitized by Google

Bereits im Jahre 1907 war der teuflische Plan eines Ueberfalls von Deutschland von den Mächten des Dreiverbandes unter Mitwirkung Belgiens genau festgestellt. Trotzdem haben die Delegierten dieser Staaten noch auf der Friedenskonferenz vom Jahre 1907 in Phrasen der Brüderlichkeit und Friedensliebe geradezu geschwelgt, eine Tatsache, die recht schlagend beweist, mit welcher Heuchelei und Unwahrhaftigkeit auf den beiden Friedenskonferenzen verfahren wurde.

Wer die Summe von Gemeinheit, Haß und Niedertracht gesehen hat, die unsre Feinde während dieses Krieges und auch vor demselben gegen uns entwickelt haben, dem müssen die Phrasen der Friedensfreunde von Völkerverbrüderung usw. als der blutigste Hohn erscheinen. Trotzdem gab es leider in Deutschland leichtgläubige Schwärmer, die in völliger Verkennung der Verhältnisse an eine Aussöhnung mit Frankreich und eine Verständigung mit England glaubten und dafür arbeiteten.

III.

Wohl in jedem Kriege sind Verletzungen der Grundsätze und Vorschriften des Kriegsrechts vorgekommen, das als einer der wichtigsten Teile der Völkerrechtsordnung betrachtet werden muß. Niemals ist aber das Völkerrecht fortgesetzt in so schamloser Weise verletzt und mit Füßen getreten worden, wie es während dieses Krieges von unsern Feinden geschehen ist. Namentlich verfuhr England nach dem Grundsatze „Macht geht vor Recht“ nicht bloß gegen uns, sondern auch gegen die Neutralen,[1]) darunter auch die angeblich so mächtige Union, die sich in der Meinung, England besitze noch die frühere Weltmachtstellung, von dessen Regierung die unglaublichsten Bedrückungen und Rechtsverletzungen gefallen ließen.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß man von einem Zusammenbruche des Völkerrechts gesprochen hat. Davon kann aber nicht die Rede sein.[2])

Wie überhaupt durch alle Rechtsverletzungen weder das Strafrecht noch das Privatrecht beseitigt wird, so kann auch durch alle Völkerrechtsbrüche im gegenwärtigen Kriege weder das Völkerrecht aufgehoben noch die völkerrechtliche Gemeinschaft aufgelöst werden.

Es kann sich nur darum handeln, wie in Zukunft das Völkerrecht wieder gefestigt werden soll und wie sich dessen weitere Entwicklung vollziehen wird.

---

[1]) England handelte dabei ganz im Sinne George Cannings, der in bezug auf den britischen Neutralitätsbruch gegenüber Dänemark im Jahre 1807 sagte: „Nie ist von irgendeinem andern Volke etwas getan worden, was entschiedener allem Uebereinkommen des sog. Völkerrechts zuwidergelaufen wäre. Wir erachteten es für ratsam und notwendig und förderlich, und wir hatten die Macht, es zu tun, daher taten wir es. Schämen wir uns dessen? Nein, sicherlich nicht, wir sind stolz darauf! — Von der Heiligkeit des Völkerrechts zu reden ist für Leute unsers Landes nichts als Heuchelei und Unwissenheit.“ „Deutschland und der Weltkrieg“, S. 376.

[2]) Vgl. Dr. Ernst Müller-Meiningen, „Der Weltkrieg 1914/15 und der Zusammenbruch des Völkerrechts.“ 3. Aufl. 1915. S. 579 ff. — Zitelmann, „Der Krieg und das Völkerrecht“ in „Deutschland und der Weltkrieg“. S. 644 bis 676.

Digitized by Google

In dieser Beziehung dürfte so viel feststehen, daß diese Entwicklung nicht im Sinne der pazifistischen Ideen und Ziele vor sich gehen wird. Vor allem hat der gegenwärtige Krieg mit hinreichender Deutlichkeit gezeigt, daß die zwischen verschiedenen Mitgliedern der völkerrechtlichen Gemeinschaft bestehenden tiefgehenden Gegensätze nicht durch gütliche Mittel, wie schiedsgerichtliche Entscheidungen, ausgeglichen werden können, sondern mit Waffengewalt zum Austrage gebracht werden müssen.

Daher darf man nicht glauben, daß dieser Krieg der letzte sein wird und daß nach dessen Beendigung die Periode des ewigen Friedens eintreten werde. Die bestehenden Gegensätze unter den Gegnern im gegenwärtigen Weltkriege werden nach dem Kriege nicht verschwinden, sondern in verstärktem Maße fortbestehen und noch Anlaß zu manchen kriegerischen Zusammenstößen geben.

Noch weniger kann an die Vereinigung aller zur völkerrechtlichen Gemeinschaft gehörigen Staaten in eine Weltföderation gedacht werden, da es sich bei dieser Idee um eine Utopie handelt, die niemals verwirklicht werden kann.

Die Bildung eines Staatenbundes wie eines Bundesstaates setzt voraus, daß die betreffenden Staaten durch nationale Zusammengehörigkeit, geographische Lage, politische und wirtschaftliche Interessen aufeinander angewiesen sind, so daß das Bundesverhältnis nur die rechtliche Form für die bereits tatsächlich bestehende Gemeinschaft erscheint. In der Regel bot und bietet auch die Schaffung eines Bundesstaats aus verschiedenen zu derselben Nation gehörigen Staaten nur einen Ersatz dafür, daß es nicht gelang, dieselben zu einem Einheitsstaat zu vereinigen bzw. in einem solchen zusammenzuhalten. Das bundesstaatlich organisierte Deutsche Reich einerseits und der italienische Einheitsstaat anderseits bieten in dieser Hinsicht recht treffende Beispiele. Wo nicht ausschließlich oder doch vorwiegend nationale Gründe für die Bildung eines Bundesstaates maßgebend waren, werden, wie die schweizerische Eidgenossenschaft zeigt, die betreffenden Staaten durch jahrhundertelange geschichtliche Entwicklung, geographische Lage und besondere internationale Verhältnisse zusammengehalten.

Die sämtlichen christlichen Staaten von Europa beruhen nun allerdings bekanntlich auf gewissen gemeinsamen Grundlagen. Abgesehen davon, daß die Bevölkerung der meisten dieser Staaten der arischen Rasse angehört und in größerem oder geringerem Grade sogar aus germanischen Elementen gebildet oder wenigstens von denselben durchsetzt ist, so fällt vor allem ins Gewicht, daß die Rechtsordnung und die gesamte Kultur der europäischen Staaten auf der Grundlage des Christentums beruhen. Diese gemeinsame Grundlage bewirkte, daß im Mittelalter diese Staaten als ein einheitlicher Organismus, als eine Universalmonarchie mit Kaiser und Papst an der Spitze betrachtet wurden. Wie bereits angedeutet, konnte aber auch diese Idee niemals vollständig verwirklicht werden, und schließlich ist sie ganz verschwunden.

Wie die Idee der christlichen Universalmonarchie im Mittelalter nicht verwirklicht werden konnte, so hatte auch das Weltreich, das Alexander der Große zu schaffen unternahm, keinen Bestand; es fiel ebenso das römische Weltreich

Digitized by Google

wieder auseinander, weil das Selbständigkeitsgefühl der in solchen Weltreichen äußerlich verbundenen Völker der Zusammenfassung widerstrebte.

Noch weniger möglich ist natürlich eine staatliche Organisation sämtlicher zur völkerrechtlichen Gemeinschaft gehörigen Staaten, da die Verschiedenheit der Rassen und Völker, die auf diese Weise einheitlich verbunden werden sollen, viel zu groß ist, ganz abgesehen davon, daß es ganz ausgeschlossen erscheint, ein solches Weltreich oder eine solche Weltföderation zu regieren und zu verwalten.

Nur nebenbei mag darauf hingewiesen werden, daß, wie die Bildung der verschiedenen Nationalstaaten und Bundesstaaten sich nicht ohne langwierige und blutige Kämpfe vollzogen hat, voraussichtlich jeder Versuch, eine Weltföderation zu schaffen, zu schweren kriegerischen Verwicklungen führen würde.

Endlich darf nicht übersehen werden, daß selbst die Vereinigung mehrerer Staaten zu einem Staatenbunde oder Bundesstaate noch keineswegs die Garantie gibt, daß es unter den Mitgliedern nicht zur Selbsthilfe, d. h. zum Kriege kommt. Wie sich jede Bundesexekution wegen Verletzung der Bundespflichten in einen Krieg unter den Bundesgliedern verwandeln kann, so sind bei keinem Bunde Sezessionsbestrebungen ausgeschlossen, die, wenn sie eine gewisse Stärke erlangt haben, mit Notwendigkeit zum Kriege führen, wie der Sonderbundskrieg in der Schweiz vom Jahre 1847, der nordamerikanische Sezessionskrieg in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und der Deutsche Krieg vom Jahre 1866 schlagend beweisen. Daß die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit kriegerischer Konflikte bei einer Weltföderation viel größer sein wird als bei den erwähnten Föderationen, wird sich wohl nicht bestreiten lassen.

Die Ueberzeugung, daß der Plan, alle Mitglieder der völkerrechtlichen Gemeinschaft in eine Weltföderation zu vereinigen, eine Utopie ist, hat verschiedene Anhänger dieser Idee zu dem Vorschlage veranlaßt, die geplante Föderation zunächst auf Europa, etwa mit Ausschluß von Rußland und England, zu beschränken.

Aber auch dieser Plan der „Vereinigten Staaten von Europa" erweist sich als nicht durchführbar. Schon wiederholt ist von ernsthaften Politikern vorgeschlagen worden, einen mitteleuropäischen Zollverein aus den europäischen Staaten ohne Rußland und ohne England, die ebenso wie Nordamerika sich selbst genügende wirtschaftliche Einheiten zu bilden vermögen, zu errichten. Dieser Plan hat insofern seine Berechtigung, als auf diese Weise die mitteleuropäischen Staaten in die Lage gesetzt würden, der übermächtigen wirtschaftlichen Konkurrenz, die ihnen von England, Rußland und Amerika droht, zu begegnen. Bisher ist es aber noch nicht gelungen, einen solchen mitteleuropäischen Zollbund zu gründen, da die politischen und wirtschaftlichen Gegensätze unter den in Betracht kommenden Staaten zu groß waren, und namentlich die Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich nicht beseitigt werden konnte.

Wenn es nicht einmal gelungen ist, eine engere zollpolitische Einigung der mitteleuropäischen Staaten zu bewirken, obwohl deren Vorteile auf der Hand lagen, um wieviel weniger kann daran gedacht werden, eine auch noch andre

Digitized by Google

Zwecke verfolgende Föderation der europäischen Staaten zu schaffen. Am allerwenigsten ist nach diesem Kriege an die Verwirklichung derartiger Pläne zu denken, da bei den an demselben beteiligten Staaten Gegensätze zutage getreten sind, die in absehbarer Zeit nicht verschwinden werden.

Da an eine Organisation der völkerrechtlichen Gemeinschaft auf föderativer Grundlage nicht zu denken ist, so muß an den bisherigen Grundlagen des Völkerrechts, wonach die völkerrechtliche Gemeinschaft eine Gesellschaft souveräner gleichberechtigter Staaten ist, festgehalten werden.

Diese Grundlagen entsprechen auch vollständig den Bedürfnissen der völkerrechtlichen Gemeinschaft.

Von den Pazifisten wird allerdings behauptet, daß der gegenwärtige Zustand der völkerrechtlichen Gemeinschaft ein „anarchischer" sei und daß sich aus diesem anarchischen Zustande eine Reihe von Nachteilen, namentlich die fortwährende Gefahr kriegerischer Zusammenstöße, ergebe.

Daß auch die Umbildung der völkerrechtlichen Gemeinschaft in eine Weltföderation die Gefahr kriegerischer Zusammenstöße unter den Mitgliedern derselben nicht beseitigen würde, ist bereits hervorgehoben worden. Aber auch ganz abgesehen davon, ist die Behauptung, daß der gegenwärtige Zustand der völkerrechtlichen Gemeinschaft ein anarchischer sei, unrichtig und tendenziös. Die völkerrechtliche Gemeinschaft ist schon deshalb nicht anarchisch, weil sie durch die Völkerrechtsordnung, der alle ihre Mitglieder untergeben sind, zusammengehalten wird. Sie besitzt ferner zwar keine ständigen Organe, aber sie ist in der Lage, sich in Kongressen und Konferenzen jederzeit Organe zu schaffen, durch die sie gemeinsame Angelegenheiten erledigen kann. Sie hat auch schon durch eine große Anzahl von Vereinbarungen wichtige gemeinsame Angelegenheiten geregelt und sogar eine Anzahl internationaler Behörden, wie z. B. das Bureau des Weltpostvereins und ähnliche Einrichtungen geschaffen.

Die völkerrechtliche Gemeinschaft besitzt daher bereits eine Organisation, wie sie einer Gesellschaft entspricht, die sich aus souveränen Gemeinwesen zusammensetzt, während die Bestrebungen, eine Weltföderation in größerem oder kleinerem Umfange zu schaffen, im Widerspruch mit den Grundlagen der Völkerrechtsordnung stehen würde, weil eine föderative Organisation die Unterordnung der Staaten unter eine Zentralgewalt, also eine Minderung ihrer Souveränität zur Folge haben würde. Nicht darum handelt es sich, eine neue Organisation für die völkerrechtliche Gemeinschaft zu schaffen, sondern darum, daß unter Festhaltung der Grundlagen der Völkerrechtsordnung ihre Grundsätze und Vorschriften in der Praxis auch von allen Seiten beobachtet werden.

An der Fortdauer der völkerrechtlichen Gemeinschaft und dem Fortbestande der Völkerrechtsordnung nach dem Kriege kann aber schon deshalb nicht gezweifelt werden, weil die zivilisierten Staaten schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht für sich allein bestehen können, sondern aufeinander angewiesen sind, wenn es auch nicht leicht sein wird, die durch den Krieg abgebrochenen friedlichen Beziehungen unter den Teilnehmern am Weltkriege wieder neu anzuknüpfen, und

Digitized by Google

es eine völlige Verkennung der Verhältnisse ist, wenn eine Aera des Freihandels erwartet und von der Durchführung des Freihandelssystems der ewige Friede erhofft wird.

Neben dem Grundsatze der Souveränität der Staaten ist die wichtigste Grundlage der völkerrechtlichen Gemeinschaft die Gleichberechtigung ihrer Mitglieder. Selbstverständlich macht sich, wie in jeder Gemeinschaft, auch in der völkerrechtlichen Gemeinschaft die Verschiedenheit der Größe und Bedeutung der einzelnen Staaten geltend. Ein Kleinstaat hat nicht den Einfluß und das Gewicht wie eine Großmacht.

Wiederholt haben daher die Großmächte allein irgendeine gemeinsame Angelegenheit geordnet, während die übrigen Staaten sich stillschweigend dieser Regelung angeschlossen haben.[1]) Dagegen würde es im Widerspruche mit den Grundlagen der Völkerrechtsordnung stehen, wenn ein Staat den Anspruch erheben würde, allein in der völkerrechtlichen Gemeinschaft in der einen oder andern Richtung ausschlaggebend zu sein und allen andern Staaten seinen Willen aufzuzwingen.

Diesen Anspruch hat aber England schon seit mehr als einem Jahrhundert erhoben und auch in weitem Umfange zur Geltung zu bringen gewußt. Gestützt auf einen riesigen Kolonialbesitz in allen Weltteilen und im Besitze einer gewaltigen, allen andern Seemächten überlegenen Flotte, hat es eine Art Weltmachtstellung eingenommen und überall seine Interessen in der gewalttätigsten Weise zur Geltung gebracht, ohne Rücksicht darauf, ob dadurch die Rechte andrer Staaten oder die Interessen der völkerrechtlichen Gemeinschaft geschädigt werden.

Die Uebergriffe, die sich England schon im achtzehnten Jahrhundert während seiner Seekriege neutralen Staaten gegenüber zuschulden kommen ließ, haben dazu geführt, daß sich seinerzeit verschiedene Staaten, darunter Rußland und Nordamerika, zu den unter dem Namen der „bewaffneten Neutralität" bekannten Vereinigungen vom Jahre 1780 und 1800 zusammenschlossen,[2]) um diesen Uebergriffen entgegenzutreten, während sich in diesem Kriege die neutralen Staaten in geradezu verächtlicher Weise von England knebeln ließen, ohne mehr zu tun, als zu protestieren. Soll eine gesunde Weiterentwicklung des Völkerrechts in der Zukunft eintreten, so ist vor allem notwendig, daß allen Weltherrschaftsgelüsten, mögen sie von englischer, russischer oder amerikanischer Seite ausgehen, entschieden entgegengetreten wird.

Zu diesem Zwecke genügt es freilich nicht, daß an die Grundsätze erinnert wird, auf denen die völkerrechtliche Gemeinschaft und die Völkerrechtsordnung

---

[1]) Der überwiegende Einfluß, den die Großmächte und Weltmächte in der völkerrechtlichen Gemeinschaft einnehmen, ist lediglich eine Tatsache und beruht nicht auf Rechtssatz. In einer Weltföderation würde dagegen die Vormachtstellung der mächtigsten Staaten auf der Verfassung beruhen und daher den übrigen Staaten sich doppelt fühlbar machen und könnte leicht dazu benutzt werden, sie in ihrer Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit in der erheblichsten Weise zu beschränken.

[2]) Vgl. Holtzendorff, Handbuch des Völkerrechts, 4. Bd., S. 158, 609, 621, 741.

Digitized by Google

beruhen, oder neue Vereinbarungen im Sinne dieser Grundsätze, etwa über die Freiheit des Meeres, getroffen werden. Die Völkerrechtsverletzungen in diesem Kriege haben deutlich gezeigt, mit welcher Gleichgültigkeit Grundsätze beiseite geschoben werden, die man für unverbrüchlich hielt, und wie leicht man sich über internationale Abmachungen hinwegzusetzen geneigt ist.

Hinter jedem Rechtssatz und jeder Rechtspflicht muß der Zwang stehen. Dieser Zwang ist in erster Linie psychischer Zwang, d. h. die Ueberzeugung, daß man die Rechtsvorschrift beobachten und die betreffende Pflicht erfüllen müsse. Dieser Zwang, der zur Beobachtung der Rechtsvorschrift und zur Erfüllung der Rechtspflicht veranlaßt, genügt in der Regel. Ist dies nicht der Fall, so muß physischer Zwang eintreten, der innerhalb des Staates von der Staatsgewalt geübt wird.

Da es in der völkerrechtlichen Gemeinschaft so wenig eine vollziehende wie eine gesetzgebende Gewalt gibt, so kann, sofern der psychische Zwang nicht ausreicht, die Aufrechthaltung der Rechtsordnung und die Erfüllung der sich aus ihren Vorschriften oder aus internationalen Rechtsgeschäften ergebenden Pflichten nur im Wege der Selbsthilfe, Retorsion und Repressalien, und schließlich Krieg erzwungen werden.

Es ist nicht notwendig, daß immer Zwang wirklich geübt wird; in den meisten Fällen wird es genügen, wenn nur derjenige, der geneigt wäre, das Recht zu verletzen, befürchten muß, daß gegen ihn Gewalt angewendet wird.

Immer muß aber auch im Völkerrecht hinter dem Recht die Macht stehen, wenn auf die Verwirklichung des Rechts gerechnet werden soll.

Dies kann in der Weise geschehen, daß den Weltherrschaftsansprüchen eines mächtigen Staates alle übrigen Staaten mit aller Entschiedenheit entgegentreten.

Siegt Deutschland in diesem gewaltigen Ringen über seine Feinde, so wird es mächtiger und gewaltiger dastehen wie je. Deutschland wird aber seine Machtstellung nicht dazu benutzen, um nach englischem Vorbilde eine Art Weltherrschaft anzustreben, wohl aber wird das deutsche Volk bestrebt sein, zu verhindern, daß das von andrer Seite geschieht. Sicherlich wird dabei Deutschland auch die Unterstützung aller derjenigen Staaten finden, denen die Uebergriffe, die sich England gerade während des Weltkrieges namentlich auch gegen die Neutralen erlaubt hat, zum Bewußtsein gebracht hat, welche Gefahr für die Aufrechthaltung der Völkerrechtsordnung gegeben ist, wenn ein einzelner Staat sein Uebergewicht über andre Staaten in der Weise mißbraucht, wie es England bisher getan hat.

Hoffentlich gelingt es auch, die Weltmachtstellung Englands so zu erschüttern, daß es gar nicht mehr in der Lage ist, seine Ansprüche auf Vormachtstellung in der ganzen Welt aufrechtzuerhalten.

Sind in der angegebenen Weise die Grundlagen des Völkerrechts und der völkerrechtlichen Gemeinschaft wieder gefestigt, so wird sich trotz der Störung, die das Völkerrecht durch den Krieg erlitten hat, dasselbe um so eher sich in gesunder Weise weiterentwickeln können, weil die utopistischen Pläne der Pazifisten

Digitized by Google

wohl auf absehbare Zeit beseitigt sind, während jeder Versuch, solche Utopien zu verwirklichen, nur Verwirrungen und Verwicklungen in der völkerrechtlichen Gemeinschaft hervorrufen würde.

Wie sich bei der staatlichen Gesetzgebung stets gerächt hat, wenn dieselbe auf die gegebenen Verhältnisse, namentlich die wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze, nicht gebührend Rücksicht nahm, so wäre dies auch der Fall, wenn versucht würde, eine Entwicklung des Völkerrechts anzubahnen, die die gegenwärtigen Grundlagen des Völkerrechts verlassen und die vorhandenen internationalen Gegensätze nicht beachten würde.

Verdeutschung

Von einem preußischen General

Eine erfreuliche Begleiterscheinung des gegenwärtigen Weltkrieges gegen unser deutsches Vaterland ist bei uns in Deutschland die, daß weite Kreise, in denen die Ausländerei Mode war, anfangen, sich auf sich selbst zu besinnen. Man sei doch ehrlich! Gerade in der sog. guten Gesellschaft schätzte man unbesehen den Ausländer hoch ein und war sehr stolz, etwa geladenen Gästen einen Franzosen, Engländer, Amerikaner oder dergleichen „vorsetzen" zu können. Es soll in manchen Fällen in bezug auf die Eigenschaften dieser Fremden ebensolche Enttäuschungen gegeben haben wie bei Heiraten unsrer jungen Herren mit der fast sprichwörtlich gewordenen „reichen Amerikanerin". Nicht ganz selten sollen Damen und Herren aus dem Auslande, welche mit großer Sicherheit aufzutreten wußten und die sehr umworben wurden, als Personen sich entpuppt haben, denen man bei genauerer Kenntnis ihres Vorlebens, ihres Standes usw. lieber ferngeblieben wäre. Hand in Hand mit diesen Bemühungen um die Personen Nichtdeutscher ging der Kultus ihrer Sprache. Ich meine damit natürlich nicht das aus vielen Ursachen gerechtfertigte Bestreben, sich fremde Sprachen anzueignen, sondern die Versuche, in oft wenig einwandfreiem Englisch, Französisch oder Italienisch mit den Angehörigen fremder Länder zu radebrechen — auch dann, wenn diese ganz leidlich und jedenfalls besser sich in deutscher Sprache auszudrücken vermochten, als jene Deutschen in der fremden. Auch unter sich bedienten sich diese braven „Teutschen" der fremden Sprache gern. Das geschah aus Uebungsgründen, der Geheimhaltung vor anderen (auch vor Dienstboten) wegen, aber auch aus Eitelkeit, weil man sicher war, damit die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, für einen Ausländer gehalten zu werden usw. Das hat gegenwärtig nachgelassen, schon deshalb, weil es gelegentlich zu unwillkommenen Zwiegesprächen mit weniger Fremdentollen oder mit der Polizei führen kann. Es ist ja auch gar zu wenig taktvoll, wenn man bei Kriegszeiten sich im eignen Lande öffentlich der Sprache des Feindes bedient. Aber nicht nur in zusammenhängender Rede gebrauchte man gern die fremde

Digitized by Google

Sprache, auch das deutsche Gespräch würzte man gern mit fremden, leicht deutsch zurechtgestutzten Worten. Ich will nicht von dem hohen Militär reden, der tadelnd vom „éparpillierten“ (d. h. verzettelten) Angriff sprach — ein jeder wird sich erinnern, von eskamotierten Gegenständen, von evidenten Erfolgen, von depraviertem Geschmack, von ärztlicher Konsultation, von falscher Instruktion, von attrappierten Verbrechern, von last, not least und for ever u. dgl. in deutsch geführtem Gespräch reden gehört zu haben, obgleich unsre Sprache die geeigneten Worte oder Bezeichnungen zur Verfügung stellt. Solche unbegründete Benutzung von Fremdworten sieht man täglich in Läden, findet sie in Zeitungsanzeigen — auch heute noch. So brachte die „B. Z. am Mittag“ in ihrem Anzeigenteil noch am 29. September 1915 ein Angebot von „gut erhaltenem Coupé“, die Frage nach „einer Französin für Konversation“, ein „Varietéprogramm“ u. dgl. Ein andres Blatt überschrieb am 2. Oktober 1915 eine Drahtmeldung: „Ungentlemanlike Intrigen“. Wäre es denkbar, daß ein Zeitungsblatt im uns feindlichen Auslande heute so etwas in deutschen Worten brächte?

Es gibt vertrauensselige Menschen, welche erwarten, daß der gegenwärtige Krieg dauernd Wandel schaffen werde. Mir erscheint es recht zweifelhaft, ob der Deutsche in seinem durch Jahrhunderte geschichtlich entwickelten Nachahmungstriebe sich der Anwendung von Fremdwörtern künftig in den Fällen enthalten wird, in denen deutsche Bezeichnungen das gleiche ebensogut ausdrücken.

Gewiß soll man auch in dieser Richtung nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Mir scheint der Wahlspruch des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins richtig zu sein: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann.“ Gegen die Anwendung von Worten, welche aus toten Sprachen stammen, ist deshalb im allgemeinen nichts einzuwenden, weil ja die gesamten lebenden Sprachen aus toten sich ableiten. Was würde aus der Arznei- und Wundheilkunde, aus der theologischen, der Rechtswissenschaft werden, wenn man deren aus dem Hebräischen, Griechischen, Lateinischen stammende Ausdrücke verdeutschen wollte! Da muß man sehr vorsichtig sein, sonst erhält man leicht zwar deutsche, aber nicht zutreffende Ausdrücke. Oft würde man zu umständlichen, satzartigen Umschreibungen kommen.

In der Richtung eines Ersatzes fremdsprachiger Worte (aus lebenden Sprachen) durch deutsche ist von unsern Behörden seit Jahren viel geschehen. Die Reichspost unter Exzellenz Stephan fing wohl vor vierzig Jahren an. Eilbote für per express, einschreiben für rekommandiert, frei für franko oder frankiert usw. wurden eingeführt. Im Gebiete der Eisenbahnverwaltung wurde z. B. aus dem Perron der Bahnsteig, aus dem Coupé der Abteil, aus dem Billett der Fahrschein usw. Im Bereiche der Heeresverwaltung wurde aus dem Militärbudget der Heereshaushalt, aus der Armee und dem Militär das Heer, aus dem Bureau das Geschäftszimmer, aus Kantonnement die Ortsunterkunft, aus der Avantgarde die Vorhut, aus der Arrièregarde die Nachhut, aus der Sektion die Gruppe, aus der Ordre de bataille die Kriegsgliederung usw. Neben diesen eingetretenen Verdeutschungen bleiben aber gerade im Gebiete der Heeres-

Digitized by Google

verwaltung eine Anzahl Bezeichnungen bestehen, die der französischen Sprache entnommen sind. Zwar für Infanterie könnte man Fußtruppe, für Kavallerie Reiterei, für Eskadron Schwadron, für Vizefeldwebel Unterfeldwebel, für Reglement Vorschrift sagen. Aber Artillerie, Pioniere, Korps, Division, Brigade, Regiment, Bataillon, Kompagnie, Batterie, General, Major, Leutnant, Sergeant, Unteroffizier, Soldat wird man bestehen lassen müssen und können, weil sie zum Teil aus der toten lateinischen Sprache (z. B. Major als Steigerung von magnus = groß) stammen und deshalb, weil diese Bezeichnungen seit Jahrhunderten deutsches Bürgerrecht in geschichtlicher Entwicklung gewonnen haben. Aehnlich steht es mit gewissen aus dem Englischen entnommenen Ausdrücken bei der Flotte. Die Uebersetzung dieser Bezeichnungen aus „Verdeutschungswut" würde langatmig, umständlich, nicht treffend werden und dem an die alte Bezeichnung gewöhnten Volksempfinden nicht entsprechen. Auch der Allgemeine Deutsche Sprachverein schlägt keine „Verdeutschung" für solche Bezeichnungen vor.

Ein neuer Brief von Ernst Moritz Arndt

Veröffentlicht von

Friedrich Bock

Die Erlanger Universitätsbibliothek besitzt unter ihren Handschriften auch Stücke aus dem Nachlaß von Ludwig Döderlein, der in Erlangen von 1819 bis 1863 Professor für klassische Philologie und Gymnasialrektor war. Außer Briefen bedeutender Fachgenossen wie Böckh, K. F. Hermann, Creuzer u. a. besteht die Sammlung[1]) hauptsächlich aus dienstlichen und geschäftlichen Aufzeichnungen und Korrespondenzen, die von Döderlein selbst zu Aktenbündeln vereinigt und fein säuberlich überschrieben sind. In einem solchen Akt, der das Lesebuch für Lateinschulen und Gymnasien betrifft, das Döderlein herausgab, fand ich das Konzept zu einem Brief an Ernst Moritz Arndt und dazu die eigenhändig geschriebene Antwort des Dichters.

Die beiden Briefe sind es aus verschiedenen Gründen wert, der Vergessenheit entrissen zu werden. Sie mögen zunächst für sich selber sprechen.

[Erlangen,] 28. Mai 1842.

Mein sehr verehrter Freund!

Ich habe von unserem Ministerium den Auftrag erhalten, eine deutsche Mustersammlung für die bayerischen Gymnasien anzufertigen, und habe den Plan dazu bereits vorgelegt. Darin durfte natürlich Arndts „Was ist des

[1]) Leider enthält sie längst nicht alles, was von der liebenswürdigen Persönlichkeit Döderleins auf uns gekommen sein müßte, z. B. vermisse ich Briefe von Friedrich Thiersch. Für den Nachweis andrer Teile seines Nachlasses wäre ich sehr dankbar.

Digitized by Google

Deutschen Vaterland" nicht fehlen. Ich gab es in der kräftigen Urform, welche auch die neueste Ausgabe anerkennt:

Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund.

Sie wissen vielleicht selbst nicht, daß es in viele Mustersammlungen mit der zahmen Emendation:

Wo jeder Frevler heißet Feind,
Wo jeder Edle heißet Freund

übergegangen ist. Das Ministerium entscheidet sich für diese Emendation, ohne Zweifel glaubend, daß es eine von Ihnen ausgegangene Variante sei. Ich aber bin zu skrupulös, um in eine Aenderung eines Gedichtes ohne Wissen und Willen des Dichters zu willigen.

Dieser Skrupel nun gibt mir die angenehme Veranlassung, Sie anzusprechen und mir zugleich unter diesem Titel ein Autographum für meinen Hausschatz zu erwerben. Ich bitte Sie nämlich um eine eigenhändige Entscheidung.

Ob ich in die Aufnahme besagter Aenderung willigen oder ob ich auf der ursprünglichen Fassung bestehen und im Weigerungsfalle lieber auf die Aufnahme des ganzen Gedichtes verzichten will . . .[1])

[Ludwig Döderlein.]

Bonn, den 2. Juni 1842.

Ich begreife, mein verehrter Freund, daß in friedlichen Zeiten und bei friedlichen Gefühlen die Leute und also auch Ihr Ministerium das wo jeder Franzmann nicht angemessen finden. Jedes menschliche Ding und Wort hat seine Zeit und nach dieser Zeit seinen Ort. Am wenigsten dürfte dies wohl, wann die übermütigen Wälschen die Waffen nicht rühren, in Schulen gesungen werden; aber das Wort wal, walsch und wälsch (als überhaupt alles verderbliche und verächtliche Fremde in unsrer Sprache bezeichnend) können wir ohne Anstoß, mein' ich, auch im Frieden klingen und singen. Jener Einspringer (ein wahrer hohler Gemeinplatz), den Sie anführen, wo jeder Frevler usw. ist ohne mein Helfen und Rathen, ich weiß nicht von wem, für das Zugefährlichdünkende entstanden. Ich bitte Sie, wenn es Ihnen passend scheint, dafür folgende zwei Verse zu setzen:

„Wo walsch und falsch hat gleichen Klang,
Und deutsch meint Herzensüberschwang."

Und nun denn hiervon genug. Die Grüße an jene Freunde, deren Sie erwähnen, werde ich in Ihrem Namen abgeben. Sie sind alle in leidlichem Wohlseyn; nur der Pempelforter Georg J.[2]) geht sehr hinab; er war einige Wochen in Siegberg und gestern Abend bei mir. Ad vocem Hinabgehen,

[1]) Hier bricht Döderleins Konzept ab.

[2]) Pempelfort ist ein Stadtteil von Düsseldorf. Georg J. ist mir unbekannt.

Digitized by Google

da Sie mich so zart anstoßen,[1]) muß ich Ihrer Freundlichkeit melden, daß ich mich seit ein paar Jahren auch gewaltig hinabsinkend fühle. Kein Wunder — ich pilgere im zweiten großen hippokratischen Stufenjahre, im 73., und habe ja der Püffe und Knüffe zu seiner Zeit genug empfangen. Zeitungen können wohl zuweilen Lärm von einem machen und Könige, wann solcher Lärm laut wird, den Staub des Vergessens von einem zu blasen scheinen,[2]) aber jung machen das können sie nicht.

Gott mit Ihnen. Grüßen Sie meinen dicken Kastner[3]) und den Nürnberger Port.[4]) In alter Treue

Ihr E. M. Arndt.

Arndt hatte im Jahre vorher erst zwei neue Strophen dem Gedicht angefügt (vgl. Werke, herausgegeben von Rösch und Meisner, Bd. 4, 1894, S. 250), das schon fast dreißig Jahre alt war (es war 1813 zuerst in den Deutschen Wehrliedern für das Kgl. Preußische Freikorps, I. Sammlung, und im gleichen Jahre nochmals in Arndts Liedern für Teutsche erschienen). Damals hatte er natürlich an eine Aenderung im Sinne der Schulbücher noch nicht gedacht. Um so freundlicher erscheint uns das verständnisvolle Eingehen des dreiundsiebzigjährigen Dichters auf die — vermeintlichen — Anforderungen der neuen, andern Zeit. Ob aber die neue Dichtung auch glücklicher ist als die alte? Döderlein jedenfalls hatte nicht diesen Eindruck. Denn kurz nach Empfang des Briefes von Arndt teilt er dem Ministerium die Antwort des Dichters mit und fährt dann fort:

„... Ich gestehe nun, daß meinem Gefühl auch diese Aenderung nicht zusagt, jedenfalls würde sie aber mehr Recht zur Aufnahme ansprechen können als jene vom Dichter ausdrücklich verworfene Aenderung." Verwerfe aber das Ministerium die Umdichtung Arndts und das Original, so müsse eben das ganze Gedicht wegbleiben. Dann schlägt Döderlein noch vor, die Sache dem König (Ludwig I.) von Bayern, der ja selbst dichtete, „zu Allerhöchst unmittelbarer Entscheidung vorzulegen, da eine zugleich dichterische und politisch-pädagogische Frage nur in einem königlichen Dichter einen würdigen und kompetenten Richter finden kann. Denn durch die erhabene Stellung, welche Seine Majestät der König auch in den idealen wie in den realen Sphären des Lebens einnimmt ..., hört eine Frage dieser Art auf, eine seiner Kenntnisnahme unwürdige Kleinigkeit zu sein."

Diese Berufung auf den König war ein recht geschickter Zug Döderleins, der sich sagen mußte, daß Ludwig I., in seinem Selbstgefühl als Dichter ge-

---

[1]) Bezieht sich offenbar auf eine in D.s Konzept nicht enthaltene Stelle.

[2]) König Friedrich Wilhelm IV. hatte Arndt zwei Jahre vorher, 1840, rehabilitiert, nachdem er 1826 in den Ruhestand versetzt worden war.

[3]) K. W. G. Kastner, 1783—1857, seit 1830 Professor der Chemie in Erlangen, war 1818—1820 mit Arndt in Bonn zusammen gewesen.

[4]) Nicht zu ermitteln. Lesung zweifelhaft.

Digitized by Google

schmeichelt, der ursprünglichen Lesart zum Sieg verhelfen würde. Aber das Ministerium scheint die Sache gar nicht an den König weitergegeben zu haben; anderthalb Jahre später schreibt Döderlein, er habe noch immer keine Antwort auf diesen Teil seines damaligen Schreibens. Und dabei ist es offenbar geblieben; in dem betreffenden Band, der 1847 endlich nach vielen Schwierigkeiten das Licht der Welt erblickte, fehlt das Gedicht überhaupt.

So kommt es, daß die Variante, die der Dichter selbst vorgeschlagen hat, nie gedruckt worden ist. Wir wundern uns vielleicht, daß Arndt die Bedenklichkeit des bayerischen Ministeriums teilen konnte; jedenfalls ist aber dieser kleine Briefwechsel ein hübscher Beitrag zur Charakteristik seiner liebenswürdigen Persönlichkeit und zugleich ein interessantes Dokument aus einer Zeit und einem Kulturkreis, wo man z. B. auch Bürgers „Leonore" als unsittlich verwarf und wo „Der Kaiser und der Abt" aus dem Lesebuch gestrichen wurde, um das konfessionelle Zartgefühl nicht zu verletzen.

Politisches Gleichgewicht

Fünfter völkerrechtlicher Brief

Von

A. v. Kirchenheim

Schon meine beiden ersten Briefe zeigten, daß das Völkerrecht keineswegs durch diesen Krieg beseitigt ist, daß aber den Völkerrechtlern nichts übrig bleiben wird, als eine ganze Reihe von Begriffen und Ausdrücken einer gründlichen Nachprüfung zu unterziehen. Es gibt Schlagworte, die nicht leicht auszumerzen sind und die wiederkehren werden — und es ist vielleicht gut, beizeiten eines der berückendsten unter die Lupe zu nehmen: das ist das „politische Gleichgewicht", das wenigstens in dem Sinne, in dem es vor allen englische Staatsmänner ge- und mißbraucht haben, in die Rumpelkammer völkerrechtlicher Begriffe wird geworfen werden müssen.

Das Wort Gleichgewicht, equilibrium, balance of power ist seit über dreihundert Jahren bei Staatsmännern und Gelehrten im Gebrauch, es ist oft zu einem Prinzip erhoben, man hat große Artikel in Staatswörterbüchern (z. B. in Rotteck und Welcker) und völkerrechtliche und geschichtliche Abhandlungen darüber geschrieben,[1]) und doch ... und doch ... in allen diesen Schriften hat man vieles vergessen und ist oft einseitig gewesen. Man hat, wie dies auch in andern Fällen

[1]) Man wird hinreichende Nachweise finden bei Holtzendorff, „Handbuch des Völkerrechts", I, S. 67; II, S. 14. Bluntschli, § 98 ff. Heffter-Geffcken (1888), S. 13, und besonders in Riviers Lehrbuch, 2. Aufl., S. 19. Rys, „Revue de droit international", Bd. XXV, S. 94 ff.

Digitized by Google

vorkommt, übersehen, daß das Bild des Gleichgewichts aus der Naturwissenschaft stammt und daß mechanisch-physikalische Begriffe sich nicht ohne weiteres auf das geistige und politische Leben übertragen lassen. Sodann ist man sich nicht immer klar gewesen, daß dreierlei zum Gleichgewicht gehört: die Wage, das, was gewogen wird, und der Arm, der die Wage hält.

Ich möchte über die Geschichte des Worts nicht viel sagen, da die älteren Leser sich vielleicht erinnern, daß — allerdings ist's lange her — schon mal in der „Deutschen Revue" darüber geschrieben wurde, und die Jüngeren können das nachlesen.[1]) Es ist eine ziemlich genaue Geschichte dieses Kunstausdrucks in Anlehnung an Heffter u. a. Schon Bacon sprach davon, und in einer Meldung des venezianischen Gesandten Gussini in London vom 16. Mai 1634 über ein Gespräch mit einem der Vorgänger Greys (Coke) ist der Ausdruck equilibrio und bilancia nachgewiesen, allerdings ist anzunehmen, daß das Gespräch englisch geführt wurde. Sehr bald zeigt sich, daß das Wort „Gleichgewicht" zum ständigen Gebrauchsstück britischer Staatsmänner wird, wie „Humanität" und „Freiheit". Der große Satiriker Swift, der am Spleen gestorben, hat mit dem Scharfblick des Narren geschildert, wie John Bull das Gleichgewicht und den Frieden unter den Staaten zu erhalten sucht, indem er Swain Northy (Karl XII.) durch Aderlaß entkräftet, wie Peter Bär (Rußland) überfüttert wird und sich dann weigert, Arznei zu nehmen usw.

Aus dem Gebiet der Literatur kommen Wort und Begriff in die Erörterungen der Politiker und schließlich in die Urkunden des Völkerrechts, die Verträge. Ganz amtlich taucht das Wort, soweit internationale Verträge in Betracht kommen, zum erstenmal in dem Vertrag zwischen Spanien, Frankreich und England vom 13. Juli 1713 auf (Utrecht) — sachlich kommen freilich die Worte der großen Allianz (England, Holland, Deutscher Kaiser) auf dasselbe hinaus (7. September 1707) —: wenn England sich da verbündet, weil Spanien und Frankreich die Freiheit Europas unterdrücken, so klingt das fast wie die Sprache im August 1914. Man darf sagen, daß nunmehr die Geschichte Europas von dem Gedanken des Gleichgewichts beherrscht ist, es ist der leitende Gedanke aller Kriege und Verträge und Verhandlungen des folgenden Jahrhunderts. Zuerst wird das Uebergewicht Frankreichs beseitigt und seine Verbindungen mit Spanien unmöglich gemacht — und dieselben Verträge, die dies bestimmen, sichern den Engländern den Sklavenhandel, die Schleifung Dünkirchens und den Besitz Gibraltars! So ist die Geschichte des Gleichgewichts die Geschichte der werdenden Weltmacht Englands: es ist gleichbedeutend mit Englands Uebergewicht. In das alte System aber treten drei neue Großmächte: Rußland, die Vereinigten Staaten Nordamerikas und der Staat der Hohenzollern, Preußen, dem es zufiel, das Phantom des Gleichgewichts zu zerstören. Wie für den tiefer Blickenden der Niedergang Frankreichs sich bis zum 18. Oktober 1685 zurückverfolgen läßt, so liegen die ersten Wurzelfasern des gegenwärtigen Kampfes mit England in

[1]) „Deutsche Revue", September 1887.

Digitized by Google

dem Vertrag Preußens mit Amerika 1785, der die Freiheit der Meere vorbereitet, ja vielleicht in der Treulosigkeit Albions 1761. Gegen Englands Uebergewicht zur See richten sich zuerst die Verbindungen Rußlands mit den nordischen Staaten, sodann Napoleon — und wiederum wird dann gegen seine hauptsächlich England unbequemen Welteroberungspläne die Gleichgewichtsidee angerufen und im ersten Pariser Frieden zum Ausdruck gebracht. Aber was ist eine „juste répartition des forces", von der da die Rede ist? Es stellt sich bald heraus, daß darüber die Ansichten sehr verschieden sind — aus der sog. Pentarchie werden zwei Gruppen, die Westmächte Frankreich und England und die Ostmächte Rußland, Oesterreich, Preußen, und das europäische Gleichgewicht wurde im Grunde durch die eifersüchtige gegenseitige Ueberwachung dieser Mächtegruppen aufrechterhalten: um seinetwillen erfolgt die Schaffung des „neutralen" Belgien und andres mehr. Seit dem Krimkrieg und 1856 vollzieht sich eine Wandlung, die Türkei wird unter die führenden Mächte aufgenommen, und statt von Gleichgewicht hören wir jetzt die Phrase vom „Europäischen Konzert", ein Bild, das insofern zutreffender scheint, als es die Verschiedenheit der Mitspieler und die Harmonie des Ganzen besser zum Ausdruck bringt, auch in einem Konzert irgendwer die erste Geige spielen muß — die englische Diplomatensprache ist dem Ausdruck nicht hold und erklärt ihn für unübersetzbar. Durch das Aufkommen neuer Staaten, durch die teilweise Verwirklichung des Nationalitätsprinzips, durch den Zusammenschluß der zersplitterten deutschen Einzelstaaten zu dem mächtigen preußisch-deutschen Reich, durch die großartige Verbindung dieses mit der Habsburger Monarchie — staatsrechtlich getrennt, völkerrechtlich geeint! —, durch die handelspolitische Einigung Mitteleuropas, schließlich durch die Veränderungen auf der Balkanhalbinsel hat sich eine vollkommene Wandlung vollzogen — und nun begann England die bekannte Einkreisungspolitik, indem es dem Zweibund seiner größten Gegner, des asiatischen Nebenbuhlers und des französischen Erbfeinds beitrat!

Das sind Andeutungen: man sieht daraus, eine Geschichte des Gleichgewichts ist eine europäische Staatengeschichte. Hat nun die Lehre irgendeinen Wert? Man hat Definitionen versucht, wie Gentz[1]) „diejenige Verfassung nebeneinander bestehender Staaten, vermöge deren keiner unter ihnen die Unabhängigkeit oder die wesentlichen Rechte eines andern ohne wirksamen Widerstand von irgendeiner Seite beschädigen kann". Ganz schön, aber Worte! Das Beste ist noch in einer Instruktion für die französischen Bevollmächtigten zum Wiener Kongreß enthalten: „C'est une combinaison des droits, des intérêts et des puissances entre elles, par laquelle l'Europe cherche à obtenir: 1. qu'aucune puissance seule, ni aucune réunion de puissances ne puisse parvenir à dominer l'Europe; 2. que l'état de possession et les droits reconnus d'une puissance ne puissent être atteints au gré d'une puissance ou d'une réunion de puissances;

[1]) Gentz, „Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts." 1806. (Ausgewählte Schriften. Bd. IV. 1838.)

Digitized by Google

3. que pour maintenir l'ordre de choses établi, on ne soit pas dans la nécessité d'un état de guerre imminente ou réelle, mais que la combinaison dont il s'agit, assure le repos et la paix de l'Europe en diminuant les chances de succès pour celui qui voudrait la troubler." Hier ist im wesentlichen gesagt, was Staatsmänner und Presse unter Gleichgewicht verstehen. Erwägt — und ergänzt — man aber die obigen Andeutungen, so bleibt kein Zweifel, daß der Grundsatz so recht eigentlich englisch ist. Er bedeutet — wie Marcks treffend kennzeichnet[1]) — ein Gleichgewicht zwischen den Festlandsstaaten derart, daß England die Gruppe, der es selber beitritt, zur stärkeren macht; England ist an dieser Wage das Zünglein; das Gleichgewicht ist Englands Uebergewicht. „Von seiner Insel aus hält es den Kontinent in der Schwebe und bleibt der Entscheider über alles; es lähmt den Stärksten, der ihm selber unbequem werden kann, durch die andern, die es organisiert und führt. Es wird zum Bundesgenossen der Gegner seines Gegners ... es ordnet Europa nach seinem Nutzen unter der Flagge des Nutzens und Gleichgewichts der andern!" So ging es mit den Franzosen gegen die Niederländer, dann mit diesen und andern vereint gegen Frankreich. Seit einem Menschenalter liebäugelt es wieder mit diesem: man erinnere sich, wie Napoleon III. die Luxemburger Frage heraufbeschwor, weil der Sieg von Sadowa das Gleichgewicht „gestört" hatte, man erinnere sich, wie England 1870 im deutschen Hauptquartier gegen die Beschießung von Paris intrigierte, weil es Deutschlands Emporkommen mit scheelen Augen ansah, usw. — und nun lese man die Artikel englischer und französischer Blätter von 1909, die das Uebergewicht Oesterreichs und Deutschlands als störend beklagen und — merkwürdigerweise sind es dieselben Leitartikel — Italien ermahnen, seine Rüstungen zu vervollständigen — um des Gleichgewichts willen! Schließlich ist in der italienischen Kammer auch vom Gleichgewicht im Mittelmeer die Rede.

Man sieht, die Lehre vom Gleichgewicht hat Jahrhunderte hindurch uns dem „ewigen Frieden" nicht näher gebracht, ist vielmehr mißbraucht worden, um ewig Krieg hervorzurufen. Darum fort mit diesem Kunstausdruck, der ein Spinngewebe für den wahren Schutz der Staatenrechte und ein Panzer für den salbungsvollen britischen Staatsmann ist, der mit dieser Phrase die Kleinen nasführt. Man möchte die ganze Lehre vergleichen mit der von der „Gleichheit" der Menschen, die die Utopisten aller Zeiten preisen. Gewiß gibt es eine Gleichheit vor Gesetz und Gericht, eine Rechtsgleichheit, aber es ist ein bekannter Fehler, daß diese mit persönlicher Gleichheit verwechselt wird. Genau so im Völkerleben. Das meiste, was in den Paragraphen der Völkerrechtsbücher über „Gleichheit" der Staaten gesagt wird, ist sehr schön und richtig. In ihrer Eigenschaft als Subjekte des Völkerrechts sind die Staaten gleich, sie haben alle gleiche, durch die völkerrechtliche Entwicklung ausgebildete Rechte — aber in ihrer tatsächlichen Macht, in ihrer politischen Bedeutung sind sie ungleich, das kann niemand

[1]) Marcks in „Deutschland und der Weltkrieg", S. 300.

Digitized by Google

leugnen. Unabhängigkeit und Rechtsgleichheit sind die eine Seite der völkerrechtlichen Entwicklung, auf der andern stehen die wirtschaftliche und kulturelle Verschiedenheit und Abhängigkeit.

Auch über die hier behandelte Frage ist schon vorzeiten in so köstlicher Weise geschrieben worden, daß ich wenigstens darauf verweisen möchte:[1]) nur weniges kann ich aus dem Buch des königlich großbritannischen Vergrats v. Justi mitteilen, das den Titel führt: „Die Chimäre des Gleichgewichts der Handlung und Schiffahrt" usw., 1759, und in einer uns seltsam anmutenden Sprache die allertreffendsten Wahrheiten enthält:

„Das Lehrgebäude von dem Gleichgewicht in Europa ist schon an sich selbst eine große Chimäre, allein dieses System hat doch wenigstens noch einen Schein: und man muß verschiedene dicke Nebel und Wolken zerteilen, wenn man es in seiner natürlichen Gestalt als eine Chimäre erblicken will. Das Gleichgewicht der Kommerzien und der Seemacht aber ist eine so elende Chimäre, daß sie alles Scheins beraubt ist: und ein mittelmäßiger Verstand erblickt sofort alle monströsen und widersprechenden Teile, woraus dieses Ungeheuer zusammengesetzt ist." Und nun folgt der Beweis, daß der Gedanke, daß alle Bürger eines Staates an Vermögen gleich sein sollen, bei weitem nicht so chimärisch ist, als der der Gleichheit der Staaten, deren natürliche Grundlagen doch so verschieden. — Ganz vorzüglich aber, was Justi über die tieferen Gründe unsers Schlagworts sagt: „Unseliger Neid! Was für Unglück hast du nicht schon in der Welt angerichtet? Du bist es, der in der Geschichte des menschlichen Geschlechts so viel schwarze Flecken macht ... in der Chimäre des Gleichgewichts von Europa habe ich deutlich gezeigt, daß dieses Lehrgebäude der Ungerechtigkeit bloß von dem Neide ausgeheckt worden ist, den andre Staaten gegen ein blühendes, wohlbeherrschtes und mächtiges Reich fassen ... dann zeigt er, wie der Neid in der Befürchtung, in seiner scheußlichen Gestalt erkannt zu werden, allerlei schöne Farben und Verkleidungen erfindet, um seine Häßlichkeit zu verbergen ... darum muß man ihm die Larve abreißen, daß man ihn aus dem Schlupfwinkel der Scheingerechtigkeit hervorzieht ..." Und am Schluß kommen Lehren, die man ganz abdrucken müßte, so passen sie für heute: ein Volk wegen seiner Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit angreifen, das sind ebenso niederträchtige und verfluchungswürdige Grundsätze als die Spitzbuben hegen usw. Diese Worte eines Halbengländers können sich die Engländer von heute hinter die Ohren schreiben; vielleicht lesen sie auch noch weiter, wo der Verfasser zeigt, wie unklug es ist, um handelspolitischer Schwächung willen einen Krieg zu führen, der auch das eigne Wirtschaftsleben schädigt!

---

[1]) J. H. G. v. Justi, „Die Chimäre des Gleichgewichts" usw. (Titel von 15 Zeilen). Altona, Iversen, 1759. Von demselben Verfasser: „Die Chimäre des Gleichgewichts in Europa aus den richtigen Gründen der Staatskunst erwiesen und nach den neuesten Weltbegebenheiten behandelt." 2 Teile. Ebenda. 1758. Justi hat sehr viel geschrieben, u. a. auch einen kleinen Aufsatz über einen Nordostseekanal durch Schleswig. („Gesammelte Schriften", Bd. II, S. 29.)

Digitized by Google

Genug für heute. Ich denke, es ist klar, daß die Gleichgewichtslehre zu denen gehört, die durch den Krieg überwunden sind, und daß sie so, wie sie war, in das Antiquitätenkabinett des juristischen Begriffsmuseums verwiesen werden muß und nur mit neuem Inhalt erfüllt wieder aufleben kann. Es gibt höhere Ideen als die des Gleichgewichts: sie ist gewissermaßen, wie der Gedanke der „égalité" formal, ja negativ, erwachsen aus „dem Neid der Besitzlosen", beliebt bei den kleinen Schmarotzerstaaten. Nicht das Gleichgewicht, nein, das Uebergewicht eines Staates sichert den Frieden und fördert die Kultur. Freilich wird der Staat, der in diesem Sinne führende Weltmacht wäre, nicht alttestamentliche oder imperialistische Gedanken von auserwähltem Volk, Alleinherrschaft u. dgl. haben dürfen, sondern (wie es in dem im ersten Brief erwähnten Wildenbruchschen Gedicht heißt) der wunderbare Spiegel sein müssen, aus dem das Weltenantlitz tiefsinnig widerscheint, und so die Völker zu gemeinsamer Arbeit vereinigen, zu dem, was ich „internationale Verwaltung" genannt habe. Es ist für mich eine der betrübendsten Erscheinungen des letzten Jahres, daß man Deutschland diese vermittelnde Fähigkeit mit einem Male nicht zuerkennt: wie viele Hunderte saßen zu Füßen deutscher Professoren, wie viele Tausende fanden in deutschen Heilstätten Genesung, bewunderten deutsche Technik und schätzten uns aufrichtig — und alle, über den ganzen Erdball verstreut, schweigen!

Hoffen wir, daß die Zeit kommt, da neue Erkenntnis Bahn findet: wie einst „Gleichgewicht" Uebergewicht Englands zur Förderung *seiner* Interessen bedeutete, so soll Deutschlands und seiner Verbündeten Uebergewicht ein wahres Gleichgewicht — soweit es nach dem Gesagten überhaupt möglich — darstellen und der Gesamtkultur der Staatenwelt dienen. Deutsches Wesen und Hohenzollerneigenart — so schreibt ein Wiener Blatt zur heutigen Fünfhundertjahrfeier der Hohenzollern in Brandenburg — stimmen überein in der Ablehnung märchenhaften Imperialismus. „Nicht in klirrenden Waffen will das deutsche Volk die Welt durchschreiten, sondern in den Waffen des Geistes: mit ihnen will es nicht erobern, sondern befreien, nicht ausbeuten, sondern befruchten."

21. Oktober 1915.

Eine Charakteristik unsrer Gegner und die sich ergebenden Folgerungen

Von

Wilhelm v. Wannisch, Feldmarschalleutnant a. D.

Die „große Armee", welche Napoleon 1812 nach Rußland geführt hat, ist nur ein Bruchteil der Heeresmassen, welche jetzt im Felde stehen, und nur ein kleiner Teil jener Heere der Ententemächte, die gegen die beiden Zentralmächte aufgeboten sind und deren größtes Kontingent, die russische Armee, nach Jahresfrist, überall besiegt, weitgestreckte Gebiete von der Ostsee bis an die ost-

Digitized by Google

galizische Grenze den verfolgenden Heeren der Zentralmächte preisgeben mußte, während sie bisher nur noch einen ganz schmalen Streifen Ostgaliziens mit schwerer Mühe behaupten kann. Am französischen Kriegsschauplatz ist die zweite Offensive der Engländer und Franzosen zusammengebrochen, und das Heer des treubrüchigen Italien hat seine Versuche, unsre Stellungen zu forcieren, mit schweren Verlusten bezahlt, ohne nach fünf Monaten irgendeinen Erfolg zu erzielen. Der Plan der mächtigsten Koalition, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat, ist damit vereitelt. Die erhoffte Niederwerfung der Zentralmächte erweist sich nicht nur als unmöglich, sondern es erhöht sich die Wahrscheinlichkeit immer mehr, daß deren Stellung in der Folge nicht nur nicht erschüttert, sondern voraussichtlich sehr gekräftigt, ja ausschlaggebend in Europa werden wird.

Nach den Erfahrungen, welche das Verhalten unsrer Gegner vor und während des Krieges an die Hand gibt, muß dies nun auch das Ziel des uns aufgezwungenen Krieges werden, wenn wir in Zukunft Ruhe und Friede genießen wollen!

Diese Erfahrungen gründen sich auf gegnerische Maßregeln und Handlungen, welche mit den Humanitätsbegriffen und der Kultur des zwanzigsten Jahrhunderts vielfach unvereinbar sind. Das zeigt schon die Vorgeschichte des Krieges, welche, wie aus den amtlichen Publikationen über die Verhandlungen der Kabinette hervorgeht, die zum Kriege treibenden Machinationen unsrer Gegner in volles Licht setzt. Der Gang dieser Verhandlungen und deren sonstige Begleiterscheinungen im öffentlichen Leben der betreffenden Staaten liefern unwiderlegliche Beweise, daß es nicht Verfügungen oder Ansprüche der beiden Zentralmächte waren, welche momentan eine Beunruhigung oder Schädigung andrer Staaten veranlassen konnten, sondern es kam klar zutage, daß einerseits die natürliche, zunehmende Entwicklung und Machtentfaltung des Deutschen Reiches die steigende Beunruhigung und Eifersucht in England hervorrief, anderseits die Existenz und die durch ihre Lage bedingte Haltung Oesterreich-Ungarns es war, welche der Ausführung sog. panslawischer, in Wirklichkeit aber großrussischer Pläne hindernd im Wege stand und naturnotwendig auch in Zukunft so bleiben müßte.

Dem durch die merkantile, hauptsächlich maritime deutsche Machtentfaltung beunruhigten England, dem durch die deutschen Siege vom Jahre 1870/71 in seinem Prestige verletzten und durch den Verlust des Elsaß geschädigten Frankreich und dem nach Ausbreitung seiner Macht am Balkan und Beherrschung der Meerengen lüsternen Rußland handelt es sich demnach nicht um die Beseitigung einer gelegentlichen Störung des europäischen Konzertes, sondern darum, durch Niederringung der Zentralmächte nicht nur ihre partikularen Ziele zu erreichen, sondern hauptsächlich auch ihre Machtstellung in Europa bleibend auf Kosten derselben zu erweitern. Bereitwillige Helfershelfer fanden sich in Belgien, Serbien und Montenegro, zuletzt auch nach langem Feilschen in dem treubrüchigen Italien.

Bezeichnend für die moralische Qualität dieses Bundes ist es, daß er durch den Doppelmord in Serajewo seine Weihe erhielt und seine Aktion eröffnen

Digitized by Google

konnte, indem er für das die Mörderhände bewaffnende Serbien an Rußlands Seite ins Feld zog.

Diese feige Mordtat, welche als düsteres Vorspiel den Weltkrieg entfacht, bzw. die von langer Hand betriebenen Vernichtungspläne, und zwar früher, als es den beteiligten Regierungen erwünscht war, enthüllt hatte, hat sich im Verhalten der betreffenden Mächte schon bei Beginn des Krieges widergespiegelt.

Engländer, Franzosen und Belgier haben gleich von allem Anfang an sich nicht nur gegen Kriegsgefangene aller unter zivilisierten Völkern üblichen Regeln entschlagen, sie haben auch gegen die Zivilbevölkerung, insbesondere gegen die in ihren Gebieten bei Kriegsausbruch befindlichen Angehörigen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands, welche nicht mehr rechtzeitig über die Grenzen kommen konnten, die ärgsten Brutalitäten, mitunter geradezu barbarische Grausamkeiten verübt. Wenn solche Akte auch nicht von den Regierungen, sondern nur von untergeordneten Organen oder auch von Privatpersonen verübt wurden, so waren es doch natürliche Folgen der Hetzreden und -schriften, welche auch von leitenden Kreisen und Persönlichkeiten seit einer Reihe von Jahren mit Wissen und Begünstigung von maßgebender Seite in der Oeffentlichkeit gehalten und verbreitet wurden. Wie sehr auch die Regierungen dieser Staaten, und nun auch jene Italiens, für diese Barbarismen verantwortlich zu machen sind, zeigt die unwürdige, schikanöse, zum Teile auch rohe Behandlung der Internierten sowohl in den Militär- als Zivilgefangenenlagern dieser Staaten, welche, wie konstatiert, in bekannt ungesunden Gegenden und auch auf afrikanischem Boden angelegt wurden.

Diese Gewalttaten sind um so empörender, weil sie, wie in England und Frankreich, von Staaten verübt werden, welche sich in bezug auf Bildung und Volkserziehung über alle andern erhaben betrachten, welche die Welt glauben machen wollen, daß sie nur zur Befreiung unterdrückter Völker die schweren Lasten des Krieges auf sich genommen haben!

Die Schuld der englischen Regierung steigert sich überdies noch besonders dadurch, daß sie gleich von allem Anfang an die Aushungerung der ganzen gegnerischen Bevölkerung als Hauptkriegsmittel in skrupellosester Form in Anwendung brachte, wenn es ihr auch keineswegs gelingt, diese völkerrechtswidrige Maßregel mit vollem Erfolge zu praktizieren.

Die beiden Seemächte scheuen sich auch nicht, die offenen bulgarischen Seehäfen zu bombardieren, den Seehandel der neutralen Staaten, besonders der kleineren, rücksichtslos zu beeinträchtigen und dieselben mit allen Mitteln der List und Gewalt, wie jetzt Griechenland, zum Bündnisse zu zwingen.

Nicht genug, daß sich diese Mächte alle möglichen Verletzungen der Kriegsgebräuche, wie sie bisher unter zivilisierten Völkern üblich waren, zuschulden kommen lassen — sie erfrechen sich auch, ohne Unterlaß ähnliche Verfehlungen gegen Zivilisation und Sitte in ihrer feilen Presse Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche, deren Bevölkerung und Armee zur Last zu legen.

Digitized by Google

Diese Lügen werden auch aufrechterhalten und weiterverbreitet, trotzdem durch ausländische unparteiische Kommissionen, besonders was die Behandlung der Gefangenen in den betreffenden Lagern, ihre Unterkunft und Verpflegung anbelangt, wiederholt deren tadelloser Befund konstatiert und öffentlich verlautbart wurde.

Der Lügenapparat unsrer Gegner arbeitet aber auch auf andern Gebieten in unglaublicher Weise, indem er z. B. in betreff der innerpolitischen Zustände unsrer Gebiete, in bezug auf Ernährung, Gesundheitszustand usw., in die Welt posaunt, daß große Unzufriedenheit, Revolten an der Tagesordnung seien, große Hungersnot und Epidemien herrschen und die Bevölkerung nicht müde werde, den Frieden zu fordern.

Daß die Kriegsbulletins dieser Staaten in bezug auf Falschmeldungen nichts zu wünschen übrig lassen, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Es dürfte in dieser Beziehung dem jüngsten Genossen der Ententegesellschaft die Palme gebühren, was ja übrigens nach der Art, wie sich dieser verflossene Bundesgenosse allmählich zum Gegner, wie soll man sagen: herunter oder hinauf lizitiert hat, nicht zu wundern ist. „Es war ja Italiens Mitgliedschaft im Dreibund eine kontinuierliche große Lüge!"

Es hat sich unter den Schutz des starken deutsch-österreichischen Bündnisses gestellt, um vor den Anfeindungen Frankreichs gesichert zu sein, hat dann als Mitglied des Dreibundes seine bis dahin sehr leidenden Finanzen in Ordnung bringen und sich in den letzten Dezennien wirtschaftlich außerordentlich kräftigen und Kolonialpolitik betreiben können.

Zum Dank dafür hat dieser „Bundesgenosse" die Extratour von Algeciras aufgeführt, und trotzdem ließ man es zu, daß Italien zur Annexion von Tripolis schritt, der Türkei den Krieg erklärte, sich der wichtigen Inseln im Aegäischen Meere bemächtigte, und nur ein Veto Oesterreich-Ungarns hat Italien gehindert, sich auch an der albanischen Küste festzusetzen.

Die perfide Rolle Italiens im Fürstentum Albanien ist noch in allgemeiner Erinnerung. So wie die italienische Regierung alles mögliche tat, um die Situation des Prinzen von Wied zu erschweren und dessen Autorität zu untergraben, war sie zugleich eifrigst an der Arbeit, um den Einfluß Oesterreich-Ungarns und des Deutschen Reiches zu schwächen und möglichst zu beseitigen. Dieselbe Oesterreich-Ungarn feindselige Politik verfolgte Italien schon von jeher in Montenegro und war unentwegt bestrebt, seinen Einfluß und seine merkantilen Interessen daselbst auf Kosten Oesterreichs rücksichtslos zu erweitern.

Weit empfindlicher als dieser Antagonismus auf dem Felde der auswärtigen Politik und der Handelsinteressen war für Oesterreich-Ungarn die Rückwirkung des Bundesverhältnisses mit Italien in bezug auf die Gestaltung der Lage in unsern Kronländern mit italienischer Bevölkerung. Nicht nur, daß dieses Bundesverhältnis nicht dazu beitrug, eine Annäherung der konnationalen Einwohnerschaft an unsern Staat, dessen Glied sie bildet, zu fördern, wurde von der sog. Intelligenz kein Mittel unversucht gelassen, den Gegensatz zwischen dem italienischen

Digitized by Google

Volkstum und Oesterreich zu verschärfen, während der österreichischen Regierung in Südtirol, im Küstenlande und in Dalmatien durch das Bundesverhältnis mit Italien überall Rücksichten und Hemmungen erwuchsen, wo es erforderlich gewesen wäre, die staatlichen Interessen und die staatliche Autorität zu wahren. Die italienischen Regierungen aber trugen wahrlich niemals dazu bei, unsre Situation zu erleichtern.

Unter solchen Umständen wurde die italienische Kriegserklärung und damit die Abschüttelung dieses lästigen, unnatürlichen Bundes als eine Wohltat, ja in vollstem Sinne des Wortes als eine Erlösung aus einer höchst unerquicklichen inneren Situation mit ungeteiltem Jubel begrüßt, da das öffentliche Leben in den Landgebieten mit Italienisch sprechender Bevölkerung durch die unaufhörlichen Reibungen vergiftet und die Staatsgewalt mit Rücksicht auf den lästigen Bundesgenossen nur zu oft in der Wahrung der staatlichen Autorität und bürgerlichen Ordnung gehemmt war; Mißstände, welche auch von der Gesamtbevölkerung längst schon als demütigender Druck empfunden wurden. Die Verstimmung in allen patriotischen Kreisen steigerte sich zusehends, als die Gerüchte über die von Italien geforderten Landabtretungen immer bestimmtere Form gewannen.

Italien hatte sich in seinen Forderungen nicht etwa auf die Gebiete mit gänzlich oder überwiegend Italienisch sprechender Bewohnerschaft beschränkt, sondern es hat dieselben auch viel weiter auf größere deutsche Gegenden Tirols sowie auf slawische Bezirke des Küstenlandes und Dalmatiens ausgedehnt. Darum waren und sind die italienischen Deklamationen über die Befreiung unerlöster Landschaften ebensolche Heucheleien, wie die französischen und englischen Fanfaronaden über die Befreiung Belgiens von der deutschen Gefahr und jene der russischen Agitatoren von der Errettung slawischer Kronländer von der österreichischen und deutschen Herrschaft. Jedermann, der einige Geschichtskenntnis hat, weiß, wie England und Frankreich sich in den Besitz ihrer überseeischen Gebiete gesetzt, mit welchen Mitteln sie daselbst ihre Herrschaft befestigt haben und sie auch dermalen noch zu wahren suchen. Man weiß auch, wie Frankreich seinerzeit in den Besitz von Elsaß-Lothringen, wie England zur Herrschaft in Aegypten gelangt ist.

Eine noch unverschämtere Heuchelei ist es, wenn diese beiden Staaten sich den beiden Zentralmächten gegenüber als die Vertreter der höheren Kultur und Zivilisation gebärden, welche ideale Güter sie gegen den deutschen und österreichischen Barbarismus schützen müssen. Ihre höhere Kultur und Zivilisation hat aber Frankreich und England nicht abgehalten, bei der Internierung der deutschen und österreichisch-ungarischen Zivilbevölkerung, welche bei Kriegsausbruch nicht rechtzeitig flüchten konnte oder zum Teil auch daran gehindert war, dieselbe in brutalster Weise und mit ausgesuchten Schikanen zu behandeln, sie in ungesunden, unreinen Lokalitäten zusammenzusperren, nachdem man ihnen ihre Barschaft und Habseligkeiten abgenommen hat, ihnen verdorbene oder ungenießbar zubereitete Nahrungsmittel zu verabreichen, sie zum Teil überdies noch in überseeische Gefangenenlager mit bekannt ungesundem Klima zu deportieren.

Digitized by Google

Diese barbarische Behandlung wurde anfänglich auch teilweise auf die Kriegsgefangenen ausgedehnt. Erst die Drohung mit Repressalien und die Anrufung der amerikanischen Intervention konnte bewirken, daß diese beiden Mächte sich auf ihre usurpierte Rolle als Träger der höheren Kultur und Zivilisation und Wahrung der völkerrechtlichen Gebräuche besinnen mußten.

Ihr würdiger italienischer Freund und Kriegskamerad eifert den beiden Westmächten nach, ja überbietet sie noch wenn möglich. Es kommen aus den von den Italienern in Südtirol und im Küstenlande vor unsern Stellungen besetzten Gebieten sehr zahlreiche und authentische Klagen über ausgesuchte Willkürakte und Grausamkeiten gegen die dortige Bevölkerung, sowie von Mißhandlung Kriegsgefangener.

Enttäuscht, daß die Bewohnerschaft der von unsrer Armee bei Kriegsbeginn geräumten Gegenden die italienischen Truppen und Behörden nicht, wie diese es von den „Erlösten" erwartet hatten, mit offenen Armen empfing, sich im Gegenteil mehr zurückhaltend benahm, wird sie in unglaublicher Weise verfolgt und drangsaliert!

Es wurde bisher nur von den Westmächten und Italien gesprochen, da diese sich als die Vorkämpfer der höheren Kultur und Zivilisation proklamieren und behaupten, daß sie die Welt von dem durch die Zentralmächte, insbesondere durch das Deutsche Reich, repräsentierten Militarismus befreien wollen.

Unter der, wenn auch usurpierten, Fahne der höheren Kultur und Zivilisation kann Rußland nach seiner ganzen Natur und Geschichte selbstverständlich nicht marschieren. Ebensowenig kann Rußland, diese ausgesprochene Militärmacht, gegen den Militarismus in die Schranken treten, mindestens nicht auch nur mit einem schwachen Scheine des Rechtes.

Dagegen wirft das Reich des russischen Zaren sich schon seit Jahren um so ungestümer zum Protektor und Befreier des Slawentums von der Herrschaft des Germanismus auf, durch welchen seitens Oesterreich-Ungarns und des Deutschen Reiches die Existenz und Entwicklung der Slawen bedroht sein soll. Zu dem Behufe wurde in Osteuropa durch russische Agenten, durch die Presse und sonstige Mittel mit Hochdruck für den Panslawismus gearbeitet; zugleich hat Rußland besonders seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, aber auch schon früher, unter dem heuchlerischen Titel eines Befreiers der Balkanvölker von der Türkenherrschaft seine Macht und sein Ansehen in immer bedrohlicherer Form erweitert.

In Wahrheit war der Panslawismus sowie die Befreiung der Balkanvölker nur die Maske, unter deren Schutze und mit deren Hilfe dem „Panrussentum" in Osteuropa die Wege geebnet werden sollten. Die in Rußland allmächtig gewordene großrussische Partei hat denn auch den Moment schon gekommen geglaubt, diese Maske insoweit lüften zu können, daß sie die Herrschaft über Konstantinopel und die Meerengen offen als Kriegsziel verkündete, und der englische Krämerneid gegen das Deutsche Reich und dessen ungeahnte Handels- und Verkehrsentwicklung hat es dahin gebracht, daß die Westmächte, alle ihre

Digitized by Google

früheren politischen Traditionen über Bord werfend, sich zur Erreichung dieses Zieles in russischen Dienst stellen — allerdings mit dem stillen Vorsatze Englands, durch den Besitz der Dardanellen Rußland doch den Ausgang ins Mittelmeer zuzuriegeln. Frankreich würde durch irgendeinen Brocken, z. B. Palästina, befriedigt werden.

Ein siegreiches Rußland aber würde dann mit den europäischen Slawen in seiner Weise fertig werden und dieselben zum Russentum bekehren, denn dieses und seine unduldsame starre Orthodoxie verträgt keine selbständige Entwicklung, weder in staatlicher noch nationaler oder religiöser Richtung im Bereiche seiner Macht. Das haben die von Rußland verschlungenen Länder, Polen, die Ostseeprovinzen und die Ukraine, zuletzt nun Finnland, an ihrem eignen Leibe erfahren, und nicht besser behandelt es die selbständigen Balkanstaaten. Beweis dessen sein Verhalten während und nach dem letzten Balkankriege gegen Bulgarien und die drohende Sprache des letzten russischen Ultimatums, in dem dieser Staat wie eine russische Satrapie verdonnert wird. Da kommt erneut die ganze moskowitische Wildheit zutage und erbringt wieder einen handgreiflichen Beweis, welche Gefahr dem Frieden und der europäischen Kultur drohen, insolange Rußlands Macht ungebrochen fortlebt.[1])

Der moskowitische Despotismus steht dem westlichen Kulturleben ausgesprochen feindlich gegenüber, weil dessen Orthodoxie gegen die andern Konfessionen keine Duldung kennt und deren Angehörige und Kircheneinrichtungen prinzipiell unnachgiebig verfolgt. Die starre Orthodoxie Rußlands ist aber auch eine wesentliche Ursache, daß dessen durchaus nicht bildungsunfähige Bevölkerung in ihren breiten unteren Schichten auf einem sehr tiefen Bildungsniveau stehen blieb, daß dieses aber auch in den höheren Schichten sehr häufig in Akten ungezügelter Roheit und Grausamkeit zum Ausbruche kommt. Daher die Raublust und Beutegier, die Freude an Mord und Brandstiftungen seiner Soldateska, die nur zu häufig auch von den Offizieren und Kommandanten sogar angefacht wird; daher auch die Zerstörungswut, unter welcher die von den Russen besetzten deutschen und österreichischen Gebiete zu leiden hatten, und die schweren Unbilden, welche die aus ihren Wohnstätten verschleppten Einwohner zu ertragen haben. Besondere Akte von Grausamkeit, wie das Vorschieben von Flüchtlingen und Gefangenen vor die russische Feuerlinie, sind doch nur vereinzelte Erscheinungen

[1]) Der Verfasser ist bis vor dem letzten Balkankriege dafür eingetreten, eine Beseitigung der Spannung zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland sowie die Lösung des Balkanproblems in beiderseitigem Einverständnisse anzustreben. Derselbe hat diese Idee in der „Deutschen Revue" in den Aufsätzen: „Oesterreich-Ungarn und die Ziele der russischen Politik in Europa und Asien" (September-Heft 1910), dann „Die Stellung Oesterreich-Ungarns und Rußlands zu den Balkanfragen" (Februar-Heft 1911), endlich „Ueber das Kriegsgespenst in Europa" (Juni-Heft 1912) ausgeführt. — Es war eine große Täuschung! und der Verlauf der Ereignisse hat bewiesen, daß nicht nur nationalrussische Unterströmungen, sondern die ganze russische Politik auf die „ungeteilte" Herrschaft am Balkan, aber auch auf die völlige Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns gerichtet ist und daran auch festhalten wird, solange ihre Machtmittel es gestatten.

Digitized by Google

besonders verwilderter Elemente, welche der Allgemeinheit nicht zur Last gelegt werden sollen; solche und ähnliche barbarische Verfügungen sollen übrigens auch bei den „hochgebildeten" Verbündeten der Russen vorgekommen sein.

Die den Russen, aber auch ihren Verbündeten des Westens zur Last fallenden Brutalitäten, eingeleitet durch die von England inaugurierten Aushungerungsmaßregeln, fortgesetzt durch die unter den härtesten Begleiterscheinungen zuerst von den beiden Westmächten praktizierten Internierungen und die früher besprochenen und noch mancherlei andere Abscheulichkeiten, welche die seinerzeit von einem englischen Minister mit größter Entrüstung an den Pranger gestellten Bulgarian atrocities der Türkei zum Teil weit überbieten und allen bisherigen Kriegsgebräuchen Hohn sprechen, sind ebensoviele unwiderlegliche Beweise, daß das Empfinden weiter Kreise, und zwar gerade der sog. gebildeten Klassen, von derartigem Hasse gegen die Mittelmächte, jene Frankreichs und Englands insbesondere gegen das Deutsche Reich, jene Rußlands und Italiens vornehmlich gegen Oesterreich-Ungarn durch alle möglichen Mittel der Agitation, ganz hervorragend durch ihre Presse, erfüllt wurden, daß sie sich im Falle des Sieges nicht mit einer Schwächung ihrer Gegner begnügen, sondern auf deren vollständige Unschädlichmachung hinarbeiten, ihnen die schwersten Friedensbedingungen auferlegen und auch nach dem Kriege dieselben mit ihrem Hasse verfolgen, sowie alles daransetzen würden, eine Erholung und Kräftigung der Zentralmächte zu verhindern oder doch möglichst zu erschweren.

Darum muß es als ein unumstößliches Gebot für die Zentralmächte gelten, nicht nur mit allen Mitteln den schließlichen Sieg anzustreben, sondern denselben auch derart zu steigern und auszunutzen, daß der zu erzwingende Friede unter solchen Bedingungen zustande komme, welche unsern Gegnern in absehbar langer Zeit nicht mehr die Möglichkeit geben, denselben wieder zu brechen! Die Friedensziele müssen den Riesenopfern entsprechen, damit wir nicht nur die Wunden dieses größten Krieges heilen, sondern unsre Kräfte auch ungestört weiterentwickeln können.

Es soll nicht möglich werden, daß ein nicht gänzlich niedergerungenes und gänzlich geschwächtes Rußland nach vielleicht kurzer Erholungspause seine Herrschaftspläne im Osten mit dem Ziele Byzanz und die Meerengen wieder aufnimmt und unter der wieder entrollten Fahne des Panslawismus Helfer findet, welche dem hinter diesem Schilde lauernden Moskowitertum bereitwillig wieder auf den Leim gehen. Auch die Revanchebegier eines nur gedemütigten, aber nicht gehörig geschwächten Frankreich sowie der Ruf Italiens nach „Erlösung" unterdrückter Brüder und Herstellung der Herrschaft über die Adria würde alsbald wieder aufleben. Dieses Trifolium würde so wie heute von neuem als ein ausgezeichnetes Werkzeug dienen, um die wackelig gewordene Seeherrschaft Englands in womöglich noch unleidlicherer Form aufzurichten, wie sie dermal nicht nur die Gegner, sondern in gewissem Grade noch empfindlicher die Neutralen erdulden müssen. Darum ergibt sich als letztes Ziel des Krieges „der Niederbruch der englischen Seeherrschaft".

Digitized by Google

Die große Nervosität, welche die kühne Offensive Oesterreich-Ungarns und des Deutschen Reiches mit der Forcierung der Save und Donau und Eroberung von Belgrad in London verursacht, zeigt, daß man die England drohende Gefahr dort richtig einschätzt. Und doch war es gerade der sträfliche Uebermut der Entente und insbesondere Englands, welcher die Türkei brüskiert und sie förmlich in den Krieg getrieben hat; damit hat sie aber ihren Gegnern, den Zentralmächten, selbst den Weg eröffnet, auf welchem sie England am empfindlichsten treffen können, nämlich am Suezkanal und in Aegypten, wohin sie doch nur mit Hilfe der Türkei zu gelangen vermögen! Auf diesem Wege wird man auch England zu einem Frieden zwingen können, welcher den europäischen Kontinent vor dessen weiteren Uebergriffen für immer sichert!

Cujus culpa?

Eine psychologische Studie

Von

M. v. Köller

Man wird keinen falschen Standpunkt innehaben, wenn man äußere Ergebnisse aus psychologischen Vorgängen herleitet und erklärt. Die Geschichte spricht nur von Tatsachen und überläßt der Psychologie die Ermittlung der seelischen Vorgänge, welche berufen sind, maßgebend in die Ereignisse der Welt einzugreifen.

Es gibt nur eine Urkunde, in welcher der Historiker zugleich der Psychologe ist, die Bibel, daher die Sympathie, welche ihr die „Einfalt" entgegenbringt, die Einfalt, welche, aus sich selbst heraus, der Psychologie keine Worte zu leihen vermag und doch wie jeder Mensch fühlt, daß die Seele die Wurzel des Lebens ist. In Mose 1, 26 und 27 und im Ev. Johannes 3, 16 finden sich Geschichte und psychologische Vorgänge klar nebeneinander. Das ist Ein Beispiel, dem sich Hunderte von andern anreihen, wenn man der Bibel folgt.

Der Historiograph unsrer Tage wird auch den Psychologen hören müssen, wenn er Antwort geben will auf die Frage „Cujus culpa?"

Wessen Schuld ist dieser Weltkrieg, dieser „männermordende" Paroxysmus, der die Welt erfaßt hat, in dem sie, wie sie bisher war, in den Tod stürmt, einem „Völkerragnarök" ähnlich, bei dem keiner fehlen will, das Alte begrabend zum Leben des Neuen. Der Historiograph sowohl als der Psychologe in der Bibel wird in der Geschichte des Volkes Israel auch eine Parallele finden können mit unsrer Zeit; einen Präzedenzfall in der Urgeschichte der Menschheit.

Unter dem Druck der sie umgebenden Verhältnisse in Aegypten sind die Israeliten in äußerer Arbeit, in innerer Energie erstarkt. Ueber den materiellen Ansprüchen und Sorgen haben sie nicht aufgehört, ihren Seelen die Lebens-

Digitized by Google

bedingungen, die in der Religion wurzeln, zu erhalten. Sie blieben fest im Vertrauen auf Jahwes „Jehovah" — ihr Gott und Herr, der zu seiner Zeit die Bande der Aegypter zerreißen würde, welche ihre Kraft hemmten und ihre Fähigkeit einengten in die Masse der eignen Politik. Als das Volk der Juden den Aegyptern zu mächtig wurde, beschlossen sie, dasselbe in härtester Fron zu vernichten. (2. Mose 1, 8—14.) Wer die Weltkarte betrachtet mit dem kleinen Stück Land, das Deutschland heißt, und sieht daneben die Welt, wie sie sich ausbreitet und sich zusammengetan hat, um dies kleine Deutschland niederzuringen, wer sollte da nicht, wie Mose, als er zum Kampf gegen Pharao berufen wurde, sagen: „Unmöglich" — „wer kann wider Aegypten"? (2. Mose 3, 11.)

Und doch, der Tag des Auszuges der Israeliter aus Aegypten kam (2. Mose 12, 51), wie der Durchzug durch das Land der Ammoniter (4. Mose 21, 21), an den die Vorgänge in Belgien, im August 1914, genau erinnern. Es kam das Wort „der Herr wird für euch streiten" und das „kleinste unter allen Völkern" (5. Mose 7, 6 und 7) zog von Sieg zu Sieg, bis es nach Josua 21, 44 „Ruhe fand von Allen umher". „Alle Israels Feinde — sechs Völker — (5. Mose 20, 17) gab Er in ihre Hände".

Das ist Geschichte und Seelenkunde, wie unsre Zeit beides erlebt und braucht. Die Zeiten sind andre geworden seit Moses' Tagen, aber Moses, Gott und die Menschenseele sind dieselben geblieben. Die Urveranlassung zu den Kriegen auf Erden liegt in Gottes Ordnung und in der Seele des Menschen, die keine Ruhe findet und keine Ruhe hält in der Atmosphäre des Materialismus. Das große „Cujus culpa" unsrer Tage muß darum der Psychologe neben dem Historiker beantworten, und der Ausspruch des alten Hebräerkönigs Salomo (in seinen Sprüchen Kap. 28, 2): „Um des Landes Sünde willen werden viel Aenderungen der Fürstentümer, aber um der Leute willen, die verständig und vernünftig sind, bleiben sie lang", weist gewiß auf keine falsche Schlußfolgerung.

Die Weltgeschichte, auch die Geschichte der Fürstentümer ist das Weltgericht, in dem der Psychologe unschwer das Gottesgericht erkennen wird, welches das Urteil spricht in der Geschichte der Kriege. Die Ereignisse auf dem Weltkriegsschauplatz unsrer Tage bestätigen die Tatsachen, welche sich, wider allen Augenschein, wider alle sichtbare Macht, von Sieg zu Sieg führend, behaupten.

Die Historiker berichten, daß die Kriege der Germanen mit den Völkerwanderungen begonnen haben, dem Anlaß zu den „Aenderungen der Fürstentümer".

Im Jahre 113 v. Chr. bewegte sich die erste derselben, von Norden kommend, dem Süden zu. Die Zimbern und Teutonen, durch die Sturmfluten der Ostsee ihrer Wohnungen beraubt, zogen aus, um in Gallien neue Heimstätten zu suchen. Die Römer sahen in der germanischen Invasion eine feindliche Absicht und zogen den nordischen Heeren kriegsbereit entgegen. In der Schlacht von Noreja (113) wurde von den Germanen der erste vollständige Sieg über die Römer erfochten. Der Kampf begann zwischen den beiden Völkern, die sich Jahrhunderte hindurch um die Weltherrschaft gestritten haben.

Digitized by Google

Als im Jahre 362 n. Chr. der Kaiser Julian Apostata gestorben und der Verfall des alten römischen Reiches Tatsache geworden war, stürmte im Jahre 372 die zweite Völkerwanderung durch die Lande. Den Anstoß dazu gaben die Hunnen, ein mongolisches Reitervolk. Sie überschritten die Wolga, besiegten die Ost- und Westgoten und veranlaßten eine Dislokation sämtlicher Volksstämme zwischen der Wolga, Donau, Rhein und Rhone bis hinunter nach Spanien, Italien und dem Peloponnes bis hinauf nach Britannien und der Bretagne. Ein Reich wird nach dem andern gegründet und zerstört, bis schließlich in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern (Châlons sur Marne) der Hunnenkönig Attila von den Römern und ihren Hilfstruppen besiegt und über den Rhein zurückgetrieben wird. Mit König Attilas Tode (453) zerfällt das Hunnenreich.

Der Untergang der mächtigsten wie der kleinsten Völker auf Erden spricht von der Psychologie in der Weltgeschichte. Es würde die Zeit der Gegenwart nicht ausreichen, derselben nachzugehen. In jeder einzelnen Völkerkatastrophe aber bekundet sich ein Gottesgericht.

So wurde die Eroberung des Reiches Israel 722 v. Chr., bei welcher 27 000 Einwohner nach Assyrien und Medien fortgeführt wurden, empfunden; ebenso wie die Zerstörung Jerusalems, 136 Jahre später, also 586 v. Chr. durch Nabukudonossor (Nebukadnezar), die die babylonische Gefangenschaft für die Juden zur Folge hatte. Ein Gottesgericht bedeutete der Untergang des alten verweichlichten römischen Reiches, das im Materialismus schon lange untergegangen war, ehe Odoaker (476) und Chlodwig von Franken (486) das morsche Staatsgebäude zerbrachen.

Der Untergang der heidnischen Sachsen im Jahre 804, der trotzigsten Feinde des Christentums, erscheint als das Gottesgericht über das Heidentum in deutschen Landen. Auf freiem Felde, bei Verden a. d. Aller, ließ Karl der Große 4500 gefangene Sachsen enthaupten, trotzdem ihn im Jahre 782 eben dieselben Heiden am Suntal glänzend besiegt hatten. Der Begründer (771) des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation wußte noch nichts von der Sentimentalität in der Humanität, in deren Komplikationen sich unsre neuere und neueste Geschichte verwickelt hatte, und von welcher der Reichskanzler v. Bethmann in der ersten Reichstagssitzung vom August d. J. sagte: „Wir haben sie verlernt."

Das Reich Karls des Großen zerfiel unter Karl V. und fand das letzte Ende seines mehr als tausendjährigen Bestehens im Juli 1806, als der letzte Kaiser, Franz II., die Kaiserkrone des alten deutschen Kaiserreiches niederlegte und sich fortan Kaiser Franz I. von Oesterreich nannte.

In dem über tausendjährigen alten Deutschen Reich hat das Gottesgericht der Kriege nicht aufgehört, wie das Uebel, das sie heraufbeschwört, weiter bestand. Es ist ein Ringen auf Erden zwischen Recht und Unrecht, und in der politischen Atmosphäre ist dieses Ringens letzte Konsequenz der Krieg.

Die Geschichte wird die Norm nicht aufstellen können, daß „Siegen" der Sieg des Rechtes, „Unterliegen" das Unterliegen des Unrechtes sei, sowenig wie ein Volk oder ein Mensch ganz frei von Schuld sein kann; Recht und

Digitized by Google

Unrecht ist überall nebeneinander, sei es in politischer oder in psychologischer Hinsicht — aber die Gesamtschicksale der Völker werden durch die Kriege entschieden. Gott mißt den Völkern ihre Lebenszeit auf Erden zu: durch die Kriege.

Das beweist die Geschichte von Anfang her. Die Großen der Fürsten und Völker Europas haben sich im alten Deutschen Reich müde gekämpft im Ringen um Macht und Land, in Eroberungs- und Befreiungskriegen, in Religionskämpfen und Erbfolgestreitigkeiten, in Revolutionskatastrophen, in Handels- und Kolonialkriegen.

Unter den Trümmern der alten Staatsgebilde, unter dem Auf und Nieder der Völker hat sich, in vieler Bedrängnis von außen, in ernstem Streben und unermüdlichem Fleiß im Innern, das neue Deutsche Reich emporgerungen, dessen Kaiser, Könige und Fürsten mit treuen Bundesgenossen an der Spitze ihrer Völker jetzt der Welt gegenüberstehen, des Sieges, der Bestätigung ihrer Vokation, des „Germans to the front", aus dem Munde des Herrn der Welt harrend.

Als „Herren der Welt" haben sich die Engländer gefühlt, als einer der Ihren — der Admiral Seymour — im Jahre 1901, während des Boxeraufstandes in China, an den Ufern des Peiho, das „Germans to the front" befahl, ein Wort, das in unseren Tagen eines prophetischen Klanges nicht zu entbehren scheint.

In dieser seiner Stellung als „Herr der Länder und der Meere" hat England sich mehr und mehr von Deutschland bedroht gefühlt. Nolens volens hat es einsehen müssen, daß es ohne fremde Hilfe Deutschland nicht mehr gewachsen war. Das tritt im Verlaufe dieses Krieges immer deutlicher hervor! Dieser Krieg, der mit Deutschlands Niederwerfung endigen sollte, war längst beschlossene Sache, und die Friedensliebe der Machthaber Deutschlands konnte die Katastrophe nur aufhalten, aber nicht verhindern.

Der Neid, der so bald zum Haß wird, wie kein andrer Affekt im Völkerleben, weil er in der Tiefe aller menschlichen Regungen wohnt — der Neid hat Englands bösen Geist gegen Deutschland entfesselt. Die planmäßig betriebene Aufhetzungs- und Einkreisungspolitik, welche unter Eduard VII. ihren Höhepunkt erreichte, und deren skrupellose Tendenz, als ratio ultima, jetzt Lüge und Verleumdung gegen Deutschland in das Feld führt, erhellt wie ein Scheinwerfer Englands Art und Englands Können! Die Maske war geblieben, die Persönlichkeit dahinter verschwunden. Das Volk des alten Englands war ein kraftvolles, fleißiges Volk; seit Elisabeths Zeiten ein intelligentes, hochbegabtes Geschlecht, berufen — auf seine Zeit — der Welt vorbildlich voranzugehen! In neuerer und neuester Zeit ist — die Ausnahmen seien nicht vergessen — die Geldgier an Stelle des Fleißes, der Größenwahn an Stelle der Intelligenz getreten. Der Imperialismusgedanke mit seinen Uebermenschtheorien einerseits, das Elend des durch die Presse irregeführten Proletariats andrerseits ist der psychologische Vorgang, der Englands Semper-ego-Politik gezeitigt hat. In keinem Lande ist die Lüge und Heuchelei so leicht zur Macht gelangt wie in England. Man lese die Parlamentsgeschichte, und man wird staunen, mit welchem

Digitized by Google

maßlosen Egoismus, durch welche raffinierten Tricks dort die Gesetze zugunsten des Kapitals zustande gekommen sind. Die Vertreter dieser Politik haben es verstanden, die englische und die von der englischen abhängige Presse ihren Zwecken so zur Verfügung zu stellen, daß „das Volk" auf seine Zeitung, z. B. die „Daily Mail", schwört. Ohrenzeugen berichten, daß kaum ein Arbeiter in England andres glaubt und denkt, als was seine Zeitung schreibt, „for you know, Sir, our writers are smart boys". Damit wird alles weitere höflich abgelehnt. Die englische und die von der englischen abhängige Presse bleibt auch jetzt ihren Lehrmeistern treu. Sie stellt sich der Lüge zur Verfügung und ist Schleppenträgerin der Verleumdung!

England ist nicht blind gewesen über die „deutsche Gefahr", welche ihm zweifellos — ohne jede „Provokation" von deutscher Seite — nahte. Es hat, nachweislich und sehr geschickt, das Feuer geschürt, das Deutschland einäschern sollte. Als Großkaufmann hat es alle Konjunkturen benutzt, als Sportsmann alle seine Vorteile ausgebeutet. Schon der Berliner Kongreß 1878 hatte England Gelegenheit gegeben, das wachsende Mißtrauen Rußlands gegen Deutschland zu bemerken — und zu benutzen. Frankreichs Revanchegeister waren leicht zu aktiver Vorarbeit zu beleben, doppelt leicht, seitdem dort in den letzten Jahren Klagen über Klagen gegen die Straßburger Regierung — aus den Reichslanden her — eingelaufen waren und seitdem gleichzeitig gewissenlose Agitatoren aus dem Elsaß in verschiedenen Städten Frankreichs öffentlich um Hilfe gegen Deutschland gebeten hatten. Rußlands Geldnot streckte gern die Hände aus nach dem französischen Reichtum, und die englische Presse hörte nicht auf, ihre deutschfeindliche Saat auszustreuen in russischen und französischen Zeitungen. Diese Saat verfehlte nicht, wunschgemäß aufzugehen, und das russisch-französische Bündnis kam zustande — unter englischer Protektion.

Im Jahre 1883 hatte Bismarck gehofft, durch den Dreibund — Deutschland, Oesterreich, Italien — den europäischen Frieden sichern zu können, ein Ziel, das seit dem Regierungsantritt Alexanders III. in Rußland (1881) immer schwieriger zu erreichen möglich schien. Nach Bismarcks Abgang, unter Caprivi, wurden, wie bekannt, die Beziehungen zu Rußland völlig abgebrochen. Italiens Neid auf Oesterreich war nicht danach angetan, seine Stellung als „treuer" Bundesgenosse zu gewährleisten. Das Wort „Isolierung Deutschlands", zu Anfang unsers Jahrhunderts geprägt, klang immer deutlicher aus allen feindlichen Nachbarländern heraus, und alle fast an das Unmögliche grenzenden Betätigungen der Friedensliebe des Deutschen Kaisers vermochten das nahende Schicksal nicht mehr aufzuhalten. Wie ein Sonnenblick schienen noch die Tage in Berlin zur Hochzeitsfeier der einzigen Tochter des deutschen Kaiserpaares, der Prinzessin Viktoria Luise, mit dem Herzog Ernst August von Braunschweig, aber — was für psychologische Vorgänge verhüllten sich unter den Tatsachen der glänzenden Zusammenkunft der deutschfeindlichen Fürsten! —

Die Gewitterwolken am europäischen Horizont zogen sich immer drohender zusammen. Bald in Frankreich, bald in Rußland schien sich der politische Ex-

Digitized by Google

plosionsstoff entladen zu wollen. Die Schwüle vor dem Sturm lagerte drückend auf Fürsten und Völkern, auf Ländern und Meeren, bis der Mordtag von Serajewo den zündenden Funken in die Welt schleuderte und der Weltbrand aufloderte, in dem Deutschland und alle, die zu ihm hielten, untergehen sollten. Die Fanfarentöne der sich fast Tag auf Tag folgenden Kriegserklärungen zogen zunächst wie ein lösender Sturm durch die Lande. Die kriegsreife Läuterungsnotwendigkeit, auch in der psychologischen Atmosphäre unsrer Zeit, enthüllte sich. Auch Deutschlands innere Verhältnisse bedurften des ehernen Kriegsrufes, um sich ihrer Zusammengehörigkeit bewußt zu werden und derselben Ausdruck zu geben.

Der Materialismus überbürdete auch bei uns das Lebensgebiet der Seele. In den fast dem Wunder gleichkommenden Leistungen der Technik unsrer Zeit, in dem Voranstreben jeder geistigen Entwicklung nahm man der Seele Zeit und Raum für ihre Lebensbedingungen, die durch keinerlei Surrogate ersetzt werden.

Die Psychologie, deren erster Lehrmeister die Bibel ist, tritt unter den Eindrücken dieses Krieges wieder mehr an den Platz im Leben, der ihr gebührt.

Die Kräfte des Geistes, die Zähigkeit des Körpers genügen nicht; auch die Tragfähigkeit der Seele wird täglich beansprucht in der ungeheuren Last der Tage.

Im Königreich Westfalen[1]

Mit dem Frühjahr 1808 trat die neue westfälische Verfassung und Verwaltung, ganz nach französischem Muster, in Kraft. Eine Konstitution wurde eingeführt, ebenso das Napoleonische Gesetzbuch, das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren und die Geschworenengerichte. Das Land wurde in acht Departements geteilt, welche nach der Elbe, Fulda, Leine, Ocker, Saale,

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Das vorstehende Kapitel ist entnommen dem dieser Tage erscheinenden Werk: „Johann Gottlob Nathusius. Ein Pionier deutscher Industrie. Von Elsbeth von Nathusius." (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) J. G. Nathusius, geboren 1760, gestorben 1835, hat sich aus hart bedrängter Jugend zum reichen, hochangesehenen Handelsherrn und Fabrikbesitzer emporgearbeitet, weder nach den modernen, amerikanischen Methoden, für die damals die Zeit noch nicht gekommen war, noch unter unlauterer Ausnutzung von Gelegenheiten, wie die unruhigen Zeiten der Napoleonischen Weltkriege sie einem skrupellosen Geschäftsmann reichlich boten. In seiner unanfechtbaren Lauterkeit ist er noch für die heutige Generation ein Vorbild nicht minder wie in seiner unermüdlichen Tätigkeit, die sich durch kein Hindernis aufhalten, durch keinen Fehlschlag entmutigen ließ. Er war Großkaufmann, soweit man es vor dem Zeitalter der Eisenbahnen und des Weltverkehrs sein konnte, Großindustrieller, soweit dies einem Fabrikanten möglich war, solange es noch keine Dampfmaschinen und keine Elektrizität gab. Wenn in den Schilderungen, wie Nathusius diese Hemmungen, die in der Zeit lagen, überwand oder ihnen sich fügen mußte, der nationalökonomische Wert des Buches liegt, so ist es nicht minder reich an Zeit- und Kulturgeschichtlichem. Den Hauptwert aber besitzt es als lebens- und pietätvoll ausgeführtes Bild eines tüchtigen, edlen Menschen, eines Deutschen im schönsten und besten Sinne des Wortes.

Digitized by Google

Werra, Aller und dem Harz benannt wurden. Präfekten, Unterpräfekten und Maires übernahmen die Verwaltung. Magdeburg wurde zur Hauptstadt des Elbdepartements gemacht.

Die neuen Staatsformen waren Nathusius sympathisch und entsprachen seinen längst gehegten politischen Idealen. Er schätzte sie um so höher, da er sie mit dem alten, schleppenden preußischen Zopfregiment verglich, und er teilte diese Vorliebe mit vielen seiner Zeitgenossen. Es war nicht die Fremdherrschaft, welche er nach und nach lieben lernte, sondern die neue Regierungsform, besonders da er sich innerhalb derselben politisch selbst betätigen konnte. Freilich, auf Ruhe und auf wahres Gedeihen des Staates war nicht zu rechnen, solange Westfalen abhängig von Napoleon blieb und beständig seine eiserne Faust zu fühlen bekam. Dennoch aber hoffte Nathusius auf eine endliche friedliche Entwicklung, und es zeigte sich bald, daß er auch die Ideen und Pläne, welche sich auf seine privaten Verhältnisse bezogen, jetzt leichter verwirklichen konnte als in den letzten Zeiten vor 1806. Mitten in dem allgemeinen Umsturz der Dinge griff er mit genialer Hand zu und erreichte, was ihm bisher versagt geblieben war. Es war eine eigne Schickung, daß gerade jetzt, unter dem Druck der Fremdherrschaft, eine große und glückliche Wendung seines Lebens eintrat.

Am 18. April 1808 fanden in Magdeburg die Wahlen des Elbdepartements für den Reichstag in Kassel statt. Die angesehensten Männer des Departements waren zu Wahlmännern ernannt worden: Grundbesitzer, Kaufleute und Gelehrte. Dreizehn Reichstagsmitglieder wurden gewählt, und zwar neun Grundbesitzer, zwei Kaufleute und zwei Gelehrte. Ferner wurden vierzig Kandidaten zum Departementsrat erkoren, und von diesen wählte der König die Hälfte aus. Dieser Departementsrat stand dem Präfekten zur Seite und leitete die Verwaltung der Provinz. Sämtliche drei Stände damaliger Zeit waren darin vertreten, vom Grafen bis zum Bauer. Die Departements waren in Distrikte geteilt, und es wurden zweiundzwanzig Distriktsräte zur Auswahl erkoren, von denen der König elf ernannte. Diese standen dem Unterpräfekten zur Seite. Zuletzt wurden noch eine Anzahl Friedensrichter gewählt.

Die beiden Kaufleute, welche das Elbdepartement im Reichstag zu vertreten hatten, waren Nathusius und sein Freund, der Bürgermeister Coqui. Im Sommer 1808 reisten beide nach Kassel ab. Die Fabrik ließ Nathusius in den treuen Händen des Vetters Hillebrand zurück. Diesem und einem Herrn Steinbrück war die Prokura erteilt und ihnen ein Anteil am Gewinn gesichert. Steinbrück war wie Hillebrand ganz mit der Firma verwachsen, sein Sohn wurde später ein genannter Maler der romantischen Schule. Den geliebten Werdergarten nahm Hillebrand unter seine Obhut; sowie die zahmen Tiere. Mitten im Trubel des Kasseler Lebens erinnert ihn Nathusius brieflich an die Papageien: „Sorgen Sie doch, daß sie nicht verhungern." Die Gründung der Leihbank war noch vor seiner Abreise in gute Wege geleitet worden.

In Kassel angekommen, wurde ihm eine Wohnung im Gartenhause des Kriegsrats Engelhard empfohlen, in der Wilhelmshöher Allee gelegen. Engelhard

Digitized by Google

hatte zehn Kinder, und sein Gehalt war ihm von der neuen Regierung verkürzt worden, so sah er sich genötigt, das kleine Nebenhaus zu vermieten. Die Lage des Hauses mit seinem freundlichen Garten, damals noch entfernt von der Stadt und doch nahe genug zum bequemen Verkehr, zog Nathusius gleich an, und als er eben im Begriff war, die Engelhardsche Wohnung zu betreten, sprang gerade ein Mädchen in der ersten Jugendblüte die Treppe hinab, ihm entgegen, weiß und rot, mit blonden Locken. Er redete sie an und strich ihr mit väterlichem Wohlgefallen über die frische Wange. Aber mit einem ernsten Blick zog sie sich zurück und wies ihn hinauf zu ihren Eltern. Das gefiel ihm, und im Augenblick war's bei ihm beschlossen, in diesem Hause zu bleiben. Man wurde bald handelseinig; Nathusius zog ins Gartenhaus, und in kurzer Zeit gewann man so viel Zuneigung zueinander, daß er sich ganz zugehörig zur Familie fühlen durfte. Das einfache und doch geistig bewegte Leben im Engelhardschen Kreis wurde ihm zu einer ganz neuen, wohltätigen Erfahrung.

Der Reichstag wurde am 2. Juli 1808 vom König in Person eröffnet. Man versammelte sich gegen Mittag in dem großen Orangeriesaal in der Aue. Der König erschien in vollem Ornat, die Abgeordneten der Städte trugen kaiserblaue Leibröcke, mit orangegelbem Laubwerk reich gestickt, weißgestickte Westen, kurze weiße Beinkleider, Schnallenschuhe und Strümpfe, den zweispitzigen Hut unter dem Arm, den feinen Stahldegen an der Seite.

Teile der Uniform haben in späterer Zeit bei den Nathusiusschen Kindern noch in manchem Theaterstück geglänzt, und die Enkel bewunderten noch den Polsterstuhl, den die praktische Großmutter mit den allerletzten Resten der gelben Stickerei bezogen hatte. Nathusius erzählte gern von diesem Tage: „Die ganze Sache war sehr feierlich und prachtvoll. Nachdem sich der König gesetzt hatte, gab er uns das Zeichen, uns zu bedecken, und wir wurden von Simeon, dem Minister der Justiz und des Innern, einzeln dem König vorgestellt. Wir mußten eine Eidesformel hersagen (ich tat es natürlich deutsch, weil ich kein Französisch verstehe) und gingen dann halb rückwärts wieder auf unsre Plätze. Dies dauerte wohl ein paar Stunden, darauf hielt der König eine französische Rede, während der wir wieder den Hut abnahmen, und dann war die Sitzung zu Ende. Tags zuvor hatten wir eine Einladung bekommen, um halb sechs Uhr bei der Tafel des Königs zu assistieren. Ich denke also nicht anders, als wir sollten bei ihm essen. Nachdem ich mich zu Haus erst ein wenig ausgeruht, folgte ich, nüchtern wie ich war, der Einladung. Die Stände, die Minister, die Staatsräte usw. waren alle wieder in einem großen Saale des Schlosses Wilhelmshöhe beisammen; es war aber nur für zwei Personen unter zwei Thronhimmeln gedeckt. „Wo werden wir denn speisen?" fragte ich. Da belehrte man mich, daß wir bloß die Ehre haben würden, zuzusehen, wenn der König mit der Königin speiste. Das war nun eine sonderbare Geschichte. Ich hatte großen Hunger nach der Zeremonie des Mittags, und nun mußten wir noch eine ganze Weile warten, bis der König kam. Zum Glück ging das Essen selbst sehr rasch, sie

Digitized by Google

kosteten nur zum Schein von allen Gerichten, und das währte nur eine Viertelstunde.

Jetzt begannen unsre Sitzungen. Da sah man unter den Ständen den Erbgrafen von Stolberg-Wernigerode, drei Grafen Schulenburg, zwei Herren v. Alvensleben, zwei Herren v. Motz usw. Unter den Kaufleuten den Bankier Jakobson aus Braunschweig, unter den Gelehrten den Kanzler Niemeyer aus Halle, den Dompropst Röttger aus Magdeburg usw. Ich lernte nun erst die Verfassung näher kennen. Sie war wirklich vortrefflich. Die Gesetzentwürfe kamen, wenn sie von den Ministern abgefaßt waren, zuerst in den Staatsrat, dort wurden sie diskutiert und ausgearbeitet. Darauf kamen sie ganz fertig zu den Ständen, einer vom Staatsrat legte sie uns vor und hielt eine Rede dazu, worin er uns die Gründe und Absichten der Regierung und des Staatsrates bei der Vorlage auseinandersetzte. Sie wurden nun der betreffenden Kommission übergeben, denn es bestanden Kommissionen für die Zivilgesetzgebung, für die Abgaben, für das Budget usw. Diese Kommission tat sich dann mit derjenigen Sektion des Staatsrates zusammen, welche die Sache anging, um sich gemeinschaftlich über die vorgeschlagenen Amendements zu einigen. Diese Amendements wurden nun gedruckt und unter uns verteilt, damit wir Zeit hatten, sie uns zu überlegen.

Darauf traten die Redner des Staatsrats und der Ständischen Kommission auf und entwickelten noch einmal die verschiedenen Gründe und Ansichten, das Für und Wider. Diese Reden waren klar und schön, und auf sie folgte das Ballottement. Jeder bekam eine schwarze und eine weiße Kugel und konnte geben, welche er wollte. So wurde das ganze Gesetz entweder angenommen oder verworfen. Im letzteren Falle wurde das Gesetz von neuem redigiert und uns wieder vorgelegt. Im Staatsrat hatten außer den Ministern die ausgezeichnetsten Männer ihren Platz — darunter Schmidt-Phiseldeck, Johannes v. Müller u. a. Der letztere hat oft vor uns geredet, er hatte aber ein sehr schlechtes Organ, man verstand ihn kaum. Auch die französischen Minister waren brave, brauchbare und tüchtige Leute, besonders Simeon; wären nur ihre deutschen Kollegen ebensogut gewesen. Der spätere preußische Staatsrat wurde ganz nach dem Muster des westfälischen eingerichtet.

In der Finanzkommission des Staatsrats war hauptsächlich tätig der Abgeordnete Hoffbauer, und dieser hatte auch meistens den Vortrag im Ständehause. Er holte sich über die Grundlagen der Gesetze die Gutachten von uns Abgeordneten der Kaufmannschaft. Außer den Gesetzentwürfen über die Abgaben, dem Geldsystem, den Zivil- und Kriminalgesetzen und dem Budget wurde uns auch von jedem Ministerium ein gedruckter Bericht über den Zustand seines Zweiges der Verwaltung vorgelegt. Wir hatten eine klare Einsicht in die ganze Lage des Staates. Eigentlich diskuriert wurde in der Ständeversammlung gar nicht, aber wir kamen des Abends bei dem Präsidenten, dem Grafen Schulenburg-Wolfsburg, zusammen, und dort wurde alles erörtert. War ein Gesetz in Vorschlag, so erkundigten sich die Mitglieder der Kommission, die es betraf, nach

Digitized by Google

den Meinungen derjenigen Abgeordneten, die am meisten davon verstanden. Es war ein lebendiger und erfreulicher Verkehr.

Man hat über die Regierung in Kassel viel irrtümliche Gerüchte verbreitet. Sie sind alle nicht wahr. Der König war ein liebenswürdiger Mensch, der mit seiner Gattin in bestem Einvernehmen lebte. Er meinte es aufrichtig mit der Konstitution und hatte das Wohl seines Landes wirklich vor Augen. Aber er konnte nicht immer wie er wollte. Die Hände waren ihm durch seinen Bruder gebunden. Hätten wir nicht so viel französische Truppen zu ernähren und fortwährend Kriegssteuern zu bezahlen gehabt, Westfalen wäre ein glückliches Land gewesen. Der König präsidierte immer selbst der Sitzung des Staatsrats, und der Minister v. Bülow hat mich versichert, daß er oft den Scharfsinn bewunderte, mit welchem der König an der Diskussion teilnahm."

Dies Urteil über Jérômes Charakter und Lebenswandel klingt befremdlich aus dem Munde eines so klugen Mannes, aber Bülow, der ehemalige Kammerpräsident in Magdeburg, jetzt westfälischer Minister des Handels und der Finanzen, war selbst ein leichtlebiger Weltmann, und Nathusius stand dem Hofleben fern. An Jérômes Liebenswürdigkeit hat niemals jemand gezweifelt, auch nicht an seinem natürlichen Scharfsinn. Was seine übrigen Eigenschaften und seine Sitten angeht, so hat die Geschichte ihr Urteil über ihn gesprochen. Seine Regierung bestand hauptsächlich in dem Bestreben, immer neue Geldsummen zu erlangen, das übrige besorgten seine Minister. Nathusius war auch nicht immer der kühle Menschenkenner und scharfe Beobachter. Seine lebhafte Phantasie ließ ihm oft neue Verhältnisse, neue Menschen in allzu idealem Licht erscheinen, und besonders in diesem neuen großen Abschnitt seines Lebens, da er in eine freiere, weitere Welt hineinversetzt wurde, hat er dadurch, wie wir noch sehen werden, viele und große Enttäuschungen erlitten. In seinem Verhältnis zu Ausländern war er eben auch der rechte Deutsche, dem alles Fremde zunächst überaus anziehend erscheint. Der lebhafte, bewegliche Geist, die Tüchtigkeit der Franzosen berührte ihn sympathisch, als etwas ihm sehr Verwandtes, und dabei klagte er immer wieder mit Wehmut: „Wenn nur die Deutschen ebenso wären!" Später lernte er freilich die Dinge in Kassel recht anders ansehen. Er war nicht so eitel, daß ihn seine neue Lage, die großen Verhältnisse, in die er jetzt versetzt worden war, berauschten, aber sein Selbstgefühl mußte sich doch steigern. Und ihm, dem reichen Manne, machte man natürlich von allen Seiten die Cour, um etwas von ihm zu erlangen. „Unter Millionen wird gar nicht mehr geredet," schreibt er, „Stafetten werden geschickt bei jeder Gelegenheit. Noch habe ich keine Langeweile gehabt. Ich bin fast täglich zu großen Diners gebeten. Vorgestern war ich bei Fürstenstein, das ist ein Aequivalent für die 16000 Taler."

Am 17. Juli meldet Nathusius an Hillebrand das Zustandekommen eines für Magdeburg sehr wichtigen Gesetzes: „In der vorgestrigen Sitzung der Reichsstände ist durch 79 Stimmen gegen 17 beschlossen und als Gesetz angenommen, daß alle Schulden der verschiedenen Provinzen des Königreichs zusammengeworfen und eine allgemeine Reichsschuld werden. Unsre Provinz Magde-

Digitized by Google

burg gewinnt dadurch sehr. Wir bekommen für das schon Bezahlte und noch zu Bezahlende (der zwölf Millionen Kriegskontribution) Reichsobligationen zu 5 Prozent Zinsen. Zur Bezahlung der Zinsen und der sukzessiven jährlichen Abtragung des Kapitals ist eine Personen- oder Familiensteuer bewilligt, welche in zehn Klassen verteilt wird, so daß der geringste Satz 1 Frank und der höchste 24 Franken für eine Familie sein soll. Diese Verteilung wird sich aber wohl noch ändern, so daß für die höchste Klasse ein höherer Satz angenommen wird." Leider erwies sich das neue Gesetz aber nicht so segensreich, wie Nathusius gehofft hatte, da die westfälischen Obligationen im Lauf der Zeit immer mehr heruntergingen.

Die Beratungen der Reichsstände interessierten Nathusius sehr, doch nahm er wenig aktiven Teil daran. Ein großes Feld der Tätigkeit eröffnete sich ihm aber durch sein Verhältnis zum Minister v. Bülow. Schon in Magdeburg war er ihm durch seine Kenntnisse und seine absolute Zuverlässigkeit eine Art „Geheimer" Rat, ein unbezahlter und unbezahlbarer Agent in mancherlei Geschäften geworden, jetzt wurde er ihm völlig unentbehrlich. Freilich war Bülow nach Nathusius' Schätzung „seinem Posten so wenig gewachsen wie sehr viele andre Minister", aber neben seinem grenzenlosen Leichtsinn war er der gutmütigste und liebenswürdigste Mensch und von so einnehmendem Wesen, daß man ihm nicht böse sein konnte. Als angenehmer Weltmann hielt er sich lange auf seinem schwierigen Posten. Die westfälischen Finanzen waren in einem gänzlich zerrütteten Zustand. Das kaum organisierte, durch Krieg und Kontributionen schon erschöpfte Land mußte jetzt den verschwenderischen Hof und viele französische Truppen neben seinen eignen erhalten, dazu hohe Kriegskontributionen an Napoleon zahlen. Die fortwährenden großen Geldverlegenheiten und die Unerfahrenheit derer, welche die finanziellen Angelegenheiten leiteten, machten sich die Bankiers, und namentlich die jüdischen, zunutze, unter denen Israel Jakobson, früher Braunschweiger Bankier, der angesehenste war.

Es wurde unter anderm eine Anleihe gemacht, von welcher der Staat schließlich nicht einen Heller in die Hände bekam und auf die er nach einigen Monaten mehr als 30 Prozent an Provision und Zinsen nachzahlen mußte. „So weit hatte es die Spekulation der Wechsler und die Unerfahrenheit der Staatsmänner in kaufmännischen Dingen gebracht," schreibt Nathusius; „natürlich wurde durch diese Art Anleihen die Not immer größer." Er nahm sich der Sachen mit großem Eifer an, und seine Handlungsweise in jener Zeit, seine Vaterlandsliebe, seine Arbeit für den Staat ohne viel persönlichen Vorteil, ohne Rang und Titel, ohne besondere Ehre vor der Welt hat etwas von antiker bürgerlicher Art und Gesinnung an sich. Kaum jemand hat damals von dem vollen Umfange seiner Tätigkeit erfahren und sie nach Verdienst gewürdigt.

Statt mit der Spekulation gemeinschaftliche Sache zu machen und den Staat auszubeuten, suchte er ihr nach Kräften entgegenzuwirken, dem Minister die Augen zu öffnen und den Staat vor dergleichen schändlichen Verlusten zu bewahren. Er nahm nicht einmal Provision von den Summen, die durch ihn

Digitized by Google

vermittelt wurden, sondern nur 5 Prozent Zinsen für das, was er von seinem eignen Kapital hergab. Als die Kriegsjahre zu Ende waren, hatte er sein großes Vermögen durch weise Vorsicht ungefähr auf dem alten Standpunkt erhalten, nichts gewonnen und nichts verloren. Die Einnahmen der Fabrik machten nach wie vor den soliden Grund seines Reichtums aus.

Er hielt dem Minister auf dessen Wunsch eine Zeitlang jeden Abend Vorlesungen über Nationalökonomie, allein dieser schlief gewöhnlich dabei ein. Einst, bei Gelegenheit einer schwierigen Finanzoperation, hatte Nathusius die ganze Nacht durch gerechnet und nachgedacht und kam am andern Morgen mit dem Resultat seiner Arbeit unter dem Arm zum Minister. Ganz aufgeräumt kam ihm dieser im Schlafrock entgegen und rief: „Denken Sie, schon drei hab' ich gekriegt!" Nathusius, der nicht wußte, was er meinte, glaubte, daß ihm irgendeine unerwartete Aussicht auf finanzielle Hilfe aufgegangen sei, aber es fand sich, daß es Sperlinge waren, mit deren Fang sich der Minister amüsiert hatte. „Exzellenz," sagte Nathusius sehr ernsthaft, „ich habe mir die ganze Nacht den Kopf zerbrochen und gearbeitet — hier bringe ich Ihnen die Resultate." — „Ei, da haben Sie sehr unrecht getan," versetzte Bülow scherzend, „wer wird so ein Narr sein und sich den Kopf zerbrechen!" Eines Tages hatten sie sich überworfen, indem Bülow seine Meinung Nathusius gegenüber geltend machte und ihn den Minister fühlen ließ, obwohl er im Unrecht war. Nathusius in seinem starken Unabhängigkeitsgefühl konnte so etwas nicht vertragen, er empfahl sich kurz und kam nicht wieder. Der folgende Tag verging, der zweite — am dritten, als er in seinem Zimmerchen des Gartenhauses in der Wilhelmshöher Allee schreibend saß, klopfte jemand mit der Reitpeitsche ans Fenster — es war Bülow. So heiter wie je, als ob nichts vorgefallen sei: „Sie werden doch nichts übelnehmen wollen?" lachte er, und damit war alles wieder in Ordnung, man konnte ihm eben nicht böse sein.

Am 17. Juli 1808 schreibt Nathusius: „Heute bin ich vom Minister aufgefordert, in Angelegenheiten der Regierung eine Reise nach Amsterdam zu machen. Ich habe es angenommen, jedoch mit der Bedingung, daß Israel Jakobson mitreiset, weil, wenn die Reise ohne Erfolg ist, ich nicht allein derjenige sein will, der ohne Erfolg die Reise gemacht hat. Morgen wird es sich entscheiden, ob ich reise." Es handelte sich wieder um eine Anleihe für das Königreich Westfalen, und Nathusius hatte mit seinen Bedenken recht gehabt, er und Jakobson kehrten unverrichteter Sache wieder nach Kassel zurück. Verschiedenere Reisegefährten ließen sich nicht wohl denken als Jakobson, den Mann der reinen Spekulation, und Nathusius, dem es nie um das Geld an sich zu tun war, der immer etwas Positives zustande zu bringen wünschte und der sich nur an einer Tätigkeit recht erfreuen konnte, welche der Allgemeinheit nutzte. Schon sein einfaches, vornehm anspruchsloses Wesen stand in großem Gegensatz zu Jakobsons Benehmen, der sich schon in Braunschweig zum Geheimen Finanzrat hatte machen lassen. Man lachte über seine Eitelkeit, aber dem reichen Manne wurde trotzdem überall geschmeichelt. Sein protziges Auftreten amüsierte

Digitized by Google

seinen Gefährten königlich, der nicht verfehlte, ihn damit gründlich zu necken und aufzuziehen. Sobald die Reisenden in eine neue Stadt kamen, legte Jakobson sein Kostüm als Oberrabbiner an, setzte seine hohe schwarze Mütze auf und empfing als solcher die Besuche. Nathusius wurde in seinem schlichten Anzug mehrmals für seinen Bedienten angesehen und spielte dann zum Scherz diese Rolle weiter, um Jakobson nachher damit zu necken. Dieser fühlte sich überall ganz als Protektor seiner Glaubensgenossen, auch in Holland, denn in Westfalen, wo alle Religionsbekenntnisse gleiche Rechte haben sollten, hatte man ihn zum Präsidenten des neu errichteten jüdischen Konsistoriums ernannt. Er hat auch in Wahrheit viel für seine Volksgenossen getan, legte Schulen für sie an und suchte ihre Stellung in jeder Weise zu heben. So baute er auch in der Braunschweiger Stadt Seesen eine schöne neue Synagoge und fundierte sie, alles auf seine eignen Kosten.

Sehr interessierte sich Nathusius für Holland, das er auf diese Weise kennen lernte. Er reiste überhaupt ja so gern und verstand das Reisen aus dem Grunde; immer war er voll Eifer, zu lernen und zu beobachten. Besonders war es ihm lieb, die holländischen Gärtnereien zu studieren; er kaufte dort viel Blumenzwiebeln und Gemüsesamen.

Als der Reichstag am 22. August geschlossen wurde, mußte er auf Bülows Verlangen noch länger in Kassel bleiben, und am 7. Oktober kehrte er schon wieder dahin zurück. Bei diesem zweiten Aufenthalt sprachen freilich noch andre Gründe mit.

Mündlich und schriftlich wurde der Verkehr mit dem Minister fortgesetzt. Brauchte dieser Geld oder war irgendeine wichtige Entscheidung zu treffen, so hieß es bei ihm: „Ich muß einen Mann haben, auf den ich mich verlassen kann," und er kam damit zu Nathusius. Dieser drängte immer wieder zur Gründung einer Bank, die im großen für das ganze Königreich leisten sollte, was im kleinen die durch ihn geschaffene Leihbank in Magdeburg tat. Er schreibt darüber an Bülow: „Ein Haupthindernis des schnelleren Fortschreitens unserer Industrie ist gewiß auch die Ungewohntheit unsrer Kapitalisten, ihre Gelder anders als auf Grundstücke oder gegen öffentliche Sicherheit herzugeben. Der Kapitalist will der Mühe überhoben sein, sich ängstlich um die Sicherheit seiner Kapitalien fortwährend zu bekümmern, er will aber auch sicher sein, seine Zinsen zur bestimmten Zeit und ohne Weitläufigkeiten erheben zu können. Würde dem Kapitalisten ein Mittel an die Hand gegeben, sein Geld auch zu Handels- und Fabrikenentrepriſen mit Sicherheit und Bequemlichkeit hergeben zu können, so würde der Kapitalist solches gern benutzen und unsre Industrie dabei gewinnen. Ein solches Mittel scheint mir die Errichtung einer Zirkulationsbank zu sein. Die Bank müßte ein Privatinstitut sein und der Staat bloß die Aufsicht darüber führen." Er arbeitete den Plan dazu aus, aber die Regierung ging nicht darauf ein, er sollte immer mit andern Mitteln helfen.

So hatte der preußische Staat durch den Tilsiter Frieden alle seine Salinen verloren, und unter Nathusius' Vermittlung war nun zwischen beiden Regierungen

Digitized by Google

ein Kontrakt darüber geschlossen, wieviel und zu welchen Preisen Preußen sein Salz von den nun westfälischen Salinen erhielt. Preußen mußte gleich im Anfang pränumerando ein Drittel des Preises auf Nathusius' Kontor einzahlen. Weil aber Westfalen immer Geld brauchte, so hatte Nathusius noch einen Vorschuß von 50000—100000 Talern auf die Saline Schönebeck bei Magdeburg geleistet, wofür er Zinsen erhielt, und außerdem bekam er für seine Bemühungen von beiden Seiten etwas Provision. Auch der Lieferungskontrakt für das Großherzogtum Warschau, welches sein Salz ebenfalls von Westfalen bezog, wurde ihm aufgetragen, ja aufgedrungen, weil Bülow es nur mit ihm zu tun haben wollte. Er ging aber nicht darauf ein, und die späteren Unternehmer haben große Summen damit verdient. Er übernahm nur die Spedition und die Bezahlung dafür gegen Provision. Mehr als einmal hätte er, wenn er auf Bülows Vorschläge eingegangen wäre, auf durchaus rechtliche Weise ungeheure Summen gewinnen können. „Ja, wenn man derzeit Courage gehabt hätte!" pflegte er später oft zu sagen. „Aber ich wollte nie über meine Kräfte gehen, und dann traute man eben dem Königreich Westfalen nicht so recht."

Die Salinenangelegenheit machte ihm und Hillebrand natürlich viel Arbeit. „Hier in Holland ist mit Salz gar nichts zu machen," schreibt Nathusius von Amsterdam aus; „fragen Sie doch einmal in Hamburg an. Der Vorrat häuft sich in Schönebeck, und man braucht Geld." Israel Jakobson sollte davon bezahlt werden.

Um es noch bequemer zu haben, trug ihm der Minister an, die ganze Saline Schönebeck für seine eigne Rechnung vom Staate zu übernehmen. Nathusius hatte die ganzen Berechnungen über den Betrieb in Händen, und er sah daraus, daß der dritte Teil der Kosten jährlich erspart werden konnte, denn der Staat hatte eine Menge Beamte dabei angestellt, die bei einer Privatverwaltung alle weggefallen wären. Es wären Hunderttausende schon in ein paar Jahren zu gewinnen gewesen. Aber er griff doch nicht zu, er war zu vorsichtig, und hier mit Recht. Denn seine Besorgnisse, daß sich die Verhältnisse bald wieder ändern möchten, haben sich nur zu bald bestätigt.

Um für den Staat eine gewisse Rente zu erlangen, suchte nun der Minister auch die Verwaltung der Domänen auf Nathusius' Schultern abzuladen. Es war ein glänzendes Anerbieten: gegen die Rente, welche die Regierung verlangte, sollte er die Domänen übernehmen, sie für eigne Rechnung verwalten und sie nach seinem Gutbefinden verkaufen, dismembrieren usw. Ein solches Unternehmen war für einen Privatmann kaum noch dagewesen, und dies war etwas, was Nathusius weit mehr reizte als die reinen Geldgeschäfte. Er hatte schon einen ausführlichen Plan dazu entworfen und sah sich nach Teilnehmern um, weil er das Unternehmen für sich allein für zu groß hielt. Allein er fand niemand, der sich dazu geeignet hätte, und so gab er das Projekt auf.

Ein weiteres Mittel, um sich Geld zu verschaffen, hatte der Staat an den Klöstern. Fast zu gleicher Zeit wurden die sämtlichen Nonnenklöster aufgehoben und für Staatseigentum erklärt. Diese sollten nun verkauft werden, und der

Digitized by Google

Minister verhandelte wieder mit Nathusius in der Idee, daß dieser sie sämtlich mit einem Male übernehmen sollte. Der Wert belief sich auf etwa 4 Millionen Taler, nach anderer Abschätzung auf annähernd 7 Millionen Franken. Aber auch hier scheute er die Größe des Unternehmens, und es fehlte ihm ein Gehilfe, der genügend Kraft und Mut dafür besaß. Indes sah er sich nach der Rückkehr vom Reichstag die Klöster zum Teil an, namentlich Althaldensleben in der Nähe von Magdeburg. Ein andermal wünschte Bülow, daß Nathusius eine Silberlieferung übernehmen sollte, da er mit dem Gedanken umging, französisches Geld für Westfalen prägen zu lassen. Aber Nathusius erklärte sich dazu außerstande: „Eurer Exzellenz danke ich untertänigst für die gnädige Aufforderung zu einer Silberlieferung. Meine Verhältnisse und anderweitigen Geschäfte gestatten mir aber nicht, dieses gnädige Anerbieten anzunehmen. Wie ich Eurer Exzellenz mehrere Male zu versichern die Ehre hatte, so ist mehr Eifer, Demselben und dem Staate zu dienen, als Gewinn zu machen, mein Zweck. Dies leitet mich auch in dieser Sache. Ich erlaube mir daher, Eurer Exzellenz vorzuschlagen, nicht einen, sondern mehrere Bankiers zu dieser Lieferung aufzufordern. Unter jetzigen Umständen läßt sich nicht gern ein Haus auf eine so große Summe ein. Ich glaube, daß eine Aufforderung durch die Zeitungen Konkurrenten zur Lieferung herbeiziehen und dadurch ein niedriger Preis des Silbers erzielt werden wird. Zumal da jetzt durch die Maßregel des preußischen Gouvernements, daß alles Silbergeschirr abgeliefert oder gegen einen hohen Impost gestempelt werden muß, große Quantitäten von Silbergeschirr nach dem Auslande, und zwar nach Westfalen, nach Sachsen und dem Anhaltischen durch Juden heimlich ausgeschickt worden sind." Darauf folgten noch weitere finanzielle Ratschläge.

Auf ein ähnliches Geschäft bezieht sich wohl eine Briefstelle an Hillebrand von Kassel aus, die wieder ein helles Licht auf Nathusius' vornehme Gesinnung in Geschäftssachen wirft: „Hammer, Steyer und Gobbin sind noch nicht hier und können noch nicht zustande kommen. Der Minister hat zu mehreren Malen gesagt: „Wenn Nathusius teilnehmen will, dann soll auf alle andern nicht reflektiert werden." Sie drängen deshalb in mich, versprechen es, schriftlich zu geben, daß sie allen Schaden, der entsteht, allein tragen und ich nur am Gewinn teilnehmen soll. Wenn ich meinen Namen nicht hergeben müßte, dann würde ich geneigt dazu sein. Der Minister aber will meinen Namen haben."

Zuletzt wurden ihm Bülows Ansprüche an seine Kasse und an seine Arbeitskraft denn doch zu viel. Als dieser ihn 1810 schon wieder einmal in Kassel sehen will, antwortet er: „Eurer Exzellenz Befehl, nach dort zu kommen, würde ich gern befolgen und sogar die kleine Unpäßlichkeit, womit ich seit meiner Rückkehr von Berlin befallen bin, nicht achten, ich weiß aber ganz gewiß, daß ich Denenselben jetzt nicht nützlich werden kann. Auf neue Geschäfte, von welcher Art sie auch sein mögen, kann ich mich jetzt nicht einlassen. Meine sonst disponibeln Fonds sind jetzt sämtlich zum Besten des Tresors und der Salinen angelegt. Ich kann nicht umhin, Eurer Exzellenz zu bekennen, daß mir diese

Digitized by Google

Geschäfte viele Sorgen und schlaflose Nächte machen. Gewinnsucht hat mich nie geleitet, sondern immer nur der Eifer, Eurer Exzellenz Wünsche zu erfüllen. Auf Ueberschüsse an den Salinen und dem Rothenburger Bergwerk werden Eure Exzellenz im Laufe dieses Jahres wenig rechnen können, da für die fertig werdenden Produkte an Salz und Kupfer der Wert schon früher in den Tresor gekommen."

Aus einem andern Brief desselben Jahres: „Die Operation, Wechsel auf das Salzdepartement zu ziehen, gehet nicht mehr. Was ich schon in meinem letzten Brief befürchtete, ist leider eingetreten. Auf die zuerst gezogenen 200000 Taler laufen noch 80000 Taler, welche den 23. April zahlbar und wofür keine Zahlung erfolgt ist. Dies hat mich und die andern Interessenten in Unruhe versetzt. Gestern sind sämtliche Wechsel protestiert worden, und die Inhaber gehen nun an die Aussteller. Meine Sorgen sind dadurch sehr vermehrt, da noch außerdem 50000 Taler dergleichen Wechsel laufen, welche ich zur Deckung meiner baren Vorschüsse an die Salinen erhalten habe. Meine kaufmännische Existenz steht auf dem Spiel, wenn ich nach Eurer Exzellenz Wünschen mich auf das Akzept von 400000 Franken einließe. Meine disponibeln Fonds sind erschöpft, und wenn ich beim Verfall der Wechsel nicht Zahlung leisten könnte, so träfe mich nichts Geringeres als Auspfändung und Arrest. Meine Empfindungen und Gemütsunruhe enthalte ich mich, schriftlich auszudrücken."

Inzwischen war Bülows Stellung allmählich mehr und mehr erschüttert. Denn er erregte Napoleons Mißtrauen durch seine deutsche Gesinnung. Es gärte in Hessen, und die geheime Polizei in Kassel war beständig am Werke. Noch im Laufe des Jahres 1810 wurde Bülow entlassen und und zog sich auf sein Landgut zurück. Zugleich verloren auch mehrere Präfekten ihre Aemter, und zahlreiche Privatleute kamen ins Gefängnis. Trotzdem brach 1811 der Dörnbergsche Aufstand aus.

Dem Minister v. Bülow wird trotz seiner Schwächen das Zeugnis gegeben, „daß er den allgemeinen Ruf des Edelmuts auch während der Verwaltung eines so kritischen Postens nicht verlor". Und als Grund seines Sturzes wird angegeben: „Seine Freimütigkeit in Bekämpfung der vaterlandsfeindlichen Vorschläge durch Darstellung des Druckes und des Unvermögens der Untertanen, seine Menschlichkeit in der Behandlung der Steuerpflichtigen, sein Verdruß über die schändliche Verschwendung des Hofes, welche dem Lande seine besten Kräfte entzog."

Nathusius blieb zwar auch ferner in Verbindung mit dem westfälischen Finanzministerium, doch findet sich darüber wenig mehr in seinen hinterlassenen Papieren. Im April des Jahres 1811 fordert der Direktor der westfälischen Amortisationskasse, Maertens, von ihm einen Bericht über den Kurs der westfälischen Obligationen, welche damals zur Zeit der Kontinentalsperre nur noch ungefähr die Hälfte ihres Wertes hatten. Nathusius antwortet u. a. darauf: „Die Ursachen des niedrigen Kurses sind sehr mannigfaltig, ich will die Hauptsachen vorführen 1. Mangel an Geld, welcher durch die Zeitumstände erzeugt

Digitized by Google

ist. Hauptsächlich durch die Sperre des Handels und daß dadurch die Produkte, z. B. Getreide, um den dritten Teil des sonstigen Wertes gefallen sind. Im Elbdepartement zirkulieren deshalb viele Millionen weniger als sonst. Auch das Grundeigentum ist um den dritten Teil seines sonstigen Wertes gefallen. Wer Geld hat, läßt es müßig liegen, nur der Wucherer leiht es aus zu 10 Prozent und darüber. 2. Der Wucher, der mit den westfälischen Obligationen getrieben wird. Wer dergleichen zu Kautionen, zum Ankauf von Klostergütern oder zum Abkauf von Prästationen gebraucht, kann sie nicht unmittelbar von denen kaufen, welche sie besitzen. Er ist genötigt, sich an Unterhändler zu wenden. Es ist mir bekannt, daß Männer, welche Klostergüter gekauft haben, 65 bis 70 Prozent für fünf- bis sechsprozentige Obligationen bezahlen mußten, zu derselben Zeit, wo solche von den Besitzern zu 45 und 50 zu kaufen waren. 3. Die Besorgnisse der Besitzer, es könnten diese Papiere, so wie in Holland, reduziert werden — was wohl auch von den Wucherern den Besitzern eingeredet wird. 4. Von 1809 bis 1810 sind die Zinscoupons der Obligationen nicht eingelöst worden, dies eine Haupturſache, daß sie in Mißkredit und niedrigen Kurs gekommen sind.

Ich schlage vor: 1. daß die fälligen Zinsen in der Folge immer von allen Obligationen so prompt bezahlt werden wie bisher die von denen der freiwilligen Anleihe. 2. Daß, wenn es irgend möglich ist, jährlich wenigstens $^1/_2$ Million Franken durchs Los eingelöst und kassiert werden. Dieses sei nun zur Kenntnis des Publikums zu bringen, alsdann durch die Zeitungen bekanntzumachen. 3. Um dem Wucher mit den Staatspapieren zu steuern, werde sämtlichen Generaleinnahmen im Königreich Westfalen unter zweckmäßigen Anordnungen der Auftrag erteilt, die Unterhändler zwischen Käufer und Verkäufer abzugeben, und zwar ohne Profit, jedoch gegen $^1/_2$ Prozent Provision, wobei dann noch, besonders in Absicht eines dabei zu bestimmenden Kurses, die nötigen Bedingungen und Modalitäten festzusetzen sein würden. 4. Daß das königlich westfälische Gouvernement durch ein Bankinstitut die Zirkulation des Geldes befördere. Ich habe schon vor zwei Jahren dem vorigen Finanzminister einen Plan, oder vielmehr die Grundzüge dazu überreicht, und ich beehre mich, Euer Hochwohlgeboren anliegend ebenfalls solche vorzulegen. Bescheide mich aber, daß diese Vorschläge von einsichtsvollen Männern verbessert und modifiziert werden können."

Am 8. Mai erwidert Maertens darauf: Sofern es von ihm abhinge, würde das Gouvernement die nötigen Mittel anwenden, um den Grund des Mißkredits der Obligationen zu beseitigen. Bekanntlich erkannte später Preußen die Schulden der westfälischen Regierung nicht an, und Nathusius ließ damals einige der wertlosen Papiere zu bösem Angedenken an die Wand seines Kontors befestigen. Ueber den Plan zu einer Bank schreibt Maertens: „Bei dem traurigen Zustande, in dem sich die Zirkulation befindet, ist eine Bank von der unerlässigsten Notwendigkeit. Ich habe mich davon bald überzeugt. Doch würde ich den Grundsätzen, nach welchen Sie dieses Institut zu errichten wünschen, nicht völlig meinen Beifall geben können. Wenn man aber über den zu erreichenden Zweck einverstanden ist, bereinigt man sich leicht über die Mittel, welche dazu führen.

Digitized by Google

So ungünstig auch die Umstände sind, so könnte man doch eine königlich westfälische Bank errichten, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich dazu durch meine Ratschläge etwas beitragen könnte, wobei es mir besonders angenehm sein würde, mich durch Ihre Einsicht und durch Ihre Erfahrungen unterstützt zu sehen."

Aber auch diesmal kam das Projekt nicht zur Ausführung. Nur noch zwei Jahre — dann hatte das Königreich Westfalen sein kurzes Dasein beschlossen, und alle Pläne und Hoffnungen, die sich an seine Zukunft knüpften, waren verweht.

Die Franzosen im Urteil eines Großonkels Goethes

Von

Dr. Carl Nieſſen (Köln)

Kriegsfreiwilligem Unteroffizier der Feldartillerie

Die unten folgenden Bemerkungen Johann Michael v. Loens haben schon in ruhigeren Zeiten wegen ihrer zutreffenden Schärfe Beachtung gefunden. Wie viel mehr muß jetzt daran liegen, nachdem schon so viele Zeitungsaufsätze und Sonderschriftchen uns über den Charakter unsrer Feinde haben aufklären wollen, den längstverblichenen aufrechten deutschen Mann wieder zu vernehmen. In der Tat könnten diese Beobachtungen erst jetzt niedergeschrieben sein, wenn nur die liebenswürdig altertümliche Ausdrucksweise nicht dagegen spräche: so gut treffen sie noch heute zu. Das Behagen, immer wieder an jüngstverwichene Ereignisse erinnert zu werden, wie etwa manch unzeitiges Riesentriumphgeschrei in Joffres Siegesberichten, den pompösen Einzug im Elsaß und seine rasche Beendigung — dieses Behagen wollen wir niemandem durch genauere Hinweise verkümmern. Zumal, wer als „Petit Maître" ergötzlich und haarscharf geschildert ist, soll nicht verraten werden. Ein Franzose ist er freilich nicht. Doch kommt diese Art Hanswürste auch anderwärts vor, wie v. Loen uns belehrt, sogar bei uns. Und wie sie in allen Ständen sich entwickeln, warum soll nicht auch einmal ein lorbeergekrönter Dichter und neugebackener Leutnant zugleich ein „Petit Maître" sein? ... Zuvor aber wollen wir mit v. Loen uns etwas genauer vertraut machen, weil es sich doppelt verlohnt: denn in seiner Zeit hat er — auch nach Goethes Urteil — eines nicht geringen Ansehens in der literarischen Welt sich erfreut, und dann auch verkörpert er einen schätzenswerten Typ des deutschen Geisteslebens, der leider auszusterben scheint.

Johann Michael v. Loen[1]) gehört zu jenen zurückgezogen lebenden, meist reichen, schöngeistigen Dilettanten, wie wir sie gerade in den deutschen Reichs-

[1]) Vgl. W. Stricker in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 19. — Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 1886, Bd. 3, S. 348. — Goethe in „Dichtung und Wahrheit", Buch 1 und 2. Ob v. Loen, wie Anders Krüger meint (Deutsches Lit.-Lex. 1914) als „Oheim" in „Wilhelm Meister" verewigt ist, sei dahingestellt.

Digitized by Google

ſtädten der Vergangenheit, vor allem aber in Frankfurt, treffen. „Denn" — ſchreibt Goethe in „Dichtung und Wahrheit" — „in einer Stadt wie Frankfurt, wo drei Religionen die Einwohner in drei ungleiche Maſſen teilen, wo nur wenige Männer ſelbſt von der herrſchenden zum Regiment gelangen können, muß es gar manchen Wohlhabenden und Unterrichteten geben, der ſich auf ſich zurückzieht und durch Studien und Liebhaberei ſich eine eigne und abgeſchloſſene Exiſtenz bildet."

Er entſtammt einer reformierten niederländiſchen Familie, die 1623 in Frankfurt eine neue Heimat fand. Die Mutter, die ihm 1694 das Leben ſchenkte, verlor er im vierten Jahre. Schon 1711 bezog er die Univerſität Marburg, die er nach einem kurzen Aufenthalte in der Vaterſtadt 1712 mit Halle vertauſchte, dem er bis 1715 treu blieb. Außer in den Rechtswiſſenſchaften ſuchte er ſich auch in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften Kenntniſſe zu erwerben. 1715 wurde er nach Wetzlar geſchickt, um dort den „Kammerſchlender" kennen zu lernen und zugleich an einem bereits ſechzigjährigen Prozeſſe einer alten Großmutter ſein Heil zu verſuchen. Beſſer behagten ſeiner eindrucksfähigen Natur mehrjährige Reiſen durch Deutſchland und die Niederlande, die er im Frühjahr 1716 antrat. Im Winter 1717/18 hielt er ſich in Berlin auf, lernte preußiſche Ordnung, Diſziplin und die ungewöhnliche Sparſamkeit des nüchternen Soldatenkönigs ſchätzen; hier faßte er auch wohl ſchon die Zuneigung zum begabten Kronprinzen, die ihn dann nach langen Jahren deſſen Dienſt ſuchen hieß. Im Frühling des Jahres 1718 finden wir v. Loen in Dresden, deſſen vergnügungsſüchtiger Hof ihm jeden Tag neue Augenweide bot. Durch den Tod ſeines Großvaters Paſſavant (1718) kam er dann in ganz unabhängige Vermögensverhältniſſe, die er zu ausgedehnten Fahrten nutzte. So durchzog er offenen Auges die Schweiz, Frankreich, Holland, Deutſchland, Oeſterreich und Oberitalien, bis er am Ende reiſemüde ſich 1724 in Frankfurt niederließ. Hier ſammelte er eifrig neben ſchönen Büchern Kunſtwerke und wurde „bald der Mittelpunkt einer gebildeten Geſelligkeit". Er heiratete eine Schweſter von Goethes Großmutter Textor, Kath. Sibylle Lindheimer (1729), wurde alſo ein Großonkel unſeres Dichters, der ihn übrigens perſönlich kaum gekannt hat. Um noch ungeſtörter als in der Reichsſtadt ſelbſt ſeinen Liebhabereien nachgehen zu können, zog er ſich ſpäter auf das Gut Mörfelden in der Nähe Frankfurts zurück. Doch konnte er ſich nicht verſagen, ſich zu beſtimmten Erſcheinungen in Staat und Kirche zu äußern, wodurch er auch außerhalb der Vaterſtadt „ziemliches Aufſehen" machte.

Nach Jahren geruhiger, ſelbſtbeſtimmter Arbeit tritt er dann auf einmal — aus Gründen, die wir noch kennen lernen — 1752 als Regierungspräſident der Grafſchaften Tecklenburg und Lingen in den Dienſt Friedrichs des Großen, nicht ohne daß Goethes Vater, der ja auch ſeinem Sohne den Fürſtendienſt nicht genug verleiden konnte, im Hinblick auf des einſt ſo geehrten Voltaires Maßregelung in Frankfurt Uebles weisſagte. Die erſten Jahre verliefen ruhig, bis der Siebenjährige Krieg auch ihm große Leiden brachte. Die Franzoſen

Digitized by Google

nahmen ihn als Geisel mit nach Wesel, wo sie ihn vier Jahre lang in unwürdiger Haft hielten, der er sich nur durch den Opfermut eines Sohnes entziehen konnte, der sich für den erkrankten Vater stellte. In der Folge erblindete er fast vollständig, und nach einer vergeblichen Augenoperation durch Goethes Freund Jung, genannt Stilling, verschied er 1776 im zweiundachtzigsten Lebensjahre.

In den zahlreichen deutschen, lateinischen und französischen Schriften v. Loens lebt als gemeinsame Triebfeder der Wille, durch Belehrung bessernd auf die Verhältnisse in Kirche, Staat und Gesellschaft einzuwirken. Gute Aufnahme fand allerseits der didaktische Roman: „Der redliche Mann am Hofe oder die Begebenheiten des Grafen von Rivera, nebst beigefügten freien Gedanken von der Verbesserung eines Staates" (1740); von den Höfen, an denen nur rücksichtslose Staatsklugheit zu Hause war, fordert er hier Gewissen und Sittlichkeit. Schlecht belohnt dagegen fand v. Loen den Eifer, mit dem er die zerfahrenen kirchlichen Verhältnisse beleuchtete. Mit Freimut verlangte er eine größere Duldsamkeit im allgemeinen und insbesondere mit manch deutlichem Seitenblick auf seine Vaterstadt eine Verbrüderung der Protestanten und Kalviner. Die äußerlich erfolgreiche, dreimal aufgelegte und sogar ins Holländische und Lateinische übersetzte zweibändige Schrift trägt den bezeichnenden und gefährlichen Titel: „Die einzige wahre Religion, allgemein in ihren Grundsätzen, verwirret durch die Zänkereien der Schriftgelehrten, zertheilet in allerhand Secten, vereiniget in Christo" (1750, 1752 und 1756). Die zünftigen Theologen traten rasch auf den Plan und verurteilten v. Loen auf das schärfste. Da er seiner offenen Art nach nicht schweigen konnte, wurde der Streit immer heftiger und schlug, wie es so gern geschieht, schließlich ins Persönliche um. So kann es uns nicht verwundern, daß v. Loen, um allen Verdrießlichkeiten mit einem Male zu entgehen, in den Dienst Friedrichs II. trat, der ihn wohl als fortschrittlich denkenden Mann schätzte.

Bei seinem früheren Aufenthalte in Berlin hatte Loen das für die Zeit einzigartige preußische Heerwesen bewundern gelernt. Und wohl dieser Anregung verdankt die erst französisch herausgegebene Schrift: „Le soldat" (1743) ihr Dasein, in der er das Idealbild eines durch die Schule des Geistes, der Religion und des Völkerrechts gegangenen Soldatenstandes entwirft. Seine „Moralischen Schildereien" und Gedichte, seine Satiren, philosophischen Schriften, die von ihm herausgegebene Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen, aus der der Knabe Goethe den Homer in Prosa kennen lernte, sowie manches andre wollen wir nicht hervorkramen.

Anders steht es dagegen um eine Reihe kulturhistorisch bedeutsamer Schilderungen selbstgeschauter Verhältnisse, die uns bei der Erforschung des Rokoko treffliche Dienste leisten können.[1]) So lernen wir bei Gelegenheit einer ausführlichen Beschreibung der Krönung Karls VII. das vorgoethesche Frankfurt

[1]) Gesammelte kleine Schriften. Frankfurt 1750 f., Bd. I und II.

Digitized by Google

kennen. Aeußerſt lebendig berichtet er über das Leben an den verſchiedenen Höfen, die er auf ſeinen Jugendreiſen geſehen hat: das ernſte, nüchterne Berlin, das leichtlebige Dresden, das pomphafte und doch gemütliche Wien, Paris und die oberitalieniſchen Hauptſtädte. Bei einer ſolchen Gelegenheit fallen denn auch die treffenden Bemerkungen über die Franzoſen, von denen wir gleich eingangs geſprochen haben, und aus denen wir wieder einmal feſtſtellen können, daß die Franzoſen bis heute nichts dazugelernt haben.

Der Charakter der Franzoſen[1])

„Nichts ſchmeichelt dem Geiſt der Franzoſen mehr als die Ehre: Es heißt bei ihnen alles Ehre. In allen Reden und bei allen Gelegenheiten gebrauchen ſie dieſes Wort: ſie mengen ſolches in alle ihre Geſchäfte. Alle Herrlichkeiten und alle Vorteile dieſes Lebens beziehen ſich darauf, und man ſollte meinen, dieſes Ding ſei die Gottheit der Franzoſen. Sie erkennen, daß unter denjenigen Eigenſchaften, welche den Menſchen von andern Geſchöpfen unterſcheiden, der Verſtand die vornehmſte ſei. Ihr Ehrgeiz macht ſie deswegen auf dieſen Vorzug ſo eiferſüchtig, daß ſie ſolchen durchaus vor allen andern Völkern ſich zueignen. Nichts vergnügt ihren Hochmut mehr als dieſe Einbildung. In der Tat kann man ihnen diejenige lebhafte und ſchnell rührende Art des Geiſtes, die wir Witz nennen, nicht abſprechen; ſie unterſcheiden ſich darinnen merklich von andern Völkern. Es äußert ſich derſelbe bei ihnen in einem muntern und aufgeräumten Weſen, in allerhand artigen und luſtigen Einfällen, in hurtigen Gegenantworten und ſinnreichen Erzählungen, mit einem Wort: in der Kunſt der Beredſamkeit überhaupt. Die Franzoſen nennen dieſe Eigenſchaften des Verſtandes bel esprit. Wir Teutſche haben nach ihrer Meinung nicht das Glück, damit begabt zu ſein. Wollte ihre Höflichkeit uns dagegen den Vorteil gründlich und ordentlich zu denken einräumen, ſo würde es vielleicht für uns keine gar große Demut ſein, wenn wir auf ihren bel esprit nicht neidiſch wären.

Der Ehrgeiz macht die Franzoſen nicht nur liſtig und ſchlau, ſondern auch beherzt und verwegen. Sie ſind voller großer Anſchläge, ſie unternehmen eine Sache leicht; allein, wann ſie einen tapfern Gegenſtand finden und das erſte Feuer vorüber iſt, ſo überlegen ſie die Gefahr und ſuchen ihre Sicherheit ſo gut ſie können. Hurtig aufgebracht, ſchnell im Angriff, übermütig im Glück, verzagt in Widerwärtigkeit und knechtiſch in der Furcht.

Die Teutſchen verachten die Franzoſen und ſuchen doch ihnen in allem nachzuahmen. Sie tadeln ihre Sitten und muſtern doch die ihrigen nach denſelben; ſie reden ihre Sprache, leſen ihre Bücher und kleiden ſich nach ihren neueſten Moden. Sind die Franzoſen größere Toren, daß ſie den Teutſchen alles vorgaukeln, oder die Teutſche, daß ſie ihnen alles nachmachen?

---

[1]) Aus „Der franzöſiſche Hof nebſt dem Charakter der Franzoſen. Im Jahr 1719“. Geſammelte kleine Schriften, Bd. I, S. 84 f.

Digitized by Google

Allesamt haben sie viele Einbildung von sich selbst: sie sind dabei geschäftig, aufgeräumt, wollüstig, leichtsinnig und unbeständig. Ihr Hochmut hat deswegen nichts, das sich selbst ähnlich ist; denn er verfällt sehr oft in das Kleine und Lächerliche. Sie wollen durchaus gefallen, und eben dieses macht, daß sie öfters mißfallen. Sonst sind sie vergnügte, lustige, höfliche und gesellige Menschen. Sie wissen nichts von einem großen Zwang; sie sind im Gegenteil nur zu frei. Sie taufen ihre Kinder und begraben ihre Toten ohne viele Weitläufigkeiten; und wann sie Hochzeit machen, so weiß öfters niemand nichts davon als der Priester, der sie zusammengibt, und ein paar Nachbarn, welche die Braut helfen lustig machen. Sie leben nicht kostbar, ihr größter Aufwand geht auf Putz und Kleider. Nichts macht im übrigen bei ihnen das gesellige Leben schwer und unangenehm. Hierin sollten wir es ihnen nachmachen. Denn wozu dienen doch alle die närrischen Zeremonien, womit wir uns Teutsche plagen und unsre Haushaltungen beschwerlich machen? Es ist darin öfters kein Schatten eines gesunden Witzes. Man gebärdet sich anders, als man ist; man redet anders, als man denkt, und man verspricht Sachen, die man nie gesonnen ist zu erfüllen. Dieses ist fürwahr nicht schön für Geschöpfe, die Gott zur Aufrichtigkeit und Wahrheit geschaffen hat."

(Nach einer Schilderung des Lebens in Paris.) „In Paris aber bediente man sich ordentlich der Schminke und bedeckte auch damit die häßlichsten Gesichter. Es gibt sogar gewisse Mannsleute, die man Petits Maîtres nennt, welche den Frauensleuten dies Kunststück nachmachen und die wie gemalte Puppen aussehen. Diese Art Menschen sind die lächerlichsten Geschöpfe auf dem ganzen Erdboden: sie verdienen, daß man von ihnen eine kleine Abschilderung macht.

Die Petits Maîtres sind eine Art von Mannsleuten, welche in Ermangelung wahrer Verdienste sich zwingen, artig und witzig zu sein: sie reden wie die Helden auf der Schaubühne und zieren sich wie die Weibsbilder. Wo sie hinkommen, bewundern sie ihr Ebenbild im Spiegel und ziehen ihre gekrausten Haare nach dem Gesicht; sie haben ein solches Vergnügen an ihrer Artigkeit, daß sie immer hüpfen und springen, tanzen und singen; sie gaukeln mit ihren Händen und machen allerhand Grimassen, nachdem sie eine Person vorstellen wollen; sie drohen mit ihren Mienen die Herzen aller Schönen zu fesseln und trauen ihrer Vortrefflichkeit alles zu. Sie reden mit großer Lebhaftigkeit von Dingen, und wann sie gleich gar nichts davon verstehen, so haben sie doch das Herz, davon zu urteilen. Wollen es andre Leute besser wissen als sie, so lachen sie dieselben großmütig aus. Sie sprechen meistenteils nur von sich selbst und von ihren Heldentaten und Liebschaften; denn es heißt bei ihnen ex utroque Caesar. Sie fluchen dabei auf eine besondere Art und glauben, daß ihnen alles wohl stünde. Sie erfinden die neuen Moden und setzen die Künste eines geschickten Schneiders über alle Künste und Wissenschaften. Sie begleiten alles, was sie tun, mit einer besonderen Gebärdung, welches sie bon air nennen... Man muß auch keineswegs den Franzosen allein die Ehre dieser Vorzüge gönnen. Nein, die Petits Maîtres haben ihnen zwar ihren Ursprung zu danken; allein sie haben sich von

Digitized by Google

Paris, als ihrer Pflanzſchule, allerorten ausgebreitet. Man ſieht dergleichen Leute bei uns Teutſchen in der Menge, die, obgleich die wenigſten davon ſelbſt in Frankreich geweſen ſind, doch den echten Pariſer Originalen nichts nachgeben.

Die Franzoſen bekümmern ſich überhaupt mehr um den Schein als um die Sache ſelbſt. Wenn man ſie nur ehret, lobet und Werks aus ihnen macht, ſo gefällt ihnen ſolches mehr als alles. Was ſie nicht ſind, das erfüllen ſie mit ihrer fruchtbaren Einbildung. Alles iſt bei ihnen übertrieben. Faſt jedermann kleidet ſich über ſeinen Stand und ſein Vermögen. Der Hochmut iſt der herrſchende Fehler. Ihre Schwelgerei ſcheinet größer als ſie iſt: ſie machen mehr Lärmen bei ein paar Flaſchen Wein als die Teutſchen bei einem großen Gelag. Wenn einmal ihre Bilder im Gehirn ein wenig rege werden, ſo ſchwärmen ſie mit wenig Unkoſten. Bei ihnen gelten lauter Superlative. Nichts iſt bei ihnen mittelmäßig oder gut: eine Sache iſt entweder abſcheulich oder unvergleichlich ...

Die Franzoſen haben überhaupt viel Gefälligkeit für die Fremden: ſie machen ſich daraus einen beſonderen Ruhm, höflicher und geſitteter als andre Völker zu ſein: ſie treiben aber auch öfters dieſe Einbildung ſo weit, daß ſie uns, die wir doch ihre Nachbarn ſind, nicht anders als halbe Barbaren betrachten, denen ſie durch ihre Leutſeligkeit den Unterſchied eines geſitteten Volks zeigen wollen.

Die Pariſer ſind ſo eingenommen von ſich ſelbſt, daß ſie ſich nicht einbilden können, wie man artig ſein kann, wenn man nicht eine Zeitlang zu Paris ſich aufgehalten hat ...

Als ich das erſtemal mit ein paar Franzoſen in die Opera ging und keine außerordentliche Bewunderung darüber blicken ließ, fragten mich dieſelben mit einiger Befremdung: Ob ich auch jemals dergleichen geſehen und gehört hätte? Ich ſagte ja; ſie forſchen, wo? Ich erwiderte, zu Wien und in Dresden. Wie, zu Dresden? fragte der eine voller Verwunderung: Was iſt das für ein Ort? Wo liegt derſelbe? ..."

*

v. Loen hat noch mancherlei treffliche Bemerkungen über die Franzoſen und ihre Nachahmung durch die Deutſchen in ſeinen verſchiedenen Schriften gemacht. Doch ſie kennen zu lernen, müſſen wir uns hier verſagen; übrigens ſind ja ſeine Bücher noch nicht allzuſchwer erreichbar!

Digitized by Google

Flüchtlingsneurosen

Von

Otto Kaus

Im Rahmen des Wiener Armenambulatoriums für die Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina wurde im Dezember v. J. auch ein Ambulatorium für Nervenkrankheiten eröffnet. Wenn man vielleicht anfangs der Meinung war, mehr der Vollständigkeit der Institution als einem dringenden Bedürfnis der hier hilfesuchenden Menschheit Rechnung zu tragen, mußte man sich bald durch den unerwartet starken Besuch eines Besseren belehren lassen. Die Ordinationszeit, die zuerst zwei Stunden in der Woche umfaßte, stieg rapid auf zwölf Stunden die Woche, wie bei allen übrigen Abteilungen, was ungefähr der Arbeit in einem klinischen Ambulatorium einer mittleren Großstadt gleichkommt. Und obwohl die Rückkehr der geflüchteten Einwohner in die wiedereroberten Teile der durch den Einfall der Russen betroffenen Kronländer schon seit längerer Zeit im Gange ist, ist ein Abflauen des Besuches noch immer nicht fühlbar geworden.

Einige Beobachtungen allgemeiner Natur, die sich bei einer Uebersicht des Materials wie von selbst aufdrängen, können ein über den engen Kreis der medizinischen Probleme hinausgehendes Interesse beanspruchen, da sie zu den mannigfachsten Gedankengängen anregen und Beziehungen zu den verschiedensten Interessensphären ausstrahlen. Schon die relativ hohe Zahl der Besucher, die alle aus demselben Milieu stammen, legt den Gedanken nahe, es handle sich hier um einen für Störungen des Nervensystems besonders prädisponierten Kreis, und veranlaßt, sowohl nach den Ursachen dieser Erscheinung zu forschen, als auch die möglichen Folgerungen für die Zukunft der Gemeinschaft zu beachten. Der Krieg hat viele wichtige Lebensbedingungen gerade dieses Volkskreises wesentlich beeinflußt, ganz abgesehen von den schweren Opfern, die er dem Lande auferlegte, die Entwicklung Galiziens steht vor einem Wendepunkt, und seine Zukunft kann auf unser ganzes Staatsgefüge, in politischer und wirtschaftlicher Beziehung, einen bedeutenden Einfluß ausüben. Daß die Entwicklung eines Landes, außer von den objektiven Bedingungen, in die sie eingespannt wird, in erster Linie von der Beschaffenheit seiner Bewohner abhängt, ihrer körperlichen und seelischen Leistungsfähigkeit, ihrer sittlichen und intellektuellen Energie, ihrer affektiven Veranlagung, hat uns die letzte Zeit mit unmittelbarer Deutlichkeit wieder fühlen lassen, indem sie unsre Aufmerksamkeit auf die treibenden Kräfte lenkte, die hinter jedem äußeren Schein im Verborgenen arbeiten, und die Weltgeschichte als eine Entwicklungsgeschichte des menschlichen Charakters erfassen lehrte. Hat doch Lamprecht in den empfindlichsten Aeußerungen der seelischen Eigenart, in den Kunstphänomenen, den vertrauenswürdigsten Ausgangspunkt für seine ganze historische Weltanschauung gefunden. Um die Beziehung zwischen dem Patientenmaterial eines Nervenambulatoriums und dieser

Digitized by Google

Idee erläutern zu können, muß man allerdings zuerst einige Bemerkungen über das Wesen der betreffenden Krankheitsformen vorausschicken.

Von den hier behandelten Fällen gehörten die rein neurologischen Erkrankungen (durch ein äußeres Trauma verursachte motorische oder sensorische Störungen des peripheren und zentralen Nervensystems) zu einer verschwindend kleinen Minderzahl, die meisten Krankheitsformen gehörten in jenes Gebiet, das im System der Psychiatrie als das Gebiet der „funktionellen Störungen" bezeichnet wird, d. h. zu jenen pathologischen Zuständen des Nervensystems, für welche keine objektiv nachweisbaren, durch traumatische Erschütterungen verursachte Veränderungen des Organs verantwortlich gemacht werden können. Unter diesem Namen werden alle die als Neurasthenie, Hysterie, Nervosität, Neurose im weiteren Sinne bekannten Krankheitserscheinungen zusammengefaßt, mit allen ihren Abstufungen und Nebenprodukten, die ungefähr so zahlreich sind als die Organe des menschlichen Körpers, die alle in Mitleidenschaft gezogen werden, und die Betätigungsmöglichkeiten der menschlichen Seele: Sexualneurasthenie, Herzneurose, Migräne, Hysterie, Nervosität, Schlaflosigkeit, Schreibkrampf, Platzangst, allerhand Manien und Phobien, Zwangsideen und Angstvorstellungen u. dgl. mehr. Es handelt sich dabei um Krankheiten, die nicht unmittelbar mit einer angeborenen Schwäche des Nervensystems zusammenhängen, mag der Patient noch so stark seine Abhängigkeit von seinen physiologischen Zuständen betonen, sondern der Ausdruck der ganzen seelischen Einstellung des Individuums sind. Sie verraten eine gehemmte Anpassungsfähigkeit, einen Charakterfehler. Ein kurzer Ueberblick über die allgemeinen Bedingungen der Charakterbildung mag es erläutern. In der ersten Phase der individuellen Entwicklung hängen die Beziehungen des Individuums zur Außenwelt innig mit seiner körperlichen Beschaffenheit zusammen, seinem vegetativen Daseinsgefühl, das sich aus allen Organen nährt und auf das Nervensystem übergreift, da demselben die Herstellung einer leistungsfähigen Vermittlung mit der Außenwelt anvertraut ist. Aber je komplizierter und vielfältiger die Lebensfunktionen werden, und je dringender sich das Bedürfnis nach einem einheitlichen Zentrum, nach einer obersten Instanz für den ganzen Lebensprozeß fühlbar macht, beginnt sich das Spiel von Wirkung und Gegenwirkung, für welches anfangs die individuelle Konstitution und die Art der Umgebung maßgebend waren, immer mehr gleichsam von seiner materiellen Unterlage loszulösen. Es wird aus einer Wirkung eine Ursache; der Spannungsmodus, der sich bei den ersten tastenden Versuchen ergeben hat, festigt sich zu einer psychischen Leitlinie, die nun die Führung des individuellen Erlebens übernimmt und auch die physiologischen Eigenschaften des Individuums intensiv zu beeinflussen vermag, vor allem das Nervensystem und durch dieses die Funktionen der übrigen Organe. Bei diesem Vorgang wird aus einer Relativität etwas Absolutes und Unveränderliches geschaffen, indem der von hundert Bedingtheiten abhängige Ausgleichsprozeß zwischen Mensch und Welt zum Ausgangspunkt aller zukünftigen Erlebnisse erhoben wird, die fortan, allen Veränderungen zum Trotz, einen gemeinsamen Grundton beibehalten.

Digitized by Google

In einem normalen, d. h. einer idealen Norm sich annähernden Charakter ist der aprioristische Antagonismus zwischen Subjekt und Objekt zu einer harmonischen Lösung gelangt, und in allen seinen Aeußerungen wird der gesunde Mensch die Strebungen seines Ich und die Forderungen der Wirklichkeit, diesem präformierten Plane folgend, in Einklang zu bringen wissen. Ein neurotischer Charakter vermag das nur in einem sehr beschränkten Maße, weil er stärker auf die egoistischen Strebungen als auf objektive Kategorien eingestellt ist. Die Ursache liegt darin, daß sich seine Leitlinien und seine Zielsetzung unter den Ansporn eines übermäßigen Minderwertigkeitsgefühls formten, daß von vornherein der Dualismus stärker betont war als die Synthese. Die Verantwortung trägt entweder eine reale Schwäche des Organismus, oder — wie es leider meistens der Fall ist — die Erziehung, die sich im Maßstab vergriffen hat. Das Individuum muß zu Hilfshypothesen, zu Winkelzügen greifen, um sich zu behaupten; es muß vor allem die Wirklichkeit fälschen. Es schwankt zwischen einem Gefühl der Unsicherheit und einer Ueberschätzung seines subjektiven Wertes, in der sich sein Streben nach Sicherheit überkompensiert, so daß es ihm verwehrt ist, ohne Konflikt und Kampf sich der Welt der Erscheinung anzugliedern. Es lebt in einer beständigen Hochspannung, die in der Sorge gipfelt: Wie arrangiere ich Bestätigungen meiner Ueberlegenheit? Seine Aufnahmsfähigkeit für objektive Wertkomplexe verkümmert durch die Sorge, vor Beweisen der Minderwertigkeit geschützt zu sein, der Kreis seiner lebendigen Interessen schrumpft ein, und die subjektive Vorstellung seiner Ueberlegenheit gerät immer mehr in einen schroffen Kontrast zur Umgebung, so daß es zuletzt die Situation forcieren muß, um seinem Machtkitzel Genugtuung zu verschaffen. Die verschiedenen neurotischen Krankheitsformen stellen solche Forcierungsversuche dar, an denen meistens das Bewußtsein der Krankheit, mit dem der Neurotiker sich selbst und den andern gegenüber operiert, den wichtigsten Faktor ausmacht. Als ein „kranker" Mensch ist er vor hundert Einwänden geschützt und kann auf Rücksicht Anspruch erheben, Dienste verlangen usw. Dabei beherrscht ihn das Bestreben, seiner Krankheit einen möglichst sichtbaren, handgreiflichen Ausdruck zu verleihen und einen objektiven, geschlossenen Tatbestand herzustellen. In Wirklichkeit läßt er seine Krankheit und die diversen Symptome dort einsetzen, wo er seine fiktive Zielsetzung mit den einfachen ihm 'zu Gebote stehenden Mitteln nicht durchzudrücken vermag. Da er selbst, um den Glauben an seine Ueberlegenheit nicht zu verlieren, wenigstens an der Legitimität seiner Mittel nicht zweifeln darf, spielt sich der größte Teil des Prozesses im Unbewußten ab, wie überhaupt diese ganze Entwicklung durch ein sinnvolles Zusammenwirken von bewußten und unbewußten Regungen zustande kommt. Der Neurotiker handelt unbewußt genau nach demselben Schema, das der Vater der Eugenie Grandet in Balzacs Roman mit voller Ueberlegung anwendet, wenn er Taubheit simuliert, um bessere Geschäfte zu machen. Weder seine objektiven Symptome, noch die Verhältnisse der Umgebung, die er für seine Erkrankung verantwortlich macht, können uns einen Aufschluß über das Wesen seiner Krankheit verschaffen,

Digitized by Google

sondern nur die Fragestellung: was er mit diesen Symptomen in dieser Umgebung *will*?

Einige allgemeine Beobachtungen, welche an den neurotischen Flüchtlingen gemacht wurden, zeigen in der eindeutigsten Weise, bis zu welchem überraschend hohen Grade sich der Nervöse von der Wirklichkeit abzusondern weiß. Vor allem der Umstand, daß von einer spezifischen „Flüchtlingsneurose" nicht die Rede sein kann. Alle möglichen Verhältnisse und Lebensmotive werden im Gespräch mit den Patienten erörtert, meistens kleine und kleinliche, sehr kleinliche Dinge: die Familienmitglieder, ihre verschiedenen Gewohnheiten und Ansichten, der Nachbar, das Kriegsbrot, der Morgenkaffee, das Mittagessen, die nebensächlichsten Verrichtungen und Bedürfnisse, Diskussionen über die Kompetenzen in der Familie, den Gehorsam der Kinder, die Verpflichtungen des Gatten usw. — nur vom Krieg, von der Flucht ist nie die Rede. Und oft genug haben diese Menschen Erlebnisse hinter sich, die kaum schrecklicher geschildert werden könnten, als sie tatsächlich waren, haben Heimat und Haus, Beruf, Besitz und Vermögen von heute auf morgen im Stich lassen müssen, sind aus Ueberfluß und Wohlhaben in die prekärste Situation gestürzt, sind von ihren Angehörigen getrennt — kurz und gut, sie stehen nach einer erschütternden Katastrophe von tragischer Größe, deren Folgen sie außerdem jeden Tag an den peinlichsten Nebenumständen zu spüren bekommen, deren Tragik sie fortwährend wieder erleben. Die Erinnerung an das große Ereignis der Flucht ist wie aus ihren Seelen ausgelöscht und selbst das Bewußtsein ihrer augenblicklichen Lage nur in seltenen Fällen anzutreffen. Ganz äußerlich betrachtet: Man sollte annehmen, daß nervenschwache Menschen durch ungewöhnliche Abenteuer mehr als andre bewegt, erschüttert, aufgeregt werden, daß sie mehr als andre davon sprechen würden, tatsächlich mehr als andre darunter gelitten hätten. Eine ganze Reihe von Erfahrungen, für welche fast jede größere Katastrophe (Zugszusammenstöße, Feuersbrünste) Material liefert, hat gezeigt, daß eine so enge und eindeutige Kausalitätsbeziehung, wie sie die Kranken oft behaupten, z. B. um Schadenersatz zu beanspruchen, zwischen einem Trauma und der Erkrankung nicht besteht. Aber man war darauf gefaßt, daß viele von den Patienten den Krieg in ihr neurotisches System tendenziös einspannen würden, als ein vielseitiges und schier unerschöpfliches Motiv für allerhand subjektive Absichten. Der Krieg hat sich als beliebte Ausrede, als Trägheits- und Verlegenheitsstütze auch im gewöhnlichen Verkehr eingebürgert, vom Dienstmädel angefangen, das zu spät vom Markte kommt, vom Handwerker, der nachlässig arbeitet, bis zum Agrarier, der die Lebensmittelpreise vom Himmel herunterholt, wo die ewig unantastbaren Gesetze seiner Väter hängen ... Der Neurotiker, der spezifisch Charakterschwache, hat seltsamerweise diesen Charakterfehler nicht übernommen. Der Nervöse, der sonst stets bereit ist, die kleinsten und schäbigsten Realitäten für seine subjektiven Tendenzen und Strebungen auszunützen, stets auf dem Sprunge, um sich seine Ausnahmestellung zu beweisen, an jeder Kleinigkeit, die ihn dabei unterstützt, jahrelang herumzuzerren, wie ein Hund an einem zernagten Knochen, blieb vom

Digitized by Google

Kriege unberührt. Er zeigt sich weder aufgeregt, noch erschüttert, noch übermäßig traurig. Er erwähnt ihn kaum. Wenn wir von seinen sonstigen psychischen Verwirrungen absehen — am Weltkrieg gemessen, bietet seine Seele ein Bild des Friedens. Es fällt ihm nicht ein, die großen Ereignisse für ihren Zustand verantwortlich zu machen, dieselben fehlen vollkommen in dem Inhalt seines Systems, treten höchstens in der Form auf: schon unter gewöhnlichen Umständen bin ich in diesem und jenem Sinne empfindlich, jetzt um so mehr. Es klingt paradox, aber trifft den Eindruck am besten: Diese Neurotiker haben merkwürdig gute Nerven.

Ein Beispiel für viele: Ein fünfunddreißigjähriger Mann, der in Galizien einem einträglichen Beruf nachging, mußte mit seiner Frau und einem Kind flüchten. Sie mußten alles zurücklassen. Er selbst stand außerdem in der Front, wurde verwundet und bekam dann einen Urlaub. Die Familie lebt ausschließlich vom behördlichen Unterstützungsbeitrag, 70 Heller pro Person und Tag. Das scheint ihn jedoch nicht sonderlich zu bedrücken. Er beklagt sich über folgende Beschwerden: Seit einigen Jahren hat er leichte Schwindelanfälle bei Aufregungszuständen, er „glaubt in Ohnmacht zu fallen". Dies datiert seit der Zeit, da sein Lieblingskind an Scharlach gestorben ist. Wenn er sich an dieses Kind erinnere, ein Bild von ihm sehe, überkommen ihn solche Zustände. Es klingt rührend, wie untröstliche Vaterliebe. Bei näherer Untersuchung ergibt sich, daß dieses Motiv gesättigt ist mit aggressiven Spitzen gegen seine ganze Umgebung. Er glaubt, der Arzt hätte das Kind retten können, wenn er ihm rechtzeitig feuchte Einpackungen gemacht hätte. Der Hinweis, daß das Mittel zwecklos und schädlich sei, bringt ihn nicht von seiner Idee ab. Denn je größer sein Unglück ist, desto schärfer kann er seine Position gegenüber seiner weniger gefühlvollen Frau herausstreichen, der er auch Vorwürfe macht, vor der er nun als der „bessere Mensch" dasteht, die natürlich voll Rücksichten und Verehrung für ihren kranken Gatten sein muß; außerdem gewährt ihm diese fortwährende Beschäftigung mit dem toten Kinde, wofür er scheinbar nichts kann, die sich zwangsmäßig einstellt, eine gewisse Entlastung in seinen Verpflichtungen gegenüber dem andern Sohne. Das verstorbene Kind bildet eine zweite fiktive Welt, seine eigne Welt, in welche er sich zurückzieht, um von hier aus seine Umgebung zu beherrschen. Das hat er zu Hause getan, und das setzt er in der Fremde fort. Da sich der Operationsplan noch immer gut bewährt, braucht er keine weiteren Motive hineinzuziehen und überwindet seine traurigen Kriegsabenteuer mit Leichtigkeit. Auf die Nachricht, daß sein Haus von den Russen geplündert und verwüstet wurde, reagiert er mit den Worten: „Das hat nichts zu bedeuten."

Leider muß man die Deutung ablehnen, als hinge die Unempfindlichkeit mit irgendwelchen edlen, sittlichen Eigenschaften zusammen, Opfermut, Vertrauen in die eigne Kraft, Hoffnungsfreudigkeit usw. Solche Affekte könnten nur dann angenommen werden, wenn ihnen das Bewußtsein und Gefühl des Verlustes, des Opfers, die klare Einsicht in die Bedeutung des Ereignisses vorangingen, was jedoch nicht der Fall ist. Es handelt sich um eine Unempfindlichkeit ganz

Digitized by Google

negativer Art. Eine starke Beeinflussung der persönlichen Haltung durch den Krieg kann man viel eher bei Menschen beobachten, die nicht der Neurose zuneigen. Sie empfinden das Anormale ihrer Situation, mit allen ihren tragischen Ursachen, Begleiterscheinungen und möglichen Folgen um so drückender, je — gesünder sie sind. Nur bei den Gesunden ist aufrichtiger Schmerz über den Verlust, bitteres Heimweh, banges Bewußtsein der subjektiven und allgemeinen Lage, tiefe Sorge um alle materiellen, politischen, nationalen, religiösen Probleme anzutreffen, deren Folgen sie unmittelbar zu fühlen bekommen, edler Opfermut, Mitgefühl mit dem fremden und — was eben besonders hervorgehoben werden muß — dem eignen Leid; nur für die Normalen scheint die Flucht etwas Aufregendes, Erschütterndes, ein wirkliches Erlebnis gewesen zu sein. Während sich das Gebaren des Neurotikers immer zu einer Unverträglichkeit zuspitzt und bestrebt ist, die Spannung zwischen Individuum und Umgebung aufs Höchste zu steigern, steht dazu in seltsamem Kontrast ein Einfühlungsvermögen, eine Anpassungsfähigkeit in die gegebene Situation, selbst wenn die Veränderung der Lage sich ganz schroff vollzieht. Seine Hauptsorge bleibt stets die Kontinuität dieses Spannungsverhältnisses, und Voraussetzung ist, in einem gewissen Sinne, daß er sich auf seine Umgebung verlassen könne, daß sie konstant bleibe. Der rebellische Zug, der in seiner feindseligen Haltung liegt, ist immer nur fiktiv und erschöpft sich in dem Augenblick, da es dem Menschen gelungen ist, eine Bestätigung seines Ueberlegenheitswahnes zu konstruieren.

Und hier tritt der verderbliche Widerspruch in Erscheinung, in den sich die Kranken rettungslos verstricken: daß diese zähe Sucht nach Ueberlegenheit sie immer mehr in die Minderwertigkeitsposition hineindrängt, indem sie sich schrittweise von objektiven Gültigkeiten entfernen. Je hartnäckiger sie ihre individuelle Bedeutung unterstreichen, ihrem egoistischen Machtkitzel nachgeben, desto mehr verlieren sie den Kontakt zur Außenwelt, — verlieren selbst jene Beziehungen, die zum Erreichen praktischer, egoistischer Resultate notwendig sind. Es ist ihnen nicht um eine relative Unabhängigkeit zu tun, sondern stets um einen Wahn des Absoluten, und da in der Wirklichkeit überall nur die Relativität herrscht, versperren sie sich den Weg zur Wirklichkeit. Der Neurotiker ist der typische Kulturfeind, der eine Situation stets nur in ihrer oberflächlichen Aktualität begreift, als eine Gelegenheit zum Arrangement einer scheinbaren Ueberwertigkeit, niemals als eine Durchgangsstation allgemeiner, wertschaffender Wirklichkeitskräfte. Er ist stets so stark damit beschäftigt, diesem und jenem, die gerade um ihn herumstehen, seine Größe, sein Recht, seine Bedeutung zu beweisen, daß er den Anschluß an größere Wertkategorien verliert. Seine Stumpfheit gegen den Krieg, selbst wenn er durch ihn hart betroffen wird, ist der beste Beweis für diese Sachlage. Seine Seele ist ungeübt für das Verständnis großer Ereignisse, deshalb läßt er dieselben ganz aus seiner Perspektive herausfallen. Es ist sein Fluch, daß er sich ewig mit Kleinkram beschäftigen muß.

Das verleiht seiner Krankheit oft genug einen grotesken Zug. Ein Mädchen lebte zu Hause in guten Verhältnissen, während ihre Cousine immer arbeiten

Digitized by Google

mußte, um sich ihr Brot zu verdienen. Nach Wien geflüchtet, muß sie mit dieser Cousine zusammenwohnen. Letztere hat für sich eine einträgliche Arbeit gefunden und auch ihr welche verschafft. Sie könne jedoch ihrer Arbeit nicht nachgehen, denn sie sei zu „schwach". Für diese Schwäche weiß sie hundert Beweise und Ursachen. Das Maisbrot vertrage sie nicht, zu Hause habe sie in der Früh immer Kakao genommen, hier müsse sie sich mit Kaffee begnügen usw. In Wirklichkeit besteht ihre Krankheit darin, daß ihre Eitelkeit die Gleichstellung mit der Cousine nicht verträgt. Die Trennung von Eltern und Geschwistern, die anderswohin geflüchtet sind, schmerzt sie nicht, — aber sie kann unmöglich davon ablassen, ihre Ueberlegenheit über die Cousine zu unterstreichen, indem sie demonstriert, daß sie zum Arbeiten nicht „geboren" sei. Der Krieg hat auf ihre persönliche Haltung nur insoferne einen Einfluß, als sie jene Elemente verwendet, auf welche ihre Eitelkeit dressiert ist, bessere Kleidung, besseres Essen, Nichtarbeiten. Eine kulturelle Verpflichtung hat ihr der Reichtum niemals mitgeteilt, eher die Loslösung von menschlichen Werten beschleunigt, so daß es ihr gar nicht einfallen kann, den Schmerz der Trennung, Heimweh, Bestürzung über das Kriegselend vorzuschieben.

Aber abgesehen von diesem gemeinsamen Schicksal, wird das Patientenmaterial durch den Umstand interessant, daß alle Kranken einem national und religiös einheitlich charakterisierten Volkskreise entstammen, der jüdisch-polnischen Bevölkerung, und daß, durch das gemeinsame Los durcheinandergewürfelt, Vertreter aller Klassen unter denselben Bedingungen zur Beobachtung gelangen. Der Arzt hat hier Gelegenheit, nicht nur Individualpsychologie, sondern auch Völkerpsychologie zu treiben, und oft genug mag er glauben, nicht die Neurose einzelner Menschen, sondern die Neurose eines ganzen Volkes vor sich entfaltet zu sehen. Die Zugehörigkeit zu einem einheitlichen Kreis verrät sich an den Kranken in hundert Zügen, an ihrer Ausdrucksweise, ihrem Idiom, den Motiven, die sie verwenden, den inneren Regulativen, die sie noch haben oder einmal gehabt haben. Und das ist ein Moment, das uns vor allem berechtigt, von einem neurotischen Milieu, noch mehr als von neurotischen Menschen zu sprechen: daß solche Regulative beinahe vollständig fehlen, wie sie durch allgemeine Anschauungen, Grundsätze, Lebensgedanken, kulturelle Formeln geliefert werden könnten. Es ist so, als ob außer dem Bewußtsein der Spannung zwischen Individuum und Welt in diesem Milieu kein andres Prinzip, kein andres Wissen um Welt und Geschehen vorhanden wäre. Es fehlen entsprechende Ablenkungsmöglichkeiten für diesen allgemeinsten, durch das Dasein als solches gegebenen Konflikt, den zu erleichtern, in präformierte Bahnen zu lenken, die ihrerseits einen Teil der das Individuum bedrückenden Last automatisch übernehmen, die eigentliche Aufgabe der Kultur darstellt. Die Religion bietet nur in beschränktem Maße einen Rückhalt. Die heilsame Wirkung, die sie ausüben könnte, wird dadurch stark gelähmt, daß sie zugleich das Symbol der anfänglichen Differenzen und Verwicklungen ist, welche diese ganze besondere Situation schufen. Gegen sie richteten sich die Angriffe, hinter ihr verschanzten sich die Angegriffenen

Digitized by Google

zur Abwehr. Ihre reine Atmosphäre ist durch eine Kampftendenz kontaminiert. Der Neurotiker wird sehr bald unempfänglich für ihre tieferen Werte und bleibt höchstens über diese Kampftendenz mit ihr verknüpft, wenn er sich nicht ganz ihrem Einfluß entzieht. Die traurige Tatsache erklärt sich aus der historischen Entwicklung des Judentums in diesen Ländern: als Fremde anfangs vom Landerwerb, von allen Produktionsmitteln ausgeschlossen, darauf angewiesen, sich ausschließlich durch eine an sich unproduktive Vermittlungstätigkeit zu erhalten, wurden die Juden durch die lebendigere, regere Intelligenz der autochthonen Bevölkerung, welche rasch auch die Vermittlungsgeschäfte organisierte und darin durch keine Tradition oder religiöse Satzung gehemmt wurde, von ihrem Posten verdrängt. Es fehlte ihnen lange ganz einfach die wirtschaftliche Basis zur Entwicklung eines Kulturbewußtseins und einer Lebensanschauung, die mehr umfassen könnte als die Sorge um die eigne Sicherheit. Und diese Unsicherheit nehmen auch jene Individuen mit, welche zu einer besseren materiellen Stellung gelangten, weil sie schon in der Luft liegt, weil sich anstatt Entlastungsideen immer mehr Spannungszentren gebildet haben. Es konnte sich z. B. keine Metaphysik der Arbeit bilden, da die Möglichkeit der Arbeit lange Zeit fehlte; es wucherte dafür eine Sophistik des Gelderwerbs. Für die zukünftige Entwicklung dieses Volkskreises und für die kulturelle Bedeutung seiner Arbeit ist es wichtig, daß die Absperrungstendenz aufgelöst werde, genau so wichtig, wie irgendwelche ökonomische oder verkehrspolitische Neuerungen. Das ist eine Aufgabe, zu der beide Teile gleichmäßig beitragen müssen, die Juden nicht weniger als die Bevölkerung, in der sie eingekapselt sind, und die durch eine antisemitische Gebärde sich auf ebensoviel Bedingtheiten festlegt, als sie im andern heraufbeschwört. Erst in der Freizügigkeit können die wahrhaft fruchtbaren Lebenskeime einer nationalen Eigenart von allen Beimischungen gereinigt werden, die sie vom Niveau der Zeit abdrängen und an Bedingungen erinnern, die schon zum großen Teile nicht mehr gelten. Die Absonderung konserviert alle überflüssigen Spannungen, verhindert das Eindringen versöhnlicher Prinzipien und erzeugt als Endresultat, daß eine relativ geringere Abweichung von der Norm genügt, um ein Individuum auch in Kontrast zu diesem seinem eignen Milieu zu bringen.

Es ist klar, daß angesichts dieser vielen Gebundenheiten, die in jedem einzelnen Falle wirksam sind, eine ambulatorische Behandlung keine eklatanten Erfolge erzielen kann. Aus unsern früheren Ausführungen geht hervor, daß der Arzt hier zum Pädagogen werden muß. Der Kranke kommt zum Arzt in der Regel, um sich eine Bestätigung für seinen Krankheitszustand zu holen und gleichsam auch ihn in seinen aggressiven Operationsplan einzubeziehen. Da er seine Haltung, in die er langsam hineingewachsen ist, nicht so leicht aufgibt, verzögert sein Widerstand gegen den Arzt, der sofort einsetzt, sobald er merkt, daß er keine Hilfe, sondern eine Kritik zu erwarten hat, den Abbau des neurotischen Systems, und in einem Ambulatorium schafft natürlich schon die beschränkte Zeit, die für den einzelnen Fall zur Verfügung steht, um so größere Schwierigkeiten,

Digitized by Google

als man streng individualisierend vorgehen muß. Indessen ist es nicht so schwer, bei entsprechender Erfahrung über die typischen Formen neurotischer Konflikte, auch in einem kürzeren Gespräche die Hauptmomente eines individuellen Lebensplanes zu erfassen und daraufhin dem Patienten einige heilsame Winke zu geben. Oft genügt eine Anregung, um eine kritische Haltung, eine Selbstkontrolle des Kranken zu provozieren, welche zur Auflösung des halb unbewußten psychischen Knotens wesentlich beiträgt. Besser sind die Aussichten bei Kinderneurosen, wenn es gelingt, die Eltern zu belehren und sie auf die Fehler ihrer Erziehungsmethode aufmerksam zu machen, die meistens die Hauptschuld für die Krankheit der Kinder trägt. Zum Schlusse sei eine besondere Schwierigkeit erwähnt, die bei privater Behandlung leichter umgangen wird. Leider verlangt sozusagen die „Tradition" der ambulatorischen Behandlung das „Rezept", und die Kranken, die nicht so leicht ihre Vorstellung von der ärztlichen Hilfe umzubiegen vermögen, würden ihren Widerstand gegen den Arzt nur verstärken, wenn sie kein Mittelchen mitbekämen. Man muß ihnen etwas verordnen, schon damit sie leichter wiederkommen. Das stört in empfindlichem Maße den Erfolg. Denn daß die bekannten Hausmittel (Elektrisieren, Bäder, Massage, Brom und andre Chemikalien) sich nie bewähren, kann niemand wundern, der es erfaßt hat, welches Interesse der Kranke daran hat, an seinen Symptomen hartnäckig festzuhalten. Durch die „Medizin" wird dem Neurotiker eine Rechtfertigung in die Hand gespielt, während es sich hauptsächlich darum handelt, in ihm Mißtrauen gegen seine Krankheit zu erwecken. Wenn die landläufige Vorstellung des rezeptekritzelnden, knetenden, reibenden Arztes durch eine zweckmäßigere ersetzt würde, wäre wenigstens zum Teil der Ausbreitung dieser Zeitkrankheit ein Riegel vorgeschoben. Hier steckt eine Kulturaufgabe: einer Zeit, die sich nervös nennt und nicht wenig daraufhin sündigt, das gute Gewissen zu verderben.

Literarische Berichte

Neue Bücher aus dem Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt.

Außer der Nathusius-Biographie, von der wir unsern Lesern eine Probe in dem vorstehend abgedruckten Kapitel „Im Königreich Westfalen" mitteilen, sind zu Weihnachten 1915 im gleichen Verlage noch folgende Bücher erschienen: Das kleine Glück, Erzählung von Nik. Schwarzkopf; Die Prise der Britannia, Erzählung von Sophus Bonde; Von Wundern und Tieren, neue naturwissenschaftliche Plaudereien von Wilhelm Bölsche; Perugino. Des Meisters Gemälde in 249 Abbildungen. Herausgegeben von Walter Bombe (Bd. 25 der „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben); Die bildende Kunst der Gegenwart von Wilhelm Hausenstein (Bd. 15 der Sammlung „Das Weltbild der Gegenwart"). — Ueber diese und andre empfehlenswerte Werke enthält nähere Angaben der diesem Heft beiliegende Prospekt der Deutschen Verlags-Anstalt: „Neuerscheinungen und gute ältere Literatur, Weihnachten 1915."

Das Staatsrecht der preußischen Monarchie. Von Ludwig v. Rönne. In fünfter Auflage neu bearbeitet von Dr. Philipp Zorn, Geh. Justizrat und Professor an der Universität Bonn. Dritter Band, erste Abteilung. Leipzig, F. A. Brockhaus. 240 S.

Das Rönnesche Staatsrecht erschien als erste, für die damalige Zeit wissenschaftliche Bearbeitung des preußischen Staatsrechts

Digitized by Google

nach Erlaß der Verfassungsurkunde Mitte der fünfziger Jahre in zwei Bänden. Die letzte, von Rönne selbst bearbeitete Auflage war 1884 abgeschlossen. Doch fehlte darin aus Rücksicht auf die damals schwebende Verwaltungsreform das Recht der Kommunalverbände. Dieses wurde 1897 in einem besonderen Ergänzungsbande von Schoen nachgeliefert. Dieser Ergänzungsband bildet gleichzeitig den Uebergang zu der neuen Auflage, die von Zorn bearbeitet wurde. Zorn versuchte dabei, neuen Wein in alte Schläuche zu füllen, der Rönneschen Kompilation einen wissenschaftlichen Charakter zu geben und gegenüber dem flachen liberalen Doktrinarismus Rönnes der Eigenart des preußischen Staates gerecht zu werden. Von der Zornschen Bearbeitung erschien der erste Band 1899, der zweite 1906. Dann wurde es lange Zeit stille, von dem noch ausstehenden dritten Bande hörte man nichts. Jetzt endlich scheint wieder etwas Leben in die Sache gekommen zu sein. Die vorliegende erste Abteilung des dritten Bandes enthält einmal mit Gesetzgebung und Budgetrecht von Zorn und sodann mit Behandlung des Verhältnisses von Staat und Kirche von Giese den Abschluß des Verfassungsrechtes. Die nächsten Abteilungen sollen in rascher Aufeinanderfolge das Verwaltungsrecht bringen, und zwar die Unterrichtsverwaltung von Giese, die Finanzverwaltung von Wenzel. Die Wirtschaftspflege war zwischen Pohl, Genzmer und Sassen verteilt, von denen allerdings die beiden ersten derzeit im Heeresdienste stehen, Sassen den Heldentod gestorben ist. Wenn die Sache glatt geht, kann also zwanzig Jahre nach Beginn der neuen Auflage, die von dem Schoenschen Ergänzungsbande an zu rechnen ist, mit deren Abschlusse gerechnet werden. Damit wäre das ehrwürdige Werk dann wieder auf die Höhe der Zeit gebracht. Darüber, ob es bei dem langen Hinausziehen der neuen Auflage und der größeren Anzahl von Bearbeitern, von denen natürlich jeder sein Bestes geleistet hat, überhaupt noch einen einheitlichen Charakter besitzt, ist ein abschließendes Urteil erst nach Vollendung der neuen Auflage möglich.

Conrad Bornhak.

Briefwechsel des Herzogs Karl August mit Goethe. Herausgegeben von Hans Wahl. 1. Bd. 1775—1806. Mit einem Bildnis des Herzogs. Berlin 1915, E. S. Mittler & Sohn.

Dieser Band, dem noch zwei weitere, dem Briefwechsel Karl Augusts mit Goethe gewidmete folgen werden, eröffnet das Erscheinen eines großen, würdigen Jubiläumswerkes. Es soll in dauernder Weise die Erinnerung an die vor hundert Jahren erfolgte Erhebung des Herzogtums Weimar zum Großherzogtum feiern, indem es die Persönlichkeit und das Wirken des Fürsten, dem allein das kleine Land diese Erhebung verdankt, in weit ausgreifender, umfassender Weise darstellt, unter dem Gesamttitel: „Karl August. Darstellungen und Briefe zur Geschichte des weimarischen Fürstenhauses und Landes. Im Auftrage des Großherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen zur Hundertjahrfeier des Großherzogtums herausgegeben von Erich Marcks." In diesem Sammelwerk bildet der Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs mit Goethe die vierte Abteilung; es war aber ein richtiger und schöner Gedanke, die Veröffentlichung des Ganzen gerade mit diesen Briefen zu beginnen. Denn die Freundschaft mit Goethe, dem Dichter, dem Forscher, dem Staatsmann, ist doch jene Tatsache in Karl Augusts Leben, die am klarsten und leuchtendsten die Bedeutung seiner Persönlichkeit, die im engen Kreis unerschöpfliche Fülle seines Strebens und Schaffens anschaulich macht. Und gerade in diesen Briefen, nicht minder in denen Goethes, wie in denen seines fürstlichen Freundes, tritt uns Karl August in dem, was er war und was er tat, ganz unmittelbar und in voller Wesentlichkeit entgegen. Ein kleiner Souverän, aber ein großer, souveräner Mensch, der geborene Herrscher, der letzte große Vertreter des aufgeklärten Absolutismus, so hat Karl August sein enges, armes Land musterhaft regiert und entwickelt, hat Weimar zur Hauptstadt jenes unsichtbaren Deutschlands gemacht, das eine Weltmacht wurde, als das Deutschland der Landkarte nur ein geographischer Begriff, eine vielköpfige Ohnmacht war. Im Briefwechsel mit Goethe belauschen wir den Regenten bei seiner Tätigkeit, der Herz und Augen für alles offen hat, der überall Bescheid weiß und von allem unterrichtet sein will, dabei aber die große Gefahr für tätige Fürsten: oberflächliches Dilettieren und Vielregieren, glücklich vermeidet; wir gewinnen einen Einblick in die weitgedehnten politischen Beziehungen des Bundesfürsten, in die Leistungen des preußischen Generals, als der er bekanntlich z. B. den Feldzug gegen Frankreich 1792 und den Krieg 1806 mitmachte; immer aber sehen wir auch den starken, daseinsfrohen Menschen, der die Kunst seines Freundes, aus dem Vollen resolut zu leben, gelernt hat und meisterhaft übt, und für den es, echtem und vollem Menschentum andrer gegenüber, keine Schranken gibt, während er doch, dank seiner eingeborenen Würde, immer Fürst bleibt. — Der Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe ist bekanntlich schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einmal veröffentlicht worden; ein Vergleich der alten, Vogelschen, mit der neuen Ausgabe zeigt, ganz abgesehen von dem Anwachsen des Materials, in der Sorgfalt der Wiedergabe und besonders in der uns heute unentbehrlichen Erläuterung

Digitized by Google

des Textes, die auf der Höhe der reich entwickelten Forschung steht, die gewaltigen Fortschritte, die seit fünfzig Jahren in der Technik solcher Ausgaben bei uns gemacht worden sind. Diese Anmerkungen, die in durchaus nicht störender und dabei sehr übersichtlicher Anordnung an den Schluß des Bandes gestellt sind, lassen aber zugleich auch ahnen, welche Bedeutung einmal dieses Jubiläumswerk, dessen würdigen Abschluß eine Biographie des Großherzogs aus der Feder von Erich Marcks bilden soll, auch für die Erforschung und Darstellung unsrer deutschen Partikulargeschichte haben wird, die ja gerade neuerdings immer mehr in ihrer Wichtigkeit für die politische und Geistesgeschichte Gesamtdeutschlands erkannt wird.

v. r.

Deutsche Führer zur Humanität. Drei Vorlesungen von Ernst Bergmann. Leipzig, Verlag von Felix Meiner. M. 1.—.

Fichte, der Erzieher zum Deutschtum. Von Ernst Bergmann. Leipzig, Verlag von Felix Meiner. M. 5.—.

In drei an der Universität Leipzig gehaltenen Vorlesungen hat Privatdozent Bergmann das Wesentliche dessen, was die Führer des deutschen Klassizismus und Idealismus (Kant, Fichte, Hölderlin; Schiller, Goethe, Humboldt; Lessing, Herder) zur Frage der Bildung und Heranziehung eines idealen Menschentums beigebracht haben, knapp zusammengefaßt. Diese dreiundvierzig Druckseiten sollte jeder wieder und wieder lesen, der in die Ideenwelt der Genannten eindringen will; er wird hier Zusammenhänge finden, die er vordem nicht gesehen, die verschiedenen Seiten einer einzigen großen geistigen Bewegung, des theoretischen Ausbaus des deutschen Humanitätsgedankens, Träume und Utopien, aber auch Taten, Skepsis und Entsagung neben ewiggültigen Erwartungen und bleibenden Errungenschaften. Von allen, die da zu uns reden, ist es Fichte, dessen Hoffnungen uns heute am nächsten stehen, am nächsten auch der Erfüllung. Seine Lehre ist mehr als eine Theorie, sie ist ein Evangelium, und die Zeit nach dem großen Kriege, nach dem großen Siege Deutschlands wird vielleicht die Zeit seiner Verwirklichung sein. Der tote Fichte ist schon heute wieder lebendiger als je, unsichtbar geht er als einer unsrer Fahnenträger durch unsre Reihen, deshalb am meisten, weil wir heute alle selbst lebendig in uns empfinden, was Fichte lehrte: daß der Deutsche es ist, der berufen ward, die Menschheit zu einer befreiten, freien und befreienden Zukunftshumanität zu führen. So ist es innere Notwendigkeit gewesen, die Bergmann dem Lausitzer Leinewebersohn ein besonderes Werk zu widmen, Fichtes Kritik an der Menschheit, die Aufrichtung seines Bildungsideals nach der wissenschaftlichen, sittlichen und religiösen Seite, endlich seine neue Erziehung ans Licht zu stellen bestimmte. Da wohl kaum bei einem andern Philosophen die Wechselwirkungen zwischen Leben und Lehre so stark gewesen sind wie bei Fichte, schickte Bergmann das Kapitel „Fichtes Persönlichkeit als Schlüssel zum Werk" voraus. Es verlangt allerdings vom Leser schon eine genauere Kenntnis von Fichtes Lebensgang, aber diese Art der biographischen Betrachtung ist doch außerordentlich anregend und fördernd. Bergmanns Hauptverdienst, das, was sein Buch zu dem Buch über Fichte gemacht hat, ist die Leistung, daß er uns die Gedanken des Philosophen frei von den Dunkelheiten der Schulsprache, von den Schwierigkeiten ihrer literarischen Wiedergabe, von ihrer vielfach scholastischen Form vorgelegt hat; das konnte er nur mit Hilfe der glänzenden Kultur der Sprache, die ihm eigen ist, mit Hilfe seiner hervorragenden Fähigkeit, die Hauptgedanken scharf herauszuheben und mit dem hellen Licht seiner eignen darstellerischen Klarheit zu umkleiden.

Dr. Hans Zimmer.

Memoiren des Vizekönigs Li Hung Tschang. Ins Deutsche übertragen von Gräfin M. vom Hagen. Berlin, Karl Sigismund.

Das Buch ist gewissermaßen ein Gegenstück zu dem vor einigen Jahren im gleichen Verlag erschienenen von Bland und Backhouse: „China unter der Kaiserin-Witwe." Wie jenes, vermittelt es auch dem Laien gute und überraschende Einblicke nicht nur in die politischen und sozialen Verhältnisse Chinas, wie es vor der großen Umwälzung war und dieser entgegenreifte, sondern auch in die chinesische Seele, in ostasiatische Art und Weltanschauung, die von der unsern so unendlich verschieden ist. In dieser Hinsicht sind die Erinnerungen des großen Vizekönigs noch ergiebiger als das erstgenannte Buch; hören wir doch hier einen der klügsten und scharfsinnigsten Söhne des Himmlischen Reichs in seinen eignen Worten sprechen, von seinem Leben erzählen, seine Anschauungen über philosophische, religiöse und wirtschaftliche Fragen, seine Eindrücke von Menschen und Dingen in Europa und Amerika formulieren, seinen oftmals ausschlaggebenden Anteil an den Geschicken seines Vaterlandes darstellen. Konservativ in seiner Grundgesinnung, erkannte er doch immer klarer, daß China bei starrem Festhalten an allem Alten zugrunde gehen müsse; in seiner Jugend von fanatischem Fremdenhaß beseelt, rang er sich zu der Einsicht durch, daß sein Vaterland sich nicht hermetisch gegen das Ausland abschließen könne und der technischen Fortschritte der westlichen Kultur

Digitized by Google

dringend bedürfe; sein Grundsatz war: „Laßt uns den Fremden benutzen, aber laßt nicht ihn uns ausnutzen.“ Sein Ansehen begründete er während der Taipingrebellion in den fünfziger Jahren; seitdem stieg seine Laufbahn zu den höchsten Ehren, aber jähe Rückschläge blieben bei dem zügellosen Temperament der herrschsüchtigen, rachgierigen Kaiserin-Witwe nicht aus. Daß China 1901 nach dem Boxeraufstand zu einem leidlichen Frieden gelangte, war einzig sein Verdienst, ein Verdienst, das den würdigen Abschluß der Laufbahn des Neunundsiebzigjährigen bildete. Von einem an Erfolgen und Wechselfällen so reichen Leben, von einer so bedeutenden, durch manche innere Widersprüche nur noch markanter erscheinenden Persönlichkeit Kunde zu erhalten durch autobiographische Berichte und Bekenntnisse, ist ein wirklicher Genuß, der dadurch kaum beeinträchtigt wird, daß die Bearbeitung (durch den Amerikaner John W. Foster) nicht ganz auf der wünschenswerten Höhe steht und auch die Uebersetzung (aus dem Englischen) manches zu wünschen übrig läßt. —s—

Deutsche Reden. Von Karl Theodor v. Heigel. Mit einem Anhang von Aufsätzen und Reden über den Krieg, einem Nachruf von Ivo Striedinger und einem Bildnis nach Franz v. Lenbach. München, C. H. Beck.

Der im Frühling 1915 dahingegangene Historiker hatte noch vor seinem Tode die Herausgabe dieses Bandes geplant, den nun seine treue Lebensgefährtin der Oeffentlichkeit übergibt und zu dem einer seiner Schüler einen liebevoll charakterisierenden Nachruf beigesteuert hat. Ein schönerer, bezeichnenderer Abschluß für die lange, arbeits- und ehrenreiche Laufbahn, die K. Th. v. Heigel als Geschichtsforscher, als Universitätslehrer, als Akademiepräsident und — zuletzt, aber nicht zumindest — als Schriftsteller zurückgelegt hat, wäre nicht denkbar als diese „Deutschen Reden“. Der begeisterte Patriot — guter Deutscher und guter Bayer in wahrhaft idealer Vereinigung —, der immer besonnene, gerecht abwägende, niemals unsachlich und niemals kalt urteilende Forscher, der Meister des Essays und des Vortrags, dessen Meisterschaft das nicht bestechende, aber desto sicherer den Leser oder Hörer gewinnende Gepräge der Einfachheit trägt — all das, was Heigel war und gab, kommt in den einzelnen Stücken, die in dieser letzten Ernte gesammelt sind, noch einmal zu schönem, reinem Ausdruck. „Deutsche Reden“ hat er selbst noch mit Recht den Band nach den zehn, vor studentischen Zuhörern oder vor der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vorträgen genannt, die den ersten Teil der Sammlung ausmachen; denn wenn sie die verschiedensten Gegenstände behandeln (z. B. „Einheitstaat oder Bundesstaat?“, „Die Münchner Akademie von 1759 bis 1909“, „Zum 80. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold“, „Wert und Berechtigung der völkischen Bewegung“), so klingt immer als Grundton die gut deutsche Gesinnung, die Begeisterung für die Güter der deutschen Kultur, die Liebe zur Heimat durch. Und dieser Grundton ist dann noch voller und kräftiger angeschlagen in den neun Stücken des „Anhangs“, die zum Weltkrieg zeitlich und sachlich in unmittelbarer Beziehung stehen. Wer diese begeisternden Ansprachen, diese zugleich maßvollen und feurigen Aufsätze liest, dem wird es wie ein persönlicher Schmerz sein, daß ihr Verfasser von hinnen scheiden mußte, ehe das große Ringen zu Ende gegangen ist, und daß uns sein Wort nicht weiterhin belehrt und erhebt, tröstet und anspornt. Aber als Vorbild lebt allen, die den unvergeßlichen Mann kannten, seine Persönlichkeit fort in ihrer lauteren Gesinnung, ihrer vornehmen Bescheidenheit, ihrer unerschöpflichen, charaktervollen Liebenswürdigkeit; und doppelt freuen wir uns darum auch seiner Darstellungskunst, der es zu verdanken ist, daß sein Wissen und sein Herz in der stattlichen Reihe seiner Werke in aller Frische und Fülle bewahrt bleibt und für Zeitgenossen wie Nachkommende weiterlebt.

K.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

An den frühen Gräbern unserer Helden. Stimmen der Klage und Erhebung aus Dichter- und Denkermund. Ein Trostbrevier gesammelt von Hermann Gilow. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 80 Pf.

Aus Natur und Geisteswelt. Band 31: Alfred Kirchhoff, Mensch und Erde, Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. 4. Auflage. Band 147: Dr. E. Dänell, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden pro Band M. 1.25.

Bissing, Fr. W. Freiherr v., Deutschlands Stelle in der Welt. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. M. 1.—.

Böhtlingk, Arthur, Die Völker und das Meer im Lauf der Jahrtausende (Zeitspiegel. Heft 2). Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 1.—.

Digitized by Google

Brecht, Walther, Deutsche Kriegslieder sonst und jetzt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 60 Pf.

Brenner-Jahrbuch 1915. Als V. Jahrgang der Halbmonatsschrift „Der Brenner". Herausgegeben von Ludwig v. Ficker. Innsbruck, Brenner-Verlag. M. 3.50.

Cserny, Karl v., Deutsch-ungarische Beziehungen. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 50 Pf.

Cybulz, Lic. jur. E., Unsere Jugend eine Wehrmacht. Beitrag zum Problem: „Das Recht des Staates, ungenützte Kräfte zur Erfüllung seiner Aufgaben heranzuziehen." Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.50.

Deutsche Reden in schwerer Zeit. Heft 16: Amerika während des Weltkrieges. Von Dr. Rudolf Leonhard. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 50 Pf.

Engelbrecht, Kurt, Deutschland, lerne! Ein Ruf an das deutsche Gewissen. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 75 Pf.

Espey, Albert, Deutscher Glaube. Die wichtigsten buddhistischen Parallelen zu neutestamentlichen Erzählungen und ihre ethische Würdigung. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 75 Pf.

Hartmann, Helfried, Kriegs- und Friedenslieder. Leipzig, Bruno Volger. M. 1.—.

Jahrbuch des Völkerrechts. Herausgegeben von Th. Niemeyer und K. Strupp. II. Band. Abteilung II. München, Duncker & Humblot. M. 34.—.

Matthias, Adolf, Kriegssaat und Friedensernte. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 80 Pf.

Mayr, Georg v., Volkswirtschaft, Weltwirtschaft, Kriegswirtschaft. Berlin, Dr. Walther Rothschild. M. 1.50.

Münsterberg, Hugo, Amerika und der Weltkrieg. Ein amerikanisches Kriegstagebuch. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. M. 2.40.

Osterrieth, Albert, Zeitgemäße Betrachtungen über die deutsche Kultur (Zeitspiegel, Heft 1). Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 1.—.

Perthes' Schriften zum Weltkrieg. Heft 8: Zehn Monate italienischer Neutralität. Was das italienische Grünbuch verschweigt. Von Severus. M. 1.50. Heft 9: Philosophie des Krieges in Umrissen. Acht volkstümliche Universitätsvorträge. Von H. Gomperz. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 2.50.

Pflugk-Harttung, Dr. Julius v., Belle-Alliance (Verbündetes Heer). Berichte und Angaben über die Beteiligung deutscher Truppen der Armee Wellingtons an dem Gefechte bei Quatrebras und der Schlacht bei Belle-Alliance. Berlin, R. Eisenschmidt. M. 8.—.

Radlof, L., Vaterland und Sozialdemokratie. München, Duncker & Humblot. M. 1.50.

Roth, Dr. Karl, Geschichte Albaniens. Leipzig, Bruno Volger. M. 2.—.

Roethe, Gustav, Zu Bismarcks Gedächtnisrede. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 70 Pf.

Schule und Krieg. Sonderausstellung im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Berlin. Ausführliche Beschreibung mit 49 Abbildungen auf Tafeln und im Text. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 8.—.

Sieveking, Heinrich, Grundzüge der neueren Wirtschaftsgeschichte vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 2. verbesserte Auflage. Grundriß der Geschichtswissenschaft. Reihe II, Abteilung 2. Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.20.

Smialowszky, Valerius v., Weltpolitik (Zeitspiegel, Heft 3). Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 2.—.

Stölzle, Dr. Hans, Völkerrecht und Landkrieg. Gemeinverständliche Darstellung für das Volk. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. M. 2.—.

Storch, Karl †, Vom feldgrauen Buchhändler. Stimmungsbilder, Briefe und Karten. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung. M. 1.—.

Tesdorpf, Dr. med. Paul Hermann, Zur Philosophie der Gesundheit. Zeitgemäße Betrachtungen eines Arztes. Stuttgart, W. Kohlhammer. M. 1.20.

Tesdorpf, Dr. Paul, und **Therese Tesdorpf-Eickenberger**, Das medizinische Lehrgedicht der Hohen Schule zu Salerno. (Regimen sanitatis Salerni.) Aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen. Stuttgart, W. Kohlhammer. M. 2.40.

Thimme, Friedrich, und **Carl Legien**, Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland. Leipzig, S. Hirzel. M. 2.—.

Trietsch, D., Der Aufstieg des Islam — Die Welt nach dem Kriege — Kriegsziele gegen England. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. Je M. 1.—.

Walter, M. P. C., Neue Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Weltkrieges 1914. Aus dem Holländischen übersetzt. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.—.

Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 7. Band, 1915. Heft 4: Die Staatsauffassung der Franzosen. Von F. Fleiner. Leipzig, B. G. Teubner. 80 Pf.

Zivier, E., Neuere Geschichte Polens. Band 1. Allgemeine Staatengeschichte. 1. Abteilung: Geschichte der europäischen Staaten. 89. Werk. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 20.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Dezember 1915 LITERARISCHER Dezember 1915

WEIHNACHTS-ANZEIGER

DER DEUTSCHEN REVUE

Eines der vornehmsten Weihnachtsgeschenkbücher

Aus meinem Jagdtagebuch

Von

Kronprinz Wilhelm

Mit 32 Bildern nach eigenen Aufnahmen des hohen Verfassers und der Frau Kronprinzessin sowie einem Bildnis des Kronprinzen in Dreifarbendruck

29. Auflage. Gebunden M 7.50, Luxusausgabe in Ledereinband M 12.—

«... Ein menschlich sympathisches, liebenswürdiges und beruhigendes Buch schon deshalb, weil es so gar nichts von hohlem Pathos hat, und weil es hinter allem scheinbar Oberflächlichen so viel Liebe und so viel Seele ahnen läßt.» (Westermanns Monatshefte, Braunschweig.)

«... Wir meinen, zu diesem Buche können wir den Verfasser, uns aber zu dem Verfasser beglückwünschen. So ist der auch im Äußern festlich vornehme Band von vornherein des lebhaftesten Interesses jedes Lesers dieser Blätter sicher. Um seiner frisch-fröhlichen Jagdschilderungen willen werden ihn ohnehin die meisten deutschen Weidmänner schon auf dem Bücherbord stehen haben.» (Johanniter Ordensblatt, Berlin.)

«... Ein Werk, das auch über den Kreis der zünftigen Jäger hinaus vielen Lesern Freude bereiten wird, und zwar nicht etwa nur deshalb, weil es gerade der Deutsche Kronprinz ist, der das Buch geschrieben hat, sondern weil hier ein warm und kraftvoll empfindender Mensch zu uns spricht, dem die Fährlichkeiten der hohen Stellung, die ihm durch die Geburt beschieden wurde, offenbar nichts von seinem natürlichen Empfinden geraubt haben.» (Schwäbischer Merkur, Stuttgart.)

«Das Buch bietet volle Befriedigung und allen Genuß, wie ihn ein so hochinteressanter Jagdbericht nur geben kann.» (Deutsche Landwirtschaftl. Rundschau, Berlin-Lankwitz.)

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

Verlag von R. Oldenbourg in München und Berlin

Spanien und der Weltkrieg. Von Paul Herre

89 Seiten Oktav. Geheftet Preis M. 2.—

Spanien und seine Stellung in der Welt verdienen unsere volle Aufmerksamkeit, und es ist für die künftige Gestaltung des internationalen Zusammenlebens von nicht geringer Bedeutung, in welcher Richtung sich die spanisch-deutschen Beziehungen entwickeln werden. Die vorliegende Darstellung stellt sich lediglich historisch-politische Aufgaben; sie vor allem nehmen jetzt unser Interesse in Anspruch.

Die diplomatischen Kämpfe vor Kriegsausbruch

Eine kritische Studie auf Grund der offiziellen Veröffentlichungen aller beteiligten Staaten

Von **Ludwig Bergsträsser**

VI und 104 Seiten Oktav. Geheftet Preis M. 2.—

Die vorliegende, durch unbedingte Sachlichkeit sich auszeichnende Arbeit will dem Leser an der Hand der bis jetzt zugänglichen Akten ein möglichst genaues Bild der Verhandlungen kurz vor Ausbruch des Weltkrieges bieten. Das Ergebnis der Untersuchung ist in doppelter Hinsicht interessant und wichtig. Zum einen geht daraus hervor, daß unsere Gegner allerlei unlautere Mittel in ihren eigenen Publikationen anwenden mußten, um den wahren Hergang zu verschleiern, der sie nach mancherlei Richtung kompromittiert. Zum anderen wird dadurch gegenüber den vielen voreiligen, nicht auf Tatsachen begründeten Beurteilungen einmal festgestellt, was sich bis jetzt aus dem Material als begründet über den Verlauf der Verhandlungen ergibt.

Napoleon, England und die Presse (1800—1803)

Von **Therese Ebbinghaus**

(Band 35 der Historischen Bibliothek.) VIII u. 211 Seiten Oktav. Geh. Preis M. 5.—

Die vorliegende Arbeit macht zum erstenmal den Versuch, die aktive politische Mitwirkung der französischen Presse unter Napoleon I. als Hilfsarbeiterin der Diplomatie für einen bestimmten Zeitabschnitt zu schildern, und wird so zu einem nicht unwichtigen Beitrag zur Kritik des Napoleonproblems. Bei der zeitlichen Begrenzung des Themas auf die Epoche vom Beginn des Konsulats bis zum Wiederausbruch des Kampfes gegen England tritt dieser Kampf von selbst in den Vordergrund, der letzten Endes darauf hinzielte, das Inselreich in das System des europäischen Gleichgewichts hineinzuziehen. Man wird an den bekannten Spruch erinnert, daß sich die Geschichte wiederholt, wenn man gewisse Vorkommnisse jener unruhigen Zeit mit ähnlichen Erscheinungen vergleicht, die vor dem jetzigen großen Völkerkriege und während seines Verlaufs sich gezeigt haben. So gewinnt die Schrift, die vor dem Krieg in durchaus wissenschaftlichem Geiste verfaßt wurde, heute ein hervorragendes, aktuelles Interesse.

Kaiser Heinrich VI. Von J. Haller

33 Seiten Oktav. Geheftet Preis 50 Pfennig

Diese Schrift enthält einen ungekürzten Abdruck der Rede, die der Verfasser beim Antritt seines akademischen Lehramtes im Dezember 1913 in Tübingen gehalten hat. Sie will einen Beitrag liefern zu dem, was das deutsche Kaisertum gewesen ist und hat sein wollen, jenes deutsche Kaisertum, dessen letzter echter Vertreter Heinrich VI. war.

Augustin, die christliche Antike und das Mittelalter

Im Anschluß an die Schrift „De Civitate Dei". Von **Ernst Troeltsch**

(Band 36 der Historischen Bibliothek.) XII u. 173 Seiten Oktav. Geheftet Preis M. 5.50

Das Buch vertritt den Standpunkt, daß Augustin durchaus wie Clemens und Origenes aus der christlichen Antike zu verstehen ist und insbesondere aus dem praktischen Kampf der heidnischen und christlichen Gesellschaft. Von da aus zeichnet das Buch ein Bild von dem Ideal einer christlichen Kultur und Gesellschaft, wie es Augustin und den großen christlichen Idealisten vorschwebte, aber schon ihnen selbst der Verwirklichung nicht eigentlich fähig schien, sondern vor dem einzigen rein christlichen Ideal, dem Kloster, zurücktrat.

Der Geist der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft

Eine Untersuchung über seine Grundlagen und Voraussetzungen

Von **Dr. Bruno Archibald Fuchs**

XIV und 438 Seiten Großoktav. Geheftet M. 10.—

In diesem Werke wird der Versuch unternommen, an Hand einer weitausgreifenden Untersuchung über die Wesensart der christlichen Religion, das Entstehen und die weitere Ausbildung des modernen, als bürgerlich-kapitalistisch meist schlechthin bezeichneten Geistes und der von ihm durchdrungenen modern-bürgerlichen Gesellschaft zu ergründen. Der Verfasser gelangt dabei zu einer Auffassung des religionspsychologischen Problems, die grundsätzlich verschieden ist von der Max Webers, der bekanntlich in seinen Aufsätzen über „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus" diesem Gegenstande ebenfalls eine eingehende Untersuchung gewidmet hat.

Digitized by Google

Bücher von Rudolf Presber

Von Leutchen, die ich liebgewann. Skizzenbuch. Geh. M 3.50, gebunden M 4.50 — 31. Auflage

„Welch ein Buch! Ja, welch ein wundervolles, köstliches Buch ist es! Wie vielen wird das Buch ein erfrischendes Buch sein. Die Kranken, die darin lesen, müssen gesund werden!"
(Detlev von Liliencron im Berliner Tageblatt.)

Die sieben törichten Jungfrauen. Humoristische Novellen. Geh. M 4.–, geb. M 5.– — 7. Auflage

„Das Buch sollte man allen Hypochondern unters Kopfkissen legen, und wenn sie dann noch kopfhängerisch sind, dann schicke man sie dahin, wo ein gewisses Gewürz wächst. Und das von Rechts wegen." (Hamb. Corresp.)

Der Tag von Damaskus. Humoristische Novellen. Geheftet M 3.–, gebunden M 4.– — 5. Auflage

„Eine Sammlung kleiner kapriziöser Erzählungen ... Sie bieten Anregungen zu interessanten Betrachtungen, und ihr Genuß wird am größten, wenn sie in trautem Kreise laut vorgelesen werden."
(General-Anzeiger, Frankfurt a. M.)

Von Ihr und Ihm. Dialoge. Geh. M 3.–, geb. M 4.– — 7. Auflage

„Rudolf Presber ist einer unserer amüsantesten Autoren. Diese Dialoge sind außerordentlich witzig, von satirischer Lebensauffassung, aber auch nicht ohne Gemüt. Die meisten aber sind von heiterstem Charakter."
(A. Freih. v. Mensi in der Allgem. Ztg., München.)

Von Kindern und jungen Hunden. Humoristische Novellen. Geh. M 3.50, geb. M 4.50 — 13. Auflage

„Köstlichere Humoresken wird man nicht leicht lesen ... Man lese einmal den „Flocki" oder den „Mann mit dem persönlichem Einfluß" oder gar das „Verhängnis des Hauses Brömmelmann", und man wird sich klar darüber sein, in Rudolf Presber einen deutschen Mark Twain zu besitzen, aber vielleicht einen verbesserten." (Heimgarten, Graz.)

Rudolf Presber

Freut euch des Lebens! Ein Blütenstrauß deutscher Lyrik. Kart. M 3.–, geb. M 4.– — 6. Tausend

„Eine solche Auswahl von Lebensprühendem, Heiterem, Gemütlichem, mit einem Wort von lyrischem Labsal, wie wir es hier von Presbers kundiger Hand gesammelt finden – das ist ein Bedürfnis, ich glaube sogar ein recht tiefgefühltes! Der Name Presber benimmt uns von vornherein jegliches Mißtrauen gegenüber dieser Sammlung."
(Deutsche Warte, Berlin.)

Die bunte Kuh. Humoristischer Roman. Geh. M 5.–, geb. M 6.– — 11. Auflage

„Es ist ein Vergnügen, das Buch zu lesen. Dem Verfasser fehlt nichts von dem, was den Humoristen ausmacht, weder der Sinn fürs Komische noch die satirische Ader, weder die ins Schwarze treffende Ausdrucksweise noch das Gemüt." (Schwäb. Merkur, Stuttgart.)

Vom Weg eines Weltkinds. Ein Buch Sprüche. Geh. M 2.50, in vornehmem Geschenkband M 4.– — 2. Auflage

„Das ist ein rechter Sorgenbrecher gegen die Ärgernisse des Lebens. Ein Buch, das wirklich dazu dienen kann, einem das Gemüt aufzuheitern mit seinem in feinstes Spruchgewand gekleideten Humor." (Bad. Presse, Karlsruhe.)

Die Diva und andere Satiren. Geh. M 3.–, geb. M 4.– — 8. Auflage

Aus zwei Seelen. Neue Gedichte. Geh. M 3.–, geb. M 4.– — 2. Auflage

Rudolf Presbers Werke

sind wahre Sorgenbrecher, eine stets amüsante Lektüre für jung und alt, die auch dem trübseligsten Hypochonder einige Stunden heiterer Unterhaltung bereiten wird.

Ein ausführlicher Prospekt über die in unserem Verlag erschienenen Werke Rudolf Presbers ist kostenlos durch jede Buchhandlung, auf Wunsch auch direkt von uns zu erhalten

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Wichtige Werke zur Politik u. Zeitgeschichte

Rußland als Großmacht

Von Fürst G. Trubetzkoi

Übersetzt und eingeleitet von Josef Melnik. Geheftet M 4.—, geb. M 5.—

«Trubetzkois Werk ist vielleicht das beste der neueren russischen Selbstdokumente zum Verständnis der weltpolitischen und wirtschaftlichen Ziele Rußlands. Gerade jetzt, in dem größten Kriege, den das noch nicht zu vollster Kraftentfaltung erwachsene Riesenreich zu führen hat, erweist sich die Richtigkeit vieler Ansichten des fürstlichen Verfassers, der fast peinlich bestrebt ist, in der Darstellung stets den Zusammenhang zwischen äußerer und innerer Politik zu wahren und aufzudecken, und darin liegt eben der große Wert des Buches für den deutschen Leser. Trubetzkois Buch ist für die Kenntnis der russischen Politik und Seelenverfassung vor dem Kriege unentbehrlich.» (Kolonial-Zeitung, Wien.)

Rußlands Orientpolitik

in den letzten zwei Jahrhunderten

Von Hans Uebersberger

I. Band ... Geheftet M 7.—, in Halbfranzband M 9.—

«Der erste Teil umfaßt die Zeit von Peter dem Großen bis zu Katharina der Großen. Das ist die Periode, in der Rußland sich mit dem Orientproblem zu befassen beginnt, bis zur Zeit, wo der Gedanke an eine Besitzergreifung Konstantinopels in der Kaiserin Katharina II. so feste Gestalt gewinnt, daß sie ihren Großsohn auf den bezeichnenden Namen Konstantin taufen läßt. Es bildet keine leichte Lektüre, dieses Buch, das mit großem Fleiß allen kriegerischen und diplomatischen Einzelheiten nachgeht, die nur zu oft in kleinliche Intrigen und sinnlose Raufereien ausarten. Niemand, der sich für die Entwicklung der Orientfrage interessiert, wird an diesem objektiven und gut orientierenden Werke vorübergehen können.» (Die Hilfe, Berlin.)

Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866

Von Theodor von Sosnosky

2 Bände ... Geheftet M 14.—, gebunden M 17.—

«Das Buch ist außerordentlich zeitgemäß. Sosnosky gibt in diesem Werke nicht nur eine übersichtliche und zusammenhängende Darstellung des Anteils, den das Habsburgerreich an der orientalischen Frage genommen hat, sondern er unterstützt das Verständnis für diese Phase der österreichischen Orientpolitik noch durch einen Überblick über die Gesamtheit der Ereignisse, die sich im nahen Orient seit den Tagen der Mohacser Schlacht im Jahre 1526 bis zu der jüngsten Umwälzung auf dem Balkan zugetragen haben. So bietet das Werk für Militärs und Kriegshistoriker nicht minder reiches Quellenmaterial wie für den Politiker und Geschichtsforscher, aber über diese Berufskreise hinaus ist es eine belehrende Lektüre für jeden Geschichtsfreund und für Reichsdeutsche nicht minder aufschlußreich wie für österreichische Leser. Sosnosky wahrt sich immer sein unabhängiges Urteil und die Freiheit der kritischen Aussprache, und diese Unabhängigkeit, die nichts Unliebsames beschönigt und verschweigt, erhöht den Wert seiner Darstellung. Natürlich hat das Werk Sosnoskys einen weit über das Tagesinteresse hinausragenden Wert.» (Augsburger Postzeitung.)

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

Deutschland und der Weltkrieg

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. C. Becker-Bonn, Prof. Dr. P. Darmstädter-Göttingen, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. H. Delbrück-Berlin, Prof. Dr. O. Franke-Hamburg, Geh. Hofrat Prof. Dr. K. Hampe-Heidelberg, Stadtrat Dr. H. Luther-Berlin, Geh. Rat Prof. Dr. E. Marcks-München, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Miethe-Berlin, Exz. Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. G. von Schmoller-Berlin, Privatdozent Dr. W. Schoenborn-Heidelberg, Staatssekretär Exz. Dr. W. Solf-Berlin, Hofrat Prof. Dr. F. Tezner-Wien, Geh. Reg.-Rat Prof. D. Dr. E. Troeltsch-Berlin, Prof. Dr. H. Übersberger-Wien, Prof. Dr. O. Weber-Prag, Exz. Wirkl. Geh. Rat Oberbürgermeister A. Wermuth-Berlin, Geh. Justizrat Prof. Dr. E. Zitelmann-Bonn herausgegeben von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. O. Hintze-Berlin, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Fr. Meinecke-Berlin, Prof. Dr. H. Oncken-Heidelberg, Prof. Dr. H. Schumacher-Bonn

Geh. M. 7.—, geb. M. 9.—. Feldpostausgabe in 2 Hälften geh. M. 7.—

„So mag das Buch als Verkörperung des modernen deutschen Geistes erscheinen, der mit Stolz auf eigene Leistungsfähigkeit und dem Bewußtsein seiner nationalen Art die Überzeugung verbindet, stets im Verein mit anderen der Gottheit lebendiges Kleid wirken zu müssen. Es wird schwer ins Gewicht fallen, daß ein solches Dokument allein in Deutschland im Kriege entstehen konnte." (G. Roloff im Lit. Zentralblatt.)

„Ein großangelegtes Werk. Die Herausgeber haben ausgezeichnete Kräfte für ihre umfangreiche und schwierige Aufgabe gewonnen, in diesem Buche gewissermaßen ein Kompendium dessen zu geben, was das heutige Deutschland bedeutet, geschichtlich, wirtschaftlich, kulturell; wie es um seine Bundesgenossen bestellt ist; wie es sich mit der Machtpolitik der Gegner Deutschlands verhält; wie es zum Ausbruch des Krieges kam, und in welchem Geist dieser Krieg geführt wird. So wird das Buch den Verleumdungen Deutschlands gegenüber eine Apologie deutschen Wesens, Schaffens, Kämpfens." (Neue Züricher Zeitung.)

Die Großmächte der Gegenwart

Von Prof. R. Kjellén. 9. Aufl. 17.-18. Tausend. Geh. M. 2.40, Geschenkband M. 3.40

„Gerade zur rechten Stunde ist dieser Versuch des schwedischen Historikers erschienen, ein Bild von ähnlich großer Linienführung für die Gegenwart zu entwerfen, wie es Ranke in seinem klassischen Essay über die großen Mächte einst für die Vergangenheit entwarf. Er schreibt kraftvoll, prägnant und anschaulich und ist Meister der bündigen Formulierung. Das schöne und gedankenreiche Buch des schwedischen Forschers sei wärmstens empfohlen."
(Friedrich Meinecke in der Histor. Zeitschrift.)

Schwedische Stimmen zum Weltkrieg

Übersetzt von Dr. Friedrich Stieve. Geheftet M. 2.40, gebunden M. 3.40.

Dies von maßgebenden Persönlichkeiten Schwedens verfaßte Buch beweist nicht nur zwingend die Gemeinsamkeit der Interessen Schwedens und Deutschlands, vor allem gegenüber Rußland, sondern behandelt in eindringlicher Weise die politische und kulturelle Gesamtlage Europas und Deutschlands Stellung in ihr. Indem die Verfasser den Wert der deutschen gegen die englische und französische politische Gestaltung abwägen, erscheint der Weltkrieg als ein Verteidigungskampf der in Wahrheit freieren überlegenen deutschen Kultur, als ein Kampf um eine gerechte und der Germanenwelt heilbringende Sache.

Englands Weltherrschaft und der Krieg

Von Professor Dr. Alfred Hettner. 2. Auflage. Geheftet M. 3.—, geb. M. 3.80

„Grundlage der Betrachtung ist die Geographie, aber darüber hinaus beherrscht der Verfasser geschichtliche, politische, wirtschaftliche Fragen vollkommen, kennt und wägt die Imponderabilien der Politik, Rasse, Kulturgemeinschaft, Lebenshaltung, Zivilisation. Wie bei einem wirklichen Kunstwerk der Malerei oder Plastik könnte der Kritiker seiner Aufgabe nur durch eine Beschreibung gerecht werden, aber selbst die beste wird matt gegenüber dem Werke selbst, langweilt. Referent will sich daher darauf beschränken, rund heraus zu loben und seiner Freude an dem Buche lebhaft Ausdruck zu verleihen." (Lit. Zentralblatt.)

Belgiens Vergangenheit u. Gegenwart

Von Geh. Hofrat Professor Dr. Karl Hampe. Geheftet M. 1.50

„Weitaus an der Spitze steht diese Arbeit des Heidelberger Historikers, die gründliche geschichtliche Erfassung des Gegenstandes mit gesundem politischem Urteil und anschaulicher Darstellungsweise vereinigt. Auf verhältnismäßig beschränktem Raum wird die sogenannte belgische Frage erschöpfend und durchsichtig behandelt, überflüssige Abschweifungen ins Sentimentale sind mit erfreulicher Entschiedenheit vermieden, und man geht kaum zu weit, wenn man das Büchlein als das in seiner Eigenart Beste bezeichnet, was zur Klärung des deutsch-belgischen Problems bisher geschrieben worden ist." (Köln. Zeitg.)

Unter der Presse befinden sich:

Der französisch-belgische Kriegsschauplatz. Von Prof. Dr. A. Philippson.
Der östliche Kriegsschauplatz. Von Geh. Hof- und Regierungsrat Prof. Dr. J. Partsch.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Digitized by Google

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7

Geschichte der Kriegskunst
im Rahmen der politischen Geschichte
von **Hans Delbrück**

I. Teil: *Das Altertum.* 2., vervollst. Auflage. M. 12.—, in Halbfranzband M. 14.—
II. Teil: *Die Germanen.* 2., vervollst. Auflage. M. 10.—, in Halbfranzband M. 12.—
III. Teil: *Mittelalter.* M. 13.—, in Halbfranzband M. 15.—

Erinnerungen, Aufsätze und Reden
von **Hans Delbrück**
2. Auflage. M. 5.—, gebunden M. 6.—

Historische u. politische Aufsätze
von **Hans Delbrück**
2. Auflage. M. 6.—, gebunden M. 7.—

Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau
von **Hans Delbrück**
Mit Bildnis Gneisenaus und einem Plan von Kolberg
3., verbesserte Auflage. 2 Bände. M. 10.—, in einen Band gebunden M. 11.—

Regierung und Volkswille
Eine akademische Vorlesung
von **Hans Delbrück**
M. 1.20, gebunden M. 2.

Kamerun
Sechs Kriegs- und Friedensjahre in deutschen Tropen
von **Hans Dominik**
2. Auflage. Reich illustriert. M. 6.—, geb. M. 7.—

Im Lande des Negus
von **Georg Escherich**
Mit vielen Bildern
M. 5.—, gebunden M. 6.—

General von Schlichting und sein Lebenswerk
von **E. Freiherr von Gayl**
Mit einem Bildnis Schlichtings und 4 Übersichtskarten
M. 7.—, in Halbfranzband M. 9.—

Apostata
von **Maximilian Harden**
8. Auflage. 2 Bände. M. 4.—, gebunden M. 5.—

Geschichte der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin
Im Auftrage der Akademie bearbeitet von
Ad. von Harnack
M. 10.—, in Halbfranzband M. 12.—

Deutschlands Volkswohlstand
von **Dr. Karl Helfferich**
6. Auflage. M. 1.—, gebunden M. 1.70
Englische, französische und spanische Ausgabe
M. 1.80, gebunden M. 2.50

Hans Karl von Winterfeldt, des großen Königs Generalstabschef
von **A. von Janson**
General der Infanterie z. D.
Mit einem Bildnis, einem faksimilierten Brief und 16 Textskizzen
M. 9.—, in Halbfranzband M. 12.—

Deutschlands Chemische Industrie
von **Prof. Dr. B. Lepsius**
Mit Abbildungen. M. 1.50, gebunden M. 2.50

Gouverneursjahre in Kamerun
von **Jesko von Puttkamer**
Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte von Kamerun
M. 6.—, gebunden M. 7.50

Elektrizität und Volkswohlfahrt
von **Prof. Dr. Raps**
Mit zahlreichen künstlerisch ausgeführten Illustrationen
M. 2.50, gebunden M. 3.50

Soziale Kultur und Volkswohlfahrt während der ersten 25 Regierungsjahre Kaiser Wilhelms II.
Herausgeber **Dr. von Behr-Pinnow**, Kabinettsrat a. D., **Prof. Dr. Dietrich**, Wirkl. Geh. Ober-Med.-Rat, **Prof. Dr. Kayserling**
Mit ausgesuchten Illustrationen
In Halbpergamentband M. 125.—

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Digitized by Google

Bücher von Liesbet Dill

Das neueste Werk der Dichterin:

Der Tag in Nancy

Erzählungen

2. Auflage. Geheftet M 4.—, vornehm in Leinen gebunden M 5.—

„Räumlich und inhaltlich am bedeutendsten ist „Der Tag in Nancy" sehr reizvoll, mit einer fein ins Detail tastenden Psychologie erzählt, mit hundert allerliebsten Zügen, die der Wirklichkeit abgelauscht sind. . . . Die Erzählungen zeigen alle die feine, liebenswürdige, geistreiche Art der Verfasserin: Brillantsplitter, schimmernd, flirrend."

(Clara Blüthgen in den Leipziger Neuesten Nachrichten.)

Liesbet Dill

„Ein tiefes Verständnis hat Liesbet Dill für ihre Mitschwestern, und ihr Buch ist ein Frauenbuch im besten Sinn des Wortes. Nicht nur unterhaltend, sondern zum Nachdenken anregend. . . . Was aber die Hauptsache ist, man lernt aus diesem Buch heraus so manches verstehen, was sich im Verlauf der Jahre in Elsaß-Lothringen vorbereitet und zugespitzt hat."

(Straßburger Post.)

Früher sind in unterzeichnetem Verlag erschienen:

Virago. Roman. 4. Auflage.
Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

„Mit liebevoller Sorgfalt zeichnete Liesbet Dill den komplizierten Charakter und stellte ihn in ein Milieu, dessen Schilderung der Zolaschen Darstellungskraft wenig nachgibt. Ich stehe nicht an, den Roman zu den besten zu zählen und nicht bloß zu den besten, die in diesem Jahr erschienen." (H. L. Rosegger im Heimgarten, Graz.)

Die Freiheit. Roman. 5. Auflage.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Liesbet Dill versteht es ganz vorzüglich, das Typische und Persönliche in seinem Einfluß aufeinander darzustellen. In ihren Gestalten fühlt man sich immer Menschen gegenüber, an die man unbedenklich glaubt . . . Welch prächtige Menschen-Varietäten!"

(Br. Walden in der Wiener Abendpost.)

Gusi. Novelle. 2. Auflage.
Geheftet M 2.—, gebunden M 3.—

Oberleutnant Grote. Roman. 4. Aufl.
Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Unverbrannte Briefe. Roman. 5. Aufl.
Geheftet M 3.50, gebunden M 4.50

„Ein sehr, sehr feines Buch. Man sollte sich damit in einen traulichen Winkel setzen, mit einer Zigarette, einer Tasse Tee, und dann — nur beseelt von dem Wunsche, zu genießen — all diese entzückenden Bilder an sich vorüberziehen lassen, die die Briefschreiberin vor uns hinzaubert." (Das literarische Echo, Berlin.)

Eine von zu vielen. Roman. 7. Auflage.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Ein Buch, von dem viele lernen können, viele lernen sollten. Wegen dieses Wertes allein verdient es eine zahlreiche Gemeinde, ganz abgesehen von den starken dichterischen Qualitäten des tiefinnerlichen Buches."

(Rud. Herzog in den Berliner Neuesten Nachrichten.)

Lo's Ehe. Roman. 7. Auflage.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Die kleine Stadt. Roman. 6. Auflage.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

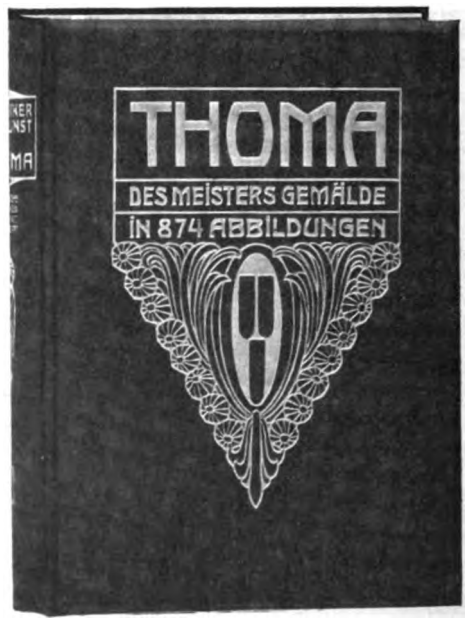
Digitized by Google

KLASSIKER DER KUNST
IN GESAMTAUSGABEN

Reich illustrierte, vornehm in Leinen gebundene Bände

In dieser Sammlung liegen bis Dezember 1915 vor:

1. **Raffael.** Mit 275 Abbildungen. Von G. Gronau. M 8.–
2. **Rembrandts Gemälde** in 643 Abbildungen. Von W. R. Valentiner. M 14.–
3. **Tizian.** Mit 284 Abbildungen. Von O. Fischel. M 8.–
4. **Dürer.** Mit 473 Abbild. Von V. Scherer. M 10.–
5. **Rubens.** Mit 551 Abb. Von A. Rosenberg. M 12.–
6. **Velazquez.** Mit 172 Abb. Von W. Gensel. M 7–
7. **Michelangelo.** Mit 169 Abb. Von F. Knapp. M 6.–
8. **Rembrandts Radierungen** in 408 Abb. Von H. W. Singer. M 8.–
9. **Schwind.** Mit 1265 Abbild. Von O. Weigmann. M 15.–
10. **Correggio.** Mit 196 Abb. Von G. Gronau. M 7.–



13. **van Dyck.** Mit 537 Abbildungen. Von E. Schaeffer. M 15.–
14. **Memling.** Mit 197 Abbildungen. Von K. Voll. M 7.–
15. **Thoma.** Mit 874 Abbildungen. Von H. Thode. M 15.–
16. **Mantegna.** Mit 200 Abbild. Von F. Knapp. M 8.–
17. **Rethel.** Mit 300 Abbildung. Von J. Ponten. M 9.–
18. **Fra Angelico.** Mit 327 Abb. Von Frida Schottmüller. M 9.–
19. **Liebermann.** Mit 304 Abb. Von G. Paull. M 10.–
20. **Holbein d. J.** Mit 252 Abb. Von P. Ganz. M 9.–
21. **Watteau.** 182 Abb. Von E. H. Zimmermann. M 8.–
22. **Murillo.** Mit 287 Abb. Von Aug. L. Mayer. M 12.–
23. **Feuerbach.** 200 Abb. H. Uhde-Bernays. M 8.–
11. **Donatello.** Mit 277 Abbildungen. Von P. Schubring. M 8.–
12. **Uhde.** Mit 285 Abbildungen. Von H. Rosenhagen. M 10.–
24. **Dou.** Mit 247 Abbildungen. Von W. Martin. M 9.–
25. **Perugino.** Mit 249 Abbildungen. Von Dr. Walter Bombe. M 10.–

Die Sammlung wird fortgesetzt. In Vorbereitung:
Leonardo da Vinci – Hals – Botticelli – Bellini u. a.

„Die Klassiker der Kunst erschließen eine kaum endenwollende Quelle des Genusses. Wenn man sieht, wie diese Abbildungen von Band zu Band besser werden, welche Leuchtkraft und malerische Haltung sie nachgerade gewinnen, so kann man nicht umhin, den ehrgeizigen und unermüdlichen Bemühungen des Verlags ein hohes Lob zu zollen." (Dr. Franz Servaes im Leipziger Tageblatt.)

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

Die Madonna in Glorie mit Gott-Vater und den Heiligen Bernardo degli Uberti, Giovanni Gualberto, Benedikt und Michael, für das Kloster Vallombrosa
Probe-Abbildung aus Klassiker der Kunst, Band XXV: Perugino

Digitized by Google

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Deutsche Geschichte

Von Dietrich Schäfer

Professor der Geschichte an der Universität Berlin

Erster Band: **Mittelalter.** (IX, 468 S.) Zweiter Band: **Neuzeit.** (X, 509 S.)

3. Auflage. 1913. Preis: beide Bände broschiert 14 Mark, elegant gebunden 17 Mark

Deutsche Revue, März 1911:

„... Wer diese beiden Bände, in die Professor Dietrich Schäfer das Ergebnis seiner reichen und tiefgründigen Forschungen niedergelegt hat, mit Ernst und Liebe durchlas, wird zugestehen, daß der Beruf und die Sendung dieses bedeutsamen Werkes ein weit anderer ist, als trockene Geschichte zu dozieren und tausendmal Gesagtes in andere Worte gekleidet wiederzukauen ... Mit so viel sachlicher Objektivität vorgetragen wie hier bietet diese deutsche Geschichte eine schier unerschöpfliche Fülle wertvollster Genüsse und Anregungen und eröffnet dem um die Zukunft seines Vaterlandes interessierten Deutschen, Hoffnungsmöglichkeiten von ungeahnter Tragweite. Der wissenschaftliche Ruf des Verfassers und die glänzende Vortragsweise seines gewaltigen Stoffes sichern dem Werke vor allen Dingen den Respekt, den man diesem imponierenden Stück deutscher Geistesarbeit schuldig ist."

Leipziger Neueste Nachrichten, 1913:

„Der echt vaterländische Geist, der dem Verfasser überall die Feder führt, macht Dietrich Schäfers „Deutsche Geschichte" zu einem nationalen Geschichtswerk, dem wir die weiteste Verbreitung auch unter der heranwachsenden Jugend wünschen."

Staatsanzeiger für Württemberg, Nr. 284, 5. Dez. 1910:

„... Seinen Grundton erhält das Werk erst durch die Verbindung wissenschaftlicher Arbeit und eines seiner Sache sicheren Standpunkts mit einer warmen Vaterlandsliebe voll sittlichen Ernstes. Sie gibt dieser Geschichte gerade da, wo die Höhepunkte deutscher Entwicklung und die führenden Männer geschildert werden, eine wundervolle Kraft und oft überwältigende Schönheit."

Aufsätze, Vorträge und Reden

Von Dietrich Schäfer

Professor der Geschichte an der Universität Berlin

Zwei Bände

1913. Preis: 18 Mark, gebunden 20 Mark

Der Kyffhäuser, 16. Jahrgang, vom 15. Julmond (Dezember) 1913:

„Dietrich Schäfer, dem wir in seiner zweibändigen „Deutschen Geschichte" ein unübertroffenes nationales Geschichtswerk verdanken, hat nunmehr in dem vorliegenden Werke Aufsätze, Vorträge und Reden herausgegeben, die er im Laufe von 43 Jahren bei verschiedenen Anlässen verfaßt hat. Zwei hervorragende Eigenschaften Schäfers spiegeln sich in allen seinen Arbeiten: eine gedankentiefe, gründliche Wissenschaftlichkeit und eine begeisterte Liebe zum deutschen Vaterlande. Die hier vereinigten Arbeiten geben uns einen lebendigen Überblick über die Geschichte Deutschlands seit der großen, für das Reich so glücklichen Auseinandersetzung mit Frankreich. ... So vereinen sich denn alle diese Aufsätze, Vorträge und Reden recht glücklich zu einem großen Gesamtwerke, das insbesondere auch unserer deutschen Jugend nicht warm genug empfohlen werden kann. Sie, die Werdende, mag sich an diesen Arbeiten erbauen, ihre Liebe zum Vaterland und zum deutschen Volke stärken und festigen und ihr nationales Wissen mehren."

Digitized by Google

Die Physik im Kriege.

Eine allgemein verständliche Darstellung der Grundlagen moderner Kriegstechnik.

Von Prof. Dr. **Felix Auerbach,** Jena. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 110 Abbildungen im Text. (VI, 209 S. kl. 8°.) 1915. Preis: 3 Mark 30 Pf., gebunden 4 Mark.

Frankfurter Zeitung vom 24. Oktober 1915:

... das vorliegende Buch, das uns in raschem Fluge alle diese Mittel schauen läßt, wird für jeden einigermaßen mit Phantasie begabten Leser ein sehr unterhaltendes Buch sein. Mancher, der seinen Gedanken, die unablässig um die großen Ereignisse des Weltkrieges herumirren, ein anderes Ziel geben möchte, das doch nicht zu weit davon abliegt, wird das Buch als eine Art Erholungslektüre mit viel Genuß lesen. Es ist selbstverständlich, daß in dem kleinen Raum von 188 Seiten, in denen der sehr umfangreiche Stoff abgehandelt wird, von einer wissenschaftlichen Vertiefung absolut nicht die Rede sein kann. Aber dies ist natürlich auch gar nicht die Absicht des Verfassers, sein Buch soll „für jeden lesbar sein, der für den Krieg Interesse hat" und ihm „angeregte Stunden" verschaffen, es soll aber nicht etwa die Anstrengung wissenschaftlichen Denkens fordern. Man darf sagen, daß der Verfasser die Aufgabe, die er sich gestellt hat, gut gelöst hat. Man liest das Buch, das in anregendem Plauderton geschrieben ist, von Anfang bis zu Ende wie eine spannende Geschichte, ohne jemals durch zu tief gehende wissenschaftliche Belehrungsversuche gelangweilt zu werden, und man darf sich dabei der zuverlässigen Führung des sachkundigen Verfassers überall unbesorgt anvertrauen. (Gustav Mie, Greifswald.)

Naturphilosophische Plaudereien.

Von **H. Potonié.** 1913. (V, 194 S. 8°.)

Preis: 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Inhalt: Über das Popularisieren. Naturforscher und Philosophie. Beschreibung und Erklärung. Körper und Seele. Zur Naturgeschichte der Logik. Anthropomorphismus und Logik. Die Entstehung der Denkformen. Über den Begriff der Schönheit. Die Macht der Gewohnheit. Zur sogenannten Sprachreinigung. Dogma und Kritik. Wert des Entwicklungsgedankens. Wissenschaft und Glauben. Phantasie und Wissenschaft. Monismus als Weltanschauung. Über den Begriff der Zweckmäßigkeit. Was ist Leben? Sozialistisches. Schlußwort. Register.

Berliner Tageblatt vom 17. Mai 1914:

Wem es darum zu tun ist, sich einige Stunden in der besten und angenehmsten Gesellschaft über ernste Fragen der Erkenntnis zu unterhalten, der nehme dieses Büchlein des feinsinnigen Naturforschers Potonié zur Hand. Wie ein Weiser zu Freunden, so redet der Verfasser zu seinen Lesern über mancherlei Rätsel, deren annähernde Lösungsversuche von jeher die Denkgrößen beschäftigt haben.

Kölnische Zeitung vom 23. November 1913:

Diese reichhaltige Sammlung von kleinen Aufsätzen ist wohl geeignet, in die Fülle der naturphilosophischen Probleme der Gegenwart auch jeden Laien in unterhaltender Weise einzuführen.

Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen.

Von Dr. **E. Mach,** emer. Professor an der Universität Wien. Sechste, vermehrte Auflage. Mit 38 Abbildungen im Text. (XIII, 323 S. gr. 8°.) 1911. Preis: 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Himmel und Erde, XV, 5. (Febr. 1913):

... Mach löst die ganze materielle Welt in Elemente auf, die zugleich auch Elemente der psychischen Welt sind, und legt so den Grundstein zu einer streng wissenschaftlichen monistischen Weltanschauung. Sie unterdrückt weder die psychische Seite wie der Materialismus oder Haeckel, noch die materielle, wie so viele Gedankenbauten von Philosophen. Die Hervorkehrung und Präzisierung dieser allgemeinen Weltanschauung ist es nun in erster Linie, die Machs Buch zu einem so interessanten und bedeutungsvollen macht. ... Dazu kommt, daß Machs interessante Schreibart die Lektüre zu einem wahren Vergnügen macht, die allerdings eine Voraussetzung erfordert, nämlich völlig vorurteilfreies Herantreten an dieselbe. (Dr. H. Kleinpeter, Gmunden.)

Deutsche Literatur-Zeitung, 1900, Nr. 51/52:

... alles gegründet auf bewundernswerte Tatsachenkenntnis und vorgetragen mit der frisch-freien Art, die Machs Schrift zu den kräftigsten Denkfermenten macht. (H. Holtzmann, Straßburg.)

Digitized by Google

„Eigentlich müßte man nicht nötig haben, ein Buch wie das vorliegende noch besonders zu empfehlen. Es müßte wie ein Hindenburgsieg das Gespräch der Menschen sein, die die große Zeit wahrhaft, nicht nur kalendermäßig miterleben!" **Die Lese.**

Der Kampf des deutschen Geistes im Weltkrieg

Dokumente des deutschen Geisteslebens aus der Kriegszeit

Herausgegeben von **Karl Hönn**

Politik. Dr. M. von Hagen, Berlin

Die Veränderungen des Wirtschaftslebens. Geh. Hofrat Prof. Dr. **Gothein**, Heidelberg

Recht. Professor Dr. **Rumpf**, Mannheim

Philosophie. Privatdozent Dr. **E. Bergmann**, Leipzig

Das sittlich-religiöse Leben. Pfarrer **F. Koehler**, Berlin

Die Dichtung. Professor Dr. **Phil. Witkop**, Freiburg i. Br.

Nation, Drama, Theater. Dr. **C. Ch. Bry**, Gotha

Bildende Künste. Dr. **W. F. Storck**, Mannheim

Musik. **August Spanuth**, Berlin

Erziehungs- und Bildungsaufgaben. **J. Tews**, Generalsekretär, Berlin

Die Zeitungen im Kriege. Dr. **H. Diez**, Dir. des W.T.B., Berlin

Die Zukunft der deutschen Presse. Geh. Hofrat Professor Dr. **Karl Bücher**, Leipzig

Frauenbewegung. Dr. **Paula Scheidweiler**, Freiburg i. Br.

Preis in Pappband drei Mark

„Befähigte Leute, die etwas zu sagen haben, sprechen hier in der heut so sympathischen konzentrierten Gedrungenheit über deutsche Geisteskultur zur Kriegszeit. ... Alle diese Aufsätze bilden ein Kulturdokument, das noch in fernsten Zeiten von der Erneuerung des deutschen Geistes zeugen wird." **Weserzeitung.**

„Wertvoller als viele flüchtig zu durchblätternde Kriegsliteratur und gründlichen Studiums würdig. ... Durch alle Aufsätze geht ein Geist: im Gegensatz zum, aber nicht im Ausschluß des Fremden wollen wir unsere deutsche Art finden und sie mit einem geistigen Imperialismus der Welt zur Verfügung stellen." **Evangelische Freiheit.**

Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Digitized by Google

Bücher schweizerischer Dichter

Das Menschlein Matthias

Erzählung von **Paul Ilg**

3. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

„Das Menschlein Matthias ist zugleich ein volkstümliches Werk und ein Stück Neuland aus dem Seelenleben des Kindes. Wir stellen es, wenn wir in Anschlag bringen, daß Ilg darin eines der heikelsten Probleme angepackt und bewältigt hat, in seinem auf jede Konzession verzichtenden künstlerischen Ernst an die Spitze der poetischen Erscheinungen, die in den letzten Jahren die Schweiz hervorgebracht hat." (Hermann Stegemann im „Bund".)

„Der Name Ilg gehört ins Ehrenbuch der Literatur deutscher Sprache, auf jene Seite, wo schon so manch wackerer Dichter Schweizer Herkunft steht, vor allem aber neben Gottfried Keller." (Richard Rieß im Lit. Zentralblatt.)

Die Geschichte der Anna Waser

Roman aus der Wende des 17. Jahrhunderts

Von **Maria Waser**

3. Auflage. Geheftet M 5.—, gebunden M 6.—

„Endlich wieder ein Buch, für das man sich erwärmen kann! Ein Künstlerroman feinster Art. Echt bodenständig, hat er doch einen inneren Wert, für den es keine geographischen Geltungsgrenzen gibt. Das dem Künstlerleben entnommene Problem ist mit Wahrheit und Wärme behandelt. Das Buch gibt ein im ganzen sehr getreues Zeitkolorit und läßt erkennen, daß Maria Waser den Geist des 17. Jahrhunderts klar erfaßt hat." (Berner Tagblatt.)

Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp

und andere Erzählungen

Von **Carl Friedrich Wiegand**

2. Auflage. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Diese Novellen sind wahrhafte Kunstwerke, die kaum einen Wunsch des kritischen Lesers unerfüllt lassen. Wiegand besitzt neben der Gabe, spannend zu erzählen und gut zu erfinden, auch die Kunst vortrefflicher Komposition und Abtönung, eindringlicher Charakteristik und feingeistigen Humors. ... Vollgültige Zeugnisse einer echten und reichen Begabung, von der gewiß noch viel Schönes und Kerniges zu erhoffen ist." (Literarisches Zentralblatt, Leipzig.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Nationale Geschenkwerke

Reines Deutschtum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung. Von **Friedrich Lange.** 3.—5., stark vermehrte Auflage. 443 Seiten. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

„Es ist ein Buch, an dem Gustav Freytag und Heinrich v. Treitschke ihre helle Freude haben würden, ein männlich-nationales Bild aus der deutschen Gegenwart, das auf alle Mitlebenden anfeuernd und belebend wirken muß. Ein vortreffliches Bild deutscher Gesinnung! Ernste, nachhaltige Freude." (Deutsche Wacht.)

Das Wartburgfest am 18. Oktober 1817. Zeitgenössische Darstellungen und Urkunden, gesammelt von **Hugo Kühn.** Mit 12 Abbildungen auf Tafeln und 3 im Texte. Kartoniert M. 3.—, numerierte Luxusausgabe auf Bütten M. 20.—

„Ein schönes Denkmal für das vielgefeierte und vielgescholtene Fest!"
(Zeitschrift für den deutschen Unterricht.)

Vom jungen Bismarck. Briefwechsel des Studenten Bismarck mit Gustav Scharlach. Geheftet M. 2.—, kartoniert M. 3.—, in Halbfranz gebunden M. 5.—, in Ganzleder M. 10.—

„Das Buch wird bald zum Köstlichsten gehören, was wir vom großen Kanzler haben ... Der ganze überquellende Saft des achtzehnjährigen Studenten schäumt auf, mit famosem Humor, mit Rauhbeinigkeit, auch einer guten Portion Jugendflegelei, und doch mit einer Grazie, wie in jenen Briefen, die wir aus der Leipziger Zeit des jungen Goethe besitzen." (B. Z. am Mittag.)

Führer durch die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts. Von **Max Geißler.** Geheftet M. 7.50, gebunden M. 9.—

Dies unentbehrliche Nachschlagewerk enthält auf über 750 Seiten ca. 2700 Charakteristiken lebender deutscher Autoren.

„Dieses Buch, das Ergebnis eines Riesenfleißes, trägt ein schlagendes Herz in sich, so daß es lebt und eben wird." (Die Bergstadt.)

„Dieser Führer gehört in die Hand jedes gebildeten Deutschen." (Der Hammer.)

Der Krieg der Geister. Deutsche und ausländische Stimmen zum Weltkrieg. Gesammelt von **Dr. H. Kellermann.** 496 Seiten. Kartoniert M. 3.—

Das außerordentlich interessante Werk enthält die wichtigsten Äußerungen bedeutender in- und ausländischer Dichter, Künstler, Gelehrter und anderer bekannter Persönlichkeiten zum Weltkriege. Es seien nur genannt: **Bethmann Hollweg, B. Björnson, L. Brentano, Fürst Bülow, A. Carnegie, H. St. Chamberlain, R. Dehmel, A. France, E. Häckel, G. Hauptmann, Sven Hedin, J. V. Jensen, R. Kipling, Lasson, M. Maeterlinck, Fr. Nansen, P. Nansen, W. Ostwald, K. Peters, Rodin, Roosevelt, B. Shaw, H. Sudermann, Verhaeren, Wells, Wilson, Zahn,** ferner eine ausführliche Darstellung des **Falls Hodler-Dalcroze** und eingehende Stimmungsbilder aus den einzelnen Ländern.

Alexander Duncker Verlag/Weimar

Digitized by Google

Neue Bücher

Spahn, Prof. Dr. Martin, Bismarck. 2., vermehrte Auflage. (3.—7. Tausend.) 8° (368) 1915. Preis gebunden M. 4.—

Spahn, Prof. Dr. Martin, Im Kampf um unsere Zukunft. 8° (67) 6.—8. Tausend 1915. Preis 60 Pf. Inhalt: Einleitung. Deutschland und Frankreich. Rußland und Österreich auf dem Balkan. England. Von der Großmacht aufwärts zur Weltmacht. Geschichtstafel.

Kriegslieder. Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. I. Band. 8° (141) 1915. Preis M. 1.50.

Wagener, Dr. Clemens, Kinder untereinander. Mit Bildern von Dr. Balduin Histermann († im Felde). Kl. 8° (138) 1915. Geb. M. 1.20, Feldausgabe 80 Pf.

Mumbauer, Joh., Gedanken eines kathol. Deutschen über Volk, Staat, Rasse und Nation. 8° (36) 1915. Preis 60 Pf.

Wehberg, Dr. H., Das Papsttum und der Weltfriede. Untersuchungen über die weltpolitischen Aufgaben und die völkerrechtliche Stellung des Papsttums. 3.—4. Tausend. 8° (130) 1915. Preis M. 1.80.

Volksvereins-Verlag, G. m. b. H., M.-Gladbach

Ein Buch für unsere tapferen Krieger, die durch eine feindliche Kugel zu Einarmigen gemacht wurden

Géza Graf Zichy

Das Buch des Einarmigen

Ratschläge zur Aneignung der Fähigkeit,
mit einer Hand selbständig zu werden

4. Auflage. Mit 40 Abbildungen. Geheftet M 2.—, in Leinen gebunden M 3.—

„Man wird diese „Ratschläge zur Aneignung der Fähigkeit, mit einer Hand selbständig zu werden", als eine wahre Tat der Menschenfreundlichkeit und der fördernden Hilfe für manchen unverschuldet Unglücklichen bezeichnen dürfen. Die Zahl der technischen Kniffe, die der Graf zur Erreichung dieses Zieles angibt, ist außerordentlich groß und belehrend; sie zeigen, wie andere Glieder durch fleißiges Training gezwungen werden können, für eine fehlende Hand einzutreten."

(Conr. Alberti-Sittenfeld in der B. Z. am Mittag, Berlin.)

Von demselben Verfasser ist früher in unserem Verlag erschienen:

Aus meinem Leben. Erinnerungen und Fragmente

2 Bände. Geheftet M 10.—, in Leinen geb. M 13.–, in Leder geb. M 20.—

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

Geschenkwerke

aus dem Verlag von Klinkhardt & Biermann, Leipzig

Goethe und sein Kreis

P. Kühn, Die Frauen um Goethe. Weimarer Interieurs. 2 Bände mit 50 Tafeln. Geh. je M 5.—, in Pappband je M 6.–, in Leinen je M 6.50, in Leder oder buntfarbiger Seide je M 10.–

Was wäre Goethe ohne die Frauen, was ist er durch sie und mit ihnen geworden! Man kann den Menschen Goethe nicht inniger begreifen als im Verkehr mit dem Weibe, das ihm Muse, Freundin, Geliebte und Gattin gewesen ist. Erst durch seine machtvolle Persönlichkeit ist die stille Welt des Weimarer Musenhofes wundervoll verklärt. In buntem Wechselspiel ziehen sie alle an uns vorüber, denen der Dichter die Verehrung zu Füßen gelegt. Sein Geist durchtränkt ihr Leben mit köstlichem Gehalt, füllt ihre Seele mit jugendlicher Lebenswärme.

P. Kühn, Weimar. Mit 30 Tafeln. Geh. M 3.—, gebunden M 4.–

Kühn versteht es vortrefflich, das Bild Weimars in der Vergangenheit aufleben zu lassen, und er weiß wie von ungefähr alle Fäden zu entwickeln, die aus der Historie immer wieder zu dem einen großen Brennpunkt, zum Olympier hinlenken. Nicht nur für Menschen, die einmal diese Stadt in ihrer ganzen stillen Schönheit erlebten, ist das Buch ein Denkmal der Erinnerung; wer Goethe überhaupt in diesem Milieu richtig verstehen will, dem sei das hübsch ausgestattete Buch wärmstens empfohlen.

Val. Tornius, Die Empfindsamen in Darmstadt. Studien über Männer und Frauen aus der Wertherzeit. Mit 25 Tafeln. Geh. M 4.–, geb. M 5.—

Tornius hat die empfindsame Zeit nicht nur in das schöne Gewand einer fließenden Sprache gekleidet, sondern hat auch einen zusammenfassenden Einblick in das seltsame, wunderbare Stück der Vergangenheit gegeben, in dem die „schöne Seele" ihren bezwingenden Einfluß ausübte.

L. Frost, Johanna Schopenhauer. Ein Frauenleben aus der klassischen Zeit. Mit 8 Tafeln. Geheftet M 4.–, gebunden M 4.80

Jetzt, wo allenthalben die Erinnerungen an die große Zeit vor 100 Jahren geweckt werden, ist es ganz besonders fesselnd, ein Buch zu studieren, das wie das vorliegende tiefen Einblick gewährt in das Leben und Treiben, die geistige und gesellschaftliche Kultur jener Periode.

Zur Renaissance

Gräfin Luise Roß, Die Colonna. Bilder aus Roms Vergangenheit. 2 Bände. Mit 35 Tafeln. Geh. M 11.–, geb. M 12.–

Was ich an diesem Werke – und es ist ja ein rein geschichtliches – vor allem rühmend hervorheben möchte, das, was ja erst der Historie die Seele gibt, ist die edle lebendige Sprache, die erhöhte Wirklichkeit kündigt. Die Verfasserin gab dem schweren, golddurchwirkten Stoff einer prunkvollen Geschichte ihr eigenes Ich dazu. Sie schuf damit einen Bericht von Menschenschicksalen und bewegten Seelen. Neue Freie Presse.

L. Schmidt, Die Renaissance in Briefen von Dichtern, Künstlern, Staatsmännern, Gelehrten und Frauen. 2 Bände. Geh. je M 5.–, geb. je M 6.–, in 1 Lederband M 12.50

Wenn wir uns mit dem Geiste einer bestimmten Epoche der Vergangenheit vertraut machen wollen, so werden wir die richtigsten und unmittelbarsten Eindrücke dadurch gewinnen, daß wir die erhaltenen Dokumente selbst zu uns reden lassen. Das gilt ganz besonders von den Briefen aus der Zeit der Renaissance, denn damals wurde das Briefschreiben noch als Kunst gepflegt.

Kulturgeschichte

v. Gerstfeldt-Steinmann, Pilgerfahrten in Italien. Mit Buchschmuck von Marcus Behmer. 3. Auflage. Mit 2 Heliogravüren und 24 Tafeln. Geh. M 6.–, geb. M 7.50, in Leder M 10.–

Hier führen zwei feinsinnige Geister das Wort, und die Liebe zu dem Lande, dem ihre Lebensarbeit gehörte, gibt ihren Stimmen einen eigentümlichen, warmen, beseligenden Klang. Westermanns Monatshefte.

V. Tornius, Salons. Bilder gesellschaftlicher Kultur aus fünf Jahrhunderten. 2 Bände. Mit 48 Tafeln. Geh. M 7.50, geb. M 10.—

Festlich schimmernde Bilder malt Valerian Tornius. Die kichernde Lebenslust und die süße Galanterie des Rokokos, der freie Geist der Renaissance, die derbschwüle Sinnlichkeit des englischen Hofes und der prickelnde Esprit einer Rahel klingen in ihnen wider, durchwoben vom Geist nachschaffender Poesie. Der Tag.

Segantinis Briefe und Schriften. Volksausgabe. Mit 8 Tafeln. Geh. M 3.—, geb. M 3.60

Des großen Einsamen aus der gewaltigen Alpenwelt Selbstbiographie, Schriften und Gedanken über Kunst, Selbstbekenntnisse und Briefe, sind hier zusammengeschlossen zu einem Denkmal reinsten Künstlergeistes und edler starker Männlichkeit.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.

Digitized by Google

Vierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Oktober 1915

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

CORNELL UNIVERSITY
LIBRARY.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

H. Wittmaack: Der Unterseebootskrieg gegen feindliche Kauffahrteischiffe in völkerrechtlicher Beziehung 1

Emil Abderhalden (Halle a. S.): Die Bedeutung der Fermente im Haushalte der Natur 15

A. Tscharykow, k. russischer General und Botschafter: Die friedliche Eroberung von Merv. Aus den Erinnerungen an den Feldzug des Generals Komarow im Jahre 1884 31

Sigmund Münz (Wien): Graf Nigra. Erinnerungen und Briefe 48

H. Schmidt-Rimpler (Halle a. S.): Kriegsblinde 61

Prof. D. Dr. **Diehl** (Friedberg): Zur Geschichte von G. G. Gervinus' „Bekehrung" im Jahre 1826 69

A. v. Kirchenheim: Flaggenmißbrauch. Vierter völkerrechtlicher Brief . . . 77

Sir Charles Bruce: Die deutsche Flotte als Werkzeug des Friedens 83

Dr. **Heinr. Schierbaum** (Burgsteinfurt): Lenaus Geistesumnachtung. Sein Aufenthalt in Winnenthal. Mit unveröffentlichten Briefen des Hofrats Dr. med. Zeller (Schluß) 87

Prof Dr. **Oskar Loew:** Über Bodenmüdigkeit und Bodensäuberung 97

Dr. **K. Koppin,** Geh. Regierungsrat (Wiesbaden): Urzeugnisse germanischen Wesens 104

Berichte aus allen Wissenschaften.
Psychologie. **Paul Gast:** Das Gefühl der Gewißheit 114

Literarische Berichte 117

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 120

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1915

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Dividendenzahlungen an die Versicherten in den beiden Kriegsjahren mehr als 15 Millionen Mark.
Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei
Schlaflosigkeit und Nervosität
In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Für jeden, dem die Weltmachtstellung Deutschlands am Herzen liegt, von größtem Interesse
ist das soeben in **5. Auflage** erschienene Werk:

Der aufsteigende Halbmond

Auf dem Weg zum deutsch-türkischen Bündnis

Von **Ernst Jäckh**

Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

„Als ein vortrefflich informierendes Werk über die neue Türkei verdient das Buch von Dr. Ernst Jäckh weitestgehende Beachtung. Die von ihm gelieferten instruktiven und informativen Beiträge über die Wandlungen, welche sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in der heutigen Türkei vollzogen, tragen den Stempel der Wahrheit und der genauen Kenntnis und vertiefen somit das Verständnis für die Türkei von heute. Überall ist eine Fülle von interessanten und neuen Details zerstreut, die zur Kenntnis der Ereignisse der letzten Jahre in der Türkei viel beitragen wird." (Neue Freie Presse in Wien.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Die geistigen Probleme des Krieges

Perthes' Schriften zum Weltkrieg

1. **Die weltgeschichtliche Mission der deutschen Bildung.** Kriegsvorlesungen, gehalten an der Universität Leipzig von Privatdozent Dr. **Ernst Bergmann.** Preis 80 Pf.

2. **Das Gewissen der deutschen Gegenwart E. M. Arndt.** Ein Vortrag von **Ernst Müsebeck**, Berlin. Preis 50 Pf.

3. **Der Idealismus als Träger des Kriegsgedankens.** Von Liz. Dr. **H. Scholz.** Preis 60 Pf.

4. **Die Hoffnung des Iren.** Von Dr. **Christian F. Weiser.** Preis 80 Pf.

5. **Krieg und Volksschule.** Ein Zeitbild m. Vorschlägen f. Leitung u. Unterricht von Dr. **Kurt Krebs.** Preis 80 Pf.

6. **Politik und Moral.** Eine Untersuchung über den sittlichen Charakter der modernen Realpolitik. Von Privatdozent Dr. **H. Scholz.** Preis 60 Pf.

7. **Der Krieg u. das Christentum.** Von Privatdoz. Dr. **H. Scholz.** Preis 1 M.

8. **Zehn Monate ital. Neutralität.** Von **Severus.** Preis 1.50 M.

9. **Philosophie des Krieges in Umrissen.** Acht volkstümliche Universitätsvorträge von Privatdozent Dr. **H. Gomperz.** Preis 2.50 M.

Der Kampf des deutschen Geistes im Weltkrieg. Dokumente des deutschen Geisteslebens aus der Kriegszeit. Herausgegeben von **Karl Hönn.** Preis gebunden 3 M.

Deutscher Aufstieg 1750–1914. Einführung in das geschichtliche Verständnis der Gegenwart zur Selbstbelehrung für jedermann, zum Gebrauche bei Vorträgen und zum Schulgebrauch. Von **Karl Lamprecht. 18.–22. Tausend.** Neue, um einen Vortrag des Verfassers vermehrte Ausgabe. Preis 1 M.

Zeugnisse zum Deutschen Aufstieg. Ein Lesebuch für den Deutschen. Bearbeitet von Dr. **Alfred Hönger**, Dresden. Preis gebunden 2 M.

Urteile der Presse:

„Der bekannte Verlag steht in vorderster Reihe im Hinblick auf den den Augenblick weit überragenden Wert seiner Veröffentlichungen."
Freie Bildungsblätter.

„Die ‚Schriften zum Weltkrieg' bilden bei niedrigem Preise recht wertvolle Beiträge zu den behandelten Problemen."
Saalezeitung.

„Diese neue Sammlung von ‚Perthes' Schriften' trägt zu der eben erwachten sittlichen und religiösen Bewegung wesentlich bei."
Bayrische Staatszeitung.

Friedrich Andreas Perthes A.-G. in Gotha

Digitized by Google

Dietrich Reimers Kriegskarten

Europäischer Kriegsschauplatz

Neue Karte zur Übersicht der gegenwärtigen Kriegslage in **Europa und den Mittelmeerländern.** Maßstab 1 : 4 000 000. 1 Blatt im Format 96×125 cm in vielfarb. Steindruck . . . . . **Preis in Umschlag 1 Mark.**

Ausdehnung: nördlich bis St. Petersburg, südlich bis Suez-Kanal, westlich bis Gibraltar und östlich bis zum Kaukasus.

Westlicher Kriegsschauplatz

Karten des **Westlichen Kriegsschauplatzes. Süd-Niederlande und Belgien – Ost-Frankreich.** 1 Blatt im Format 61×96 cm in vielfarb. Steindruck.

Preis in Umschlag 1 Mark.

Ausdehnung: nördlich bis Amsterdam, südlich bis Lyon, westlich bis Angers und östlich bis Heidelberg. Die befestigten Plätze sind durch eine besondere Farbe kenntlich gemacht.

Elsaß-Lothringen und Nachbargebiete

Große Kriegskarte von **Elsaß-Lothringen und Nachbargebieten.** (Auf Grund von Heinrich Kieperts Spezialkarte.) Maßstab 1 : 250 000. 1 Blatt im Format 94×110 cm in vielfarb. Steindruck . . . . . **Preis in Umschlag 1,50 Mark.**

Ausdehnung: nördlich bis Luxemburg, südlich bis zur Schweizer Grenze, westlich bis Verdun, östlich bis Mannheim. Der Maßstab der Karte ist so groß, daß auch alle kleinen Ortschaften verzeichnet sind.

Östlicher Kriegsschauplatz

1. Karte des **Östlichen Kriegsschauplatzes.** Maßstab 1 : 1 000 000. 1 Blatt im Format 60×93 cm in vielfarb. Steindruck . . . . . **Preis in Umschlag 1 Mark.**
2. Karte des **Östlichen Kriegsschauplatzes.** Maßstab 1 : 3 000 000. 1 Blatt im Format 65×96 cm in vielfarb. Steindruck . . . . . **Preis in Umschlag 1 Mark.**

Karte I ist in dreifach so großem Maßstab als die Karte II gezeichnet, sie reicht nördlich bis zur Spitze Ostpreußens, südlich bis Galizien, westlich bis Posen und östlich bis Brest-Litowsk und dient zur Verfolgung der Kriegsereignisse an der preußischen Grenze und in Russisch-Polen.
Karte II bringt bei kleinerem Maßstabe ein wesentlich größeres Gebiet zur Darstellung und reicht bis zum Nordende des Bothnischen Meerbusens, im Süden bis Konstantinopel, im Westen bis Berlin und im Osten über Moskau hinaus.

Der Krieg gegen Rußland

Kriegsstandskarte Nr. 1 : **Der Krieg gegen Rußland** mit dem jeweiligen Stande der Armeen. Maßstab 1 : 1 500 000. Dazu 3 Nebenkarten: **Der Kampf um die Dardanellen.** 1 Blatt im Format 70×100 cm in vielfarb. Steindruck. **Preis in Umschlag 1 Mark.**

Ausdehnung: Östlich bis Dünaburg. Südlich bis Kolomea. Westlich bis Posen. Nördlich bis St. Petersburg.

Italienischer Kriegsschauplatz

Der italienische Kriegsschauplatz und seine Nachbargebiete: Ostfrankreich, Schweiz, Belgien, Süd- u. Westdeutschland, Südösterreich. Maßstab 1 : 1 000 000. Dazu eine Nebenkarte: **Italien und die Balkanstaaten mit den Dardanellen.** Maßstab 1 : 4 000 000. 1 Blatt im Format 95×125 cm in vielfarbigem Steindruck.

Preis in Umschlag 1 Mark.

Ausdehnung: Die Karte reicht westlich bis zur Linie Paris–Orleans, nördlich bis Rotterdam–Münster, südlich bis Modena–Pola, östlich bis Wien–Preßburg.

Südost-Europäische Halbinsel

H. Kieperts Generalkarte der **Südost-Europäischen Halbinsel. Unter-Donau- und Balkanländer, Königreich Hellas und Creta.** Maßstab 1 : 1 500 000. Mit einer Karte der **Dardanellen.** Maßstab 1 : 400 000. 1 Blatt im Format 90×85 cm.

Preis in Umschlag 1 Mark.

Türkischer Kriegsschauplatz

Generalkarte des **Türkischen Kriegsschauplatzes.** Maßstab 1 : 3 000 000. Auf Grundlage von H. Kieperts „Carte générale des Provinces Européennes et Asiatiques de l'Empire Ottomane" mit Eisenbahn- und Grenznachträgen bis Ende 1914.

Preis in Umschlag 1,50 Mark.

Ausdehnung: nördlich bis Charkow, südlich bis einschl. Halbinsel Sinai und Persischer Golf, östlich bis einschl. Kaspisches Meer und westlich bis Rom.

Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin SW. 48

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Digitized by Google

Vierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. November 1915

Preis vierteljährlich 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Oeffentliche Meinung 121

Archivrat Dr. **Lulvès** (Hannover): Die Lage des Papsttums in dem gegenwärtigen europäischen Kriege 131

A. Tscharykow, k. russischer General und Botschafter: Die friedliche Eroberung von Merv. Aus den Erinnerungen an den Feldzug des Generals Komarow im Jahre 1884 (Schluß) 150

Quousque tandem. Von einem österreichischen General 163

Freiherr v. la Valette St. George: Der Niederbruch Rußlands 164

Prof. Dr. **Hugo Ribbert** (Bonn): Entwicklung 175

Vernichtungsstrategie. Von einem preußischen General 186

Karl Mollenhauer: Dorpat-Jurjew. Erinnerungen aus der Studienzeit . . . 190

Prof. Dr. **J. Schwalbe** (Berlin): Illusionen und Suggestionen 201

J. Neuberg, Regierungsrat: Der Krieg und das Urheberrecht 208

Sigmund Münz: Graf Nigra über Fragen der innern Politik Italiens. Erinnerungen und Gespräche 214

Bulgarien und die neue Offensive der Mittelmächte gegen Serbien. Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D. 224

H. Wittmaack: Schutz von Forderungen feindlicher Ausländer im Krieg . . 228

Dr. **Alfred Freiherr v. Overbeck**, ord. Professor der Rechte an der Universität Freiburg (Schweiz): Verbrechensprophylaxe 232

Literarische Berichte 237

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 240

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1915

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig.

Anzeigen

Bei größeren Aufträgen angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.

Inseratannahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, u. sämtl. Annoncenexpeditionen des In- u. Auslandes.

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Dividendenzahlungen an die Versicherten in den beiden Kriegsjahren mehr als 15 Millionen Mark.

Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

„Ein Frauenbuch im besten Sinn des Worts. Nicht nur unterhaltend, sondern zum Nachdenken anregend. . . . .

Was aber die Hauptsache ist, man lernt aus diesem Buch heraus so manches verstehen, was sich im Verlauf der Jahre in Elsaß-Lothringen vorbereitet und zugespitzt hat."

So urteilt die „Straßburger Post" über das in 2. Auflage erschienene Buch von

Liesbet Dill: Der Tag in Nancy

Geheftet M 4.–, in Leinen gebunden M 5.–

Von Liesbet Dill sind früher in unserem Verlag erschienen:

Virago. Roman. 4. Auflage.
Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Die Freiheit. Roman. 5. Auflage.
Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–

Suse. Novelle. 2. Auflage.
Geheftet M 2.–, gebunden M 3.–

Oberleutnant Grote. Roman. 4. Auflage.
Geheftet M 3.–, gebunden M 4.–

Unverbrannte Briefe. Roman. 5. Auflage.
Geheftet M 3.50, gebunden M 4.50

Lo's Ehe. Roman. 7. Auflage.
Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–

Die kleine Stadt. Roman. 6. Auflage.
Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–

Eine von zu vielen. Roman. 7. Auflage.
Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Deutschland und der Weltkrieg

Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen herausgegeben von

Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Otto Hintze-Berlin · Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Friedrich Meinecke-Berlin · Professor Dr. Hermann Oncken-Heidelberg · Professor Dr. Hermann Schumacher-Bonn

Preis geheftet 7 Mark, in Leinwand gebunden 9 Mark
Feldpostausgabe in 2 Hälften geheftet 7 Mark

Aus den Urteilen:

„Dies Buch predigt den ungeheuren Ernst, zeugt von dem großen Verantwortungsgefühl unseres Volkes. Es fragt, ob unsere Feinde recht haben, wenn sie immer wieder zum Kampf rufen gegen den preußisch-deutschen Militarismus, ob es unsere Schuld ist, wenn wir mehr als andere Völker den Neid und Haß auf uns gezogen haben. Es fragt, ob wir eine eigene Kultur haben und ob es nicht doch Selbsttäuschung ist, wenn wir glauben, unserem Volke sei eine besondere Aufgabe in der Welt zuteil geworden, und es habe für diese Aufgabe auch wirklich gearbeitet, daheim und draußen. Gibt es bei uns Freiheit, oder kämpfen unsere Feinde mit Recht gegen den deutschen Geist als einen Geist der Knechtschaft? Sie alle, die dies Buch schaffen halfen, machen sich in echt deutscher Gründlichkeit die Antwort nicht leicht. Aber um so wichtiger ist sie. Das Buch antwortet auf all die Fragen, die uns Lehrer bewegen, und es bestärkt uns darin, daß wir die deutsche Jugend weiter erziehen sollen in dem deutschen Geist bewußter, ernster Pflichterfüllung, im Dienst des Ganzen. Dies Buch ist ein Zeichen von dem Segen, den der Krieg unserem Volke gebracht hat, indem es zur Selbstbesinnung und Selbstprüfung zwingt. Möchte es weit dringen, auch um des dereinstigen Friedens willen."

(W. Hofstaetter in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht".)

„Noch niemals, so darf man ruhig sagen, hat sich bei uns eine solche Zahl erlesener Geister in so kurzer Zeit und in so geschlossenem Rahmen zusammengefunden, um in wissenschaftlicher Form die Zeitereignisse zu erläutern. In gelassener, vornehmer Sprache, so schwer ihnen das in dieser Zeit manchmal fallen mußte, legen diese Männer Deutschlands Stellung in der Welt, den Bau und die Politik der uns verbündeten Staaten, die Machtpolitik unserer Gegner, die Vorgeschichte und den Ausbruch des Krieges und dessen Geist dar. Es ist unbestreitbar, daß das Erscheinen des Werkes geradezu ein Ereignis genannt werden muß. Hier werden sich unsere Gebildeten ihr Rüstzeug zu geistigem Kampfe während des Krieges holen. Hier können vor allem auch die Neutralen Belehrung schöpfen."

(H. v. Petersdorff in der „Ostsee-Zeitung".)

Leipzig · B. G. Teubner · Berlin

Digitized by Google

Ein neuer humoristischer Roman von

Rudolf Presber

Soeben wurde ausgegeben:

Der Rubin der Herzogin

Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–

„Es tut gut, zwischen zwei Generalstabsberichten auch einmal die Augen über lustige Dinge schweifen zu lassen und den Geist mit Presbers drolligen Menschen zu beschäftigen," so lautete neulich ein Urteil über ein Presbersches Buch. Es trifft nicht weniger auf seine neue Gabe zu. Wir begleiten eine lustige Reisegesellschaft rund um Europa; die ständig wechselnden Schauplätze in Verbindung mit einer Fülle der buntesten Situationen geben Presber die beste Gelegenheit, seinen unerschöpflichen Humor sprudeln zu lassen. Seine Darstellungskunst setzt uns in Erstaunen: stets von neuem wird der Leser durch überraschende Ereignisse gefesselt. So ist das Buch wie wenig andere geeignet, über den Ernst der Zeit in vielen fröhlichen Stunden hinwegzuhelfen.

Früher sind von demselben Verfasser in unserem Verlag erschienen:

Von Leutchen, die ich liebgewann. Skizzenbuch. Geh. M 3.50, gebunden M 4.50 30. Auflage

Die Diva und andere Satiren. Geheftet M 3.–, gebunden M 4.–. 8. Auflage

Die sieben törichten Jungfrauen. Humorist. Novellen. Geheftet M 4.–, geb. M 5.– 7. Auflage

Von Kindern und jungen Hunden. Humoristische Novellen. Geheftet M 3.50, gebunden M 4.50. 12. Auflage

Die bunte Kuh. Humorist. Roman. Geheftet M 5.–, gebunden M 6.–. 11. Auflage

Der Tag von Damaskus. Humoristische Novellen. Geh. M 3.–, geb. M 4.– 5. Auflage

Von Ihr und Ihm. Dialoge. Geh. M 3.–, gebunden M 4.– 7. Auflage

Der Don Juan der Bella Riva. Ein Geschichtenbuch. Geh. M 3.–, gebunden M 4.– 4. Auflage

Rudolf Presber

Das Mädchen vom Nil. Novellen. Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50. 6. Auflage

Der Vetter aus Köln. Schwänke. Geheftet M 1.–, gebunden M 1.80. 3. Auflage

Theater. Ein Bündel Satiren. Geh. M 2.–, gebunden M 3.– 3. Auflage

Späne. Geheftet M 2.–, gebunden M 3.–. 3. Auflage

Freut euch des Lebens! Ein Blütenstrauß deutscher Lyrik. Kartoniert M 3.–, gebunden M 4.–. 6. Tausend

Vom Weg eines Weltkinds. Ein Buch Sprüche. Geheftet M 2.50, in vornehmem Geschenkband M 4.– 2. Auflage

Aus zwei Seelen. Neue Gedichte. Geheftet M 3.–, gebunden M 4.–. 2. Auflage

Der Tag des Deutschen. Kriegsgedichte. In Pappband M 2.–. 10. Auflage

Neue Kriegsgedichte. Der Tag des Deutschen, II. Teil. In Pappband M 2.– 4. Auflage

Der Tag des Deutschen. Kriegsgedichte. Beide Teile in einem Band.
Inhalt: Der Tag des Deutschen. Kriegsgedichte. – Neue Kriegsgedichte. Der Tag des Deutschen, Zweiter Teil.
In Pappband M 3.50

An die Front zum Deutschen Kronprinzen. Mit 9 Abbildungen. Kartoniert M 1.–. 13. Auflage

Der Ertrag des Buches ist vom Verfasser der Kriegsunterstützungskasse des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller bestimmt worden.

Ein ausführlicher Prospekt über die in unserem Verlag erschienenen Werke Rudolf Presbers ist kostenlos durch jede Buchhandlung, auf Wunsch auch direkt von uns zu erhalten

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.

Vierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Dezember 1915

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

FEB 28 1916
LIBRARY

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Dr. **Wilhelm Fraknói**, Titularbischof von Arbe: Zur Entstehungsgeschichte des Dreibundvertrags 241

Steht das Ende des Weltkrieges nahe bevor? 252

John L. Stoddard (Meran): Amerikas Stellung zum Weltkriege 255

Dr. **Freiherr v. Jettel**: Der Bukarester Frieden 276

Kurd v. Schlözer: Jugendbriefe 283

Karl v. Stengel: Die Zukunft des Völkerrechts 292

Verdeutschung. Von einem preußischen General 303

Friedrich Bock: Ein neuer Brief von Ernst Moritz Arndt 305

A. v. Kirchenheim: Politisches Gleichgewicht. Fünfter völkerrechtlicher Brief . 308

Wilhelm v. Wannisch, Feldmarschalleutnant a. D.: Eine Charakteristik unsrer Gegner und die sich ergebenden Folgerungen 313

M. v. Köller: Cujus culpa? Eine psychologische Studie 321

Im Königreich Westfalen 326

Dr. **Carl Nießen** (Köln), Kriegsfreiwilliger Unteroffizier der Feldartillerie: Die Franzosen im Urteil eines Großonkels Goethes 338

Otto Kaus: Flüchtlingsneurosen 344

Literarische Berichte 352

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 355

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1915

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig.

Anzeigen

Bei größeren Aufträgen angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.

Inseratannahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, u. sämtl. Annoncenexpeditionen des In- u. Auslandes.

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Dividendenzahlungen an die Versicherten in den beiden Kriegsjahren mehr als 15 Millionen Mark.

Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Unsere Krieger im Felde

begrüßen freudig jeden Unterhaltungsstoff, der ihnen geboten wird, und sind namentlich dankbar für eine Lektüre, die ihnen über die Kriegsereignisse ausführlich und von sachkundiger Seite berichtet. Eine solche bieten die

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier

Erscheinen in zwanglosen Heften zum Preise von je 25 Pf.

Neue Hefte:

11. Die Argonnenkämpfe vom 20. Juni bis 2. Juli u. vom 13./14. Juli 1915. Mit vier Karten.

12. Die Schlacht von La Bassée u. Arras im Mai 1915 (Lorettoschlacht). Mit vier Karten.

„Die Darstellung ist durchweg anziehend und wird auch denjenigen fesseln, dem der allgemeine Verlauf aus den mannigfachen in zeitlicher Ordnung gegebenen Übersichten genau bekannt ist. Denn er erfährt hier eine Fülle belangreicher und packender Einzelheiten ... Die dankenswerte Sammlung sei bestens empfohlen."
(Literarisches Zentralblatt, Leipzig.)

Jedes Heft kann als Feldpostbrief (Porto 10 Pfg.) verschickt werden. Ein Verzeichnis der früher erschienenen Hefte ist kostenlos von jeder Buchhandlung zu erhalten; auf Wunsch auch direkt durch die

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Feines, vornehmes Geschenkbuch für Goethefreunde

FAUST-TAGEBUCH. Gedanken und Stimmungen aus Goethes Faust I. und II. Teil :-:

Zusammengestellt von **Irma Gräfin Adelmann**

Geheftet M 3.—, in Leinen gebunden M 4.—, in Leder gebunden M 6.—

„Die Herausgeberin hat nicht nach etwaigen besonderen Gesichtspunkten den ‚Faust' ausgezogen, sondern die Gedanken und die Stimmungen aneinandergereiht, und so haben wir jetzt einen sehr verdichteten ‚Faust' vor uns, der sich leicht liest, da nur das jedem Menschenherzen Zugängliche darin aufbewahrt ist." (Pester Lloyd, Budapest.)

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

ZEITUNGS-NACHRICHTEN

für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert **über jeden beliebigen Gegenstand** in Original-Ausschnitten sachgemäß ausgewählt und schnell das

Zeitungs-Ausschnitt-Bureau C. Freyer,

Prospekte und Tarife gratis. **BERLIN-Südende.**

Geschäftliche Mitteilungen

Diesem Heft liegt ein Prospekt der **Verlagsbuchhandlung Reimar Hobbing, Berlin SW. 61,** bei, der hiermit gefälliger Beachtung besonders empfohlen sei. Die in dem Prospekt angezeigte Literatur befaßt sich nur mit **König Friedrich dem Großen.** Die erste große deutsche Ausgabe der „Werke König Friedrichs des Großen", sowie seiner Briefe, von Professor Berthold Volz herausgegeben, von den besten Uebersetzern bearbeitet und mit Bildern von A. v. Menzel ausgestattet, werden angeboten, ebenso auch eine Volksausgabe unter dem Titel „Ausgewählte Werke König Friedrichs des Großen", die gerade für dieses Weihnachtsfest als ansprechendes Geschenkwerk empfohlen werden kann.

Hahn, Margarete, Illustriertes Kochbuch. (M. Hahn, Wernigerode, früher Frankfurt a. M.) Preis M. 5.—; kl. Ausg. M. 3.—. Ein neues Kochbuch, das unter den neuzeitlichen Kochbüchern an hervorragender Stelle genannt zu werden verdient. Im Vorwort wendet sich die Verfasserin an die Adresse der Hausfrauen: „Die Frau weiß aus Kleinem Vortreffliches zu bereiten und kann für drei Personen ein Mittagsmahl herrichten, das in allen Teilen den Anforderungen der Gesundheitspflege und des Wohlgeschmackes entspricht. Ein Koch dagegen wird verlegen, wenn er für drei Personen kochen soll. Der Koch ist Feldherr, und wie oft im Kriege, so geht es bei ihm verschwenderisch zu. Die Frau dagegen gleicht am Kochherde der sorgsamen Gluckhenne, die für ihre Pfleglinge die besten Bissen und Körnchen auswählt und nichts zugrunde gehen läßt. Und wenn es viele Frauen gibt, die als Ärztinnen Anerkennung verdienen, so sind doch jene mehr zu bewundern, die es verstehen, durch sorgfältige Zubereitung der Speisen so manche Krankheiten zu verhüten. Denn Vorbeugen ist besser als Heilen." Hieraus ist zu erkennen, daß das illustrierte Kochbuch all den Frauen und Angestellten, die ein wirklich gutes, übersichtliches, leichtverständliches Nachschlagewerk brauchen, als treuer und fürsorglicher Berater zur Seite stehen möchte. Mit bewunderungswürdigem emsigen Fleiß, mit großer Liebe zur Kochkunst hat die Verfasserin die zahlreichen Abbildungen gesammelt und entworfen, die das Buch schmücken und die Vorgänge deutlich und greifbar veranschaulichen, hat sie die vielen Rezepte erlauscht, erfunden, kombiniert und durchprobt. Man bedenke: 2300 Originalrezepte und 406 praktische Abbildungen! Alles in allem, das wirklich umfassende, äußerst vielseitige, inhalt- und lehrreiche „Illustrierte Kochbuch" kann jeder Hausfrau und Köchin, aber auch jedem Koch zur Anschaffung bedingungslos empfohlen werden. (Paul Geber, Küchenchef.) Ein **zuverlässiges** Kochbuch muß in der jetzigen Teuerungszeit jede Hausfrau besitzen! Ein ausführlicher Prospekt über dieses Kochbuch ist dem vorliegenden Heft beigefügt.

Nachstehende Firmen haben diesem Hefte Prospekte beifügen lassen, die hiermit gefälliger Beachtung angelegentlich empfohlen sein mögen:

Insel-Verlag, Leipzig: Verzeichnis von Büchern für Weihnachten 1915.

Hermann Gesenius, Halle: Spielmann, Der Weltkrieg u. a.

R. Oldenbourg, München: Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat u. a.

R. Voigtländers Verlag, Leipzig: Voigtländers Quellenbücher u. a.

F. Tempsky, Wien: Leisching, Die Wege der Kunst u. a.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart: 4seitiger Prospekt „Bücher unserer Zeit" und 16seitiger Prospekt über Weihnachtsgeschenkbücher.

Der Deutsche Krieg

Politische Flugschriften, herausgegeben von **Ernst Jäckh**

Erscheinen in zwanglosen Heften ═══ Preis jedes Heftes 50 Pfennig

Neuere Hefte:

27. **L. Riessen-Deiters,** Krieg, Auslanddeutschtum und Presse.
28. Prof. Dr. **Artur Binz,** Die chemische Industrie und der Krieg.
29. Prof. D. **Martin Rade,** Dieser Krieg und das Christentum.
30/31. Dr. **Norbert Stern,** Die Weltpolitik der Weltmode.
32. Geheimrat Prof. **G. von Schulze-Gaevernitz,** M. d. R., Freie Meere!
33. Dr. **E. Lewicky,** Die Ukraine, der Lebensnerv Rußlands.
34. Prof. Dr. **Raimund Fr. Kaindl,** Deutsche Siedlung im Osten.
35. Dr. **Richard Hennig,** Der Kampf um den Suezkanal.
36. Dr. **Gustav Stresemann,** Englands Wirtschaftskrieg gegen Deutschland.
37. Schulrat **Karl Muthesius,** Das Bildungswesen im neuen Deutschland.
38. Prof. Dr. **C. F. Lehmann-Haupt,** Von Waterloo bis Antwerpen.
39. Staatsanwalt a. D. **L. Trampe,** Der Kampf um die Dardanellen.
40. Lic. **Hans von Soden,** Bismarcks Glaube.
41/42. Staatssekretär des Reichsschatzamtes Dr. **Karl Helfferich,** Kriegsfinanzen.
43. Prof. **C. von Noorden,** Hygienische Betrachtungen üb. Volksernährung im Krieg.
44. **O. Hoetzsch,** Österreich-Ungarn und der Krieg.
45. Prof. Dr. **W. Gerloff,** Der wirtschaftliche Imperialismus und die Frage der Zolleinigung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn.
46. Geheimrat Prof. Dr. **Otto von Gierke,** Der deutsche Volksgeist im Kriege.
47. Geh. Rat Prof. Dr. **Kurt von Rümker,** Mit Schwert und Pflug!
48. **Erich Meyer,** Deutschland und Ägypten.
49. **W. von Massow,** Wie steht es mit Polen?
50. Geheimrat Dr.-Ing. **H. Muthesius,** Die Zukunft der deutschen Form.
51. Dr. **Hans Rost,** Deutschlands Sieg — Irlands Hoffnung.
52. **R. Goldmann,** Der Geist d. Militarismus.
53. Prof. Dr. **Levin L. Schücking,** Der englische Volkscharakter.
54. Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **A. Neisser,** Der Krieg und die Geschlechtskrankheiten.
55. **Th. von Sosnosky,** Irredenta-Politik.
56. Prof. Dr. **Robert Liefmann,** Bringt uns der Krieg dem Sozialismus näher?
57. General-Konsul **Richard Kiliani,** Der deutsch-englische Wirtschaftsgegensatz.
58. Dr. **Theodor Heuß,** Kriegssozialismus.
59. **Moeller van den Bruck,** Belgier u. Balten.
60. **Prinz Olgierd Czartoryski,** Müssen Deutsche und Polen sich immer befehden?
61. **Jakob Schaffner,** Die Schweiz im Weltkrieg.
62. Dr. **Franz Bachmann,** Der Krieg und die deutsche Musik.
63. Dr. **H. v. Staden,** Indien im Weltkriege.
64. Prof. Dr. **Alfred Hettner,** Die Ziele unserer Weltpolitik.
65. Diplom-Ingenieur **Roland Eisenlohr,** Flugwesen und Flugzeugindustrie der kriegführenden Staaten.
66. Dr. **M. Ubelhör,** Frankreichs finanzielle Oligarchie.
67. Dr. **George von Graevenitz,** Die militärische Vorbereitung der Jugend in Gegenwart und Zukunft.

Dekan Eytel in Heidenheim schrieb an den Herausgeber u. a.: „Schon viele Ihrer Kriegshefte, deren Abonnent ich bin, haben mir in dieser Kriegszeit das Herz erhoben und gestärkt, ich sage Ihnen tiefen Dank dafür! Der Krieg ist ein Erwecker großer Gedanken, Ihre Arbeit bringt sie uns zur Kenntnis und zur Wirkung, und die Fülle großer Ideen und weitreichender Ziele kommender hoher Menschheitsentwicklung und Kulturarbeit trägt über alle Sorgen des Augenblicks kühn empor. Aber so gewaltig wie Trampes „Kampf um die Dardanellen" hat mich noch keines von allen erhoben. Vielleicht kommt es eigenen Gedanken entgegen, die mich längst beschäftigen. Ich begreife nicht, daß nicht jeder Italiener einsieht, daß Gibraltar und Suez Italien strangulieren und die Zukunft Italiens von dem Untergang der englischen Weltmacht abhängt."

Ein vollständiges Verzeichnis der Sammlung wird auf Wunsch überallhin postfrei und kostenlos versandt. Jedes Heft kann als Feldpostbrief (Porto 10 Pfg.) verschickt werden. Umschläge hierzu sind zu 2 Pfg. für jedes Stück durch jede Buchhandlung oder auch direkt von der unterzeichneten Verlagshandlung zu erhalten.

// **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** //

Google

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Roß in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google